MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81178-2

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

GEIGER,LUDWIG

TITLE:

BERLIN 1688-1840

PLACE:

BERLIN

DATE:

1893-95

Master Negative #
93-81178-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943B45
G275

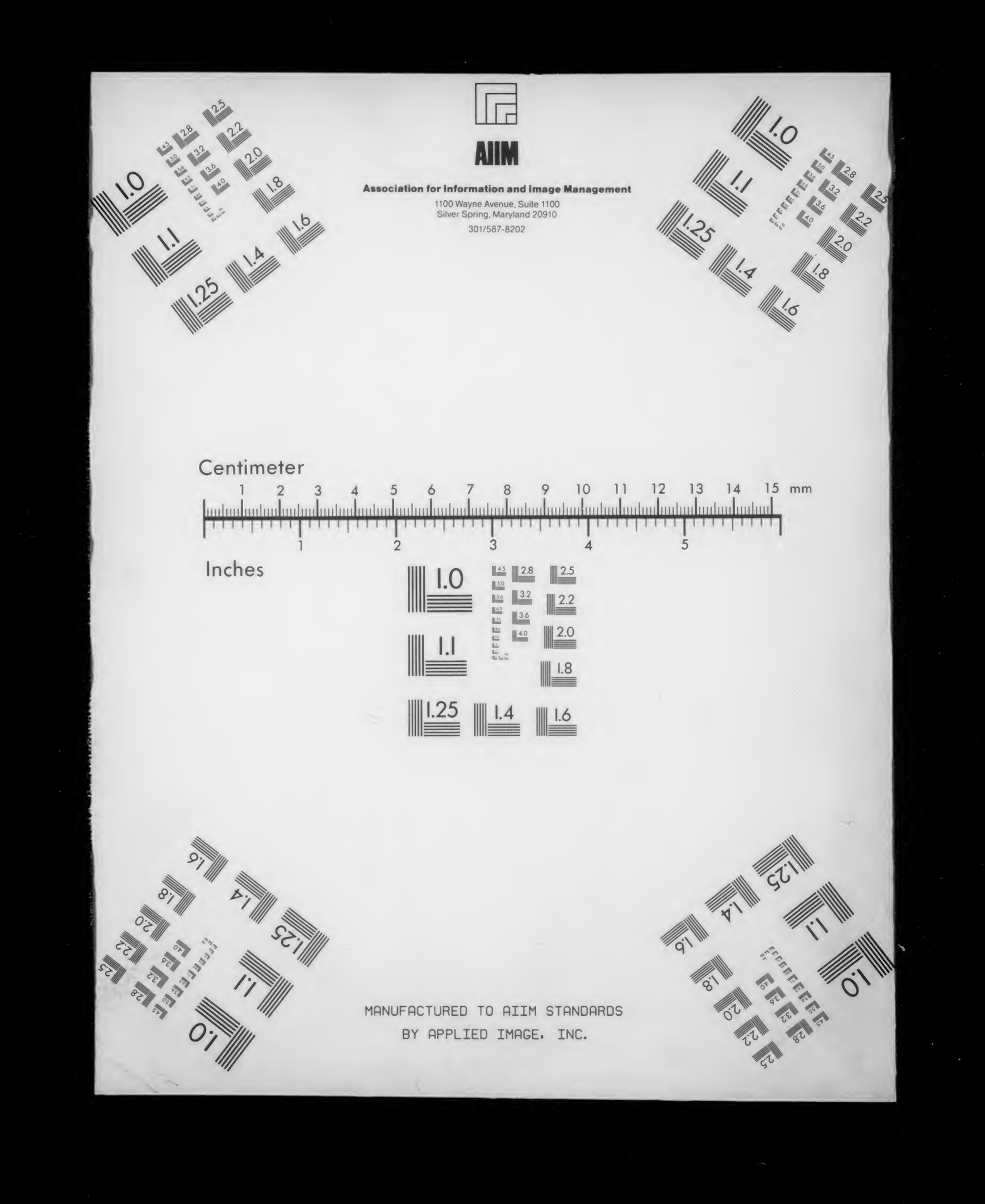
Geiger, Ludwig, 1848-1919.
Berlin 1688-1840; geschichte des geistigen lebens der preussichen hauptstadt. Berlin, Paetel, 1893-95.
2 v. 23½ cm.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 3/12/93 INITIALS BAP
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME 1


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

943B45

Columbia University
in the City of New York
Library

BOUGHT FROM
THE
CARL SCHURZ FUND
for the
Increase of the Library
1900

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Von

Ludwig Geiger.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Schwz. fd
cd

943 B45
G275

Alle Rechte vorbehalten.

12 - 15919 2 v

Cpl

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Von

Ludwig Geiger.

Erster Band.

Erste Hälfte.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Dieses Buch hat eine lange Geschichte. Als ich vor beinahe zwanzig Jahren als Dozent an die Berliner Universität kam, trat ich meine Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung über Berliner Litteratur- und Culturgeschichte im 18. Jahrhundert an. Seit jener Zeit pflegte ich den Plan weiter. Eine Vorarbeit dazu hatte ich in meiner „Geschichte der Juden in Berlin", 2 Bände, Berlin 1871, geliefert. Seitdem ließen andere Arbeiten die Vollendung jener größeren Aufgabe nicht zu. Materialien dazu sollten die im Vereine mit Fachgenossen herausgegebenen „Berliner Neudrucke" liefern, von deren 11 erschienenen Bändchen ich 4 und grade die umfangreichsten bearbeitete (Berlin, Gebr. Paetel, 1888—1892). Eine Anzahl dies Gebiet berührender Aufsätze, die einzeln in Zeitschriften erschienen oder als Vorträge gehalten waren, stellte ich in meinem Buche „Vorträge und Versuche" (Dresden 1890, S. 88—192) zusammen.

Nach längeren, häufig unterbrochenen Vorarbeiten trat ich im Frühjahr 1889 der Ausarbeitung der Aufgabe näher. Damals begann ich an der hiesigen Universität öffentliche Vorlesungen über das Thema zu halten, die in vier auf einander folgenden Semestern den in diesem Buche dargestellten Zeitraum behandelten. Ich nannte die Vorlesungen damals wie früher: Berlins Litteratur- und Culturgeschichte. Nach langen Erwägungen entschloß ich mich jedoch, diesen Titel aufzugeben und statt dessen den einer Geschichte des geistigen Lebens zu

wählen. Dieser Entschluß wurde besonders dadurch hervorgerufen, daß ich das oft mißverständlich gebrauchte Wort „Culturgeschichte" vermeiden wollte. Ich habe, wie ich dies gelegentlich (Münchener Neueste Nachrichten 1890, Nr. 512) ausgeführt habe, keineswegs eine geringe Vorstellung von Culturgeschichte und freue mich, durch solche Ausführung die Empfindlichkeit beschränkter Historiker gereizt zu haben, die noch immer im Ediren von Urkunden den Gipfel historischer Weisheit erblicken. Ich halte, wie Jakob Burckhardt, Culturgeschichte für die Zusammenfassung des gesammten geistigen und sittlichen Lebens und glaube, durch meine Bearbeitung des Burckhardtschen Werkes und durch meine anderen Arbeiten meine Berechtigung, in diesen Dingen mitzureden, genugsam erwiesen zu haben. Da man aber in neuerer Zeit angefangen hat — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt — bei Culturgeschichte den Hauptnachdruck auf Wirthschaftsgeschichte zu legen, eine derartige Ausdehnung der Studien aber meiner Neigung und Fähigkeit widerstreitet, so vermied ich lieber das Wort, um etwaigen Reclamationen die Spitze abzubrechen. Doch glaubte ich, darin dem ursprünglichen Plane treu, Geistesgeschichte im weitesten Sinne auffassen zu müssen, die Bethätigung des menschlichen Geistes auch in der Kunst darzulegen und die sittlich-ökonomischen Zustände der verschiedenen Epochen zu streifen. Freilich wurde ich als Litterarhistoriker dadurch zu Ausflügen auf Gebiete veranlaßt, die mir fern liegen, wie auf das der Kunstgeschichte, und bitte daher, die diesem Nebengebiet gewidmeten Abschnitte nachsichtig aufzunehmen.

Die Begrenzung des in vorliegendem Werke behandelten Stoffes möchte Manchem willkürlich erscheinen. Sie ergibt sich indessen naturnothwendig aus der hauptsächlichen Betonung des Litterarischen. Gewiß hat Berlin nach 1840 litterarische und wissenschaftliche Leistungen hervorgerufen, die den in früheren Epochen aufgetretenen nicht nur ebenbürtig, sondern zum Theil überlegen sind. Auch in der Periode vor 1688 existirten in

Berlin einzelne Dichter, Schriftsteller und Gelehrte, ohne daß es doch ein bedeutsames litterarisches Leben gab. Daher mußte der Anfang mit dem Regierungsantritt Friedrich's I. gemacht werden. Seitdem entfaltete sich dieses geistige Leben, gleichen Schritt haltend mit der Vergrößerung des Staats, der eigentlichen Entwickelung der Stadt aber weit vorauseilend. Dieses städtische Leben tritt seit 1840 in eine neue Epoche, die ihren besonders kennzeichnenden Ausdruck findet in erweiterter Handelsthätigkeit einer-, sowie dem Erwachen und starken Vordrängen des politischen Lebens andrerseits. Alles dies zu schildern, das im nächsten Zusammenhang steht mit noch nicht abgeschlossenen Arbeiten und Bestrebungen der Gegenwart, halte ich nicht für meinen Beruf. Aus solchen Erwägungen mußte sich als Gegenstand des Werks die in sich einheitliche Periode von 1688 bis 1840 ergeben, die mit dem Bestreben beginnt, dem Staat und damit auch der Residenzstadt königliches Ansehen zu gewähren, und mit dem Zeitpunkt abschließt, da die Bürger der Stadt und des Staates vor Allem volle Theilnahme an der Staatsverwaltung begehren. Die Eintheilung in die zwei Bände ergab sich von selbst. Der erste schließt mit dem Tode Friedrich's II., als mit der Zeit, da eine Glanzperiode geistigen Lebens zu Ende ging. Der zweite enthält eine Periode, die, nach Jahren gerechnet, wenig mehr als die Hälfte der ersten umfaßt. Aber ihr Inhalt, der unserer modernen Entwickelung viel näher steht, als der der früheren Jahrzehnte, ist ein so reicher und mannigfaltiger, daß der Umfang dieses Theils kaum kleiner sein dürfte als der des ersten. Der zweite Band wird voraussichtlich im Herbst 1893 erscheinen.

Schon die Begrenzung des Stoffes — Anfang und Ende einem Regierungsbeginn und Herrschaftsschluß entsprechend — deutet an, daß von der Persönlichkeit der fünf preußischen, während jener Periode herrschenden, Könige gesprochen werden mußte. Jedoch soll dies nur insoweit geschehen, als jene Könige auf das geistige Leben eingewirkt haben. Eine Darlegung der

preußischen Geschichte lag mir ebenso fern, wie eine Geschichte der Stadt, ihrer Verfassung und Verwaltung. (Für das allgemein Geschichtliche haben mir die berühmten Werke von Ranke und Droysen gute Dienste geleistet, die ich deswegen an dieser Stelle dankbar erwähne.) Schon durch diese Ausschließung des Politischen und Städtischen unterscheidet sich das vorliegende Buch von zwei großen Werken, die die Gesammtgeschichte Berlins zu behandeln unternehmen: A. Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. 4. Auflage. Zwei Bände. Berlin 1886; O. Schwebel, Geschichte der Stadt Berlin. 2 Bände. Berlin 1888. Hoffentlich unterscheidet sich aber mein Buch von den genannten Werken noch in anderer Weise. Denn als wissenschaftliche Werke kann ich beide Arbeiten nicht ansehen. Mein Verdammungsurtheil Schwebel's habe ich schon an anderm Orte („Die Nation" 1888 Nr. 47, 1889 Nr. 26) ausgesprochen und möchte nun, da der Autor nicht mehr unter den Lebenden weilt, das Urtheil nicht wiederholen. Das Streckfuß'sche Buch, das durch die Zahl seiner Auflagen seine Beliebtheit in weiten Kreisen bekundet, ist ein Unterhaltungsbuch, aber kein wissenschaftliches, das durch sein anekdotenhaftes und politisch-geschichtliches Beiwerk seiner Aufgabe untreu wird und statt allseitiger gewissenhafter Benutzung der Quellen eine recht oberflächliche Verwerthung abgeleiteter und trüber Quellen zeigt.

Einer fleißigen Quellenbenutzung darf ich mich wohl rühmen. Nur im Nothfalle habe ich die einzigen Führer mancher meiner Vorgänger: Küster und Nicolai (über die Buch 3, Kap. 14 und 15 zu vergleichen ist) benutzt. Mehr mußte ich das fleißige und sehr gründliche Werk von König: Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften in der Residenzstadt Berlin seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786, 3.—5. Theil (der 4. und 5. haben je 2 Bände), Berlin 1785—1799, zu Rathe ziehen. Es ist ein nach den Quellen gearbeitetes, gründlich unterrichtendes, schlicht gearbeitetes Buch, dessen Führung man häufig nicht entbehren kann.

Alle übrigen zum Theil recht seltenen Quellen und die überaus zahlreichen Bearbeitungen, aus denen ich meine Darstellung entnahm, habe ich gewissenhaft in den Anmerkungen genannt. Sie sind unendlich zerstreut und zahlreich. Grade bei dieser Fülle des Materials, bei der ungeheueren Zahl der zu beachtenden Stoffgebiete mag mir manches einzelne Buch entgangen sein, vielleicht auch ein oder das andere Quellengebiet, aus dem Belehrung zu schöpfen gewesen wäre. Solche Mängel wird der Kundige leicht entschuldigen. Es handelt sich auf einem wissenschaftlich bisher so gut wie gar nicht gepflegten Gebiete um einen ersten Versuch, der nachsichtig aufgenommen werden muß. Auslassungen zu ergänzen, Falsches zu berichtigen, werde ich gern bestrebt sein, damit das Buch, wenn sich Gelegenheit zu einer erneuten Gestalt bietet, auch in vollkommenerer Weise erscheinen kann.

Von handschriftlichen Quellen sind die Akten des Berliner Geh. Staats-Archivs benutzt, Einzelnes aus dem Königl. sächs. Haupt-Staats-Archiv, wobei ich mich der ganz besonderen Freundlichkeit des Herrn Archivraths Dr. Distel zu erfreuen hatte, J. H. Landolt's „Reisejournal" (3. Band 1784) wurde mir durch die Güte seines Enkels, des Herrn Geh. Reg.-Raths Landolt in Berlin zugänglich; einige Notizen konnte ich den Briefen Ramler's, Sulzer's, Krause's, Winckelmann's entnehmen, die in der Gleim'schen Familienstiftung in Halberstadt aufbewahrt werden; Manches, freilich mehr für die spätere Zeit, ist der Bellermann'schen Briefsammlung in der Göritz-Lübeck-Stiftung zu Berlin entnommen. Einzelne Nachweise aus der Gottsched'schen Briefsammlung (Univ. Leipzig) verschaffte mir Herr Dr. Eugen Wolff in Kiel.

Hauptsächlich jedoch war ich auf gedrucktes Material angewiesen. Außer meiner eigenen Sammlung konnte ich die Schätze der Berliner Königlichen Bibliothek ausbeuten. Das

Meiſte aber entnahm ich aus dem reichen Bücherbeſtande der Göritz-Lübeck-Stiftung, die mit Recht als die ſpezifiſche Berliner Bibliothek bezeichnet werden kann und die außer durch ihren großen Reichthum noch durch die unermüdliche Gefälligkeit und ſachkundige Unterſtützung, welche ihr Begründer und Vorſteher Herr Otto Göritz gewährt, für den wiſſenſchaftlich Arbeitenden eine unerſchöpfliche Fundgrube iſt. Ihm vor Allen gebührt wärmſter Dank! Einzelne ſeltene Druckſchriften verdanke ich der Güte der Herren Stadtſchulinſpectoren Dr. L. H. Fiſcher und F. Jonas.

Die vielfach benutzten Bibliotheken und Archive ſind der Raumerſparniß halber mit folgenden Abkürzungen bezeichnet:

K. B. = Königliche Bibliothek,
G. L. St. = Göritz-Lübeck-Stiftung,
Gr. Kl. = Bibliothek des Grauen Kloſters,
Jo. G. = Bibliothek des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums,

ſämmtlich in Berlin.

Gl. A. = Archiv der Gleimſtiftung in Halberſtadt.
St. A. = Geh. Staats-Archiv in Berlin.

Ich wünſche meinem Werke wohlgeſinnte Leſer unter den Gebildeten in Berlin und außerhalb der Reichshauptſtadt. Denn das Buch ſoll keineswegs nur ein Beitrag zur Lokalgeſchichte, ſondern eine Gabe ſein, die mithilft, die Geſchichte des geiſtigen Lebens deutſcher Vergangenheit erkennen zu laſſen.

Berlin, 15. Auguſt 1892.

Ludwig Geiger.

Inhalts-Verzeichniß.

Erſtes Buch.

Seite

Die Begründung 1688—1713 1

Erſtes Kapitel.

Friedrich der Erſte und Sophie Charlotte . . . . . 3—14

Zweites Kapitel.

Hofdichter und Hoffeſte . . . . . 15—49
Beſſer's Gedicht an Sophie Charlotte. 15
Gedichte auf Bläſendorff 16
Nikolaus Peucker 19
Die Hofdichter: Canitz 22
Neukirch 24
Beſſer 25
Berlin als Spreeathen 28
Feſte, Illumination beim Einzug des Königspaares 28
Andere Illuminationen und Hoffeſte 32
Dramatiſche Vorſtellungen: Wirthſchaften 35
Beſſer's, Neukirch's, Reuter's Dramen 36
Wandertruppen in Berlin. 39
Comödie von der Geburt Chriſti 1693 40
Berliner Schulſpiel 1700 42
Die Kirche gegen das Theater: Spener, Porſt, Seidel, Fuhrmann 45

Drittes Kapitel.

Religiöſe Bewegung . . . . . 50—89
Frömmigkeit des Königs 50
Glaubensbekenntniß der Prinzeſſin Louiſe Dorothea Sophie . 51
Kirchenbeſuch und Kirchenbau 53
Die Parochialkirche 54
Pietismus. Spener 56

Seite

Kirchliche Unionsbestrebungen 60
J. C. Schade 62
Joh. Porst 65
Prophetensecte 68
Aberglaube 70
Porst und das Kirchenregiment 71
Das Berliner Gesangbuch 72
Katholiken 74
Die französischen Reformirten 76
Französisches Gymnasium 80
Französische Geistliche und Gelehrte 82
Juden 84

Viertes Kapitel.

Entwickelung der Wissenschaft . . . . . 90—146
Leibniz: Philosoph, Historiker, Politiker, deutscher Schriftsteller und Dichter 90
Die Societät der Wissenschaften 103
Akademieschriften 110
Berliner Kalender 114
Notizen aus den Kalendern 116
Berliner Schulmänner: J. Lange und Rodigast 120
Geschichtserzählung in den Kalendern 121
Pufendorf 122
Geschichtswerke über Brandenburg 128
J. Zwantzigk 129
Rittner's Rede auf Berlin 130
Marperger's Beschreibung 131
Geschichtliche Dichtungen 133
Poetische Verherrlichungen Berlins 134
Toland's Beschreibung der saubern Stadt 136
Straßenreinigung 137
Vertreter der Wissenschaft: J. C. Dippel 138
J. L. Frisch 140
Die erste populäre Wochenschrift 141

Fünftes Kapitel.

Blick auf die Entwickelung der Kunst . . . . . 147—163
Holländische Maler und Bildhauer 147
Fayencen, Porzellan 149
Französische Teppichweberei 149
Ausstattung der Bücher 150
Lustgarten 152

Seite

Münzsammlung. Beger 153
Akademie der Künste 156
Schlüter 158
Eosander von Goethe 162

Zweites Buch.

Die eiserne Zeit 1713—1740 165

Sechstes Kapitel.

Der neue Herr . . . . . 167—185
Charakteristik Friedrich Wilhelm's I. 167
Die Königin 174
Der Hof: Fürstliche Besuche. Czar Peter 175
August von Sachsen in Berlin 176
Sonstige Feste 179
Bauthätigkeit 181

Siebentes Kapitel.

Religiöse Zustände . . . . . 185—224
Frömmigkeit des Königs 185
Seine Stellung den Geistlichen gegenüber 188
Predigtweise 189
Sonntagsheiligung. Besetzung von Predigerstellen 190
Theologische Streitigkeit 191
Der Philosoph Wolff 192
Die Aletophilen 194
J. G. Reinbeck 196
A. H. Francke 198
Zinzendorf 199
Aberglauben. Weiße Frau 201
Gichtelianer und sonstige Schwärmer 203
Betrüger 205
Predigten über Unglücksfälle 206
Petrikirche 209
Dreifaltigkeitskirche 210
Katholiken 212
Salzburger Emigranten 214
Juden 219

Achtes Kapitel.

Wissenschaft und Litteratur. Theater und Kunst . 225—270
Stellung des Königs 225
J. P. von Gundling. Historische Werke 226

Seite

D. Faßmann 231
Streit mit Gundling 233
Todtengespräche 235
Morgenstern 240
Die Akademie 240
Gelehrtes Wunderkind: Baratier 241
Medicin 243
Schulwesen 245
Dichtkunst Schönemann 246
Theater. Eckenberg 254
Sonstige theatralische Vorstellungen 257
Vossische Zeitung 260
Intelligenzblatt 265
Kunst: Stellung des Königs zu ihr 266
Künstlerische Darstellungen der früheren Epoche 268
Wandteppiche 269

Neuntes Kapitel.

Sittlich-ökonomische Zustände . . . . . 271—294
Leben eines Bürgers. Stanislaus Rücker 271
Liebhabereien und Vergnügungen 274
Prachtentfaltung. Trauervorschriften 276
Handwerk. Bäckertaxe 277
Kaufleute. Gildewesen 278
Handelspolitik. Lagerhaus 280
Börseneinrichtung 281
Bestrafung der Verbrechen 282
Die Schloßdiebe Stieff und Runk 283
Andere Executionen 285
Oeffentliche Unsicherheit 290
Feuerordnung 291
Schluß 294

Erstes Buch.

Die Begründung.

(1688—1713.)

Erstes Kapitel.

Friedrich der Erste und Sophie Charlotte.

Am Anfang der neueren Geschichte Berlins steht der König Friedrich; als Kurfürst von 1688—1701: Friedrich III., als König von 1701—1713: Friedrich I., eine repräsentationslustige, prachtliebende Persönlichkeit. Man macht sich von ihm ein falsches Bild, wenn man auf ihn ausschließlich die Beurtheilung anwendet, welche Friedrich der Große von ihm gab. Danach wäre er in eitlem Streben nach Luxus und äußerer Pracht aufgegangen, hätte einen geringen Verstand besessen und dem Staate keinen sonderlichen Vortheil gebracht. Was Friedrich den Großen, der ja Geschichte keineswegs objektiv schrieb, bei dieser Beurtheilung leitete, war der mehr von dem Künstler als von dem Historiker zu beachtende Grundsatz des Kontrastes, der Gegenwirkung. Er war bestrebt, die eine Persönlichkeit zu heben durch Herabsetzung der anderen, und da es ihm darauf ankam, seinen Vater Friedrich Wilhelm I. und seine Großmutter Sophie Charlotte vielleicht über Gebühr ins Licht zu setzen, so mußte er Friedrich I. von der Stelle entfernen, welche die dankbare Mitwelt ihm gewährt hatte.

Friedrich ist keine leicht erkennbare, schnell definirbare Persönlichkeit; er ist weder ein Krieger noch ein Diplomat ersten Ranges. Er führte seine Truppen selten selbst ins Feld, doch war er nicht unkriegerisch, sondern griff, sobald es nöthig war, zu den Waffen und sah dann mit großer Aufmerksamkeit auf die militärischen Bewegungen, höchlich erfreut über die branden-

burgischen Siege. Auch in der Diplomatie war er nicht umgewandt, wenn er ihr auch keine neuen Wege wies. Aber er wußte sich seine Minister geschickt zu wählen und einen bestimmten unverrückbaren Standpunkt in staatsmännischen Angelegenheiten einzunehmen. Freilich liebte er den Prunk, und wie er durch die Entfaltung von Pomp und Pracht fremde Gäste und Günstlinge unter seinen Hofleuten zu ehren suchte, so war er froh, sobald man ihm Ehren erwies. Nun konnte er zwar feierliche Aufzüge, Feuerwerke und Geldgeschenke, welche er gab, nicht wieder empfangen. Was er jedoch als Gegengeschenk gern annahm, waren poetische Huldigungen und schöne Worte. Von diesen aber konnte er selten genug bekommen und nahm auch die übertriebensten und geschmacklosesten gerne an. Bei einer in Berlin stattfindenden Zusammenkunft der drei Könige von Dänemark, Polen und Preußen 1709, bei welcher die Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine vollzogen wurde, machte ein Herr von Meisebuch ein Gedicht, in welchem er die neugeborene Prinzessin mit dem Jesuskinde und die drei zufällig anwesenden Herrscher mit den heiligen drei Königen verglich. Solcher Vergleich aber, fast ebenso groß als Blasphemie wie als Geschmacklosigkeit, fand bei dem hohen Herrn nicht nur keine Bestrafung, sondern reiche Belohnung. Der angebliche Dichter nämlich erhielt ein Geschenk von 1000 Dukaten.

Diese Hinneigung zum Schwachen und Bedeutungslosen jedoch war vorübergehend. Sie war mehr eine Verirrung des Geschmacks als eine Verirrung des Herzens. Unwürdiges zu thun, war dem Herrscher fremd. Er ist — und darin darf man ihn einen echten Hohenzoller nennen — ein Mann der Pflicht. Gerechtigkeit rühmt Toland als Haupteigenschaft an ihm. Wenn er bei der Stiftung des Schwarzen Adlerordens, dessen Begründung Friedrich der Große gewiß nicht ganz gerecht nur der Lust seines Ahnen zuschrieb, einen Orden zu haben und ein neues Fest zu veranstalten, demselben die Umschrift gab: „Suum cuique“, so sprach er damit einen schönen und großen Grundsatz aus, den er auch wirklich befolgte. Ein Zeitgenosse rühmt von ihm: „Sein gegebenes Wort war ihm heilig. Daher überlegte er erst, ehe er etwas versprach; was er versprochen hatte, darauf konnte man sicher rechnen.“ Außer der Gerechtigkeit rühmt Toland auch Klugheit ihm nach. Den Beinamen des Weisen zwar, welchen schmeichelnde Zeitgenossen ihm gaben, würden wir ihm nicht verleihen. Aber Interesse für Kunst und Wissenschaft und ein gewisses Verständniß für beide läßt sich ihm nicht absprechen.

So manchen Erfolg er auch im Leben errang, wie viel Glanz er auch der Krone, wie viel neue Erwerbungen er auch dem Staate verschaffte, so war er doch nicht so eitel, sich selbst oder gar sich allein die Bedeutung seines Staates zuzuschreiben. Vielmehr sah er mit großer, stets gleich bleibender Verehrung auf seinen Vater. Ihm, dem Großen Kurfürsten, ließ er durch Schlüter das großartige Denkmal auf der langen Brücke in Berlin errichten, das wir noch heute bewundern. Er wollte, daß es mit ganz besonderen Feierlichkeiten enthüllt werde. Noch jetzt lesen wir nicht ohne Rührung das königliche Gebot, das der erste Herold bei dieser Enthüllung vorlas, „daß seine Königliche Majestät diese Statue, welche zu Friedrich Wilhelms des Großen und seiner unsterblichen Heldenthaten ewigem Andenken gesetzt und aufgerichtet worden ist, vor Allen und in Allem heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wissen wolle“.

Er that manches für seinen Staat; er wahrte ihm seine Größe und Unabhängigkeit, er erhöhte sein Ansehen nach außen und beförderte Gewerbfleiß und Thätigkeit der Bewohner; aber was in jener auslandsflüchtigen Zeit vielleicht am meisten bedeutete: er war ein deutscher Fürst. Er war Frankreich abgeneigt trotz des überwiegenden Einflusses, den sonst die meisten Herrscher und Staaten, ja auch die eigenen Angehörigen und Landsleute dem mächtigen Westlande Europas gewährten. Als er die Berliner Akademie begründete, stimmte er den mancherlei Plänen zu, welche die eigentlichen Urheber des Planes durch

diese Anstalt erreichen wollten. Aber er fügte zu dem Entwurfe der anderen eigenhändig hinzu, daß die Akademie auch wirken solle „zur Erhaltung der Reinigkeit der deutschen Hauptsprache".

Friedrich I. war dreimal verheirathet, mit Elisabeth Henriette von Hessen, mit Sophie Charlotte von Hannover, mit Sophie Louise von Mecklenburg. Die erste, welche sehr jung starb, hat für Berlin gar keine Bedeutung. Die dritte, die Gefährtin von Friedrichs letzten Lebensjahren, kommt nur für die eigenthümlich religiöse Entwickelung der Hauptstadt in Betracht; von ihr muß noch in anderem Zusammenhange die Rede sein. Eigentliche Bedeutung für Berlin hat nur Sophie Charlotte. Sie war am 20. Oktober 1668 in Hannover geboren. Ihre Hochzeit mit Friedrich — eine der damals beliebten politischen Verbindungen, die aber von Seiten des Fürsten fast eine Liebesheirath war — fand am 18. Oktober 1684 statt. Ihr Tod erfolgte gleichfalls in Hannover am 1. Februar 1705. Sophie Charlotte, welche selbst Königin wurde und schon als Kind in einem Schäferspiel sich diese Krone prophezeit hatte, stammt aus einem königlichen Geschlecht; ihr Großvater war der Winterkönig von Böhmen, ihre Tante war jene pfälzische Prinzessin Elisabeth, welche durch ihre Verbindung mit Descartes berühmt geworden ist, ihre Cousine war Elisabeth Charlotte, die Gemahlin des Bruders des großen Ludwigs XIV., die durch ihre unvergleichlichen Briefe eine so eigenartige Stellung in der deutschen Literatur einnimmt. Sophie Charlotte selbst war auch in Frankreich gewesen; schon damals war sie von hohen Personen aufmerksam und begehrlich betrachtet worden. Manche andere Fürsten suchten eine Verbindung mit ihr und ihrem Hause.

In manchen Dingen steht sie in direktem Gegensatz zu ihrem Mann. War er deutsch, so war sie französisch, dergestalt, daß die Sprache ihres Hofes und ihrer Hofgesellschaft durchaus französisch war und gleichfalls französisch die Sprache ihrer Briefe und ihrer vielgerühmten anmuthigen Plaudereien und

Schilderungen. Nahm sie einmal einen Deutschen auf, wie etwa den ihr von Leibniz zugeschickten Philosophen Wagner, so geschah es eigentlich nur aus Curiosität, einen ungenirten Polterer zu hören, der die französische Sprache eine „Canaillensprache" nannte und auf die Franzosen als geistlose Narren schimpfte, lieber das dünnste deutsche Bier als den schwersten französischen Wein trank, dabei witzige Einfälle hatte und in der Discussion sich gelehrt und scharfsinnig zeigte.

War der König prachtliebend, ein Verehrer und starrer Bewahrer des Ceremoniells, so vergaß die Königin der Form, ja spottete über sie. Freilich ging ihr Spott nicht so weit, daß sie sogar die Königswürde, wie man wohl gesagt hat, verachtete, aber das bei derselben befolgte Ritual war ihr gleichgültig, ja langweilig, so sehr, daß sie mitten in der Krönungsceremonie zu Königsberg, freilich in einem Moment, in welchem sie sich unbeachtet glaubte, eine Prise nahm, — ein unceremonielles Benehmen, wegen dessen sie sich einen argen Verweis ihres Eheherrn zuzog.

War er schwerfällig, einseitig, so daß er seine Aufmerksamkeit nur auf einen Gegenstand richtete und diesen freilich recht gründlich, aber doch nur bedachtsam und nicht ohne Schwanken ausführen konnte, so bestand ihre Virtuosität eben in der Vielseitigkeit, in der Schnelligkeit der Auffassung, in der leichten, spielenden Beherrschung der Sprachen, Künste und Wissenschaften, in der raschen Erkenntniß der Dinge und in der gewandten sicheren Benutzung der Menschen. Sie war rasch und vielseitig, ohne leichtsinnig und ungründlich zu sein. Vielmehr war gerade die Gründlichkeit ihr angeboren, und nichts konnte sie mehr kränken, als wenn man ihr, der Frau, nicht so viel zutrauen, wenn man sie, die Frau, nicht so weit in die Wissenschaft einführen wollte, wie den Jüngling und den Mann. Man ist stets von Neuem überrascht, wenn man die an sie gerichteten Briefe Leibnizens und die vieler Anderer liest, die ihm wiederum mitgetheilt wurden. Sie bekunden ein so vielseitiges Interesse der Fürstin, wie man es in jener Zeit der so mangelhaften Frauen-

bildung selten findet. Sie ging in die fernestliegenden philosophischen Fragen und in das Detail der exacten Wissenschaften ein. Aus jenen Briefen, besonders denen von Leibniz, der, ein Befreier aus geistiger Noth, von Fräulein von Pöllnitz einmal angefleht wird, er möge nach Berlin kommen, die Königin habe keinen Menschen, mit dem sie sprechen könne, erkennt man, wie tief sie eingeweiht war. Und hätte sie bloß Leibniz zu Gefallen sich mit dem Gedanken getragen, ein chemisches Laboratorium, ein Naturalienkabinet, ein Observatorium zu errichten, bloß weil ein solcher Anblick dem Freunde, wie er scherzte, erfreulicher wäre, als der Genuß des Berliner Braunbieres, bloß weil sie begierig war, ihrem Lützelburg den Namen Heliosophopolis zu verdienen, welche Frau in jener Zeit kam auf solche Gedanken?*) In ihr lebte ein männlicher starker Geist, der die weibische Verzärtelung des Körpers nicht duldete; — sie haßte die Aerzte und verstieg sich so weit, sie alle Charlatans zu nennen.

War Friedrich von Natur einigermaßen vernachlässigt, so war Sophie Charlotte schön. Deutsche und Ausländer priesen ihre blauen Augen und ihr schwarzes Haar. Hoch und Niedrig war entzückt von ihrer Anmuth, und ein französischer Gesandter versicherte und fand mit dieser Versicherung zahllose Anhänger: wäre sie nicht etwas zu stark, so würde sie die schönste Fürstin sein, die man sehen könnte.

Weiter jedoch darf man den Gegensatz zwischen Fürst und Fürstin nicht treiben. Mochte auch eine gewisse Gleichgültigkeit zwischen den Ehegatten herrschen, so waren sicherlich die völligen Haß athmenden Verse, welche Johann von Besser in einer berühmten Maskerade, in welcher Sophie Charlotte eine Quacksalberin vorstellte, derselben in den Mund legte, übertrieben; denn zu einer wirklichen Feindseligkeit zwischen dem fürstlichen Paare kam es nicht. All' die bösen Worte, welche Sophie Charlotte, freilich ihren Vertrautesten gegenüber, über ihren

*) Vgl. für diese Beziehungen zu Leibniz bes. dessen Werke ed. Klopp X. 112, 146, 160ff., 213.

Gemahl ausgesprochen haben soll, sind nicht recht bezeugt; es wäre mindestens höchst unzart von ihr gewesen, wenn sie wirklich ihren Gemahl einen Aesop genannt hätte. Ebenso wenig kann man sagen, daß sie eine Verachtung aller Politik zur Schau getragen und wirklich geübt, während ihr Gatte ja gerade in der Politik wirksam zu sein sich berufen fühlte; oder daß sie statt Frömmigkeit zu besitzen wie ihr Gemahl, den Unglauben einer Philosophin oder die Leichtfertigkeit eines Weltkindes gehabt hätte. In Bezug auf das erstere ist vielmehr neuerdings nachgewiesen worden, daß gerade die Fürstin es war, welche durch ihre Intriguen, ihre keineswegs gerechtfertigten Anschuldigungen den Minister Danckelmann zu Falle brachte und nach dem Sturze desselben eine Zeit lang großen Einfluß auf die Geschicke des Staates übte. Was aber ihre religiösen Anschauungen betrifft, so beruht das bekannte Wort Friedrichs des Großen: „Meine Großmutter war eine gute Frau, aber eine schlechte Christin" auf mangelhafter Kenntniß der Dinge. Starr dogmengläubig war sie freilich nicht, — hatte man ja bis zu ihrer Brautschaft eine öffentliche Erklärung über ihre Confession verschoben und es von dem künftigen Bräutigam abhängig gemacht, ob sie dem lutherischen oder reformirten Bekenntniß angehören sollte, — aber sie, welche die Oberflächlichkeit in allen Dingen haßte, hatte nicht nur eine ernste, tiefe Neigung für religiöse Fragen, sondern auch ein wahrhaft frommes Gefühl. Mochte sie sich gelegentlich auch Spöttereien erlauben nach französischem Geschmack, in welchem sie groß geworden war — so etwa die, daß Gott sehr dicke und unförmliche Leute nicht nach seinem Bilde geschaffen, sondern sich zu deren Erschaffung eine ganz besondere Form konstruirt habe, — so hörte sie aufmerksam und theilnehmend ernsten religiösen Debatten zu. Gegen den Freidenker Toland führte sie gern ihren Prediger Beausobre ins Feld oder erwog selbst mit ihrem Vertrauten theologische Subtilitäten, und wenn sie auch nicht den in Briefform abgefaßten an den Jesuitenpater Vota ge-

richteten Traktat verfaßt hat, den man ihr eine Zeit lang zuschrieb, so mochten die Ansichten, mit denen daselbst die katholische Lehre und Kirche bekämpft wurden, von den ihrigen nicht sehr entfernt sein. Sie war fromm und todesmuthig; die Art, wie sie gefaßt und gläubig, gleich weit entfernt von Heuchelei und von Cynismus, dem Tode entgegen ging, ist bewundernswerth.

In sehr merkwürdiger Weise begegnete sie sich einmal mit ihrem großen Enkel in dem Worte, daß Furcht und Hoffnung nicht das Motiv sein dürfen, welche den Menschen zum Suchen nach der Wahrheit leiten. Auch sie also gehörte zu jenen wahrhaft religiösen und moralischen Naturen, welche das Gewissen zur Richtschnur ihrer Handlungen nehmen und von der künftigen Welt weder Belohnung noch Bestrafung erwarten. Daß Leibniz aber, der freilich erst in den letzten Jahren, seit 1697, der Kurfürstin nahe getreten war, auf Grund der Unterredungen, die er mit ihr gepflogen, seine Theodicee geschrieben, bleibt ein Ruhm für die weise und fromme Königin.

„Diese Herrscherin," so charakterisirt sie einmal Friedrich der Große, „brachte nach Preußen den Geist der Gesellschaft, die wahre Feinheit und die Liebe zu Künsten und Wissenschaften." Die Berliner Akademie war in erster Linie ihr Werk; überall wohin sie kam, suchte sie, nicht etwa um einer angeblichen fürstlichen Pflicht zu genügen, oder um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, bedeutende Männer auf. Sie schuf eine neue Geselligkeit, indem sie an die Stelle des Spiels die feine Unterhaltung, an Stelle der rohen Trinkgelage freie Scherze gebildeter Männer und schöner Frauen setzte, — denn sie liebte das Schöne und umgab sich daher immer mit schönen Hofdamen, — an Stelle der groben Späße das Ergötzen an Gebilden der Kunst, das innige Behagen am Vorführen von Schauspielen und Opern der Hofgesellschaft beibrachte, welche nicht eben willig solchen Dingen Auge und Ohr lieh. Dabei machte sie freilich die Nacht zum Tage, und Manche, welche

dem Hofe des Königs und der Königin angehörten, mochten den Seufzer ausstoßen, den ein Memoirenschreiber jener Zeit berichtet: „Vom Abendessen der Königin konnte man sich zur Morgencour des Königs begeben."

Was diese von der Königin geschaffene Gesellschaft auszeichnete, ist nicht, wie sonst üblich, vornehme Geburt und hoher Stand, sondern Vornehmheit des Geistes und große Begabung. Sie, die Fürstin, welche auf dem Thron saß, gab das Beispiel der Freiheit. Inmitten einer vorurtheilsvollen Gesellschaft und in einer Zeit, in welcher der Kastengeist noch vollständig herrschte, entfernte sie sich von Vorurtheilen und suchte die strengen durch Jahrhunderte lang dauernde Unsitten fast geheiligten Abtheilungen zu durchbrechen oder zu verwischen. Darum zog sie Bürgerliche in ihre Gesellschaft, ja scheute sich nicht, sich selbst in ihren Fähigkeiten und Künsten, besonders in ihrer hervorragenden musikalischen Begabung vor ihren Gästen zu zeigen. Für ihre Vorurtheilslosigkeit spricht auch die Thatsache, daß ihr Kapellmeister ein Mönch Attilio war, dessen Abberufung ins Kloster sie unangenehm empfand; er trat später in eine ähnliche Stellung bei Kaiser Joseph I., sodann bei Philipp V. von Spanien. Sie liebte auch kostbaren Schmuck und Edelsteine, aber nicht allein wegen ihres Werthes und ihrer Pracht, sondern hauptsächlich wegen ihres schönen Anblicks und wegen der kunstvollen Arbeit. Dem Luxus aber war sie nicht seiner Kostspieligkeit halber abgeneigt, sondern weil er der Unabhängigkeit einen Zwang auferlegte, den sie nicht dulden mochte.

Nicht gern genoß sie das Schöne für sich allein. Auch die Schätze, über welche sie verfügte, wollte sie andern zu Theil werden lassen. Sie war froh des Spendens. Eben deswegen konnte sie nicht begreifen, daß Andere ihr Gut eifersüchtig zurückhielten. Daher haßte sie den Geizigen, weil das Laster des Geizes Mitleid und Güte im Herzen des Menschen untergrabe. Diese letztere Bemerkung brauchte sie im Hinblick auf

ihren Sohn, den späteren König Friedrich Wilhelm I. Indessen darf man aus dieser einen Aeußerung nicht den Schluß ziehen, daß sie mit ihrem Sohn zerfallen war. Sie hätte ihn freilich anders gewollt, als er in Wirklichkeit war. Sie wünschte ihn weniger roh, ja geradezu galant, nicht aber um ihn wie andere Prinzen jener Zeit frühzeitig in die Lüste einzuweihen, sondern wie sie dem Hofmeister schrieb, weil die Liebe den Sinn bildet und zu sanften Sitten gewöhnt. Mochte aber der Sohn ihrem Ideale wenig entsprechen, so blieb er ihr Liebling. Als er kurz vor ihrer letzten Reise nach Hannover seine Reise nach Holland antrat, zeichnete sie auf ein Blättchen ein Herz, benetzte es mit ihren Thränen und schrieb darauf die Worte: „Er ist fort."

Charlotte lebt in der Erinnerung der Nachwelt nicht durch einzelne Thaten, sondern durch den Inbegriff ihres Wesens. Ihr Gatte hat viele Gebäude errichtet. Sie hat die Grundlage zum Leben des modernen Berlin gelegt. Er in seiner Art konnte sie nur durch ein prächtiges Leichenbegängniß feiern, wobei unter den Sinnbildern auch ein Theil des Thierkreises sich befand, in welchem die Sonne dem Zeichen des Wassermannes begegnete, um dadurch anzudeuten, „daß die Königin den 1. Februar, an ihrem Todestage, in welchem die Sonne im Wassermann sich befand, so getrost wie die Sonne diesem Zeichen entgegen gegangen sei." Doch solche thörichten Vergleiche gehören einer entschwundenen Zeit an. Wir verehren die Königin als den Genius, der eine neue Zeit begründet, der Preußen und seine Residenz zu einem der Mittelpunkte des geistigen und geselligen Lebens gemacht. Ein naiver Ausländer, der Czar Peter der Große, mochte seine Bewunderung auf die von dem König ausgesprochene Frage, was ihm am besten in Preußen gefallen habe, in die Worte kleiden: „Was könnte denn einem Menschen noch besser gefallen als Deine Frau?" Suchen wir nach einem Ausdruck, der ihr hoheitsvolles und zugleich freundliches, ihr fürstliches und dabei echt menschliches Wesen bezeichnet, so begegnet er in der Inschrift, die sich auf

einer ihr gewidmeten Medaille findet: „In ihr vereinigt sich auf einem Throne Herrschergewalt und Liebe, in una sede morantur majestas et amor."*)

---

*) Literarische Notiz. Die Literatur über Friedrich I. ist nicht eben sehr sorgfältig zusammengestellt in der Allg. d. Biogr. Bd. III. S. 635. Die allgemeinen Werke von Droysen und Ranke bedürfen keiner besonderen Erwähnung. Vgl. ferner: Chr. H. Günther, Leben und Thaten Friedrich des Ersten Königs in Preußen. Breslau 1750. 4.

Johannis Friderici Crameri historiae divi Friderici I. Borussorum regis e numismatibus fragmentum. In: Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, das ist: Sammlung von allerhand u. s. w. Nachrichten und Schriften. (Von Küster.) Berlin, 1738. 8. Stück 8 u. 9.

Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg, erster König in Preußen, dargestellt von Franz Horn. Berlin, 1816. 8.

Die Schrift von Toland, von der im Text mehrfach Gebrauch gemacht und die auch später noch zu benutzen ist, führt den Titel: „Relation von den Königlichen Preußischen und Chur-Hannoverschen Höfen an einen vornehmen Staats-Minister in Holland überschrieben von Mr. Toland. Aus dem Englischen ins Teutsche übersetzet. Frankfurt 1706." (Es gibt außerdem noch 2 gleichzeitige Drucke.)

Ueber Sophie Charlotte vgl. noch: Reinhold Koser (nach ungedruckten Briefen) Deutsche Rundschau XIII., H. 12, S. 353—369. Briefe von der Königin, an und über sie, in Leibniz' Werken ed. Onno Klopp, Bd. VIII, IX, X. — Ueber ihre Beerdigung das Prachtwerk: Christ — Königliches Trauer- Und Ehren-Gedächtnüs, Der Weyland Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Sophien Charlotten, ... Als dieselbe am 1. Febr. 1705. zu Hannover höchst seeligst in dem Herrn entschlaffen, Und Darauf den 28. Junii, mit königl. Solennitäten in die königl. und churfürstliche Grufft in der Dohm-Kirche in Berlin beygesetzet worden. Zu Dero Unsterblichem Nach-Ruhm aufgerichtet. Cölln an der Spree, Druckts Ulrich Liebpert ... 1705, Folio. In 82 numerirten und 7 unnumerirten Tafeln werden sämmtliche Theilnehmer des Leichenconducts in gewiß richtiger Tracht aber mit conventionellen Gesichtern und ohne jeden Anspruch auf Porträtähnlichkeit dargestellt. Der Text enthält die Beschreibung des Begräbnisses, die Predigten; außerdem Gedichte, z. B. auf 20 Folioseiten das Gedicht Bessers, von dem im 2. Kapitel noch zu sprechen ist, über das Absterben der Königin.

Berichte über ihre Beerdigung und ihren Tod zusammengestellt und geprüft von Nicolai in der Berl. Monatsschrift 1799 Dez. S. 401—416. Erman: Mém. pour servir à l'histoire de la reine Sophie Charlotte. Berlin 1801. Darauf gestützt: Varnhagen v. Ense, Königin Sophie

Charlotte von Preußen, vielfach gedruckt, zuletzt: Biogr. Denkmale. 3. Aufl. 4. Th. Leipz. 1872.

Auch sonst erschienen prächtig gedruckte und mit allem Pomp ausgestattete Werke über feierliche Vorgänge des königlichen Hauses. Das großartigste ist: „Preußische Krönungs-Geschichte", d. h. eine Beschreibung der Königsberger Krönung 18. Jan. 1701 und des Berliner Einzugs 6. Mai. 1. Ausgabe ohne Kupfer 1702. 2. Ausg. mit Kupfern 1712. — Die Schilderung des Einzugs von S. 64 an. Die riesigen, zum Theile sehr sorgfältig ausgeführten Kupfer beziehen sich ausschließlich auf Königsberg. — Werk über Tod und Begräbniß Friedrich I. (1713) ist durchaus ohne Kupfer, zwar stattlich gedruckt, bekundet aber doch, daß auf die äußere Ausstattung keineswegs mehr derselbe Werth gelegt werde, wie in der Regierung des prachtliebenden Königs. — 54 kleinere Schriften, die zur Krönung Friedrich I. erschienen, sind in Sammelbänden der Königl. Bibl., Berlin. Sa 2953 zusammengebunden.

Zweites Kapitel.

Hofdichter und Hoffeste.

In einem oft angeführten Gedichte des Joh. von Besser an Sophie Charlotte kommen die Verse vor:

Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, durchlauchtigste Sophie
Sich nimmer dürfen sehen lassen;
Noch hat ihr Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Von dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute noch geschehn,
Allein, nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie: Warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: Hat sie mehr Lieblichkeit,
Als sie bisher gehabt, zu singen?
Nein! sie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Die Rauhheit der deutschen Poesie galt nicht für Berlin allein. Die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts litt vielmehr ganz allgemein unter den Nachwirkungen des großen Krieges und unter der unglücklichen Ausländerei. Aber Berlin war fast noch übler dran, als andere deutsche Städte. Nicht einmal die Person und die Thaten des großen Kurfürsten riefen einen namhaften Poeten hervor. Nur ein einziger großer Dichter, Paul Gerhard, hatte in jener Periode zeitweilig in Berlin gelebt. Was sonst dort gesungen wurde, erreicht kaum ein dürftiges Mittelmaß. Daher wird es genügen, an zwei Beispielen den Zustand der Poesie im damaligen Berlin darzulegen. Das erste bietet eine Sammlung Gelegenheitsdichtungen, welche beim Tode eines Kriegshelden des großen Kurfürsten erschienen.*) Am 22. September 1677 war Joachim Ernst Bläsendorff, Churf. Generalquartiermeister und Ober-Ingenieur bei der Belagerung von Stettin, mitten in kriegerischer Thätigkeit durch ein feindliches Geschoß getödtet und am 21. Oktober in der Petrikirche zu Kölln beigesetzt worden. Am Schlusse einer langen Rede Joh. Bödikers, in der es an poetischen Citaten aus Opitz („Lob des Kriegsgottes") u. A. nicht fehlt,

*) Ueber Bläsendorff 7 verschiedene Schriften alle 1677 und 1678, Cölln an der Spree bei Georg Schultze (Sammelband der G. L. St.). Als Probe mag der Titel von Bödikers Leichenpredigt folgen:

„Stand-Rede und Abdanckung, Zu letzten Ehren Des HochEdlen, Vesten, u. s. w. Herrn, Herrn Joachim Ernst Bläsendorffs, Churfürstl Brandenburg. gewesenen General-Quartiermeisters, auch Ober-Ingenieurs und Directoris aller Fortificationen und Bau-Sachen, Als derselbe am 22. Septembr. 1677. in der Belagerung vor Stettin, nachdem Er, seinem Berufe nach, in den Approchen arbeiten lassen, vom Feinde, mit einem gezogenen Rohr durchs Hertze geschossen, und alsofort unter denen Worten: Herr Jesu, wie geschiehet mir? sein Leben beschlossen; Hernachmals aber am 21. Octobr. darauff in Gegenwart Chur- und Fürstl. Abgesandten, vornehmer Stats-Personen und Volckreichen Versammlung, Standesmäßig in der Cölnischen St. Peters-Kirche beygesetzet worden, Gehalten Von Johanne Bödikero, P. Gymn. Col. Rectore. Cölln an der Spree, Druckts Georg Schultze, Churf. Brandenb. Buchdr. 1678.

klagte der Bruder Ge. Laur. Bläsendorff nur 12 Verse, weil die Thränen nicht mehr zulassen. Schon er benutzt den frommen Ausruf, mit welchem der Tapfere aus der Welt geschieden, „Herr Jesu wie geschiehet mir", zu gottseligen Betrachtungen, erregt aber wider seinen Willen einen komischen Eindruck, wenn er mit den Worten beginnt:

Das war ja Dein Beruf, daß Du ließst approchiren;
Drum warst Du sehr bemüht das Volk recht anzuführen.

Andere folgten ihm in Klagen, frommen Weisen und übertriebenen Lobeserhebungen. Joh. Bödiker selbst setzte den Verstorbenen über Daedalus und Mandrocles, Skopas und Libon, Artäus und Theodorus, Cherämon und Hermogenes, theils weil er mehr verstanden, als alle die Alten, theils weil er, wie ein Christ soll, auf Gott gebaut habe. J. G. Zeitz wundert sich, daß Mavors und Bellona auch diesen Tapfern nicht verschont habe, und fordert die betrübten Freunde auf, „die Thränen-Wangen abzuführen; doch so wie sich's gebühret." C. Ransleben dagegen, der in Anmerkungen schwelgt, in ihnen Anspielungen, theils auf römische, theils auf kürzlich verstorbene Krieger erklärend, warnt vor übertriebenem Schmerze: ist es ja doch des Helden Geschick, auf dem Schlachtfeld zu fallen:

Gott ist den häuf'gen Zähren Feind.
Der, der hier hat Ruhm bekommen,
Ist vom Himmel angenommen.

Im Namen der Freunde ergreifen Matthias Gleissenberg und G. D. Ritthausen, im Namen der Verwandten A. de Peine das Wort. Der Letztere, obwohl er den Verstorbenen sehr rühmt, hervorhebend, daß „der Auszug aller Kunst ihm recht vermählet war", tröstet sich und die Seinen doch ziemlich leicht mit dem Gedanken:

So lang' er hier noch war, plackt' er sich in dem Kriege,
Nun ist er dessen los, er hält Triumph und Siege,
Zuvor flog er bald da- bald dorthin über Land,
Nun ruht er trefflich schön in Gottes Vaterhand.

Einer der Ersteren zählt auf und rühmt des Verstorbenen vielseitige Kenntnisse und die Hochachtung des Fürsten, der statt dieses Mannes mit dem „künstlichen Wissen" nicht ungern „eine Anzahl vieles Volkes" gemißt haben würde.

Den Schluß macht ein „mitleidend entworfenes" Klaggedicht in 16 Strophen von J. E. S. Blesendorf. Er selbst richtet hier das Wort an den frommen Christen, an Gattin und Kinder, rühmt sich der Gunst seines Fürsten und spottet der Neider, die ihn noch im Grabe verfolgen. Diese Verfolgung könne ihnen aber nichts nützen, da sein Ruhm anerkannt sei, denn so lautet eine Strophe, die in einem Leichengedicht recht seltsam klingt:

Das weltgepriesene Römerland
Mit seinen klugen Gaben
War meinem Fleiße nun bekannt:
Ich legte Wall und Graben
Ganz richtig nach dem Linial,
Und durft' nur ein zweibeinig Stahl
In allen dazu haben.

Auch Auswärtige mischten ihre Stimmen in den Berliner Chor. Joh. Christ. Rhetel, Student der Theologie, „wollte von Leipzig aus pflichtschuldigst" den Todten besingen. Der arme Student wurde von dem Schwiegervater des Verstorbenen unterstützt und mochte nun nicht schweigen, „da sich mein Gönner schwemmet in schwarzer Trauerfluth", sondern fühlte die Verpflichtung, die Hinterbliebenen durch den Hinweis zu trösten, daß Gott „für Thränen-Salz süßen Freudenwein schenke." Der Halberstädter Joh. Christoph. Koch geht noch weiter. Er will es für ein Glück betrachten, daß diese Sonne zu scheinen aufgehört habe:

Zwar hat sie sich entzogen
Dem Wesen dieser Welt und scheint im Himmelsbogen
Allwo sie allstets prangt in grauer Ewigkeit
Und ihrer Klarheit Glanz ausbreitet weit und breit.

Drei Quedlinburger Schulmeister endlich stiften dem Verstorbenen ein, wie sie selbst sagen, „trauriges Denkmal",

Joh. Heinr. Sprögel lateinisch, Christ. Heinr. Lauterbach und Samuel Schmid deutsch. Der Erstere meint:

Fürwahr viel sanfter stirbt, den stracks die Nereu-Klauen
Zu Grunde ziehen hin, als der in Hoffnung quält
Und Arm' und Schenkel bang ermüd't im Wellen-Feld;

der Letztere hat durch mühselige Berechnung, durch „Versetzung Kabbalischer Dreieck-Zahlen" herausgebracht, daß der Zahlenwerth der Worte „Joachim Ernst von Blesendorf" gleich sei dem des Spruches: „Er hat es jetzt selig gewaget" und variirt den letztern mit großer Ausführlichkeit, indem er besonders Stettin, der steinernen Stadt, dem andern Ilium ihre Eiskälte vorwirft.

Den eigentlichen Durchschnitt der damaligen Gelegenheitspoesie bezeichnete Nicolaus Peucker, der seit 1641 in Berlin lebte und 1674 als Kammergerichtsadvokat und Stadtrichter zu Kölln an der Spree starb. Von seiner Beliebtheit zeugt der Umstand, daß er bei allen Gelegenheiten, d. h. bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen in bürgerlichen und adligen Familien zu poetischer Mitwirkung aufgefordert wurde, noch mehr die Thatsache, daß seine Gedichte fast dreißig Jahre nach seinem Tode durch den Berliner Buchhändler O. Ch. Pfeffer gesammelt und gedruckt wurden.*) Der Sammler hat wohl den an den

*) Ueber Nicolaus Peucker vgl. Goedeke, Grundriß III, 2. Aufl. S. 271, besonders G. Ellinger im Neudruck einer Auswahl aus dem gleich zu erwähnenden Werke, Berlin, Paetel 1888, Berliner Neudrucke 1. Ser. 3. Bd. Sein Werk erschien zuerst unter folgendem ausführlichen Titel: Nicolai Peuckers, Des berühmten Cöllnischen Poeten, Und weyland Churfl. Brand. Cammer-Gerichts-Advocati, wie auch Stadtrichters und Rahts-Cämmerers in Cölln an der Spree wolklingende, lustige Paucke Von 100. Sinnreichen Schertz-Gedichten, Theils der Hohen Herrschaft in tiefster Unterthänigkeit, theils vielen Hoch-Adelichen, und andern vornehmen hiesigen Familien zu besondern Ehren geschrieben, Nunmehr aber nach des sel. Autoris Tode in diese Ordnung verfasset, mit Fleiß übersehen und zum Druck befodert von Otto Christian Pfeffern, Buchhändlern in Berlin. druckts Gotth. Schlechtiger, 1702". — Der günstigen Beurtheilung Peuckers, wie sie, wenn ich nicht irre, zuerst durch O. F. Gruppe in die Literaturgeschichte eingeführt wurde, kann ich nicht

Namen des Dichters anklingenden Titel „Wohlklingende, luſtige Pauke“ nicht erfunden, ſolche Anklänge entſprechen vielmehr dem Geſchmacke des Poeten. Er war ein armer Teufel, der ſich über das geringe Erträgniß ſeiner Poeſie beklagte, ein Ruhmesdurſtiger, der ſich heftig gegen die Kritik ſeiner Neider wehrte. Er nahm den Mund ſehr voll, wenn er einen Hochſtehenden zu loben hatte, richtete aber bei ihnen, ſowie bei Niedriggeborenen und einfachen Bürgerlichen, das Maß ſeines Lobes nach der Bezahlung ein, welche er erhielt oder erwartete. Er wählte nicht frei die Gegenſtände ſeiner Dichtung, darum unterrichtet er auch in ſeinen Poeſieen weniger über ſeine Geſinnungen und Empfindungen, als über die Sinnesrichtung des Publikums ſeiner Zeit. Vielleicht war er gar nicht ſo frivol, wie es den Anſchein hat, aber durch die Gewöhnung, in Hochzeitsgedichten grade den geſchlechtlichen Verkehr ſtark zu betonen, lernte er an derben Scherzen und wirklichen Zoten Gefallen zu finden. Fromm, in der Art und nach der Forderung der Zeitgenoſſen mag er geweſen ſein, aber eine individuelle Geſtaltung ſeines religiöſen Weſens vermag man aus ſeinen Gedichten nicht zu gewinnen. War er aber feineren und höheren Gefühlen nicht zugänglich, ſo war er wohl im Stande, dasjenige zu beobachten und zu ſchildern, was er vor ſich ſah. Die Kriegsgreuel hatten ihn die Segnungen des Friedens kennen gelehrt und bewogen ihn, ſeiner Friedensſehnſucht und Friedensliebe Ausdruck zu verleihen und mit mannigfachen Anſpielungen auf den glücklich überſtandenen Krieg hinzudeuten. Auf die Vorgänge der Natur achtete er gern, ſtellte nicht ohne Humor den Unterſchied von Stadt und Land dar und beſchrieb manchmal die Landſchaft mit einer gewiſſen Naivetät, die Jahreszeiten und den Geſang

beitreten. Im Allgemeinen bemerke ich, daß ich die Stellen aus älteren Drucken, ſoweit ſie im Text mitgetheilt werden, etwas moderniſirt habe, um das Verſtändniß derſelben zu erleichtern, die in den Anmerkungen angeführten Titel dagegen ſind wörtlich genau gedruckt. Auf eine buchſtäbliche Treue mußte ich bei der grenzenloſen Willkür, oft Sinnloſigkeit der in dieſen Titeln beliebten Schreibweiſe häufig verzichten.

der Vögel mit erkennbarer Freude. Meiſt jedoch kleckſte er, wie ein Ruppiner Bilderbogen und wurde kindiſch, wenn er anſchaulich werden wollte. Unſerm Geſchmacke wenigſtens erſcheint die folgende an den Churprinzen Karl Aemil gerichtete Beſchreibung des Luſtgartens in Berlin, welche freilich neuerdings Vertheidiger, ja Bewunderer gefunden hat, höchſt jammervoll: „Den Garten, den Dein Vater hat So wunderſchön gebaut, Desgleichen Babylon die Stadt Kaum jemals angeſchaut. Du wirſt Dich wundern um den Mann, Mit einem Gabel-Stiel, Der Waſſer von ſich ſprützen kann, Sobald der Gärtner will. Du ſiehſt den wunderſchönen Klee dem Lenz entgegengehn Und Männerchen, weiß als den Schnee In guter Ordnung ſtehn.“ Nicht minder ſchlimm ſind andere für denſelben Prinzen beſtimmte Verſe, in denen platte Natürlichkeitsſucht und geiſtloſe Spielerei ihr Weſen treiben. In ihnen heißt es: „Wenn Flora ſich tapetengrün Im Felde läſſet ſehn, Dann kannſt Du mit nach Potsdam ziehn, Die Reiſ' iſt bald geſchehn. Nach Potsdam, das der Helden Held Dein Vater oft beſucht, Das der Frau Mutter wohlgefällt, Wenn ſie zur Wirthſchaft kocht. Wenn die beſchwatzte Schwalbe kommt und die ſo fromme Lerch Ihr ſommerlanges Lied anſtimmt, Dann höret man die Störch Auf ihrem Neſte klappern ſtehn, Prinz, das haſt Du noch nie Gehört, laß uns noch weiter gehn. Wie ruft der Kukuk: Wie?“ Für ſolche Huldigungen gab's wohl gelegentlich einen Braten aus der kurfürſtlichen Küche, womit die Poeſien reichlich bezahlt waren und der Poet ſich ſehr zufrieden dünkte.

Die Bürgerſchaft ihrerſeits ging gleichfalls nicht leer aus. Auch in den ihr beſtimmten Gedichten herrſcht nicht der erleſenſte Geſchmack. Will der Dichter ein Paar ernſt feiern — die Braut war eine Wittwe und ſoll ſchon vor ihrer erſten Ehe den zweiten Bräutigam geliebt haben —. ſo braucht er die wenig feierlichen Töne: „Ein alter Käſe zeuget Maden Und ſtinkt gleich einem alten Schaden . . . Nur alte Lieb und alter Huſten, Die ſollen, wie man ſagt, nicht roſten.“ Wird er aber

gar humoristisch, so quält er sich und Andere, wie etwa in der grausamen 35 Mal vorgebrachten Spielerei mit dem Namen des ehrsamen Fürstenwalder Bürgers Joh. Kiepe, wo es heißt: „Nun so Kiepe, liebes Paar, Daß die Kiep ein andre Kiepe Bringt getragen übers Jahr, Daß es in der Kiepe pipe, Durch des Kiepens Stub' und Haus, Bis der Kiepen auf der Erden Eine große Menge werden, Kiepe, diese Kiep ist aus."

Derartigen Vorgängern waren die Dichter in Friedrichs Zeit glücklicherweise nicht ganz ähnlich. Auch für die Dichtkunst hebt an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts eine neue Zeit an. Sie beginnt unter Friedrich I., theilweise auch durch ihn. Der Zeitgenosse Wernicke, der eine literarische Reform oder Revolution mit anbahnen half, braucht einmal das Wort: „Unterdessen, so scheint es, daß der königlich preußische Hof auch in diesem Stück des Vaterlandes Ehre befördern und die vor Zeiten sogenannte Göttersprache von der Verachtung tragen und zum wenigsten zu einer männlichen Sprache machen wolle". Wie der Sprache, so gewährte der König denen, welche die Sprache beförderten, ein freundliches Plätzchen. Die drei Berliner Dichter, welche Peuckerschem und anderem Unwesen entgegentraten, Canitz, Besser, Neukirch, lebten in des Königs Nähe.

Wer an Canitz, Besser und Neukirch herantritt, kommt sich vor, als wenn er aus einer rauchigen Dorfkneipe in einen Salon versetzt wird. Im Salon mag's bei aller äußerlichen Ehrbarkeit oft recht langweilig sein, aber man fühlt sich in der Luft, die dort herrscht, wohler und freier.*) Alle drei, F. R. L. von Canitz (1654—1699), Joh. von Besser (1654—1729), Benj. Neukirch (1665—1729), waren gebildete Männer, hochstehende

*) Für Canitz, Besser, Neukirch die bibliograph. Zusammenstellung bei Goedeke, Grundriß, III, 2. Aufl., S. 345 fg., 349. — Hier sind benutzt Canitz, Gedichte, Ausg. von J. U. König, Berlin 1765. Vergl. Lutz, F. R. L. v. Canitz, sein Verh. z. franz. Classicismus. Neustadt a. H. 1887. — Des Herrn v. Besser Schriften hgg. von J. U. König, 2 Bde., Leipz. 1732. Seine und Canitz' Biographie von K. A. Varnhagen v. Ense. Biogr. Denkmale. 3. Aufl. 4. Theil. Leipz. 1872. — Benj. Neukirch's ausgewählte Gedichte von Gottsched. Leipz. 1744. Eine (grade für unsern Zweck nicht sehr nützliche) Auswahl seiner und C.'s Poesien in Kürschner's Deutsche Nat. Lit. Bd. 39 hgg. von L. Fulda.

Beamte, die längere Zeit in Berlin lebten. Alle drei waren Hofdichter, welche gemeinsam gegen Schwulst und Unnatur der Lohensteinianer auftraten und den französischen Geschmack in Deutschland einführten. Aber jeder der drei hat eine eigenthümliche Physiognomie.

Das berühmteste und meist angeführte Gedicht von Canitz ist die Trauerode auf den Tod seiner Gattin Doris. Während der Brautzeit, die drei Jahre währte, und in einer ziemlich langen Ehe, in welcher ihm sieben Kinder geboren wurden, hatte er seiner Leier keinen Ton für die Geliebte entlockt; nun fand er Stimmung zu 27 wohlgebauten, von traurigen Klagen, Todessehnsucht, Liebesüberschwänglichkeit und Trostlosigkeit angefüllten achtzeiligen Strophen, um nach zwei Jahren einer anderen Frau die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Auch seine Freundschaft durfte man nicht starken Proben aussetzen; und auch sein Glaube war nicht durch Zweifel und Prüfungen gewonnen, sondern hielt sich in den üblichen conventionellen Grenzen. Doch ist es immerhin nicht die Freundschaft und die Religion im Allgemeinen, von der er spricht; wie seine Geliebte, so sind es auch seine persönlichen Freunde, von denen er redet, und sein Gott, der ihn „durch unbekannte Gänge sehr wunderbar, doch immer wohl geführet". Aber Freundschaft, Liebe, Religion, so oft sie auch von ihm besprochen wurden, waren nicht die Dinge, die ihn innerlich am meisten beschäftigten. Sein Interesse ward vielmehr durch die Geschichte, die Tagesereignisse und die literarischen Bewegungen seiner Zeit erregt. Das geschichtliche Interesse bethätigte er durch eine in Verse gebrachte „Folge der römischen Kaiser". An den Tagesvorgängen hatte er eine gewisse Freude, eine Mischung von Genußsucht und Selbstüberhebung; er be-

richtete seinem Freunde, dem Oberjägermeister von Wülckenitz, gern von den Hofscandalen, sprach aber lieber von seinem „freien Blumberg", wohin er sich aus dem Lärm der Stadt und den Vergnügungen des Hofes flüchtete. Er war ein Poet und sprach gern von Poesie. Aber da er seinen Boileau mit Nutzen gelesen hatte, so fand er bei den Zeitgenossen nicht Alles lobenswerth. Im Gegentheil trat er mit großer Entschiedenheit gegen die Reimwuth seiner Collegen auf, verwahrte sich gegen die „auf Stelzen gehende" Ausdrucksweise der gleichzeitigen Dichter und rief verzweifelnd aus, daß der Helikon zum Blocksberg geworden sei.

In ähnlich kriegerischer Stimmung befand sich Neukirch, dessen Satire um so merkwürdiger ist, als er ursprünglich selbst auf Seite der Lohensteinianer gestanden hatte. Freilich bekämpfte er außer den schlechten Poeten auch Wollust und Ehrgeiz, Trägheit und schlechte Erziehung, blieb aber bei diesen satirischen Ausfällen, ebenso wie bei dem gegen unwissende Richter so sehr im Allgemeinen, daß Anspielungen auf zeitgenössische Vorfälle und Personen seinen Gedichten sich nicht entnehmen lassen. Doch lieber als Tadel verkündete er Lob. Er pries Gott in ungemessener Weise, ohne für seine zur Schau getragene Inbrunst neue und echte Töne zu finden. Häufiger verherrlichte er die Menschen. Er pries die Frauen, aber nicht mit voller Wahrheit, denn Liebe war ihm, wie er einmal ausdrücklich sagt, stets nur ein Spiel. Besonders pries er, wenn er auch gelegentlich Ausländisches berücksichtigte, deutsche Fürsten, wie den Herzog von Braunschweig und den Kaiser Leopold, über dessen Sieg bei Belgrad er ein Lied anstimmte mit folgendem Anfang: „Zweimal gebiert die Kaiserin und zweimal fallen Türkenhaufen". In die erste Linie stellte er aber Berlins hohe Beamte, die Minister Danckelmann und Fuchs, deren persönliche und amtliche Ereignisse er dichterisch verherrlichte, sowie den König und die Seinen. Nichts war ihm zu geringfügig: selbst das Edikt, daß die Nachtigallen nicht aufgefangen werden sollten, entlockte

ihm einen Vers. Aber er fand auch Größeres: den Tod des großen Kurfürsten und die Thronbesteigung des neuen Königs, die Jahrestage der Krönung, den „Streit des alten und neuen Saeculi", auch einzelne Vorgänge, wie die Eroberung der Festung Geldern. Oft war er in seinem Lobe bei aller Redlichkeit übertrieben und aufdringlich und machte die Aufrichtigkeit seines Rühmens dadurch bedenklich, daß er recht unverblümt darauf hinwies, er wolle für seine Lobreden auch bezahlt werden. Er räumte sich und den Seinen einen Platz dicht neben Virgil und Homer ein, stellte aber Friedrich höher als die Helden des Alterthums, z. B. Pyrrhus, denn während dieser Mühe gehabt habe, Länder zu gewinnen, werde Friedrich von vielen Völkern aufgesucht. Zum Mindesten stellte er seinen Helden den Größten des Alterthums gleich, z. B. Augustus, dem Friedrich dadurch ähnle, daß er die Künste des Kriegs und Friedens in gleicher Weise liebe. Den Mitgliedern der Berliner Akademie, welcher auch er angehörte, prägte er als ihre Aufgabe ein:

Ihr forschet die Natur, ihr untersucht den Graus
Des klugen Alterthums, ihr legt die Sprachen aus.
Ach! fragt denn die Natur, ob nicht ein Stein zu finden
Der Unserm Friderich die Jahre mehren kann!
Lauft die Geschichte durch und müht euch zu ergründen,
Ob je ein Held so viel als dieser Held gethan!
Und wenn ihr Sprachen wollt in Kunst und Regeln bringen,
So laßt in jeder auch sein wahres Lob erklingen.

Solche plumpe Schmeicheleien hätte Besser, obwohl er dem Königshause viel näher stand als Neukirch, niemals gebraucht. Auf ihn paßt mit einigen Einschränkungen der Vers, den Canitz bei der oben erwähnten Schilderung der damaligen Poeten brauchte:

Und nehm ich Bessern aus, wem ist's wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?

Besser war eine stattliche Persönlichkeit, ein vornehmer Herr. Er war ein gewandter Mann, von dessen Abenteuern und Kämpfen gar Manches erzählt wurde, und der durch geschicktes

Vorgehen gelegentlich auch im Auslande Preußen Vortheil verschaffte. Als Oberceremonienmeister war er in seinem Fache eine Autorität; als solche schreitet er auch in seinen wohlgebauten, volltönenden Versen einher. Von seinen Lehrmeistern, den Franzosen, hatte er außer dem Majestätischen auch das Zierliche gelernt. Freilich konnte er sich nicht enthalten, in der damals üblichen täppischen deutschen Manier das Majestätische in Bombast und das Zierliche in Tändelei zu verzerren. Aber es bleibt genug übrig, um seine guten Eigenschaften hervortreten zu lassen. Graziöseres als das schon angeführte Gedicht an Sophie Charlotte über die deutsche Sprache ist damals nicht geschrieben worden: ritterliche Huldigung für die schöne Fürstin, vereint mit edlem und mannhaftem Selbstbewußtsein. Ebenso anmuthig sind seine Liebesgedichte — eines der bekanntesten darunter: der Streit der blauen und schwarzen Augen —, die, mögen sie nun dem eigenen Gefühle entsprungen oder „im Auftrage eines Andern" gedichtet sein, durch einen eigenartigen Wohllaut, durch ein musikalisches Gefühl überraschen. Die „Macht der Liebe" wird von ihm in folgenden melodiösen Versen besungen:

O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!
Alle Schmerzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein;
Aber, Liebe, deine Plagen
Dringen in das Herz hinein!
O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!

Wenn er prächtig werden will, weiß er zu imponiren. Sein 70 sechszeilige Strophen enthaltendes Trauergedicht auf den Tod der Sophie Charlotte ist nicht bloß vielleicht das längste unter den derartigen „Leich- und Trost-Schriften", sondern auch das wirksamste. Der Dichter weiß geschickt die ehrfurchtgebietende, schönheitstrahlende Erscheinung der Königin bei der Krönung dem traurigen Anblick ihrer Leiche entgegenzustellen. Doch tröstet er sich über die Vergänglichkeit des Körpers mit der Unsterblichkeit der Seele, der nachhaltigen Wirkung ihres großen Geistes und dem Gedächtniß ihrer echten, von Heuchelei und Aeußerlichkeiten entfernten Frömmigkeit. Er tröstet den König mit dem Hinweis auf alles Große, was er im Leben der Gemahlin verschafft habe; er tröstet ihn selbst mit dem, was des Königs besonderen Schmerz ausmachte, daß nämlich die Gattin fern von ihm gestorben sei; er tröstet ihn mit der allgemeinen Trauer um die Dahingegangene; er tröstet ihn mit dem übrigbleibenden Pfande der Liebe, ihrem und seinem Sohn. In ihm, dessen Herz nach Ruhm und Ehre strebe und der auf nichts anderes als Heldenthaten denke

Es scheint in ihm vereint das Wappen beider Schilder,
Dein und Hannovers Schild, der Adler und das Pferd;
Er wird auch dermaleins, zur Deutung dieser Bilder
Ihr rechter Ausdruck sein, durch sein beherztes Schwert:
Wenn er zu Pferde wird durch Reih und Glieder dringen
Und über seinen Feind sich als ein Adler schwingen.

Außer dem Sohne bleibe dem Könige Charlottenburg, das die Königin so geliebt habe; der Ausbau dieses Schlosses, im Sinne und in der Erinnerung an die Verewigte, werde ihm gleichfalls Trost gewähren. Und so ruft der Dichter, die Trauernden ermahnend, den Leib der Erde zu übergeben, prophetisch aus:

Du warst in Deinem Reich, dem neubekrönten Preußen,
Die erste Königin; Du wirst auch allezeit
Die erste Deines Reichs und des Geschlechtes heißen,
Nicht nur der Ordnung nach, auch in Vollkommenheit.
Wie Du gewesen bist, so kann man sicher gläuben,
Daß Du die erste wirst auch bei der Nachwelt bleiben.

Das Merkwürdige an diesem Dichter, das heutigen Tags selbstverständlich erscheint, damals aber auffallend war, ist der Umstand, daß er nicht außerhalb seiner Dichtungen stand, daß er nicht wie ein Lohnschreiber Gegenstände bearbeitete, zu denen er nur durch fremden Antrieb geführt wurde, sondern daß er seine Empfindungen und seine Erlebnisse, seinen Antheil an den Dingen zu Gehör brachte. Wer hatte damals wie er den Muth,

Betrachtungen „an sich bei seinem vierzigsten Geburtstage" niederzuschreiben? Mag er mitunter schwülstig und unwahr sein, Thatsache bleibt, daß er die Dichtkunst am preußischen Hofe und damit an den deutschen Höfen überhaupt wieder zu Ehren brachte. Das rühmt einer seiner Nachahmer, der Herausgeber seiner Gedichte, J. U. König, an ihm:

Die deutsche Dichtkunst war veracht,
Sie suchte sich zu bunt zu kleiden,
Bei Hofe sah sie sich verlacht.
Denn der kann keinen Schulschmuck leiden.
Doch der Geschmack nebst der Natur
Fing an sie edler auszuzieren,
Wo sie befreit von Schmink und Tand
Durch Besser's Schreibart Beifall fand.

Die drei genannten Hofdichter kargten in den Gedichten, mit welchen sie den König und die Stadt Berlin verherrlichten, nicht mit Vergleichen aus dem Alterthum. Aber nicht sie, sondern ein fast gänzlich unbekannter Dichter, Erdmann Wiecker, brachte es fertig, Berlin und Athen geradezu neben einander zu stellen. In einem überaus seltenen Dichtwerke (Berlin 1706), in welchem er den König Friedrich als Trajan feierte und besonders den Schutz rühmte, welchen er den Wissenschaften angedeihen ließ, brauchte er die Verse:

„Du aber, großer Held, hast dieses mehr gezeigt,
Wenn du so manche Stadt zur Hohen-Schul erwählet,
Daß, da der Künste Flor in deinen Landen steigt,
Man billig diesen Ruhm zu deinen Thaten zehlet,
Und was noch größer ist, so bist du selbst gelehrt,
Und hast mit solchem Witz die Weißheit ausgeübet,
Daß gantz Europa nicht von einem Fürsten hört,
Der so der Künste Kern als König Friedrich liebet.
Die Fürsten wollen selbst in deine Schule gehn
Drumb hastu auch für Sie ein Spree-Athen gebauet."

Der Dichtung war die Aufgabe zugewiesen, die Feste zu verherrlichen. Feste gab es aber bei Trauer und Freude. Noch größere Prachtentfaltung, als bei dem feierlichen Leichenbegängniß der ersten Königin herrschte, wurde bei dem feierlichen

Einzug des Königspaares in Berlin gezeigt*): Am 6. Mai 1701 fand der feierliche Einzug in Berlin statt. Ein mächtiges Aufgebot von Soldaten, Pferden und Wagen war zu diesem Zwecke vorgenommen worden. In 36 sechsspännigen Kutschen der Hofleute saßen die Provinzdeputirten und die Minister, dann folgten 27 prinzliche und königliche Wagen, 50 prinzliche und königliche Handpferde „mit ihren reich bordirten sammtenen Handdecken wurden im Zuge geführt. Als der König sich der Stadt näherte, wurden 205 Carthaunen von den Wällen und von den auf der Spree liegenden Schiffen abgefeuert, denen aber der königliche Kupferdecker Bertram, der sich auf die äußerste Spitze des hohen Marienthurms gestellt, mit seinen bei sich habenden 6 Stücken zuvorkam, die er wunderbarlicher Weise auf die alleröberste Dachkappe des Thurmes gepflanzet und sie unter beständiger Schwingung einer großen Fahne wie auch Herunterwerfung vieler Schwärmer, dreimal nach einander losließ". Die bewaffnete Bürgerschaft stand auf beiden Seiten der Straßen zum Empfange bereit; auf der Stechbahn und auf dem Schloßplatz das Militär. In den Straßen waren in gerader Linie, so daß ein Durchblick gewährt blieb, Ehrenpforten errichtet; die Erbauer standen vor den einzelnen und verbeugten sich vor den Majestäten, an der Ehrenpforte der Gärtner z. B. 20 als Gartennymphen gekleidete Mädchen, die der Königin Blumen zuwarfen, an der Berlinischen zwei auf römische Art gekleidete Jungfrauen, welche das Königspaar im Namen der Stadt mit Versen begrüßten. Straßen und Häuser waren mit Menschen vollgepfropft; an den Häusern, auf den Dächern waren unzählige Fremde und Einheimische versammelt. Als das Königspaar in das Schloß eingezogen war, fand eine nochmalige Salve und der Vorübermarsch der Bürgerwehr statt. Der Empfang der Collegia, der königlichen und städtischen Beamten, Richter und Prediger wurde, da der Zug

*) Vgl. die oben S. 14 erwähnte Schrift „Preußische Krönungsgeschichte"; die Schilderung ist auch abgedruckt in Besser's Schriften II, 451 ff.

zu lange Zeit in Anspruch genommen hatte, auf den nächsten Tag verschoben. Bei diesem Empfang wurden zehn Reden seitens der Berliner Beamten, neun von den Abgeordneten der Provinzen gehalten; jede Rede „handelte was merkwürdiges", wie Herr von Besser zu melden weiß; glücklicherweise theilt er sie nicht mit.

Am 9. Mai fand eine allgemeine Illumination statt, weit glänzender als diejenige, welche am eigentlichen Krönungstage (18. Jan.) ausgeführt worden war. Wenn irgend jemals, so verdiente an jenem Tage, wie der zeitgenössische Berichterstatter meint, Berlin ein Licht der Welt zu heißen (Berolinum lumen orbi). Denn „Berlin schimmerte nicht, sondern brannte gleichsam in allen Gassen von Lichtern, Lampen, Fackeln und Freudenfeuern". Die Illumination war, wie die Illuminationen jener Tage überhaupt, weit dekorativer als heutzutage; außer der Erleuchtung der Fenster und Thüren wurde eine Ausschmückung der Mauern durch bezügliche Bilder vorgenommen. Die Gemälde dieser Illumination bezogen sich auf die ganze Regierungsgeschichte des Königs, wobei denn die Vergleiche aus dem Alterthum nicht gespart wurden: Friedrich war Jupiter, er wurde als Götterkönig gefeiert, der, wie über die Menschen, so auch über die niederen Götter zu herrschen hatte.

Besonders prächtig war die Illumination der Akademie der Künste. Von ihr ist uns eine besondere Beschreibung*) erhalten. „Die ganze Facciate des königlichen neuerbauten Marstalls, über welchem sie belegen und welche in 23 Fenstern bestand zusammt dem großen Portal darunter waren mit lauter wohl ausgearbeiteten Stücken besetzt und hinter denselben mehr denn 2000 Lampen angezündet, welche durch ein sehr helles und starkes Feuer die ganze Gegend mit Glanz erfülleten und an-

*) Beschreibung der Illumination, welche bei der Krönungsfeier Sr. K. Maj. in Preußen von der Kunst-Akademie in Berlin allerunterthänigst präsentiret worden. Von D. Chr. Eltester, Kammergerichts- und Akademie-Secretär. 1701.

sehnlich machten." An allen Fenstern standen Bilder: Porträts des Königspaares, Darstellungen des neugestifteten Ordens, der Liebe der Unterthanen, der königlichen Freigebigkeit. Letztere war geschildert als vestalische Jungfrau, welche das ewige Feuer wider den anblasenden Aeolus schützt. Die einzelnen Künste waren allegorisch dargestellt; auch sonst fehlte es nicht an Allegorieen mannigfacher Art. Unter ihnen befand sich auch die Aurora, von der es folgendermaßen heißt: „Aurora, welche einen sehr hellen Schein von sich gab und den Anfang des gegenwärtigen neuen Seculi vorstellen sollte, brachte die Königl. Krone getragen; unweit davon versteckte der Saturnus sein abgewandtes Gesicht in eine finstere Wolke, womit die verwichene Zeit angedeutet ward. Die Worte waren diese: Seculum praesignat ab ortu. Wollte dieses sagen, daß, wie die schöne Morgenröthe einen schönen Tag verkündiget, also könnte das neue Seculum, welches sich mit einer goldenen Krone anfinge, uns nichts anderes als lauter Glück und güldene Zeiten verheißen." Der Herausgeber vergißt auch nicht, die Ausschmückung und Beleuchtung seines in der Schloßfreiheit belegenen Hauses anzugeben, und schließt mit folgendem Gedicht, das zur Erklärung der Aufschrift einer sämmtliche Wappen des Königs tragenden Pyramide (Finis coronat opus) dient:

Egypten rühme sich mit seinen Pyramiden,
Die mehr, denn tausend Jahr, sich in die Luft gestreckt.
Hier wird der späten Welt ein größerer Bau entdeckt:
Ein Friedrich legt in Frieden
Durch seinen tapfern Arm ein hohes Churhaus an.
Zehn Helden haben drauf den Bau, wie sichs gebühret,
Noch weiter fortgeführet,
Doch unser Friedrich hat den Schluß hinzugethan.
Durch ihn wird dieses Haus noch eins so hoch erhoben;
Er setzt den Gipfel drauf und krönt das Werk von oben;
Wer muß den Bau nicht loben?
Wenn einst Egyptens Pracht wird in sich selbst verschwinden,
Wird man dies Wunderwerk noch bei der Nachwelt finden.

Auch sonst waren die Berliner bereit, derartige Illuminationen

zu veranstalten; und bei dem Mangel an Zeitungen zeigten sich Schriftsteller geneigt, die Beschreibung solcher Festlichkeiten in kleinen Schriften zu veröffentlichen. Die Ereignisse, welche derartige Festlichkeiten und Beschreibungen hervorriefen, waren das Beilager des Kronprinzen von Preußen 1706, die Geburt des Prinzen von Oranien 1707, die dritte Vermählung des Königs 1708 und die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm 1710.

Mit dem oben geschilderten Einzuge und der Illumination war die Reihe der in Folge der Krönung 1701 veranstalteten Feste noch nicht zu Ende. Am nächsten Tage fand unter Oberleitung des Generalfeldzeugmeisters Prinzen Philipp von Schwedt ein großartiges Feuerwerk am Leipziger Thor statt. Außer einem ungeheuren Aufwand von Böllern und Raketen wurden vier „Hauptwerke" dargestellt, welche der Festbeschreiber einem „vierfachen Gewitter" vergleicht und als eine Bekräftigung der Meinung Derjenigen anführt, welche Brandenburg von Brand und „Brennen" ableiten. Doch bestanden diese Werke nicht bloß in einem Raketenregen und in einer Verschwendung von allerhand Feuerwerkskörpern, sondern in der Darstellung der Vereinigung der kurfürstlichen und königlichen Würde, der Tugenden, der Krönung und des festlichen Einzugs des Königspaares. Auch an dieser festlichen Veranstaltung nahm das Volk in großer Masse freudigen Antheil. Bei solchen Festivitäten wurde sehr viel geschossen. Da die Schießenden unvorsichtig und die Zuschauer neugierig waren, so kamen Unglücksfälle vor. So wurde am 14. Juni 1688 bei der Erbhuldigung der Sohn eines vornehmen Bürgers und Goldarbeiters aus Halberstadt erschossen. Das traurige Ereigniß wurde in einer Rede des Predigers Joh. G. Rose, „Die in Leid verwandelte Freude", behandelt.*) Der hyperloyale Redner konnte sich aber nicht enthalten, auf die von ihm aufgeworfene Frage: „Muß denn das Freudenfest, da unsere märksche Sonne, Der Kurfürst Friederich der Dritte, brachte

*) Seltener Einzeldruck in einem Sammelband der G. L. St.

Wonne, Da Vivat! Vivat! rief die ganze Märkerschaar, Auch sein ein Klagetag bei schwarzer Todtenbar?" eine verneinende Antwort zu ertheilen; trotz des Todes sei eine Klage nicht angebracht, der Todte sei selig aufgehoben und genieße des Himmels Frieden.

Eines der zahlreichen anderen Hoffeste verdient deswegen ein Verweilen, da Leibniz dabei zugegen war und eine Schilderung desselben hinterließ.*) Bei der Feier des Geburtstages des Königs (die Angabe des Jahres fehlt) betheiligte sich auch der Kronprinz. Seinen militärischen Neigungen entsprechend lieferte er ein militärisches Schauspiel. Er ließ ein Boot, das blaue Fahnen mit Halbmonden trug, mit verkleideten Türken bemannen und griff diese, sobald sie im Lützelburger Garten gelandet waren, mit seinen Grenadieren an. Er schnitt sie von der Brücke ab, so daß sie, welche die Brücke nicht wieder betreten konnten, „ohne sich der Gefahr auszusetzen, in Stücke gehauen zu werden", sich wie Verzweifelte vertheidigen mußten. Um das Gemetzel zu vermeiden, fingirte der Kronprinz einen Rückzug, der den Feinden ermöglichen sollte, die Schiffe wiederzugewinnen, benutzte aber die Zeit, preußische Truppen auf Booten einschiffen zu lassen, und bedrängte das türkische Fahrzeug, das man auch vom Ufer aus beschoß, dermaßen, daß diesem nichts anderes übrig blieb, als zu capituliren. Der Kronprinz, auf dessen Seite die Markgrafen Christian Ludwig und Philipp Wilhelm gefochten hatten, kehrte mit den Siegern und Gefangenen zurück, „behandelte letztere sehr milde, bewirthete sie und schickte sie in ihre Heimath zurück."

Auf dieses militärische Schauspiel folgte das Abendbrot, dann begann eine Serenade, welche Apollo mit den Musen gab. Ein Theil des Gartens war in den Parnaß verwandelt, wo die Hippokrene lustig sprudelte. Zuerst sang Apollo in italienischen Versen das Lob des Königs; ihm folgten Kalliope und Poly-

*) Vgl. Werke ed. O. Klopp, Bd. X, 189 ff.

hymnia in derselben Sprache mit gleichem Inhalt. Die übrigen Musen trugen französische Verse vor. Alle waren glänzend geschmückt und hatten die ihnen zukommenden Geräthe und Instrumente in der Hand. Clio, die Muse der Geschichte, verherrlichte die großen Thaten des Königs, besonders die Einnahme von Kaiserswerth, die man besonders seiner Tapferkeit verdankte. Urania verherrlichte die friedlichen Tugenden des Fürsten und hob die Dankespflicht der Nachwelt gegen den König für die Errichtung der Akademie und die Erbauung eines Observatoriums hervor. „Das Bemerkenswertheste aber war", fährt Leibniz mit feiner Ironie und höfischem Compliment fort, „daß entgegen dem Gerede von der Ehelosigkeit der Musen Euterpe die Mutter und Erato die Schwester Amors waren. Euterpe wollte die Welt in der Gestalt der Herzogin von Curland entzücken und ahmte selbst ihre schöne Art nach, die Laute zu spielen. Amor hieß unter den Menschen der Herzog von Curland, schön wie Amor und zu großen Hoffnungen berechtigend. Erato war die Prinzessin von Curland; sie wie ihre Gefährten konnten auf der Erde nicht in vortheilhafteren und anziehenderen Gestalten erscheinen." Auf Gesang und Deklamation folgte ein Ballet, das die drei Letztgenannten aufführten unter der Leitung der Euterpe. „Die Königin ehrte Alles mit ihrem Beifall und war entzückt von der Befriedigung aller Anwesenden."

So gerne der König selbst derartiges Schaugepränge dem Volke vorführte, am liebsten vergnügte er sich doch im festlichen Prunke mit den Angehörigen seines Hofes. Bei solchen Festen jedoch herrschte nicht bloß Kleiderpracht und ungemessenes Trinken und Essen, sondern die Kunst stellte sich in den Dienst der Festesfreude. Die Musik spielte ihre munteren Weisen außer zum Tanze auch zur Begleitung manches Liedes. Theatralische Aufführungen am Hofe, von Mitgliedern der Hofgesellschaft, fanden statt.

Derartige dramatische Vorführungen waren gelegentlich

auch in früheren Zeiten am Berliner Hofe vorgekommen.*) So war 1677 ein Stück „Triumphgeschütz" von Friedr. Madeweis, Lehrer am grauen Kloster, einem gelehrten Polyhistor, hauptsächlich Mathematiker, aufgeführt worden, ein Stück, in welchem Apollo, der Musenchor, Stettin und Pommern auftraten, um die Eroberung Stettins durch den großen Kurfürsten zu feiern. Im Jahre 1688 war dann ein Actus tragicus wegen des Ablebens Augusti Nestoris, des großen Kurfürsten, zur Aufführung gelangt.

Während der übrigen Regierung Friedrich I. waren es nicht solch' große Ereignisse, die den Gegenstand theatralischer Unterhaltung ausmachten. Die Hoffestlichkeiten, die sogenannten „Wirthschaften", welche in Berlin veranstaltet wurden, waren heiterer Art. Ihr Wesen bestand darin, daß alle Theilnehmer in Charaktermasken auftraten, und daß eine Person, meist die, nach welcher das Stück benannt wurde, zu den Einzelnen oder den Paaren bezügliche, oft satirische, Verse zu sprechen hatte. Ein Beispiel dieser Art ist die „Scheerenschleiferwirthschaft", die am 7. Januar 1690 stattfand. Besser hatte die Verse zu derselben gemacht. (Vgl. Werke II., S. 759 ff.) Der Scheerenschleifer war der Premierminister Dankelmann, der das Stück mit der Ankündigung begann, er werde auch Menschen schleifen, und dabei der Größten nicht schonen, der aber, seinem Programm wenig treu bleibend, das Herrscherpaar und seine Angehörigen durchaus schonend behandelte. Um so rücksichtsloser ging er gegen die hohen Beamten und Hofleute los, Skandalosa offen aufdeckend, Obscönes mit Vorliebe vorbringend; Viele traf er an empfindlicher Stelle. Das Ganze wird durch eine grausame Ironie beschlossen. Neben der Hauptperson nämlich treiben Narren ihre Possen, die zwar auch gelegentlich dem Römer (dem Kurfürsten) und der Gärtnerin (der Kur-

*) Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin 1787. Brachvogel, Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin. 1 Bd. 1877. L. Schneider, Gesch. der Oper u. d. Kön. Opernhauses in Berlin 1852.

fürstin) huldigen, aber ihre eigentliche Meinung in den Schlußversen sagen, die sie aneinander richten:

Wir Narren müssen heut uns zu der Narrheit zwingen,
Ein Amt, das Mancher hier natürlich kann vollbringen.
Was aber gäben sie, für uns das Werk zu treiben!
Wir sind's auf einen Tag, sie müssen Narren bleiben.

Auch zu anderen festlichen Veranlassungen dichtete Besser Festspiele, z. B. zur dritten Vermählung des Königs ein Singspiel „Alexanders und Roxanens Heirath" (Werke II, S. 563 bis 590), bei welchem das Verzeichniß der singenden, sprechenden und tanzenden Personen fast fünf Druckseiten einnimmt. Die neun Musen mit Jupiter und Apollo, macedonische, persische Helden, Amazonen und Kriegerinnen verschiedener Nationen traten auf. Tanzmeister und Berufsschauspieler, Herren und Damen der Hofgesellschaft wirkten bei der Aufführung mit; Eosander hatte die Maschinen verfertigt und das Architektonische geleitet. Der Dichter legte großen Werth darauf, daß die Fabel des Stückes und die vorkommenden Ceremonien möglichst getreu den Quellen des Alterthums entnommen seien, wollte aber doch hauptsächlich in dem Brautpaar des Stückes das fürstliche Paar schildern. Der Held Alexander, dessen Herz lange von Liebe frei geblieben sei und der sich schon für einen Gott gehalten habe, dem Liebe fremd sei, fühlt Liebe zur Roxane und will sich mit ihr vermählen. Da sein Freund Hephästion, der es freilich nicht wagt, einem Könige in Liebesdingen Rath zu ertheilen, wenigstens empfiehlt, die Verheirathung aufzuschieben, wendet sich der König an Zeus, der durch starken Donner seine Billigung ausspricht. Nicht minder glücklich ist er bei seiner Wendung an Roxane selbst. Denn diese will von der Neigung des Teronbazes, eines vornehmen Persers nichts wissen und schließlich wünscht auch dieser, der anfänglich Schmerz über seine Abweisung empfand, dann das Schmerzgefühl in Racheluft verwandelte, freien Herzens Glück. Erst freilich empfindet sie Furcht vor dem großen unerwarteten Glück, dann Abscheu vor dem Gedanken, Alexander könne sie nur zur

Geliebten wählen, endlich das Frohgefühl, die Erwählte eines großen Herrschers zu sein. An die Stelle bangen Gehorsams des scheuen Mädchens tritt Eifersucht auf die Treue des Geliebten, Pflichtbewußtsein und Liebe der Jungfrau, die einem Manne ihr Herz schenkt:

Wie wenig kostet es, solch einen Held zu lieben,
An dem das Wenigste sein königlicher Thron.
Hätt' Alexander keine Kron',
Würd' ich unzweifelhaft ihn ungleich freier lieben.

Der Bund ist geschlossen; die erfreuten Unterthanen brechen in Hochrufe aus, die macedonisch gewiß ebenso unpoetisch lauten wie deutsch:

Es leben mit einander
Roxan wie Alexander!
Sie leben lange Zeit,
Und stets in Einigkeit.

Die Wünsche, so gut sie gemeint waren, gingen nicht in Erfüllung, denn der König lebte nur noch vier Jahre und mit der Einigkeit des fürstlichen Paares war es recht übel bestellt.

Neben Besser, der noch zu einer andern Berliner Festivität, der Vermählung des Kronprinzen (1706) den „Sieg der Schönheit über die Helden", dramatisch bearbeitete, stand Neukirch. In seinem „Streit des alten und neuen Jahrhunderts" (1701) brachte er dem Könige seine Huldigung dar: das neue Jahrhundert überbot mit seinen Schmeicheleien das alte und beide wetteiferten, dem König zu lobsingen. Durch Neukirch war Christ. Reuter*) beeinflußt (geb. 1665, gest. c. 1715, seit 1703 in Berlin). Er war kein Hofdichter wie die beiden Genannten, ließ sich aber, darin jenen gleich, bei feierlichen Veranlassungen zum Preise des Königs verleiten. Der geistreiche

*) Für das Folgende vgl. Berliner Neudrucke I, 3: Ellingers Einleitung S. XXI ff., Text S. 53–68. Die neuerdings starkangewachsene Literatur über Christ. Reuter verzeichnet Ellinger in Allg. d. Biogr. XXVIII, S. 314–318; über die Komödie derf. in Z. f. d. Philol. XX, 290–324. Mir scheint gegenwärtig eine Ueberschätzung Reuters mode geworden zu sein, in die ich nicht einstimme.

Schöpfer von Schelmuffskys Reisebeschreibung, ein in seiner Art classischer satirischer Schilderer des bürgerlichen Gernegroßen, des thörichten Philisters, der aus seiner Gewöhnlichkeit sich erheben will, ohne es zu können, der Schriftsteller, welcher in jenem Roman wie in seinen Molière nachgeahmten Lustspielen lebendige Bilder aus Zeit und Ort, in denen er lebte, zu schaffen wußte, blieb in seinen Berliner Hofdichtungen durchaus in conventionellen Phrasen. Diese Dramen sind keine dramatisch bewegte Dichtungen, sondern einzelne lyrische Stücke, denen bestimmte Personennamen vorgesetzt sind. „Die frohlockende Spree" (bei der Wiederkehr des Krönungsfestes 1703) ist kaum mehr als ein ausgesponnener Glückwunsch, welchen die Schiffer, die Spreenymphe, der Spreefluß und Gott Neptun darbringen.

In „Mars und Irene", zum Geburtstag des Königs (1703) im Auftrage der Königin gedichtet, kommen nur die beiden genannten Götter und ein Chor der Helden vor; die göttlichen Personen einigen sich bald, Friedrich zu schützen und freuen sich, übrigens in recht mäßigen Versen, ihn loben zu können. Endlich ist das gleichfalls zum Geburtstage des Königs (1710) gedichtete „frohlockende Charlottenburg" wirklich nichts Anderes als eine „musikalische Freudenbezeugung", eine Art Toast, welchen Charlottenburg, die sämmtlichen Einwohner der Stadt und der Spreefluß für das Geburtstagskind ausbringen. Verse wie „Friedrich dieser Lande Vater, Unser aller Schutz und Rather" hätte wohl auch mancher ehrsame Berliner Bürger machen können; der gute Geschmack hätte aber wohl manchen davor bewahrt, den Fürsten als „Sophiens Freude und Luisens Augenweide" anzureden, d. h. die damalige Fürstin an ihre Vorgängerin zu erinnern.

Die „Wirthschaften" und die im Obigen skizzirten Gelegenheitsfestspiele waren nicht die einzigen damals gebotenen dramatischen Belustigungen. Für das Vergnügen des Hofes und der Bürgerschaft sorgten vielmehr deutsche und französische Schauspielergesellschaften. Für den Hof wurde in dem kleinen

Saal über dem Marstall in der Breitenstraße und, wenn der Hof nicht in Berlin war, in den Lustschlössern Lützel (Charlotten) burg und Oranienburg gespielt; für die Bürgerschaft im Köllnischen Rathhaus, vielleicht auch im Seitenflügel des ehemaligen Douilhacschen Hauses in der Poststraße. Eine französische Gesellschaft von G. Rocher, der den Titel: Intendant des plaisirs de S. M. führt, erscheint von 1706—1711, vorher gelegentlich andere französische, englische oder italienische Comödiantentruppen. Der mit dem Erstgenannten geschlossene Vertrag war wohl maßgebend für alle: Zwei Abende waren für den Hof reservirt, die übrigen mochten der Bürgerschaft überlassen bleiben; dem Hofe war eine Liste der vorzustellenden Stücke einzureichen; sie sollten insgesammt den Anstand nicht verletzen; die unverkürzte Einnahme eines Abends mußte den Armen überlassen werden. Von den deutschen Truppen, die ab und zu nach Berlin kamen, war die Veltheimsche, zuerst unter Veltheim selbst, später unter seiner Wittwe, die berühmteste; 1708 wird auch eine weimarische Truppe, unter der Führung von Möller genannt, wohl die erste literarische Verbindung zwischen Weimar und Berlin, aber keine folgenreiche.

Eine genaue Liste der von diesen Wandertruppen aufgeführten Stücke läßt sich nicht aufstellen. Doch wird das Repertoire der anderen damaligen Bühnen*) wohl auch auf Berlin passen, da es eine besondere Berliner Dichterschule nicht gab. Danach waren es Bearbeitungen, Anpassungen aus der französischen Literatur, aus Shakespeare und Calderon, historisch-mythologische Stücke, die man früher mit dem Namen der Haupt- und Staatsaktionen bezeichnete, Einzelnes auch aus dem Vorrath älterer deutscher Dichter wie Jak. Ayrer. Unter den Titeln der in den Berliner Theatergeschichten überlieferten Stücke befindet sich keiner, der ausschließlich Berlin angehört; unter den am Ausgange des 17. und am Anfange des 18. Jahr-

*) Vgl. C. Heine, Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched. Halle 1889.

hunderts gedruckten Dramen ist nur ein einziges mit dem Druckorte Berlin.*)

Dieses, die „Comödie" von der Geburt Christi ist, wie Sprache und Inhalt beweisen, ein Erzeugniß des 16. Jahrhunderts. Wohl aber darf sie an dieser Stelle erwähnt und analysirt werden, weil sie zu einer Zeit wiedergedruckt wurde, da Neudrucke nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern nur aus Bedürfniß vorgenommen wurden. Die Thatsache der Wiederholung des Dramas im J. 1693 beweist, daß man es in jenem Jahre, wenn nicht etwa aufführte, doch für den Zeitgeschmack passend fand.

Das Stück ist eines der ungefügigsten Produkte biblischer Dramatik. Die Eintheilung in Akte und Scenen ist eine ganz äußerliche; fast nach jeder Scene ändert sich der Schauplatz; innerhalb einer und derselben Scene befindet man sich an verschiedenen Plätzen und zu verschiedenen Zeiten. Der Inhalt der s. g. Comödie ist die Geschichte des N. T. von der Schatzung bis zur Ausführung des von Herodes erlassenen Gebots der Kindertödtung. Maria und Joseph gehen der Schatzung wegen nach Jerusalem. Dort finden sie bei dem Wirth Ruffinus keinen Platz, von Serpillus werden sie grob abgewiesen, von Titius erhalten sie zum Aufenthalt einen Stall. In diesem wird Jesus geboren und, da kein anderes Lager für ihn bereit ist, in die Krippe zwischen Ochs und Esel gelegt. Drei Schäfer Gallus, Stichus, Wildack, die bei der schweren Noth der Zeit auf einen Erlöser hoffen, hören Engelsgesänge und sehen eine glänzende Erscheinung, die ihnen die Geburt des Messias verkündet, eilen zum Stalle, opfern ihre dürftigen Gaben und frohlocken, daß sie, die armen Schäfer, zuerst das

*) Die Liste bei Goedeke, Grundriß III² S. 220 ff. Dort S. 230 wird auch: Ein schöne neue Comedia, Von der Geburt Jesu Christi, unsers Heilandes und Seligmachers. Jetzo zum ersten der Jugend zum besten in Druck verfertiget 1693. — Vgl. Märkische Forschungen 1884, 18, 219 ff.

Glück haben, den Messias zu begrüßen. Aber auch die Könige Melchior, Balthasar, Kaspar haben von der Wundermähr gehört. Nachdem Jeder in je einer Scene des dritten Aktes sein Erstaunen ausgedrückt, erscheinen sie in der vierten schon auf der Reise. In der fünften hat Herodes von der Reise und ihrer Veranlassung Kunde. Die Könige bringen dem Christuskinde ihre Gaben. Während dessen werden die Geschenkgeber und die Eltern des Kindes durch den Engel vor Herodes gewarnt. Denn wirklich hat Herodes, der in der Erscheinung des Messias sogleich Gefahr witterte, in großer Erregung darüber, daß die von ihm erwarteten Könige nicht zurückkommen, den Befehl ergehen lassen, alle einjährigen Kinder zu tödten. Kaum ist der Befehl erlassen, so ist er auch schon ausgeführt. Ein Diener bringt 2000 Köpfe mit, die er selbst abgeschlagen, andere rühmen sich ihrer Thaten: der eifrigste hat es mit seinen Knechten auf 148 000 Opfer gebracht. Herodes dankt seinen Treuen und verspricht Jedem eine Belohnung. Dem Drama folgt ein Epilog, dessen Schluß, getreu in der Schreibweise des Originals, zur Kennzeichnung der Sprache mitgetheilt werden mag:

Derwegen bey euch Unzucht, Geitz und Stoltzheit,
Lasset verliehren Platz und Streit,
Anderm statthaltet die in Hut
Unschuld, Andacht, Trost und Demut
Durch welche Todt und Satan fällt
Gott und Himmel der Mensch erhält.
Derwegen wollet zum Kampff seyn bereit,
Mit den Lasteren erheben diesen Streit,
Damit wir letztlichen allzumal
Mögen eingehen in himmlischen Saal.

Poetisch wird man solche Sprache nicht nennen können. Das einzige Fünkchen Poesie, das in der Comödie gefunden wird, ist folgende Rede des einen Schäfers, die aber durch den platten Schluß um alle Wirkung gebracht wird:

Dein Bettlein von keinen Federn zart,
Sondern von spitzigen Heu und so hart,

Dein Geburts-Tag nicht zur Sommers-Zeit,
Sondern zu des Winters Bitterkeit,
Für den May, Rosen und Lilien weiß,
Erwählest harten Frost, Schnee und Eiß,
Dein Wänglein weich, dein Näselein zart,
Wie sehr ist aus grosser Kält erstarrt?
Dein schöne güldene lieb Aeugelein,
Wie mit bitteren Thränen begossen seyn.
Bring dir o Jesulein ein wenig Wollen,
Darein sie dich fein wickelen sollen.

Ist schon das ebenbehandelte Stück für die Schuljugend geschrieben, so wurde das im Folgenden darzulegende nachweislich von den Schülern aufgeführt. Solche Schuldramen hatte es in Deutschland schon seit dem 16. Jahrhundert gegeben. Die Schulstücke jener Zeit unterscheiden sich aber von den früher üblichen dadurch, daß die ehedem herrschende lateinische Sprache verbannt war, statt deren die deutsche herrschte, und daß statt der biblischen Stoffe zeitgemäße literarische behandelt wurden. Ein charakteristisches Beispiel dafür war ein Stück,*) das folgenden Titel führt: „Die entdeckte und verworfene Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reim-Kunst. Am 22. Nov. Anno 1700 als am 126. Gedächtnißtag der Aufrichtung des Berlinischen Gymnasii, in einem einfältigen Schulspiel vorgestellet und aus unterschiedlichen Absichten, besonders aber denen, welche Natur und Lust in gedachter Schule vor andern fähig gemacht, zur stets währenden Erinnerung in den Druck gegeben von Johann Leonhard Frisch, Subrector." Das Schulspiel gehört zu den damals üblichen Aeußerungen der Reaction gegen die Unnatur der s. g. zweiten schlesischen Schule. Von einem dramatischen Aufbau ist in dem Stücke durchaus keine Rede. Der Inhalt ist kurz folgender: Schüler des Gymnasiums treten auf als Vertreter der Unnatur der frühern Poesie und bringen Verse vor, welche die Verkehrtheiten jener Zeit und Richtung darthun:

*) Neugedruckt als 26. Heft der „Schriften des Vereins für Geschichte Berlins" mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von L. H. Fischer. Berlin 1890.

überladene Vergleiche, Einfügung zahlloser französischer Worte, maccaronische Dichtungen, Verse, in denen von heidnischen Fabeln und Götternamen ein zu häufiger Gebrauch gemacht wird, Rohheiten der Soldatenlieder, Derbheiten und Obscönitäten herumziehender Bänkelsänger, Leberreime, gekünstelte Räthselfragen, Spielereien, welche Gedichte in Form einer Krone, Säule, Glocke, eines Altars und eines Bären zur Darstellung bringen. Den Vertretern dieser Unarten stellt sich je ein Vertheidiger echter Dichtkunst gegenüber, der die Vortrefflichkeit der deutschen Sprache rühmt und in Versen, die ihrem Dichter jedenfalls als Muster des Wohlklangs erschienen, die Herrlichkeit der Poesie vertheidigt. Gegen die Verkehrtheiten der früheren Zeiten richtete er die Verse:

Wem dieser alte Reim der ausgeflickten Zeilen
Die halb verwesten Wort' der langverflossnen Zeit,
Nicht wie des Orgelwerks verstimmte Pfeifen heulen,
Der weiß vom Dichten nichts, noch dessen Reinigkeit.

Seine und der wahren Dichter Aufgabe und Hoffnung definirte er in den Versen:

Man bring der Alten Herz in Verse neuer Zeiten,
(Ach, aber eine Sach, die man so selten spürt)
Und laß dann alle Welt mit uns im Dichten streiten,
So wird auch alle Welt des Vorzugs überführt.

Dies Alles ist nothwendige Reaction nüchterner Verständigkeit gegen Verkehrtheiten der früheren Dichtung, eine Reaction, wie sie sich in ähnlicher Art gleichzeitig bei Weise und Chr. Gryphius findet. Wiederholt so das Drama Stimmungen, die sich auch sonst in Deutschland finden, so hebt es auch einiges Berlinische hervor. Schon das ist nicht uninteressant, daß uns die Namen der Schüler, aus Berlin, Kölln, der Mark, der Uckermark genannt werden, welche bei der Aufführung betheiligt waren. Auf Berliner Sitten wird angespielt: gewiß kamen auch vor das Gymnasium „Zeitungssinger mit einem zerbrochenen Stuhl und Stange", die, sobald die Schüler heraustraten, ihre herzbrechenden Gesänge anstimmten und dabei

mit ihrer Stange auf das klägliche Bild wiesen, das sie gleichfalls herumführten. Wenn schlechte Volkslieder getadelt wurden, so fehlte es nicht an einer Erwähnung desjenigen vom „Bernauer Bier"; bei dem Gedichte, das in Form eines Bären gedruckt war, hatte der Dichter das Lob Berlins nicht gespart und unter den sog. scherzhaften Räthseln befand sich auch das folgende, an dem gewiß mancher Klosteraner vergangener Zeiten seine Freude gehabt hatte:

Die Schul ist zu Berlin und ist nicht die zu Cölln,
Nehmt meine Vers auch mit, ihr lieben Schulgesell.
Die Schul ist zu Berlin und nicht in Friedrichswerder,
Ich reim zwar diesmal grob, doch mach ichs künftig zärter.
Die Schul ist zu Berlin und nicht in Friedrichsstadt,
Ich freue mich, daß man den Tag erlebet hat.

Betrachtet man die beiden zuletzt analysirten Stücke als Proben zweier Gattungen, der geistlichen und weltlichen, der ernsten und heitern, und erwägt man dasjenige, was von den Stoffen der übrigen Dramen, von dem Inhalte der Festspiele gesagt worden ist, so kann man von irgendwie unsittlicher Tendenz der Dramen nicht sprechen. Trotzdem werden Schauspiele und öffentliche Lustbarkeiten verdammt. Zunächst freilich solche, in denen heilige Gegenstände dargestellt und, wie man meinte, ungebührlich behandelt waren. Daher wurde ein Magister Rösner (1661) belangt, weil er in einer Darstellung der „Leiden des Heilands" durch „verbotene, freche, unziemliche Verkleidungen" und „abscheuliche Entheiligung des Abendmahls" die Jugend verführt habe. Da sich aber herausstellte, daß er von jeder religionswidrigen Absicht, auch von den vermutheten Spöttereien gegen die Reformirten entfernt gewesen sei, so wurde er seines Arrestes entlassen und wieder in sein Schulamt eingesetzt.

Ein derartiger furor theologicus, der sich z. B. darin äußerte, daß Velten das Abendmahl. Jak. Scheller (1711), einem ehemaligen Comödianten, der aber schon lange als achtbarer Bürger lebte, das ehrliche Begräbniß verweigert wurde, — das erste Mal trat der Kurfürst, das zweite Mal der Magistrat der

priesterlichen Entscheidung entgegen — konnte der Entwickelung des Schauspiels nicht günstig sein. Dieser Eifer war aber keine singuläre Berliner Erscheinung. Vielmehr war er von Frankreich ausgegangen, wo er mehr ästhetische als theologische Gründe gehabt hatte, war besonders stark in Hamburg aufgetreten, wo er in Anton Reiser's theatromania einen überaus charakteristischen Ausdruck gefunden hatte. In Berlin zeigte er sich aber sehr verhängnißvoll, weil der Kurfürst selbst, trotz gelegentlichen Eintretens, die Sache der Schauspieler und des Schauspiels fallen ließ, und weil die Geistlichkeit sich mit aller Macht dagegen wandte. Als Friedrich 1692 einer Aufführung des „verlorenen Sohnes" beiwohnte, wo Hanswurst sich mit einem Engel und zwei Teufeln zu prügeln hatte, verließ er mitten in der Aufführung den Saal. Als Sophie Charlotte dem Prediger Cochius, der gegen die Opern aufgetreten war, zu einer ihrer Opernvorstellungen Billete schickte, um ihm zu beweisen, daß nichts Aergerliches vorginge, ließ der Kurfürst die Opernbühne abbrechen.

Die Geistlichen nahmen seit 1703 offen Stellung gegen die Dramen. Phil. Jac. Spener, der eigentliche geistige Führer, hatte zwar Comödienspielen und Tanzen dem Christen niemals empfohlen, sondern davor gewarnt, weil außer Zeitvergeudung viel Sündliches mit unterlaufe*); nun wünschte er geradezu strenge Verbote. Das geistliche Ministerium wandte sich damals an die Regierung mit der ausdrücklichen Bitte, die Schauspiele gänzlich abzustellen. Die Petenten erklärten sich zu diesem Verlangen berechtigt, durch die in manchen Comödien vorkommenden Narrengeschichten, durch die Liebesabenteuer, besonders aber durch die in der Tragödie „Faust" vorkommende

*) Herrn D. Phil. Jac. Spener's theologische Bedenken und andere briefliche Antworten auf geistliche, sonderlich zur erbauung gerichtete Materien, zu unterschiedenen zeiten aufgesetzet, endlich auf langwieriges Anhalten Christlicher Freunde in einige Ordnung gebracht und nun zum dritten mal herausgegeben. 4 starke Bände in 4°. Halle 1712—1715. Bd. II, 484 ff., 747. IV, 325. Die erste Hauptstelle ist aus d. J. 1680.

Teufelbeschwörung und die lästerliche Abschwörung Gottes. Ihr Verlangen wurde freilich nicht gewährt; doch versprach der Minister Fuchs, darauf zu sehen, daß in Zukunft nichts aufgeführt werden sollte, was der Moral und insbesondere der Ehre Gottes zuwiderlaufe. Mit solchem halben Zukunftsbescheide begnügten sich die Eifervollen nicht.

In ihrem Namen ergriff (1706) einer der Eifrigsten, Joh. Porst das Wort*) in seinem „Eilfertig entworfenes und wiederholtes Zeugniß der Wahrheit wider alle in der Christenheit übliche Lustbarkeiten der Opern, Comödien und andere Spielen". Als Grund seines Auftretens gab er an, daß „dergleichen ungöttliche Spiele bisher sowohl auf öffentlichen Markten, Rath- und andern Häusern, ohne Scheu, zu großer Schande des heutigen Christenvolks und offenbaren Beweises des grausamen Verfalls der Evangelischen Kirchen geduldet, agiret und von Hohen und Niedrigen zu vieler gottseliger Seelen Betrübniß und weltlich gesinnten Gemüthern Verführung und Ärgerniß häufig und fleißig besucht werden".

In ähnlichem Sinne wie Porst schrieb sein Amtsgenosse Chr. Matth. Seidel gegen öffentliche Vergnügungen, besonders Seiltanzen, aber auch gegen Tanzen und Spielen überhaupt. Da seine erste Schrift von 1718 Gegenschriften hervorrief, so veröffentlichte er 1719 gegen letztere eine heftige Entgegnung, ein Gespräch zwischen Cosmophilus und Christianus.**) In dem-

*) Eilfertig entworfenes und wiederholtes Zeugniß der Wahrheit wider alle in der Christenheit übliche Lustbarkeiten der Opern, Comödien und andern Spielen, aus der berühmten Kirchenlehrer Reformirter, Lutherischer und Papistischer Theologorum, gottseliger Politicorum und vernünftiger Heiden, ihren Schriften, aus Liebe zur Wahrheit, dem in weltlichen Lüsten aber trunkenen armen Christenvolk zur Warnung und Besten zusammengetragen, ganz ohne allen Zusatz eigener Worte, außer was zur connexion hat geschehen müssen. Berlin 1706, 3 Bogen in 8°.

**) Die Beantwortung Etlicher Durch Misbrauch der Heiligen Schrifft erzwungenen Gegensprüche, Mit welchen Das welt-übliche Tantz- Spiel- und Lust-Wesen Entschuldiget und verthädiget wird, Aus Gottes H. Worte Zur Befestigung in der Wahrheit, wie auch jedermann zur Buße und

selben wagte der Erstere nur eine zahme Vertheidigung weltlicher Vergnügungen, wurde aber von dem Letzteren belehrt, daß auf Grund von Gottes Wort das ganze Tanz-, Spiel- und Lust-Wesen ungöttlich, unchristlich und heidnisch sei. Im Gegensatz zu David's frommen, heiligen, ehrbaren Hüpfen vor der Bundeslade sei das Tanzen nun ein unehrbares, sinnliches, gekünsteltes Rasen, mit unanständigen Bewegungen und häßlichen Begierden. Andere Bibelworte, in denen das Tanzen erlaubt, ja empfohlen zu sein scheint (Jer. 31, 4. 13), werden in sehr künstlicher Weise auf Singen und Spielen der Jungfrauen gedeutet und allgemein gehaltene Aussprüche des Alten und Neuen Testaments, in denen vor Fleischeslust gewarnt wird, als genügender Ersatz des allerdings fehlenden Verbotes „Du sollst nicht tanzen" angesehen.

Noch stärker, aber freilich mit einer Grobheit, die ihren Zweck verfehlte, ging Martin Heinrich Fuhrmann vor. Seine Schrift*) mag gleich an dieser Stelle erwähnt werden, obwohl

Warnung öffentlich fürgelegt von Christ. Matthaeo Seideln, A. P. P. & J. in Berlin. Berlin, verlegt von Gottfried Gedicken, priv. Buchhändler. Anno 1719. 72 SS. 12°.

*) Die an der Kirchen Gottes gebaute Satans-Kapelle, darin dem Jehova Zebaoth zu Leid und Verdruß, Und dem Baal-Zebub zur Freud und Genuß 1. die Operisten und Comoedianten mancher Orten ihren Zuschauern eine Theologiam Gentilium aus den Griechischen und Lateinischen Fabel-Mätzen und eine Moral aus des verlohrnen Sohns Catechismo vorbringen und 2. die Menschliche Welsche Wallachen und Amadis-Sirenen aus dem Hohen Lied Ovidii de arte amandi, liebliche Venus-Lieder dabey singen; und 3. die Jubalisten mit Geigen und Pfeiffen noch des Alten Adams Lust und Wust darzu klingen; und 4. Sylvester mit seiner Herodias-Schwester und Arlequin in einem Frantzösischen Kälber-Tantz herum springen; In einem Wald-Discours über des Autoris zwey letzte Tractätlein wider die Hamburgischen Operisten und Herrn D. Mayern betrachtet, von Caspar, Baltzer, Melcher. Und allen Christlichen Seelen zur Anschau und Abscheu vorgestellet von Marco Hilario Frischmuth. Gedruckt zu Cölln am Rhein, und verlegt von der Heil. Drey Könige Erben. o. J. 96 SS. — Beginnt mit einer „Zuschrift an die harmonisch-erschaffenen Gönner, Könner, Kenner und Bekenner der löblichen, lieblichen, köstlichen, künstlichen Sing- und Kling-Kunst". Kölln a. Rh. ist natürlich ein Scherz statt Spree. Daß M. H. F. = Martin

sie über den hier zu behandelnden Zeitraum hinausgeht und nur gegen die Opern auftritt. Seinen Kampf hatte er schon in zwei früheren Schriften begonnen „Siechendes Christenthum“ und „Singendes Heidenthum“; nun kämpfte er weiter gegen Castraten und Sänger, überhaupt gegen die Opern, von denen er wenigstens einzelne, „Die verkehrte Welt“, „Mirivays“ und den „Galan in der Kiste“, nennt. Den Grund seines Ansturmes bilden die lockeren Sitten, oder, wie er sagt, die „Saumoral“ der Opern, sodann das Vorkommen der heidnischen Götter und Göttinnen, welches geeignet sei, den christlichen Glauben zu untergraben, endlich das Auftreten des Harlekin. Das letztere schien bekanntlich Lessing und anderen Verständigen kein großes Unglück; der Glaube mußte schon recht wankend sein, um durch eine Anführung antiker Götter zu Falle gebracht zu werden; und wenn wirklich nichts Schlimmeres in den Opern stand, als die von Fuhrmann angeführte Probe:

Ich sehne mich nach einem Mädchen
Das hübsch ist und nicht extra geht,
So werd' ich, wenn ihr Liebesrädchen
Mir einzig immer offen steht,
Mit allen Schwägern Possen treiben
Und Hahn allein im Korbe bleiben, —

so wäre dadurch die öffentliche Moral nicht tödtlich verletzt worden. Unserem Kämpfer aber scheint Gefahr im Verzuge zu

Heinrich Fuhrmann ist, geht aus zahlreichen Stellen, z. B. S. 52 hervor. Die Schrift ist nicht datirt, muß aber, wie aus einigen Erwähnungen hervorgeht, nach 1728 gesetzt werden. Um eine Idee des Tones zu geben, der freilich einigermaßen schon aus dem Titel hervorgeht, sei eine Stelle S. 35 hervorgehoben gegen die Castraten: „Wenn sie dies lesen, so mag es ihnen weher thun, als da sie in ihrer Jugend gewallacht worden, denn diese Creaturen tragen die Nase zwei Querfinger höher als andere Musici, weil sie wissen, daß wenn die italienischen Geister sovieler Hasen ihnen ins Gehirn steigen und daselbst auf dem leeren Brachfelde ihres Verstandes viele krumme Capriolen machen, sie in ein paar Stunden oft von den Deutschen ein Dutzend Dukaten erwarten können.“ — „Mirivays“ ist von J. S. Müller, Musik von Telemann 1728; „Die verkehrte Welt“ von J. Ph. Practorius, Musik von demselben. (Goed. III², S. 338.) Nach Schneider S. 45 ist die Musik zum „Galan“ auch von Teleman.

sein. Daher lobt er das Auftreten der Prediger gegen solche Mißstände, ja feuert zu heftigerem Kampfe an; „also sollte man“, so meint er, „einem solchen Schandvogel mit seiner Lockwachtel ein Eselbegräbniß geben.“ —

So wenig wahre Frömmigkeit in derartigen zelotischen Angriffen sich zeigt, so wenig kündigt sich in den bisher erwähnten künstlerischen Darbietungen die echte Kunst an. Von der italienischen Oper jener Tage hat sich in die folgende Zeit nichts herübergerettet; es war eine ausländische Pflanze, die trotz liebevoller Pflege bald dahinsiechte. Die Componisten waren ausnahmslos Italiener; unter den ausübenden Künstlern befinden sich, wenn auch manch ausländischer Name begegnet, viele Deutsche. Der Hauptnachdruck bei den Opernvorstellungen lag auf Costümen, Dekorationen, Ballet; man blickte mit Wohlwollen auf die schönen Frauen und hörte mit Behagen die Stimmen der Castraten, die übrigens besser bezahlt wurden als andere Musiker. Doch begann die deutsche Kunst zu tagen. Händel, damals 12 Jahre alt, war Anfang 1697 in Berlin.*) Kurfürst Friedrich erbot sich, den Knaben, der durch sein Spiel allgemeine Bewunderung erregte, nach Italien zu schicken, vermochte aber den Vater, der die juristische Ausbildung seines Sohnes wünschte, nicht zur Annahme seines Anerbietens zu bewegen. Viele Jahrzehnte später 1741 richtete Händel vorübergehend seine Blicke nach Berlin, aber vergebens. Die deutsche Kunst suchte lange Zeit nach einer Heimstätte in der deutschen Stadt.

*) Chrysander, G. F. Händel. Leipzig 1858. 1 Band. Allg. d. Biogr. XII, 777—789.

Drittes Kapitel.

Religiöse Bewegung.

Friedrich I. war fromm. Jeden Morgen, wenn er sich von seinem Lager erhoben hatte, betete er, in der Einsamkeit, fern von seinen Hofleuten. Am dritten Jahrestage seiner Krönung verfaßte er ein Gebet, das er auch drucken ließ.*) Darin empfahl er dem Herrn sich und sein Reich, bat, daß er und sein Nachfolger unter dem Segen Gottes zum Besten des Volkes regieren möchte. Trotz seines Herrscherbewußtseins war er demüthig seinem Gotte. Dem Hofprediger Schmettau, der bei einer Wiederkehr des Krönungstages den König darauf hinweisen zu müssen glaubte, es sei nur eine zeitliche Krone, versicherte der König, er denke täglich an den Tod. Er suchte unter dem Heere das Christenthum zu befördern, er wünschte die Seinen dem Glauben zu gewinnen.

Als im Jahre 1696 eine Schrift gedruckt wurde „Gewissenhaftes Glaubensbekenntniß", die aber, statt wirklich die Meinung des Fürsten darzuthun, „solche Principia enthalte, welche directe ad indifferentismum in Religions- und Glaubenssachen, so der nechste Grad ad Atheismum ist, führe", ließ der Kurfürst officiell erklären, daß er sich zu der evangelisch-reformirten Religion aufrichtig bekenne und mit göttlicher Hülfe dabei beständig zu verharren gedenke.*)

*) Wieder abgedruckt, Berl. Monatsschr. 1795. — Vgl. im Allg. Etwas von der Religiosität Friedrich I. in Hering: Merkw. aus d. brand. Gesch. 1801, IV, S. 9 ff.

Bei Sophie Charlotte glückten solche Anstrengungen nicht völlig. Um so mehr sollten sie bei den Kindern des Kurfürsten versucht werden. Das von der Tochter erster Ehe, Louise Dorothea Sophie (1679—1705), am 19. März 1693 abgelegte Glaubensbekenntniß ist uns erhalten.**) Es ist dieselbe Prinzessin, bei deren Verheirathung Leibniz die Verse machte (Werke X, 62):

Der Einzug blinkt von Gold, die Trauung von Demanten,
Gott gebe, daß die Gluth, davon die Herzen brannten,
Vergleiche sich dem Gold und diesem Edelstein
Mit höchst beglücktem Glanz und mit Beständigsein.

Das Glaubensbekenntniß ist ein hochinteressantes culturgeschichtliches Denkmal. Auf die Predigt, eine der damals üblichen wortreichen Deklamationen, folgt das aus 297 Fragen bestehende, nach den fünf Hauptstücken: Zehngebote, Glaubensartikel, Taufe, Abendmahl, Vater Unser, geordnete Examen. Einige herausgehobene Proben mögen genügen. Die Prinzessin wird gefragt: „Kann denn Niemand ohne Verletzung seines Gewissens am Tage des Herrn in ein Wirthshaus gehen und zechen?" und hat zu antworten: „Ein Christ ist schuldig, den Tag mit Gottesdienst zuzubringen und hat demnach nach vollbrachtem öffentlichen Gottesdienst in seinem Hause mit fleißigem Überdenken soviel zu thun, als er thun kann; wenn er dann bei seinem Überdenken und Erforschen befindet, daß er an dem Tage nichts zugenommen

*) Nöhtige Anzeigung wegen des falschen Scripti, So unter dem Titul: Ihrer Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg, Herrn Friderici III. Gewissenhafftes Glaubens-Bekänntnüs Hin und wieder divulgiret worden. 20./30. März 1696. 2 Bl. in 4°. (Gr. Kl.)

**) Assa des III. Königs in Juda Rechtschaffenes Hertz an dem Herrn, Betrachtet, und in der Dohm-Kirchen In einer Predigt fürgestellet . . als am 19. Martii . . 1693 . . Auf gnädigste Verordnung Des . . Fürsten . . Die . . Prinzeßin Louisa Dorothea Sophia, . . Ihres Glaubens öffentl. Bekantniß, . . ablegete, . . von Christiano Cochio, Churf. Br. Hof Prediger. Cölln an der Spree. S. a. 215 S. 4.

und die Mittel der Gnade an ihm vergebens gewesen, so hat er keine Ursach zu saufen, sondern zu weinen; findet er aber, daß er durch die Mittel der Gnade zugenommen, wird der nach Gott gebildete Mensch sich hüten, daß er den Segen Gottes durch Saufen nicht wiederum verschwende." Nicht minder ausführlich als vom Saufen wird vom Ehebrechen gesprochen. Nach der Auseinandersetzung, daß das Verbot Ledigen wie Verheiratheten gelte, heißt die 91. Frage: „In welchem Stücke versündigen sich ledige Personen an dem Gebot?" Worauf das vierzehnjährige Mädchen „in volkreicher Versammlung", „zu vieler tausend Seelen Erbauung" zu antworten hatte: „Erstlich mit Hurerei, wenn man seine Glieder zu Hurengliedern machet und an einer Hure sich verunreinigt. 2. mit unreinen Gedanken. 3. mit unkeuschen Worten und Gesprächen, mit eitlen Weltliedern und Küssen aus fleischlichen Lüsten." Noch schlimmer ist es, daß das arme Mädchen, welches das Ebenmitgetheilte so wenig wie vieles Andere verstand, der 113. Frage: „Habt Ihr denn alle diese Gebote gehalten?" die Antwort entgegenstellen mußte: „Ach nein! Wir haben sie alle überschritten, mit Gedanken, Gebärden, Worten und Werken, wissentlich und unwissentlich, nicht nur aus Schwachheit, sondern leider oftmals mit Vorsatz und dadurch haben wir verdient den Fluch, Gottes Zorn, zeitliche und ewige Strafe."

Unter all dem Wust von Geschmacklosigkeiten und Thorheit begegnet manchmal eine sinnige Bemerkung. So heißt auf die 264. Frage „Was ist das Gebet" die Antwort: „Ein Gespräch des Herzens mit Gott, da die Seele eines Gläubigen mit tiefster Erniedrigung und Demuth Gott für den Geber alles Guten erkennt, ihn um allerlei Nothdurft des Leibes und der Seele anruft und ihm für alle Wohlthaten herzlich dankt." Im Allgemeinen aber gehört Cochius zu den beschränkten Vertretern starrer Orthodoxie. Daß mit einem Priester dieser Gattung eine wahrhaft aufgeklärte Fürstin wie Sophie Charlotte nicht einig werden konnte, ist nur zu natürlich.

Die Gesinnung des Königs theilte sich seinem Volke mit, in erster Linie den Bewohnern seiner Residenz. Berlin war in jener Zeit fromm; die Weherufe einzelner Priester können diese Behauptung nicht erschüttern.

Ein Zeugniß für den fleißigen Kirchenbesuch jener Zeit und das fromme Zusammenleben im Gegensatz zu Unkirchlichkeit und wüster Verfolgungslust vergangener Perioden ist in einer Einführungsrede des Ministers Fuchs zu finden.*) Er bemerkt, daß sich damals so viele Menschen in die Kirche drängten, daß sie in den Stühlen keinen Platz mehr fänden; vor zwanzig bis dreißig Jahren habe man wenig Stühle, aber noch weniger Besucher gehabt. Dann fährt er fort, „es leben noch manche alte Leute, welche sich erinnern, daß der erste reformirte Prediger dieser evangelischen Kirche Trisselius genannt, mit der größten Lebensgefahr sein Amt allhier verrichtet und nach ausgestandener Plünderung und Bestürmung seines Hauses auf einen stillen Freitag in diese Kirche in ungewöhnlicher Kleidung, nämlich einem Unterkleide und grünem Camisol, da ihm sonsten nichts übrig geblieben, getreten und öffentlich wiewohl mit Todesfurcht umgeben gepredigt hat."

Die Frömmigkeit der Berliner wird ferner dadurch bekundet, daß mannigfache neue Kirchen während Friedrichs Regierungszeit entstanden. Dies sind außer den noch unten zu nennenden französischen Kirchen die Louisenstädtische oder Sebastianskirche vor dem Köpnickerthor (eingeweiht 21. Juli 1695); die Parochialkirche in der Klosterstraße, die frei ohne Säulen gewölbt werden sollte, die Wölbung stürzte aber 1698 ein, das neue Gebäude wurde erst 1715 fertig; die neue Kirche auf dem Gensdarmenmarkt, deren Grundstein am 11. August 1701 gelegt wurde, deren

*) Introductions-Rede . . . gehalten von Excellenz Herrn von Fuchs . . . bei Vorstellung des Churfürstlichen Hofpredigers Jablonsky in der Schloßkirche 12. Febr. 1693. Berlin, bei D. Saalfelds Wittwe 1694. Dabei: Abschiedspredigt Jablonskis aus Königsberg 19./29. März 1693 und Antrittspredigt in Berlin 12./22. Febr.

Einweihung Ostern 1708 stattfand; die Garnisonkirche (1701 und 1703); die Sophienkirche oder eigentlich Kirche vor dem Spandauerthor, die nicht etwa nach der Heiligen gleichen Namens, wie lange Zeit geglaubt wurde, sondern nach der dritten Gemahlin des Königs ihre Bezeichnung erhalten hatte. Auch an den bestehenden Kirchen wurden mancherlei Veränderungen angebracht. Die Domkirche erhielt Communionstühle und eine prächtige Kanzel, letzteres auch die Marienkirche 1703, und ähnlich die Gertraudtenkirche 1711; ein neuer Thurm für die Petrikirche wurde begonnen, stürzte aber alsbald nach der Vollendung 1733 ein; die Nicolaikirche wurde mit einer neuen Glocke (1696)*) und einer großen Orgel beschenkt (1707); die 1712 abgebrannten Glockenthürmchen der Klosterkirche wurden in demselben Jahre erneuert; die Jerusalemerkirche wurde 1693 aus einer kleinen Kapelle zur Kirche erweitert und 1696 eingeweiht.

Es ist unmöglich, die Geschichte aller dieser einzelnen Kirchen zu erzählen, obwohl manche ihren Geschichtschreiber gefunden haben. Daher mag es genügen, auf eine einzugehen, wenn auch die über sie zusammengestellten Notizen theilweise schon einer späteren Zeit angehören. Der Bau der Parochialkirche**) wurde durch eine Collecte ermöglicht, an der sich Ber-

*) Der Küster der Nicolaikirche gratulirt zu der neuen Glocke mit folgenden Versen:

Papisten tauften dich Osannah; reine Lehre
Hilft, daß sich Gottes Lob jetzund durch dich vermehre;
Weil du Fataliter in unsre Kirch gesetzt,
So blieb Feliciter die Betglock unverletzt!
Dem Himmel sei der Preis, der alles wohl regieret.
Und durch des Friedrichs Gnad die Kirche ausgezieret.
Leb', großer Friederich, So oft die Glocke klingt,
Gott geb, daß man auch dir Danksagungs Opfer bringt.

**) Geschichte der evangelisch-reformirten Parochial-Kirche in Berlin im ersten Jahrhundert ihrer Stiftung. Bei der Feier des Stiftungstages 10. Juli 1803. Berlin 1803. Neuere Schriften: F. Arndt 1839. W. Ziethe 1874.

liner und auswärtige Reformirte, in erster Linie auch Kurfürst und Kurfürstin betheiligten. Ersterer war bei der Grundsteinlegung zugegen, bei welcher Hofprediger Ursinus die Weiherede hielt. Ein Bauplan war von Nehring gemacht; nicht von diesem jedoch, sondern nach dessen Tode von Grüneberg wurde der Bau vollendet. Zum Bau des Thurmes wurde eine Anleihe von 15,000 Thalern aufgenommen; der vollendete Thurm erhielt das aus 37 Glocken bestehende, aus Holland stammende, eigentlich für den Münzthurm des Schlosses bestimmte Glockenspiel. In der Nähe der Kirche wurden Schul- und Predigerhäuser erbaut; 1731 bekam die Kirche auf Grund des Geschenkes eines Gönners eine Orgel. Die Kirche wurde ursprünglich von den durch die Gemeinde gewählten Vorstehern oder Kirchenältesten geleitet. Diese bildeten zusammen mit den Predigern das Presbyterium, das längere Zeit auch einen Obervorsteher hatte. Dieses wählte die übrigen Gemeindebeamten. Zu denselben gehörten, außer den zwei, seit 1751: drei Predigern — die beiden ersten empfingen ihre Besoldung aus den königlichen Kassen, der dritte aus einem Kirchenlegat — vier Schullehrer, zwei Lehrerinnen und folgende von der Kirchenkasse besoldete Beamte: je ein Kantor, Organist, Bälgetreter, Glockenist, Küster, Uhrmacher, Kirchendiener, der zugleich Todtengräber war, vier Almosenpfleger und sechs Glockentreter. In dem ganzen Jahrhundert (1703—1803), das außer dem Einschlagen des Blitzes 1754*) für die Kirche ohne bemerkenswerthe Ereignisse

*) Mächtiger und gnadenreicher Schutz in der größesten Gefahr, aus Jesaj. XLIII, 2. 3 vorgestellet den 11. Aug. 1754 von Joh. Herm. Gronau, nachdem 8 Tage zuvor das Gewitter in der hiesigen evangelisch-reformirten Parochialkirche bei versammelter Gemeine eingeschlagen. Nebst einem Vorbericht von denen bei diesem Gewitter bemerkten und z. Th. sonderbaren wahren Umständen und Wirkungen. Auf vieler Begehren zum Druck befördert. Berlin 1754. — Sehr genau wird der Weg beschrieben, den der Blitz nimmt. Das Merkwürdigste am Berichte ist, daß der Prediger, der vorher acht Jahre lang auf dem linken Ohr so gut wie taub war, durch den Blitz das Gehör wieder erlangt!

vorüberging, wurden 5616 Kinder getauft, 1656 Ehepaare getraut, 5035 Leichen begraben.

Ein derartiges Anwachsen der Gotteshäuser, liebevolle Verschönerung der bestehenden bezeugt einen nicht geringen religiösen Sinn. An der Annahme eines solchen darf man sich dadurch nicht irre machen lassen, daß man erfährt, mitunter seien kirchliche Feste durch possenhaftes Treiben profanirt worden. Derartige Possen sind eher als Reste urwüchsigen Volkshumors, denn als Zeugnisse irreligiöser Gesinnung zu betrachten. So geschah es, daß an dem Vorabend vor Weihnachten Leute mit Christ- und Lichterkronen in die Kirchen drangen, oder unter der Maske des Knechts Ruprecht oder des Engels Gabriel umherliefen. Um diesem Unfug zu steuern, wurden die Christmessen statt Abend am Nachmittag gehalten und zu wiederholten Malen alle solche „Christabend-Ablefanzereien" streng untersagt.*) Die Mitglieder der verschiedenen Gemeinden verharrten theils in der alten Gläubigkeit, in welcher die vorgeschriebenen Formeln gesprochen, die gebotenen Dogmen angenommen wurden; theils wendeten sie sich dem neuen Pietismus zu, der auch in Berlin weite Kreise gewann.

Der Pietismus knüpft an Phil. Jak. Spener an (1635 bis 1705, seit 1691 Propst an der Nicolaikirche in Berlin)**). Seine pia desideria (1675) sind das Programm der neuen Richtung, die durch ihn zum Sieg geführt wurde. Denn in Berlin verblieb ihm der Sieg: noch Jahrzehnte nach seinem Tode waren die Stellen an Kirchen, Schulen und Universitäten durch seine Anhänger besetzt.

*) Vgl. die Edikte 17. Dez. 1686, 18. Dez. 1711, 23 Dez. 1739, mitgetheilt in „Der Bär" XIII (1887) S. 156fg.

**) Ueber Spener, Hoßbachs Biogr. Berlin. 2 Thle. 3. Aufl. 1861. — Für den Pietismus überhaupt, Schmid, Geschichte des Pietismus 1863. Franck, Gesch. der prot. Theol. (1865) II, 130 ff. 213 ff. Dorner, Gesch. d. prot. Theol. 1867 S. 630 ff. Am ausführlichsten Ritschl, Gesch. d. Pietismus 2. Band, Bonn 1884 S. 97–225. Für Einzelnes: F. A. Wolf, Speners letzte Stunden (Kleine Schriften hgg. v. Bernhardy. 1852).

Spener war Lutheraner; trotzdem war das Auftreten gegen die Verknöcherung des Lutherthums die Arbeit seines Lebens. Für seine Reformversuche kommen wesentlich drei Punkte in Betracht. Er erstrebte eine Aenderung des Studiums und des Betriebs der Theologie. Daß der Glaube lebendig werden, daß er praktisch wirksam werden müsse, war sein Hauptaxiom. Die Wissenden sollten zugleich die Gläubigen sein. Daher sollten die Gläubigen durch eine bessere Erziehung gefördert, das Studium der Bibel in der Lutherischen Uebersetzung und damit der deutschen Sprache in den Mittelpunkt aller Bildung gestellt werden. Spener wollte sodann eine lebendige Volkskirche erzielen. Das allgemeine geistliche Priesterthum aller Christen schwebte ihm vor, in dem kein grundsätzlicher Unterschied zwischen Clerus und Laien, sondern nur eine Stufenfolge beider als der zum praktischen Christenthum Erzogenen und zu Erziehenden existirte. Daher sollten die Laien, vornehmlich auch die Frauen, in der Kirche sich eines selbständigen Antheils erfreuen, in Privatversammlungen, die aber niemals in Conventikel oder Separatkirchen ausarten durften, mitfragen und antworten. Auch kleine Kirchenreformen, die sich auf dem Boden des praktisch Erreichbaren bewegten, dünkten ihm, der sich ungern ins Theoretisch-Allgemeine verlor, nicht unbedeutend. Er verzeichnete es gern, daß er in Berlin drei Feiertage: Mariae Lichtmeß, Heimsuchung, Johannestag abgeschafft habe. Spener wollte endlich auf das außerkirchliche Leben einen nachhaltigen Einfluß üben: die erste Aufgabe des praktischen Christenthums mußte sein, die Sitten zu verbessern und zu veredeln. Aus diesem Wunsche entstand sein Kampf gegen Tanz und Theater, Spiel, Kleiderpracht, Gelage, leichtfertige Reden. Er war kein Ascet, aber er kannte nur den Genuß, welcher nicht in sittlich Unschönes entarten kann. Diejenigen Welttriebe mußten ihm schädlich dünken, welche die Heiligung des ganzen Lebens beeinträchtigten. Trotzdem stand Spener mitten im Leben. Dadurch unterschied er sich von seinem

Vorgänger, dem sonst von ihm hochverehrten Joh. Arndt, daß er der von diesem gepredigten weltflüchtigen Tendenz die Hochschätzung des bürgerlichen Berufs entgegenstellte. Er verstand die innere Heiligung niemals so, daß der Gläubige sich gänzlich aus der Welt zurückziehen mußte. Vielmehr sollte der im Leben Thätige seine Kraft im Kampf mit den Mächten des Lebens erproben. Die „theologischen Bedenken" (vgl. oben S. 45), welche er während seiner Berliner Zeit vermehrte und abschloß, bewiesen ein verständnißvolles und von jeder Feindseligkeit fremdes Eingehen in die Angelegenheiten des praktischen Lebens.

Spener war ein ernster, aber kein strenger Mann, in viele Kämpfe verwickelt, aber ohne Freude am Kampf, ein Prediger nicht von unmittelbarem mächtigen Eindruck, aber von nachhaltiger Wirkung. Mehr aber als durch Schriften und Predigten — sie sollen die Zahl 2532 erreicht haben — wirkte er durch seine Persönlichkeit. Der machtvolle Eindruck derselben wird von Männern wie Leibniz und A. H. Francke bezeugt. Er stand mit Hohen und Niederen im Verkehr und bewahrte Allen gegenüber Milde und Ruhe, ohne kriechend gegen die Einen, hochmüthig gegen die Andern zu werden. Selbst gegen die Katholiken, denen er ihre Erfolge bei manchen protestantischen Fürsten verargte und gegen die Juden, zu deren Bekehrung er das Seinige beitrug, empfahl er Milde. In den Streitigkeiten, die von seinen übereifrigen Anhängern ebenso oft angefangen wurden wie von den angriffslustigen Gegnern, war er stets zur Vermittlung bereit. Der Rath, den er seinen Getreuen gern ertheilte, war Vorsicht, so daß die offen Vorwärtsdrängenden fast irre an ihm wurden. Friede war sein Arbeitsruf; seine friedlichen Gedanken werden vielleicht am besten bezeugt durch die Worte, welche Benj. Ursinus von der, nicht ohne Speners Antrieb errichteten, Universität Halle brauchte: „Ja diese Friedrichs-Universität soll academia pacifica, ein friedlicher Tempel und Lehrhalle des Friedens sein, d'rin sich

Güte und Treue, Friede und Gerechtigkeit, Weisheit und Wahrheit umfassen und küssen."*) Er dachte von sich nicht klein, denn er war sich seines Wollens und Könnens bewußt, aber er überschätzte sich keineswegs. Niemals wollte er für einen Reformator gelten; den Namen eines „zweiten Luther", den ihm übereifrige Verehrer gaben, wies er von sich. Bei aller tiefen Demuth vor Luther aber brauchte er das schöne, später oft nachgeahmte Wort: „Ein Riese bleibt groß und ein Zwerg klein und ist keine Vergleichung zu machen unter beider Größe; indessen, wo der Zwerg auf des Riesen Achsel steht, sieht er noch weiter als der Riese, weil dieses Natur die seinige erhöht." Für sich hatte Spener Recht, aber die Zwerge, die nach ihm kamen und sich Riesen dünkten, vermochten nicht über ihn hinwegzuschauen.

Zu den wenigen theologischen Plänen, bei denen Speners Name und Ansehen nicht gebraucht werden konnte, weil er sich ablehnend verhielt, gehört die von Berlin aus betriebene Kirchenvereinigung, d. h. die beabsichtigte Union der streitenden Schwestern, der lutherischen und reformirten Kirche. Dieser erst 1817 wirklich zur Ausführung gelangte Lieblingsplan hohen-

*) Die Höchst-Fürstliche-Schulen-Sorge, wie solche bey prächtiger Einweyhung der Churfürstlichen Friedrichs-Universität zu Halle in Sachsen, in Hoher Gegenwart des Durchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herren Friedrichs des Dritten, Marggraffens und Churfürstens zu Brandenburg u. s. w. Wie auch anderer Hoch-Fürstl. Personen über die von Seiner Churf. Durchlaucht angegebenen Worte Esajae XLIX, 23. Die Könige sollen deine Pfleger und ihre Fürsten deine Säugammen seyn, auf Dero gnädigsten Befehl, am IV Sonntage nach Trinitatis, war der 1. Juli 1694, Als an Seiner Churf. Durchl. höchsterfreulichen Gebuhrts-Tage in der Churfürstl. Schloß- und Dohm-Kirchen daselbst kürtzlich betrachtet und folglich zum Druck gegeben. Benjamin Ursinus. Cölln an der Spree. Drucks Ulrich Liebpert, Churf. Hoff-Buchdr. 1695 (G. L. St.). Die Schrift verdient eine Erwähnung, weil sie von einem Berliner gehalten, in Berlin gedruckt wurde und gleichsam öffiziös die Gesinnungen des Kurfürsten ausdrückt.

zollernſcher Fürſten beſchäftigte Berliner Geiſtliche und Gelehrte am Anfange des 18. Jahrhunderts. Die treibende Kraft zur damals beabſichtigten Ausführung war Leibniz. Seine auf eine wirkliche Verſchmelzung, nicht bloß auf friedliche Duldung beider Konfeſſionen, gerichteten Pläne gingen weit über Preußen hinaus, erſtreckten ſich auch auf die Schweiz und England und bezweckten auch das Eingreifen der weltlichen Macht; hier kann nur angedeutet werden, was in Berlin und innerhalb der theologiſchen Welt geſchah.*)

Leibniz' Mitarbeiter war D. Ernſt Jablonski (1660—1741, ſeit 1693 Hofprediger in Berlin), ein gelehrter Hebraiſt und ein vielſeitig praktiſcher Theologe. Schon 1698 that er den erſten Schritt, aber erſt 1703 ſchien ſich der Plan der Kirchenvereinigung ſeiner Verwirklichung zu nähern. Damals kam wirklich in Berlin unter dem Vorſitz des ſchon genannten Urſinus ein collegium charitativum zuſammen. So wurde eine Unterredung genannt, in welcher auf der einen Seite Jablonski und Strimeſius, auf der andern Lütkens und Winkler ſtanden. Aber dieſe Disputation hatte denſelben Mißerfolg, wie ähnliche angebliche Friedensgeſpräche älterer und neuerer Zeit. Jeder der Unterredner ſchrieb ſich den Sieg zu; die Außenſtehenden aber ſahen in dem Geſpräch, das den Frieden bewirken ſollte, nur einen Anlaß zu neuer Fehde. Der Schriftenkampf wurde ſo arg, daß der König insbeſondere durch Edzardis Schmähſchriften gereizt, den Befehl gab, am 23. Febr. 1705 ein Autodafé auf dem Neuen Markt in Berlin zu veranſtalten.**) Die zur Verbrennung

*) Leibniz' und Jablonski's Briefe bei Kapp, Sammlung einiger vertrauter Briefe, Lpz. 1745 S. 356 fg. — Vgl. Hering, Merkw. aus der brandenb. Geſch. 2. Stück. Breslau 1799. Allg. d. Biogr. XIII, 523—525.

**) Vgl. Annales Berolinenses, die Berliniſche Chronica, in ſich haltend die vornehmſten Denkwürdigkeiten der alten und neuen Zeiten, Nebſt einem kurtzen doch accuraten Anhang, Worinnen die Königl. Reſidentzien nach ihrem heutigen blühenden Zuſtande, und ehemahliger Beſchaffenheit,

gelangten 5 Schriften waren nicht etwa religionsfeindlich, ſondern nur den Reformirten ungünſtig, der Union entgegengeſetzt, oder Schandſchriften, eine z. B. gegen Spener gerichtet. Da deren Verfaſſer keine Berliner waren, ſo war die Verbrennung mehr eine Demonſtration als eine Beſtrafung: die Berliner Feinde des herrſchenden Kirchenregiments ſollten gewarnt und auf das Schickſal hingewieſen werden, das ihnen bei etwaiger Widerſetzlichkeit bevorſtehe.

Der Briefwechſel zwiſchen Jablonski und Leibniz ging zwar weiter, jedoch ohne praktiſch-greifbare Reſultate; die Sache wurde nunmehr dermaßen geheim getrieben, daß von Jablonskis Verſuchen die Theologen und von Leibniz' Bemühungen, die Potentaten zu gewinnen, nichts verlautete. Ja, eine neue Unterredung, die bereits ausgeſchrieben war, unterblieb, auf den Rath des großen Philoſophen. Aber man konnte nicht hindern, daß nun Spötter ſich der Angelegenheit bemächtigten. Hatte ſchon ein witziger Epigrammatiſt das „königliche Feuer" beſungen, das die Edzardiſche Dunkelheit erleuchte,*) ſo ſchrieb nun ein Anderer**) die Geſchichte einer imaginären Friedensverſammlung. Sie habe ſtattgefunden zur Zeit, da Venus und Jupiter in einer guten Conſtellation geſtanden hätten. Vor

auch allen darinnen anzutreffenden Curioſitäten abgebildet, Mit nöthigen Anmerkungen erläutert und zum Druck übergeben von Philipp Jacob Schmidt, Advocat. Anno 1736. Berlin, Gedruckt bei Chriſt. Albrecht Gäbert. Fol. 52 SS. Da die ſehr merkwürdige Schrift ſelten iſt (ein Ex. in der G. L. St.), ſo mögen die beiden erſten Bücher hier genannt ſein:

Dissertatio de fugienda unione cum hodiernis Reformatis quia sine divinae veritatis et aeternae salutis jactura iniri non possit. 4°.

Diatribe de causis unionis a Calvinianis doctoribus quaesitae cum Episagmate de Gil. Forbesii considerat. pacificis Ao. 1704.

*) Edzardi tenebras illustrat regius ignis Et nugis pretium poena vel ipsa facit.

**) Dies nach Hering vgl. S. 60 Anm. 1. Der Gedanke ſoll des Weitern ausgeführt ſein in der Schrift von Joh. Conr. Schramm: Oratio de remediis quibusdam ante doctrinae sacrae conciliationem ad concordiam ecclesiasticam necessariis Helmſtädt 1710.

ihrem Zusammentreten seien alle gegensätzlichen Lehren, jede auf einen besondern Zettel aufgeschrieben und in einen Glückstopf geworfen worden. Zur Ziehung der einzelnen Loose bezw. Sätze seien zwei Theologen erwählt worden, deren einer den h. Petrus, deren anderer den Judas Ischarioth vorstellen sollte. Die Vertreter der beiden feindlichen Parteien hätten, damit kein Streit entstände, um ihre Rolle würfeln müssen. Nun griffen beide abwechselnd in den Topf, Petrus legte die von ihm gegriffenen Zettel in eine goldene, Judas die seinigen in eine bleierne Schüssel; festgesetzt ward, daß die in der goldenen vorgefundenen Sätze für orthodox, die in die bleierne gerathenen für ketzerisch gelten sollten. Der Witz ist nicht übel; es ist nicht unmöglich, daß manche Berliner mit dieser Beurtheilung der Unionsbestrebungen übereinstimmten.*)

Mit einer Aufzählung aller übrigen Berliner Prediger wäre nichts gewonnen. Die Namen sind belanglos, die Schicksale die gewöhnlichen eines Pfarrers, die Werke wortreiche Predigten, geistliche Gedichte, langausgesponnene theologische Abhandlungen. Die meisten ähneln einander zum Verwechseln. Statt aller Anderen mögen zwei herausgegriffen werden, die eine eigenartige, wenn auch nicht liebenswürdige Physiognomie haben: J. C. Schade und Joh. Porst.

Schade, geb. 13. Jan. 1666, gest. 25. Juli 1698, seit 1691 in Berlin, Prediger an der Nicolaikirche,**) war ein in

*) Daß dagegen Andere anders dachten, geht aus einer 1705 erschienenen Schrift hervor, die sich in einem Sammelband der G. L. St. findet, einer Vereinigung von Schriften, die Heinrich Otto, Küster an der Domkirche 1697—1708 „nach alter Gewohnheit" den Mitgliedern der reformirten Kirche zu Neujahr überreichte. Sie führt den Titel: „Gründlicher Beweisthum, in welchem vorgestellt wird, daß beiderseits evangelische in keinem Glaubensartikel jemalen im Grunde der Seligkeit mißhellig oder uneinig gewesen, auch gegenwärtig nicht seien."

**) Das Biographische aus der Leichenpredigt Speners „Christliches Ehrengedächtniß" 1698. Darin auch eine kurze am 13. Jan. 1693 in Folge einer „Leibesschwachheit" aufgezeichnete Selbstbiographie Schade's, die eigentlich über seine innere Erweckung durch Francke handelt, über die Berliner Zeit aber nichts bietet.

Mitteln und Worten nicht wählerischer Eiferer. Er konnte nicht froh werden, wenn er an die Bosheit und Verworfenheit der Menschen, besonders, wie Spener sagt, „an die in dieser Stadt im Schwange gehende vielfältige Sünde dachte." Er erregte in der theologischen Welt eine heftige Fehde durch seinen Ansturm gegen die Beichte, indem er statt der Privatbeichte die allgemeine d. h. die eindringliche Admonition an die Andächtigen und die wirkliche Bußfertigkeit der Ermahnten für genügend hielt. Die sittlichen und religiösen Zustände Berlins suchte er durch drei Predigten, bezeichnender Weise nicht im Verlage eines Berliner, sondern Leipziger Buchhändlers Heinich, bei dem auch Schade's sonstige Schriften erschienen, „Bedencks Berlin"*) darzustellen, in denen er der Stadt, sowohl den Bewohnern als den „erleuchteten" Wächtern derselben beweglich und vernehmlich „Thuet Buße" zurief. Er hob, indem er sich freilich sehr im Allgemeinen hielt und specielle Vorgänge zu berühren vermied, Schwächen und Laster der Bewohner hervor, Kleiderpracht, Schwelgen, Sabbathsschändung, beklagte besonders aber die Veräußerlichung des Glaubens und das Fehlen jeder Innerlichkeit.

Zur Kennzeichnung des Tons und der Gesinnung des Autors mögen zwei Stellen genügen. Die erste ist schon deswegen charakteristisch, weil sie ebensosehr das Wesen des Strafredners als der Angeredeten trifft. Sie lautet:

„Du hast meinen Glauben nicht in der Einfalt und gutem Gewissen behalten, sondern dich in viel Wort-Streit, feüchtige Fragen und Gezänk verwickelt . . . Meinestu die Feigenblätter deines äußerlichen Gottesdiensts werden deine Sünden-

*) Bedencks Berlin! Das ist Des Herrn Jesu dreyfaches Zeugnis über Jerusalem nochmaln über sein heutiges gantzes Christen-Volck, und insonderheit Der Stadt Berlin wiederhohlet. In dreyen darüber gehaltenen Predigten Seiner Gemeinde zu Warnung und Zeugnis deutlich gezeuget von Johann Caspar Schaden, Diener Jesu Christi, an S. Nicol. Kirchen daselbst. Leipzig. Verlegts Johann Heinichens Wittib 1696. 4°. (K. B.)

blöße bedecken . . . Was hilfft dichs, daß du zu deinen gebauten Kirchen geheſt, da du doch zum Götzentempel des Weltgottes geworden biſt . . . Die Decke deines Lippenbeichtens und Betens iſt zu ſchmal, die Menge deiner Sünden zu bemänteln." Die zweite gibt eine gewiß übertriebene, aber in ihrer draſtiſchen Sprache recht intereſſante Schilderung des damaligen Kirchenweſens. Der Redner ruft nämlich traurig aus:

„Wozu öfters wir unſre Kirchen machen, läßt ſich diesmal nicht ausführen: zur Schlafkammer, darinnen ſanft zu ruhen und auszuſchlafen; zur Börſe, von neuen Zeitungen mit einander zu plaudern oder Aviſen zu leſen; zur Schreibſtube, darinnen auf allerhand irdiſche Gewerbe und Händel zu dichten; ja das noch mehr iſt: zur Schaubühne, darinnen ſich ſehen zu laſſen und andere zu begaffen; zum Zankplatz, ſich um die Oberſtelle oder Narrenkappen zu zerren; zum H.. Haus, andere durch unzüchtige Mienen und Kleider zur böſen Luſt zu reizen oder an andere ſeine Augen und Herz zu beluſtigen; zum Diebeshaus, darinnen auf allerlei Ränke und Trügereien zu denken; zur Mördergruben, dem Nächſten an Ehr, Gut und Leben Schaden zu thun bedacht ſein und wer kann nur alle Arten der Entheiligung erzählen, geſchweige ausführen?"

Es fragt ſich, ob ſolche Declamationen, die ſehr nach dem Vorbilde des Abraham a Sta Clara ſchmecken und die eine abſichtliche, zur Erzielung größerer Wirkungen verſuchte Aufbauſchung der Ereigniſſe verrathen, wirklich einen Eindruck auf die Zeitgenoſſen hervorzurufen fähig waren. Gewiß war Spener mit ſeinem Schüler unzufrieden; dem Meiſter ging es in den „Hausverſammlungen" des Jüngers zu unordentlich und unvorſichtig her; daß er die Kirche ein „Babel" nannte, dünkte dem bedächtigern Spener nicht recht. Dieſer meinte, mit einer von Ironie nicht freien Anerkennung, „nun dieſer Eifer hat ihn gefreſſen." Schade aber, der in ſehr jugendlichem Alter, übrigens ſchon längere Zeit kränklich, unverheirathet, ſtarb, rief in ſeiner letzten Krankheit triumphirend aus: „Victoria, Victoria, ich habe mit den Teufeln geſtritten und ſie zu Boden geſchmiſſen."

Der zweite der hier zu nennenden Prediger, Joh. Porſt (11. Dez. 1668 bis 10. Jan. 1728) kam 1695 nach Berlin, hauptſächlich um Spener zu hören und erhielt von ihm und Schade mannigfache Anregung. In dem Geiſte dieſer ſeiner Lehrer bekleidete Porſt ſeit 1698 ſein Predigtamt zu Malchow und Hohen-Schönhauſen. Er bemühte ſich vornehmlich eine ſtarke perſönliche Einwirkung auf ſeine Pfarrkinder zu gewinnen und hielt zu dieſem Zwecke außer den Predigten und Kirchenverſammlungen, häusliche Zuſammenkünfte und Andachten. Seine Thätigkeit fand Anerkennung bei den maßgebenden Männern jener Zeit. Schon 1704 wurde er zum zweiten Prediger an der Friedrichs-Werderſchen und Dorotheenſtädtiſchen Kirche in Berlin erwählt. Auch dort ſetzte er dieſe erbaulichen Vereinigungen fort, vertheidigte ſich in einer Predigt wider den ihm gemachten Vorwurf, daß er Quäkerverſammlungen halte und wurde in ſeinem frommen Eifer belohnt dadurch, daß er 1709 zum Beichtvater und Hofprediger der Königin, Anf. 1713 zum Propſt von St. Nicolai ernannt wurde. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war eine mannigfaltige, wenn auch freilich auf das theologiſche Gebiet beſchränkte: Predigten, homiletiſche Anleitungen, dogmatiſche Auseinanderſetzungen über das Leben und Weſen ſeiner Anhänger, die er als Wanderer auf dem Wege der Seligkeit, Regeniti: Wiedergeborene bezeichnete, polemiſche Schriften gegen perſönliche Angreifer, Katholiken und Sectirer, beſonders gegen die damals auftretenden ſ. g. Propheten und Inſpirirten, gegen Veranſtalter und Beſucher von Comödien und Luſtbarkeiten, aber auch ſolche Schriften, in denen gerade die practiſche Seite ſeines Strebens hervortrat, z. B. über Verpflegung der Armen. Seine damals vielgerühmte Predigtweiſe möchte heute wenig Anhänger mehr finden. Einem 1699 zu Berlin verſtorbenen Prediger Joh. Fritzſche widmete er eine Denkrede. Darin ſagte er z. B. „An ſein Haupt ſtelle ich eine

Perlenmuschel, die sich zu ihrer Zeit aus dem Abgrund des Meeres hervorthut; emporschwimmt, sich öffnet und die Inschrift zeigt: Patre edita coelo. „Wer durch des Herren Geist gezeuget und geboren, der ist zum Himmelreich geadelt und erkoren." Auf die rechte Seite des Sarges stellte er einen Springbrunnen von lebendigem Wasser, der die Verse zeigte: „Ich lasse gleiche Ströme fließen Auf jeden, der mich will genießen;" auf die linke Seite einen Kranich, als Sinnbild der Wachsamkeit, der demgemäß die Inschrift trug „Auf daß die Heerde ruhig bleibe, Mit Wachen ich die Nacht vertreibe." Endlich erschien ihm auf dem Deckel des Sarges das „Rauchfaß Aarons" mit der Inschrift: „Ich weiß, es wird vor allen Dies Rauchwerk Gott gefallen."

Trotz solcher Geschmacklosigkeiten war Porst durch seine Veröffentlichungen und sein practisches Wirken einer der geachtetsten Männer jener Zeit; die 77 Trauergedichte (Epicedien), die bei seinem Tode erschienen, bekunden deutlich die Achtung, die er bei seinen Lebzeiten genossen hatte.

An dieser zu seinen Ehren veranstalteten Gedichtsammlung betheiligten sich u. A.: Joach. Lange, S. G. Lange, C. B. Michaelis, J. D. Michaelis, Rambach, Freylinghausen, G. A. Francke, der Sohn, J. D. Kypke, J. G. Reinbeck, Daniel Schönemann, die in Jena und Halle studirenden Berliner. — Die Gedichte füllen 124 Folioseiten.

Zur Probe mag die von C. B. Michaelis gedichtete Grabschrift dienen:

Hier ruht ein Gottesmann, des Teufels arger Feind,
Ein Hirt von großer Treu, ein Held in Christi Kriege,
Ein Triumphirender nach wohl befochtnem Siege,
Ein Stern, des heller Glanz nun immerwährend scheint,
Ein Lehrer Israels von sonderbaren Gaben.
Ach möchte Zion stets dergleichen Wächter haben!

Doch auch an Anfechtungen fehlte es nicht. Porst wurde nämlich beschuldigt (dies berichtet zuerst Pöllnitz in seinen Memoiren, dem viele Geschichtsschreiber gefolgt sind), durch seine

geistliche Einwirkung auf die Königin Sophie Luise, die dritte Gemahlin Königs Friedrich I. Unfrieden zwischen dem Königspaare gesäet zu haben, wodurch er sich die Ungunst des Königs zuzog. Daß dies in den ersten Jahren seiner Hofpredigerstellung nicht der Fall gewesen sein kann, wird durch die besonders gnädigen Ausdrücke bewiesen, mit welchen der König Porst zum Propst von St. Nicolai berief. Vielleicht mag aber später in Folge des immer größeren Einflusses, den Porst auf die Königin gewann, ein Gefühl des Unbehagens sich des Königs bemächtigt haben.

Dieser Einfluß wird in überaus merkwürdiger Weise bezeugt durch eine Anzahl bisher ungedruckter und unbeachteter Briefe, welche, wie es scheint, — sie sind alle ohne Adresse — an A. H. Francke gerichtet sind.

In diesen Briefen sprach er von der Königin beständig als von „der Frau." Zwei Aeußerungen derselben mögen angeführt werden, weil sie Ausdrucksweise und Gesinnungen des Predigers deutlich vor Augen stellen.

Die erste lautet: „Melde zur Nachricht, daß die Frau noch in einem Zustand sich befinde. Manchmal ist sie bei sich und spricht verständig, zu einer andern Zeit aber laufet confusion mit unter. Mein Herz ist sehr geängstet, nicht wegen der Schmach, sondern wegen der Gefahr der Seelen der Frauen, indem ich sorge, sie wolle wider überspringen, das Joch Christi von sich werffen und sich gantz wider zur Welt kehren. Ihr einiges Verlangen ist, sie wolle vom Manne geschieden seyn, weil ihre Ehe keine Ehe gewesen. Daß aber dieses Verlangen schon vorher im Herzen gewesen, ist mir bekannt. Gott richte alles zu seinen Ehren."

In der anderen heißt es, nach einer längeren Schilderung der Krankheit folgendermaßen:

„Unter allen Verwirrungen, bricht das inwohnende Licht immer herfür, und wenn sie ein wenig zu sich kommt, so offenbaret sich der inwohnende Seelen-Kampff, in beten, ringen, kämpffen, ächzen und stöhnen, daß einem das Hertz zerbrechen

möchte; sie brach offt aus, und sagte: Das gantze Höllen Heer hat sich aufgemacht, wider mich zu streiten. Die ersten Tage waren lauter Beugungen und Demüthigungen unter Gott. e. g. Ach Gott wie bist du so gerecht! Gott ist gerecht, das sagte sie viel 1000 mal. it. Demuth, Demuth, viel 1000 mal. it. womit einer sündigt, damit wird er gestrafft. Gestern und heute aber war ein mehreres Zunahen zu Christo: e. g. Ach Vater! Sieh an deines Sohnes, Tod und Bittres, dein Blut der edle Safft. Das verborgene Seufzen ist verborgen für die Welt. Aber wenn die starcken Kämpffe antretten, so kan man fühlen, daß höllische Kräffte wider sie streiten."

Tritt Porst in dem vorstehenden Falle mit der Absicht auf, schlummerndes religiöses Leben zu erwecken, so erscheint er in einem andern bemüht, das Uebermaß religiöser Empfindungen und Aeußerungen zurückzudrängen. Es handelt sich dabei um eine jener Sekten, die sogenannten „Propheten", wie sie in religiös erregten Zeiten leicht sich bilden. Porst hat ihr eine eigene Schilderung gewidmet.*) Der Held dieser Schilderung ist ein Schneider, Joh. Mich. Bolich, der aus Franken stammte und von Kopenhagen, wo er durch Lütke erweckt wurde, 1707 nach Berlin kam. Dort wohnte er bei einer Frau Pottin und deren Sohn und bekam bei ihr „Bewegung und Aussprechen", die sich in Hüpfen, Singen und Jauchzen äußerte. Gleich das

*) Wohlgemeintes Send-Schreiben an die Personen, welche anjetzo zum Theil für Propheten wollen gehalten werden; außerordentliche Bewegungen des Leibes haben, und unmittelbahr göttliche Aussprachen des Geistes vorgeben: Wie auch an alle die, so dergleichen suchen, ihnen anhangen, und sie vor göttlich halten und ausgeben; Worinnen die Art und Beschaffenheit dieses Geistes, wie er sich an einem gewissen Mann den 10. Novemb. Abends nach 11 Uhr 1714 geoffenbahret, Nach der Wahrheit und des Mannes eigenen Erzehlung, welche er auch nebst seiner Ehe-Frau und Handwerks-Gesellen auf dem Berlinischen Rathhause öffentlich und Gerichtlich nochmahls bekräfftiget, vorgestellet wird; Ihnen und andern, hier und anderswo, zur Warnung entworffen von Johann Porst, Probsten und Inspectore in Berlin. Berlin, bey Christoph Gottlieb Nicolai 1715. 88 SS. in 12°.

erste Mal sang er ein Hallelujah „und sogleich darauf hat der von ihnen sogenannte Geist in ihm und durch ihn ein langes Lied gedichtet und gesungen". Solche Bewegungen bekam er im Bett, in seiner Stube, in feierlichen Versammlungen; am stärksten in einer Versammlung, wo der Geist zwei Stunden lang in ihm dichtete „und die Poesie mit einer anmuthigen Melodie begleitete". Als er fertig war, sprach der Geist „Der Herr Jesus hat diesen, nämlich Bolich, zu seinem Knecht gemacht, daß Ihr ihm sollt gehorchen und wer ihm nicht wird gehorchen, der soll des Todes sterben". Danach hielt Bolich, der die Versammelten während der ganzen Nacht zusammenhielt, eine große Rede gegen die putzsüchtigen Frauen und verkündete Wunder, die demnächst eintreten sollten. Dann legte er sich eine Stunde schlafen; während dessen mußten die Uebrigen stille sein. Erwacht redete er mit neuer Kraft und verkündete den Tod von Porst, weil dieser gegen die Sectirer gepredigt hatte. Auch zu Hause führte er Zwiesprach mit dem Geist und ließ sich in seinem Thun von ihm lenken. Der Geist bestimmte Großes und Kleines: er setzte die Zeit für nothwendige körperliche Verrichtungen fest, ordnete auch an, wann der Prophet in das Bett und aus dem Bette steigen sollte, gebot ihm und den anderen Gläubigen, sich einen großen Bart wachsen zu lassen, befahl, daß sie den Sabbath feiern sollten, z. B. mit Enthaltung von jedem Waschen und gab dem Propheten insbesondere die Weisung, „seine Brust beständig zuzuhalten, weil er als ein Hoheprieſter Licht und Recht auf derselben tragen sollte". Den Beginn des Reiches Gottes setzte er auf den 27. September fest. Porst, der durch Mittelsmänner von allen diesen Dingen hörte, ging zu dem Meister und versuchte vernünftig auf ihn einzuwirken. Er bemühte sich, ihm klar zu machen, daß eine besondere göttliche Stimme nicht in dem einzelnen Menschen wirksam sei. Seine Mahnung „sie mögen ihre Herzen bewahren und den Geist kennen lernen", was sich doch nur auf den echten Gottesgeist beziehen kann, der jedem Menschen vernehmlich und

auf jeden einflußreich sei, wurde von dem Meister zwar falsch aufgefaßt, übte aber die beabsichtigte Wirkung aus. Denn Tags darauf kam Bolich zu dem Propst, erzählte ihm, während der Nacht sei der ihm innewohnende Geist durch einen anderen ausgetrieben worden, statt des Teufels sei nun Jesus in ihn eingezogen, und versicherte ihn, „daß er künftig in Einfalt vor Gott wandeln und sich allein an sein Wort, als die einige Regel und Richtschnur seines Lebens halten wolle". Mochte der Prophet auch noch manche Rückfälle haben, er war durch den wahren Gottesmann zu Schanden geworden.

Waren Anführer und Mitglieder dieser Secte Einfältige, die in ihrer Thorheit thöricht handelten, so gab es zu jener Zeit in Berlin auch Böswillige, die durch ihre muthwilligen Streiche die Frommen ärgerten und abergläubischen Vorstellungen neue Nahrung gaben. Ein solcher Fall mag, wenn er auch mit Porst nicht in direkter Beziehung steht, an dieser Stelle erwähnt werden. In einem Hause der Heiligen Geiststraße, das einem alten, reichen, frommen Holzhändler gehörte, ließ sich Tag und Nacht ein sogenanntes Gespenst spüren, das besonders durch „An- und Aufschließen der Gemächer, Anhauchen der Leute" seine Existenz kundthat, absonderliche Gelüste aber zur Magd des Hauses hegte, welcher er bei der Arbeit den Kopf durch den Arm steckte und Nachts in viel deutlicherer Weise sein Wohlgefallen zu erkennen gab. Gewiß also trieb hier ein Schalk sein Wesen, der seiner Liebschaft ungestört nachgehen und seine Geliebte wegen etwaiger Folgen ihres Verkehrs von vornherein rechtfertigen wollte, die Berliner aber — ihren späten Enkeln darin vorbildlich — glaubten wirklich an ein Gespenst und eilten „Tag und Nacht zu diesem Spectackel nicht anders als zu einem Jeampotagen (Hanswurst) auf den Neuen Markt".*) Als die Neugierde befriedigt war, hörte

*) Vgl. Schreiben an einen guten Freund d. i. der von einem Vexir-Geist Wohlgeplagte Maz Hase, Ehemals Bürger und Handels-Mann zu Landsberg an der Warte, Vorgestellet Bey Gelegenheit des allhier in Berlin itzo beschriebenen so genannten Gespenstes in der Heil. Geist-Straße Und communiciret durch Anonymum. Berlin, gedruckt bey Joh. Lorentz 4 Bl. in 4° o. J.; jedenfalls 1708. (Gr. Kl.; angebunden dem Ex. der ersten Berliner Monatsschrift vgl. Cap. 4, S. 143 ff.)

der Spuk, jedenfalls das Interesse des Publikums an demselben auf; das Eingreifen eines Predigers war hier nicht von Nöthen, Porst brauchte diesmal die Seinen schwerlich zu warnen.

Erscheint Porst in den beiden vorher angeführten Fällen, der Königin und dem armen Schneider gegenüber, als der Priester, der seine Stellung hochhält und Achtung für Amt und Würde zu erzwingen weiß, so trat er in einem dritten Falle als der Bittende auf, der von dem weltlichen Arm die Stütze seiner geistlichen Autorität verlangt. Am 20. März 1714 schickte er nämlich seinem Meister Francke die neue Kirchenordnung*), bat um sein Gutachten und gab folgende klägliche Schilderung: „Es ist der Zustand der Kirchen hir in der Marck nicht genugsam zu beklagen, und das Elend derselben nicht mit Zungen auszusprechen. Z. B. Ich schicke zu einem Bürger, ihn in einer Sache zu erinnern, er läßt mir sagen, er habe nichts bei mir zu thun. Ich sage es seinem Beichtvater, der läßt ihn ruffen, dem giebt er eben diese Antwort, gehet auch von der Stund an nicht mehr zu Beicht bei ihm sondern laufft zu einem anderen. Kurtz wir haben nicht einen Schein oder Schatten von der Kirchen disciplin. Ich bin der beständigen Meinung, man müsse weder Inspectoribus noch Pastoribus große Gewalt geben, wenn man ihnen aber alle media paedagogica nimmt, so hauet man einem Arbeiter beide Arme ab. Man kann sich in allem schon vorsehen, aber diese Gelegenheit meinte ich, solte man nicht außer Händen lassen; weil sie schwerlich widerkommen möchte. Ich meinte ich wolte in einem memorial bitten, der König möcht unserer Kirche auch die Gnade thun welche er der reformirten gethan."

*) Gemeint ist die am 24. Oct. 1713 erlassene, z. B. bei Mylius, Corp. Constit. Marchic. Bd. III, Nr. 83, S. 447—508 abgedruckte „königlich-preußische evangelisch-reformirte Inspections-Presbyterial... Ordnung.

Porst hat für Berlin noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß er Verfasser desjenigen Gesangbuches war, welches für Berlin Jahrzehnte lang unbestrittene Geltung hatte.*) Verfasser d. h. Sammler, Anordner; aber eben in der Sammlung und Anordnung zeigt sich der Geist des Mannes und des Buches. Die Anordnung des Porstschen Gesangbuches, das 1708 zuerst erschien und unzählige Male, bis zu Porst's Tode bereits zehn Mal, aufgelegt wurde, erfolgte nach dem Vorbilde Spener's. Sie fing an „von Gott dem Urheber des Heils", schritt vor zu „Christo, der das Heil erworben" (wobei denn viele einzelne Theile über Geburt, Auferstehung, Himmelfahrt sich fanden) und endete mit der „Einführung in den völligen Genuß des Heils in der Ewigkeit". Die Einreihung der Gedichte in die einzelnen Abtheilungen war sehr äußerlich, da die meisten Lieder nicht nur einen Gedanken enthalten und daher ebensowohl in eine andere wie die vom Verfasser beliebte Abtheilung versetzt werden konnten.

*) Ueber die Geschichte des Berliner Gesangbuches ist unten, bei Gelegenheit der Streitigkeiten unter Friedrich d. Gr. zu sprechen. Vgl. J. F. Bachmann, Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher, Berlin 1856 und Berliner Neudrucke, 2. Serie, 3. Band, S. XXIX ff. — Eine sehr merkwürdige Notiz soll hier erwähnt werden. Sie findet sich in „Standrede bey der christl. Beerdigung des Joh. Rauen, Febr. 1733 gehalten von Joh. Ulr. Christ. Köppen". Johann Rau war der Schwager Joachim Lange's, geb. 1673, April 11. in Perleberg, seit 1697 Prediger an der Heiligen Geistkirche, seit 1700 an der Nicolaikirche, nach Porst's Tode Propst. Der Redner rühmt seinen Collegen als Armenprediger und sagt von ihm: „1700 hat er das Neue Testament mit kleinen Lettern, wie auch das Gesangbuch, wovor der selige Propst Porst nachhero die Vorrede gesetzet und Arnds wahres Christenthum in großer Menge drucken lassen". Soll die gesperrt gedruckte Stelle bedeuten, daß die allgemein als „Porst'sches Gesangbuch" bezeichnete Sammlung gar nicht von Porst herrührt? Rau war ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Mann. Spener rühmte ihn 1700 in seiner Einweihungsrede als Theologen, pries Gott und die Kirche glücklich, einen solchen Mann zu besitzen. Bisher wäre, so meint er, es zu beklagen gewesen, „daß Gott keine oder doch keine gleich treuen Diener mehr sendete, sondern mit fleischlichen und Miedlingen gestrafft werden ließe".

Die Sammlung machte reichen Gebrauch von den großen Schätzen des deutschen Kirchenliedes; Gesänge Luther's, Gerhard's und anderer Dichter, welche Anmuth mit Kraft, dichterisches Gefühl mit tiefer Frömmigkeit vereinen, waren vielfach aufgenommen. Leider gab es daneben des Unerfreulichen, Undichterischen nur zu viel. Dazu gehört das Schwelgen in dem Gefühle der eigenen Nichtigkeit, das oft genug, z. B. in dem Vers „Ich bin, Herr Jesu, ganz verflucht", seinen drastischen Ausdruck fand. Dazu gehören ferner die Reim- und Versspielereien, die, schon in der weltlichen Poesie höchst wenig angebracht, im geistlichen Lied unerträglich waren, wie etwa die Strophe:

„Mir hier stincket was da blincket
Nach der eitlen Herrlichkeit,
weil ich einsam und gemeinsam
handle mit der Ewigkeit;
Mit Gott leb ich, an Gott kleb ich
in und außer aller Zeit."

Dazu sind ferner die Liebeleien zu rechnen, welche die Poeten des 17. Jahrhunderts an Gott richten zu dürfen glaubten: die Spielereien mit „Jesulein, Krippelein, Lämmelein", die sich z. B. zu folgenden Versen verstiegen: „Der Sammet und die Seiden dein, Das ist grob Heu und Windelein, Darauf du, Kön'g so groß und reich Herprangst als wärs dein Himmelreich" und nicht selten zu einem widerlichen Liebesgekose ausarteten, wie in den Worten: „Wie süß ist es bei dir zu sein, Und kosten deiner Brüste Wein". Wer aber an diesen recht unerbaulichen Erbauungsliedern noch nicht genug hatte, der fand auf Schritt und Tritt Geschmacklosigkeiten, die ihn anwidern mußten, z. B. die Verse: „Zwar in Kaufung theurer Waaren Pflegt man sonst kein Geld zu sparen, Aber du wilt für die Gaben Deiner Huld kein Geld nicht haben, Weil in allen Bergwerksgründen Kein solch Kleinod ist zu finden, Das die blutgefüllten Schalen Und dies Manna kann bezahlen." Wenn gegen ein derartiges Werk, von dessen Geschmacklosigkeit das Hervorgehobene nur wenige Proben bietet, eine spätere Zeit energischen Protest erhob und

Alles that, um es aus Berlins Kirchen zu verdrängen, so darf sie deswegen nicht der Unkirchlichkeit geziehen werden.

Katholiken gab es damals in Berlin nicht viel. Sie lebten in Berlin, wie in ganz Preußen ungestört ihrem Glauben, sie rühmten Friedrich nach*), „daß sie unter der Herrschaft eines Fürsten ihres Glaubens nicht mehr begehren könnten, als er ihnen zugestehe". Die vielen theoretischen Schriften eifriger protestantischer Berliner Prediger waren, wenn sie auch gegen den religiösen Standpunkt der Katholiken Front machten, mehr zur Bewahrung der eigenen Lehre, als zur Herabsetzung der Andersgläubigen bestimmt. Nur einmal kam es zu einer antikatholischen literarischen Bewegung, die sich aber ausschließlich gegen den Papst, nicht gegen den Katholicismus und am wenigsten gegen die Berliner Katholiken richtete. Der Papst hatte, nachdem das Ansinnen, König Friedrich solle sich durch ihn zum König von Preußen erheben lassen, abgelehnt worden**), Einspruch gegen die Führung des Königsnamens eingelegt.***) Wider solche Uebergriffe der geistlichen Macht wurde von Berlin aus Protest erhoben.†) In langathmiger Rede wurden die Ansprüche des Papstes überhaupt bestritten, die päpstlichen Schmeichler und Rathgeber zurechtgewiesen und endlich „das päpstliche Breve wider die Krone Preußen insbesondere untersuchet und dabei gewiesen, daß alle gekrönten Häupter, absonderlich aber alle katholischen Könige damit von dem jetzigen Papst heftig beleidigt

*) Laspeyres bei Ranke II, 287.

**) Vgl. über das merkwürdige Schreiben des Jesuiten Vota an Friedrich, Ranke I, 441. Ferner für den ganzen Abschnitt M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche, Bd. I, Lpz. 1878, 365fg., 370ff., 395fg., 625ff.

***) Im Breve vom 16. Apr. 1701.

†) Päpstlicher Unfug wider die Krone Preußen, welchen Clemens der XI. in einem den 16. April a. 1701 ausgestreueten irrigen Brevi zu Verkleinerung aller bekrönten Häupter begangen. Cölln 1702. 98 S. in 4°. (G. L. St.) Die in Berlin gedruckte Schrift rührt von dem Halleschen Professor Ludewig her.

worden seien". Der offiziöse Polemiker nahm die einzelnen Sätze des Breve durch und zeigte schadenfroh den in demselben herrschenden „verwirreten periodus" auf; er höhnte den Papst und warf ihm u. A. vor, daß er dem Deutschen Orden für eine Million Güter in Italien weggenommen und den Jesuiten geschenkt habe; er hoffte seinen Gegner vollends dadurch zu vernichten, daß er ausführte, seine Widerlegungen seien durch Zeugnisse päpstlicher Lehrer selbst bestätigt.

Ausübung ihrer kirchlichen Ceremonieen war den Berliner Katholiken nicht gewährt. Nur die katholischen Gesandten, der österreichische und französische, durften in ihren Häusern ihre Privatcapläne haben. Als aber der letztere, Gravel, Berlin verließ (1688), wurde dem bei ihm fungirenden Pater Peter sofort bedeutet, er habe sich aufs Schleunigste von Berlin fortzubegeben. Und da dieser verlangte, wegen Einstellung des Gottesdienstes „seiner Gemeinde" Mittheilung machen zu dürfen, erhielt er die Erklärung, daß man von einer römisch-katholischen Gemeinde in der Residenz nichts wisse. Noch strenger ging man 1697 gegen den im Hause des österreichischen Residenten Heems eine Weile gestatteten Gottesdienst vor. Da Heems nämlich nicht erwirken konnte, daß den in Wien beglaubigten brandenburgischen Residenten freie Religionsübung gewährt wurde, so wurde die ursprünglich erlaubte Abhaltung des Gottesdienstes in seinem Hause kurzer Hand untersagt. Dagegen wurde 1709, bei der in Berlin erfolgten Zusammenkunft der Könige von Dänemark, Polen und Preußen im königlichen Schlosse selbst durch Vota mit großer Pracht eine Messe gehalten, bei der die königlichen Diener hilfreiche Hand leisten mußten. Dies geschah, „nicht ohne Staunen der Calvinisten und Lutheraner und nicht ohne tröstliche Erhebung der Katholiken", wie Vota meldete, der zugleich die Hoffnung aussprach, daß „diese Vorspiele den Zugang zu bedeutenderen Dingen öffnen und vorhersagen könnten".

Die Versuche der Glaubensvereinigung, von denen früher die Rede war, schienen um so nöthiger zu sein, als die

reformirte Bevölkerung sich durch die Aufnahme der Franzosen erheblich vermehrt hatte. Diese Aufnahme war hauptsächlich durch den Gerechtigkeits- und durch den praktischen Sinn des großen Kurfürsten erfolgt, der sich auch später bei dem Einlassen der Juden bethätigte. Wie er den Letzteren gegenüber sich über die religiöse, so setzte er sich bei den Ersteren über die nationale Schranke hinweg: in den Franzosen sah er nicht Gegner seines Volkes, sondern tüchtige Arbeiter und fortgeschrittene Culturmenschen. Moderne Gedanken von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Verschmelzung verschiedener Culturelemente lagen ihm und seinen Zeitgenossen fern. Daß er durch die Aufnahme dieser Fremden das Wesen der Berliner umgestalten half, hätte er am wenigsten geahnt. Die schwerfälligen, geistig wenig beweglichen Märker wurden durch die leichtlebige, mitunter leichtsinnige, witzige, anmuthige, trotz aller scheinbaren Oberflächlichkeit stetige Art der Franzosen ebenso wie durch das nüchterne, verstandesscharfe, glaubenseifrige, allen Hindernissen zum Trotz auf ein praktisches oder ideales Ziel lossteuernde Wesen der Juden mannigfach geändert. Das Aneinanderreiben verschiedener, oft entgegengesetzter Eigenschaften hatte die wohlthätigsten Wirkungen. Das Nebeneinanderwohnen führte zur Vereinigung, die Betrachtung neuer Arten der Gottesverehrung, unbekannter Sitten, andersgestalteter Lebensführung erzog zur Duldung. Als die Erkenntniß von der Vereinbarkeit getrennter Elemente gewonnen war, trat eine wirkliche Vereinigung ein. Schon zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I. gab die französische Colonie ihre völlige Abgeschlossenheit auf und ließ durch Verschwägerung Deutsche ein in ihre ursprünglich streng gehüteten Cirkel. In den letzten Jahren Friedrichs des Großen begannen schöne und reiche Jüdinnen, nachdem sie den Uebergang zum Christenthum vollzogen hatten, in die vornehmeren bürgerlichen, mehr noch in die adligen Kreise des Staates, besonders aber der Hauptstadt, ihren Einzug zu halten. Ein Jahrhundert, nachdem Franzosen und Juden als Fremde in Berlin aufgenommen worden waren, hatten sie

Berlin als wahre Heimath kennen gelernt und hatten dazu beigetragen, das Wesen der Stadt völlig umzugestalten. Die Aufnahme der Fremden hatte andere und größere Wirkung geübt, als die Veranstalter jener Maßregel geahnt hatten.

In Folge der harten Verfolgungen, welchen die Hugenotten in Frankreich ausgesetzt gewesen, waren manche Flüchtlinge nach Brandenburg gekommen.*) In Berlin hatten sich 1672 die ersten Ansiedler eingefunden. Sie constituirten sich alsbald zu einer Gemeinde, zuerst unter dem Prediger Fornerod, dann unter Abbadie. Die gottesdienstlichen Zusammenkünfte fanden ursprünglich in einem Zimmer des Marstallgebäudes, seit 1682 in der Schloßcapelle statt. Am 11. September 1684 erhielten die Aeltesten das Recht, ein Consistorium zu wählen. Der Hauptstrom der französischen Flüchtlinge ergoß sich nach Berlin erst, als am 18. October 1685 das Edict von Nantes aufgehoben wurde. Unmittelbar darauf nämlich am 29. October 1685 war von dem großen Kurfürsten ein großes Privileg erlassen worden, dessen Anfang folgendermaßen lautet:

„Wir Friedrich Wilhelm . . . Thun kund und geben männig-

*) Ueber Einwanderung und spätere Zustände der französischen Colonie vgl. das Hauptquellenwerk: Mémoires Pour Servir A L'Histoire Des Réfugiés François Dans Les États Du Roi. Par Messieurs Erman Et Reclam Tome I. (Vign.) A Berlin Chez Jean Jasperd, MDCCLXXXII. Imprimé chez G. F. Starcke. Vom 7. Bande Mémoires . . . Par Erman . . . Bd. VIII u. IX sind erschienen A Berlin, Chez Frederic Barbier MDCCXCIV u. 1799 (!) Der letzte Band mit dem Separattitel: Tableau Des Militaires Et Des Nobles Appartenans Aux Colonies Françoises Des Etats Du Roi Depuis L'Epoque Du Refuge. Jeder Band hat ein Titelkpf. von D. Chodowiecki inv. et sc. — Eine gute Zusammenstellung, freilich mit vielen überflüssigen Bildern, ist „Geschichte der französischen Colonie in Brandenburg-Preußen, unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Gemeinde. Aus Veranlassung der zweihundertjährigen Jubelfeier am 29. Oct. 1885 im Auftrage des Consistoriums der Französischen Kirche zu Berlin und unter Mitwirkung des hierzu berufenen Comitees auf Grund amtlicher Quellen bearbeitet von Dr. Ed. Muret. Berlin. Druck von W. Büxenstein, 1885. 360 SS. in 4°. Die Colonieliste von 1688 ist von R. Beringuier 1888 herausgegeben worden.

lichen hiermit zu wissen, nachdem die harten Verfolgungen und rigoureusen proceduren, womit man eine Zeithero in dem Königreich Frankreich wider Unsere der Evangelisch-Reformirten Religion zugethane Glaubens-Genossen verfahren, viel Familien veranlasset, ihren Stab zu versetzen und aus selbigem Königreiche hinweg in andere Lande sich zu begeben, daß wir dannenher aus gerechtem Mitleiden welches wir mit solchen Unsern, wegen des heiligen Evangelii und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrengten Glaubens-Genossen billig haben müssen, bewogen werden, mittels dieses von uns eigenhändig unterschriebenen Edicts, denenselben eine sichere und freye retraite in alle unsere Lande und Provincien in Gnaden zu offeriren und ihnen dahineben Kund zu thun, was für Gerechtigkeiten, Freyheiten und Praerogativen Wir ihnen zu concediren gnädigst gesonnen seyen, und dadurch die große Noth und Trübsal, womit es dem Allerhöchsten nach seinem allein weisen unerforschlichen Rath gefallen, einen so ansehnlichen Theil seiner Kirche heimzusuchen, auf einige Weise zu subleviren und erträglicher zu machen."

Den Flüchtigen wurden die Wege angegeben, auf welchen sie nach Preußen gelangen konnten. Die Eingewanderten sollten all ihr Hab und Gut frei einführen dürfen; Häuser sollten ihnen eingeräumt, denen, die bauen wollten, Baumaterialien gewährt werden; Geldunterstützungen sollten denen zu Theil werden, die Fabriken anlegen, Landgeschenke denen, welche Ackerbau treiben wollten. Die Bürgerlichen sollten das Bürgerrecht und den unentgeltlichen Eintritt in die Zünfte, die Adligen volle Gleichstellung mit den heimischen Adligen haben. Freiheit des Gottesdienstes, Schlichtung der Streitigkeiten durch französische Schiedsrichter wurde ihnen bewilligt.

Die in Berlin unter Leitung des Marschalls von Grumbkow niedergesetzte Generalcommission hatte trotz einer auf die Bürger ausgeschriebenen Zwangscollecte einen schweren Stand, den mittellosen Flüchtlingen Unterkunft und Unterhalt zu verschaffen.

Viele hatten freilich Geld und Geldeswerth aus Frankreich gerettet, das sie in der neuen Heimath nutzbringend verwenden konnten. Aus den Hunderten, die vor der großen Einwanderung in Berlin gelebt hatten, waren im Jahre 1697: 4292 Seelen geworden, die sich bis 1703 auf 5689 vermehrten; im Jahre 1724 zählte man gar 8496. Aus einer im Jahre 1700 aufgenommenen Berufsstatistik ergibt sich, daß unter 458 selbstständig thätigen Männern — sehr Viele waren durch Alter und Krankheit gehindert, einem Berufe nachzugehen — 82 Kaufleute, 54 Beamte, 25 Aerzte, 52 Goldarbeiter, Juweliere, Steinschneider, 46 Friseure und Perückenmacher, 27 Gärtner, 18 Gastwirthe sich befanden. Die Prediger de Gaultier und Ancillon sorgten für die religiösen Bedürfnisse der Gemeinde, welche sich nunmehr in der Dorotheenstädtischen und der Domkirche auf dem Schloßplatz zu gottesdienstlichen Uebungen zusammenfand. Der Erstere hielt dem Schutzherrn eine Leichenrede im Namen der „angenommenen Familie" und dankte für die Aufnahme, welche die Flüchtlinge in dem sicheren Hafen der Brandenburgischen Staaten gefunden hatten. In dem prächtigen Leichenzuge des großen Kurfürsten figurirten auch viele „Refügirte", mit ihren langen Perücken, runden Hüten, weißen Bäffchen alle den Geistlichen ähnlich.

Die Berliner französische Colonie erhob sich bald zu Reichthum und Ansehen. Viele Mitglieder derselben erbauten Häuser, errichteten Krambuden auf dem Mühlendamm, Läden unter den Bogengängen der „neuen Stechbahn". Sie begründeten nach französischem Muster Gasthäuser, welche durch ihre Zierlichkeit den von Alters her wegen ihres Schmutzes berüchtigten deutschen entgegentraten und eine gesundere Kost als jene boten. Sie zeichneten sich durch Fabrikation von Wollstoffen, Tuchen, Zeugen aller Art, Handschuhen, Hüten aus, sie erwarben sich Verdienste in den verschiedenen Zweigen der Metallindustrie, sie führten die gewirkten Tapeten, Gobelins, sowie allerlei zur feineren Toilette dienenden Gegenstände in Berlin ein.

König Friedrich hatte die Sorge für die Emigranten als Vermächtniß seines Vaters übernommen. Er suchte die Streitigkeiten, welche über den Vorrang der Prediger, über Administration des Kirchenwesens ausgebrochen waren, friedlich zu schlichten. Er errichtete 1694 für sämmtliche französischen Gemeinden Preußens in Berlin ein aus drei geistlichen und vier weltlichen Räthen bestehendes Oberconsistorium zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten. Die Colonisten erhielten besondere französische Rechte. Ein eigenes Kirchengebäude, der jetzt noch sogenannte französische Dom auf dem Gensdarmenmarkt wurde 1705 erbaut, nachdem schon 1701 die Hälfte des ehemaligen Werderschen Stallgebäudes den Franzosen zum Gottesdienst eingeräumt worden war, — die andere Hälfte blieb der deutsch-reformirten Gemeinde reservirt. Der ganze Bau hatte 13,006 Thlr. 17 gr. 7 pf. gekostet. Die nöthigen Summen waren durch Geschenke zusammengebracht worden, bei denen der König mit gutem Beispiel vorangegangen war, theils durch Sammlungen, die man in Deutschland und im Auslande veranstaltet hatte. Der Baugrund, 568 Quadratruthen, war ursprünglich mit 71 Thalern, d. h. die Ruthe für 3 gr., bezahlt worden; 1702 erlegte man diese Summe noch einmal, um Streitigkeiten zu vermeiden.*)

Auch die Bildung der Jugend war schon von dem großen Kurfürsten ins Auge gefaßt worden.**) Nachdem aber eine 1684 begründete „französische Akademie" sehr geringe Erfolge gehabt hatte, wurde 1689 das noch heute bestehende französische Gymnasium begründet. Ursprünglich zum Unterricht in Religion,

*) Diese Einzelheiten — sehr lehrreich, wenn man bedenkt, daß der Grund und Boden jetzt ebensoviel Tausende von Thalern werth ist, wie damals Groschen bezahlt wurden — sind folgender anonym erschienenen Schrift entnommen: Mémoire historique pour le Jubilé séculaire de la dédicace du temple de la Fredericstadt célébré le 24 Mars 1805.

**) Vgl. G. Schulze, Bericht über das Königl. Franz. Gymnasium in den Jahren 1689—1889, Berlin 1890, wo die weitere Literatur verzeichnet ist.

Latein, Philosophie, Mathematik bestimmt, dem bald das Griechische hinzugefügt wurde, auf drei Classen, jede mit zweijährigem Cursus angelegt, anfänglich schwankend zwischen Collège und Universität, in den ersten Jahren selbst eines angestellten Leiters entbehrend, entwickelte es sich bald zu einem deutschen Gymnasium, das sich im Wesentlichen nur durch seine französische Unterrichtssprache von den Schwesteranstalten unterschied. Manche Bestimmungen des wahrscheinlich 1690 erlassenen ersten Schulstatuts muthen den heutigen Leser seltsam an, so die, daß die Schüler innerhalb des Gymnasiums nur lateinisch sprechen durften, ferner das ausdrückliche Verbot des Waffentragens und die Anordnung, daß die Schüler nur auf besondere Erlaubniß im Sommer schwimmen, im Winter das Eis betreten durften. Der Unterricht wurde durch zwei vom Consistorium abgeordnete Inspectoren beaufsichtigt. 1695 wurde die Anstalt von 43 Schülern besucht. Einer derselben recitirte bei der öffentlichen Prüfung ein von ihm verfaßtes französisches Gedicht über den Kaffee. Der berühmteste Lehrer der ersten Periode war Chauvin, ein Philosoph, der aber den Hoffnungen nicht entsprach, die man auf ihn gebaut hatte, vielmehr durch uncollegialisches Verhalten die Wirksamkeit der Anstalt erschwerte. Im Jahre 1701 wurde, durch freundliches Entgegenkommen des Königs, ein Haus in der Niederlagstraße erworben. Ein neues Statut, im Jahre 1703 erlassen, behielt während des ganzen 18. Jahrhunderts Bestand. Durch dasselbe wurden sieben Inspectoren mit großer Gewalt als die eigentlichen Regenten der Schule ernannt. Der damals entworfene Unterrichtsplan beschränkte sich, außer der nothwendigen Rücksichtnahme auf Schreiben, Rechnen, Religion, im Wesentlichen auf Lateinisch und Griechisch. In der ersteren Sprache stieg man bis Cicero und Horaz, in der letzteren bis Homer und Isokrates auf. Merkwürdigerweise, im Gegensatz zu modernen Zuständen, wurden die Colloquia des Erasmus mit zur Lectüre bestimmt. Auf Rhetorik wurde besonderer Werth gelegt. Die häuslichen Arbeiten waren verhältnißmäßig

groß: faſt für jede Claſſe war täglich ein lateiniſches Exercitium beſtimmt.

Nicht auf Gelehrſamkeit wurde bei der Erziehung der franzöſiſchen Jugend der Hauptnachdruck gelegt. Trotzdem entwickelte ſich in der Colonie ſchon frühzeitig ein literariſches Leben. Zeugniß dafür legt eine literariſch-kritiſche Zeitſchrift ab, die gewiß die erſte derartige iſt, die in Berlin gedruckt wurde.*) Mochte dieſelbe auch hauptſächlich Auszüge aus neuerſchienenen Büchern enthalten und ſich meiſt als Ableger der Pariſer gelehrten Zeitſchrift zeigen, ſo bekundete ſie doch das lebhafte Bedürfniß der Flüchtlinge, mit der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit der Heimath vertraut zu bleiben.

Unter den Gelehrten der franzöſiſchen Colonie ragten neben den verſchiedenen Mitgliedern der Familie Ancillon, die als Lehrer, Prediger und Richter thätig waren, beſonders drei hervor: Abbadie, Lenfant und Beauſobre.

Jacques Abbadie wurde durch ſein Werk über die Wahrheit der chriſtlichen Religion hochberühmt. Wer über denſelben Gegenſtand ſchreiben wollte, mußte, ſo meinte Montfaucon, bei ihm, Grotius oder Pascal**) in die Schule gehen. Frau von Sévigné erklärte es für das vortrefflichſte aller Bücher, und der Herzog von Montauſier bedauerte, daß ein ſolcher Mann nicht mehr Frankreich, ſondern Preußen angehörte.

Jacques Lenfant (1661—1728) war als Lehrer und Prediger tüchtig, ein eifriger Hiſtoriker, der ſich durch ſeine aus den Quellen geſchöpften Darſtellungen der großen Kirchenverſammlungen des 15. Jahrhunderts Ruhm erwarb. Den Kirchenhelden jener Zeit, die gegen Papſtthum und Verderben der Chriſtenheit geſtritten, ahmte er in ſeinen heftigen Kämpfen

*) Nouveau journal des savants dressé à Berlin 1696—1698 herausgegeben von Etienne Chauvin.

**) Montfaucons Brief bei E. de Broglie, Mabillon, Paris 1888, II, 276. Vgl. ferner auch für das Folgende Muret S. 54. Ranke I, 452; A. d. Biogr. II, 194.

gegen die Jeſuiten nach. Aber er wußte, daß die Stärkung der Getreuen höher ſtand, als das Niederſchlagen der Gegner. Darum unternahm er mit Beauſobre eine franzöſiſche Ueberſetzung des Neuen Teſtaments (zuerſt 1718 erſchienen), die allgemeine Anerkennung, weit über Wohnort und Heimath der Ueberſetzer, fand. Sie, die Heimathloſen ſchufen in dieſem Werke ein geiſtiges Band, das ſie mit dem Boden verknüpfte, aus dem ſie ſtammten.

Der bedeutendſte unter den Theologen war Lenfants Mitarbeiter an der franzöſiſchen Bibelüberſetzung Iſaac Beauſobre (1659—1738, in Berlin ſeit 1695). Als Beauſobre ſtarb (1738), ſchrieb Friedrich der Große an Voltaire: „Er war ein wackerer, biederer Mann, von großem, feingebildetem Geiſt, ein großer Redner, ſehr bewandert in der Kirchengeſchichte und Literatur, ein unverſöhnlicher Feind der Jeſuiten, der beſte Stiliſt in Berlin, ein Mann voll Feuer und Leben, welches ſelbſt durch ſeine 80 Jahre nicht erkaltete.“*) Er machte die größten Anſtrengungen, den Reformirten die Rückkehr nach Frankreich zu ermöglichen, widmete ſich aber mit Eifer den Intereſſen ſeiner preußiſchen, beſonders Berliner Volks- und Glaubensgenoſſen. Um ihnen treu zu bleiben lehnte er mehrere an ihn ergangene Berufungen nach auswärts ab. Auch er erlangte durch ſeine geſchichtlichen Werke, vor Allem ſeine kritiſche Geſchichte der Manichäer großen Ruhm. Größeren verdient er durch ſeinen merkwürdig freien Standpunkt, durch den er gerade Friedrich dem Großen ſympathiſch werden mußte. Denn von ihm rührt das Wort her: „Ich kenne kein größeres Gut als die Freiheit im Denken, keine angenehmere Beſchäftigung als das Suchen nach Wahrheit, kein größeres Vergnügen als ſie zu finden und ſie auszuſprechen.“ Ein ſolcher Mann war werth, Genoſſe und Berather einer Fürſtin wie Sophie Charlotte zu ſein.

*) Ueberſetzung nach Muret S. 66.

Juden lebten seit 1671 wieder, nach fast hundertjähriger Pause in Berlin. Auch ihnen hatte, wie den Franzosen, der große Kurfürst in den brandenburgischen Landen ein Asyl gewährt. Aber den ihres Glaubens halber aus Oesterreich vertriebenen Juden wurde nicht in weitherziger Art die Residenz geöffnet, um dort in unbeschränkter Anzahl Zeit ihres Lebens zu wohnen; vielmehr wurde auf zwanzig Jahre eine sehr kleine Anzahl unter allerlei den Handel beschränkenden Bedingungen und unter verschiedenen pekuniären Lasten privilegirt. Die Aufgenommenen erhielten nur persönlich gültige Schutzbriefe; das Recht der Aufnahme („Ansetzung") des ersten Kindes wurde erst 1680 gewährt; die Nichtprivilegirten („Unvergleiteten") wurden mit aller Strenge aus der Stadt verwiesen. Die Eingewanderten wohnten zumeist in der Judenstraße und in den Judenhöfen. Ihre Beschäftigung war zumeist der Kleinhandel, Pfandnehmen und Geldleihen; außerdem fand die Steinscheider- (Petschierstecher-) Kunst frühzeitig Aufnahme bei ihnen. Schon in der ersten Zeit wird, außer den Judenschlächtern, deren man zur Ausübung der Ceremonialvorschriften nöthig bedurfte, ein jüdischer Zahnarzt, ein Arzt, ein Barbier, selbst eine Sängerin erwähnt, die an den Hof befohlen wurde. Ein Rabbiner ordnete die religiösen Angelegenheiten der Juden; eine der ersten Sorgen der Ansiedler war die Anlage eines Friedhofes (in der jetzigen Großen Hamburgerstraße) gewesen.

Als die in den ersten Schutzbriefen bewilligten zwanzig Jahre um waren, wurde den in Berlin ansässigen Juden ein weiteres nicht auf eine bestimmte Zeit beschränktes Privilegium ertheilt. Dies geschah, trotz mancher gegen die Juden von Behörden, Kaufleuten, Theologen geltend gemachten geschäftlichen und religiösen Gründe. Dagegen wurde das dem Kurfürsten zustehende Recht der Vertreibung der Juden ausdrücklich hervorgehoben. Die Zahl der in Berlin ansässigen Juden hatte sich auf 1000 Seelen erhöht; da eine weitere Vermehrung unerwünscht schien, so sollten keine weiteren Schutzbriefe ausgegeben werden, bis die Zahl wieder auf die ursprünglich geduldeten fünfzig Familien zurückgegangen wäre. Der Leibzoll wurde wieder eingeführt, ein bestimmter Procentsatz für die zu nehmenden Zinsen normirt, die Hausirer werden streng bewacht, ein Verbot erlassen, Häuser zu erwerben.

Schon zur Regierungszeit Friedrichs gab es einige, die besondere Vorrechte genossen. Unter den Hofjuden, welchen solche zu Theil wurden, war Jobst Liebmann der Hervorragendste. Durch seine Verheirathung mit der Wittwe seines Vorgängers Israel Aaron rückte er auch in dessen amtliche Stellung ein. Aber gewiß nur seiner geschäftlichen Tüchtigkeit, nicht der Schönheit seiner Frau, von deren Einfluß auf den König man viel gefabelt hat, verdankte er seinen hohen aber viel beneideten Rang. Er war Juwelenlieferant für das kurfürstlich-königliche Haus und die höheren Staatsbeamten. Wie groß der Umfang seiner Geschäfte war, geht daraus hervor, daß er 1691 eine Abschlagszahlung von 20,000 Thlrn., seine Wittwe 1705 eine Schuld von 50,000 Thlrn. bezahlt erhielt. Er war von Leibzoll frei, bekam das Recht christlicher Kaufleute, daß seine Handelsbücher als beweiskräftig betrachtet wurden, stand nicht unter der Judencommission, sondern direct unter dem Kammergericht und hatte allein die Erlaubniß, eine Synagoge zu halten. Solcher Bevorzugung wegen wurde er von den Christen gehaßt und von den Juden beneidet. Gegen ihn und seinesgleichen, z. B. den Hofjuden des Kronprinzen, Marcus Magnus, wurden Anklagen erhoben und böse Spottverse gedichtet. Auf den Letztgenannten hat sich ein jedenfalls aus den Kreisen seiner Glaubensgenossen stammendes längeres Gedicht in sehr schlechten Versen erhalten, das seine Vorberliner und seine Berliner Zeit gehässig darstellt, ihn verschiedener Vergehen bezichtigt und ihm ein schlimmes Ende vorherverkündigt.

Es wäre den Juden nützlicher gewesen, in ihren Reihen Eintracht zu halten, denn von außen drohte ihnen Gefahr. Außer der Neigung der Regierenden, den Geduldeten die wenigen

Rechte zu beschränken oder zu rauben, war die Bekehrungslust der christlichen Theologen und der fanatische Eifer einzelner Convertiten geschäftig den Juden zu schaden. Spener empfahl die Judenbekehrung aufs Entschiedenste, rieth aber, seinem milden Wesen entsprechend, auch hier zur Milde, verlangte von der Regierung höchstens Unterstützung, keinen Befehl und wünschte die Vermeidung jedes Zwanges. Andere gingen weiter. J. A. Eisenmenger häufte in seinem umfangreichen Werke „Das entdeckte Judenthum" aus jüdischen und antijüdischen Schriften vergangener Jahrhunderte ein gewaltiges Bollwerk von Anklagen gegen die Juden zusammen. Auf des Königs Antrieb, der sich vergeblich bemüht hatte, das auf Befehl des Kaisers confiscirte Buch freizumachen, wurde es in Berlin neugedruckt.*) Getaufte Juden erwirkten Verbot und Unterdrückung christenfeindlicher Schriften; Andere veranlaßten das Verbot der bei dem Gebete Alenu angeblich gebrauchten christenfeindlichen Worte und Gebärden.

Am schärfsten trat gegen die Juden der Herausgeber der ersten Berliner Monatsschrift auf (vgl. unten Kap. 4). Er nannte die in Deutschland, also auch die in Berlin lebenden Juden, „ein liederlich Gesindlein, die derjenigen Indulgenz bei weitem nicht würdig sind, die ihnen ihre Patronen, so sie mit

*) Dieser Abschnitt über die Juden, sowie die übrigen dieses Werkes, welche einen ähnlichen Inhalt haben, sind auf Grund meines Werkes: Geschichte der Juden in Berlin, 2 Bände, Berlin 1871, bearbeitet. Dort sind die handschriftlichen und gedruckten Quellen genannt, die daher hier nicht mehr im Einzelnen aufgezählt werden. Dazu kommen einige neuerdings von mir in der „Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland", 5 Bände, Braunschweig 1886—1891 veröffentlichten Studien: III. S. 185—233. „Vor hundert Jahren", IV. S. 29—65. Kleine Beiträge zur Geschichte der Juden in Berlin, 1700—1817. Aus Berliner Zeitungen, Zeitschriften und Brochüren 1741—1830, das. S. 283 bis 286: Berliner Börsenordnungen, 289—300: Für das Literarische sind die das. I. 377—382, II. 201—203, III. 84—86, 262—274 von M. Steinschneider beigebrachten Mittheilungen über die hebräischen Drucke in Berlin benutzt.

Geld gewinnen, zu Wege bringen. Es ist ein Abschaum derjenigen Juden, welche in Asia und Africa wohnen." Unter den Vorschlägen, die er machte, um die Juden zu bekehren, befanden sich die, daß man die Juden anhalten müsse, den Sonntag durch zweimaligen Besuch ihrer Synagoge zu feiern, wobei sie durch Missionäre auf Grund christlicher und kabbalistischer Schriften über den Messias zu belehren seien. Er beantragte, die Widerspenstigen mit Geld- oder Leibesstrafe zu belegen. Er war ferner nicht abgeneigt, den Juden ihre Kinder wegnehmen und dieselben von ihrer Geburt an christlich erziehen zu lassen. Folgten die Regierenden auch nicht diesen Vorschlägen, so wachten sie doch eifrig darüber, daß der herrschenden Religion kein Abbruch geschah.

Jede Entheiligung des Sonntags und der Feiertage wurde schwer gestraft. Der Umstand, daß 1708, als das Purimfest in die Charwoche fiel, das Purimspiel trotz der kirchlich gebotenen Fastenzeit aufgeführt wurde, gab Veranlassung zu einem allgemeinen Verbot dieser Spiele.

Diese Spiele selbst sind nicht bekannt. Vermuthlich in jüdisch-deutscher Sprache geschrieben, werden sie gewiß keinen höheren Standpunkt eingenommen haben, als die damalige dramatische Literatur überhaupt. Ein wirkliches geistiges Leben konnte sich bei dem niedrigen Bildungsgrade der Juden und den Bedrückungen, die sie zu erdulden hatten, in jener Zeit nicht entwickeln. Zwar wurden hebräische Bücher in Berlin gedruckt, seitdem Jablonski 1697 eine hebräische Druckerei errichtet hatte und durch jüdische Factoren verwalten ließ und noch mehr als seit 1708 ein selbständiger jüdischer Drucker und Verleger seines Amtes waltete. Theile der Bibel, mit und ohne Commentar, Gebetbücher, ethische Schriften, Mischnah-Ausgaben, eine jüdisch-deutsche Bearbeitung eines alten deutschen Volksbuches wurden edirt. Der Geist der damaligen jüdisch-literarischen Bewegung: kabbalistisch-mystischer Unsinn und sabbatianische, von den Anhängern des s. g. Messias Sabbatai Zevi

verbreitete Schwärmerei spiegelte sich auch in den zu Berlin erschienenen Schriften wider. Wenn Simon Wolff Brandes vermittelst Zahlenspielerei aus einem Bibelvers die Verkündigung herausbrachte, daß Friedrich 1701 zu Königsberg in Preußen gekrönt werden würde, so wurde er durch Jablonski übertrumpft, der auf gleichem Wege aus der Ueberschrift eines Psalmes die Namen des früheren Kurfürsten, die Regierungszeit der hohenzollernschen Linie, das Alter des Kurfürsten-Königs und die Jahre seiner Regierung entnahm. Ein kabbalistisches Buch wurde von dem Berliner Rabbiner approbirt und, nach der blumenreichen Art des hebräischen Stils als „süß und angenehm, wie vom Sinai herabgeflossen" bezeichnet; in einem andern wurde, zum Entsetzen der Gläubigen, die Dreiheit des göttlichen Wesens behauptet. Es waren recht armselige Gesellen, welche die Literatur vertraten, wie Aaron ben Samuel. Er hatte „den Polnischen Branntwein und das Weizenbier" in Berlin eingeführt, wie er sich in einem langen deutschen an den Kurfürsten gerichteten Gedichte rühmt, hoffentlich wußte der arme alte Mann, der sich selbst also characterisirt, „denn ich habe nicht viel Verstand, nur ein wenig in Judenbüchern bekannt," in seiner Fabrikation besser Bescheid als in deutschen Versen. So oft sich Gelegenheit bot, wurde in diesen Schriften der Herrscher des Landes verehrungsvoll gepriesen.

Das größte Lob wurde ihm zu Theil, als 1714 die neue Synagoge in Gegenwart des Königspaares in der Heidereutergasse eingeweiht wurde. Sie wurde zur einzigen Synagoge der Berliner Gemeinde erhoben, während vorher vier Privatsynagogen zu Andachtsübungen gestattet gewesen waren. Die Zeitgenossen rühmten die Pracht des neuen Gebäudes, welches dem der portugiesischen Juden in Amsterdam an Schönheit nichts nachgebe. Der König hatte eine schöne seidene Decke zum Vorhang geschenkt, die gebührend angestaunt wurde. In ihren heiligen Räumen, in denen keine Musik ertönte — die Judenschaft hatte gelegentlich vorgestellt, „daß sie dergleichen

Musik in ihrer Synagoge nicht gebrauche" — durften sie ihren Gott loben und den König preisen. Rührend klingt, wenn auch wie ein seltsamer Ton aus längstvergessenen Tagen ein Segensspruch, wie der folgende (1710 an einem Buß- und Bettag gesprochene): „Gott, der seinen Engel gesandt hat, zu zerschlagen das Heer der Assyrer, da der König Hiskias lag auf seinem Bette, der sei auch mit Sr. Königl. Majestät, wo Sie liegen, stehen oder wandeln; Gott, der da machet Bahn und Weg im großen Meer, der wolle des Königs Regierung verlängern; Gott, der da gibt Weg und Steg in die Tiefe des Wassers, wolle dem König verleihen einen gnädigen und sanften Geist; auf seine Feinde soll er schallen und schreien; ewig hoffen wir zu Gott, daß Juda und Israel in seinen und unseren Tagen solle geholfen werden."

Viertes Kapitel.

Entwickelung der Wissenschaft.

Durch die wenigen Notizen, welche bisher über die Arbeiten einzelner Theologen gegeben wurden, ist das wissenschaftliche Leben Berlins nicht genügend geschildert.

Dieses ist aufs Engste mit dem Namen von G. W. Leibniz verknüpft.*) Nicht zum ersten Male begegnet uns Leibniz' Name. Als Freund der Sophie Charlotte, als dichterischer Verherrlicher einzelner Ereignisse des königlichen Hauses, als religiöser Friedensstifter trat er vor uns auf. Er ist der berühmteste Gelehrte und Schriftsteller, der in Berlins Geistesgeschichte bisher vorkam und an Universalität des Geistes wird er kaum von einem derjenigen erreicht, geschweige denn übertroffen, welche nach ihm kamen. Will man, um den Modernen, die

*) Für Leibniz vgl. Prantl, in der A. d. B. XVIII, 173—209 und die dort angegebene Literatur. Außer diesem Artikel sind besonders benutzt: Leibniz' Werke ed. Onno Klopp 1. Reihe, Bd. 8, 9, 10 (Briefwechsel). — Zur allgemeinen Charakteristik Kuno Fischer: Leibniz (3. Aufl. Heidelberg 1890). Für das Philosophische vgl. Julian Schmidt, Gesch. d. dtsch. Lit. Berlin 1886 Bd. I. bes. S. 79 ff. Brauchbare Auszüge: Fr. Kirchner, G. W. Leibniz. Sein Leben und Denken, Cöthen 1876. — J. Th. Merz, L., Heidelberg 1876. Für die Theodicee die deutsche Ausgabe von R. Habs, 2 Bände. Leipzig, Reclam. Für das Historische: Wegele, Gesch. d. dtsch. Geschichtschreibg., München 1887; für das Politische. H. Breßlau, Ztschr. f. preuß. Geschichte 1870, S. 317—348; für das Deutsche: L.'s deutsche Schriften hgg. v. Guhrauer, 2 Bde., Berl. 1838 u. 1840, Nachträge von Grotefend, Hannover 1846, Hoffmann v. Fallersleben, Weim. Jahrb. III, 80 ff. — M. Haupt, Opuscula, Leipz. 1876. (3 Aufsätze); A. Schmarsow, Leibniz und Schottelius, Straßburg 1877.

von seiner Bedeutung nichts wissen, sein Wesen näher zu führen, unter den Späteren Namen nennen, die dem seinigen an Bedeutung verwandt waren, so könnte man Voltaire, Schleiermacher, A. v. Humboldt wählen. Aber keiner derselben, so hochwichtig ein jeder ist, bedeutet für Berlin dasselbe, wie er. Voltaire nicht, theils weil er zu sehr Anreger und Anempfinder war, um selbständig Neues zu schaffen, theils weil er Berlins Cultur in Bahnen leitete, die, da sie seinem ursprünglichen Wesen fremd waren, eher zum Unwesen als zum Segen gediehen. Schleiermacher nicht, weil er bei aller Vielseitigkeit seiner Studien und trotz der Großheit seines Charakters in erster Linie Theologe war, ferner in der Zeit so großen Trübsals lebte, daß er ebensowenig zur vollen Entfaltung seiner Kräfte wie zur gewünschten Einwirkung auf Zeit und Umgebung gelangte. Endlich A. v. Humboldt, in seinem ganzen Wesen wohl der Leibniz am nächsten stehende, deswegen nicht, weil der Hof, auf den er in erster Linie Einwirkung hatte, zu seiner Zeit nicht mehr das bedeutete, was er zu Leibniz' Zeiten war und auch deswegen nicht, weil er bei seinem großartigen Wirken, das irgendwie zu schmälern Verbrechen wäre, zuviel Vorbereitetes vorfand, um als erster Anreger, als Schöpfer zu gelten.

Durch Leibniz' bekam das wissenschaftliche Leben Berlins einen neuen Schwung. Gelehrte hatte es in Berlin auch vor ihm gegeben; den encyclopädischen Charakter, einen gewissen großen Zug erhielt das gelehrte Treiben erst durch ihn. Dies Wesen mit ein paar Strichen zu zeichnen, nicht etwa eine ausführliche Geschichte und Würdigung des unvergleichlichen Mannes zu geben, ist unsere Aufgabe.

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716), seit 1676 in Hannover, trat seit 1694 mit dem Berliner Hofe in Verbindung, weilte häufig in Berlin und übte, namentlich so lange Sophie Charlotte lebte, auf geistigem und politischem Gebiete großen Einfluß aus. Nur ging es ihm in Berlin, wie in seinem ganzen Leben: die anfängliche Beachtung verwandelte sich in

Nichtachtung. Er, der während seines Lebens von den größten Gelehrten bewundert, von den Vornehmen geehrt worden war, wurde, nach den Worten eines Zeitgenossen, „wie ein Straßenräuber“ begraben, ohne Assistenz eines Geistlichen oder irgend eines höhern Beamten; auch in Berlin, wo sein Wort Alles gegolten hatte, erscholl kein Wort zu seinem Gedächtniß.

Seine Vielseitigkeit war eine gradezu wunderbare. Er gehörte allen Fakultäten an. Er war practischer Jurist, theoretischer Theologe und beherrschte gleichmäßig die beiden Zweige der philosophischen Fakultät: die philologisch-historische wie die naturwissenschaftliche. Er kannte die alten und modernen Sprachen, schrieb lateinisch und französisch mit gleicher Gewandtheit und hatte einmal die Absicht, einige spätclassische Schriftsteller zu ediren. Daneben stellte er ein Alphabet der menschlichen Gedanken zusammen, construirte zu verschiedenen Malen Rechenmaschinen, förderte durch merkwürdige Erfindungen die Optik, Nautik, Hydrostatik und begründete die Integralrechnung. Er war ein unermüdlicher Sucher und glücklicher Finder. Bei seinem allseitigen Interesse mußte es vorkommen, daß er sich mit Gedanken Anderer begegnete, bewußt oder unbewußt Fremdes zum Weiterbau benutzte oder als Eigenes ausgab. Aber viel häufiger war es, daß er aus dem unendlichen eigenen Gedankenvorrath Anderen Stoff überließ, weite Gebiete andeutete, wie das der vergleichenden Sprachforschung, Entdeckungen ahnte oder ahnen ließ, wie die des Aneroidbarometers, die erst Jahrhunderte nach ihm bekannt, gleichsam neu erfunden wurden.

Aus der Fülle dieses Wissens und dieses Interessengebietes heraus regte Leibniz die Zeitgenossen mächtig an. Fast in jeder Sonderprovinz seines mächtigen Geistesreichs fand er auch in Berlin Anhänger und Nachahmer. Am meisten aber wirkte er als Philosoph, Historiker, Politiker und deutscher Schriftsteller.

Wenn man jetzt von Leibniz spricht, denkt man in erster Linie an den Philosophen. Ein bestimmtes philosophisches

System stellte er niemals auf. Zwei Ausdrücke sind mit seinem Namen aufs engste verknüpft: prästabilirte Harmonie und Monaden. Jene bedeutet zunächst die Uebereinstimmung zwischen Gedanken und Wirklichkeit, im Besondern das Zusammentreffen von Gottes Willen beim Schöpfungswerke und seiner Ausführung. Die also nach gleichmäßigem göttlichen Rathschluß gewollte und geschaffene Welt ist für den Menschen die beste. Diese, die Monaden, sind die unvergänglichen Einheiten, Kräfte, die Elemente des Lebens, die nur der innern Vervollkommnung bis zu einem gewissen Grade fähig sind und sich zu den Seelen der Menschen und auch der Thiere entwickeln. Das Streben der Monade besteht in allmäligem Fortschreiten in sittlicher und geistiger Beziehung. Ein Aufsteigen zum höchsten geistigen und sittlichen Fortschritt, zur Gottähnlichkeit, ist dem Menschen ebensowenig möglich, als ein Herniedersinken zur Verrohung, jenes nicht, aus dem Begriffe der menschlichen Endlichkeit, dieses nicht, weil ein radikales Böse nicht existirt.

Unter Leibniz' philosophischen Schriften ist in unserm Zusammenhang die Theodicee, mag sie auch nicht das hervorragendste Werk des Philosophen sein, die wichtigste, weil sie die Summe der Gespräche zieht, die Leibniz mit Sophie Charlotte gehalten. Es ist ein Buch, von dem Fontenelle sagte: „Die Theodicee allein reicht hin, um ein Bild von Leibniz zu geben: es finden sich darin eine ungeheure Belesenheit, merkwürdige Anekdoten über Bücher und Menschen, viel Billigkeit und sogar Gewogenheit für alle Autoren, die er citirt, mag er sie auch bekämpfen, erhabene und lichtvolle Blicke ins Weite, Begründungen, deren Tiefe den mathematisch geschulten Geist erkennen läßt und eine Schreibweise, in welcher die Kraft vorherrscht, die aber auch die Annehmlichkeiten nicht ausschließt, welche eine reiche Phantasie zu bieten vermag.“

Die Theodicee ist eine Bekämpfung von P. Bayles Scepticismus. Dessen Hauptgedanke, der später von der Berliner Aufklärung wieder aufgenommen wurde, daß Moral mit Religion

nichts zu thun habe, fand in Leibniz seinen entschiedenen Gegner. Er glaubte und suchte seinen Glauben in dem angeführten Buche zu erweisen, daß die Religion die Sittlichkeit begründe oder zum Wenigsten den Gläubigen auch in Unglück und Leiden sittlichen Halt gewähre. Da Religion aber mit dem Glauben an das Dasein Gottes aufs Engste verbunden ist, so suchte Leibniz die Lehre von der Existenz Gottes mit aller Kraft zu erweisen und das, was die Bibel von Gottes Offenbarungen und Thaten verkündet, mit den Forderungen der Vernunft gewaltsam in Einklang zu bringen. Er bemühte sich, die Vollkommenheit Gottes mit aller Entschiedenheit darzuthun. Er lehrte, daß diese Vollkommenheit Gottes sich besonders auch in der Gestaltung der Welt bekunde, die in Folge seiner Güte und Weisheit so sei, daß sie sich durchaus für den Menschen eigne. Sie konnte nicht frei von Uebeln sein, da das Fehlen des Uebels den logischen Gesetzen widerstreiten würde, aber sie enthalte nur solche Uebel, die einem hohen Zwecke dienen. Dem Menschen aber sei Freiheit der Ueberlegung und der Wahl gegeben, eine Freiheit zwar, die, da sie immer den stärksten Motiven folge, Gott vorher bekannt sei.

Leibnizens heiterer Natur entsprach ein starker Optimismus. Unberührt durch eigene Leiden, unerschüttert durch zahlreiche und heftige Widerlegungen, half er dem Philosophen durch ein schicksalvolles Leben. Der kräftigen Generation, die mit ihm lebte und auf ihn folgte, war er ein mächtiger und trostreicher Führer.

Leibniz war Historiker. Auch in diesem Theil seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bewährte er den weitaussehenden Blick und den praktischen Sinn, der ihm in allen Dingen eigen war. Geschichte sollte ihm nicht bloß nutzbar werden zur Erkenntniß der Gegenwart, sondern gradewegs dazu dienen, gewisse rechtliche Ansprüche geschichtlich zu begründen. Er begnügte sich nicht mit dem bloßen Chronikenschreiben, worin die Genossen seiner Zeit meist ihre Befriedigung fanden, sondern suchte der Geschichte

der vergangenen Zeit ihre wahren Grundlagen zu verschaffen. Das that er durch Sammlung von Urkunden, die er als lauterste Quellen zur Erkenntniß vergangener Zustände ansah, und entsprechend ihrem hohen Werth, mit sorgfältig critischer Behandlung der Texte herausgab. Denn echte Zeugnisse, die wie Edelsteine, ihrem Werthe nach schön gefaßt waren, galten ihm als die wahrsten und eigentlichen Stützen geschichtlicher Kenntniß. „Ich habe gelernt", so lautet einer seiner Sätze, „daß man sich in der Mathematik auf den Scharfsinn, in der Naturwissenschaft auf Experimente, bei den göttlichen und menschlichen Gesetzen auf die Autorität, in der Geschichte aber auf Zeugnisse stützen muß." Neben den Urkunden vernachlässigte er die Geschichtsschreiber nicht, ließ sich vielmehr auch ihre Sammlung angelegen sein. Dem historischen Reichscollegium, das anderthalb Jahrhunderte vor den Monumenta Germaniae den gewaltigen Quellenstoff deutscher Geschichte zusammenbringen und ordnen sollte, stand er nicht fern. Doch mit Sammlung und Edition ging bei ihm stets die Benutzung Hand in Hand. Denn er war kein Kärrner, der erst zu thun bekam, wenn die Könige bauten, sondern ein Bauherr, der Königen gleich zu Werke ging. Was hat er nicht Alles an Darstellungen selbst unternommen und angeregt!

Als Geschichtsschreiber zeigte Leibniz, wie in allen Disciplinen, die er betrieb, die wunderbare Vielseitigkeit seines Wesens und die Weite seines Blickes. Forschend, praktisch, politisch, künstlerisch thätig, — letzteres als Darsteller — vergaß er nicht und ließ auch hier nicht vergessen, daß er Philosoph war. Er sprach zuerst, wie Wegele gesagt hat, das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung und der geschichtlichen Continuität in Deutschland aus. Er glaubte an einen steten Fortschritt der Menschheit und suchte diesen Glauben auch Anderen beizubringen. Jede seiner kleinen Arbeiten hatte ein großes wissenschaftliches und moralisches Ziel. Er war durchdrungen von dem Werthe dessen, was er erstrebte. Er hoffte auf den Sieg

seiner Anschauungen, nicht weil er eine Befriedigung seines Ehrgeizes verlangte, sondern weil er mit diesem Siege das Glück der Welt verknüpft glaubte.

Eigenartig genug erscheint er als Politiker. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Weite seiner Anschauungen erzeugte in ihm einen gewissen Cosmopolitismus. Das praktische Streben, das tief in seiner Natur begründet war, hinderte ihn an der Aufstellung und der stetigen Verfolgung idealer Forderungen. Dazu kam die Lust, eine politische Rolle zu spielen, die ihn gelegentlich, ohne Wandlung der innern Ueberzeugung von einer Seite zur andern trieb. Daher darf es nicht Wunder nehmen, daß er, der oft so eifrig brandenburgische Interessen verfocht, 1671 den Vorschlag that, in Deutschland den Frieden herzustellen, um dem „allerchristlichsten König" Gelegenheit zu bieten, „die Unverschämtheit Brandenburgs zu strafen" und zugleich seinen in Deutschland fast verlorenen Einfluß wiederherzustellen. Solch undeutschem Plane traten dann durchaus patriotische entgegen, wie etwa die Begründung eines Rheinbundes für Südwestdeutschland gegen Frankreich. Derartige Einzelpläne jedoch, die es mit der Gestaltung der Geschicke des Vaterlandes zu thun hatten, verschwanden hinter großartigen Ideen, die eine Umwandlung des Weltalls bezweckten. Dazu gehörte der Gedanke eines Nordbundes zwischen Dänemark, Brandenburg und anderen deutschen Staaten zur Bekämpfung der Ostmächte. Dazu gehörte der fernere, Frankreich müsse sich in den Besitz Aegyptens setzen, um dieses Land, die ehemalige Kornkammer des römischen Reiches auch weiter für Europa nutzbar zu machen. Freilich weiß man bei Leibnizens politischen Schriften nicht immer, ob man es mit seinen persönlichen Anschauungen oder mit den Ideen eines Andern zu thun hat, in dessen Auftrag er schrieb. Denn er gab sich oft genug zum Projectmacher für Andere oder zum literarischen Handlanger her: aus dem Gegensatz seiner jeweiligen Auftraggeber erklären sich dann mannigfache bei ihm vorkommende Widersprüche. Dazu kam

seine Reizbarkeit, die streitbaren Männern überhaupt eigen zu sein pflegt, das Verlangen, literarischen Beleidigungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, aus dem heraus die für einen freien Schriftsteller verwunderliche Forderung der Censur, der Antrag, ein Buch solle „in aller Stille suprimirt" werden, verständlich, wenn auch nicht verzeihlich wird.

Im Allgemeinen lebte Leibniz durchaus in den politischen Ideen seiner Zeit, ohne Ahnung der Forderungen und Ziele der Zukunft. Doch ist es merkwürdig, daß er einzelne modernste Ansprüche voraussah und abwehrte. Und es mag nicht unzeitgemäß sein, folgende Widerlegung einer grade in jüngster Zeit vielbesprochenen Theorie auch an dieser Stelle anzuführen: „Wenn jedermann unter Aufsicht von Vorstehern auf öffentliche Kosten leben müßte z. B. in gemeinsamen Speisehäusern, so dürfte es schwer sein, Männer zu finden, die das Geschäft des Austheilens mit hinreichendem Fleiße, nach Billigkeit und in entgegenkommender Art und Weise besorgten ... Deshalb, wie die Menschen jetzt nun einmal sind, ist es gerathener, ihnen auf ihre Gefahr die Freiheit zu lassen, für sich selbst zu sorgen."

Eben dieser Mann, dem die Welt fast zu klein war für sein Wirken, der in die den Meisten verschlossenen Geheimnisse der Religion und Politik eindrang, in den verschlungenen Pfaden der Philosophie sich einen Weg bahnte, der auf dem gesammten Gebiete der Weltgeschichte nicht wie ein Fremdling, sondern wie ein wegekundiger Einheimischer hauste, er, der Weltmann, der sich mit der Sprache der Höfe, der französischen, vollkommen vertraut zeigte, der Gelehrte, der große Folianten lateinisch, in der Sprache der Gelehrten geschrieben hatte, er versuchte sich auch, was den Meisten damals thöricht erschien, als deutscher Schriftsteller. Dies Beginnen war durch den patriotischen Zug, der in ihm lebte, erweckt worden. Wie Deutschland kraft seiner Religion, Philosophie und Geschichte, so sollte es auch kraft seiner Sprache eine Rolle unter den Völkern spielen. Gerade seine Sprache sollte

zur Wiederbelebung des ganzen Volkes dienen. Kräftiger als er haben Wenige die Befreiung der Deutschen vom französischen Sprachjoche ersehnt.

Wenn der Franzosen Schaum die deutschen Häupter ehren
Und unsere Nation das Joch zu tragen lehren
Von denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Deutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wenn Andrer Affe sein und sie uns äffen müssen,
Wenn Keiner wird gehört, er muß französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht
Und lobt des Deutschen Geld, wenn man des Deutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der deutschen Sprache schämen
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib, —
Was ist es Wunder dann, wenn auf der deutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden?
Bei Herren wird der Schad der allergrößte sein:
Der Bürger lernet Frantzsch weit leichter als Latein.

Wie hier in holprigen, ungelenken Versen, so drückte Leibniz an anderen Orten in schwerfälliger, jeder Eleganz entbehrender Prosa diesen Gedanken aus, daß zur Selbständigkeit der deutschen Nation auch die Befreiung, die wissenschaftliche Anwendung der deutschen Sprache gehöre. „So ist auch offenbar, daß wir in Deutschland unsere Sprache bei weitem so hoch nicht halten als die Franzosen die ihrige. Denn anstatt, daß wir uns befleißigen sollten, die guten Wissenschaften in deutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus und bemühen uns, die lateinischen und griechischen terminos technicos mit dunklen oder lächerlichen Worten zu verhunzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu denen Handlungen im gemeinen Leben nützlich oder schicke sich, wenn es auf das Höchste kommt, zu nichts mehr, als Histörchen und neue Zeitungen darin zu

schreiben, nicht aber die philosophischen oder derer höheren Facultäten Lehren und Grundregeln in selbiger vorzustellen. Denn wieviele sind unter uns, die da meinen, es sei die lateinische Sprache ein wesentliches Stücke eines gelehrten Mannes und wer selbige nicht gelernet habe, der könne unmöglich gelehret sein. Ja ich wollte wetten, daß unter denen, die diesen meinen Diskurs lesen werden, fast die Hälfte dieses ihren ersten Diskurs werden sein lassen, daß ich ungereimt gehandelt, weil ich solchen nicht in lateinischer Zunge verfertiget, so gar wird unter uns selbst der verächtlich gehalten, der nur im geringsten in diesem Stück zur Beförderung guter Künste etwas in unserer Sprache versuchen wollte."

Diese Sätze stehen in der Schrift „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache". Von dieser 1697 zuerst erschienenen Schrift, die anderthalb Jahrhunderte Leibnizens Namen trug, hat man neuerdings erwiesen, daß sie nicht das Eigenthum unseres Philosophen, sondern des wackeren Sprachmeisters J. G. Schottel ist. Ihm gehören die Gedanken und praktischen Vorschläge, Leibniz nur die Worte. Ein solches Aneignen fremden Gutes hat man dem Philosophen schwer verdacht: der Reiche, der über soviel Schätze gebot, hätte, so sagt man, dem Aermeren nicht sein mageres Gut rauben sollen. Doch steht in unserem Falle die Sache anders. Zunächst waren die Begriffe von literarischem Eigenthum in jener Zeit von den unsrigen wesentlich verschieden: große Stellen aus fremden Schriften in die eigenen herüberzunehmen, Anderer Gedanken stillschweigend sich anzueignen, galt nicht als Vergehen. Sodann handelte Leibniz, wenn auch nicht redlich, so doch klug, indem er den Namen des eigentlichen Autors verschwieg und statt dessen den seinigen substituirte. Denn durch das Ansehen seines Namens machte er Vorschläge annehmbar, welche unannehmbar erschienen, sobald sie von einem Anderen vorgetragen wurden; zu einer Zeit, da die vorgetragene Sache fremd und unbeliebt war, konnte sie an Würdigkeit und Aufnahmemöglich-

keit nur dadurch gewinnen, daß sie durch das Gewicht eines hochberühmten Namens gestützt wurde.

Die Vorschläge Leibniz-Schottels waren verständig, ohne genial zu sein. Sie zielten auf Reinhaltung der deutschen Sprache, auf Entfernung von all dem fremdländischen Ballast, der sich im Laufe der letzten Jahrzehnte aufgehäuft hatte, verlangten aber keine abgeschmackte Deutschthümelei, die schon damals ein patriotisches Mäntelchen anzunehmen begann; „man soll", so mahnte er, „kein Puritaner werden und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde vermeiden." Nur die lässige, unterschiedslose Hingabe an fremde Idiome bringe der Sprache und dem Volksbewußtsein Verderben; „die Annehmung einer fremden Sprach führt gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich". Um den Deutschen den rechten Gebrauch ihrer Sprache möglich zu machen, schlug er vor, gute Wörterbücher zu schaffen. Diese hätten die Aufgabe, den gesammten Sprachstoff zu sammeln und seine Bearbeitung zu fördern. Durch sie seien drei Dinge für die Sprache zu erstreben: Reichthum, Reinigkeit, Glanz. Reichthum könne erzielt werden durch Wiedereinsetzung veralteter, durch Naturalisirung fremder, durch Schaffung neuer Worte: die große Kenntniß der früheren, besonders auch der damals verachteten Volksliteratur, der Scharfblick, der die Dialekte als Quellen der Sprachbereicherung herbeizieht, der feine Sprachsinn, welcher die stammverwandten Sprachen in die erste Reihe der Sprachbildner stellt, sind höchlichst anzuerkennen. Zur „Reinigkeit" gehörten der gute Klang der Worte und die Beobachtung der Grammatik, deren Herstellung als eine der dringendsten Aufgaben den Deutschen ans Herz gelegt wurde, Vermeidung des Mißtönenden und des Unanständigen. Glanz und Zierde müßten durch Nachahmung guter Muster gewonnen, vornehmlich durch innere Begeisterung erzielt werden, die alles äußerlich und innerlich Schlechte, Sprachwidriges und moralisch Bedenkliches, besonders Schlüpfriges in gleichem Maße fern hielte.

Leibniz schrieb auch sonst manches Deutsche. Freilich nicht seine Hauptwerke, denn diese mußten ins Allgemeine, auf die ganze gelehrte Welt wirken; und mehr zu seiner eigenen Befriedigung, denn er ließ unbekümmert um seinen Nachruhm manche dieser Schriften ungedruckt. Aber wenn er etwas für Deutschland besonders Geeignetes unter der Feder hatte, so bediente er sich, auch darin Alexander von Humboldt ähnlich, seiner Muttersprache. Unter den Schriften dieser Art verdient eine namentliche Hervorhebung, weil ihr gerade für Berlin eine wesentliche Bedeutung zukommt, der „monatliche Auszug aus allerhand neu herausgegebenen nützlichen und artigen Büchern", der 1700—2 erschien, unter dem Namen von Leibniz' Gehülfen und Sekretär Joh. Eckhard herausgegeben wurde, aber des Meisters Werk selbst ist. Seine literarischen, politischen und religiösen Gesinnungen kommen in diesen Auseinandersetzungen, in denen Leibniz sich auf den Ton des jüngeren Mitarbeiters herabzustimmen sucht, zum deutlichen Ausdruck: in sprachlicher Beziehung die Betonung reinen und richtigen Sprachgebrauchs; in ästhetischer die Hochhaltung der deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts, die in einer nicht selten ungerechten poetischen Aufwallung den Meistern der römischen und griechischen Dichtkunst gleichgestellt, wenn nicht gar vorgezogen werden; in politischer die Hervorhebung Preußens, in religiöser die Bekämpfung des Aberglaubens, des Fanatismus und des Atheismus. Gerade durch derartige Auseinandersetzungen wurde diese zwar nicht in Berlin erscheinende, aber durch den Einfluß des mit dem preußischen Hofe engverbundenen Schriftstellers in Berlin verbreitete Zeitschrift einflußreich und wirksam: sie gab das erste Beispiel einer periodischen deutschen Schrift; sie schlug, obgleich sie sich mit gelehrten Sachen beschäftigte, einen allgemein verständlichen Ton an; sie verfolgte, um ein später übliches Wort zu gebrauchen, die Aufklärungstendenz, durch welche die Hauptstadt in den folgenden Jahrzehnten bei Vielen so berühmt, bei Anderen verdächtig und berüchtigt wurde.

Wie nichts diesem genialen Menschen fremd war, so auch nicht die Fähigkeit, deutsche Verse zu machen. Die Fähigkeit, aber wohl die Kunst. Denn mochte Leibniz auch in dem Meisten, was er begann, seinen Zeitgenossen weit überlegen sein, in der deutschen Poesie war er nicht weiter als jene. Er bewunderte gleich ihnen, obwohl er doch die Meister der Weltliteratur kannte, die deutschen hölzernen Poeten des 17. Jahrhunderts und vermochte keine andere Ausdrucksweise als sie zu finden. In politischen, religiösen, ästhetischen Gedichten verließ er nicht den üblichen conventionellen Ton und auch in den Gelegenheitsdichtungen unterschied er sich kaum von ihnen. Ja, er theilt mit ihnen die Eigenheit, daß er gerade da am schwächsten ist, wo sein Gefühl spricht, wenn man nicht annehmen will, sein Gefühl sei zu stark, als daß er den passendsten Ausdruck dafür finden könnte. Denn gerade für Diejenige, der er innig ergeben war, für die Königin Sophie Charlotte, wußte er das rechte Wort nicht zu brauchen.*) Wie er in dem ihr gewidmeten prosaischen Nekrolog förmlich und steif erschien und sich mit höfischen Redensarten und frostigen Namenshäufungen begnügte, so kam er auch in den für sie bestimmten Gedichten nicht über die gewöhnliche Prosa hinaus. In einem Geburtstagsglückwunsch zum Jahre 1701, den er als „der älteste am Hofe sich befindende Diener" abstattete, ist höchstens die eine den ovidischen Spruch paraphrasirende Strophe erträglich, mit welchem ihre Denkmünze geziert war:

Die wahre Majestät, die sich nicht läßt benehmen,
Die sich mit Liebe läßt in einem Sitz bequemen,
Des hohen Geistes Licht, die Gabe der Natur,
Der Menschen Herzenslust, der Götter rechte Spur.

Wie unerträglich aber das bei ihrem Tode, bei welchem abwesend gewesen zu sein, er als Glück für seinen Schmerz erachtet, verfaßte Gedicht sein muß, kann man aus den folgenden Strophen erkennen, die, so schlecht sie an sich sind, noch immer die erträglichsten heißen müssen:

*) Die drei angeführten Stellen Werke X, S. 279. 286. 291 fg.

Der Preußen Königin verläßt den Kreis der Erden,
Und diese Sonne wird nicht mehr gesehen werden;
Des hohen Sinnes Licht, der wahren Tugend Schein
Der Schönheit heller Glanz soll nun erloschen sein. . . .
Erstaunende Gestalt, entzückungsvolle Strahlen!
Wie ein Apelles je möcht' eine Göttin malen.
Der Sterne Ueberschuß, der Elemente Macht
Hat bei den Menschen nicht Vollkommners fürgebracht.

Für alle seine wissenschaftlichen Pläne, besonders aber auch für seine der deutschen Sprache gewidmeten Absichten bedurfte Leibniz des Zusammenschließens Vieler zu einem Ganzen. Die von ihm für nöthig gehaltenen Grammatiken und Wörterbücher — denn er unterschied drei der letzteren: Sprachbrauch für die gewöhnlichen gangbaren Wörter; Sprachschatz für die Kunstausdrücke; Sprachquelle für die veralteten oder alten, bloß der etymologischen Forschung dienenden Worte — konnten nicht von einem einzelnen Forscher hergestellt werden. Darum kam ihm auch für seine Sprachstudien und Bestrebungen die Idee eines Vereins. Ein solcher Verein war im 17. Jahrhundert nichts Neues. Das Zusammenschließen zu religiösen, politischen, literarischen, wissenschaftlichen Zwecken war an der Tagesordnung. Den Fürsten- und Städtebünden waren Verbindungen geistig strebender Männer gefolgt. Auch in diesen ging Deutschland nur den Weg, den das Ausland, besonders Italien, Frankreich und England gewiesen hatte. Den Akademieen und gelehrten Bündnissen jener Länder strebten die „fruchtbringende Gesellschaft" und ähnliche Genossenschaften nach. Nur in zwei Punkten gingen diese Gesellschaften weiter als ihre ausländischen Schwestern und Vorgängerinnen. Das national-deutsche Element wurde entschiedener betont und der Zusammenhang eines solchen Vereins mit einem Fürsten als nothwendig gefordert. „Es bedürften", so meinte daher auch Leibniz, „diese Sachen von einem großen Begriff einer gewissen Versammlung oder Vereinigung, aus Anregung eines hohen erleuchteten, vornehmen Hauptes".

Aber Leibniz war nicht der Mann kleiner Ziele und halber

Maßregeln. Er hatte gelernt, daß man mit Fürsten von Anhalt und dergleichen machtlosen Herren nichts Erkleckliches ausrichten konnte. Er hatte bald genug erkannt, daß die Spielereien, welche die deutschen Gesellschaften fast von Anfang an ihren ernsten Zwecken angehängt hatten, immer schadeten, selbst wenn sie nicht, wie es nur zu oft der Fall war, zur Hauptsache wurden. Er hatte ferner eingesehen, daß, so verdienstvoll eine Sorge für die deutsche Sprache sei, das geistige Leben der Nation einer allgemeinen Förderung bedürfe. An die Stelle der „Palmenorden" und ähnlicher Vereine unter dem Schutze dilettantischer Duodezfürsten sollte eine umfassende wissenschaftliche Akademie in der Residenz des Königs von Preußen und unter seiner werkthätigen Protection treten.

Dieser Plan lebte in Leibniz seit 1688. Er gewann jedoch erst feste Gestalt, als der Philosoph mit Sophie Charlotte näher bekannt wurde. Dies geschah 1697.*) Als er damals hörte, die Kurfürstin interessirte sich für den Plan, hoffte er, die Berliner Akademie werde mehr leisten als die Pariser und Londoner. Denn während beschäftigte Männer nur an das augenblicklich Nothwendige, leicht Erreichbare denken, seien geistreiche Frauen geeigneter, auf das Allgemeine ihre Aufmerksamkeit zu wenden; sie, von Sorgen und Noth frei, seien fähiger, auf das Schöne ihren Blick zu richten; endlich seien sie, als nicht ausschließlich dem Theoretischen ergeben, berufener, auch das Praktische ins Auge zu fassen. Als Sophie Charlotte 1698 bei einem ihrer zahlreichen der Mutter gewidmeten Besuche nach Hannover kam, erhielt sie von Leibniz die Denkschriften, die auf eine derartige wissenschaftliche Anstalt abzielten. Er war klug genug, nicht die Fürstin, obgleich er in ihr seine wirksamste Stütze zu finden hoffte, in den Vordergrund zu stellen, sondern ihren Gemahl. Ihn erklärte er unter den lebenden Fürsten als den einzigen, der sich den Ruhm erwerben könnte, ein neues wissenschaftliches

*) Für das Folgende vgl. Leibniz' Werke von O. Klopp. Erste Reihe. Bd. X (Briefe). Hannover 1877.

Centrum zu begründen. „Er kann seine Völker zur Blüthe bringen und zu gleicher Zeit zum dauernden Glück der Menschen beitragen durch Wachsthum der wichtigen Kenntnisse, die den wahren Schatz der menschlichen Natur ausmachen." Bei aller Hochhaltung der wissenschaftlichen Arbeit, zu deren Preis er schöne Worte fand, „dieweil die Wissenschaften und der irdische Himmel bequem befunden worden, die verirreten Menschen gleich wie der Stern die morgenländischen Weisen, zu dem so recht himmlisch und göttlich ist, zu führen", verfolgte er bei Begründung der Akademie auch religiöse und praktische Pläne. Jene lagen ihm am Herzen, „damit die Ehre Gottes mehr ausgebreitet werde". Bei ihrer Ausarbeitung bekundete er wiederum seinen praktischen Sinn. Er glaubte in der Akademie das rechte Werkzeug gefunden zu haben, seine früher geäußerten Vorschläge von protestantischen Missionen in China ins Werk zu setzen; — solche nach der Türkei, Persien, Indien sollten folgen. Damit aber diese Missionen in den Bereich einer wissenschaftlichen Akademie gehörten, sollten die dazu Ausgeschickten Männer der Wissenschaft sein, die mit vielseitiger Sprachkenntniß, besonders auch mit Verständniß der Naturwissenschaft ausgerüstet, Wissen neben Glauben verbreiten und, in dieser Beziehung Kaufleuten gleich, „einen Tausch von Wissenschaften" anbahnen könnten. Diese Missionen, zu deren allmäliger Gestaltung ein „Seminarium junger zu den Missionen bequemer Leute" errichtet werden könnte, hätten Gelegenheit, in Rußland Verbreitung slavonischer Bibeln und magnetische Beobachtungen zu betreiben.

Die praktischen Pläne nahmen in den Absichten des Begründers der Akademie eine breite Stelle ein. Der vornehmste unter diesen Plänen war der der Seidencultur. Die Absicht ging dahin, durch Pflanzung von Maulbeerbäumen solche Strecken Landes, die bisher keinen oder geringen Ertrag gehabt hätten, nutzbar zu machen, bei Fütterung und Wartung der Würmer Kinder, alte Leute und sonst Unbeschäftigte zu gebrauchen. Leibniz führte aus, daß die Maulbeerbäume in allerhand Grund

geriethen, der Kälte widerständen und desto weniger Besorgniß verursachten, da es nicht auf Früchte, sondern auf Blätter ankomme, daß die Seidenwürmer hier minder Krankheiten unterworfen seien als in heißen Gegenden, daß die gewonnene Seide der französischen und italienischen zu vergleichen sei. Von Berlin aus sollten die Alleen nach Schönhausen und Friedrichsfelde mit solchen Bäumen bepflanzt werden.

Natürlich stand aber für eine Akademie der Wissenschaften die wissenschaftliche Arbeit in erster Linie. Nur daß auch hier der Grundsatz geltend gemacht wurde, das Arbeitsgebiet von vornherein festzustellen, nicht sich allmälig aus dem Fortgange der Wissenschaft gestalten zu lassen, und daß auch hier der praktische Gesichtspunkt herrschte, den Leibniz niemals gänzlich aufgab. Dazu gehörte vor Allem der Gedanke, die Akademie sollte die wissenschaftliche Aufsichtsbehörde, eine Normalanstalt für allerhand nützliche und häufig gebrauchte Bücher und Hefte werden. Ihr sollte das gesammte Kalenderwesen unterworfen werden; von ihr sollten Receptur- und Quittungsbücher zu beziehen sein, unter ihrer Oberaufsicht sollten Compendien, Wörterbücher, Schreib- und Rechenhefte, die für den ganzen Staat Geltung hätten, angefertigt werden; ihr sollte die Inspection über Maß und Gewicht zustehen, das gleichfalls für das ganze Land einheitlich, nach dem Decimal-, „dem in der That alten romanischen Fuß", geregelt werden sollte.

In den weit aussehenden wissenschaftlichen Plänen, welche der Akademie als eigentliches Arbeitsgebiet zugewiesen wurden, erkennt man die Vielseitigkeit ihres Begründers. Der erste betraf „medicinalische Observationen". Dazu gehörten: Beobachtung der Witterung als des Hauptanlasses zu gewissen Krankheiten und Epidemieen; der Natur, wobei Landleute und Gärtner Unterstützung gewähren müßten, um das Wachsen des Getreides und der Früchte, die Schädigung derselben durch Ungeziefer zu constatiren; der Thiere, um deren Fruchtbarkeit und Gesundheit nachzuweisen; der Menschen, um den Epidemieen, ihren Ursachen

und ihrem Verlaufe, der Art ihrer Heilung auf die Spur zu kommen. Anschauung und Ausdrucksweise, die in folgendem Satze herrscht, mag Aerzten und Laien heutigen Tags ein Lächeln abnöthigen: „es sei zugleich dahin zu sehen, ob und was die mondeswechselungen, auch solstitia et aequinoctia, sowohl bei diesen morbis (nämlich denen der hypochondriaci, podagrici, arthritici, epileptici, phthisici) als sonderlich bei den haemorrhoidibus et haemorrhagiis wirken mögen, auch zu welcher Zeit abortus sich vor andern gezeiget und viel anders, so einem verständigen observatori die Gelegenheit an Hand giebet". Untersuchungen des Bodens, des Climas, der in den einzelnen Landstrichen üblichen Nahrungsmittel sollten sich den früheren anschließen.

Der zweite Plan, der mit dem schon erwähnten Kalenderwesen eng zusammenhängt, war der, die astronomischen Beobachtungen zu befördern; zu diesem Zwecke wurde alsbald ein Observatorium in Aussicht gestellt und bald gebaut; ihnen hauptsächlich sollten die Miscellaneen, die Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen gewidmet sein, von denen der erste und einzige Band auch wirklich bald veröffentlicht wurde.

Als Historiker beförderte Leibniz drittens die Veranstaltung geschichtlicher Arbeiten durch die Akademie. Es entsprach seinem klaren Blicke, daß er Vergangenheit und Gegenwart dabei in gleicher Weise berücksichtigte. Er wollte einerseits, daß alljährlich die Geschichte des letztvergangenen Jahres treu und anschaulich erzählt würde, andererseits, daß Archive und Registraturen aus den bisherigen königlichen Beständen, sowie aus dem Besitz der Stifter, Klöster, ausgestorbener gräflicher Familien überall eingerichtet würden, um die Geschichte der Vergangenheit leicht und bequem zu studiren. Seien die Originale in die Hände von Privaten oder in die Fremde gekommen, so müßten Abschriften von ihnen genommen werden. Auch Nachforschungen nach alten Chroniken und eventuelle Veröffentlichung derselben rieth er an. Aber auch hier zeigte sich sein praktischer Sinn:

er wies die Regierenden darauf hin, welche praktischen Vortheile sich für sie aus dem gründlichen Studium alter Urkunden ergeben, wie sie aus ihnen vergessene Rechte, außer Acht gelassene Besitztitel reclamiren könnten.

Endlich sollte viertens das gesammte Unterrichts- und Bücherwesen der Akademie unterstellt werden. Sie sollte eine generalis ephoria sein, die über das geschriebene und gesprochene Wort zu wachen hätte. Daher war in Aussicht genommen, daß die bisherigen Besitzer von Stipendien sich bei der Akademie oder bei den in der Provinz zerstreuten Gliedern über Würdigung und Befähigung ausweisen, die künftigen von ihr ausgesucht oder bestätigt werden sollten. Ebenso wie sie nach den oben mitgetheilten Bestimmungen die überall geltenden Lehrbücher herausgeben, mindestens approbiren sollte, war ihr auch ein ausschließliches Druck- und Verlagsrecht zugedacht. Sie war als eine Art Obercensurbehörde, Generalverlagsanstalt und Hauptsortimentsgeschäft gedacht. Denn es hieß ausdrücklich, „aus ihren Läden vor andern sind Wir geneigt, die zu Unsern Bibliotheken anständigen Bücher nehmen zu lassen".

Alle diese Bestimmungen zeigen auch noch in anderer Beziehung den praktischen Sinn des Stifters. Sie sollten nämlich dazu dienen, der Akademie, ohne daß königliche Kassen besondere Zahlungen zu leisten hätten, Einnahmequellen zu eröffnen, einen gewissen „Fundus" zu schaffen. Seidencultur und Kalender, Verlag und Sortimentsgeschäft sollten Einnahmen gewähren. Der Erfolg jedoch entsprach nicht durchaus der Absicht. Die Seidencultur war ein weitaussehendes Unternehmen, dessen Ertrag nur auf dem Papiere, nicht aber in Wirklichkeit verwendet werden konnte; der Kalender brachte so wenig, daß er das Gehalt des Präsidenten nur zur Hälfte deckte; die übrigen Pläne wurden gar nicht ausgeführt. Daher dachte Leibnizens findiger Kopf an neue Einnahmequellen: Für das Büchercommissariat, das der Akademie zugewiesen ward, sollte von jedem eingeführten Zentner Bücher ein bestimmter Zoll erhoben und an die Akademie

eingeliefert werden. Außerdem sollten ihr alle Ueberschüsse zugewiesen werden, welche aus einer über das ganze Land verbreiteten Versicherung gegen Feuer- und Wasserschäden gewonnen werden könnten. Auch eine Lotterie, dergleichen für milde Stiftungen in und außer Preußen damals im Schwange war, wurde in Aussicht genommen.

Die also begnadete, mit den erwähnten vielen und schweren Aufgaben betraute Akademie sollte eine feste Organisation haben, dabei aber auch in losem Zusammenhang mit den Auswärtsstehenden sich befinden. Daher sollten Gelehrte, Ingenieure, Künstler aus dem ganzen Lande gehalten sein, durch Briefe oder durch mündliche Unterredungen ihre Beobachtungen und Erfahrungen mitzutheilen; den preußischen Gesandten und Agenten wurde zur Pflicht gemacht, alles, „was ihnen etwa von curiösen und nützlichen Dingen vorkommt", der Akademie bekannt zu geben. Die wirklichen Theilnehmer der gelehrten Körperschaft sollten aus membra und associati bestehen, jene bildeten das eigentliche Collegium, diese seien die Correspondenten oder gelegentlich Zugezogene. Alle sollten zum Wesentlichen dem Kreise entnommen werden, der jetzt unter der mathematisch-physikalischen Classe begriffen wird. Nur freilich gehörte zu der mathematischen Classe als Unterabtheilung auch architectonica, deren Vertreter die bildenden Künstler waren; und in derselben Classe zur Unterabtheilung Astronomie, auch Geographie und Chronologie, so daß sowohl Künstler als Vertreter der philologisch-historischen Classe durch diese Ausdehnung einen Unterschlupf in das gelehrte Institut gewinnen konnten. Noch durch Leibniz selbst wurde der physikalischen und mathematischen eine literarische beigefügt.

Obgleich der Stiftungsbrief schon vom Jahre 1700 war, hatte die Akademie oder Societät, wie sie officiell genannt wurde, in dem ersten Jahrzehnt eine kaum erkennbare Wirksamkeit. Es fehlte an Mitteln, die ja erst durch die erwähnten Vorschläge aufgebracht werden sollten; es fehlte an einem geeigneten Ver-

sammlungsort. Mitglieder wurden genügend ernannt, im ersten Jahrzehnt gegen 80. Aber die treibende Kraft war nicht mehr vorhanden: Leibniz selbst war zu selten in Berlin; seit dem Tode der Königin Sophie Charlotte war diejenige dem Unternehmen genommen, die, ohne genannt zu werden, ohne einen äußerlich erkennbaren Antheil zu haben, doch die Seele des Ganzen gewesen war. Doch geschah Einzelnes: eine Schrift wurde herausgegeben, welche die Arbeiten der Gesellschaft enthielt, ein Observatorium wurde errichtet und damit auch ein ständiges Versammlungslokal für die Mitglieder ermöglicht; endlich, elf Jahre nach der Begründung, wurde die Gesellschaft feierlich eingeweiht.

Der Sammelband gibt von der verschiedenartigen Thätigkeit der Berliner Akademie erwünschte Kunde.*) Er zerfällt, gemäß den Arbeiten der gelehrten Anstalt, in drei Theile: 1. einen literarischen, 2. einen physikalischen und medicinischen, 3. einen mathematischen und mechanischen Theil. Die Abhandlungen sind lateinisch. Sie beziehen sich, wie schon der Titel andeutet, im Gegensatz zu späteren Arbeiten derselben gelehrten Körperschaft, speciell auf Berlin. Wenn daher auch Leibniz über sehr allgemeine Dinge, wie den Ursprung der Völker, handelte, so besprach Lacroze, der als Kirchenhistoriker und Gelehrter in den entferntesten Gegenden schweifte — er war der Begründer der koptischen Studien in Deutschland — die in der Berliner Bibliothek befindlichen chinesischen Bücher; J. K. Schott beschrieb Münzen der Berliner Sammlung; Frisch, von dem noch die Rede sein muß, bemühte sich, wenn er auch nichts specifisch Berlinisches zu geben wußte, doch in seiner Abhandlung „Ursprung einiger deutscher Wörter" gewiß nicht ohne Erinnerung an das preußische Wappen damit von dem Worte „Adler" zu reden, das er mit edel und Elsaß = Edelsaß zusammenstellte. Auch die Beobachter der Natur berührten Berliner Vorkommnisse. Der Astronom Gottfr. Kirch (1639—1710), der seit 1700 in Berlin lebte und außer seinem Sohne Gottfried auch seine Gattin Margarethe und seine Tochter Christine zu praktischer und wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Astronomie anregte*), beschrieb den vom 21. April bis 6. Mai 1702 in Berlin gesehenen Cometen. Ausführlich handelte er auch über eine helle Lichterscheinung, die am 6. März 1702 Abends gegen 8 Uhr beobachtet wurde. Die Erscheinung war in einer Art Bogenform sichtbar, gegen welche der Mond ganz klein und dunkel aussah, die aber auch von der Sonne, da diese längst untergegangen war, nicht veranlaßt sein konnte. Dann stiegen feurige Raketen auf, wie helle Säulen, nicht schnell wie der Blitz, sondern langsam und bedächtig, zwischen denen ein schwarzer Nebel bemerkbar wurde**); ein oberer Bogen, der sich später bildete, war gegen 9 Uhr verschwunden; um 10 Uhr war alles dunkel.

Außer dem Berlinischen und der Rücksichtnahme auf das Deutsche, die auch für diese Abhandlungen charakteristisch ist, tritt auch das praktische Moment hervor, das bei der Begründung der Berliner Akademie stark betont wurde. Es ist von einer neuen Dreschmaschine die Rede,***) deren Beschreibung zuerst lateinisch, dann, damit sie allgemein verständlich sei, deutsch gegeben wird. Es heißt darin zur Empfehlung der neuen Erfindung: „Durch diese Maschine können drei Personen täglich soviel Korn ausdreschen als sonst 18 Personen mit Handflegeln.

*) Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum ex scriptis Societati (sic.) Regiae Scientiarum exhibitis edita, cum figuris aeneis et indice materiarum. Berolini, sumptibus J. Chr. Papenii 1710. in 4°. 394 SS. Die drei Theile, in welche das Werk zerfällt, führen die Titel: 1. Literaria, 2. Physica et Medica, 3. Mathematica et Mechanica.

*) Ueber die vier Genannten A. D. B. XV, 787 fg.

**) Eine kleine Stelle der Beschreibung mag wörtlich mitgetheilt werden: Erat inter hos lucidos radios atra quaedam caligo, adeo ut spectaculum esset majestate plenum et quodammodo terribile.

***) p. 325 ff. Explicatio machinae Trituratoriae Erzae inventae 1706.

Daher sie bisher von dem Erfinder mit Nutzen zu Erzen, so ein churbraunschweigisches Amt gebrauchet worden."

In dieser Sammlung gelehrter Arbeiten bot Leibniz nichts Epochemachendes. Trotzdem wird Keiner leugnen können, daß er „dieser wegen seiner unbeschränkten Erkenntniß, bewährten Erfahrung, reifen Verstandes, tiefen Nachsinnens und durchdringenden Scharfsinnigkeit weit berühmte Mann", wie er in einer die Stiftung erzählenden Schrift genannt wird,*) der geistige Vater der Akademie war. Aber der König war an ihrer Errichtung nicht unbetheiligt. Er, der „vor seiner königlichen Erhöhung schon den königlichen Gedanken gehegt", habe ausdrücklich die deutsche Sprache betont. (Vgl. oben S. 5fg.) Als er nämlich bei Verlesung des Stiftungsbriefes bemerkte, „wasmaßen der deutschen Sprach und vaterländischen Geschichte darin nicht ausdrücklich erwähnt worden, sei er „aus eigener Bewegung darauf gefallen und sie als ein hohes Hauptstück der vorgegebenen Arbeit demselben deutlich eingerückt wissen wollen." Demgemäß heißt es in dieser Urkunde, „also daß es eine teutsch gesinnte Societät der Scienzien sei." Mochte es auch ferner ein Leibniz'scher Gedanke sein, so wurde mit des Königs Einwilligung in den Brief der Satz aufgenommen, daß von der gelehrten Körperschaft zwar christliche Tugend und Religion besonders gepflegt werden solle, „jedoch bleibt derselben unbenommen, Leute von anderen Nationen und Religionen wiewohl jedesmal mit unserm Vorbewußt und gnädigster Genehmhaltung einzunehmen und zu gebrauchen."

Daher war es nicht unverdient, wenn der Minister v. Printz

*) Kurtze Erzehlung, Welchergestalt Von Sr. Kön. Maj. in Preußen Friederich dem I. in Dero Hauptsitz Berlin die Societaet der Wissenschafften Oder zu mehrer Aufnahme des gelehrten Wesens abzielende Gesellschafft gestiftet worden und wie dieselbe zu ihrer völligen Niedersetzung gediehen. Mit beifügung des Stiftungs-Briefs, der Einrichtungs-Gesetze, derer bey der Niedersetzung gehaltenen Reden und des Catalogi Membrorum Societatis. (Darunter ein Bild des Observatoriums.) Berlin, Verlegts J. Chr. Papen 1711. 31 Bll. in 4°. (K. B.) Die Schrift ist auch Quelle für die im Texte folgende Darstellung.

bei der Eröffnung der Akademie dem Könige Dank und Lob abstattete, eine so öde Prunkrede sonst auch die ministerielle Ansprache genannt werden muß. Dem Vertreter des Königs antwortete, da Leibniz, der Präses, nicht zugegen war, der Vicepräsident Jablonski. Er führte, mit Rückblicken auf die gesammte Geistesgeschichte, aus, daß die Wissenschaften weniger auf die Nothwendigkeit als auf die „Bequemigkeit" und die Vergnügungen des menschlichen Lebens ziele und zählte, zur Begründung dieses Satzes, Erfindungen älterer und neuerer Zeit auf. Zur Pflege dieser Wissenschaften hätten die bestehenden Vereine: der Schwanenorden, die fruchtbringende Gesellschaft, das Collegium naturae curiosorum nicht genügt, sondern eine neue, eben die Berliner hätte begründet werden müssen, „welche die Sprache der beiden erstern mit der Wissenschaft der dritten in eins verbinden möchte." Die Mitglieder der Akademie erhielten zwar keinen Gehalt, wie die der französischen, brauchten jedoch keine Opfer zu bringen, wie die der englischen Akademie. Der Redner faßte die Aufgabe des Akademikers einmal in dem hübschen Satze zusammen: „So sind wir sämmtlich Freiwillige; anderswo an Amtsarbeit gebunden, hier aber aus eignem Belieben Hand anlegend. Gleichwie aber im Kriege die Volontaires öfters nützliche Dienste thun, so verhoffen wir, dergleichen Lob im Felde der Gelehrtheit zu erwerben."

Trotz aller Lobpreisungen des großen Gelehrten, die sich in dieser Einweihungsschrift findet, sieht sie ein wenig wie ein Trumpf aus, den man gegen Leibniz ausspielte. Wirklich wurde sie von Leibniz so aufgefaßt.*) Die Ernennung des Ministers von Printz zum Direktor, der über ihm, dem Präsidenten, zu stehen schien, die Veränderungen in der Akademie, die Eintheilung in vier Klassen, die Einweihung überhaupt, ohne daß man ihn direct aufgefordert oder gewartet hatte, bis er an derselben theilnehmen könne, das Alles erregte den Vater, der auf seine

*) Vgl. seinen Brief an die Prinzessin Sophie Dorothea, Werke X. S. 418.

Schöpfung stolz war. Aber noch Schlimmeres trat ein. Leibniz kam von 1705 an selten, von 1710 an gar nicht mehr nach Berlin: er war kränklich geworden, mußte fürchten, durch seinen Aufenthalt in Berlin die Differenzen zwischen Hannover und Preußen zu verstärken, wurde selbst als Spion angesehen und konnte sich in den veränderten Ton nicht finden, der seit dem Tode der Sophie Charlotte und noch mehr seit Friedrich Wilhelms I. Regierungsantritt in Berlin herrschte. Er that zwar, in offiziellen Schreiben an Printz, Jablonski und Ilgen, als wenn die ohne ihn gemachten Veränderungen von ihm gebilligt würden, wiederholte seine früheren Vorschläge und fügte den neuen hinzu, die Miscellanea häufiger, womöglich jährlich, herauszugeben, aber mit seinem Eifer war es vorbei. Und wie mußte es ihn kränken, daß man ihm seinen Gehalt vorenthielt, daß man den Lebenden völlig vergaß. Man setzte der Undankbarkeit die Krone dadurch auf, daß man bei seinem Tode, 14. Nov. 1716, kein Wort des Andenkens für den Stifter hatte und daß man später, nach der Reorganisation der Akademie, das Andenken dessen verkleinerte, welcher der Gesellschaft Ursprung und Weihe gegeben hatte. Spätere Nachkommen suchten durch jährliche Feier des Leibniztages die Schuld der Vorfahren zu sühnen.

Mit der Thätigkeit der Akademie hängt die Herausgabe von Kalendern zusammen. Solche erschienen seit 1703 bez. 1704. Sie sind eine Art Mittelding zwischen wirklichen Kalendern, Staatshandbüchern und Adreßbüchern. Zwei solcher Kalender sind zu unterscheiden. Der eine, zuerst 1704 erscheinend, aber erst 1706 den Namen Berlin nennend, wurde 1705 französisch veröffentlicht und stellte dar „das jetzt lebende königlich preußische und churfürstlich brandenburgische Haus, darstellend dero Namen, Geburtstag, Regierung, Bedienung, item die mit dem Orden des schwarzen Adlers begnadigten Ritter, dann die vornehmsten Civil- und Militär-Bedienten sammt ihren Chargen".*)

*) Der Titel des Kalenders von 1706, der, wie viele der folgenden auch manche der in S. 115 A. * erwähnten, sich in der G. L. Stiftung findet,

Der andere ist ein historisch-geographischer Kalender.*) Letzterer hat für Berlin keine Bedeutung. Wenigstens bezieht sich der Anhang, welcher den zweiten Kalender vom ersten unterscheidet, entweder auf das Ausland oder, wenn auf das Inland, so auf die Städte außerhalb Berlins. In letzterer Beziehung werden z. B. Märkte und Posten aufgeführt; in ersterer Mittheilungen über Jahreszeiten, Behandlung des Getreides, der Früchte, Notizen sowohl aus der ältern und neuern Historie verschiedener Länder, auch aus „Mußkau" d. h. Rußland, als aus der Zeitgeschichte, Erwähnungen interessanter Krankheiten, hohen Lebensalters, Todesfälle aus fürstlichen Familien und dergl.

Ausführlicher muß von dem ersten, dem s. g. Berliner Adreßkalender die Rede sein. Dem Kalender geht ein kurzer Bericht voran mit Bitten, die verspätete Vollendung des Ka-

lautet (ohne Beachtung der orthographischen Seltsamkeiten, auch der vielangewendeten lat. Buchstaben): „Adreß-Kalender der Kön. Preuß. Haupt- und Residenz-Städte Berlin und daselbst befindlichen königl. Hofes auch anderer hohen und niederen Kollegien. Instantien und Expeditionen. Auf das Jahr Christi 1706 mit Approbation der Königlichen Societät der Wissenschaften. (Titel theils schwarz, theils roth. — Unter „Wissenschaften" der preußische Adler mit der Umschrift 1706, ohne Angabe eines Druckers oder Buchhändlers.)

*) Verbesserter historisch- und geographischer Kalender auf das Jahr nach Christi Geburt 1703. Auf Sr. Königl. Majestät in Preußen Churmärkische und übrige Reichs- und benachbarte Lande gerichtet. Und herausgegeben unter Approbation der von Sr. Königl. Majestät gestifteten [seit 1707 in dero Residenz Berlin gestifteten] brandenburgischen Societät der Wissenschaften. — Darunter ein großer Adler mit Umschrift des Jahres. — Ursprünglich bei Schlechtiger, später bei Joh. Wessel gedruckt. In den ersten Jahrgängen erschien der im Text behandelte Anhang mit besonderm Titel. Dieser lautet im ersten Jahrgang: „Anhang zum historisch und geographischen Kalender auf das Jahr 1703, in welchem gewöhnlicher Maßen einige zuverlässige astrologische Muthmaßungen vom Gewitter, Krankheiten, Fruchtbarkeit u. s. w. gesetzet. Denen beigefüget ist die Einleitung zur alten Weltgeschichte. Ingleichen aus neuen Geschichten, was in den vornehmsten Reichen und Theilen der Welt das vergangene 1701. Jahr über Denkwürdiges sich begeben. Unter Approbation der von Sr. Königl. Majestät in Preußen gestifteten brandenburgischen Societät der Wissenschaften.

lenders nicht übel zu nehmen, etwaige Irrthümer zu entschuldigen, Berichtigungen an den Buchhändler Pape, den Factor der Societät einzusenden. Unter den mannigfachen Zählungen des Jahres: von Erschaffung der Welt u. a. ist auch die: von der Geburt des Kronprinzen. Von den Zeichen, welche den einzelnen Tagen beigefügt werden, sind bemerkenswerth solche für „gut Kinder entwöhnen, purgiren, gut Holzfällen, gut Haar abschneiden, gut schröpfen, gut aderlassen, köstlich gut aderlassen, gut säen und pflanzen." Nach 1739 wird diesen und ähnlichen Zeichen ein neues hinzugefügt: „Arznei brauchen." Einzelnen Wochen und Tagen werden Wetterprognosen beigeschrieben, entweder ganz einfach: „Regen, Wind" u. ähnl. oder auch deutlicher: „feiner Sonnenschein; es will nicht unstet sein." Auf den Kalender folgen kurze Notizen von Finsternissen, von den vier Jahreszeiten, von Abendsternen u. a. m.

Der eigentliche Adreßkalender beginnt mit einer Zusammenstellung der Mitglieder des schwarzen Adler-Ordens. Bei allen in dieser Rubrik und in den übrigen Rubriken des Buches Angeführten ist Name und Wohnung genau angegeben. War der Vorname unbekannt, so wurde wohl für denselben ein leerer Raum gelassen; da die Häuser keine Nummern hatten, so mußte der Hauseigenthümer genannt, wohl auch zur besseren Bestimmung ein nahegelegenes öffentliches Gebäude beigefügt werden, z. B. „wohnt an der Friedrichsbrücke in der Burgstraße im Itzigschen Hause" oder „logirt in der neuen Friedrichsstraße am Spandauer Thor in des Fechtmeister Meyers Hause." Auf die Ritter des schwarzen Adler-Ordens folgt der Königliche Hofstaat, die Minister, die Kammer-Herren, -Junker, -Diener. Es lehrt den ganzen Umfang des königlichen Hofes unter Friedrich I. kennen, wenn nun — bei den meisten Abtheilungen heißt es meist „ohne die Unterbedienten" — die Hof-Kapellisten und Kammermusici, Vocalisten und Instrumentisten, Kammer-Hautboisten und Aufwärter, die Hof- und Reise-Küchen-Bedienten; die Hof-Weinkeller-, Reisekellerei- und Speisekeller-Bedienten; die

Silberkammer und Hofconditorei, Marstall-Bedienten aufgezählt werden. In einer besonderen Abtheilung: „Der hochseligen Königin damaliger Hofstaat" — man bedenke, daß man es mit dem Kalender von 1706 zu thun hat — werden die Kammerfräuleins und zum Schluß die Kammertürken Fridrich Aly und Frid. Hassan angegeben. Dann folgen die einzelnen Prinzen: der Kronprinz; Philipp Wilhelm und Gemahlin; Albrecht Friedrich und Gemahlin; Christian Ludwig.

Die zweite Abtheilung „Collegia und Aemter" — eine dritte, den Kriegsstaat behandelnde ist ganz kurz — beginnt mit dem geheimen Staats- und Kriegsrath und läßt dann „die übrigen Collegia nach der Ordnung des A. B. C." folgen. Doch wird die alphabetische Reihenfolge nicht so eigensinnig festgehalten, daß die zusammengehörigen Beamtencategorieen auseinandergerissen werden. Daher werden nach den Accise-Gegenschreibern die „Visitatores und Wein-Visirer", die „Thor- und Baum-Schreiber" eingeordnet, worauf erst die übrigen Accisebeamten folgen. — Ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Beamten wäre wenig angebracht. Daher mögen hier nur einige Notizen folgen, die speziell das Leben in der Stadt angehen. Nur in den Jahrgängen von 1706—1709 werden die Stadträthe angeführt; von 1709, d. h. von der Vereinigung der Städte bez. Stadtbezirke zu einer Stadt ist von städtischen Beamten nicht mehr die Rede außer von denen einer Städtecassa, nämlich einem Geheimen Rath, verschiedenen Verordneten vom Kammergericht, Hofkammer und einzelnen Stadträthen. In jenen ersten Jahrgängen werden vier Stadträthe und zwar die in Berlin, Cölln, Friedrichswerder und Friedrichsstadt, Dorotheenstadt aufgeführt. Der von Berlin hat die meisten Mitglieder: 7 Bürgermeister, darunter einen Arzt, zwei Mitglieder des Kammergerichts, einen geheimen Kammerdiener und 3, über deren sonstige Qualität nichts bekannt ist, 1 Syndikus, 2 Stadtrichter, 2 Rathskämmerer, 10 Rathmänner von denen einer „der löblichen Städte Secretarius" ist, 2 Stadthauptleute, 1 Gerichts-

actuar, 2 Rathsbediente, davon ein Rathsdiener und ein Marck-meister." Bei keiner der anderen Städte — die zweite hat 7, die dritte 4, die vierte 2 Bürgermeister — ist ein so voll-ständiges Beamtenpersonal vorhanden. Es braucht kaum be-sonders erwähnt zu werden, daß alle diese „städtischen" Beamten vom Könige ernannt wurden.

Zur städtischen Armendirection gehörten neun höhere Be-amte als königliche Commissarii, ferner 2 Prediger, 6 Deputirte (Rathsmänner und Rathskämmerer „aus den Residenzen"), 2 Prä-ceptores, 2 Küster und ein Hausvater des Friedrich-Hospitals. Es gab 15 Apotheken, darunter 7 französische. Von Aerzten werden 21 Chirurgi und 8 Chirurgi von der Miliz, 5 königliche Leib-Medici und 7 königliche Hof-Medici aufgeführt. Einige von diesen gehörten dem Collegium medicum an, zu dem außer-dem noch einige höhere Beamten gerechnet wurden; ferner gab es 10 Aerzte außerhalb des Collegiums. 15 Gerichtsadvokaten werden genannt, im J. 1713 gab es deren bereits 28. Was das literarisch-künstlerisch-religiöse Leben angeht, so waren 7 Bild-hauer, 5 Buchdrucker, 7 Buchhändler vorhanden. Von den letzteren sind einige schon erwähnt; es waren im Ganzen folgende: Joh. Michael und Joh. Andreas Rüdiger, J. W. Meyer, Pape, Pfeffer, die Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses und der Franzose Arnaud Dusarrat. Die Kunst vertraten 4 Kupferstecher, 1 Kupferdrucker, 8 Maler, meist Hofmaler, z. B. der Hof-Portrait-Maler F. Wilh. Weidemann, der Hof-Portrait-Maler in Miniatur Joach. Henne und den Hofmaler in Seesachen Wilh. Modersteg. Als Vertreter der Wissenschaft mögen drei Mathematiker gelten, „so dociren": Joh. Heinrich und Heinrich Barthol. Hoffmann, Joh. Casp. Ritzius. Höhere Schulen gab es, außer dem schon genannten (oben S. 58) französischen Collegium, vier: Joachims-thal, Berlinisches (Kloster), Kölnisches, Friedrich-Werdersches Gymnasium. An der Spitze eines jeden stand ein Rector, neben ihm 6, höchstens 8 Lehrer, darunter gelegentlich ein „Schreibe-meister." Unter den Rectoren begegnen uns zwei bekannte

Namen: Joachim Lange und Samuel Rödigast, jener am Friedrichswerder, dieser am Kloster. Von niederen Schulen werden drei, auf der Dorotheen-, Friedrichsstadt und die Garnison-schule aufgeführt. Fünf reformirte und neun lutherische Kirchen werden aufgezählt: die ersteren: Dom-, Parochial-, Friedrichs-werder, Friedrichsstädtische, Französische Kirche, zusammen mit 22 Predigern (französische allein gab es 10); die letzteren: Nicolai- und Kloster-, Marien-, H. Geist-, St. Petri-, Friedrichswerder und Dorotheenstädtische, Friedrichsstädtische, Garnison-, St. Georg-, Sebastian-Kirche mit 24 Predigern. Bei den einzelnen Kirchen werden außer Predigern, Organisten und Küstern manch-mal Kirchenvorsteher genannt, z. B. ein Herr Klüver, der zu-gleich „Frey-Barbierer" ist und Sal. Schilling, der „das De-putatkorn und Salarien auszahlt." Nach den Kirchen wird allein in einer besonderen Rubrik aufgeführt: Franciscus Hie-ronymi, Synagogarum Judaicarum inspector et Judaeorum convertendorum informator.

Auch über die Möglichkeit des Verkehrs mit dem Ausland unterrichtet uns das Adreßbuch: 3 Briefträger (erst seit 1740: 4) sorgten für die Bestellung der Briefe. Aus dem mitgetheilten „Lauf der Posten" ergibt sich, daß man, um nur Einzelnes her-vorzuheben, nach Frankfurt a. M. viermal, nach Hamburg und Königsberg je zweimal, nach Venedig einmal wöchentlich Briefe befördern konnte. Der am meisten besetzte Posttag war der Sonntag. Da ging um 5 Uhr morgens die Hauptpost nach dem Westen: nach Potsdam, Cassel, Frankfurt a. M., Minden, Bremen, Nimwegen, Amsterdam; um 7 Uhr: nach Dessau, Halle, Jena, Gotha; um 9 Uhr: nach Dresden, Leipzig, Nürnberg, Venedig; um 10 Uhr: nach Fehrbellin, Lüneburg, Hamburg, Kopenhagen. Die großen Posten nach dem Osten gingen Montag und Freitag, die eine nach Breslau, Prag, Wien, die andere nach Warschau, Danzig, Königsberg.

Unter den im Kalender aufgeführten Personen sind nur zwei von einiger literarischer Bedeutung: Samuel Rodigast

und Joachim Lange. Beide brachten nur einen Theil ihres Lebens in Berlin zu, beide waren Berliner Rectoren, mit Erwähnung dieser zwei Dinge ist aber wohl die Aehnlichkeit erschöpft, die zwischen ihnen besteht. Denn Joachim Lange (1670—1744) von 1698 bis 1709 in Berlin, später Professor in Halle, war ein eifervoller Streiter für das Wort Gottes, ein strammer Pietist, nicht wählerisch in seinen Mitteln und nicht beneidenswerth in seinen Erfolgen, z. B. der Vertreibung des Philosophen Wolff aus Halle. Rodigast (1659—1708, von 1680 in Berlin, aber erst seit 1698 Rector) war ein friedfertiger Mann, der zumeist seinem Schulamt lebte und bei aller Frömmigkeit, die auch ihn schmückte, seinen Schülern doch lieber ein geistiger als ein geistlicher Vater wurde. Wissenschaftlich bedeuteten beide nicht sehr viel, aber Rodigast, welcher zeitlebens Schulmann blieb, begehrte nichts anderes als Programme und Gelegenheitsschriften mit dem nöthigen Inhalt zu versehen, ohne den Anspruch zu erheben, als Licht der Wissenschaft angesehen zu werden; er war ein stiller Arbeiter, der ruhig seinen Weg wandelte, ohne nach rechts und links zu sehen; während Lange, der mehr seiner Gesinnungstüchtigkeit halber als wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung Universitätslehrer geworden war, mit dem Amt auch den Verstand gewonnen zu haben meinte, dogmatische, moralische, exegetische Schriften in staunenerregender Zahl veröffentlichte, wie er während seiner Berliner Lehrthätigkeit Hilfsbücher für den Unterricht, für Grammatik und philosophische Propädeutik geschrieben hatte. Rodigast begnügte sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten einer unter Vielen zu sein, Lange brüstete sich als der Erste und rühmte sich, seine Gegner, z. B. das Haupt der Orthodoxen, Val. Löscher vernichtet zu haben, wenn auch seine Keulenschläge keineswegs immer trafen. Lange war eine unpoetische Natur, der sich aber doch nicht enthalten konnte, Gedichte zu machen, wie etwa auf Porst's „seines von vielen Jahren her sehr werthgeschätzten Bruders in Christo" Heimgang, in welchem die Verse vorkommen:

Dein schneller Tod ist nicht ein böser Tod gewesen,
Du warst vorher nicht krank und bist doch ganz genesen ...
Der hat mit allem Recht es für ein Glück zu schätzen,
Wenn ihn ein schneller Sturm hilft in den Port versetzen.

Bei Rodigast's Tode klagten, wie sein Leichenstein es ausdrückt, die Musen, und wenn sie auch nicht jeden Gelegenheitsvers zu betrauern hatten, den der im Geschmack seiner Zeit dichtende Mann lieferte, so konnten sie doch auf ein wirklich schönes Gedicht hinweisen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan", das in stimmungsvoller Weise ein rührend-kindliches Vertrauen zu Gott ausdrückt, von jeder dogmatischen Befangenheit frei, Gott als Allvater preist, voll süßen Trosts im Herzen alle Erdenschmerzen erträglich findet.

Die Art, wie in dem historisch-geographischen Kalender Geschichte gelehrt wird, hat mit wissenschaftlicher Darstellung nichts zu thun. Voran geht ein kurzer Abriß der Urgeschichte bis zu den Nachkommen Cains, dann folgt eine „Fortsetzung der Neuen Weltgeschichte von 1701", in welcher die bunteste Unordnung beliebt wird. Auf die Mittheilungen über des Kaisers Stellung im Spanischen Erbfolgekriege folgen solche über die „Pfaltz- und Orleanische Streitigkeit", Zwistigkeiten in Mecklenburg und Lübeck, dazwischen die Notiz „In Berlin kommt ein Moscowitischer Großgesandter an, Sr. Königl. Majestät zu der erlangten Preußischen Krone Glück zu wünschen". Warum dann unmittelbar „Ungarn, Türkei, Barbarei", dann Italien, Spanien, zuletzt erst Frankreich kommt — über die übrigen europäischen Länder, namentlich die nordischen Reiche, handeln nur kurze Notizen — würde der Verfasser schwerlich selbst begründen können. Die Kriegsereignisse werden hauptsächlich unter „Italien" erzählt. Aus der Art und Weise, wie der Chronikenschreiber vom König von Frankreich spricht, würde man nicht glauben, daß ein Mann wie Ludwig XIV. an der Spitze dieses Landes stand und der Welt gebot. Das Ganze verräth eine anekdotenhafte, nicht geschichtliche Schreibweise; der Autor ist höchstens ein schlechter Zeitungsschreiber, kein Historiker.

Leibniz, der Begründer des Berliner wissenschaftlichen Lebens, der Anreger auch der ebenbesprochenen Kalender, kam in Berlin nicht zu den Ehren, die er wünschte und vielleicht beanspruchen durfte. Eine Vertrauensstellung, wie Pufendorf sie besessen, erlangte er nie. Vielleicht aus Groll darüber — denn von menschlichen Schwächen war auch Leibniz nicht frei — wohl auch aus einer persönlichen Differenz, die früher hervorgetreten war, endlich auch aus grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit über die Art der Geschichtschreibung — Leibniz will nur die „öffentliche Geschichte" gelten lassen, die sich auf Thatsachen, Verträge, Friedensschlüsse stützt, nicht aber die „geheime", die aus den Beweggründen, aus den Unterhandlungen der leitenden Personen zu entnehmen ist — erklärt sich Leibniz' ungünstiges Urtheil über Pufendorf. Jahrzehnte nach des Historikers Tode faßte er, nach manchem früheren Geplänkel, seine Verurtheilung in folgende Worte zusammen: „Pufendorf steht an Einsicht und Erfahrung tief unter Thuanus, nicht zu reden von der Gelehrsamkeit, die bei Thuanus groß, bei Pufendorf mäßig war, dessen Stärke nur in der Gewandtheit seines Stiles und in einem gewissen Scharfsinn lag; das Bedeutende seiner Geschichte (des Großen Kurfürsten) liegt darin, daß sie aus den Archivalien treu, wenn auch ohne hervorragendes Urtheil geschrieben ist. Seine Commentare über die schwedische Geschichte sind besser, die brandenburgischen jedoch mit zu eiliger Hast gearbeitet; und da der Verfasser keine große Geschäftserfahrung hatte und nur den Abschreiber machen konnte, so hat er mannigfache Fehler begangen, indem er den Berichten der Gesandten an ihre Herren folgte, die oft auf falsche Gerüchte hin erstattet, durch die Zeit widerlegt zu werden pflegen." Sein Urtheil wurde jedoch von der Nachwelt nicht völlig ratificirt.

Samuel von Pufendorf 1632—1694, seit 1688 nach glücklichem Abschluß mehrjähriger Unterhandlungen in Berlin, war, als er in die brandenburgische Residenz einzog, ein auf manchem Gebiete hochberühmter Mann. Er war Philologe und Jurist,

Begründer des Naturrechts und Politiker. Er hatte als akademischer Lehrer in Heidelberg und Lund einen weitreichenden Einfluß geübt. In einer geistvollen politischen Satire hatte er schärfer als irgend einer seiner Vorgänger die Monstrosität der deutschen Reichsverfassung dargethan. Er hatte die Rechtswissenschaft von der Dienstbarkeit der Theologie befreit und die Achtung vor der festen Rechtsordnung des Staates gegenüber den tyrannischen Gelüsten einzelner Herrscher ebenso wie gegenüber der Einseitigkeit römischer Rechtsanschauungen gestärkt. Er hatte lateinische Werke über allgemeine Geschichte geschrieben, welche Nutzen und Nothwendigkeit der Historie für Staatsmänner nachdrücklich hervorhoben, und große Werke über schwedische Geschichte veröffentlicht. In Berlin vollendete Pufendorf ein großes Werk über den großen Kurfürsten, unmittelbar nach seinem Tode erschienen, 1695, und begann ein solches über Friedrich I., das erst 90 Jahre nach seinem Tode herausgegeben wurde.*)

Pufendorf war nicht der Begründer der Zeitgeschichte, wohl aber ihr Reformator und einer ihrer glänzendsten Vertreter. Schon in seiner schwedischen Geschichte, in welcher er nur das 17. Jahrhundert und mit besonderer Ausführlichkeit die von ihm miterlebten Vorgänge schilderte, hatte er zwei Grundsätze befolgt, den einen, nur die auswärtigen Staatsangelegenheiten zu behandeln, den anderen, für seine Berichte nur Archivalien des Landes zu benutzen, dessen Geschichte er schrieb. Beide Grundsätze, mit imponirender Consequenz durchgeführt, machen gleich-

*) H. Breßlau, Sev. v. Monzambano, Ueber Verfassung des deutschen Reiches, Berlin 1882. — H. v. Treitschke (Preuß. Jahrb. 1875); J. G. Droysen, Zur Kritik Pufendorfs, Abhdlgen z. neueren Gesch. 1876; Wegele, Gesch. d. deutsch. Historiogr., München 1885, bes. S. 500—523; A. d. Biogr. 26 701—707 (1888); Pufendorfs Berliner Geschichtswerke: De rebus gestis Friderici Wilhelmi magni electoris Brandenburgici commentariorum libri novemdecim (Berlin 1695) und De rebus gestis Friderici III. fragmentum posthumum hrsgg. vom Grafen Hertzberg, Berlin 1784.

wohl die Werke in bedenklicher Weise einseitig. Ohne parteiisch werden zu wollen, mußte der Historiker Urtheil und Darstellung nach Aktenstücken modeln, die doch nur einer und derselben Partei angehörten. Die ausschließliche Berücksichtigung der diplomatischen Beziehungen und auswärtigen Kriege befestigte bei den deutschen Gelehrten für viele Jahrzehnte die irrige Meinung, daß diese äußere Geschichte einzig Geschichte sei. Von absichtlicher Parteinahme war Pufendorf aber gänzlich entfernt, er unterschlug nichts, was seinem Helden zur Unehre gereichte, und bestrebte sich nie, durch Schönmalerei oder künstliche Redeblumen eine Person besonders auszuputzen.

Die glänzenden Eigenschaften, welche Pufendorf in seinen schwedischen Geschichtswerken gezeigt hatte, bewährte er auch in den zu Berlin entstandenen. Dorthin war der Gelehrte nicht bloß seines berühmten Namens wegen gerufen worden. Seine energische Wendung gegen die Reichsverfassung, aus welcher sich unschwer seine Zuneigung zu den mächtig aufstrebenden Einzelstaaten entnehmen ließ, hatte ihm wohl die Wege geebnet. Seine freimüthige Gesinnung in religiösen Dingen, sein Toleranzstreben war dem großen Kurfürsten lieb gewesen, schon bevor er eine von Pufendorf nach der Aufhebung des Edicts von Nantes verfaßte Schrift erhalten, in welcher zwar die Hoheit des Staats über die Kirche in Anspruch genommen, aber die Gewissensfreiheit des Einzelnen lebhaft vertheidigt wurde.

Der gewaltige Foliant, der die Geschichte des großen Kurfürsten enthält — etwa 1700 Folioseiten, mit ein paar hübschen Titelkupfern, sonst nicht eben glänzend ausgestattet — soll keine Biographie sein und gewährt kein einheitliches Bild des Helden. Nicht von der Lebensgeschichte des Fürsten handelt er, nicht von seiner Entwickelung — über die erstere werden vielmehr am Schlusse des Werkes ein paar Daten gegeben, wo auch ein wenig ausgeführter Versuch über letztere mitgetheilt wird — sondern von seinen Thaten als Regent. Auch dieses geschieht aber nur in beschränktem Sinne. Was Friedrich Wilhelm für sein Land

gethan, wird von dem Geschichtschreiber nicht berührt; nur wie er in Krieg und Frieden auswärtigen Mächten gegenübergestanden, erregt sein Interesse. Selbst Ereignisse von der größten Tragweite für die Folgezeit werden nicht erwähnt, sobald sie nicht auswärtige Verwickelungen oder mindestens Verhandlungen zur Folge haben. Daher wird — um nur zwei der früher behandelten Thatsachen hervorzuheben — der Aufnahme der Juden in der Mark Brandenburg mit keinem Worte gedacht. Vielleicht wäre auch die an die französischen Flüchtlinge ergangene Aufforderung, sich in der Mark und besonders in Berlin niederzulassen, mit Schweigen übergangen worden, wenn nicht die Aufnahme derselben Reclamationen der französischen Behörden zur Folge gehabt hätte. Um diese verständlich zu machen, wird das Aufnahmeedict von 1685 mitgetheilt; von den Schicksalen der Colonie, von den segensreichen Wirkungen der Thätigkeit derselben für das Land erfährt man jedoch nichts. Selbst dieser so verminderte Gegenstand erfährt noch eine bedeutende Verminderung. Drei Dinge z. B., in denen des großen Kurfürsten Bedeutung hervortrat: seine Kriegführung, sein lebhaftes Interesse für die Marine und, im Zusammenhange damit, für die Handelspolitik, welcher der Fürst bedeutsame Wege zu weisen verstand, sein Eingreifen in die Reichsverhältnisse, in die Regelung der deutschen Frage, berücksichtigte Pufendorf wenig. Die letztere Auslassung ist um so merkwürdiger, als der Versuch, einen Rheinbund zu stiften (1658), oder die Bemühung, dem Kaiser ein berathendes Collegium beizugeben, gerade dem Verfasser des Severin von Monzambano besonders erquicklich sein mußten. Die erstere ist bedauerlich, weil der große Kurfürst in erster Linie Krieger war; er, von dem ein englischer Berichterstatter richtig urtheilte, er sei kühn im Kriege, aber ängstlich in Verhandlungen.

Diese Verhandlungen nun bilden fast den einzigen Gegenstand von Pufendorfs Werk, das durch solche Beschränkung einseitig und dem Gegenstand nicht völlig gerecht wurde. Denn Pufendorf stellt

nicht die Ereignisse dar, sondern er läßt den Leser theilnehmen an den Verhandlungen, durch welche diese Ereignisse zustandekamen. In dieser Wiedergabe der Verhandlungen des Kurfürsten mit seinen heimischen und auswärtigen Räthen, in der Verwerthung der massenhaften im Staatsarchiv verwahrten und bis dahin von keinem Geschichtschreiber benutzten Berichte besteht allein das Meister- und Musterhafte seines Werkes. Solches Hervorlocken der Staatsgeheimnisse war nicht nach Jedermanns Sinn. Es zeugt von der großen Auffassung des ersten Königs, daß er den durch seinen Vater berufenen Gelehrten seine Arbeit ungehindert beenden und dieselbe, nachdem sie durch eine zu diesem Zweck eingesetzte Commission zum Scheine geprüft worden war, veröffentlichen ließ. Leicht erklärlich aber ist es, daß diese Offenheit über die internsten Vorgänge Anstoß erregte, Reclamationen hoher Beamten einerseits und auswärtiger Mächte andererseits hervorrief. Die natürliche Folge solcher Klagen war, daß der König, wenn er auch niemals daran dachte, das vorhandene Werk zu unterdrücken, doch die geplante, ja begonnene Uebersetzung ins Deutsche und Französische nicht förderte, sondern sich an einem deutschen Auszuge genügen ließ.

Pufendorf beherrschte sein Material in großartiger Weise. Selbst da, wo er künstlerisch zu gestalten schien, blieb er ihm verpflichtet. Wenn er einmal — denn Charakteristiken von Personen und Schilderung von Zuständen versuchte er selten — den kaiserlichen Hof schilderte (facies aulae caesareae 1655), so folgte er, wie Droysen nachgewiesen hat, einer Relation des Georg von Bonin. Aber er war kein Sklave seines Stoffes. Er gab nicht ohne Auswahl Auszüge aus Allem, was seine Acten ihm darboten. Er ließ Vieles aus und änderte nach Gutdünken. So gestaltete er die Reden völlig frei, indem er den ungefähren Gedankengang seinen Acten entnahm, die Form aber selbstschöpferisch hinzuthat. Da er den Instinkt des Historikers hatte, der oft zwischen den Zeilen zu lesen, aus dem Geschehenen das Gewesene zu errathen und aus dem Vorangegangenen das

im Verlaufe sich Entwickelnde zu construiren hat, so gab er, nach Droysens glücklichem Ausdrucke, das Richtige auf, um desto wahrer zu sein.

Die Wahrheit liebte er wie ein echter Geschichtschreiber. Man darf ihn nicht als Schmeichler hinstellen, indem man ein Wort, das er einmal einem Freunde gegenüber brauchte, „daß er dessen Herrn, dem er dient, sentimente mit seiner Feder exprimirt", zu seinen Unehren anwendet. Denn in diesem ungelenken Ausdrucke des deutschen Schriftstellers, der sich nur wohl fühlte, wenn er sich der lateinischen Sprache bedienen konnte, ist nicht die liebedienerische Absicht des Höflings verborgen, sondern das Programm des Geschichtschreibers, der nicht die Thatsachen, sondern die Entwickelung, nicht die Dinge, wie sie dem Spätergeborenen, sondern wie sie dem Handelnden selbst erschienen, darstellen wollte. Durch solches Streben glaubte er besser der Wahrheit zu dienen, als durch die sonst beliebte brutale Enthüllung des wirklich Geschehenen. Darum durfte er getrost seinem Hauptwerke die Bemerkung voranschicken: „Mir genügt, die unverletzte Wahrheit aus den Originalquellen redlich der Welt dargelegt zu haben."

Die Vorwürfe, welche man dem Hauptwerke machen kann, darf man auch gegen das Fragment über die Thaten Friedrichs I. erheben. Man möchte die vollendeten drei Bücher dieses Werkes mit einem politischen Jahresbericht oder einem Geschichtskalender, welcher aus Depeschen und diplomatischen Actenstücken entnommen ist, vergleichen. Es gehörte für den Schriftsteller großer Muth dazu, die Geschichte eines Lebenden zu schreiben und darin dem Brotherrn gegenüber den schmalen Pfad der Wahrheit zu wandeln, der zwischen absprechender Kritik und Schmeichelei lief, aber es ist auch ein rühmliches Zeugniß für den Fürsten, daß er trotz der Erfahrung, die er mit Pufendorfs undiplomatenhafter Benutzung diplomatischer Actenstücke gemacht hatte, dem Gelehrten die Abfassung seiner eigenen Biographie übertrug. Doch ist das Werk nur ein Bruchstück. Die drei Bücher ent-

sprechen ebensoviel Jahren; die letzte Notiz ist vom 13. Februar 1691. Auch in diesen Büchern findet sich nirgends der Versuch einer Charakteristik der Hauptpersonen oder das Eingehen auf Berliner Verhältnisse; nur eine mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und großer Ausführlichkeit abgefaßte Schilderung diplomatischer Vorgänge. Mehr vielleicht als in dem großen Werke tritt in dem kleinen ein bestimmter Standpunkt hervor. Der Autor ist sich bewußt, in seinem Buche die letzten Versuche der Franzosen darzulegen, welche dahin zielen, die Zügel der Weltherrschaft an sich zu reißen und die Protestanten zu unterwerfen. Den Franzosen gegenüber tritt Friedrich auf als Beschützer der Protestanten und als Gegner der französischen Einflüsse. Eine solche Zusammenfassung des Wesens des Königs war gewiß richtig; ob aber der Geschichtschreiber in den ferneren Thaten des Königs Stoff und Lust genug zu neuer Darstellung gefunden hätte, läßt sich billig bezweifeln.

Pufendorf war kein eleganter Stilist. Auf sein Latein, die Sprache der meisten seiner Werke, darf man jedoch dasselbe Lob anwenden, das mehr als drei Jahrzehnte nach seinem Tode die „Vernünftigen Tadlerinnen" (1726, II, 14fg.) von seinem deutschen Stil zu verkünden wußten. Dort hieß es nach einem Lobe von Zieglers asiatischer Banise: „Es ist auch wahr, daß wir wenig Historienschreiber haben, die demselben in der reinen Schreibart gleich zu schätzen sind. Der einzige Pufendorf scheint sich noch von anderen zu unterscheiden. Er schreibt rein, deutlich, nachdrücklich und kurz, welches die Haupttugenden einer vernünftigen Schreibart sind."

Das Beispiel Pufendorfs und Leibniz' und ihrer historischen Leistungen hätte schon genügt, auch Andere zum Studium der Geschichte zu veranlassen. Daß die Forscher jedoch gerade der brandenburgischen Geschichte sich zuwandten, hatte seinen Anlaß theils in ihrem Begehren sich beim Könige einzuschmeicheln, theils in dem direkten Einflusse des Fürsten, der sich in seinen Mußestunden gern mit der Geschichte seiner Vorfahren

beschäftigte. Dies bezeugt einer der Historiker, Teissier, auch sonst als Uebersetzer bekannt, der ein schon 1628 erschienenes, nur bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts reichendes genealogisches Werk*) ins Französische übersetzte. Auch in einem anderen damals erschienenen geschichtlichen Werke von J. U. Pregitzer kommt Friedrich nicht vor, obwohl der König dasselbe von dem Verleger gewidmet erhält.**) Dieser fand, daß die Untersuchungen des „vortrefflichen Werkes glücklich reussiret" seien. Die neuere geschichtliche Forschung hat die Resultate unseres Verfassers, daß der Ursprung des hohenzollernschen Hauses von Pharamund abzuleiten sei, allerdings nicht zu dem ihrigen gemacht.

Einen höheren Rang als die Letztgenannten nahm Zacharias Zwantzigk (gest. 1716) ein. Er verdient neben Pufendorf genannt zu werden. Er starb als Hofrath, seit 1687 war er Geheimer Sekretär und wurde zur Ausarbeitung mancher politischer und staatsrechtlicher Denkschriften gebraucht. Sein großes Geschichtswerk***), das er ursprünglich Incrementum Domus Brandenburgicae nannte — nach der Entstehung des König-

*) Les vies des électeurs de Brandebourg, de la maison des Burgraves de Nurenberg avec leur portraits et leur généalogies ouvrage composé en latin par Jean Cernitius, vice-registrateur des archives électorales et mis en François par Antoine Teissier, conseiller des ambassades et historiographe de sa Majesté le Roi de Prusse. Berlin, J. M. Rüdiger 1707, kl. Fol.

**) Der Verleger Joh. Mich. Rüdiger bedankt sich bei dem König besonders, daß dieser ihm als „einem von Feindeshand vertriebenen" Aufnahme gewährt habe. Daß die Herausgabe des Werkes von dem König veranlaßt worden sei, wie A. D. B. XXVI, 547 behauptet wird, geht aus der Vorrede nicht hervor. Das merkwürdige Werk führt den umständlichen Titel „Teutscher Regierungs- und Ehren-Spiegel vorbildend des teutschen Reichs und desselben Stände ersten Anfang, Fortleitung, Hoheit, Macht, Recht und Freyheit, auch der Chur-Fürsten, Fürsten, Grafen und Herren und derselben hohen Häuser besonders des Hauses Hohenzollern Ursprung, Würde und Herrlichkeiten durch Joh. Ulr Pregitzern, D. Fürstlich Würtembergischen Oberraths- und Hoff-Gerichts Assessorn. Auch mit vielen schönen und netten Kupffern geziehret. Berlin bei J. M. Rüdiger 1703."

***) Sein Werk ungedruckt im G. St. A. Ueber den Mann und sein Werk vgl. Curt Breyer in Forsch. z. Brand. u. Preuß. Gesch. IV, 271 ff.

thums änderte er den Titel — ist eine halb statistische, halb geschichtliche Arbeit, welche den damaligen Zustand der einzelnen Territorien mit dem früheren vergleicht, die staatsrechtlichen Fragen besonders gründlich behandelt, überall die Berechtigung der brandenburgischen Ansprüche hervorhebend. Ueber Land und Leute, Verwaltung und Verfassung der einzelnen Provinzen und des Gesammtstaates finden sich hier glaubwürdige, aus Actenstücken, theilweise jetzt verlorenen, entnommene Mittheilungen. Schon aus diesem Grunde ist es heute noch der Benutzung, wenn auch nicht der Veröffentlichung werth; für jene Zeit „ein Repertorium, eine publicistische Rüstkammer des Staats- und Verwaltungsrechts", eine Art officiöser Arbeit, die von dem Könige und dem Kronprinzen, denen sie gewidmet war, gewiß dankbar begrüßt wurde.

Der damals neubelebte geschichtliche Sinn zeigte sich aber auch in Schriften, welche geradezu der Geschichte Berlins gewidmet waren. Küsters historisch-brandenburgische Bibliothek verzeichnet mehrere dahin gehörige Arbeiten.*) Sie rühren nicht von geschulten Historikern her, waren entweder unselbständige Compilationen oder panegyrische Reden, verdienten aber vielleicht ein besseres Geschick, als nach 200 Jahren völlig verschollen zu sein. Wenigstens einer dieser Schriften, der Rittners, sei hier gedacht, weil sie — ein für jene Zeit gewiß seltener Fall — außerhalb Berlins, wenn auch von einem Berliner, geschrieben und gedruckt wurde.

Rittner**) hielt 1701 in Jena diesen Panegyrikus, den er

*) Bibliotheca Historica Brandenburgica . . . A. G. G. Küstero führt pag. 795 an: Boedikeri epigramma de metropoli 1693; Sam. Rittneri oratio panegyrica ... 1701; L. Gedicke, 100jähr. Aufnehmen der Stadt 1701; Chr. Starcke, Preiss d. Kön. Residenzien 1704.

**) Oratio panegyrica in sempiternam laudem atque magnificentiam Berolini, reginae urbium in Germania cum devota supplicatione pro perpetuitate domus potentissimae Brandenburgicae solemniter habita a. d. XXXI Jan. 1701. in florentissima universitate Jenensi ab Samuele Rittner, Berolinensi. Jenae 1701 fol. (K. B.)

dem Kronprinzen zu widmen sich beeilte. Was wußte er nicht Alles von der „Königin der Städte" zu rühmen! Treffliche Lage, milde Luft, fruchtbaren Boden, Fülle alles Guten. Er schrieb die Gründung der Stadt Albrecht dem Bären zu und verfolgte kurz ihre Geschichte. Von der Luft meinte er, sie sei so gut, daß Krankheiten und Todesfälle selten beklagt würden. Grünere, freundlichere Gärten gäbe es nirgends. Er zog Vergleiche mit dem Alterthum und sprach das kühne Wort aus, daß Theben, Delphi und Athen vor dem Glanze Berlins weichen müßten. Er erwähnte Einzelheiten, wie den Oder-Spreekanal, und hob unter den Thaten des großen Kurfürsten besonders die Verbindung mit Afrika hervor. Er verweilte mit großer Ausführlichkeit bei der Schilderung der Kurfürstenbrücke und ihrer antiken Verzierungen, wegen deren sie ein Pantheon heißen könnte, wenn sie nicht wegen ihres Reiterstandbildes ein wirklich brandenburgisches Bauwerk wäre. Der Autor konnte sich gar nicht genug thun, seine Stadt, regum mater et heroum, sie, die er geradezu omnibus superior nennt, zu feiern.

Wie Rittner, so verherrlichten auch Andere außerhalb Berlins die brandenburgisch-preußische Geschichte.*) Außer der Geschichte fand auch die Geographie ihre Jünger. P. J. Marperger 1656 bis 1730, von 1708 bis 1724 in Berlin, ließ in Berlin 1710 seine „geographische, historische und mercatorische Beschreibung aller derjenigen Länder, welche dem k. preußischen und Chur-Brandenburgischen Scepter in Deutschland unterworffen", erscheinen.**)

*) Eine Erwähnung verdienen: J. P. Ludwig, Curieuser Geschichts-Calender der Churf. zu Brand. Lpz. 1697; C. Abel, Preuß. und Brandenb. Staats-Historie, Lpz. u. Stendal 1710.

**) Ex. in G. L. St. und in der Bibl. des grauen Klosters. — Vgl. über ihn A. D. B. 24, S. 405—407. Der ausführliche Titel des Buches heißt:

Paul Jacob Marpergers, Mitglieds der Königlich Preußischen Societät der Wissenschaften kurtzgefaßte Geographische, Historische und Mercatorische Beschreibung Aller derjenigen Länder und Provintzien, Welche den Königlich Preußischen und Chur-Brandenburgischen Scepter in Deutschland unterworffen. Da dann

Der merkwürdige Mann, Mitglied der Berliner Akademie, ein vielseitiger Gelehrter, der eine ausgedehnte ökonomische Schriftstellerei mit geistlicher Liederdichtung verband, der auch ein über Fausts Genossen, Christoph Wagner, handelndes Buch herausgab und bevorwortete, war gewiß kein Genie, der seiner Wissenschaft neue Wege wies. Aber er sammelte einzelne Notizen, aus denen noch heute sich einzelnes Brauchbare gewinnen läßt. Bei Berlin stellte er mancherlei zusammen, was daselbst gehandelt und fabricirt wurde. Er sprach von der Seidenzucht, von den um Potsdam herum gepflanzten Maulbeerbäumen. Er nannte die sechs Jahrmärkte, die in Berlin und Cölln, und die je zwei, die in Friedrichswerder und Dorotheenstadt abgehalten wurden. Er constatirte eine ziemliche Ausdehnung des Geldgeschäfts, „weil auch Berlin unterschiedliche vornehme Banquiers und Wechslers hat, als wird es durch solche zu einem Wechselplatz, von welchem man a droiture durch ganz Europa Geld haben kann". Dann gab er an, wieviel Wechselzahlungen von Berlin nach Amsterdam, London, Frankreich kosteten, eine Angabe, aus der hervorzugehen scheint, daß keine der Zahlungen direkt, sondern alle über Hamburg, nur die nach Italien bequemer über Nürnberg gemacht wurden. Ein Wechselcurs wurde wöchentlich einmal bei dem „Stadtmäckler Mons. Wesseling" ausgegeben. Nicht uninteressant ist auch aus der Zoll- und

I. Von solcher Länder ihren vornehmsten, sonderlich aber Commercirenden Städten, und deren bequemen Situation zur Handlung, Schiffreichen Flüssen, und besonderen Merkwürdigkeiten,

II. Von ihren glorwürdigen Regenten, und wie sonderlich unter solchen von Churfürst Friderico I. an, bis auf Se. itzt Regierende Königl. Majest. in Preußen, König Fridericum, die Commercia von Zeiten zu Zeiten herrlich angewachsen, und mächtig vermehret worden, Und

III. Von dieser Länder Natürlichen Fruchtbarkeit, nützlichen Manufacturen, wie auch von denen zur Aufnahme ihrer Commerciorum vielfältig gegebenen, Churfürstl. und Königl. Edictis, ferner von Münz- und Wechsel-Negotio. Maaßen und Gewichten, Meßen und Jahrmärckten gehandelt, und endlich mit der itzigen Berlinischen Zoll-Rolle und einigen Post-Carten beschlossen wird. — Berlin 1710.

Accis-Rolle vom Jahre 1709 eine Zusammenstellung der Accise- und Zoll-Gelder, welche von den einzelnen Waaren zu zahlen sind: Wein, Branntwein, Bier, Blech, Holz, Papier, Schlachtvieh, Victualien „und allerhand Kaufmannschaften", Juwelen und Waaren aller Art.

Auch die Dichtung stellte sich in den Dienst der Geschichte.*) Doch ist es keine hohe Poesie, welche hier ihre Dienste verrichtet. Der unbekannte Dichter stellt am Anfang sämmtliche Regenten in folgenden Versen zusammen:

Zwey Friedrich, denn Albert, Johann, zwey Joächime,
Johann Georg, auff Ihn folgt Joachim Friederich,
Johannes Sigismund, Georg Wilhelm, den ich rühme,
Nach Friedrich Wilhelm krönt der König Fridrich sich.

Diesen wie den übrigen Denkversen seines Büchleins fügte der Autor lange Anmerkungen hinzu. Den Verdiensten des großen Kurfürsten suchte er gerecht zu werden durch die Zeilen:

Pommern, Polen, Preußen, Fühnen, Jülich, Holland, mit den Schweden,
Wollin, Wolgast, Stettin, Stralsund können von den Helden reden.

Als er aber zuletzt des ersten Königs gedachte, meinte er, „Ihrer Königl. Majestät Heldenthaten sind annoch in frischem Andenken und diejenigen, so der Ewigkeit noch sollen einverleibet werden, lassen sich in keine Reime einschließen"; begnügte sich daher mit einer kurzen Aufzählung einzelner merkwürdiger Begebenheiten von 1688—1701.

An dichterischen Verherrlichungen Berlins, der Stadt, in der sich des also besungenen Königs Glanz am deutlichsten zeigte, fehlt es gleichfalls nicht.**) Zwei derselben seien angeführt, weil

*) Kurtze Denckreime von den Merkwürdigsten Thaten der Churfürsten zu Brandenburg von dem Hause Hohenzollern. o. O. 1703. (Gr. Kl.)

**) Für das Aeußere des damaligen Berlin ist zu vergleichen: Berlin anno 1690. Zwanzig Ansichten aus Johann Aridbecks des Jüngeren Skizzenbuch. Nach den in der königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Originalen hgg. und erklärt von Dr. W. Erman,

sie einerseits über die Stimmung der Zeitgenossen, andererseits über manches Sehenswerthe jener Tage unterrichten. Die eine von Samuel Grosser (1664—1736), der eigentlich geistlicher Dichter war und, wenn überhaupt, nur vorübergehend sich in Berlin aufhielt, stammt aus dem Jahre 1702*) und lautet:

Diese Stadt, da Preußens Ruhm
Sich den Königssitz erwehlet,
Hat des Glückes Eigenthum
Ihr zum Braut-Schatz abgezehlet.
Sie gleicht einer kleinen Welt,
Die der großen beste Schätze
Durch die wunderschönsten Sätze
Concentrirt beisammen hält.
* * *
Was Paris zum Wunder macht,
Ist auch in Berlin zu finden,
Und der Tyber stolze Pracht
Muß itzt in Berlin verschwinden.
London sey so groß, es will,
So darff ihm Berlin nicht weichen;
Denn, kann's ihm nicht gäntzlich gleichen,
So gebricht ihm doch nicht viel.
* * *
Hier ist Griechenlands Athen.
Hier sind Asiens Paläste,
Auf den meisten Gassen gehn
Weit entlegner Länder Gäste.
Hier ist ein beruffner Thron;
Den Verstand und Klugheit schützet,
Und der auf demselben sitzet,
Ist ein weiser Salomon.

Custos der Königl. Bibl. Mit einem Plan von Berlin aus dem Jahr 1685. Berlin. Amsler & Ruthardt. 1881. Einzelne dieser Skizzen waren in stark verkleinerten Kupferstichen wiedergegeben in dem von Fr. Wilken hgg. Hist. geneal. Kalender 1820—22. — Der Prospect von Joh. Bernh. Schultz 1688 photolithographisch nachgebildet als Beilage zur Chronik des Vereins für Geschichte Berlins 1880. Ich benutze das Original, das sich in der Bibliothek der G. L. Stiftung befindet. — Einzelnes zu vergleichen in „Berlin und seine Bauten" hgg. vom Architektenverein, Berlin 1877.

*) Ueber Grosser, Goedeke, Grundriß III², S. 306; das Gedicht ist dem „Bär" 28. Apr. 1889 entnommen.

Die zweite ist einem langen Lobgedicht (1708) entnommen*), in welchem der König, seine zweite und dritte Gemahlin gepriesen, seine Thaten verherrlicht und die Mitarbeiter an denselben, Minister und Generale, genannt und gerühmt werden und lautet:

Drum nennet man Berlin mit Recht ein Licht der Erden,
Denn wie der Sternenglanz verdunkelt pflegt zu werden
Durch güldnen Sonnenstrahl, so geht der Schein Berlin
Weit andern Städten vor, den Friedrich dir verliehn.
Das Königliche Schloß, das Gold und Marmor zieret,
So in- als außenwärts, worin sich häufig rühret
Der Diener dicker Schwarm und der Trabanten Schaar
Wogegen viel zu schlecht die Burg Tarpejens war,
Zeigt durch den mächtgen Bau, daß Preußens Macht und Krone
In keinem engen Haus, in keiner Hütten wohne.
Venedig rühmet sonst sein großes Arsenal
Und London seinen Tower, allein man seh' einmal
Auch unser Zeughaus an, das Bodt hat aufgeführet,
Mich dünkt, daß selbigem der Preis allein gebühret.
Das donnernde Geschütz, das blitzende Gewehr
Verkündigt, wenn es schweigt, der Brenn- und Preußen Ehr,
Drum kann Venedig sich nebst London nicht entbrechen
Vor Arsenal und Tower den Ruhm ihm zuzusprechen.
Nächst diesem siehet auch das hochgewölbte Haus,
Das man Arcades nennt, nicht minder trefflich aus;
Wer selbiges durchgeht, die Handelsleute schauet,
Meint etwan, daß Mercur den Tempel hier gebauet,
Man sieht in großer Zahl der fremden Waaren Pracht,
Die Schönheit und Gebrauch beliebt und kostbar macht.
Die Denkmal, welche Du der Nachwelt wirst verlassen,
Die trau ich mir nicht zu in einem Reim zu fassen,
Die Sache ist zu schwer. Dieweil ich alles doch

*) Das Königliche Lob des Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friderichs, Königes in Preußen, u. s. w. So bey Dero Höchst-beglückten Vermählung mit der Durchlauchtigsten Prinzeßin Sophien Loysen, Aus dem Hochfürstlichen Hause Mecklenburg-Schwerin, In allertiefffster Unterthänigkeit mit lateinischen heroischen Versen Glückwünschend besungen und aus selbigen in dergleichen Teutsch übersetzet worden, von Ernst Martin Plauren, Königl. Preußischen Legations-Secretario, Cölln an der Spree, Drucks Ulrich Liebpert, Königl. Preuß. Hof-Buchdr. Anno 1708. 13 Bl. in fol.

Ganz kurz berühren will, so muß das Bildniß noch,
Gegossen von Metall, durch welches Du das Leben
Hast Deinem Vater, Herr, in Liebe wiedergeben
Von mir beschrieben sein. Dies muß selbst Polyclet
Praxitel und Lysipp, der seinen Ruhm erhöht
Durch Alexanders Bild verwundernswürdig nennen.
Wir können beides, Kunst und Liebe, dran erkennen,
Es sticht die Trefflichkeit der Pyramiden ab,
Es kömmet ihm nicht bei Mausolens marmorn Grab.

Minder enthusiastisch, aber immer noch lobrednerisch genug lautet das Urtheil Tolands (1702), dessen Charakteristik des ersten Königspaares schon früher (S. 13 A.) benutzt wurde. Er, der manche europäische Hauptstädte gesehen hatte und zum Vergleich herbeiziehen konnte, schreibt:

„Diese Stadt, welche zwar eben so gar groß nicht, wohl aber überaus schön und nett ist, wird in 2 Haupttheile abgetheilet, wovon der eine, nämlich die alte Stadt, wiederum in drei unterschiedliche Districte und Gegenden, als in Berlin, Cölln und den Werder getheilet wird; in der neuen Stadt aber, welche man nun ebenfalls angefangen hat zu fortificiren, heißt der eine Theil die Friedrichsstadt und der andere die Dorotheenstadt, welche Namen sie von dem letztverstorbenen Kurfürsten und Kurfürstin bekommen haben, dergestalt, daß also die ganze Stadt aus fünf besonderen Abtheilungen und Gegenden besteht, ohne was die Vorstädte betrifft. — Die Straßen darin sind sehr breit, reinlich und besser gepflastert, als man sonst gemeiniglich in Deutschland findet und sind an den meisten Orten der Stadt Bäume und Linden reihenweise gesetzt, welches sowohl zur Lust als zum Nutzen dient. Ingleichen gibt es auch allda hübsche Canäle, welche durch die Abtheilungen der Stadt fließen und mit saubern Aufziehebrücken auf holländische Art belegt sind. Die darin aufgerichteten neuen Häuser sind meistentheils nach der besten Baukunst aufgebaut und gemeiniglich von außen nach der Gassen schön ausgeziert, auch inwendig nicht übel möblirt. Die wenigen alten Häuser aber, so noch stehen, sehen gegen die andern ganz krumm und übel aus und gemahnen mich nicht

anders als wenn man ungestalte Zwerge mit andern wohlgewachsenen und hübschen Menschen vergleichen wollte."

Zur Kritik dieser Lobpreisungen fehlt es nicht ganz an Material. Besonders der eine Punkt, die Nettigkeit und Sauberkeit der Straßen, verhielt sich in Wirklichkeit doch wesentlich anders.*) Theoretisch freilich wurde der Straßenreinigung große Sorgfalt gewidmet. Ein kurfürstliches Edikt (1. Dez. 1700), in welchem der Fürst sein ungnädigstes Mißfallen äußerte, daß trotz „dero vielfältigen Erinnerungen" die Straßen recht schmutzig seien, verordnete, daß Montag und Donnerstag die Stadt oder der Stadttheil Berlin, einige wenige Straßen ausgenommen (Molkenmarkt, Mühlendamm, die Mittwoch und Sonnabend Nachmittag an die Reihe kamen), Dienstag und Freitag Cölln und Werder, Mittwoch und Sonnabend die Dorotheenstadt gereinigt werden sollte. Diese Reinigung sollte überall zu einer bestimmten Zeit stattfinden, eine Stunde nachdem die öffentliche Ansage geschehen war. Der Kehricht müsse auf den Damm gebracht werden, damit derselbe von den „Karrenknechten" bequem abgeholt werden könne; bei trockenem Wetter und im Sommer sollten die Hauswirthe ihren Straßentheil besprengen. In den Zwischentagen durfte keinerlei Unrath auf die Straße gebracht werden. Zuwiderhandelnde, Säumige wurden mit Geldstrafen belegt. Lastwagen sollten in den Höfen halten, damit Verunreinigungen der Straßen vermieden würden. Um den „häßlichen Gestank" abzuschaffen, welcher durch nächtliches Ausgießen der Nachtstühle in die Rinnsteine hervorgerufen wurde, sollte der Inhalt der „Sekreter" von den „darzubestellten Weibern" morgens und abends abgeholt und an dazu angewiesene Oerter — hauptsächlich von den kleinen Spreegäßchen aus in den Fluß — geschafft werden. Die „zwischen den Häusern in den Quergängen" befindlichen „Sekreter" wurden strengstens verboten, Zuwiderhandelnde mit empfindlichen Strafen

*) Das Folgende nach den Akten des Geh. Staatsarchivs.

belegt; Zeugen solcher Uebertretungen durch Belohnungen zu Denunciationen gereizt.

Diese Bestimmungen wurden 1707 erneuert. Mannigfache Magistratsanschläge bezeugen, daß die Verordnungen nicht sorgfältig beobachtet wurden, daß die unangenehmen Mißstände vielmehr immer wieder hervortraten. Als dann die Friedrichsstadt zu den übrigen Städten hinzutrat, wurde eine völlige Neuordnung der Straßenreinigung geplant. Das ganze „Gassenwesen“ sollte an einen Unternehmer verpachtet werden, welcher direct unter dem Gouvernement stehen, seine Leute frei wählen, von dem Könige die Unterhaltungsgelder und manche Freiheiten erhalten sollte.

Eine neue Epoche sucht ihr Dasein geschichtlich zu begründen und dichterisch zu verherrlichen. Darum mußte von den geschichtlichen Versuchen in Vers und Prosa ausführlich die Rede sein, ausführlicher vielleicht als es die Bedeutung mancher dieser Leistungen zu vertragen schien. Um so kürzer mag aber von zwei anderen Vertretern der Gelehrsamkeit und einer populärwissenschaftlichen Zeitschrift gesprochen werden. Von den Männern gehörte der eine den größten Theil seines Lebens Berlin an; die Zeitschrift wurde in Berlin geschrieben und gedruckt. Männer und Zeitschrift wandelten in Leibniz' Bahnen. Jene zeigten ein schwaches Abbild seiner nie völlig erreichten Vielseitigkeit, diese war eine Nachahmung der von ihm gegründeten „Monatlichen Unterredungen.“

Den ersteren dieser Männer, einen seltsamen Gast, beherbergte Berlin nur drei Jahre lang (1704—1707). Er, ein Stürmer und Dränger vor der Sturm- und Drangzeit, wird nicht völlig charakterisirt durch den Spruch:

Das böse Babel fällt, Lutherus reißt das Dach,
Calvin die Mauern ein, den Rest stürzt Dippel nach,

aber seinem hastigen, überstürzenden, den gegebenen Verhältnissen nicht Rechnung tragenden Wesen nach wird er gut gekennzeichnet.

In der Geschichte der Wissenschaft nimmt Joh. Conr. Dippel eine zwiefache Stellung ein, als Sturmvogel der Aufklärungszeit und als Erfinder des „Berliner Blau.“*) Ueber diese Erfindung, an welcher der Erfinder freilich ziemlich unschuldig war, sagt ein neuerer Chemiker**) Folgendes: „Ein Berliner Farbenkünstler Diesbach wollte Florentinerlack bereiten durch Niederschlag eines Absuds von Cochenille mit Alaun und etwas Eisenvitriol durch fixes Alkali und bat Dippel ihm zu diesem Zwecke etwas von dem Kali zu überlassen, über welches Dippel das nach ihm benannte thierische Oel destillirt hatte. Bei Anwendung dieses Alkalis erhielt Diesbach statt des erwarteten rothen Pigments ein blaues. Er theilte diese Beobachtung Dippel mit, welcher einsah, die Bildung der blauen Farbe müsse auf der Einwirkung des gebrauchten Alkalis auf den Eisenvitriol bestehen. Das Berliner Blau ward später in anderen Händen der Ausgangspunkt zahlreicher wichtiger Entdeckungen, so des Blutlaugensalzes, der Blausäure als vieler anderer.“ Die Berliner Akademie, welche 1710 von der neuen Erfindung Notiz nahm,***) nannte den Namen Dippels nicht, rühmte nur die Billigkeit, Gefahrlosigkeit und leichte Herstellbarkeit des neuen Stoffes. Schon bevor Dippel nach Berlin kam, glaubte er eine Tinktur gefunden zu haben, durch welche Silber und Quecksilber in Gold verwandelt werden könnte. Doch nicht darin, obwohl dies Dippel bei den Zeitgenossen das größte Ansehen verlieh, sondern in theologischen Anschauungen beruht Dippels eigenartige Bedeutung. Er ist ein Pietist, der mit den späteren Rationalisten nahe verwandt ist. Er betrachtet die Bibel nicht als *das* Wort Gottes, sondern nur als *ein* Zeugniß, desgleichen jeder Fromme

*) Vgl. bes. W. Bender, J. C. Dippel, der Freigeist aus dem Pietismus. Ein Beitrag z. Entstehungsgesch. d. Aufkärung. Bonn, 1882, woselbst die frühere Lit. — Daß in den Berliner Archiven und Bibliotheken über Dippel nichts zu finden ist, sagt Bender (S. 88, A. 1).

**) Oppenheim in der A. d. B. V. 251.

***) Notitia Caerulei Berolinensis nuper inventi: ganz am Ende der oben erwähnten Miscellanea p. 377.

noch täglich neu erhalten könne. Er hält Christi Rechtfertigungslehre für „Märlein und Comödie der alten Adamstheologie“ und betrachtet für die einzig mögliche Rechtfertigung die, die der Mensch durch sein eigenes Verdienst gewinne. Im Glauben entfernt er sich von allem dogmatischen und betrachtet als seinen Hauptzweck, „durch Verleugnung der irdischen Lüste sich zur Betrachtung und Erlangung der ewigen Dinge fähig zu machen.“ Dadurch war allem Pfaffengezänk der Krieg erklärt und zugleich vollkommener Duldung der Weg gebahnt. Die Idee einer Menschheitsreligion, die praktisch in Nächstenliebe, theoretisch in Anbetung eines höchsten Wesens sich kundgibt, wird von ihm verkündet. Als echter Aufklärer, im stricten Gegensatz zu denen, die das Heil allein im positiven Christenthum erblickten, hält er es nicht für ungereimt, daß auch ein Heide, Türke, Jude die Wahrheit, Gott und den Nächsten zu lieben „mit Sanftmuth annehmen, der Welt und ihren Lüsten absterben und durch Geduld in guten Werken unvergängliches Wesen suchen könne, ob er schon unterdessen nicht weiß, wer in ihm mächtig sei und das, was wir Gnade, Christum und das Licht von oben heißen, Vernunft, Gesetz, Ebenbild Gottes nennet oder demselben einen andern Namen zueignet.“

Durch solche Ansichten entfernte sich Dippel freilich weit von Leibnizischen Gedankenkreisen. Diesen trat näher ein zweiter Gelehrter, der auch mit Leibniz in brieflicher Verbindung stand. Johann Leonhard Frisch*) (1666—1743), seit 1698 in Berlin, zuerst Subrector, dann Conrector, seit 1727 Rector des grauen Klosters. Er war, trotzdem er sich spät entwickelte, ein bedeutender und vielseitiger Gelehrter, der Deutschland, Frankreich und Italien durchreist und sich die mannigfachsten Kenntnisse erworben hatte. Als Lehrer unterrichtete er Mathematik und Physik, leitete die griechische und lateinische Lectüre, als Pädagoge verfaßte er Lehrbücher selbst über die französische Sprache; als

*) Vgl. H. L. Fischers Einleitung zu dem oben erwähnten Schauspiel, Berlin 1890.

Gelehrter entwickelte er eine staunenswerthe Allseitigkeit, daß er sich als „contribuirendes Mitglied“ in alle vier „Departements“ der Berliner Akademie aufnehmen lassen konnte. Denn er verfaßte theologische, philologische, geographische, naturwissenschaftliche Schriften. Seine Verzeichnisse der Vögel und Insecten Deutschlands waren zu ihrer Zeit berühmte Bücher. Derselbe Mann, der je ein großes französisches und griechisches Wörterbuch schrieb, stellte gelehrte Untersuchungen über die slavischen Sprachen an und verfaßte, in Anlehnung an Arbeiten Früherer ein deutsches Wörterbuch, das Jacob Grimm als „das erste gelehrte deutsche Wörterbuch“, ein nicht veraltetes Werk bezeichnet, das mit weiter Umsicht fernliegendes Material benutze, besonnene Wortabtheilungen aufstelle und einen „wahren Schatz von früher unbeachteten und auch später nur aus ihm zu entnehmenden Nachrichten“ enthalte. Und dieser selbe Mann besaß für praktische Erfindungen Verständniß und Geschicklichkeit. Das „Berliner Blau“, das er zwar nicht selbst erfunden, „trieb er“, wie er einmal schrieb, „zu größerer Höhe als der Inventor sie jemals gebracht.“ Er stellte, im Auftrage der Akademie, mit dem Seidenbau in der Umgegend Berlins zahlreiche Versuche an und erzielte damit die besten Erfolge. Er vereinigte in wunderbarer Weise praktische mit wissenschaftlicher Thätigkeit. All dies führte er mit einer so rührenden Schlichtheit, mit einer auf jede äußere Anerkennung verzichtenden Selbstlosigkeit, oft durch Neider gehindert, durch Unverständige um manche Erfolge betrogen, aus, daß er als das Muster eines Gelehrten Ehre und Ruhm verdient.

Das Streben nach Popularisirung des Wissens, das in einzelnen der bisher genannten Werke zum Vorschein kam, tritt namentlich in einem durchaus für die Ungelehrten bestimmten periodischen Unternehmen hervor.

Denn damals begann auch die erste Zeitschrift zu erscheinen.*)

*) Der von Sr. Kön. Maj. in Preußen allergnädigst privilegirten Curieusen Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Praesenten. Erster Jahr-

Der Herausgeber, R. Oelven, Capitain der Kavallerie, widmete sie mit einer französischen Zuschrift dem Hofmarschall v. Wittgenstein. Trotz dieser französischen Einleitung ähnelte das sonst deutsch geschriebene Blatt in manchen Beziehungen den später so verbreiteten deutschen moralischen Zeitschriften. Denn auch dieses wandte sich an die Frauen, adressirte auch einzelne Blätter an Madame, d. h. die Phantasie, behandelte Gewohnheiten und Mißbräuche, die damals im Schwange gingen, trat gegen ausländische Sitten, gegen die Kleiderpracht, das Anstößige und Uebertriebene der Moden auf.

Auch gegen andere üble Gewohnheiten ging der unbekannte Verfasser mit Spott vor. Er polemisirte mit großer Energie gegen den regelmäßigen Genuß von Kaffee und Thee, denen er die schlimmsten Wirkungen zuschrieb und verfertigte eine „Panacea heluonum, oder Beschreibung, Nutz und Gebrauch eines allgemeinen Genuß-Mittels, vor die Schwelger und Debauchanten praeparirt zu finden bey dem Bürstenbinder in der Niemands-Gassen." Als solche empfahl er nämlich eine Magenbürste, eine Elle lang, mit einem Stiel, der so dick wie ein Strohhalm sei, mit welcher 12 Stunden nach der Mittags- oder Abendmahlzeit der Magen gründlichst gereinigt werden sollte und ein aus Aloe, Saffran, Rhabarber, Lerchenschwamm, Zitwer, Myrrhen, Enzian und Theriak bereitetes Elixir, von welchem 40 bis 60 Tropfen nach der ebengenannten Operation genommen werden sollten. „Dieses Elixir nun präserviret 24 Stunden vor

---

gang von MDCCCVIII durch R. Oe. Zum Nutzen und Ergötzen. Berlin in der Dorotheenstadt, Druckts Joh. Wessel. Bei den ersten Monatsheften dagegen heißt es: „Berlin, gedruckt und zu finden bey Joh. Lorentz in der Nagelgasse." — Ein vollständiges Ex. des Jahrg. 1708 in der Bibl. des Grauen Klosters; das Ex. der K. B. enthält nur Jan.–März 1708 (letztern Monat nicht vollst.) und Jan. 1709. Auf diesem Hefte, das als „zweyter Jahrgang der von Sr. Königl. Majest. in Preußen allergnädigst privilegirten" u. s. w. eingeführt wird, befindet sich ein Motto aus Horaz. — Ob mehr von der Zeitschrift erschienen ist, vermag ich nicht anzugeben.

allen Gift und Pestilentz, erhält und bringet ein gut Gedächtniß, schärfet das Gesicht, und stärket alle innerliche und äußerliche Glieder, hält den Leib in steter Offnung und Gesundheit bis an den Termin, den Gott bestimmt." Auch sonst polemisirt er gegen ärztliche Charlatans, die er „medicastri oder henkermäßige Doctoren" nennt, gibt aber selbst in allem Ernst medicinische Vorschriften, die keineswegs von Charlatanerieen frei sind. Er bringt naturwissenschaftliche Mittheilungen z. B. über eine merkwürdige Pomeranze, die in der Oranienburger Orangerie gefunden wurde. Trotz seines Interesses für Medicin und Naturwissenschaften ist er ein Gläubiger: deshalb nennt er Bayle „einen von aller Welt ausgeschrieenen verkehrten Gelehrten", nimmt Partei gegen diejenigen, welche die Erzählungen der Bibel rationalistisch zu deuten suchen, eifert gegen die Prognosticationen und alle die Personen, welche sich einbilden aus Vorzeichen die Zukunft vorherzusagen, besonders gegen einen, den er Isaak Geckenstoff nennt, „weil er nichts anderes als einen Sack voll Stoff oder Staub für die Gecken oder leichtgläubigen und einfältigen Leute gebe." Er ist ein Liebhaber der Geschichte: seltener geht er auf das Mittelalter ein, wie etwa in seiner Untersuchung über die Keuschheit der Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs II., häufiger auf die französische, am liebsten auf die brandenburgische Geschichte. Einmal macht er den Vorschlag zu einer Sammlung von Lobreden auf gekrönte Häupter; poetische Sprüche auf die einzelnen Kurfürsten, Anagramme auf sie und die Ihrigen theilt er gerne mit; besondere Huldigungen bringt er der dritten Gemahlin des Königs Friedrich dar, deren Vermählung gerade in jenem Jahre stattfand. Streift er durch solche Huldigungen das politische Gebiet, so betritt er es noch mehr, indem er ein französisches Gedicht durch eine Parodie beantwortet. Jenes, ein Sonett Maugards, an die Herzöge von Bourgogne und Berry gerichtet, war von ihm so verdeutscht worden:

Kommt, junge Heldenbrut, man hörts, ob ihr schon schweigt,
Daß eure Tapferkeit sich vor den Jahren zeigt;

Kommt, kommt, dort liegt ein Feld mit Lorbeer-Laub gefüllet,
Das durch die Sieger-Faust sich um die Schläfe hüllet,
Wie? Ist es nicht der Feind, der seine Knie hier beugt
Und die gelähmte Faust zu euern Fesseln neigt?
Man sieht, wie Großpappa vor Freuden auf sich schwillet,
Wann seiner Enkel Schwert die frechen Feinde drillet.
Courage! braucht den Arm, der Ludwigs Keile trägt,
Dadurch ihr, wie ein Blitz, der Riesen Heer erlegt
Und ganz in Staub verkehrt das wüthend Ungeheuer
Dort wo die Schelde brennt in vollem Kriegesfeuer.
Sa! ha! Eilt, lauft, setzt nach, nehmt Brabant wieder ein,
Das wird dann ein Product vor Hochstädts Sieger sein.

Auf dasselbe ließ er nun, sich derselben Reime bedienend, ein anderes Gedicht, angeblich „aus dem englischen Wahrsager" folgen, das so lautet:

Ei, Prinzen! thut gemach, viel besser, daß ihr schweigt,
Als daß in Prahlerei ihr so den Hasen zeigt,
Wie vor Compiegne dort der Graben ward gefüllet,
Und Feuer und Geschoß in Confitur gehüllet,
Da sich der Segen so, wie sonst Saucissen beugt,
Und der Champagne-Wein vom Pferd den Reiter neigt:
Compiegne, da nur Mars von Venus aufgeschwillet,
Die Damen zum Conbas, wie Mousquetirer drillet.
Das, das war eine Zeit, die für euch Rosen trägt,
Und statt der Feinde Rumpf, Kapaunen nur zerlegt:
Die Schelb' ist nur für euch, da teutsche Ungeheuer
Aus ihren Rachen spein nur lauter Dampf und Feuer;
Die Lorbeern, die Ihr hofft, ziehn nur bei Helden ein;
Der aus den Schafen fällt, soll für euch Kinder sein.

Indessen beschäftigt sich der Schriftsteller, sobald er der Gegenwart gedenkt, meist mit friedlichen Gegenständen. So macht er einmal, in Nachbildung einer englischen Einrichtung den Vorschlag zu einer Wittwenkasse, des Inhalts, daß sich 2000 Personen, Beamte und Kaufleute aus den vier Marken (Alt-, Mittel-, Neu-, Uckermark) zusammenthun sollen, um vermittels eines Eintrittsgeldes von 20 Thalern und eines jährlichen Beitrages von 1 Thlr. 8 Gr. einer jeden Wittwe eine jährliche Unterstützung von 100 Thalern gewähren zu können. Entrollt er hier Zukunftsträume, die sich für Berlin erst viel

später verwirklichten, so spricht er an anderen Stellen, freilich selten genug, von Berliner Vorkommnissen. Er wendet sich gegen die erst wenige Jahrzehnte vorher in Berlin aufgenommenen Juden, er erzählt ein Geschichtchen aus Ancillons Leben und macht auf eine „Preußische, ja gar (o Wunder!) Berlinische Sappho" Christina Sibylla Müllerin aufmerksam. Er erwähnt eine ihrer Uebersetzungen aus dem Französischen und urtheilt, „daß wir andere poetische Grauschimmel vor diesem hochsteigenden Pegaso in die innersten Schlupflöcher des Parnassi uns wohl werden verkriechen müssen." Zur Bekräftigung seines Urtheils druckt er die folgenden zwei Strophen aus einem Leichengedichte mit, das sie ihrem Vater widmete:

Wie? sprichst Du, kann ein Kind in solchem Trauer-Stand
Bei so geschwindem Fall gebrauchen Sinn und Hand?
Für Waisen schickt sich eh' betrübtes Hände Winden,
Wenn sie der Eltern Haupt vor sich erblassen sehn,
Die Pfeile ihres Glücks auf schwarzer Bahre stehn,
Da findt kein Dichten Raum und auch kein Wörter-Binden ...

Ein Strick, ein kalter Stahl und desperater Tod
War oft der Völker Trost, sie waren ohne Gott,
Dies konnte ihrem Schmerz die beste Endschaft geben.
Hingegen Christen sind hierinnen mehr geübt,
Sie gönnen sanfte Ruh, dem was sie treu geliebt,
Und haben diesen Trost: Die Todten werden leben.

Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Strophen auch von modernen Beurtheilern für so lieblich duftende poetische Blumen gehalten werden. Wie dem auch sein mag, die älteste Berliner Monatsschrift, wenn sie auch weit davon entfernt ist, eine hochbedeutende Erscheinung zu sein, verdient nicht die völlige Vergessenheit, in die sie gefallen ist.*) Wichtiger jedoch als alle diese einzelnen Bemerkungen, Notizen, Kritiken und Gedichte ist eine allgemeine Auseinandersetzung, die der Verfasser gibt (I. S. 58 ff.). Er bittet nämlich Theologen, Naturforscher, Mathematiker um ihre

*) Nur F. Meyer („Der Bär" 1885, Jahrg. XI, Nr. 22) gedenkt ihrer, ohne ihre Bedeutung zu erkennen.

Mitarbeit, wünscht nur, daß sie ihren Beiträgen keine übermäßige Länge geben. Dann fährt er fort: „Wir sagen noch einmal: Heran, ihr meine ehrlichen Landsleute, lasset doch nicht die Miethlinge euch über den Kopf wachsen, welche durch den wahnwitzigen Preis ihrer Wassernüsse uns unsere Kastanien und Lampertianer wollen in Abschlag bringen. Wischet den Schlaf aus den Augen, ihr Männer! auf welche die Welt von 10 Jahren her mit unverwendten Augen gesehen und große Dinge sich versprochen. Schiebet weg den Vorhang, der euch bisher verborgen. Weiset mit der That, daß nunmehr das zweihundertjährige Vaticinium Monarchia Arctoa adveniet, sowohl in der Politik als Literatur, sowohl durch Euch oder sonst durch einen Andern muß erfüllt werden. Aber auch ihr, o Väter und Patronen der Musen, beweiset daß ihr seid diejenigen, davor ihr wollt gehalten sein. Unterdrückt so zu sagen, euer eigen Fleisch und Blut nicht und holt die Weisheit aus fremden betrügerischen Pfützen, die ihr so reich und reinlich in euren eigenen Quellen habt. Verstattet doch nicht, daß fremde mit Ehr- und Geldgeiz eingenommene Nationen als Säue euern Weinberg verwüsten und in das Erbtheil getreuer Patrioten fallen. Bittet, vermahnet, begünstiget und hebt empor die lechzenden Pierinnen, die sonst in der Verachtung entweder stecken bleiben oder nach anderer und wohl gar barbarischer Hülfe werden seufzen müssen." Freilich erscholl der Aufruf ziemlich vergeblich, nur Ancillon erklärte seine Theilnahme und Anerkennung an dem neuen Unternehmen — dafür wurde der Genannte in der Zeitschrift auch mit Lob bedacht —. So geringen Erfolg jedoch der Aufruf hatte, der nationale Gedanke, der in ihm zu Tage tritt und die Idee eines Zusammenschließens der deutschen Schriftsteller zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen ist hoher Beachtung werth.

Fünftes Kapitel.

Blick auf die Entwickelung der Kunst.

Liebhaberei für die Kunst hatte König Friedrich von seinem Vater geerbt.*) Auch jene Vorliebe für die Niederländer, die der große Kurfürst während seines holländischen Aufenthaltes gewann und in seinem ferneren Leben befriedigte, wurde dem Sohne zu theil. Während der Vater von holländischen Kunsthändlern fragwürdige Italiener und allerhand Fälschungen ankaufte, einmal sich gegen Bilder ein Tauschgeschäft mit Bernstein vorschlagen ließ, ein anderes Mal einem Künstler für ein geschenktes Gemälde Reliquien zustellte, der Geldnoth wegen Honorare und Kaufbeträge selbst in kleinen Summen schuldig blieb, ging der Sohn in freierer Weise, mit mehr königlichem Anstande vor. Von den schon für den Vater thätig gewesenen Künstlern behielt er vier bei: Adam de Klerck († 1705), von dem einige Bildnisse erhalten sind, W. F. v. Royen, von 1669 in Potsdam, seit 1698 in Berlin († 1723), den Schöpfer vieler Frucht- und Blumenstücke, Hendrick de Fromantiou (1633—1694), der vor und nach seiner erst 1689 erfolgten Ernennung zum Hofmaler mehr als Aufseher und Restaurator, denn als selbständiger Künstler thätig war, Rütger von Langerfeld († 1695), Maler, z. B. zweier Deckenbilder im Kurfürstenzimmer des Königlichen Schlosses, Architekt, der laut seiner 1678 ertheilten Bestallung

*) Für das Folgende: P. Seidel, Die Beziehungen des Großen Kurfürsten und König Friedrichs I. zur niederländischen Kunst. Jahrb. d. k. preuß. Kunstsammlungen. XI, S. 119—149.

auch zwei Söhne des Kurfürsten, die Prinzen Ludwig und Philipp Wilhelm, „in Reißen und Mathematik“ zu unterrichten gehabt hatte. Aber auch der erste von dem neuen Könige selbst berufene Künstler war ein Holländer, Augustin Terwesten. 1692 kam er als Hofmaler nach Berlin und starb 1711. Er mußte als Hofmaler die Verpflichtung übernehmen, nur für den König zu arbeiten. Ihm, der Verherrlichung des neuen Königthums, sowie einzelnen Gegenständen der Mythologie sind einzelne noch erhaltene Deckengemälde des Berliner und Charlottenburger Schlosses gewidmet. Terwesten wurde der eigentliche Begründer der Kunstakademie, wie noch unten zu zeigen ist. Neben ihm war P. de Coxcie von 1705 bis zu Friedrichs Tode als Historienmaler, Cornelisz Begeyn (1688—1697) in landschaftlichen und geschichtlichen Entwürfen für große Wandteppiche thätig; Michiel Maddersteyh, der 1698 „wegen seiner Kunst in der Malerei, absonderlich in Seebataillen“ zum Hofmaler bestellt wurde, malte und baute Kriegsschiffe.

Auch die Bildhauerkunst war von dem großen Kurfürsten in Dienst genommen worden. Holländische Künstler hatten den Auftrag erhalten, „marmorsteinerne Bilder“ für den Lustgarten und die königlichen Schlösser zu liefern. Einen dieser Aufträge vervollständigte Friedrich I. Bartholomäus Eggers nämlich hatte die Bildsäulen der elf Kurfürsten für Friedrich Wilhelm gemacht; Friedrich fügte eine zwölfte, seine eigene, hinzu und bestellte ferner bei dem damals vermuthlich in Berlin anwesenden Künstler noch vier fernere Bildsäulen, die Caesars, Constantins, Karls des Großen und Kaisers Rudolf, die seitdem zusammen mit den Kurfürstenstatuen im weißen Saale des Schlosses Platz gefunden haben. Für jede der letzten fünf Bildsäulen wurden 700 Thaler bewilligt, außerdem die Transportkosten vergütet; dafür mußten sie im Laufe eines Jahres und zwar lebensgroß, aus bestem italienischem Marmor und so verfertigt sein, „daß solche von Jedermänniglichen, sonderlich denen Kunstverständigen gelobet und sonder tadel befunden werden sollen“.

Eine andere Liebhaberei des großen Kurfürsten wurde gleichfalls von seinem Sohne getheilt, nämlich die für holländische Fayencen. Hatte Jener Pieter Fransen van der Lee 1678 nach Potsdam kommen lassen und die Einrichtung seiner Fayencebäckerei mit Entschiedenheit betrieben, so nahm dieser 1699 den „Porcellandreher“ Cornelius Funck in Schutz, der damals schon sechs Jahre bei einer mißgünstigen Meisterin arbeitete und sich rühmte, der Einzige zu sein, der diese Profession gelernt habe. Der Bittsteller bekam die Erlaubniß, einen Porzellanofen aufzustellen „an einem Ort, da wegen des Feuers dero Residenzien keine Gefahr zu besorgen haben“, und arbeitete eine Anzahl von Fayencen, Tafelaufsätze und dergleichen, die weder in Erfindung noch in Ausführung große Kunst bezeugen. Aber ein praktischer anschlägiger Mann war er, der schon 1712 in Berlin rothes Böttger-Porzellan verfertigte und die sog. holländischen Thonpfeifen, die früher aus Holland eingeführt werden mußten, selbst fabricirte. Er versprach, weißes Porzellan anzufertigen, ließ dem König einen Tafelaufsatz überreichen und erhielt, gemäß seiner Bitte, ein auf 15 Jahre lautendes Monopol für die von ihm herzustellenden Artikel.

In einem Zweige der Kunst oder besser des Kunstgewerbes waren jedoch statt der Holländer die Franzosen thätig. Bei der Aufnahme der Hugenotten durch den großen Kurfürsten nämlich waren auch französische Teppichweber*) nach Berlin gekommen; die Colonieliste von 1699 zählt deren 15 auf. Der bedeutendste unter diesen war Pierre Mercier d. J., der am 7. Nov. 1686 zum „Tapetenwürker“ ernannt wurde. Eine jährliche Bezahlung von 2400 Thalern wurde ihm ausgesetzt, die bis 1697 regelmäßig entrichtet wurde. Dafür verpflichtete er sich, im Laufe eines Jahres 770 Ellen zu liefern, — der von ihm dafür geforderte höhere Preis erklärt sich dadurch, daß er das Material in Anrechnung brachte, während dieses (Seide, Wolle, Silber,

*) In diesem Abschnitt folge ich ganz den Ausführungen von P. Seidel, Jahrb. d. preuß. Kunstsammlungen. XII, 137 ff.

Gold) ihm von dem Auftraggeber in natura gegeben wurde. Den in Teppichen darzustellenden Gegenstand bildeten die Kriegsthaten des großen Kurfürsten. Der Besteller sah nicht mehr die Vollendung seines Auftrags. Sein Nachfolger jedoch interessirte sich nicht minder für die Bestellung und gab auf Wunsch des Künstlers (9. Febr. 1699) den Befehl, das von jenem bisher Geleistete zu prüfen. Auf Grund dieser Prüfung wurde ein neuer Contract mit ihm gemacht, nach welchem Mercier eine Pauschalsumme zur Ausgleichung seiner ziemlich hohen Geldforderung erhielt, ferner eine jährliche Pension von 1200 Thalern, die ihm auf die gelieferte Arbeit angerechnet wurde; die Preise für die Teppiche, zu denen er sich die Materialien selbst beschaffen mußte, wurden je nach der Feinheit der Arbeit festgesetzt. Sehr bald nach dem Tode des Königs ging Mercier, wie die meisten Ueberlebenden aus der Künstlerschar, nach Dresden, wo er unter viel glänzenderen Bedingungen bis zu seinem Tode (22. Juni 1729) wirkte. Von Merciers damals ungemein geschätzten Werken, die auch heute den beneidenswerthen Schmuck manches Palastes bilden würden, ist verhältnißmäßig wenig erhalten, da viele von ihnen wohl zu den 110 Wandteppichen gehörten, die 1789 und 1793 im Hofe des Berliner Schlosses zu Spottpreisen verauctionirt wurden. Zu den Künstlern, die dem Genannten Vorlagen lieferten, gehörte J. Fr. Casteels und die früher schon erwähnten Langerfeld und Begeyn. Nach dem Tode dieser (sie starben alle zwischen 1695 und 1699) übernahm J. Fr. Wenzel, ein Berliner, geb. 1670, in Braunschweig gebildet, das Amt. Er war ein vielseitiger Künstler, der mehrfach bei den Schloßbauten verwendet wurde und Zeichnungen zu den großen Kupferstichwerken machte. Er schuf auch die Vorlagen für vier große Teppiche, die dazu bestimmt waren, das junge Königthum zu verherrlichen. Sie stellten Geburt und Krönung des Königs, Salbung der Königin, Stiftung des Ordens vom Schwarzen Adler dar, sind aber leider, wie die Teppiche selbst verschollen.

Zu der Kunstthätigkeit jener Zeit ist auch die Ausstattung der Bücher zu rechnen. Schon mehrfach ist im Verlaufe dieser Darstellung auf die Prachtwerke hingewiesen worden, durch welche Friedrich I. die wichtigeren Ereignisse seiner Regierung verherrlichen ließ. So prächtig wie damals wurde vielleicht nie wieder in Berlin gedruckt. Nicht immer verband sich freilich wahrhaft künstlerische Darstellung mit Prachtaufwand. Aber ein Werk wie Bessers preußische Krönungsgeschichte — die zweite Ausgabe von 1712*) — ist eine Leistung, in welcher außer typographischer Meisterschaft doch auch die Kunst ein Wort mitredet. Unter den Künstlern, welche an Herstellung der Bilder betheiligt waren, ist in erster Linie Samuel Blesendorf (gestorben 1706, Sohn des in den oben S. 16 ff. angeführten Gedichten Beklagten) zu nennen, welcher die Leitung des Ganzen unter sich hatte. Der Stecher des Werkes ist Joh. Georg Wolfgang; die Bilder des Königs rühren von J. Fr. Wenzel, dem schon genannten Miniaturmaler, das der Königin von Romanon her, einem der Emigranten, der sich auch sonst durch seine Copieen und Porträts einen Namen machte. Alle mitgetheilten Bilder beziehen sich, wie dies in der Natur der Sache lag, auf Königsberger Vorgänge und Persönlichkeiten. Gewiß sind einzelne dieser Darstellungen recht kindlich und die meisten ganz conventionell; doch ragen aus der Masse der verfehlten einzelne wohlgelungene hervor. Namentlich sind mit Anerkennung die beiden letzten zu nennen, deren eine die Auswerfung der Münzen und die Preisgebung des Tuches, deren andere die Ueberlieferung des gebratenen Ochsen und der beiden theils rothen, theils weißen Wein darbietenden Adler an die Volksmenge enthält. Bei ihnen sind einzelne Scenen ungemein reizvoll und lebensprühend: z. B. die Frauen, welche mit ihren Zähnen das Tuch ergreifen und fortreißen; die Jungen, welche sich auf die Erde werfen, um die Münzen aufzufangen; alle diejenigen Personen, die,

*) Der ausführliche Titel im Göritzschen Cataloge I, 359.

nahe an den Ochsen herangedrängt, das leidenschaftliche Verlangen zum Ausdruck bringen, ein saftiges Stück des Festbratens zu erhalten.

Unter den Einrichtungen, die Friedrich aus der Erbschaft seines Vaters übernommen hatte und pietätvoll ausgestaltete, verdient der Berliner Lustgarten eine besondere Erwähnung. Er hatte zu jener Zeit ein anderes Aussehen und einen anderen Umfang als heute. Er umfaßte das ganze Gebiet der von der Spree und ihrem Canal gebildeten Insel vom Schlosse an nordwärts bis zu der lang auslaufenden Spitze, über welche die Stadtbahn führt.*) Er war seit seiner Gründung im Jahre 1573 ein Zier- und Nutzgarten, mit einem Lusthaus, manchen Alleen und verschiedenen Statuen. Sein wahrhafter Begründer war der große Kurfürst, der in J. S. Elsholtz den kundigen Rathgeber zur wissenschaftlichen Behandlung und Ausnutzung des Gartens gefunden hatte. Er hatte auch sein eigenes Standbild, das erste öffentliche Standbild Berlins, daselbst aufstellen lassen (1652). Während Friedrich sonst das von seinem großen Vater Begonnene ausführte, begnügte er sich in diesem Falle, das Angefangene in der Gestalt, die es bereits erlangt hatte, bestehen zu lassen. Weder die Fülle der Pflanzen noch der vorhandene Reichthum an Bildsäulen wurde unter König Friedrich vermehrt. Im Gegentheil ging der obere Theil des Lustgartens ein, der zum Schloßbau gebraucht wurde. Der untere sehr nasse Theil wurde erhöht. Die Wasserkünste wurden durch den Grottenmeister Johann Damnitz verbessert, die hölzernen Röhren durch neue, freilich aus demselben Material gefertigte, ersetzt. Der hauptsächliche Grund, weshalb König Friedrich wenig für den Lustgarten that, bestand wohl darin, daß während seiner Lebenszeit der holländische Geschmack, der zur Zeit des großen Kurfürsten der alleinherrschende gewesen war, durch den französischen ersetzt wurde. Trotzdem besaß der König die Pietät, an dem

*) P. Seidel, Der Lustgarten am Schlosse in Berlin bis zu seiner Auflösung im Jahre 1715. Forsch. zur brand.-preuß. Gesch. III, 89–124.

überkommenen Zustand nicht zu rühren. Er hatte die Klugheit und Güte, das, was vom Vater stammte, selbst dann nicht anzutasten, wenn es seinen Ansichten nicht entsprach; Friedrich Wilhelm I., dem Gleichmäßigkeit über Schönheit ging und dem das Nützlichkeitsprincip Leben und Thaten bestimmte, rasirte den Lustgarten und verwandelte ihn zum Exercierplatz. Die Leute, so berichtet Faßmann, hätten gemeint, es sei ewig schade darum, den Garten wegzuschaffen; er aber sage, der Paradeplatz mit den vier in die Erde gemauerten schnurgeraden Linien „gebe ein Zeugniß von dem ungemeinen Gout Seiner Majestät". Pflanzen und Statuen kamen nach Charlottenburg; auch dies Plätzchen, wo Schönheit und Lust geherrscht hatte, verfiel der allgemeinen Nüchternheit.

Der Sammeleifer des Fürsten erstreckte sich auch auf die Münzen. Sein Rathgeber in dieser Richtung war Lorenz Beger (1653—1705, seit 1685 in Berlin).*) Am brandenburgischen Hofe, wohin er die pfälzischen Sammlungen gebracht hatte, und wo er diesen, den schon früher in Berlin befindlichen und den neuerworbenen, namentlich griechischen Münzen vorstand, hatte er nicht nöthig, wie ehemals in Heidelberg, den Verirrungen des Fürsten als Vertheidiger zu dienen, sondern lebte nur seinem Berufe. Er veröffentlichte in seiner dortigen Stellung zuerst als Rath und Bibliothekar, dann als Oberaufseher der „Kunst- und Raritätenkammer" den Thesaurus Brandenburgicus selectus (1696. 1698. 1701) in drei Folianten, eine Beschreibung aller in Berlin vereinigten Münzen, eine Publication, welche neuerdings ein Forscher „das schönste derartige Werk, das bis tief in unser Jahrhundert hinein in Berlin herausgekommen ist", genannt hat. Das Verdienst des Werkes besteht wesentlich in der fleißigen Zusammenstellung und in der scharfsinnigen Combination, weniger in der kritischen Erforschung und genauen

*) Vgl. A. D. B. II, 271 fg.; J. Friedlaender, in der Festschrift der Königl. Museen, Berlin 1880; G. Hirschfeld: Preußen und die Antike Nord und Süd, Bd. 48 S. 297—321.

Bestimmung der Einzelheiten. Beger schadete sich besonders dadurch, daß er, um die Bände zu füllen, viel Außenstehendes aufnahm, das mit dem eigentlichen Gegenstande seines Werkes nichts zu thun hatte, daß er über einen so eminent fachmännischen Stoff auch für Nichtfachmänner zu schreiben und letztere ebenso zu unterhalten wie zu belehren suchte, und daß er seinen Mangel an archäologischer Kritik durch breite Deklamationen zu verdecken suchte. Er war ein sehr fleißiger Mann, der bis zu seinem Tode durch zahlreiche Programme und Einzelarbeiten Ueberbleibsel des Alterthums zu erklären und streitige Fragen der alten Geschichte aufzuhellen bemüht war. Wie alle Gelehrten, die mit König Friedrich irgendwie in Berührung standen, rühmte auch Beger den Fürsten. Er begnügte sich nicht damit, seinen Sammeleifer zu preisen, sondern erhob auch sein Kunstverständniß, seine Lust, das Ausländische herbeizuziehen, und sein Bemühen, das Echte von dem Unechten zu unterscheiden. Nicht unerwähnt soll der Eifer bleiben, mit welchem Beger gerade das Brandenburgische in den Vordergrund stellte. Niemals vergaß er anzugeben — selbst nicht bei Titeln kleiner Schriften — daß das Werk, von dem er handelte, mochten es nun Münzen, Statuen, Handschriften sein, aus den brandenburgischen Schätzen entnommen sei. Während auf den Titeln seiner ersten Berliner Publikationen Colonia Brandenburgica oder Marchica als Druckort angegeben ist, erscheint seit 1704 Berolinum. Ja, dieser Eifer für Berlin geht einmal so weit, dem Forscher dichterischen Schwung zu verleihen. In seinem großen Werke, wo der Saal des Schlosses abgebildet ist, in welchem die Sammlung ihre Aufstellung gefunden hat, braucht der Verfasser, nach Absolvirung der antiken, vor der Durchnahme der neueren Münzen folgende Verse:

Hactenus antiquos lustravimus artis honores
Quas Romae splendor, quas ardens Graecia Gazas
Inter Brennonici jactat penetralia Coeli.
Nunc nostris propiora annis (nam non minor horum
Copia se tollit) simili tentabimus ausu.

Wie für die Gelehrten die Societät der Wissenschaften, so war für die Künstler eine Akademie der Künste gegründet worden.*) Auch bei ihrer Errichtung herrschte derselbe ernste Geist, derselbe Eifer, echtes Streben hervorzurufen und das vorhandene in die richtigen Wege zu leiten. Auch die Zeit der Errichtung war beinahe dieselbe. Nur fehlte hier eine treibende Kraft, wie die Leibnizens in der wissenschaftlichen Societät. Auch die Art der Entstehung war eine andere. Während Leibniz aus dem Nichts ein Etwas schuf, das bestimmt war, eine geistige Macht zu werden, knüpfte die Kunstakademie an einen bestehenden Verein an, der von Augustin Terwesten 1694 dem damaligen Kurfürsten zur Grundlage einer Akademie empfohlen wurde. Nicht davon war die Rede, daß diese Akademie Einzelnen einen Ruheposten gewähren oder Belohnung für geleistete Dienste bezeichnen sollte, sondern davon, daß die neue Anstalt eine wirkliche Pflanzstätte echter Kunstübung werden sollte. Auch das nationale Moment, das, wie oben (S. 6 und 112 fg.) gezeigt, bei der Begründung der Societät gleichermaßen mitthätig gewesen war, spielte dabei seine Rolle: man wollte gleichsam im Lande produciren, was man bisher vergeblich auswärts gesucht hatte. In einem damals geschriebenen Aufsatze heißt es: „Man ist zwar an diesem Hofe jederzeit beflissen geweßt, auß Holland und Frankreich einige berühmte in der Mahlkunst an sich zu ziehen, ingleichen auß hiesigen Landen nach Frankreich und Italien, um die Kunst rechtschaffen zu begreifen, reisen zu

*) Für die Geschichte der Akademie: C. Levezow, Gesch. der königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin aus gedruckten und archivalischen Nachrichten entworfen. Stettin u. Lpz. 1808. — Einleitung zu dem Verzeichniß der Berliner Ausstellung 1814. — S. Hist. Geneal. Kal. 1822 S. 96—102. — C. Seidel, Die schönen Künste zu Berlin im J. 1828. Einleitung (hauptsächlich über die Architekten). — Von ihnen und den übrigen Künstlern handelt Nicolai, Beschreibung, 2. Bd. 4. Anhang „Nachrichten von Künstlern, die ehemals zu Berlin gewesen und deren Werke daselbst noch zum Theil vorhanden sind". Ueber die Zeit Friedrichs I., S. 47—86.

lassen; der Ausschlag aber hat jedes Mal erwiesen, daß die um sich in der Kunst zu perfektioniren ausreisen, gar nicht oder doch nicht nach Verhoffen wieder gekommen, oder diese und die angenommenen nachmals mehr in der Kunst ab- als zugenommen, und also niehmals kein rechter Kunst-Director erhalten worden. Mithin haben diese unterschiedliche Art von Künstlern nach dem gemeinen schlimmen Weltgebrauch allerhand Eigennutz und Reputations-Streit unter sich angefangen, oder sich sonsten nachlässig in ihrem Dienst erzeigt. Dergestalten daß Ihro C. D. Friedrich der Dritte, unser gegenwärtiger, gnädigster Churfürst und Herr, nach großmüthigster Kunstliebe sich auch gnädigst entschlossen, eine Akademie nach dem Modell der französischen und römischen wohlgeordneten Mal- Bild- und Baukunst-Akademie in Ihrer Residenz Berlin zu bestellen."

Nach diesen Grundsätzen wurde, nachdem längere Verhandlungen vorangegangen waren, die Akademie begründet. Sie wurde, nachdem der Stiftungsbrief am 20. März 1699 vollzogen war, am 1. Juli eröffnet. Tausend Thaler wurden ihr jährlich für ihre Bedürfnisse außer den Besoldungen angewiesen, sechs Zimmer, das obere Stockwerk des Marstalls ihr eingeräumt. An der Spitze der Akademie, welche für Malerei, Bildhauerkunst und Architektur bestimmt war, stand ein Protektor, als welcher zuerst Eberh. v. Danckelmann in Aussicht genommen war; unter ihm ein Director, der, nachdem Danckelmanns Günstling, der Miniaturmaler Werner, der sich in den Posten eines ständigen Directors einzudrängen gesucht hatte, gleich seinem Beschützer gefallen war, alljährlich aus den vier Rectoren gewählt werden sollte. Jeder Rector hatte seinen Adjuncten, daneben gab es noch zwei außerordentliche Adjuncten und einen Secretär. Der erste Protector war Kolbe von Wartenberg; der erste Director, wie billig, A. Terwesten, weil von ihm die Idee der ganzen Anstalt ausgegangen war; sein Nachfolger Schlüter, der als unbestritten größter Künstler nach dem Stifter den ihm gebührenden Platz einnahm.

Die Akademie hatte das Recht, Künstler und Kunstliebhaber in ihren Kreis aufzunehmen. Sie konnte Preisaufgaben stellen und machte seit 1701 vielfach von dem ihr zustehenden Rechte Gebrauch. Der Rath des Directors sollte in Kunstsachen gehört, aus den Mitgliedern der Akademie sollten die Hofkünstler genommen werden. Der Akademie war das Privilegium ertheilt, durch ihr Patent akademische Künstler zu ernennen, die ihre Thätigkeit ohne Einreden der Zünfte zu treiben berechtigt waren.

Diesen Rechten standen mannigfache Pflichten gegenüber. Außer der selbstverständlichen eifrig fortzusetzenden Kunstübung der einzelnen Mitglieder bestanden ihre Obliegenheiten in erster Linie in Verbreitung dieser Kunst. Zu dem Ende wurden Zeichenklassen eingerichtet. Diese hatten einen so erwünschten Fortgang, daß außer den alsbald hergestellten drei Klassen eine vierte eingerichtet werden mußte, um die inländischen, ja sogar die ausländischen Schüler unterzubringen. Wenn von den Letzteren einige, nachdem sie ausgelernt hatten, im Lande blieben, so bewiesen sie dadurch gewiß auch ihre Zufriedenheit mit der neuen Heimath. Von den Schülern zeichneten sich einzelne bald dermaßen aus, daß sie mit Prämien begabt werden konnten. Eine fernere Pflicht bestand in dem jede drei Monate stattfindenden öffentlichen Censiren eines Gemäldes aus der Galerie und Veröffentlichung der Kritik, die zur Belehrung der kunstbeflissenen Jünger dienen sollte. War diese Bestimmung, wenn sie wirklich durchgeführt wurde, wovon ein Zeugniß nicht bekannt ist, wenig wirksam, so trug eine andere zur Belebung künstlerischen Sinnes viel bei. Es ist die Einrichtung von Vorlesungen (Collegia publica), seit 1706, welche, zumeist in halbjährlichen Cursen, über Anatomie, Perspective, Civilbaukunst, Geometrie gehalten wurden. Sie waren mit praktischen Uebungen, gelegentlich auch mit Lectüre einzelner Schriftsteller, welche diese Materie abgehandelt hatten, verknüpft. Gerade dieser Theil des Programms erlangte später eine weitere Ausdehnung, indem Archäologie und Kunstgeschichte in den Kreis

dieser Vorlesungen hineingezogen wurden. Auch in dieser Beschränkung jedoch waren diese Vorlesungen von guter Wirkung. Sie gaben den Kunstjüngern die theoretische Grundlage und waren namentlich denen, die mit rein technischer Begabung, ohne wissenschaftliche Bildung zur Akademie kamen, von wesentlichster Förderung. Aber sie waren auch in allgemeiner Hinsicht von großem Nutzen. Wenn sie vielleicht auch nicht, obwohl der Name: Collegia publica dies anzudeuten scheint, den der Akademie Fernstehenden zugänglich waren, so begründeten sie das Vorlesungswesen und machten Berlin, lange bevor es Universitätsstadt wurde, zu einer akademischen Stadt. Außer dieser Verbindung mit der Wissenschaft wurde auch eine Annäherung an das Handwerk versucht; das Kunstgewerbe sollte durch künstlerische Vorlagen und Entwürfe gefördert werden, die theilweise von den ersten Künstlern z. B. Schlüter herrührten. Eine solche Erweiterung des Programms fand ihren Ausdruck in dem Namen der Anstalt, „Königliche Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften", der seit dem Jahre 1706 gebraucht wurde. Mustert man das Mitgliederverzeichniß der Akademie und die Namen der damaligen Berliner Künstler überhaupt, so erstaunt man über den internationalen Charakter der ganzen Schar. Die aus Berlin und Umgegend Stammenden bilden die Minorität. Außer Nord- und Süddeutschen finden sich Holländer und Franzosen (nicht bloß etwa Emigrirte, sondern wirklich aus Frankreich Berufene), Polen und Schweden. Gerade ein solcher Zusammenfluß der Nationen mußte, wie er ein schönes Zeugniß für die Vorurtheilslosigkeit der Berufenden ist, in seiner Wirkung auf die Kunstübung äußerst förderlich sein.

Schon in diesen Darlegungen wurde gelegentlich der Name eines Mannes genannt, der für das Aufkommen der Kunst in Berlin dasselbe bedeutet, was Leibniz für die Wissenschaft: Andreas Schlüter.*) Im Jahre 1694 trat der damals dreißig-

*) Ueber Schlüter vgl. hauptsächlich das Werk von Cornelius Gurlitt, Berlin 1891, dem ich im Texte gefolgt bin. Von der älteren Litteratur ist K. L. v. Klöden, Berlin 1855 und R. Dohme, Lpz. 1878 (Kunst und Künstler Bd. II.) zu erwähnen. Zu vgl. ist sonst R. Woltmann, Baugeschichte Berlins, Berl. 1872. Dohme, das königliche Schloß in Berlin, eine baugeschichtliche Studie, Lpz. 1876 mit dem von demf. Verf. herrührenden Bilderwerke. — Ueber den Sarkophag Friedrich I. s. unten 2. Buch 3 Kap.

jährige Künstler aus polnischen Diensten in den brandenburgischen Dienst über. Mit einem Gehalt von 1200 Thalern sollte er als Bildhauer und als Lehrer an der zu begründenden Akademie thätig sein. 1695 wurde er als einer ihrer Directoren in Aussicht genommen. 1696 ging er in kurfürstlichem Auftrag nach Italien, 1699 wurde er Schloßbaudirector. Er war der erste wahrhafte Künstler, der seinen Sitz in Berlin nahm. Vor ihm und mit ihm gleichzeitig waren außer den schon erwähnten Holländern, zwei italienische Bildhauer, Giovanni Maria und Francesco Baratta thätig, welche für Schloß und Dom italienische Vorlagen und römische Anschauungen verwendeten. Für das Zeughaus lag seit etwa 1670 ein Plan des Franzosen François Blondel vor, dessen Landsleute von den damaligen theoretischen Schriftstellern als die wahrhaften Meister betrachtet und am Hofe der Königin den Vertretern aller anderen Nationen vorgezogen wurden. Doch gab es auch einzelne deutsche, besonders süddeutsche, Bildhauer wie Weyhenmeyer und Däbeler, tüchtige Manieristen, welche theilweise nach italienischen Vorbildern arbeiteten und als Stukkatoren thätig waren.

Schlüter's Gesammtthätigkeit, die man erst in neuester Zeit kritisch zu scheiden angefangen hat, kann hier nicht im Einzelnen dargelegt werden. Daher muß es genügen, auf zwei große Bauten, die 1889 abgebrochene „alte Post" und auf das erst jetzt nach seinem vollen Werth gewürdigte Kamekesche Gartenhaus (Royal-York-Loge in der Dorotheenstraße) kurz hinzuweisen und nur bei je zwei bildnerischen und architektonischen Arbeiten zu verweilen.

Die ersteren sind die Statuen Friedrichs III. und des

großen Kurfürsten. Jene, die jetzt in Königsberg steht, ursprünglich als Krönung eines von J. de Bodt entworfenen Triumphbogens gedacht, bekundet wohl ein „sicheres Erfassen der Natur," legt aber doch Zeugniß davon ab, daß der Künstler bei diesem Werke unter einem gewissen Zwange stand und seine volle Kraft nicht entfalten konnte, da die Aufgabe seinem Genius nicht recht entsprach.

Ganz anders war es mit der schon oben S. 5 und 155 erwähnten Statue des großen Kurfürsten, die auf einer erst kurz vorher durch Nehring und den französischen Ingenieur Cayart gebauten Brücke errichtet wurde. Die Statue verschaffte fast gleichen Ruhm dem Bildhauer wie dem Gießer Joh. Jacobi, der in dieser Eigenschaft schon bei der Bildsäule Friedrichs III. thätig gewesen war, einem Deutschen, der seine Ausbildung in Paris genossen hatte und der schon als halber Ausländer in Berlin leichtere Ehren erwarb. Bei der Bewältigung dieser Aufgabe entfaltete Schlüter seine große eigenartige Kraft, obwohl er sich in der Gestaltung des Werkes an den damals in Paris und in den Niederlanden üblichen Geschmack anschloß. Reiter und Pferd, denn nur von ihnen kann die Rede sein, nicht aber von den gefesselten Sklaven, die vielleicht nach einer Schlüter'schen Idee von Anderen ausgeführt sind, erscheinen auf diesem Denkmal von gleicher Wucht: ein gewaltiger Mann auf einem königlichen Thier. Nirgends zeigt sich in diesem unvergleichlichen Werke etwas zur Schau Getragenes, Posirendes; durchaus naturwahr und lebendig erscheint der machtvolle Herrscher und starke Kriegsheld; wie ausruhend in seinem Siegeslaufe und doch jeden Augenblick bereit, zu neuen Triumphen den Weg zu nehmen.

Spricht in diesem Denkmal Alles Leben, so gemahnt der bedeutsame Antheil Schlüter's am Berliner Zeughause an den Tod. Denn nicht das Architektonische daran ist sein Werk. Dies war nach Blondelschen Entwürfen von Nehring und Grüneberg gefertigt. Als Schlüter die Oberleitung übernahm, war der Rohbau fertig. Nur die Ausgestaltung des von Anderen Errichteten ist sein Werk; Einzelnes, das er beabsichtigte und ausführte, z. B. eine auf dem Bau stehende Attika, wurde von seinem Nachfolger J. de Bodt wieder zerstört. Nicht also in dem Architektonischen, sondern in dem bildnerischen Schmucke besteht Schlüters Mitarbeit: in den Helmen nach italienischen Vorbildern, den Meerweibern, Medusenhäuptern, besonders in den Köpfen sterbender Krieger. Diese Arbeiten, vornehmlich die letztgenannten, vertragen durchaus keinen Vergleich mit irgendwelchem zeitgeschichtlichen Werke, sowenig wie Leibniz' grundlegende philosophische Arbeiten zusammengestellt werden können mit Artikeln einer philosophirenden Monatsschrift: es sind mannigfaltige, trotz des gleichen Gegenstandes immer neue Darstellungen des Todes von erschütternder Wahrheit, ohne Schönfärberei, ohne Versöhnung, von unbedingter Naturtreue, die nach Jahrhunderten noch den Beschauer aufs Tiefste ergreift und förmlich erschauern macht.

Wieder in das Leben hinein führt Schlüters Arbeit am Berliner Schloß. Der Plan zu der an diesem 1697 oder 1698 beginnenden allgemeinen Thätigkeit, stammt nach dem Urtheile des neuesten Kritikers, schon wegen der dazu benutzten römischen Vorlagen nicht von Schlüter her. Wohl aber war dieser an der Ausführung der alten italienischen Pläne beschäftigt; einzelnes Neue wie das große Portal nach dem Schloßplatze rührte von ihm her. In seinen diesbezüglichen Arbeiten wurde er durch den Widerspruch der Bauhandwerker, Künstler und Baumeister gehemmt, ein Widerspruch, der mitunter durch den Neid dictirt war, zum Theil seinen Grund in der Meinung der Gegner hatte, daß Schlüter ein großer Bildhauer, aber ein unbewährter Architekt sei. Wirklich besteht Schlüters hervorragende Antheilnahme in der innern dekorativen Arbeit, nicht in dem eigentlich Architektonischen. Wenn auch in Bezug auf Ersteres nicht Alles, was ihm zugeschrieben wird, wirklich von ihm herrührt, so ist doch die Ausschmückung der alten Kapelle und der oberen Säle, vor Allem des Rittersaals, sein Werk.

Schlüters ganz selbständige bauliche Thätigkeit war der s. g. Münzthurm und gerade diese Arbeit wurde für ihn verhängnißvoll. Zu diesem Thurm, der die Behälter für die Wasserkünste des Lustgartens tragen und mit einem holländischen Glockenspiel gekrönt werden sollte, machte Schlüter einen Entwurf und führte ihn aus. Schon 1703 zeigte der Bau bedenkliche Risse. Neue Versuche wurden unternommen, um den entstandenen Schwierigkeiten zu begegnen und den Thurm für seine Bestimmung geeignet zu machen. Schon 1706 drückte Schlüter die Hoffnung aus, seinem Bau das Glockenspiel aufsetzen zu können. Aber als er diese Hoffnung aussprach, wußte er wohl, daß er sich und Andere täuschte. Die Versuche, die früher bestandenen Risse zu beseitigen, waren fehlgeschlagen; neue stärkere Risse im Mauerwerk hatten sich gezeigt. Eine Untersuchungskommission wurde eingesetzt, die zu dem auch von Schlüter vorausgesehenen Resultate kam, daß der Thurm abgebrochen werden müßte.

So zeigt sich am Ende der Berliner Laufbahn des großen Künstlers ein trauriger Niedergang. Schlüter verschwindet aus der Reihe der Berliner Künstler, um erst sechs Jahre später in Petersburg wieder aufzutauchen und bald ganz unterzugehen. An seine Stelle in der Oberbauleitung des Schlosses trat am 28. Jan. 1707 J. Fr. Eosander aus Riga, der von einem Verwandten später den Beinamen „von Goethe“ annahm. Er war ursprünglich Soldat und Hofmann, kein sinnender Künstler, der nach bestimmten unverrückbaren Grundsätzen arbeitete, sondern ein gewandter Mensch, der, dem Aeußerlichen ergeben, sich den Bedürfnissen und Anforderungen des Augenblicks anzubequemen wußte. Im Gegensatze zu dem Gewaltigen, Wuchtigen, das Schlüter liebte, zog er Zierliches und Anmuthiges vor. Sein Können bewährte er bei der Schöpfung des Charlottenburger Gartens, bei der Erweiterung des dortigen Schlosses, dessen Herrin er mit der ganzen Unterwürfigkeit zu huldigen wußte, die ihr wohlgefiel. Schlüters Concurrent war er, seit dessen

Einzug in Berlin; der Entscheidungskampf begann 1703. Er endete mit Eosanders Sieg, nicht ohne Schlüters Schuld. Doch auch der Sieger konnte sich nicht allzulange seines Triumphes freuen; mit des Königs Tode war auch seine Herrlichkeit zu Ende. Beider Gegner Ende war traurig: sie gingen unter, nachdem sie ihrer großen Aufgaben und Pläne vergessen hatten und ihre Kraft in Nichtigkeiten erschöpften.

Wie Mitwelt und Geschick, so wurde beiden Gegnern auch die Nachwelt nicht völlig gerecht. Eosander gerieth in Nichtachtung, die seine vielseitige Gewandtheit und sein hübsches Talent nicht verdienen. Auch Schlüters Andenken war mannigfachen Schwankungen unterworfen. Das unmittelbar folgende Geschlecht verachtete ihn als einen Nichtskönner; die späteren glorificirten ihn dermaßen, daß sie die gleichzeitigen Künstler als Stümper und die Nebenbuhler als kleinliche unwürdige Feinde betrachteten. Erst die neueste Zeit wies ihm die richtige Stellung an. Neben Sophie Charlotte, die Berlins geistiges Leben schuf, neben dem König, der zu diesem Guten den Glanz und den Schimmer fügte, neben Leibniz, der die Grundlagen des wissenschaftlichen Lebens errichtete, steht Schlüter ebenbürtig da als Schöpfer von Kunstwerken, die das frohe Selbstbewußtsein und Kraftgefühl einer ihrer Entwicklung sich innewerdenden Zeit sieghaft ausdrücken.

Zweites Buch.

Die eiserne Zeit.

(1713—1740.)

Sechstes Kapitel.

Der neue Herr.

Selten hat ein Fürst seinem Staate, seiner Residenzstadt, in der er, ganz im Gegensatze zu seinem Nachfolger, fast dauernd lebte, so sehr den Stempel seines Wesens aufgedrückt, wie Friedrich Wilhelm I. In der Regierungszeit seines Vaters, wenigstens während eines Theils derselben, stand dem Willen des Monarchen ein mindestens eben so starker der Herrscherin ebenbürtig gegenüber. Friedrich II., so mächtige Anregung er seiner Zeit gab, hatte die Qual und die traurigen Folgen der Knechtung zu sehr am eigenen Geist und Körper gespürt, um in den Fehler zu verfallen, unter welchem er geseufzt, ließ daher einen Jeden nach seiner Art gewähren. Er hatte keinen unmittelbaren Antheil daran, wenn Viele, aus Devotion oder aus eifriger Gesinnung sich nach seinem Beispiele richteten. Nur Friedrich Wilhelm I. wollte wie den Staat, so die Stadt nach seinem Willen gestalten. Er kannte keine Freiheit und Selbständigkeit der Geister. Wie die langen Kerls, seine Potsdamer Grenadiere, auf welche er besonders stolz war, hübsch in die Augen fielen und maschinenmäßig auf ein Tempo ihre Bewegungen machten, so sollte die Stadt werden, lang, breit, dem Blick imponirend, einförmig, behäbig, anständig. Hier mußte gebaut werden, aber nach einer Schnur; hier durfte Handel getrieben werden, aber nach einer bestimmten Richtung, nämlich der Stärkung der Produktion des eigenen Landes, der Ausschließung des Fremden, wodurch freilich die eigene Thätigkeit

erhöht, aber auch die Nachahmung mustergültiger Erzeugnisse des Auslandes unmöglich gemacht wurde. Nur durfte nichts Geistiges gepflegt werden: denn Wissenschaft und Kunst ließen sich nicht commandiren und nicht in eine Uniform zwängen: sie brauchten zu ihrer Entwickelung Luft, Licht, Freiheit der Bewegung, sie mußten ihre eigenen Wege gehen können und durch Berührung mit dem Ausländischen, Eigenen und Fremden, durch Anlehnung und Abstoßung ihre Widerstandskraft erproben und ihrer eigenthümlichen Fähigkeit inne werden. Denn das bleibt der eine große Fehler in der Handlungsweise des Königs: die Ertödtung jeder Individualität. Ohne Individualität ist aber eine gedeihliche Entwicklung unmöglich: das Erzwungene, Gemodelte zerfällt, sobald der starke Wille aufhört, der es hervorgerufen, an die Stelle des also Geschaffenen und Verschwundenen vermag aber nichts Neues zu treten, weil der eiserne Wille einer selbständigen Regung keinen Platz gelassen hat.

Dieser eiserne Wille war der eines vielfach thätigen, praktischen, auf das augenblicklich Nothwendige und Nutzbare unverwandt seinen Blick richtenden Mannes. Dieser Mann aber, mit vielfachen Eigenschaften eines absoluten Herrschers begabt, besaß eine Fähigkeit nicht, nämlich die der Selbstbeherrschung, des innern Gleichmaßes im Denken und Thun.

Toland, der im Jahre 1702 Charakteristiken des damaligen Berlin und der Persönlichkeiten entwarf, die er daselbst kennen lernte, sagte über den damals 15jährigen Prinzen Folgendes:

„Es hat die Natur in die männliche Gestalt dieses jungen Helden zugleich mit alle Schönheit und Ehrbarkeit des weiblichen Geschlechts eingedrückt. Denn er ist wahrlich ein überaus angenehmer Prinz, sehr gnädig und freundlich, von einem guten Verstande, begierig alle Dinge zu wissen, auch nicht unfleißig in denen Studiis . . . Ich habe ihn öfters auf der Reitschule, auch seine anderen Exercitia mit großer Approbation machen sehen. Es scheinet aus seiner Statur, nach seinem Alter, als ob er ein völliger starker Herr werden würde, doch ist er sehr

wohl proportionirt und endlich thut auch sonst die Gestalt und Taille nicht viel zur Sache, wenn er nur sonst von der ansteckenden Seuche der Hofsuchtsschwänzer und von den Verderbern junger Regenten frei und verwahrt bleibt."

In einem hatte Toland Recht: Friedrich Wilhelm wurde ein „völliger starker" Herr.*) Aber so absonderlich es klingt, auch manche weiblichen Eigenschaften traten in diesem überstarken Manne hervor. Er war nach Frauenart keusch, fromm und von einer weibischen Aengstlichkeit auf seine Gesundheit.

Als er nach Dresden ging, nach jener Stadt, die damals

*) Zur Charakteristik des Königs sind neben den früher angeführten Werken von Ranke, Droysen auch seine Briefe an Leopold v. Anhalt-Dessau benutzt, mitgetheilt v. Witzleben. Zeitschr. f. preuß. Gesch. Bd. IX. Nicht unwichtig, obwohl mit Vorsicht zu benutzen ist Pöllnitz: Mémoires pour servir à l'histoire des quatres derniers souverains de la maison de Brandebourg. Von den zeitgenössischen Historikern, die an des Königs Hofe lebten, haben zwei ihn biographisch geschildert, Morgenstern und Faßmann, über die unten zu handeln ist. Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk von Hofrath Prof. Morgenstern 1793, gibt Dichtung und Wahrheit. Faßmanns anonym erschienenes Werk führt den Titel: Leben und Thaten des allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Friderici Wilhelmi biß auf gegenwärtige Zeit aufrichtig beschrieben Fft. u. Lpz. 1735; 2. Theil Worinnen dasjenige was unter dero weisen Regierung in Kirchen — Justiz — Policey und Militair Wesen rühmlich angeordnet oder sonst bis zu Dero höchstseel. Ableben und kurtz nach demselben vorgefallen, enthalten und auch in der Vorrede in mehrern angezeiget ist. Fft. u. Hamb. 1741. Die gänzliche Zurückweisung dieses großen Buchs als einer völlig unlautern Quelle, wie sie jetzt üblich ist, erscheint mir unhistorisch. — Königs „Versuch" IV. Thl. 1. 2. hier als I, II citirt, bietet viel Brauchbares. Von neueren Arbeiten Förster, Friedrich Wilhelm I, König von Preußen 3 Bände, Potsdam 1834. 35. Artikel (unterz. y) in der Allg. d. Biogr. VII, 635—656. Schmoller, Das Städtewesen unter Fr. Wilh. I. Z. f. preuß. Gesch. VIII. X. XI. XII. Vgl. ferner Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I. nebst verschiedenen Anecdoten von wichtigen unter seiner Regierung vorgefallenen Begebenheiten und zu der damaligen Zeit sowohl im Militär- als Civil-Stande angestellt gewesenen merkwürdigen Personen. 4 Sammlungen. Berlin 1787. Der Verf. behauptet I, 144, er habe in fast beständigem Umgang mit denen gestanden, welche gewöhnliche Mitglieder der Tabaksgesellschaft gewesen.

in Deutschland Paris an Zügellosigkeit gleichzukommen suchte, fand er „kein Gusto“ an Carneval und Weltgetümmel. „Ich bin wiedergekommen als hingegangen“, „ich bin vor Gott rein“ konnte er mit pharisäischer Freude von sich sagen.

Er war fromm. Von der Art wie diese Frömmigkeit in Thaten sich äußerte, wie sie besonders für die Bewohner Berlins wirksam wurde, muß noch die Rede sein; hier soll nur hingewiesen werden auf sein Gottvertrauen und das Bekennen seiner Sündhaftigkeit. Denn soweit ging er im Bewußtsein seiner Kraft nicht, sich allein den Erfolg seines Thuns zuzuschreiben. Vielmehr gab er Gott die Ehre: „Gott hat mir so wunderlich aus so viel schlimmen Sachen geholfen, er wird mir weiter helfen.“ Während er ihm den Erfolg zuschrieb, wollte er ihn nicht für den Mißerfolg verantwortlich machen: „Will er nicht, ich meritire es nicht besser.“

Er war ängstlich auf seine Gesundheit bedacht und that doch viel, um sie zu untergraben. Durch sein Reiten und Jagen, sein Rauchen und unmäßiges Trinken stürmte er auf seinen Körper los. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen quacksalberte er unaufhörlich. „Brauchen Sie“ war ein Lieblingswort, das er seinem einzigen vertrauten Freunde Leopold von Anhalt-Dessau bei jeder Unpäßlichkeit zurief. „Um Gottes-willen baden Sie“, so ermahnte er ihn ein anderes Mal, „und halten Magen, Brust und Füße warm; wenn Sie nicht wollen, so thun Sie es um meinetwillen.“ War er wirklich krank, so consultirte er die verschiedensten Aerzte; ließ sich auch Gutachten von auswärts kommen, nahm auch altbewährte Recepte von Unterthanen an und schickte diese wiederum zur Begutachtung an auswärtige Mediciner. Hatte er dann Alles zusammen und verspürte er auch ohne die Heilmittel Besserung, so that er nur das, was ihm gutdünkte, um dann in neue Angst zu gerathen, sobald die Krankheit ihn wieder packte.*)

*) Vgl. die interessanten Briefe von und an Eller, Hoffmann, Holtzendorf mitgetheilt von König II, S. 271—286.

Wie dieser starke Mann manchmal in ganz ungewohnter Weise Schwäche zeigte, so war auch sonst seine Natur an Widersprüchen reich. Er, der Mißtrauische, der sich am liebsten auf Keinen verließ als auf sich selbst, konnte ein treuer Freund sein. Nicht seinen Kumpanen in der Tabaksgesellschaft, die es in Rauchen und Trinken mit ihm aufnahmen, Offizieren und sogenannten Gelehrten, meist armseligen, subalternen Naturen, die er hänselte und wegstieß und nur in müßigen Stunden als seine Gefährten betrachtete, sondern robusten Naturen, gleich ihm selbst, Waffenbrüdern, Genossen. In dieser Freundschaft war keine sentimentale Gefühlsschwärmerei, sondern thätige Antheilnahme. Dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau schickte er einmal 50 000 Thaler, „obwohl ich nicht gern Geld verleihe“ und als dieser von Zinsen sprach, erwiderte der König „von Interessen will ich nichts haben, von einem guten Freunde nehme ich nichts als seine Amitié.“

Er, der unermüdlich Thätige, der, wenn es möglich gewesen wäre, als sein eigener einziger Minister fungirt hätte, sehnte sich nach Ruhe, er der Selbstherrscher, der wohl wußte, was er that und gelegentlich sein Thun überschätzte, verzweifelte manchmal an seinem Können. Da wünschte er „einen hübschen, einsamen Ort, wo ich in der Stille leben kann, denn ich in dieser Welt nichts nütze bin und mich über alles ärgere, alsdann ich ein philosophisches Leben führen will.“

Er, der ein entsetzlicher Haustyrann war, mit unerbittlicher Strenge darauf sah, daß alle seine Hausgenossen Ordre parirten, wurde doch weich, wenn er an seine Kinder dachte. Er war nahe daran, der Welt das nie geschaute Beispiel zu geben, daß ein König der Staatsraison halber seinem Sohn das Todesurtheil schrieb; er konnte in der schwersten Zeit seines Lebens in seinen Briefen über gleichgültige Dinge reden und konnte, in scheinbar gleichmüthigem Tone, wie zur Selbstvertheidigung die Worte hinsetzen: „Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungerathenen Kindern; es ist ein groß chagrin; doch

hab' ich vor Gott und vor der Welt ein reines Gewissen, ich hab gemahnt, ich hab gestraft, mit Güte und mit Gnade, es hat alles nichts geholfen"; und doch verrieth er seine innere Bewegung durch das schlichte Wort, das er bei der Krankheit des Kronprinzen sprach: „Wenn die Kinder gesund sind, dann weiß man nicht, daß man sie lieb hat." Auch unter dieser rauhen Außenseite schlug ein zärtlich fühlendes Herz.

Er war arbeitsam und eifervoll, doch wünschte er, wie einseitige und kleinangelegte Naturen, unmittelbar den Erfolg zu sehen. Daher betrachtete er als Hauptziel aller Verwaltung stets „ein Plus zu machen", d. h. einen augenblicklichen Ueberschuß zu erzielen. Daher hatte er keine rechte Geduld, das Reifen seiner Thätigkeit für Preußen — wohl die größte Leistung seines Lebens — abzuwarten. Vielmehr hatte er nur Klagen wie die: „Preußen ruiniret mir total, das frißt mir auf!" Er meinte, er sei nicht wie Louis quatorze, er könne kein Gold machen. Wie ein verhaltener Seufzer, jedenfalls wie der Ausdruck völliger Unbefriedigung klingt das Wort: „Hätte ich Geld veroperirt und Redouten, Comödien gemacht, so wüßte man doch wovor; aber ich habe nichts als chagrin und Sorgen."

Eine derartige beschränkte Auffassung brachte er auch den Welthändeln entgegen. Er betrachtete sie nie von einem allgemeineren, sondern nur von persönlichem Standpunkte aus. Er liebte es, Kurfürst und König zu sein, aber an seinen Collegen von Sachsen und Hannover mochte er diese Vereinigung (Polen bez. England) nicht leiden und belegte sie derenwegen mit Spottnamen. Er war gut kaiserlich, aber nur unter der Voraussetzung, daß der Kaiser keine Gewalt über ihn habe; gut deutsch, so daß er Frankreich warnte, die Hände gegen Deutschland auszustrecken, aber unbekümmert darum, ob Frankreich die damalige deutsche Hauptmacht, Oesterreich, aus Italien herauswerfe. Denn ob in Europa Unruhen herrschten, war ihm, der für sich den Frieden liebte und nur zweimal zu den Waffen griff, gleichgültig, vorausgesetzt, daß er von dem allgemeinen Brand verschont würde. Er lebte allein für sich und stand auf sich allein gestützt. Für diesen Fürsten, der, nach seinem bekannten Worte, seine Souveränetät stabilirte wie einen rocher de bronce, gab es nur Maschinen, die durchaus nach dem vorher bestimmten Plan ihr Räderwerk in Bewegung setzten. Sie hatten zu arbeiten und zu rathen, die Entscheidung aber lag beim Könige. Das General-Directorium, die von dem Könige eingesetzte Verwaltungsbehörde, sollte seine Meinung sagen und für die von ihm gemachten Vorschläge seine Gründe angeben, „Wir bleiben doch der Herr und König und thun was Wir wollen".

Ein solcher Absolutismus kann segensreich wirken, wenn er in einheitlicher, gleichmäßiger Art geübt wird; er mußte traurige Folgen haben, da er sprunghaft war und von einem Fürsten geübt wurde, der nicht selten die Herrschaft über sich verlor und dann die Verantwortung für seine Handlung nicht tragen konnte.

In der Geschichte des preußischen Staates nimmt Friedrich Wilhelm I. eine sehr hervorragende Stellung ein. Vielleicht wird er jetzt einigermaßen überschätzt. Aber eine derartige Heraufschraubung ist nur das Zeichen eines Rückschlags, der in der Geschichtschreibung oft vorkommt: an die Stelle der Verachtung tritt leicht eine übermäßige Verehrung. Lange genug galt Friedrich Wilhelm I. nur als Polterer, als roher Exerciermeister und als plumper Geselle, der unter Narren und Buben sich bewegte und von seinen Gefährten nur allzuviel annahm; jetzt wird er als staatsmännisches Genie allerersten Ranges gefeiert, an dem kein Fehl war. Gewiß hatte er seine großen Verdienste: er war der Begründer der preußischen Heeresorganisation und der Stifter des preußischen Beamtenthums. Höhere geistige Cultur war ihm aber völlig fremd. Der preußische Staat muß auf ihn als seinen vornehmsten Förderer sehen; die Stadt Berlin als ein culturelles Gemeinwesen erkennt in ihm keinen Neuschöpfer, sondern einen Zerstörer alter Cultur und edler Tradition. Ein Soldatenkönig in starrer Herbheit, ein unermüdlicher einseitiger Arbeiter, ein wackerer, schlichter, jedem geistigen und

seelischen Aufschwung fremder und feindlicher Mensch — so steht sein Bild vor unseren Augen.

Wohlthuend trat die Schlichtheit und Einfachheit des Wesens des Königs in der Verfügung hervor, wie es nach seinem Tode gehalten werden solle (Faßmann II, 820fg.). Keine Façon solle mit ihm gemacht werden, das ist der Schluß wie der Hauptinhalt dieser Verfügung. Keine Parentation solle gehalten werden, sondern erst vierzehn Tage nach seinem Tode in allen Kirchen des Landes eine Leichenpredigt. „Von meinem Leben und Wandel, auch Fatis und Personalien solle nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesaget werden, daß ich solches exprès verboten habe, mit Beifügung, daß ich als ein großer und armer Sünder sterbe, der aber Gnade bei Gott durch seinen Heiland gesuchet. Ueberhaupt solle man mich in solcher Leichenpredigt zwar nicht loben, aber auch nicht verachten und nicht auf mich schmälen." Als Text für diese Leichenpredigt war aber vorgeschrieben: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet".

Die Königin trat wenig hervor. Einen Vergleich mit ihrer großen Vorgängerin Sophie Charlotte konnte sie nicht aushalten und mochte sie wohl scheuen. Sie beschränkte sich auf ihr Haus. Gerade dort bildete sie den wohlthuendsten Gegensatz gegen ihren Gatten. Die Königin, so meint ein noch zu erwähnender Berichterstatter, der sächsische General Flemming, ist mild, gerecht, edel, ein wahres Muster für die Frauen von Stande, nicht bloß für Fürstinnen. Ueber Untreue ihres Gatten hatte sie sich nicht zu beklagen. Freilich durfte sie auch keine besondere Rücksichtnahme und Galanterie beanspruchen. Als eine ganz besondere Ausnahme galt, daß der König sie bei zeitweiliger Abwesenheit als Regentin einsetzte, so daß er rescribirte: „soll an meine Frau gefragt werden".

Bald nach der Thronbesteigung — daß es in der Todesstunde des Vaters geschehen sei, ist eine Sage — löste der neue König den prunkvollen Hofhalt des alten auf; die Schweizergarde, die mit viermonatlicher Kündigung angeworben war,

wurde nach Bezahlung eines sechsmonatlichen Soldes entlassen.*) Auch der Thiergarten wurde aufgelöst; bei dieser Gelegenheit hatten die Berliner zum letzten Mal das Schauspiel einer Bärenhetze. Doch darf man nicht glauben, daß das eigentliche höhere Hofpersonal eine völlige Verabschiedung oder auch nur eine so radikale Verminderung erfuhr, wie man es meist darzustellen liebt. Während der Berliner Kalender von 1713: 26 höhere Hofbeamte und 32 Kammerjunker aufweist, erwähnt der Kalender des Jahres 1715, aus dem die Neuordnung zu ersehen ist, 19 oberste Hofbeamte und Kammerherren und 23 Kammerjunker, im Ganzen also 42 gegen 58, eine Verminderung etwa um ein starkes Viertel, nicht aber mehr. Dagegen könnte man die veränderte Stellung dieser Beamten vielleicht in der geringern Achtung erkennen, mit der sie in den angeführten Kalendern behandelt werden: im ersteren werden die Namen der Junker mit Vornamen, Titeln, genauer Angabe der Wohnung verzeichnet, im letzteren sind nur die Familiennamen kurz genannt, nicht einmal die Wohnungen ausgefüllt.

War der ganze Zuschnitt des Hofes ein engerer geworden, so zeigte sich diese absichtliche Beschränkung insbesondere bei Empfängen und Hoffestlichkeiten. Man möchte sich gern ausmalen, mit welcher Pracht Friedrich I. ausländische Gäste, die an einen gewissen Prunk gewöhnt waren, empfangen hätte, etwa Czar Peter und August von Polen; unter Friedrich Wilhelm I. hatten solche Feierlichkeiten keinen großartigen Zug. Ueber Peter des Großen Besuch in Berlin (1717) sind wir fast gar nicht unterrichtet. Die Chronisten schweigen, durch eine besondere Schrift wurde das Ereigniß nicht verherrlicht. Was die Markgräfin von Baireuth, die bei dem Besuche acht Jahre alt war, später berichtete, ist doch mit großer Vorsicht aufzunehmen. Danach hätte sich der Czar wie ein Tyrann, wie ein Unmensch betragen, gefordert, was ihm beliebte, mit rohester Grausamkeit

*) Krauske nach einem geschriebenen Journal. Forsch. IV, 2. 1891, S. 307. Vgl. dazu die Kalender.

gegen seine Frau gewüthet, mit zudringlicher Lüsternheit die Damen des königlichen Hofes belästigt. Als die Königin ihr Monbijou wiedersah, wo die fremden Gäste gehaust hatten, soll sie klagend ausgerufen haben: „Nie habe ich etwas Aehnliches gesehen"; Alles sei so ruinirt gewesen, daß sie fast das ganze Haus neu bauen lassen mußte. Der König legte auf seinen Gast großen Werth, theils aus politischen Gründen, theils weil er nicht cultivirt genug war, um den Halbbarbaren unerträglich zu finden. Die Mahnung, die er bei Peters Tode dem preußischen Gesandten in Petersburg zukommen ließ, „man solle so trauern, als sei er selbst gestorben"*), beweist seine Bewegung bei dem Ereigniß und seine hohe Achtung vor dem Verstorbenen.

Während die Berliner diesen aus dem Osten stammenden Gast nur mit stummer Achtung begrüßten, jubelten sie laut bei einem anderen gleichfalls östlichen Herrscher, dem König von Polen, der aber als Kurfürst von Sachsen der deutschen Civilisation näher stand. Dem prunkliebenden Fürsten suchte König Friedrich Wilhelm I. den glänzenden Empfang, den er unmittelbar vorher in Dresden erfahren, einigermaßen zu vergelten. Schon auf der Reise nach Berlin wurde er gefeiert; in Berlin gab es Festlichkeiten mannigfacher Art, über welche eine damals (1728) erschienene Schrift uns unterrichtet.**) Der König, der mit einem Gefolge von 316 Personen reiste, kam am 29. Mai in Berlin an. Große Festmahle im königlichen Schlosse, zu denen sich der König in einer prächtigen Sänfte die Treppen

*) Vgl. Brückner, Peter der Große S. 491. Einzelne Notizen bei Morgenstern u. Faßmann.

**) Das frolockende Berlin, Oder Historische Nachricht Dererjenigen öffentlichen Freudens-Bezeigungen und sinnreichen Illuminationen, Die bey hoher Anwesenheit Ihro Königl. Majestät in Pohlen und Dero Königl. Printzens Hoheit Daselbst angestellet worden, Nebst einem Anhange aller auf diese fröliche Begebenheit verfertigter Gedichte. Berlin, zufinden bey Johann Andreas Rüdiger Königl. privil. A. 1728. Einzelnes über die Illumination in der Zeitschr. f. Gesch. der Juden i. D. IV, S. 31—34.

hinauftragen ließ, wurden veranstaltet. Es fehlte nicht an glänzenden militärischen Schaustellungen, an denen 14 Regimenter theilnahmen; der Festbeschreiber erläßt dem Leser keines der 32 Signale der Parade vom 30. Mai. Am 4. Juni fand die große Illumination statt. Auch bei ihr wie bei den früher beschriebenen Illuminationen war eine Vereinigung der Beleuchtung und Ausschmückung der Fenster und Häuserfronten durch Bilder beliebt. Minister, höhere Beamte, reiche Kaufleute suchten einander in prächtigen Versuchen und sinnigen Ideen zu überbieten. Die Hauptidee, welche zum Ausdruck kam, war der Bund der beiden Könige und die Vereinigung der beiden Reiche. Die übertriebensten Huldigungen wurden sowohl dem hohen Gaste als dem Wirthe dargebracht; bei Erfindung und Durchführung dieser Schmeicheleien bewährte sich kein auserlesener Geschmack. Um dies an einem Beispiele zu erläutern, mag die Erklärung mitgetheilt werden, welche die königliche Societät der Wissenschaften der von ihr veranstalteten Ausschmückung ihres Hauses beifügte und besonders erscheinen ließ.*) Sie lautet: „Anfänglich zeiget sich das Bild der Natur bei einem mit Feuer versehenen Altar, mit der Ueberschrift: Saluti publicae d. i.:

Wann nur Augustus blüht, so ist dem Lande wohl,
Das wünschet die Natur, und daß er leben soll.

welche Erfindung aus einer großen römischen Münze der Kaiserin Faustinae genommen. Weiter zeiget sich die Mathematik mit einer Sternkrone, wodurch die Astronomie angedeutet wird, ein Winkelmaß in der einen Hand haltend, in der anderen aber einen Zettel, mit der Aufschrift C annos, oder hundert Jahre, welchen Wunsch die Römer für die Gesundheit der löblich regierenden Kaiser abzustatten pflegten, d. i.:

Augustus sei vergnügt und mehre sich an Jahren,
Daß mit dem L und X sich viermal Zehen paaren.

*) a. a. O. S. 28. — Die Erklärung soll bei Ambr. Haude erschienen sein.

Die Architektur hat einen Riß in der Hand, worauf ein Triumphbogen abgebildet, mit der Ueberschrift: Et triumphales meditatur annos d. i.:

Du bist Augusten gleich, in Allem was ich schau,
Was Wunder, daß ich Dir auch Ehrenpforten bau.

Hiernächst zeigt sich die Historie, welche die Federn sinken lässet, mit der Ueberschrift: Quis poterit narrare tuos Rex magne triumphos d. i.:

Der Thaten sind zu viel, drum halt ich mich nur still.
Ich schreibe was ich kann, doch nicht so, wie ich will.

Zuletzt zeigt sich die deutsche Sprache, Dichtkunst und Wohlredenheit in dreien Personen, mit der Ueberschrift: Vestras compescite linguas. Oberwärts flieget eine Fama, mit des Königs Namen und der Ueberschrift: Astris adjungere fas est d. i.:

Ihr seid mir viel zu schwach, Augustens Lob zu singen,
Ich kann desselben Ruhm bis an die Sterne bringen."

Bei dieser Illumination waren die Bürger in höherem Grade als der Fürst betheiligt; ihre Veranstaltungen und Gedichte waren, wenn auch häufig das Gebotene der Freude durchblickte, doch manchmal spontan. Auch die beiden Könige, die hier zusammenkamen, sprachen in Versen zu oder über einander. Als der König von Sachsen von Spandau nach Berlin fuhr, hielt er in der Hasenhaide an und trank dort einen Becher Wein auf das Wohl des Königs von Preußen. Um solche Höflichkeit zu verewigen, ließ Friedrich Wilhelm an dem Baum, in dessen Nähe der Trunk geschehen war, eine rothe Tafel anschlagen mi folgendem Gedicht:

Der König Friederich August hielt mit dem Sohne
Dem Folger seines Reichs der weissen Adler-Krone,
An diesem Orte still; sprach, wie er gnädig wolte,
Daß Er mit Preußen stets in Freundschaft leben solte.
Das hat Er zugesagt. Hierunter kanst Du sehn,
Mein Leser! welchen Tag und Jahr es ist geschehn.
GOtt gebe beyder Volk auch solchen Sinn und Geist.
Weil er uns allesamt zur Bruder-Liebe weist.
Den 29. May 1728.

Auch die Sachsen brachten ihre officiöse poetische Huldigung dar. In der Begleitung der sächsischen Herrschaften befand sich der Hofpoet J. U. König, Nachfolger und Nachahmer der früher geschilderten Hofdichter Canitz und Besser. Im Namen seiner Auftraggeber hatte er über das große Grenadier-Regiment, die Lieblingsschöpfung des Königs, in Entzückung zu gerathen und schrieb folgende Verse nieder, die ihm gewiß des Monarchen ganzes Herz gewannen:

Nun ist mein Wunsch erfüllt, nunmehr hab ich gesehen,
Das erste Regiment in dieser gantzen Welt.
Wann es von Glied zu Glied in Ordnung sich gestellt,
Kan diese Mannschaft nichts an Ansehn übergehen.
So lang man Krieges-Macht und Krieges-Uebung kennt,
War kein geübteres, kein schöners Regiment.
Doch, Held, wie schön, wie groß Volck, Uebung, Ordnung, Blut,
Noch gröſſer ist Dein Hertz, noch gröſſer ist Dein Muth.

Selbst bei solchen Gelegenheiten, wo der König Fremden gegenüber Pracht entfalten wollte, zeigte sich inmitten der höfischen Vergnügungen die gewohnte Einfachheit. Einem an großen Hofprunk gewöhnten Sachsen, wie dem Baumeister Pöppelmann, dem Sohne des bekannten Baumeisters, der so viele glänzende Bauten der Residenzstadt Dresden ins Leben gerufen hatte, mußte es seltsam erscheinen, daß bei einem für die Offiziere angestellten Armbrustschießen der letzte der sieben ausgesetzten Preise eine Flasche Bier war.*)

In anderen Fällen wußte der König zu zeigen, was er seiner Stellung und seiner Familie schuldig war. Ein solcher Fall war die Verheirathung seiner Tochter mit dem Markgrafen von Baireuth, deren Beschreibung durch einen Augenzeugen neuerdings veröffentlicht worden ist.**) Aber, wie es in des Königs Natur lag, erfolgte hier Prachtentfaltung ohne Anmuth

*) Bericht P.'s an Weckerbarth 2. April 1728 K. S. Haupt-St. Arch. Locat 1210 Bl. 68.

**) Chr. Meyer: Am Hofe Friedrich Wilhelms I. (Tagebuch des von Rostiz). Sonntagsbeil. 33—35 der Voss. Ztg. 1891.

und Zier, Häufung von Vergnügungen, bei der für das Behagen des Einzelnen in keiner Weise gesorgt war. „Bei und vor der Trauung", so meldete der Berichterstatter, „auch bei dem Essen und Trinken war eine solche unbeschreibliche Menge Dames und Cavaliers, daß Manchen das Kleid vom Leib gerissen wurde und man meinte vor Hitze zu verschmelzen." Die Hauptsache war natürlich das starke Trinken, wobei der Gastgeber seinen Meister nicht fand. Das Meisterstück bei diesem Trinken war „der Willkomm vom König in Polen". „Dieser bestehet in drey Stücken oder Gefäßen. Das erste ist ein großer Mörser von Silber, vergoldet. Darein gehen drey Bouteillen Wein. Man durfte aber trinken, was man wollte. Jedoch wurden allzeit die Trommeln im Arsenal selbst darzu gerührt. Das zweite Gefäß ist ein Becher von Silber und vergoldet, den man in diesen Mörser einsetzen kann. Das dritte ist eine Granate von purem Gold, wohlgearbeitet und mit Diamanten reich besetzt. In dieser liegt ein kleines Männchen, von Schmelzwerk gemacht. Es soll das Ebenbild von Generalmajor von Linger vorstellen, weil er der kleinste Offizier von der ganzen Armee ist."

Waren solche Kraftleistungen schon von übelstem Geschmack, so wurde der Gipfel der Tactlosigkeit doch erreicht im Benehmen gegen die Neuvermählten, wobei dahingestellt bleiben mag, ob derartige Unsitten damals bloß am preußischen Hofe oder auch an anderen Höfen vorkamen. Dem Bräutigam wurde, nachdem er vom Bedienten ausgekleidet worden, Hemd, Nachtmütze und Schlafrock „präsentirt"; die Braut wurde von der Königin und zwei anderen fürstlichen Personen „in Aller Praesence" ausgezogen. Darauf legte sich das Paar, nur in Anwesenheit des Königs und der Königin, ins Paradebett. „Nachdem diese sich in das Paradebett gelegt hatten, durfte Alles wieder herein ins Zimmer. Ein Jeder sahe Beide darinnen liegen, und nach abgelegter Gratulation mußte sich Alles nach Hause begeben. Bald darauf standen beide Verlobte aus dem Paradebett wieder auf und ließen sich in zwei Portchaisen herunter in die präparirten

Gemächer in das rechte Brautbett bringen. Den nächsten Morgen kamen J. M. der König gegen 10 Uhr in Ser. Gemach vors Bette und gaben seinen Durchlauchtigsten und also genannten lieben Kindern einen guten Morgen. Beide tranken justement Thee im Bette."

Friedrich I. hatte der Stadt einen neuen Geist gegeben, sein Sohn suchte ihr ein neues Aussehen und eine andere Gestalt zu verschaffen. Straßenzüge wurden neu angelegt und in aller Eile Häuser darauf errichtet. Von dieser Thätigkeit aber gilt Woltmanns Wort: „Gebaut wurde auch jetzt, es wurde sogar viel gebaut, aber es gab keine Baukunst mehr."*) Die angefangenen großen Bauten wurden nicht in alter Pracht gefördert: das Schloß wurde nur eben unter Dach gebracht; das Köllnische Rathhaus in einfacherer Weise, als geplant war, vollendet. Von Kirchen, die damals entstanden, sind die Jerusalemer (1726—1731), die böhmische oder Dreifaltigkeitskirche zu nennen (1735 ff.); das „Prunkstück der kirchlichen Architektur" war der von Joh. Friedr. Grael errichtete Thurm der Sophienkirche. Unter Gebäuden, die dem öffentlichen Nutzen dienten, sind zu erwähnen: das Lagerhaus, der Ausbau und die Vergrößerung des Friedrichshospitals, die Charité 1727, die gleich im ersten Jahre mit 300 Kranken belegt wurde, das Collegienhaus oder Kammergericht. Auch einige Prachtbauten entstanden damals, die nun zumeist lange verschwunden sind: am Wilhelmsplatz der Johanniterpalast von de Bodt, später durch Schinkel zum Palais des Prinzen Karl umgebaut; in der Wilhelmstraße ein Palais Vernesobres, das später der Prinzessin Amalie zur Wohnung diente und von Schinkel zum Palais des Prinzen Albrecht eingerichtet wurde, daselbst die für den General von Schulenburg und den Minister von Marschall durch Richter und Gerlach erbauten

*) Für das Folgende ist Woltmann und König zu vergleichen.

Häuser, die späteren Palais von Radziwill und Voß, nun beide verschwunden; das jetzige Ministerium des Königlichen Hauses, damals für den Landjägermeister Grafen Schwerin von Wiesend gebaut; in der Leipziger Straße das jetzige Herrenhaus, zu jener Zeit für den Staatsminister von Happe von Stolze und Dietrichs aufgeführt; endlich in der Klosterstraße das Wohnhaus des Geh. Raths Kreuzer, an dessen Stelle jetzt das Geh. Staatsarchiv steht.

Die hauptsächliche Thätigkeit war der Bebauung der Friedrichstadt zugewendet. Hier handelte es sich nur um das Was, nicht um das Wie. Es mußte gebaut werden, gleichviel in welcher Art; herangezogen wurde ein Jeder, mochte er wollen oder nicht. Die Oberaufsicht über diesen Zwangsbau hatte des Königs Generaladjutant Graf Derschau: er hatte einfach allen Beamten, auch den ärmeren einen Platz zum Bauen anzuweisen. Gegen solche Anweisung half keine Widerrede; es kam vor, daß ein Beamter, der gar kein preußisches Gehalt bezog, auch zum Bauen angehalten wurde. Reiche wußten sich bei Derschau loszukaufen. Arme, ihre Armuth deutlicher, als noth that, zur Schau tragend, verstanden es, von dem fleißig inspizirenden König Baugelder zu erhalten. Auch Privilegien, Anwartschaften, Stellen aller Art zu erlangen, war man sicher, sobald man, ohne dazu verpflichtet zu sein, einen Bau unternahm.

Eine interessante Schilderung dieser Bauthätigkeit findet man in folgendem aus Berlin nach Dresden gesendeten Berichte.*)

„Vor einigen Tagen haben S. K. Maj. abermals auf der hiesigen Friederichstadt ein Quartier, um solches zu bebauen abstechen lassen und haben bereits 14 geheime und andere Räthe die Notification erhalten, allda Baustellen sich zu erwählen, wozu die Risse gegeben worden. Weil über 100 Häuser erfordert werden, ehe dieses Quartier bebauet wird, so werden die übrigen

*) 18. Juni 1732. Berichterstatter Joh. Friedr. Schricker. K. S. Hpt. St. Arch. Locat 11 983 Berliner Relationen 1708—1731.

so allda bauen sollen, förderſamst gleichfalls benennet werden. Es ist curieus, daß sobald ein Haus nur im Stande ist, bewohnt zu werden, sogleich genugsame Miethsleute zu den Logementen vorhanden, wie sich denn viele Handwerksgesellen allda etabliren, Meister werden und heurathen. Die K. Accise profitirt durch diesen Anwachs der Familien gewaltig und übersteiget die itzige Revenue derjenigen, so hierbei zu des hochseel. Königszeiten gewesen um ein großes. S. K. M. haben vor 2 Jahren die Curiosité gehabt und den Riß von diesen Residenzien aufzunehmen, auch mit den Riß von Paris conferiren lassen, um zu sehen, wie viel die französische Hauptstadt größer als jene, da sich denn gefunden, daß Paris ohngefehr so groß sey, als Berlin mit den Landwehren, welches die äußersten Pallisaden um diese Residenzien sind. Wenn nun die Felder, so innerhalb unserer Landwehren annoch vorhanden, bebauet werden, welches, wann der Bau so heftig wie itzo poussiret wird, in wenig Jahren geschehen kann, so werden diese Residenzien, soviel die Größe betrifft, Paris gleich werden."

Die Art, wie Berliner Bürger, besonders hohe Beamte zum Bauen genöthigt wurden, hat oft etwas geradezu Komisches an sich. So erging an den Geh. Rath Manitius die Ordre*) (23. Juni 1732), da vier Geheime Räthe (darunter der Angeredete selbst) und zwei Hofräthe „noch nicht mit eigenen Häusern angesessen seien", so erwarte der König, sie würden die ihnen angewiesenen Plätze in den neuen Carrés der Friedrichsstadt „gern Ihro Majestät zum besondern Plaisir" bebauen. Da der Aufgeforderte Ausflüchte machte, so erging sofort eine neue Ordre an ihn (27. Juni), daß er sich als „ehrlicher und treuer Diener" willig finden lassen werde, das Haus zu bauen; zur Ermunterung wurde nun nicht mehr bloß das Plaisir, sondern auch die Ehre des Königs ins Feld geführt. Aehnliche Rescripte ergingen an die übrigen hohen Beamten, von denen

*) Cabinetsordres. Mitgetheilt von F. Brose. Mitth. d. Vereins f. Gesch. Berlins 1892, 2 ff.

man wußte, daß sie noch keine eigenen Häuser besäßen. Auch der Magistrat wurde mit häufigen Verordnungen beglückt, zur Bebauung leerer Stellen oder zur Wiederaufrichtung eingestürzter Häuser.

Der König war zufrieden, sobald nur seiner Bauwuth genügt wurde. In solchen Fällen billigte er auch das, was gegen den Vortheil der Stadt und gegen den gesunden Sinn überhaupt lief. Es kam vor, daß Bürger Seitenflügel und Hinterhäuser bauten, dabei aber die Vorderhäuser verfallen ließen und durch solches Verfahren die Straßen verunzierten, vielleicht gar Sicherheit und Leben der Insassen in Gefahr brachten. Daher waren Magistrat und Kurmärkische Kammer geneigt, erst nach Reparatur der Vorderhäuser Seiten- und Hintergebäude aufführen zu lassen. Der König war anderen Sinnes und decretirte an die Kammer*): „Wir haben ersehen: wasmaßen verschiedene Einwohner hiesiger Residentzien auf ihren räumlichen und zum Theil noch nicht bebaueten Höfen entweder Seitenflügel oder auch Quergebäude neu gebauet und ihre an der Straße stehende alte Vorderhäuser unbesorget lassen, Ihr auch mit dem hiesigen Magistrat der Meynung seyd, daß dergl. Eigenthümer wohl anzuhalten, anstatt der Seiten und Hinter Gebäude auf denen Hofen zuforderst die an der Straße liegende Häuser völlig zu repariren oder gar neu aufzubauen. Wenn wir aber solchen Vorschlag zu approbiren Bedenken tragen, indem hierunter einem jeden Eigenthümer freye Disposition zu lassen, die reparationes an seinem Eigenthum, so wie es seine Mittel ihm verstatten, anzustellen. Als habt Ihr den Magistrat hiernach zu bescheiden."

Die Folgen solcher Thätigkeit blieben nicht aus. Es waren günstige und ungünstige. Die günstigen bestanden darin, daß viele fleißige Hände gebraucht wurden, gar manche Arbeiter daher; die sonst hätten feiern müssen, zu thun bekamen, daß

*) St. A. Tit. I sect. CXV, Bausachen Nr. 6. 27. April 1735.

leere Stellen bebaut wurden und so das einem langgestreckten Dorfe ähnelnde Gebiet das Aussehen einer Stadt erhielt, daß endlich die Bevölkerung sich vermehrte, da Zuzügler, angelockt durch leichten Erwerb und billige Wohnungen, ankamen. Aber auch ungünstige Folgen zeigten sich und zwar darin, daß sich ein ziemlich starkes Arbeiterproletariat zu bilden begann, das nur zeitweise zu thun hatte, und daß die neuen Stadttheile durch die schnell erbauten Häuser ein mesquines Ansehen erhielten. Wer noch ganze Reihen dieser Häuser am südlichen Ende der Friedrich- und Wilhelmstraße gesehen hat — seitdem sind sie fast völlig verschwunden und nur einzelne Reste in älteren Stadttheilen, wie in der Kloster- und Neuen Friedrichstraße haben sich erhalten — der kann sich einen Begriff machen von der Unerfreulichkeit des Gesammtanblicks: lauter lange, niedrige, gleichmäßig, möglichst unauffällig getünchte Häuser, ohne jede Besonderheit, ohne jeden ornamentalen Schmuck, — die ganze Stadt wie eine einzige riesige Kaserne.

Siebentes Kapitel.

Religiöse Zustände.

Friedrich Wilhelm I. war eine religiösere Natur als sein Vorgänger. In seiner Jugend war er, gleich seiner Schwester (vgl. oben S. 51 fg.), in Religion gewissenhaft unterrichtet worden. Der 1699 in Folioformat gedruckte „Kurze Unterricht der christlichen Lehre in zehn Tabellen eingetheilt für seine kurprinzliche Durchlaucht zu Brandenburg", der dem Kurprinzen zu seinem 12. Geburtstag gewidmet wurde, bezeugt, daß der Schüler sich „niemals unwillig, verdrossen, unstät oder unleidsam gegen den Lehrer gezeigt habe".*) Er wird also die nach den fünf Hauptstücken: Zehngebote, Glaube, Taufe, Abendmahl, Gebet des Herrn eingetheilten 357 Fragen sich eingeprägt, beantwortet und die 778 dazu gehörigen biblischen Beweisstellen auswendig gelernt haben.

Als er Fürst geworden war, zeigte er seinen Uebereifer und seine herrschsüchtige Natur auch in religiösen Dingen. Auf vielen Predigten jener Zeit heißt es, sie seien auf des Königs allergnädigsten Befehl gedruckt worden. Gottes Wort sollte wie ein Commando auch den Draußenstehenden mitgetheilt und eingeprägt werden.

*) Vgl. Nachricht von einem merkwürdigen reformirten Katechismus, nach welchem König FW. I. von dem kurf. Hofprediger Bischof Ursinus ist unterrichtet worden. In: Denkw. und Tagesgesch. der Mark Brandenb. IV (1797) S. 1011 fg.

Seine Meinung über die beiden evangelischen Confessionen faßte der König gelegentlich in die Worte zusammen*): „Der Unterschied derselben ist nur ein Priesterstreit. Innerlich, in den Hauptpunkten, Gnade und Beichte, sind sie einig; nur die Pfaffen machen auf der Kanzel eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben vorm Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Die wahren Priester aber, welche allein den Ruhm Christi vermehren und Toleranz des Einen gegen den Andern lehren, werden gerettet werden. Denn am Tage des Gerichts wird man nicht fragen: Bist Du lutherisch oder reformirt? sondern: Warst Du gehorsam gegen die göttlichen Befehle oder warst Du ein Disputator? Die Disputatoren werden zum Teufel geschickt, die Gehorsamen aber gelangen in das Reich Gottes."

Daher wurden die Unionsverhandlungen nicht wie unter der Regierung des Vorgängers fortgesetzt. Nur gelegentlich (1725)**), auf Grund einer nach Berlin gelangten Schrift Fratellis, wurden Gutachten von Noltenius und Gedicke eingeholt, welche die Sache wenig förderten. Als sich dann Widerspruch erhob, die Kirche in Friedrichsfelde bei Berlin für Lutheraner und Reformirte in Gebrauch zu nehmen, wurde dieser Widerspruch von dem Könige für Possen erklärt.

Trotz dieses scheinbaren Freisinns herrschte doch Engherzigkeit und Beschränkung. In Folge davon wurde zwei Berliner Predigern Noltenius und Jablonski nicht gestattet, ihre Söhne zur Ausbildung nach England, „dem Sünden-Land", zu schicken. Es war ganz folgerecht, wie den Import ausländischer Waaren, so den Einzug fremden Geistes zu verbieten: was der theologischen Jugend zu wissen förderlich wäre, das sollte und könnte sie in

*) Decret 1726 „Bär" 13, 87; Mittheilungen Lavisses aus Depeschen französischer Gesandter (Revue des deux mondes 1890).

**) König IV, 133—140. 245 ff. 313 fg.

Halle lernen. Nur schade, daß der König sich bald auch von der Verderblichkeit der Universität Halle überzeugte.

Dagegen wurde in Kleinigkeiten Nachgiebigkeit gezeigt. So wurde (1739) dem Prediger der böhmischen Kirche J. Liberda gestattet, im Abendmahl mehreren seiner Gemeindemitglieder wirkliches Brot statt Oblaten zu reichen, weil die Gläubigen Anstoß nahmen, solchen im Papstthum bestandenen Gebrauch weiter mitzumachen.

Eine selbständige Haltung dem Könige gegenüber einzunehmen, wagte kein Prediger. Die Zeiten, in denen die Vertreter der geistlichen Macht sich für stärker oder mindestens für ebensostark wie die Träger der weltlichen gehalten hatten, waren vorüber. Selbst schwache Versuche des Widerstands, wie der ganz am Anfange der Regierungszeit gewagte, da, in Hinweis auf die Auflösung des ehemaligen Hofstaats ein Prediger Nutzen und Nothwendigkeit der Pietät gegen die Vorfahren und ihre Einrichtungen erhoben hatte, zeigten sich nicht wieder. Die gewaltige Hand des neuen Königs lastete auf allen.

Denn auch in religiösen Dingen machte der König denselben kurzen Prozeß, den er in Allem liebte und wünschte auch hier die uniforme Gestaltung der Verhältnisse. Zeugniß für das Erstere ist die energische Anempfehlung eines Pastors wie Schönemann, Beweis für das Letztere die Einführung einer Kirchenagende, die zuerst für die Petrikirche bestimmt, dann auf alle lutherischen Kirchen der Monarchie ausgedehnt wurde. (1733.)*) Sie hatte vor Allem den Zweck, alles an katholische Gewohnheiten Erinnernde zu verbannen. Der Gottesdienst, Predigt und Gebet, sollte nur von $8^1/_2$ bis $10^1/_2$ dauern. Nach dem

*) Die Kirchenagende v. 1733, erschien u. d. T. „Reglement, wie es in d. neuerbauten Petrikirche zu Berlin mit dem öffentl. Gottesdienste gehalten werden sollte." Auch bei Faßmann II, 740 ff. J. L. Funk: „Historische Beleuchtung der Agenden in d. märkischen Kirchenordnungen. Berlin 1823 S. 67—69. Vgl. auch Briefe Stägemanns an Carmer (1823) in der Sammlung: Briefe von Chamisso, Gneisenau 1867 II, S. 98 ff.

Segen soll der Prediger die Hände aufheben, aber kein Kreuz schlagen. Auf den Segen folgt ein Lied; der Prediger tritt hinter den Altar, um die Vorbereitungen zum Abendmahl zu beginnen; er soll die Einsegnung ablesen, aber nicht absingen. Die Orgel soll immer, auch in der Charwoche gespielt werden. Leuchter und Meßgewände, Absingen lateinischer Lieder, Privatbeichte sind abgeschafft.

Man erinnere sich, welche Streitigkeiten die letztgenannte Einrichtung einige Jahrzehnte vorher erregt hatte (oben S. 63). Im Gegensatze dazu herrschte nun ziemliche Stille. Theils hatte das theologische Interesse an Lebhaftigkeit abgenommen, theils wußten auch die Eifrigen sehr wohl, daß gegen den eisernen Willen des Königs nichts durchzusetzen war. Daher liefen zwar Reclamationen ein, wohl auch die Bitte, es beim Alten zu lassen; meist begegnet die resignirte Wendung: die Beibehaltung der unschuldigen Gebräuche hätte nichts geschadet; da es aber der König wolle, so füge man sich auch den neuen Bestimmungen. Es scheint nicht, daß von Berlin aus ein irgendwie energischer Widerspruch versucht wurde. Hätte etwa einer Lust und Muth zur Widersetzlichkeit, d. h. in diesem Falle zum treuen Bekennen redlicher Ueberzeugung gehabt, so wäre er durch das Schicksal des Pastor Braun zu Priesen von der Bewährung seiner männlichen Gesinnung zurückgehalten worden. Der hatte einfach und entschieden, zur Abwehr der neuen Verordnungen gesagt: „Hier wissen wir, Gott sei Dank, nichts von päpstlichen und abergläubischen, sondern apostolischen Ceremonieen", dafür war er abgesetzt worden.

Da auch die Predigtweise dem Könige nicht gefiel, so erließ er eine Kabinetsordre (7. März 1739),*) „wie die reformirten Studiosi und Candidaten zum erbaulichen Predigen sollen angeführet werden." Er verlangte darin von allen, nicht bloß von den Berlinern, obwohl gerade deren Mängel dem Könige

*) Abgedruckt in Acta historico-ecclesiastica (Weimar 1739) III, S. 893 ff. Vgl. auch König IV, 320 ff.

bekannt und Anlässe zu seiner Anordnung waren, Frömmigkeit, logische Durchbildung, vernünftige, klare, deutliche, keine mystische den Propheten entlehnte Ausdrucksweise. Sie sollten nur ein Stück ihres Textes, nicht immer den ganzen Text erklären, ihre Predigt ordentlich überdenken, nur die nöthigen, nicht allzuviele Bibelsprüche anführen. Es waren gewiß vernünftig praktische Vorschläge, die hier gemacht wurden; nur schade, daß sie nicht von einem Fachmann herrührten; noch mehr schade, daß sie so wenig beobachtet wurden.

Eine strenge Sonntagsheiligung wurde allgemein geboten. Als einmal geklagt wurde (1729), daß zwischen den Predigten, der vor- und nachmittägigen, Billard gespielt wurde, untersagte der König kurzer Hand dies Vergnügen für den ganzen Tag.

Nicht minder selbstherrlich verfuhr der König in der Besetzung von Predigerstellen.*) Wie der Dichter Schönemann nur ihm seine Berufung verdankte, ist an anderer Stelle zu zeigen. An derselben Georgenkirche, an der jener, zum Heile der Gemeinde nur kurze Zeit, wirkte, griff der König noch einmal rücksichtslos durch. Der Gemeinde war durch eine königliche Cabinetsordre (2. Nov. 1700) das Recht verliehen, denjenigen von drei durch Propst und Magistrat vorgeschlagenen Candidaten zu wählen, dessen Probepredigt am besten gefallen habe. Auf Grund dieses Rechts waren 1729 nach dem Tode des Predigers Gedike (24. Juli) die Prediger Aßmann, der durch eine Petition von 56 Gemeindemitgliedern empfohlen war, Vogel und Lichtenau zur Probepredigt eingeladen worden. Nur die beiden letztern folgten der Einladung. Von ihnen gefiel Lichtenau allgemein „wegen seines deutlichen und langsamen Vortrags und wegen seiner schönen starken Aussprache;“ Vogel aber mißfiel. Er produzirte daher ein königliches Schreiben vom 3. Aug., durch welches ihm die Stelle zugesichert wurde.

*) Vgl. L. H. Fischer: Eine Predigerwahl in Berlin unter Friedrich Wilhelm I. (Sonntagsbeil. der National-Zeitg., 19. Apr. 1891.) — Nach den Kirchenacten von St. Georgen.

Trotzdem wählte die Gemeinde Lichtenau; Propst und Magistrat baten den König um Bestätigung des Letztern (15. Sept.). Doch half weder Wahl und Vorstellung; der König ließ einfach melden (1. Okt.), daß die vacante Stelle mit Vogel besetzt werden solle, und so mußte für ihn die Vocation ausgestellt werden (30. Okt.). Vielleicht rührte der etwas lange Aufschub zwischen der königlichen Verordnung und der Vocationsausstellung davon her, daß Gemeinde und Patron trotz alledem die Hoffnung hegten, einen Mann nach ihrem Herzen zum Seelsorger zu erhalten.

Trotz aller Sorge des Regenten war der religiöse Zustand, insbesondere das religiöse Wissen, kein hocherfreuliches. In einem Edict (1720), in welchem die Art der Katechismuslehre durch die Prediger eingeschärft wurde,*) hieß es geradezu „viele stecken in einer solchen Unwissenheit, daß sie nicht einmal die ersten Buchstaben der christlichen Lehre gefasset.“

Zur theologischen Bewegung jener Zeit ist auch ein interessanter Streit zwischen zwei Berliner Predigern Heinrich Kahmann von der Marien- und Andreas Schmidt von der Nicolaikirche zu rechnen.**) Er ging aus von der damals herrschenden Sitte, den zum Tode verurtheilten Verbrechern Geistliche beizugeben, die sowohl die Aufgabe hatten, den Delinquenten zu seinem letzten Gange vorzubereiten, als auch die, ihn zum Geständnisse zu bewegen. Bei solchem Gebrauche geschah es leicht, daß einzelne Seelsorger ihr hohes Hirtenamt mit dem eines Helfershelfers der Justiz verwechselten. Wirklich wollte Kahmann nicht bloß das außer der Beichte abgegebene Geständniß dem Richter anzeigen, sondern auch in dem Falle, wenn der Verbrecher nicht freiwillig und öffentlich gestehe, das abgerungene

*) Faßmann II, 618 ff.

**) Mittheilung F. Holtzes aus den Akten des Kammergerichts in den Forschungen IV, 2, 1891 S. 398. Ueber Schmidt 1672—1745 Küster I 416 ff., über Kahmann II, 492, woselbst eine Streitschrift gegen Schmidt (S. 418 Nr. 33?) angeführt wird.

Beichtgeheimniß dem Richter denunziren. Einer derartigen das geistliche Amt erniedrigenden Auffassung trat Schmidt entgegen, mußte sich aber dafür von seinem Gegner manche Schmähungen gefallen lassen, obwohl dieser durch solche nur seinen Rückzug verdeckte.

Den kennzeichnendsten Ausdruck fand der starke religiöse Eifer des Königs in dem Verfahren gegen den Philosophen Wolff.*) Es mag, obwohl es Berlin selbst nichts angeht, hier erwähnt werden, weil Berliner Persönlichkeiten bei dem Verfahren betheiligt waren, und weil Wolff auf große Berliner Kreise Einfluß übte.

Gegen den Philosophen Wolff war der König durch Joachim Lange (oben S. 120) aufgehetzt worden. Nach dessen Mittheilungen hatten die Generäle von Löben und von Natzmer dem Könige die Verderblichkeit der Lehre an folgendem ihn persönlich berührenden Beispiele plausibel gemacht: Ein potsdamischer Grenadier könne wegen Eidbruchs und Verlassens der Fahne nicht bestraft werden, da er zu seiner Handlungsweise nach der prästabilirten Harmonie und der Lehre vom freien Willen von Ewigkeit bestimmt sei. Solchen Frevel, durch welchen er seine Lieblinge hätte einbüßen können, mochte der König nicht dulden. Daher erließ er (8. Nov. 1723) ein Edict: Da er gehört, daß Wolff Lehren vortragen solle, welche der Religion widerständen, so solle Wolff nicht ferner geduldet werden, sondern habe binnen 48 Stunden das Land bei Strafe des Stranges zu räumen. Um auch die Wirkungen der Wolffschen Lehre zu vernichten, wurden (22. Juli 1727) sämmtliche Wolffsche Schriften, weil mit atheistischen Grundsätzen angefüllt, verboten; denen, die etwa beim Lesen angetroffen wurden, ward lebenslängliches Karren angedroht.

Es dauerte lange, bis der König diese drakonische Strenge bereute und von den falschen Anschauungen zurückkam,

*) Wuttke, Chr. Wolff eigene Lebensbeschreibung, Leipzig 1841, S. 35 fg. Büsching, Beiträge zur Lebensgesch. denkwürdiger Personen, Halle 1783 Bd. I, S. 21 ff. Förster, Bd. II, S. 352 ff. Handschriftliche Briefe Manteuffels an den Grafen Brühl (Dresd .Arch.), mir freundlichst mitgetheilt von E. Wolff in Kiel.

durch welche jene hervorgerufen worden war. Diese Umkehr wurde durch Cocceji, Grumbkow und den Fürsten von Anhalt-Dessau bewirkt. Cocceji wurde ausersehen, (1733) dem Philosophen Mittheilung von der veränderten Gesinnung des Königs und von dessen Entschluß zu machen, jenen als Vicekanzler und Geheimen Rath nach Frankfurt zu berufen. Als Wolff sich Bedenkzeit ausbat, schrieb Cocceji, der König ließe ihn seines empressements versichern, daß ihm mit seinem Kommen der größte Gefalle von der Welt geschehe. Da Wolff Bedenken trug, von dem ihm so gütig gesinnten Landgrafen von Hessen seine Entlassung zu erbitten, ließ der König schreiben, er wolle selbst um die Dienstentlassung nachsuchen.

Diesem Entschlusse stellten sich wiederum Schwierigkeiten entgegen. Joachim Lange, der schon einmal den Philosophen zu Falle gebracht, suchte durch eine neue Schrift das Eindringen des Gefährlichen zu verhindern. Durch die Lektüre dieser Schrift oder eines aus derselben gefertigten Auszugs bedenklich geworden, trotzdem er von dem Philosophen den zweiten Theil seiner praktischen Lebensweisheit mit einer Widmung erhalten hatte, ertheilte der König den Predigern Carstädt, Jablonski, Noltenius, Reinbeck den Auftrag, zu untersuchen, in wiefern Wolffs Ansicht die christlichen Lehren angriffen. Der König soll damals selbst die Wolffsche Logik gelesen und Stellen daraus in seinen Briefen citirt haben. Von dieser Logik dachte er hoch, gering aber von Wolffs Moral, zumal dieser den Geizigen für den Unvernünftigsten erklärt hatte. Obgleich nun die Beauftragten erklärten, sie könnten nicht finden, daß in den Schriften atheistische Bemerkungen enthalten seien, waren die Verdächtigungen doch wirksam genug, um die begonnenen Unterhandlungen abbrechen zu lassen.

Was Wunder, daß Wolff diese neue Kränkung bitter empfand. Vielleicht wäre er, an eine aufrichtige Reue glaubend, der ehrenvollen Aufforderung gefolgt; nun, da 1739 eine neue Berufung an ihn kam, mußte er glauben, obwohl damals in

einer Kabinetsordre seine Logik den Predigern empfohlen wurde, daß das Possenspiel von Neuem begänne und hielt seinerseits die Bittenden hin. Zuerst erbat er sich Bedenkzeit; auf ein neues Schreiben antwortete er nicht; als ihm ansehnliche Bedingungen geboten wurden, erwiderte er, daß „unüberwindliche Schwierigkeiten" sich seinem Kommen entgegenstellten. Und als gar im Auftrag des Königs Morgenstern zu Wolff reiste, um durch Ueberredung Wolffs Bedenken, deren Hinfälligkeit der König erkannte, zu zerstreuen, mußte der lustige Rath diesmal traurig abziehen.

Wolff hatte Recht. Neben solchen Männern war sein Platz nicht, sollte er nun in Frankfurt oder Halle lehren, welchen Ort der König zuletzt bestimmt hatte. Der Geist mußte ein anderer werden, bevor er, der als Märtyrer ausgegangen war, als Triumphator wieder einziehen konnte. Dies geschah erst unter Friedrich II. Der große König sühnte auch dieses Unrecht seines Vaters.

Aber wenn auch Wolff selbst nicht kam — heimlich aufgehetzt durch den Grafen E. Chr. von Manteuffel, der, seit dem Jahre 1736 in Berlin, beim König in hohen Gnaden lebte, in literarischen Dingen ebenso hinterlistig wie in politischen — so breitete sich seine Lehre in Berlin sehr aus. Eine kleine Gesellschaft der „Aletophilen"*) oder Wahrheitsfreunde, von dem ebengenannten Manteuffel, wie er selbst schrieb par badinerie plutot que dans une intention sérieuse gestiftet, diente seinem Ruhme. Der Buchhändler Haude gehörte zu diesem Verein, der auch außerhalb Berlins seine Filialgesellschaften errichtete. Reinbeck war der dritte, der mit den Genossen in Haudes Stube bei der Pfeife Tabak zusammenkam. Denkmünzen schlagen mit stolzen Inschriften war wohl das Hauptvergnügen der Berliner Genossen

*) Vgl. die Notizen aus Manteuffels Briefen an Gottsched; Danzel, Gottsched S. 36 ff. und die dort A. 1 angeführte Literatur. Ueber Manteuffel A. D. B. XX, 256 fg. — Im Dresdner Archiv, wo unendlich viel Briefe an und von Manteuffel vorhanden, ist über die Aletophilen nichts zu finden.

und ihres Stifters. Sein Name prangte stolz auf der einen Seite, während auf der anderen die Göttin Minerva stand, auf ihrem Haupte die Bildnisse Leibnizens und Wolffs tragend; das letztere umrahmt von der schönen Umschrift: Sapere aude. Es war gewiß ein herrliches Programm, das der „Hexalogus" der Gesellschaft enthielt: „Die Glieder sollten nichts für wahr oder für falsch halten, ohne durch zureichenden Grund davon überzeugt zu sein; sie sollten die Wahrheit als Zweck ihres Wollens betrachten und ihre Ausbreitung, den Schutz aller derer anstreben, welche die Wahrheit suchen oder vertheidigen," — aber wieviel davon Phrase war, wieviel durch die That verwirklicht wurde, ist uns völlig unbekannt.*) Die eigentliche Thätigkeit der kurzlebigen Gesellschaft ging freilich nicht von Berlin aus; der eifrig Thätige war Gottsched und seine Gattin in Leipzig. Von ihm rührte z. B. ein unter Reinbecks Namen erschienener Grundriß „ordentlich und erbaulich zu predigen" her. Es scheint, daß nach Manteuffels Weggang — Friedrich II. verwies bei seinem Regierungsantritt den doppelzüngigen Diplomaten des Landes — die Gesellschaft aufhörte; unter Friedrich dem Großen brauchte die Wahrheit kein Dunkel mehr, um Schutz zu genießen.

Keiner der Theologen unter Friedrich Wilhelm I. kann an geistiger Kraft und priesterlicher Würde einem Spener oder an Selbstbewußtsein und Entschiedenheit des Auftretens einem Schade und Porst an die Seite gestellt werden. Eine Erwähnung verdient nur Joh. Gust. Reinbeck**) (1683—1741). Er war wie die

*) Auch in anderen Städten gab es ähnliche Vereine mit ähnlicher Zwecklosigkeit. In einem Briefe an Gottsched (Leipziger Univ. Bibl.) erwähnt Perard (Stettin) am 24. Juli 47, daß eine Reform in Folge von Unordnungen in den alethophilischen Versammlungen bevorstehe. „Les soupers ont été réformés, les fêtes anniversaires presque abolies"; er mit seinen „dignes confrères" werde nächste Woche den Geburtstag des Stifters feiern.

**) J. G. Reinbeck, Sammlung nachgelassener Schriften sowie Ehrengedächtniß des Verfassers. Berlin 1743. Georg v. R., Leben und Wirken des J. G. R. Stuttgart 1842. Daraus S. 23. 97 fg. die unten mitgetheilten dichterischen Proben. — A. D. B. XXVIII, 2—5.

meisten tüchtigen Theologen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aus der Schule der Hallenser Pietisten hervorgegangen. Durch ihre Vermittlung kam er 1709 als Porsts Adjunkt nach Berlin und wirkte dann als Prediger der Friedrichswerderschen und Dorotheenstädtischen Gemeinde, dann der Petrikirche, 1717 wurde er Propst, 1729 Consistorialrath.

Wie Schade und Porst, so trat auch er gegen Schwärmer auf. Den 1710 erschienenen Schriften von Römeling „Zerstörung Babels von Mitternacht und Morgen“ und Daut „Helle Donnerposaune“, deren Verfasser sich Offenbarungen rühmten, die von ihnen und ihren Anhängern als göttliche Eingebungen betrachtet wurden, setzte er seinen Widerspruch in einer scharfen Predigt „Prüfung der Geister“ entgegen. Aber seltsam genug: er, der so klar die Schwächen Anderer durchschaute, war selbst in den Thorheiten der Zeit befangen. Er glaubte fest daran, daß sein Schwiegervater, der braunschweigische Leibarzt Robert Scott, im Stande gewesen sei, Gold zu machen und stellte noch 1736 in einem Briefe an einen Adepten ein öffentliches Zeugniß dieses seines Glaubens aus. Er war ein eifriger und sehr beliebter Prediger, der möglichst klar zu sprechen sich bemühte, der, weil er selbst fromm war, eine erbauliche Wirkung nicht verfehlte, obgleich er viel von seinen philosophischen Studien und Liebhabereien in seine Predigten hineinbrachte. Er war ein eifriger Schriftsteller, der außer seinen Predigten viele exegetische Schriften herausgab. Er trieb, nach der Unsitte seiner Zeit, eine übereifrige Polemik, nicht bloß, wie die meisten seiner Genossen, gegen schwache, leichtzuüberwindende Gegner, sondern gegen Männer von Gewicht, wie Dippel und Thomasius. Aber wie alle selbständigen schöpferischen Naturen blieb er nicht bei Widerlegung seiner Gegner stehen, sondern suchte seine Gedanken in positiver Weise zum Ausdruck zu bringen. Gelegenheit dazu bot sein vierbändiges Hauptwerk „Betrachtungen über die in der Augsburgischen Confession enthaltenen und damit verknüpften göttlichen Wahrheiten“ (Berlin 1731 ff.), in welchem er nicht

bloß das Bollwerk protestantischer Gesinnung erklären und vertheidigen, sondern den Orthodoxen gegenüber darthun wollte, wieviel göttliche Wahrheiten auch aus vernünftigen Gründen hergeleitet werden könnten. Schöner aber als durch seine Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und schriftstellerische Gewandtheit bewährte sich Reinbeck durch seinen Charakter. Die Freunde hatten Recht, wenn sie in der ihm gewidmeten Denkmünze integritas als eine seiner Haupteigenschaften bezeichneten. Denn er hatte den Muth, gegen die Unionsbestrebungen aufzutreten, als sie vom Hofe betrieben wurden, für Wolff einzutreten, als es nicht ungefährlich schien, dem Philosophen das Wort zu reden. Gerade durch solchen Muth erwarb er sich, mehr denn als Schmeichler und Kriecher, das Vertrauen seiner Herrscher. Dies aber in seinen Kämpfen für sich und wider seine Gegner zu gebrauchen, stand ihm nicht an. Denn er folgte dem schönen Satz, „daß man große Herren nicht in gelehrte Streitigkeiten hineinziehen, und theologisch-kirchliche Fragen nicht durch Machtsprüche entscheiden lassen dürfe, da dies für die Wissenschaft ebenso verderblich sei wie für die Kirche“. —

Reinbeck's Prosaschriften sind heute nicht mehr zu lesen. Nicht bloß ihr theologischer Inhalt, auch ihre rauhe Form haben sie unserm Geschmack entfremdet. Einzelne seiner Verse aber sind, wenn sie auch gewiß der Vollkommenheit entbehren, der Anführung werth. Der erste zeigt einen gewissen Humor, sowie Unerschrockenheit den Großen gegenüber. Als der König einmal ihn, den ernsten Geistlichen, aufforderte (1717), die Gesundheit eines hübschen Mädchens in Versen auszubringen, extemporirte er in gewandter Weise:

„Wenn mir ein schönes Kind begegnet,
Das Gott mit Anmuth hat gesegnet,
Dann fallen mir Gedanken ein.
Der Gott, der so viel schöne Sachen
Aus einem Nichts hat können machen,
Wie schön muß dieser Gott nicht sein.“

Bedeutsamer sind die Stachelverse, die er gegen Joachim

Lange's heftige Schmähung Wolffs als eines der drei W's, „so großes Weh gemacht" in ein Stammbuch schrieb, Verse, die zugleich die Mannhaftigkeit seiner Ueberzeugung in schöner Weise darthun:

Ich weiß ein dreifach W, das großes Wohl gemacht:
Die Weisheit, die der Neid selbst als was Gutes acht;
Die Wahrheit, die von Gott den Ursprung hergenommen,
Und die vom dritten W ein großes Licht bekommen.
Wer ist, der dieses W zu unserer Zeit nicht kennt,
Ob man den Wolff gleich nicht bei seinem Namen nennt?
Doch gibt's ein dreifach L, so diesem W entgegen,
Von diesem will ich dir nur zwei vor Augen legen:
Das Lästern, das die Welt anjetzt zur Tugend macht,
Die Lügen, die jüngsthin der Hällische Feind erdacht,
Das Dritte nenn' ich nicht: man kennt's an seinen Thaten;
Wer dieses nicht gewußt, der müßte Lange rathen.

Zu den Persönlichkeiten, die im religiösen Leben Berlins zeitweilig eine Rolle spielten, gehörten Francke und der Graf Zinzendorf (1700—1760).*)

Francke hatte schon früher mit Berlin Beziehungen unterhalten.**) Er war am 12. Okt. 1701 zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Schon Friedrich I. hatte ihn bei seinem Besuche in Halle (1708) gnädigst behandelt und ihn (1709) für Berathungen wegen des Armenwesens nach Berlin gerufen; auch damals hatte er, obwohl sein Aufenthalt keine praktischen Folgen hatte, sich der Gunst des Königspaares zu erfreuen gehabt, dadurch sogar die Eifersucht mancher Berliner Prediger hervorgerufen. Friedrich Wilhelm I., anfänglich gegen Francke eingenommen, war durch den General v. Natzmer zu seinen Gunsten umgestimmt worden. Er hatte bald nach seiner Thronbesteigung

*) König Friedrich Wilhelm I. und der Graf Zinzendorf. Nach den in dem Königl. Archiv zu Berlin befindlichen Originalschriften zusammengestellt. Berlin 1847. — Biogr. Lit. verzeichnet bei Goedeke, Grundriß III, 203. Hier ist besonders benutzt die Biographie von Spangenberg 8 Bände. Barby 1773 ff.

**) Für das Folgende: Cramer, A. H. Francke. 2 Bde. Halle 1880 und 1882.

bei einem kurzen Aufenthalt, den er in Halle nahm, Francke besucht. Er hatte Francke bei dessen Anwesenheit in Berlin (1714) ausgezeichnet und von einer kühnen Predigt desselben, der er unvermuthet beiwohnte, sich sehr entzückt gezeigt. Auch bei einem zweiten Aufenthalt in Berlin (1719) war Francke mehrfach von dem König zu vertrauter Zwiesprache herangezogen worden und hatte auch dem Kronprinzen religiöse Fragen vorlegen dürfen. Noch in demselben Jahre war er in Halle durch einen Besuch des Königs im Waisenhause geehrt worden; Friedrich Wilhelm I. hatte alles so vortrefflich gefunden, daß er den Gedanken äußerte, Francke wegen der Soldatenkinderschulen nach Berlin zu berufen.

Die von Zinzendorf begründete herrenhutische Secte fand zwar erst in der folgenden Epoche größere Beachtung, doch darf das erste Auftreten des Stifters nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Zinzendorf, der, wie alle selbständigen Naturen, dem König von vornherein verdächtig erschien, war ihm noch geradezu als Ketzer und Störer staatlicher Ordnung dargestellt worden. Daher ließ der König, nachdem er mehrere Annäherungsversuche des Grafen abgewiesen, ihn erst dann an sich heran, als jener ihm praktische Vorschläge zur Etablirung der Salzburger zu machen sich erbot. Gerade dieser praktische Zug in Zinzendorfs unermüdlichem Wirken, seine weiten Reisen, seine Begründung von Colonieen machten ihn dem König angenehm, der nun, beharrlich wie er in Liebe und Haß war, dem Grafen stets ein freies Wort gestattete und ihm seinen Schutz angedeihen ließ. Für Zinzendorf hatte diese Zusammenkunft noch die besondere Folge, daß er bei einem längern Aufenthalt in Berlin (1737) von den Pröpsten Roloff und Reinbeck geprüft und, nachdem diese gegen die Orthodoxie seiner Lehre nichts einzuwenden gefunden hatten, durch Jablonski zum Bischof der mährischen Brüder ordinirt wurde. Es war für ihn ein freudiger Moment; nun konnte er schreiben, „die Leute, die in Berlin geredet hatten, wovon sie nichts wußten, beständen mit Schanden."

Vielleicht hatte Zinzendorf bei diesem Aufenthalte in Berlin, wo sein Stiefvater (Feldmarschall v. Natzmer) und andere Verwandte wohnten, die preußische Residenz als den geeigneten Boden für weitere Thätigkeit erkannt. Denn wichtig war ihm die Stadt, wie er sich einmal ausdrückte, „wegen der Seelen, die mein seliger Pathe Spener, Schade und Lysius hier häufig erwecket." Daher kam er Ende 1737 wieder nach Berlin und blieb bis zum April 1738. Damals predigte er in Berlin, wozu er des Königs Erlaubniß erhalten mit den Worten, „er solle in Gottes Namen das reine Wort Gottes predigen und Gott solle auch seinen Segen dazu geben." Dieser königliche Schutz wurde dem Grafen auch weiter zu Theil. Als der König eine Schmähschrift gegen die Herrenhuter empfing, glaubte er der Versicherung des Grafen, daß er bei der Augsburgischen Confession stehen bleibe. Da er im herrenhutischen Gesangbuch dunkle, mystische und unbegreifliche Lieder fand, begnügte er sich mit dem Bekenntniß des Grafen, daß auch er mit dem Liederbuche nicht völlig zufrieden sei und erwartete eine Streichung solcher Gesänge.

Die Berliner Reden Zinzendorf's sind ein für das religiöse Leben der Stadt wichtiges Ereigniß.*) Zinzendorf, der wie jeder von seiner Sache Begeisterte, bevor er sprach, Beklemmungen fühlte und erst während des Sprechens die volle Sicherheit über sich erlangte, behandelte in diesen Reden hauptsächlich vier Materien (ich bediene mich absichtlich der Ausdrucksweise der Getreuen Zinzendorf's): 1. die wesentliche ewige einige Gottheit des, der Mensch geworden ist, 2. die wahre wesentliche natürliche unvermischte Menschheit des Gottes vom Himmel, 3. den Glauben an Jesus als an den einzigen Weg zur Seligkeit, 4. das Bekenntniß, daß alle Sünder, denen die Sünde bekannt ist, die Sünde lassen, als Frucht der Sündlosigkeit, die Jesus mit seinem Blute erkauft habe. Die Reden rührten die Anwesenden, selbst erwachsene Männer zu Thränen. Sie erregten bei denen, die davon hörten, das Verlangen, sie zu lesen, so daß Zinzendorf, der anfänglich ihre Veröffentlichung nicht wünschte, sich entschließen mußte, sie nach der Niederschrift eines begeisterten Zuhörers drucken zu lassen. Auch die Begründung einer Gemeinde lehnte der sonst unermüdliche Colonieen- und Gemeindegründer anfänglich ab; erst allmälig, als der Bitten zu viele wurden, ließ er sich bewegen, einzelne Einrichtungen zu treffen.

*) Gedruckt in 2 Abtheilungen, eine für Manns-, die andere für Frauenspersonen. Berlin 1737.

Mit der Erstarkung der äußerlichen Frömmigkeit hing auch die Vermehrung des Aberglaubens zusammen. Gewisse abergläubische Vorstellungen, die nie in Berlin ganz ausstarben, fanden damals ihre lebhaften Fürsprecher. Zeugniß dafür ist eine damals publicirte Schrift über die „weiße Frau", jenes Gespenst, dessen Erscheinen immer den nahen Tod eines Mitgliedes der Herrscherfamilie anzeigen soll.*) Der Autor, der von der Wahrheit aller möglichen Gespenster- und Geistergeschichten durchdrungen ist, glaubt auch an die weiße Frau, „solches Gesichte, welches nicht ohne Verhängniß Gottes wahrhaftig geschehen, nicht aber im Kopf der unberichteten Leute entsponnen ist", und erzählt alle möglichen Erscheinungen dieser Frau. Sie ist Agnes, die Wittwe eines Grafen von Orlamünde, die, um den ersten Burggrafen von Nürnberg zu erlangen, den sie liebte, ihre Kinder tödtete, mit ewigem Gefängniß bestraft wurde und nun,

*) Q. D. B. V. Die von Gott erschaffene Unsichtbahre Welt Oder Der Geister, Soviel als aus dem Lichte der Natur absonderlich der Heil. Schrifft bekannt ist, Werden nach erheischender Ordnung und Nothwendigkeit, einige aus hiesigen Musen-Zimmer ihrem geringen Vermögen nach mit wenigen Teutschen Reden kürtzlich berühren, Zu dero beliebigen Anhörung, den Octobr. 1725 Morgens um 9 Uhr und zu dem Nachmittag um 2 Uhr angehenden öffentlichen Examine Seine allerseits Hochgeehrteste Herren, Herren Patronen, respective Gönner und geneigte Gutthäter, Hiermit gebührend einladet, Und giebt zugleich eine Nachricht von der Berlinischen Weissen Frauen, Samuel Jacobi Brand, Lyc. Spand. R. 1725. 8 Bl. in 4°.

ihrem eigenen Wunsche nach, zu erscheinen hat, sobald ein Mitglied des Hohenzollernhauses sterben soll. Der Autor erzählt ihre letzten Erscheinungen, 1659 dem Oberstallmeister von Borgstorff, der sie aber ausschalt und zur Treppe herabwarf, 1677 der Kurfürstin Louise Henriette, 1685 dem Hofprediger Brunsenius. Im Zimmer der Kurfürstin sei sie zuerst von den Kammerfrauen gesehen worden; da die Kurfürstin eintrat, „als eine curieuse Dame, so nach dem principio, welches sie mit aus Holland gebracht, alle Spukhistorien verachtete", habe sie das Gespenst auch gesehen; dieses aber, das bisher auf einem Stuhl am Bett gesessen, habe sich erhoben und „nach einer Reverenz seinen Abtritt genommen". Die Thatsache, daß in den letzten 40 Jahren keine Erscheinung vorgekommen, sucht der Autor sich in seiner Art zurechtzulegen. Er berichtet nämlich Folgendes: „Da aber fast alles in der Welt sich unsichtbahr macht, so hat auch dieses Spectrum auffgehöret sich sehen zu lassen, seit dem, da man im Schloß-Bau begriffen gewesen, und im Niederreißen eines Stücks Gebäudes vom alten Schlosse nach dem Garten werts, in einer Lufft-Röhre ein Gerippe gefunden, welches auff Befehl Königs Friederichs auff dem damahligen Dohm-Kirch-Hoff begraben worden." Man darf nicht glauben, daß der Autor mit seinen Lesern Scherz treibt; er meint es völlig Ernst, daß das Gerippe, das man seiner „Zartheit" wegen für ein weibliches gehalten habe, das der weißen Frau gewesen sei, das nun endlich Ruhe habe. Er schließt seine Darlegung mit folgenden Worten: „Diese so wahrscheinlich producirten Zeugnisse von dem Berlinischen Spectro werden so lange feststehen, bis sie von Anderen, so sich darum genauer bekümmern wollen, mit apodictischen Demonstrationen widerlegt werden."

Noch andere Reste der alten durch Schade und Porst theils gepflegten, theils bekämpften Schwärmerei hatten sich erhalten. Dazu gehörten die „Inspirirten" (1718)*), unter der Führung

*) König IV, 80. 230 ff.

eines Studenten und eines Schneiders, die von Gott die Aufgabe erhalten zu haben vorgaben, der sündigen Menschheit mit Strafen zu drohen, falls sie sich nicht besserten. Sie bezeugten Sehnsucht, für ihre Verkündigung im Gefängnisse zu leiden; statt dessen wurden sie nach kurzer Untersuchung über die Grenze gebracht.

Auch vereinzelte Gichtelianer, Anhänger Gichtels, des bekannten 1710 gestorbenen ascetischen Theosophen, fanden sich in Berlin. An ihrer Spitze stand ein Hofschuster Schramm. Bei ihm fanden sich Briefe und Bücher, in denen gegen die „beweibten Männer" geeifert und der hohe Preis der Jungfrauschaft besungen, aber auch das „äußere Abendmahl" perhorrescirt und das „Prediger-Feuer" als unheilig, im Gegensatz zu der in den Erweckten lodernden heiligen Flamme bezeichnet wurde. Solche „mystische dunkle Sachen" galten für zu unschädlich, um Anlaß zu einer Verfolgung zu bieten.

Denn der Schwärmerei zu Leibe zu gehen, blieb nicht, wie es wohl angemessen gewesen wäre, den Predigern vorbehalten, sondern wurde, gemäß der neuen Doctrin, durch die weltliche Macht bekämpft. Ihr fiel auch der Korbmacher und Schwärmer Joh. Velzen zu, einer jener unschädlichen Thoren, bei denen man nie weiß, ob man über sie lachen oder weinen soll. Sein Buch*), auf dessen Titel er die ersten Buchstaben seines Namens J. H. V. schrieb, um denselben an Jehovah anklingen zu lassen, wurde einfach confiscirt (14. März 1727). Der Verfasser, ein ehrsamer Handwerker, der zu seinem Unglück ein Jünger Schade's geworden, war ein vollständiger Narr. Er rühmte sich, nachdem

*) Die Edle Neu-Testamentisch Köstliche Perle des Himmel- und Gnadenreichs in uns . . . Allen Religionen, hohen und niedrigen Standespersonen, Gelehrt- und Ungelehrten, ja der ganzen Welt, hiermit in Dreien Büchern präsentirt. Alles aus innerlicher Erfahrung und täglicher Praxi geübt und endlich durch wunderbare Schickung Gottes ans Licht gestellt durch einen seiner geringsten und einfältigen, aber doch treuen und aufrichtigen Werkzeuge J. H. V. Berlin, gedruckt bey Joh. Grynäus 1726. Die folgenden Bände — es sind im Ganzen 6 — erschienen in Ft. und Leipz. bis 1741. — Einzelnes über ihn Berlinische Blätter 1797, I, S. 113 ff.

er zwei Kinder gezeugt, die früh starben, die „Kunst der gänzlich jungfräulichen Keuschheit“ zu üben, was ihm freilich nicht gar schwer fiel, da seine Frau nichts von ihm wissen wollte und schließlich mit einem Schneidergesellen davonlief. Seine ungefährliche Schrulle bestand darin, daß er Nachts, namentlich bei Mondschein, vor den Thoren oder im Lustgarten herumwandelte „im herzlichen Seufzen und Gebet“. Einmal im Thiergarten, so erzählt er, da er sich als großen Sünder anklagte und Gott bat, ihn zu verschlingen, erschien ihm der Herr Jesus. Dieser forderte ihn auf, aus seiner Grube herauszusteigen. Der also Begnadete fiel dem Herrn zu Füßen, Jesus aber blieb bei ihm „und wanderte als in einem Geiste und doch als in einer männlichen Gestalt die ganze Nacht mit mir herum im Walde“. Sie unterhielten sich „von dem Licht und Leben der Ewigkeit und von dem Reiche Gottes inwendig“. Viele Engel, die ihnen folgten, hörten den Gesprächen zu. — Dem armen Thoren, der solche Visionen wirklich hatte oder sie erdichtete, wäre ein Platz im Irrenhause gewiß dienlicher gewesen, als ein Platz unter den literarischen Märtyrern.

Von sonstigem Aberglauben, der in den Zeiten starker Gläubigkeit und robuster Freigeisterei sich leicht entwickelt, war diese nüchterne Zeit ziemlich frei. Wenn man einem klaren, scharfblickenden Mann, der nichts von einem Charlatan und noch weniger von einem Propheten an sich hatte, wie dem Staatsminister von Ilgen*), die Fähigkeit zuschrieb, einem Jeden das Prognostikon zu stellen, so scheint sich dieses darauf zu beschränken, daß er einmal Patkul über den Tisch zurief, er möge seinen Kopf festhalten. Aber diese Bemerkung, wenn sie nicht, was am wahrscheinlichsten ist, scherzhaft gemeint war, konnte in der prekären Lage des unversöhnlichen Feindes des Schwedenkönigs recht wohl begründet sein und erheischte keinerlei prophetische Begabung.

*) Vgl. König, Bd. IV, 253. Eine Biographie Ilgens, die aber nichts Hierhergehöriges erwähnt. A. D. B. XIV, 16—19.

Außer den Schwärmern gab es damals wie allezeit Betrüger, die auf die Thorheit ihrer Zeitgenossen oder deren Neigung zum Aberglauben spekulirten.*) Zu diesen gehörte der Notarius publicus G. J. Job, der dem Postsekretär Elias Feßer verkündete, er werde im Wasser sterben. Als dies zufällig eintraf — scheu gewordene Pferde drängten den Unglücklichen, dem sie auf einer Brücke entgegenrannten, in den Fluß — rühmte sich der Nativitätssteller seiner Kunst. Gegen solches Rühmen trat der Prediger Lysius auf, spottete der vorgeblichen Kunst und wollte, da Job widersprach, ihn nur dann als Wahrsager anerkennen, wenn er ihm den künftigen Papst, den Preis des Getreides im künftigen Jahre und ob solches gut gerathen werde, angeben könne. Die Ausflucht, die Job in Betreff der Papstfrage wählte, er sei nur dann im Stande, sie zu beantworten, wenn er Geburtsstunde und -Minute sämmtlicher Cardinäle wüßte, war mindestens ebenso geistreich wie die Frage des geistlichen Herrn: der König war jedenfalls der Klügste, daß er den ganzen Streit durch ein Machtwort untersagte.

Ein ähnliches Machtwort wurde vom Könige gelegentlich auch in anderen Spukgeschichten von Kobolden und Hexen gesprochen, in welchen freilich die Geistlichen eine andere Rolle spielten. An solche Erscheinungen glaubten sie und gaben sich nur Mühe, z. B. einer elenden Weibsperson, Dorothea Steffin, den Teufel, der ihr, wie sie behauptete, auf dem Wedding erschienen und für zehn Dukaten von ihr als Verbündeter angenommen war, auszutreiben. Ging aber der Teufelsspuk zu weit, so verbot der König, ferner davon zu reden; damit war die Sache wenn auch nicht zu Ende, so doch vertuscht.

Bei allen diesen Vorfällen spielten die Prediger mehr die Rolle der Zuschauer als der Mithandelnden. Sie hatten wohl Gutachten abzugeben und Gelegenheit zu mahnen und zu warnen. Da auch ihre wissenschaftliche Neigung ziemlich dürftig und die

*) Für dies und das Folgende bin ich auf die Mittheilungen bei König IV, S. 42fg. 178 angewiesen.

Bethätigung schriftstellerischer Lust beim Könige nicht beliebt war, so blieben sie auf ihr seelsorgerisches Wirken und auf das Abhalten von Predigten beschränkt. Was von solchen vorliegt, ist nicht sonderlich bedeutend. Um ein Beispiel zu geben, sei auf eine Predigt hingewiesen, in der Lampertus Gedicke den Hauptzweck eines Christen definirt.*) Er findet ihn darin, daß der Christ sich selbst lebe, sich selbst oder die Welt zum Zweck habe, zum höchsten Zweck aber Gott und ihm zu Dienst und Ehre lebe, und meint, daß bei einem solchen Hauptzweck der Christ sich nicht verirren und verlieren könne. Noch gar manche andere Predigten sind gedruckt; hier mag nur auf solche hingewiesen werden, die sich auf Berliner Vorfälle beziehen.

Traurige Ereignisse wurden vornehmlich von den Predigern dazu benutzt, die Größe Gottes zu erweisen und die Gläubigen zur Reue und Buße aufzufordern. Drei solcher Ereignisse erregten besonderen Schrecken.

Das erste war das Auffliegen des alten Pulverthurms 1720. Dabei wurden 76 Personen getödtet, 46 schwer verwundet, Garnison-Kirche und Schule wurden dermaßen beschädigt, daß der König die Errichtung neuer Gebäude befahl. Der Hofprediger Noltenius benutzte diesen Anlaß, um den Berlinern ins Gewissen zu reden. In seiner auf Anordnung Friedrich Wilhelms I. gedruckten Predigt**) kam es ihm durchaus nicht

*) Der Haupt-Zweck Eines Christen in seinem gantzen Leben, wurde nach Anleitung des Evangelii Domin. I. Epiphaniae Anno 1724 in der Berlinischen Garnison-Kirche bey öffentlicher und volckreicher Versammlung vorgestellet, und auf allergnädigsten Befehl Seiner Königlichen Majestät zum Druck übergeben von Lampertus Gedicken Probst Inspect. und Garnison-Prediger. Berlin, bei Gottfr. Gedicken. Näheres über G., 1683—1735, bei Küster II, 613—615.

**) Posaune des Worts und der Gerichte Gottes, vorgestellet in einer Buß-Predigt über Amos III, v. 6, welche des Sonntags nach dem am 12. Aug. 1720 durch Zersprengung eines Pulver-Thurms über Berlin ergangenem Gericht, auf dem Königlichen Schloß gehalten und auf Ihr. Kön. Maj. allergnädigsten Befehl sichern Sündern zur Warnung, Verständigen aber zur Aufmunterung Herausgegeben von Johann Arnold Noltenio, Königl. Preuß. Hof-Prediger. Berlin, J. A. Rüdiger, 1720.

darauf an, eine Geschichtserzählung zu liefern, sondern zur Buße zu mahnen. Sein aus dem Propheten Amos gewählter Text: „Bläset man mit Posaunen in einer Stadt, daß sich das Volk davor nicht entsetze? Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue?“ gab ihm folgende fünf Schlußfolgerungen ein: 1. dankbar zu sein, daß Gott Viele verschont habe, 2. Buße zu thun, 3. den Beschädigten und Betrübten Liebe zu erweisen, 4. das Vertrauen nicht auf ein Ding zu setzen, „das so in einem Huy vergehen kann“, 5. stets zu wachen, d. h. auf den Tod gerüstet zu sein.

Geringeres Unglück richtete in demselben Jahre ein Gewitter in der Marienkirche an. Auch dieses gab zu einer theologischen Schrift Veranlassung.*) Sie wollte die Allmacht Gottes erweisen und rief doch, gewiß gegen den Willen des Predigers, skeptische Gedanken hervor. Der Redner legte dar, daß Einige in der Lauheit der Prediger, Andere in der Gottlosigkeit der Zuhörer, noch Andere in dem Umstande, daß Hurenhäuser sich um die Kirche befänden, die Ursache des Unglücksfalls erblickten. Dabei verstieg er sich zu dem Satze: „Was ist aber das für eine Folge? Es sind um diese Kirche herum Hurenhäuser, darum muß der Donner ins Gotteshaus schlagen, warum nicht in die Hurenhäuser?“

*) Gottes Allmacht, wenn alles donnert blitzt und kracht, zu allen und jeden Zeiten erwiesen und bei den heftigen Wetter, so in diesem J. 1720 den 23. Juli Nachm. sich über hiesige Kön. Residentzien gezogen und die St. Marien-Kirche abermahls verletzet, von neuem in lauter histor. Erzehlungen gepriesen. Von Jakob Schmidt, Prediger zum h. Geist in Berlin. 1720. (K. B.) Der poetische Geschmack des Autors wird durch folgende Verse, die sich ziemlich am Schlusse finden, illustrirt

Was der Mensch nachmacht, ist ohne Kraft,
Wird von Gott belacht und bestraft,
Des Donners und Blitzes wunderliche Wirkung
Dient zu der Allmacht Gottes Verherrligung.
Mensch, fürchte Gott und Donners Kraft
Daß Wetterstrahl dich nicht hinrafft —
Mit Donnern, Blitzen, Feuerkrachen
Wird Gott der Welt das Ende machen.

Das furchtbarste Unglück aber war der im Jahre 1730 gleichfalls durch einen Blitzschlag erfolgte Brand der Petrikirche, durch welchen nicht nur der Thurm dieser Kirche, sondern 40 Bürgerhäuser zerstört wurden. Da der Brand (29. Mai) Abends zwischen 8 und 9 Uhr ausbrach, so war die Furcht vor einer schreckensvollen Nacht allgemein. Während sich der Prediger J. G. Reinbeck begnügte, eine „umständliche Nachricht" von dem Brande aufzusetzen, gab Daniel Schönemann davon eine völlige poetische Beschreibung.*) Es wird nicht unwillkommen sein, aus dieser für die Culturzustände jener Zeit interessanten Schilderung eine Hauptstelle herauszuheben:

Dein frohes Mayen-Fest war ruhig angefangen,
Du wustest noch von nichts als lauter Fröhlichkeit;
Es war der erste Tag in süsser Lust vergangen,
Der andre war ihm gleich, bis zu der Abend-Zeit,
Du fürchtetest kein Leid, und hoftest ohne Sorgen,
Nach einer stillen Nacht, den angenehmsten Morgen.
Ein gräßliches Gewölck, ein grausendes Gebrülle,
Ein prasselndes Geknall, das in der Lufft entsteht,
Verstöhret unverhofft die ungestöhrte Stille,
Und macht, daß alle Lust im Augenblick vergeht,
Ein grausam zischendes und immerwährend Blitzen,
Macht die beklemte Brust bald kalt, bald ängstlich schwitzen.
Hier fährt der Herr herab; Vom Schnauben seiner Nasen
Erzittert, bebt und fleucht, Lufft, Erde, See und Fluß,
Ein schrecklichs Donnern muß zu dem Verderben blasen,
Darauf wirfft seine Hand (ach! welch ein harter Schluß)
Die Pfeile, deren Macht den höchsten Thurm zersplittert,
Die Pfeile, deren Macht den tiefsten Grund erschüttert.
Des Herren Wohnung muß zuerst in Flammen stehen,
Sein Feuer fällt zuerst auf seinen Feuer-Heerd.
Die Pracht, womit man ihn gezieret solte sehen.
Der neu erbaute Thurm wird jämmerlich verzehrt;
Wird denn das grüne Holtz des Herren Hauß auf Erden
Ein Opffer seiner Gluth, was kan am dürren werden?

*) Eylfertige und wohlmeynende Gedancken über den brennenden Petri-Thurm, Von Daniel Schönemann, Predigern zu St. Georgen. Berlin, Zufinden in Rüdigers Buchladen. 1730. Ueber Schönemann vgl. unten S. 240 und 246 ff. Die hier benutzte Schrift ist bei Goedeke nicht angeführt. — Zur Gesch. der Kirche, Küster II, 495–521.

Des Herren Feuer-Werck ist einmahl angesteckt,
Der Odem seines Zorns bläßt mit Gewalt darein;
Ein grosses Theil der Stadt wird mit der Gluth bedeckt,
Es soll in Asch', in Stein und Grauß verkehret seyn.
Es muß seyn süsser Grimm so lange um sich fressen,
Biß er das Ziel erreicht, das ihm war abgemessen.
Wie mancher muß sein Bett und liebes Hauß verlassen?
Sein thränend Auge giebt ihm kaum den letzten Blick,
Er steht bald blaß, bald roth von ferne auf der Gassen,
Das Hertz ist voller Angst und hofft auf das Geschick.
Bald giebt er in der Furcht, was er gehofft, verlohren,
Und bald wird wiederum die Hoffnung neu gebohren.
Doch in dem Augenblick reißt ein erschrecklich Krachen,
Von Flammen, Hauß und Hof, und alle Hoffnung hin,
Er aber steht bestürtzt bey so betrübten Sachen,
Und wünscht noch wohl dazu in dem geschlagnen Sinn,
Da er das Seinige in Flammen sieht begraben:
Das Unglück nur gehört und nicht gesehn zu haben.

Dieser also geschädigten Kirche galt des Königs besondere Vorsorge.*) Sie war eine der ältesten Berlins und hatte sich, mühe- und ehrenvoll, die schweren Zeiten hindurch erhalten. In der letzten Zeit waren aber fast nur traurige Geschicke der Kirche zugestoßen. Sie war baufällig geworden und hatte nirgends opferwillige Helfer gefunden, weder beim König noch beim Magistrat, noch bei dem Publikum, dessen Betheiligung an einer Lotterie so kläglich war, daß der Reinertrag nur in 80 Thalern bestand. Ihr Retter wurde Friedrich Wilhelm. Er ließ 1717 die Kirche gründlich neu in Stand setzen. Ein Thurm, der 355 Fuß hoch werden sollte, wurde in Angriff genommen und die 1727 begonnene Arbeit so gefördert, daß Ende Mai die Helmstange aufgebracht werden konnte. Da wurde die Arbeit, wie schon erwähnt, durch einen Blitzstrahl vernichtet. Unverdrossen ließ der König seine Hofbaumeister Gerlach und Grael aufs Neue an die Arbeit gehen. Er selbst bewilligte eine große Summe; der König von Sachsen stellte Pirnaer Sandstein zur Verfügung. Diesmal handelte es

*) Nach einem Vortrage Borrmann's. Bericht im Berl. Tagebl. 14. Febr. 1892.

sich nicht um eine Verbesserung des Bestehenden, sondern um einen völligen Neubau. „Die Kirche erhielt die Form eines langen, den Bedürfnissen einer Predigtkirche angepaßten Saalbaues, welcher in der Längsachse des Platzes parallel mit der Gertraudtenstraße liegen sollte, während die alte Kirche diagonal zum Platze angeordnet war. An der Nordfront, gegenüber der Brüderstraße, sollte sich der 355 Fuß hohe Thurm erheben." Der Bau der Kirche wurde in überraschend kurzer Zeit vollendet; der König selbst war in seiner energischen, Bauleuten und Umstehenden nicht immer sehr erfreulichen Weise als oberster Aufseher mitthätig gewesen. Schon am 28. Juli 1733 konnte die Einweihung der Kirche stattfinden. Das Schmerzenskind, der Thurm, der nun an die Reihe kam, erwies sich wiederum als rechtes Schmerzenskind. Am 21. August 1734 brach er ganz unvermuthet, vielleicht in Folge schlechten Materials, zusammen. Selbst diese Katastrophe vernichtete den Muth des Königs nicht. Vielmehr bewilligte er zum Neubau des Thurmes eine sehr große Summe. Aber als auch diese nach dem Voranschlag nicht ausreichte und von anderer Seite keine Gelder zu erlangen waren, erlahmte der Eifer. Die Kränklichkeit des Königs erlaubte ihm nicht mehr, den Aufpasser zu machen. Bei seinem Tode war man mit dem Bau des Thurms erst bis zur Dachtraufe der Kirche gediehen. So blieb sie etwa 70 Jahre: 1809 wurde sie noch einmal durch Feuer zerstört und erstand erst 1844 bis 1852 in ihrer neuen Gestalt.

Die unter Friedrich Wilhelm I. erbaute Hauptkirche Berlins war die Dreifaltigkeitskirche*), die erste Kirche für die deutschen Christen der Friedrichstadt. Der Bau geschah nicht bloß unter der Regierung des Königs, sondern auch auf seine Anregung und mit seinen Mitteln. Es sollte eine Kirche werden, die Lutheranern und Reformirten gemeinsam diente. Als Bausumme wurden

*) Geschichte der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Im Zusammenhange der Berliner Kirchengeschichte dargestellt. Festschrift zum 150jähr. Jubiläum der Kirche. Von S. Lommatzsch. Berlin 1889.

11 329 Thaler bewilligt und unentgeltliche Lieferung der Baumaterialien versprochen. Am 31. October 1737 fand die Grundsteinlegung statt. Die Weiherede hielt Reinbeck, der den König pries und für die Kirche den Wunsch aussprach, daß „alle, die in diesem Hause zusammenkommen, lebendige Steine zu Gottes geistlichem Hause werden möchten". Der Bau wurde von dem Maurermeister Naumann geleitet. Der seitdem übliche Name ward von dem König gewählt, der die vorgeschlagenen Namen, die an seinen eigenen anklangen, ablehnte. Die Geistlichen und Küster erhielten bescheidene Wohnungen in der Nähe der Kirche eingerichtet. Die Parochie der Kirche wurde nach längeren Verhandlungen mit den naheliegenden festgesetzt. Ein Obercuratorium wurde ernannt, welches das königliche Patronat zu verwalten hatte; dadurch erlangten die Pastoren Befreiung von der Aufsicht der Superintendenten. Der Bau der Kirche sollte sehr beschleunigt werden, damit die Einweihung am 200. Jahrestag der brandenburgischen Reformation (31. Mai 1739) stattfinden könnte; da dies nicht anging, so wurde der 30. August 1739 zum feierlichen Anfang festgesetzt, obgleich auch damals noch Manches unfertig war. Der König nahm in Begleitung der Prinzen und des Hofstaates an der Feier theil und widmete der neuen Kirche prächtige Geschenke. Als reformirter Geistlicher wurde F. W. Jablonski durch seinen Vater, als lutherischer J. J. Hecker durch Reinbeck eingeführt. Beide einführende Redner hoben in beredten Worten die Duldsamkeit der Religion hervor und mahnten zu Frieden und Einigkeit sowohl innerhalb als außerhalb der einzelnen Confessionen. Die beiden neueingeführten Prediger, von denen Hecker sich später um das Berliner Schulwesen bleibende Verdienste erwarb, hielten am 2. September 1739 ihre Antrittsreden, beide gekennzeichnet durch Bescheidenheit, Gläubigkeit und starke Hervorhebung des unionistischen Standpunkts. Sie wirkten beide bis tief in die Zeit Friedrichs des Großen hinein.

Schon zur Zeit Friedrichs I. hatte sich in Berlin eine kleine katholische Gemeinde gebildet (vgl. oben S. 74fg).*) Zwar hatte der Herrscher die von dem Kaiser gestellte Forderung abgelehnt, daß den Katholiken der Bau eines Hauses in Berlin vergönnt werde, in dem sie durch drei oder vier Geistliche ihren Gottesdienst ungehindert ausüben könnten, aber auch das Verbot der Theilnahme der Katholiken an den im Hause des kaiserlichen Residenten stattfindenden religiösen Uebungen wurde nicht streng aufrechterhalten. Seit 1695 wirkte in Berlin der Jesuit Engelbert Borges als Missionar; 1709 hatte er etwa 600 Communicanten, darunter viele hohe Herren. Er wohnte in dem vom kaiserlichen Gesandten gemietheten Hause, war nur geduldet als Kaplan des Gesandten und erhielt vom Kaiser eine kleine Unterstützung. Als aber eine Zeit lang (1715) der Gesandte ein Protestant war, der das mit einer Kapelle versehene Haus zu miethen keine Lust hatte, wurde die Lage des Geistlichen schwierig. Denn der Besitzer des Hauses, Baron von Heems, verlangte, daß der Priester das Haus räume. Dadurch wäre er nicht bloß obdachlos geworden, sondern hätte, da er nur als Gesandtschaftskaplan geduldet war, Berlin verlassen müssen.**) Er war froh, wenigstens das zu erreichen, daß er bis über Weihnachten seine Stätte nicht zu verlassen brauchte, ne tumultus fieret in populo und konnte constatiren, daß selbst Lutheraner und Reformirte mit seinem Geschick Mitleid hätten. Nach manchen Zwischenfällen wurde (1721) trotz des Protestes der Berliner Katholiken, denen das Heems'sche Haus besser gelegen war, unmittelbar vor dem Leipziger Thor in dem von dem österreichischen Gesandten gemietheten Hause eine 2000 Personen fassende Kapelle eingerichtet, die freilich, um keinen Anstoß zu erregen, durch Verschläge verkleinert wurde und nach der Straße zu keine Fenster hatte. Borges, der bis 1719 lebte, hatte seinen geistlichen Vorgesetzten von Uebertritten mancher seiner Beichtkinder zum reformirten Glauben zu berichten, äußerst selten dagegen von der Rückkehr verirrter Schafe zu seiner Herde. Er wurde von Friedrich Wilhelm I., den er nicht wie dessen Vorgänger als Feind der Katholiken betrachtete, als Militärgeistlicher benutzt, zur Communion katholischer Soldaten und zur Begleitung solcher, die hingerichtet wurden. Bei derartigen Fällen durfte er selbst in Berlin öffentlich zu der zusammengeströmten Menge reden. Unter den schwierigsten Verhältnissen, oft ohne Gehalt, ohne Unterstützung von Wien aus, auf Bitten und Betteln für die nothwendigen Kirchenutensilien, selbst für einen ihm nöthigen neuen Anzug angewiesen, mußte er leben. Abends mußte er sich mit einem Glas Bier und einer Dreiersemmel begnügen. Denn für seinen Lebensunterhalt konnte er jährlich nur 41 Thaler 8 Groschen verwenden. Trotz aller Noth entfaltete er eine große Wirksamkeit. Er ließ vor dem Spandauer Thore ein Häuschen bauen, darin Arme wohnten und die Zinsen eines kleinen von ihm zusammengebettelten Kapitals verzehrten. Er spendete das Abendmahl, las Messen und predigte in der Fastenzeit zweimal des Tags. Er, selbst einer der Aermsten, mußte für seine Kranken betteln und verwendete sich vergebens um Einräumung eines Begräbnißplatzes für die Katholiken. Größere Seelenschmerzen empfand er darüber, daß in der Nähe Berlins so viele Gläubige ohne geistlichen Zuspruch und ohne religiöse Uebungen lebten; den größten darüber, daß ein Katholik Dietrich Schütte dem König als „kortweiliger Rath" diente. Auf Borges folgte Jordanus Cordes, auf ihn (schon 1720) Dominicus Tork, der 1722 ordentlich bestallter Militärgeistlicher wurde, nebst seinem Bruder Pius. Ihre Obliegenheiten wurden bei dem Anwachsen der Gemeinde immer größer, aber ihre Lage besserte sich nicht.

Denn Friedrich Wilhelm I., der die Jesuiten als „Vögel, die dem Satan Raum geben" und als „Teufel, die da zu vielem

*) F. W. Woker, Aus norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Schriften der Görres-Gesellschaft I, 1884, S. 31—54. — Im Allg. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche. I. Bd. Lpz. 1878.

**) Das Haus des Barons von Heems befand sich in der Heil. Geiststraße neben dem Postamt, vgl. z. B. Berl. Adreßkalender 1707 S. 122. — 1720 Hahnisches oder Simonetisches Haus, König IV, 1 S. 94.

Bösen capabel", bezeichnete und ihrer Ansiedelung mit aller Macht sich widersetzte, war trotz Borges' guter Meinung kein Freund der Katholiken.*) Zwar kaufte er für den katholischen Gottesdienst ein Haus in der Krausenstraße für 1800 Thaler und duldete einen „katholischen Pfaffen" mit der Begründung, „weil viel katholische Bürger und Leute da sein", aber sonderliche Vergünstigungen gewährte auch er den Priestern nicht. Als der katholische Pater (Torck?) 1726 bei der Beerdigung seines Cantors, des Gärtners Dahuron, auf dem Gertraudten-Kirchhof, wo die katholischen Begräbnisse in aller Stille stattzufinden hatten, „eine öffentliche Procession und Rede gehalten, worin er die Katholischen als apostolische Rechtgläubige erhoben, auch vom Fegefeuer und selig machenden Vorbitten für die Verstorbenen mit höhnischen Gebärden ein und anderes ausgestreuet, mithin den bei solcher ungewöhnlichen Ceremonie zusammengelaufenen Pöbel sehr geärgert", wurde er vermuthlich „zur Raison gebracht", wie der Geh. Staatsrath Knyphausen vorschlug. Als er aber durch den Halberstädter Bischof nach Osnabrück versetzt werden sollte (1728), wurde er auf des Königs Befehl zum Verbleiben in Berlin genöthigt. Katholische Mönche, die in Berlin herumgehen sollten, „und zwar einer gar in Mönchs-Habit", wurden nicht geduldet, selbst wenn sie vorgaben, zum Protestantismus überzugehen. Proselytenmacherei wurde dem katholischen Geistlichen aufs Strengste verboten; einem „Zeugmacher", der 1733 seine Tochter zu Torck senden wollte, damit sie katholischen Unterricht erhielte, wurde sofort befohlen, sie in der lutherischen Religion erziehen zu lassen. Im Jahre 1734 trat Valentin Stubritz als Militärgeistlicher an Torcks Stelle.

Der große Kurfürst hatte die ihres Glaubens wegen vertriebenen Franzosen in seine Länder aufgenommen; Friedrich I., der sie mit Privilegien aller Art ausstattete, selbst sie zu seinen ersten Räthen erhob und zusah, wie sie in der Umgebung seiner

*) Dies nach Lehmann I, S. 408, das Folgende das. S. 803 ff.

Gattin die vornehmste Rolle spielten, hatte sich ihrer als förderſamer Unterthanen zu erfreuen. Friedrich Wilhelm I., der die Franzosen nicht leiden mochte, that den vertriebenen Salzburgern eine ähnliche Wohlthat an, wie seine Vorfahren den Franzosen. Es war bei ihm ebensowenig bloße Menschenliebe, bloßes Mitleid für die Verfolgten, wie bei seinen Vorgängern. Auch ihn leitete wie jene der Nützlichkeitsstandpunkt. Es war sein Schade, aber nicht seine Schuld, daß die Salzburger weder an Geschicklichkeit noch an Betriebsamkeit, weder an Vermögen noch an geistigem Können den Franzosen glichen. Für Berlins Entwickelung haben sie nicht entfernt die gleiche Bedeutung wie jene. Sie blieben ein unbeachteter und unwirksamer Bruchtheil in der großen Stadt, an welche sie sich schwer gewöhnen konnten.

Aber in der an wichtigen Vorfällen für die Geschichte der Stadt so armen Regierungsperiode Friedrich Wilhelms I. ist die Aufnahme der Salzburger ein Ereigniß, das eine nähere Betrachtung verlohnt.*) Die Salzburger Protestanten wurden

*) Für das Allgemeine vgl. Droysen, Friedrich Wilhelm I. Bd. II, S. 160 ff. — Unter den zahlreichen Einzelschriften, Predigten, Unterredungen, die damals erschienen, sind die wenigsten in Berlin gedruckt. Eine Erwähnung verdient „Continuation d. Gesprächs zwischen Mart. Luther und einem 1732 zu Altenburg verstorbenen Saltzburgischen Emigranten Hannes Mossegern." Berlin 1732. Für das Folgende ist hauptsächlich benutzt: „Als den 30. Apr. und Mai 1732 Einige hundert um der Evangelischen Religion willen vertriebene und von Sr. Königlichen Majestät zu Preußischen Kolonisten angenommene Saltzburger in Berlin angelanget waren, Wurde den nächsten Sonntag Jubilate darauf der Petri-Gemeinde und den anwesenden Emigranten über Marc. 10, 28—31 eine Predigt gehalten. Und selbige hernachmals nebst einem Anhange, worinnen von denen, seit der Reformation her, im Saltzburgischen wider die Evangelischen vorgenommenen Bedruckungen eine historische Nachricht ertheilet wird, herausgegeben von Joh. Gust. Reinbeck, Kön. Preuß. Consistorialrath Probst und Inspector in Cölln, Berlin 1745." Die in der letzten Schrift S. 48 erwähnten „Umständlichen und wahrhafften Nachrichten von den Saltzburgischen Emigranten" von einem Candidatus theologiae nebst 4 Fortsetzungen und vier anderen denselben Gegenstand behandelnden Schriften sind zusammengebunden in dem Bd. Sy. 10,932 der K. Bibl.

nicht, wie ihre französischen Glaubensbrüder, geradezu vertrieben, aber in jeder Beziehung so geplagt, in ihrem Fortkommen geschädigt, in ihrer freien Bewegung gehemmt, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, daß Manche es vorzogen, ihr Heimathsland zu verlassen. Von Seiten Preußens wurde die Geneigtheit erklärt, die Flüchtigen aufzunehmen. Doch war es nicht leicht, sie nach Preußen zu bringen. Denn der Marsch der Unglücklichen, die außer ihrem gesammten unbeweglichen Vermögen auch den größten Theil ihrer beweglichen Habe hatten zurücklassen müssen, war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. In Baiern, Tyrol und Böhmen hatten sie durch Geistliche, Rathsherren und das fanatisirte katholische Volk viel erdulden müssen. Schmähende Ausrufe, Drohworte, wie die zu Donauwörth ausgestoßenen, „die ketzerischen Hunde wären werth, daß man sie alle miteinander auf dem Schellenberge verbrennte und am Galgen aufhinge", hatten schlimme Thaten gegen die wehrlose Menge zur Folge. Am 27. März — im December 1731 waren sie von Salzburg fortgezogen — kamen die ersten Wanderer zu Harburg im Oettingischen an, wo sie von einem preußischen Commissar in Empfang genommen wurden. „Als sie in die Stadt gingen, sangen sie das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten". Ihre Bücherchens und Bibeln trugen sie in den Händen; die Väter und Mütter hatten ihre kleinen Kinder auf dem Rücken angebunden und in den Armen; darüber den zuschauenden Einwohnern die Thränen häufig aus den Augen drangen." Seitdem war die Plagezeit der elenden frommen Schar zu Ende. Bei der Wanderung durch preußische oder glaubensverwandte Provinzen konnten sie ihre Klagelieder in Dankgesänge verwandeln. Der König freute sich ihrer Ankunft. Der erste Trupp, der durch Berlin kam, bestand aus 843 Personen; bis Ende September waren der Durchziehenden 16,848 geworden. Den Räthen wurde ob der gewaltigen alle Voranschläge überschreitenden Schar bange; der König jubelte „Gott lob, was thut Gott dem Hause Brandenburg für Gnade, denn dieses

gewiß von Gott herkommt" und erwiderte den ängstlichen Rathgebern: „Je mehr Menschen, je lieber". Und als Görne in einem Bericht bemerkte, das Publicum werde auf Jemanden die Verantwortung schieben, antwortete der König in einer seiner drastischen Marginalnoten: „Losgehn? Es geht auf mir los; ich übernehme Alles."

Die Aufnahme der Salzburger war des Königs eigenstes Werk; als solches wurde es etwas über Gebühr von Friedrich dem Großen gepriesen. Da aber der König, nach seines Sohnes Worten, „Alles nicht nur befohlen, sondern selbst der Ausführung vorgestanden, alles entworfen und vollzogen, keine Anstrengung, keine Mühe und Sorgfalt, keine Versprechungen und Belohnungen, keine noch so große Summe gespart hatte", so war es billig, daß er von den neuen Ankömmlingen begrüßt wurde. Er empfing die Ersten am Leipziger Thore und wurde gewiß durch manch dankbaren Blick der Einziehenden belohnt. Gläubig, wie er war, freute er sich, ein Gott wohlgefälliges Werk verrichtet zu haben; die „bewunderungswürdigen Antworten", welche die nach ihrem Glauben Befragten in der Kirche abgaben, bewiesen ihm, wie recht er gethan, die Zahl seiner gläubigen Landeskinder durch eine so große Zahl Glaubenseifriger vermehrt zu haben. Ein Zeugniß großer praktischer Klugheit legte er dadurch an den Tag, daß er die Einwanderer, Bauern und kleine Handwerker, nach dem eigentlichen Preußen wies, wo es an Colonisten mangelte, das weite Land zu bebauen.

Ueber die Aufnahme des ersten Trupps berichtet Propst Reinbeck folgendermaßen: „Sie wurden in Berlin vor dem Thor mit einer Rede empfangen und durch die Schüler singend durch die Stadt geführt, da man denn nicht allein eine große Bewegung unter allen Einwohnern verspüret, sondern auch insonderheit bemerket, daß die Königlichen Kinder, soviel derselben damals hier in Berlin waren, ihren Vorbeizug vor dem Schloß mit vielen Thränen angesehen. Von der Mildthätigkeit, welche die sämmtlichen Einwohner gegen sie in der ganzen Zeit, da sie

sich hier aufgehalten, erwiesen haben, darf hier nicht viel gemeldet werden. So viel ist nur überhaupt zu gedenken, daß sie sammt und sonders zu zwölfen, zwanzigen und mehreren sind gespeiset worden, so daß man oft keine derselben bekommen konnte, weil sie alle schon zum Essen besprochen waren. Außer den vielen Almosen, welche ihnen beim Einzuge und sonst gegeben worden, unter welchen eben wie in Halle ein päpstischer Soldat einem vorbeiziehenden Emigranten 9 Pfennige schenkte und dabei sich verlauten ließ, daß eine solche Verfolgung und Verjagung anderer Religionsverwandten nicht von Gott, sondern vom Teufel herrühre, und daß ihre Geistlichen, welche Schuld an dergleichen Uebeln wären, es verantworten möchten; so sind auch in den Kirchen, wo die Becken für sie ausgesetzet, 2628 Thlr. 11 Gr. 11 Pf. gesammelt worden; da denn überdem von vornehmen und anderen gutthätigen Personen noch 839 Thlr. für sie eingeschickt worden."

Die Wohlthätigkeitsbeweise waren auch sonst sehr zahlreich. Einzelne vornehme Leute hatten in ihren Wagen „ganze Metzen mit Gelde vor sich stehen" und ließen durch ihre Bedienten unaufhörlich unter die Armen vertheilen. Bier, Brot und Käse wurden in Massen dem Commissar zur Vertheilung zugeschickt. Einige rührende Züge werden erzählt. Der König, als er die elenden Gestalten vor sich vorüberziehen sah, rief aus: „Kinder, ihr sollt's bei mir gut haben". Die Einziehenden, unter die an den Thoren Berlins Exemplare des Neuen Testaments vertheilt wurden, sprachen dankerfüllt: „Zu Hause hat man uns das Wort Gottes weggenommen; hier aber trägt man es uns entgegen."

Natürlich konnte sich Schönemann die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine Predigt in Versen zu halten. Als die Emigranten vor das Königsthor kamen, wo ihnen Quartiere angewiesen waren, wurden sie durch Schönemann mit einer Rede begrüßt, die also anhob: „Seid willkommen, liebste Brüder! Seid willkommen, Christi Glieder! Papstes Joch ist abgethan; Jetzt seid ihr in Kanaan" und mit folgenden Worten schloß:

„Geht nun hin in die Quartiere, Bleibt bei Jesu dem Paniere, Seid bedeckt mit Jesu Macht, Liebste Brüder gute Nacht." Es ist zu vermuthen, daß den Hörern das Schlußwort das angenehmste der ganzen Rede war.

Schönemann's Verse enthalten freilich die lauterste Poesie, wenn man sie mit anderen damals in Berlin erschienenen Versen des Mich. Weise, der auch eine Uebersetzung von Ghirardis italienischem Theater angefertigt haben soll (König IV, 245), vergleicht. Der Curiosität halber soll wenigstens eine Stelle aus diesen hier mitgetheilt werden. Nachdem der Autor gegen den Salzburger Bischof gewaltig geeifert, fährt er fort:

Heut lässet uns Berlin mit Wunderthat beweisen,
Dein Frevel rührt das Herz des Königes von Preußen,
Darum er auch den Schmerz nicht bei sich bergen kann
Er nimmt Verlassene in seine Fittgen an,
Sie sollen Dach und Fach, Geld, Nahrung bei ihm finden,
So weiß der Heilige Geist der Großen Herz zu binden . . .
Der Preußen Adler fliegt selbst durch die ganze Welt
Wenn sein erbarmend Herz in Aller Augen fällt
Denn der vertriebenen Salzburger mehr als Armen,
Will er mit Huld und Gnad sich väterlich erbarmen.
Er nimmt bei Tausenden, dem Höllschen Feind zu Trutz
Die Kinder Gottes auf in seinen Vaterschutz.
Wer ist, der nicht mit mir die gute Hoffnung schöpfe,
Der Preußen Adler kriegt gewißlich noch zwei Köpfe.

Unter denen, welche den Salzburger Emigranten reiche Spenden boten, standen die Juden obenan.*) Ein zeitgenössischer Chronist berichtet, daß unter den Berlinischen Juden „Männer und Weiber diesen verjagten Leuten nicht allein bei ihrem Einzuge in die Stadt vieles zugeworfen haben, sondern sie sammelten auch sogleich des andern Tages nach der Ankunft des ersten Trupps von freien Stücken eine Collecte in ihrer Synagoge." Wenn man die Geber fragte, warum sie den Christen spendeten,

*) Vgl. S. 86 A. *

da sprachen die Frauen: „Gott führt ja die Sache der Wittwen und Waisen, liebt den Fremdling und gibt ihm Speise und Kleidung“, und die Männer antworteten: „Wir sind Fremdlinge wie sie.“ Nur freilich mit dem Unterschied, daß, während die Salzburger als liebe Gäste begrüßt wurden, die Juden das saure Brod der Knechtschaft und der Fremde zu beißen hatten.

Schon 1714 hatte der König gegen eine ziemlich hohe Zahlung ein neues Reglement ertheilt, wodurch den Juden ein höherer Zinsfuß, sowie der Zutritt zu Handwerken gestattet wurde; der Zuzug Fremder sollte erschwert, Kinder von Schutzjuden und die zweiten Gatten der Wittwen sollten gegen mäßige Summen in Berlin aufgenommen oder „angesetzt“ werden, wie der technische Ausdruck lautete. Die Zahl von 120 Familien, die einmal für Berlin festgesetzt war, wurde zunächst nicht beschränkt; eine zum Zwecke anderweitiger Regelung der Anzahl eingesetzte Judencommission hatte keine unmittelbare Wirkung. Wohl aber hatten die gegen die Juden auffässigen christlichen Kaufleute den Erfolg, in der 1716 erlassenen bis 1802 offiziell gültigen Handelsordnung folgenden Paragraphen zu sehen: „Alldieweil die Kaufmannsgülde aus ehrlichen und redlichen Leuten zusammengesetzet, also soll kein Jude, strafbarer Todtschläger, Gotteslästerer, Mörder, Dieb, Ehebrecher, Meineidiger oder der da sonst mit groben Lastern und Sünden beflecket und behaftet in unserer Gülde nicht gelitten, sondern davon gänzlich ausgeschlossen sein und bleiben.“ Auf diesem Standpunkte blieben die beiden Berliner Gilden, die Materialisten- und die Tuch- und Seidenhändler-Gilde bestehen. Sie beantragten 1733 den Juden den Verkauf von bisher nur von den Gildenmitgliedern vertriebenen Handelsartikeln z. B. Tabak, Kaffee und Thee weiter zu entziehen. Sie wünschten nach der von ihnen entworfenen Börsenordnung (1738) für die Juden überhaupt keinen Makler zuzulassen, weil dadurch die Subsistenz der christlichen Makler bedroht wäre, konnten aber diese Beschränkung nicht durchsetzen. Vielmehr wurde ein von den Oberältesten der Gilde verpflichteter jüdischer Makler zugelassen, die übrigen Juden aber vom Handel an der Börse ausgeschlossen.

Auch unter den Juden gab es Diebe und Betrüger; sie wurden in der hartherzigen Weise bestraft, welche jene Zeit gegen Verbrecher anzuwenden für gut hielt. Geringere Vergehen wurden mit Geldstrafen gebüßt; zwei Juden, die sich „schändlich besoffen“, so daß der eine Händel angefangen, der andere zwei Tage krank gewesen, werden mit hohen Geldstrafen belegt. Aber solche Vergehen des Einzelnen hatten die Folge, daß die Gesammtheit für die Schuld des Einzelnen verantwortlich gemacht wurde, wie denn auch eine Verpflichtung der Gemeinde oder an ihrer Stelle der Vorsteher für die Abgaben der Einzelnen festgehalten wurde. Dieselbe starre Willkür, dieselbe grausame Rücksichtslosigkeit, welche der König der Stadt gegenüber walten ließ, zeigte er auch der jüdischen Gemeinde. Manchmal hatte diese Bethätigung eines eisernen Willens, wie jede energische Kraftäußerung ihr Gutes, wie in der straffen Ordnung der inneren Gemeindeverhältnisse, der Beziehungen zu den Aeltesten u. A.; meist lähmte sie die Selbstthätigkeit der also Behandelten. Es kam einmal vor, daß auf direkten Befehl des Königs ein ganz junger ihm irgendwie empfohlener Mensch zum Rabbiner gewählt werden mußte. Dagegen wurde der Ehrgeiz geweckt, hinwiederum das Gerechtigkeitsgefühl schwer geschädigt durch besondere Auszeichnungen, z. B. durch den Titel „Garnison- und Hofagent“ oder das Recht einen Degen zu tragen. Auch Hauptprivilegien übten ähnliche Wirkung, d. h. Erhebungen Einzelner aus der Reihe ihrer Mitbrüder unter Verleihung besonderer Vorrechte für solche, die durch ihren Reichthum sich hervorthaten oder durch Begründung von Fabriken den Wohlstand vermehrten und Arbeitslosen nutzbringende Thätigkeit verschafften. Bald war der König empfänglich dafür, daß ein Berliner Jude ihm vier „große Leute“ verschaffte; bald fürchtete er Benachtheiligung seiner Liebhaberei, sobald sich „die Juden damit meliren.“ Auch seine Bauwuth veranlaßte den König

zu Concessionen; baute die Gemeinde, seiner Anordnung nach, ein massives Haus in der Friedrichsstadt, so erhielt sie das Recht zwei neue Familien anzusetzen.

Das wesentlich Neue, überaus Verhängnißvolle unter den Anordnungen Friedrich Wilhelms I. bestand darin, daß die Sonderstellung der Berliner Gemeinde aufgehoben, die Vereinigung mit denen ganz Preußens durchgeführt und die solidarische Haftbarkeit Aller erklärt wurde. Die Einzelbestimmungen des General-Privilegiums vom Jahre 1730 waren nicht strenger, wenn auch nicht milder als die früheren Verfügungen, das Drückende war besonders der unerbittliche, strenge, bisweilen unmenschliche Sinn, der in allen Erklärungen des Königs waltete. Handelsbeschränkungen und Geldauflagen, so drückend sie sein mochten, ertrugen die Juden mit einem durch Leiden gestählten Opfermuthe; dieser Tyrannei gegenüber, die ihnen geradezu das Recht des Lebens und Sterbens bestritt, waren sie ohnmächtig. Es war ein grausamer Hohn, wenn der König auf das Verlangen der Juden, die Beerdigung eines Todten solle stattfinden auch bevor die Erben alle Schulden des Todten an Christen entrichtet hätten, antwortete: der Todte dürfe nicht begraben werden; „der sinder kann ihn als zumalen auf seine karre unter galgen begraben." Es erinnerte andererseits an schlimme Zeiten des Mittelalters, daß man 1737 plötzlich Ernst machte, die durch das General-Reglement gebotene Beschränkung von 180 auf 120 Familien durchzuführen. Demgemäß wurde 584 Personen ohne Weiteres der Abzug aus Berlin geboten. Der größere Theil, 387, entfernte sich alsbald; die Meldung dieses Abgangs begleitete der König mit dem herben Worte: „Gottlob daß sie weg seyn, sollen die andere auch wegschaffen, aber sollen sich nicht in meine andern Städte und Provintzen niederlassen, sollen sie auch wegschaffen." Auch gegen die Verbleibenden wurde eine nicht geringere Härte geübt, dadurch, daß die, welche keine eigenen Häuser besaßen, genöthigt wurden, aus ihren Miethswohnungen auszuziehen, diese den Soldaten zu

überlassen, die sich über ihre unsauberen Quartiere in den zwischen dem Königs- und Spandauer-Thore belegenen Baracken beklagt hatten, und, soweit sie keine anderen Wohnungen finden konnten, die von den Soldaten verlassenen Quartiere zu einem von der Regierung festgesetzten willkürlichen Preise zu beziehen.

Daß bei einer derartigen Behandlung eine geistige Bildung der Juden nicht Platz greifen konnte, abgesehen von dem damaligen Vorurtheile der Meisten, das sie verhinderte, sich mit deutscher Sprache und deutschem Geisteswesen zu befassen, ist selbstverständlich. Es ist merkwürdig genug, daß bei dieser Bedrückung, bei diesem System, das die Betroffenen niemals zur Ruhe kommen ließ, sondern mit unerwarteter Willkür überraschte, materieller Wohlstand sich bildete und jene geistige Atmosphäre sich verbreitete, in der ein neues gesundes deutsches Geschlecht emporwuchs. Ganz schwinden konnte die literarische Thätigkeit nicht, da der öffentliche und private Gottesdienst, die ununterbrochene Beschäftigung mit den heiligen Schriften stets erneuten Druck, Uebersetzung und Commentirung der Gebete, der biblischen und talmudischen Bücher nöthig machte. Es gab daher Buchhändler und Buchdrucker, die sich bei ihren Produkten der auch für Andere gültigen Censur zu unterwerfen hatten. Der Umstand, daß man die Bestimmung für nöthig hielt, auswärtige Autoren dürften nur mit Bewilligung der Gemeinde-Aeltesten auf ihre Schriften subscribiren lassen, beweist, daß ein derartiges Sammeln von Unterschriften häufiger vorkam, das freilich mindestens ebensosehr Spekulation auf Wohlthätigkeit als Befriedigung litterarischen Sinnes sein konnte; und wirklich bedankte sich ein Schriftsteller dafür (1734), daß 70 Berliner auf sein Buch subscribirt hatten. Das wichtigste damals (1734—39) erschienene Werk ist eine 12bändige Ausgabe des babylonischen Talmud, die auf Anregung und auf Kosten Jablonski's veranstaltet wurde; am häufigsten wurden Gebetbücher, liturgische Werke verschiedener Art gedruckt. Doch kam es auch vor, daß ein trauriger Vorgang, die Flucht von Frauen aus der Berliner Synagoge in

Folge eines blinden Lärms, wobei manche Unglücksfälle vorkamen, hebräische und jüdisch-deutsche Lieder veranlaßte. Daß getaufte Juden sich mit christlichen Predigern vereinigten, um durch jüdisch-deutsche Schriften zur Bekehrung ihrer ehemaligen Glaubensgenossen mitzuwirken, war nichts Seltenes.

Trotz der mächtigen Scheidewand also, die Gesetz und Vorurtheil zwischen Juden und Christen aufgerichtet hatte, gab es einzelne Berührungspunkte. Auch in den Sitten herrschte unter den Bekennern der verschiedenen Religionen manche Uebereinstimmung. Einzelne Anordnungen aus dem damals angelegten Gemeindebuch mögen dies bezeugen. So sollte zu einer Gemeindesitzung Niemand ohne anständiges Oberkleid erscheinen, „damit Gottesfurcht und Anstand nicht verletzt werde." Ein Mitglied, das ohne Bart, mit einer Perrücke priesterliche Funktionen verrichtet hatte, wurde von dem Genusse der Ehrenrechte in der Synagoge ausgeschlossen. Heirathspasquille wurden verboten. Um dem bei Festen üblichen Luxus entgegenzutreten, wurde im Verhältniß zum Vermögen der Festgeber und der festlichen Veranlassungen selbst die Zahl der Einzuladenden bestimmt; als das nicht zu überschreitende Maximum wurde die Zahl von 30 Paaren angerathen. Ueberreste von derartigen Mahlen an Solche, die nicht hatten theilnehmen können, zu schicken, wurde mißbilligt; höchstens sollten Auswärtige bedacht werden, doch sollte man sich beim Uebersenden keiner goldenen und silbernen Geräthschaften bedienen. Es bleibt sehr merkwürdig, wie eine unterdrückte Gemeinschaft, sobald sie sich einigermaßen frei ergehen konnte, zu Unmäßigkeiten geneigt war, wie aber der gesunde Sinn derer, die für das Wohl dieser kleinen Abtheilung zu sorgen hatten, solche Ausschreitungen zu unterdrücken sich bereit zeigte.

Achtes Kapitel.

Wissenschaft und Litteratur. Theater und Kunst.

Friedrich Wilhelms I. Betrachtungsweise der Litteratur erhellt aus einem kürzlich bekannt gewordenen Schreiben*) an den Kriegsrath G. Ch. von Happe (1719): „Ich habe aus euern Schreiben ersehen, daß ihr abermals Willens seyd, einige Bücher drucken zu lassen. Ich wil solches durchaus nicht haben. Werdet ihr es euch dennoch unterstehen, wil ich euch aufhengen und eure Schriften durch den Büttel verbrennen lassen."

Vielleicht lag diesem schwerbegreiflichen Ausspruch die nüchterne Erwägung des rechnenden Geschäftsmanns zu Grunde, daß ein Angestellter, der sich mit Dingen beschäftigt, die seitab von seinem Berufe liegen, eine Pflichtversäumniß sich zu Schulden kommen läßt. Immerhin bekundet er eine völlige Nichtachtung des wissenschaftlichen Berufes, die traurige Folgen haben mußte. Denn alle diejenigen, die nicht aus gewaltigem innern Drang sich den Wissenschaften hingaben, mochten die Ungunst des Mächtigen scheuen, die so deutlich hervortrat.

Daher kam es zumeist, daß an die glänzende Gestalt eines Leibniz Epigonen niedriger Art sich anschlossen, daß die kurze Blüthe dichterischer und künstlerischer Thätigkeit vernichtet wurde. Aber noch ein Anderes, Schlimmeres kam hinzu. Der Nicht-

*) Archiv f. Gesch. d. dtsch. Buchhandels XI (1888) S. 359. Es geht ein bischen weit, wenn der Weimarische Resident Lehmann bekennt, er habe sich deswegen mit dem Betrüger Kléement eingelassen, weil der König „keine Gelehrten estimire" und sie mit seinem Gesicht „sauer ansehe". Z. f. preuß. Gesch. XI, 457.

achtung geistigen Wirkens schloß sich eine Herabsetzung und Verhöhnung der auf geistigem Gebiet Thätigen an. Durch solch öffentliche Degradation wurden nicht nur die wenigen Willigen von jeder Bewährung ernstern Strebens völlig abgeschreckt, sondern auch tüchtige, aber nicht allzu charaktervolle Menschen zu Narren entwürdigt.

Solch trauriges Schicksal wurde J. P. von Gundling zu Theil. Wenn auch nur ein Theil der von den Anekdotenerzählern berichteten Geschichten wahr ist: von dem ewig Betrunkenen, der in seiner Trunkenheit sinnlose Streiche übte und zum Stichblatt gemeiner oft gefährlicher Scherze gemacht wurde, so muß man sagen, daß hier ein Geist in böser Absicht, mit unwürdigen Mitteln zu Grunde gerichtet wurde.*)

Hätte Gundling in anderer Zeit und Umgebung gelebt, so wäre er ein bedeutender Mann geworden. Er war ein Gelehrter von Wissen und Geist, aber nicht unpraktisch, sondern auf sein Fortkommen bedacht, und geistreich und charakterlos genug, ein Narr unter anderen Narren zu sein. Das Spiel mit der Narrheit ist noch gefährlicher, als das Spiel mit dem Feuer: man bleibt selbst ein Narr, auch wenn man das Spiel aufzugeben vermeint. Der Satz, den Gundling einmal zu einem Offizier gesagt haben soll: „Ich habe mir viel Mühe gegeben, um in der Welt mein Glück zu machen, und es ist mir herzlich sauer geworden, ein Stückchen Brot zu finden. Hier habe ich es nun in Berlin gefunden. Daß ich so behandelt werde, fällt auf den, der es thut; also muß ich zufrieden sein und mich in mein Schicksal in Geduld fügen," entschuldigt ihn doch nur theilweise. Jeder Mensch ist einigermaßen für die Art verantwortlich, in der man ihm begegnet.

Gundling 1673—1731, seit 1705 in Berlin, war zuerst Professor an der Ritterakademie und Historiograph des Heroldamtes, unter Friedrich Wilhelm I., nach Aufhebung der beiden genannten

*) Vgl. Isaacsohn in A. D. B. X, 126—129.

Institute, Berichterstatter über historisch-politisch-juristische Dinge für das Tabakscollegium. Er entfloh, um der entwürdigenden Behandlung zu entgehen, die ihm widerfuhr; wurde zurückgebracht, nahm eine Zeit lang eine besondere Vertrauensstellung ein und genoß ein menschenwürdigeres Dasein, erlitt aber bald wieder gewohnte und unerwartete Demüthigungen, die durch zahlreiche ihm übertragenen Ehrenstellen — 1717: Oberceremonienmeister, 1718: Präsident der Akademie, 1724: Freiherr, 1726: Kammerherr — nicht verdeckt, vielmehr nur noch drückender wurden. Es ist ein kläglicher Anblick, einen ernsten, fleißigen Mann in so entwürdigender Lage sich abmühen zu sehen. Gundling war sowohl Historiker als Statistiker. In beiden Richtungen ging er neue Wege. Als Historiker war er der erste, der auf Urkunden die wahre Geschichtsforschung aufbaute und in umfassender, bisher unbekannter Art das urkundliche Material benutzte. Insbesondere das Berliner Archiv legte er seinen geschichtlichen Arbeiten zu Grunde. Er brachte eine Menge ungedruckter Urkunden zusammen, so daß seine Sammlung nach tausenden zählte. Er plante ein großartiges Regestenwerk, das die Grundlage wissenschaftlicher Geschichtsschreibung werden sollte. Als Statistiker ging er auf unbetretenen Wegen, indem er aus Zusammenstellungen, denen man bisher keine Bedeutung beigemessen hatte, wissenschaftliche Folgerungen zog und wirthschaftliche Forderungen entnahm.

Gundlings Art, die Dinge seiner Zeit anzusehen, tritt deutlich in einer merkwürdigen gänzlich unbeachteten Schrift hervor.*) Er bewies in ihr lebendiges Interesse für die ökonomischen Fragen der Epoche und ertheilte Antworten, die, wenn auch

*) J. P. Gundling's Nachricht von den Commerzien und Manufacturen in der Churmark Brandenburg, den Herzogthümern Magdeburg, Pommern wie Fürstenthum Halberstadt im J. 1712 nebst einigen Vorschlägen wie durch Verbesserung derselben das ganze Land in Aufnahme gebracht werden könnte. Herausgegeben von J. G. Hahn. Halle 1795. Die Schrift ist selbst bei Isaacsohn nicht erwähnt.

uns nicht befriedigend erscheinen, für seine Zeit merkwürdig sind. Als besondere Nachtheile des öffentlichen Lebens betrachtete er die Einführung der Lastgelder an Orten, wo Kornhandel getrieben werde, die Erhöhung der Consumtionssteuer und die Unwissenheit der Räthe und Commissarien. Als Abhülfe empfahl er: reichlichere Benutzung der Wasserwege, besonders des projectirten Kanals, „wodurch die Warthe mit der Rega und der Persant verbunden werden soll", Verbot der Ausfuhr und Verarbeitung der Rohstoffe im Ausland. Er stellte Untersuchungen an über Im- und Export; bei einer Specifikation der aus dem Auslande kommenden Waaren setzte er Vorschläge hinzu über Ersatz und Entbehrlichkeit derselben. Seine Auffassung geht klar aus folgenden Stellen hervor: „Diamanten, Edelstein, Perlen kommen durch die Juden in großer Menge ins Land." Dazu die Bemerkung: „Ist dem Lande nachtheilig, weil darin ein todtes Kapital steckt und man auch im Fall der Noth nicht gleich Gebrauch davon machen kann." Oder: „Blech kommt aus Hessen, dem Erzgebirge, dem Harz", wobei der Zusatz: „Könnte man im Lande machen, wenn man tüchtige Leute dazu gebrauchte." Als Ideal schwebte ihm die Erziehung seiner Landsleute zum Fleiß und zur Einfachheit vor. Dahin zielen Bemerkungen, wie die bei Hermelin: „wir können diese Waare ganz entbehren", bei Zobel: „muß mit starker Accise belegt werden, um den Frauenzimmern die Lust danach zu benehmen"; bei Kaffee und Thee: „die Deutschen haben angenehme Kräuter im Ueberfluß, die die Stelle des Thee ersetzen können". Papier, das bisher aus Sachsen und Böhmen komme, müsse man im Lande machen können; es sei leicht, hundert Papiermühlen im Lande zu errichten; eine sei schon in der Nähe Berlins errichtet, das Papier aber schlecht, „man müßte die Gelehrten durch Prämien aufmuntern, nützliche Werke zu ediren und sich zierlicher Druckschrift zu bedienen." Ueberhaupt solle der Buchhandel in Aufnahme gebracht werden. „Bibeln müssen hier gedruckt und alle fremden verboten werden;" Forscher durch Belohnungen angeregt werden, Preußischen oder Berliner Buchhändlern ihre Sachen in Verlag zu geben. Ebenso müßten die inländischen Zeitungen statt der auswärtigen gefördert werden. „Leidener und Französische Zeitungen können ins Land gehen, aber die Hamburger und größtentheils falschen Avisen müssen verboten und die Hallischen und die Berlinischen dafür substituirt werden." Der Weinconsum beängstigt ihn: „Rhein- und Moselwein wird bei steigendem Luxus sehr viel gebraucht, besonders in Berlin"; noch schlimmer stehe es mit den süßen Weinen, die „überdem sehr verwürzt" seien; spanischer und französischer Wein „ziehen ungeheure Summen aus dem Lande." Da aber doch getrunken werde, so solle Inländisches dazu verwendet werden. Italienischer Liqueur werde „bisher von den Italienern nachgekünstelt. Es sollten sich auch wohl mehr Einwohner finden, die in kleinen Städten, wo Holz und Kohlen wohlfeil sind, solche Liqueurs machten, wenn man sie dazu aufforderte". Ebenso dürfe Porzellan nicht mehr aus Holland eingeführt werden; „es müsse wegbleiben und unserer Berliner Fabrik aufgeholfen werden". Er freut sich mancher Berliner Produkte, die schon „in Mengen" ausgeführt werden, als „Kron-Rasch, Krepp, Estamine, Beuteltuch, allerhand Flor". Er sieht einer baldigen Besserung entgegen, wenn seine Vorschläge angenommen werden: Einführung bloßer Rohprodukte, Einladung fremder Meister, Errichtung von Magazinen in größeren Städten, besonders in Berlin, wohin die Manufacturisten ihre Fabrikate abliefern können; Innehalten der Vorschrift, „daß alle königlichen Bedienten nur allein Kleider und Hausgeräth aus Landesfabriken und Manufacturen gebrauchen". Als Ursachen des ökonomischen Rückganges führt er an, daß „die Magistratspersonen in unseren Städten zuviel arme Leute zu Bürgern aufgenommen haben, wovon kein einziger ein Handwerk gelernt hat und am wenigsten ein solches, das wir noch nicht im Lande haben, z. B. Berlin hat jetzt 500 Schuster und 700 Schneider, hingegen von anderen Manufacturisten, die in Seide, Messing u. s. w. arbeiten, wenige

und im Lande beinahe gar keine". Als einen andern Uebelstand hebt er hervor: „Sind die Wohnungen besonders in Berlin, wo die meisten Manufacturisten sind zu hoch in der Miethe angeschlagen, daß die Leute nicht auskommen können. Für eine geringe Wohnung muß wenigstens 30 Thaler gezahlt werden". — Gewiß sind alle diese Bemerkungen nicht die eines Genies, aber es sind Wahrnehmungen und Vorschläge eines bedachtsamen und verständigen Mannes. Wer von allen den eingebildeten Großen, die Gundling zur Zielscheibe ihres Spottes machten, hielt es damals der Mühe werth, solche Dinge zu erwägen, auf denen die damalige und zukünftige Wohlfahrt des Landes beruhte? Der Narr war auch diesmal klüger, als die, welche sich weiser dünkten.

Gewiß war Gundling in manchen Dingen ein Kind seiner Zeit. Die Unterscheidung des Bedeutenden und Unbedeutenden ging ihm ab. Die Knute, die Friedrich Wilhelm I. gerade Gundling gegenüber so besonders fühlbar zu schwingen wußte, hinderte ihn an jeder freien Meinungsäußerung und zwang ihm blinden Respekt vor jedem ab, der zu irgend einer Zeit über das Land geherrscht. Für seine Anschauungsweise überaus charakteristisch sind die Worte, mit denen er die Vorrede zur Biographie des Kanzlers Distelmeyer*) beschließt: „Diese Schrift ist eigentlich

*) Auszug chur-Brandenburgischer Geschichten Churfürst Joachim des I., Churfürst Joachim des II., Churfürst Johann Georgen zu Brandenburg bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Herrn Lampert Distelmeyers, Cantzlars (sic), gebürtig aus Leipzig, beschrieben von Jakob Paul von Gundling. Berlin 1722. — Zur Kennzeichnung von Gundlings Art sei hier der Titel einer spätern Schrift angeführt „Leben und Thaten Friederichs des Andern, Churfürstens in Brandenburg des H. R. R. Erzkämmerers. Aus den Archiven, Originalien, archivalischen Nachrichten, Diplomatibus, Urkunden, Tractaten, Registern, Briefschaften und damaligen Autoren auf hohen Befehl abgefasset von J. P. Freiherrn v. Gundling, Berlin 1732." — Der Verf. gebärdet sich in der Vorrede ziemlich vornehm, als wenn er sich gegen die wehren wollte, die etwa seine Glaubwürdigkeit angezweifelt hätten. Man müsse sich, so meint er, mit kurzen Hinweisen unter dem Text genügen lassen. „Es sollte sehr übel lassen, wenn man verlangen sollte, man hätte die

keine Historie, denn sie geht nur eine vornehme Privatperson an; die Historie aber begreift die Geschichte großer Souveräne, Reiche, Könige und Republiken, welche man aus denen Acten und Archiven in ihren deutlichen Umständen beschreibt, ohne das geringste Urtheil anbei zu setzen. Diese Lebensbeschreibung aber geht nicht weiter als auf das Amt und die Verrichtung dieses großen Mannes und daher kann man eine Sache freier erzählen als sonsten geschieht, welches die berühmtesten Franzosen und unter diesen insonderheit der berühmte Fléchier rühmlichst erwiesen und beachtet haben".

Nicht alle einzelnen geschichtlichen Arbeiten Gundling's können erwähnt oder gar besprochen werden. Die Bemerkung genüge, daß Gundling, der die Methode Pufendorf's angenommen hatte und geschickt zu üben verstand, auch dasselbe Stoffgebiet wie jener wählte, nämlich die Landesgeschichte. Er beschrieb außer den analysirten Schriften das Leben von fünf Brandenburgischen Markgrafen und Churfürsten, Albrecht dem Bären, Friedrich I. und II., Joachim I. und II., lieferte die Lebensbeschreibungen der Kaiser Conrad, Richard und Heinrich, verfertigte einen brandenburgischen und pommerschen Atlas und stellte Nachrichten über die Städte Halle, Magdeburg, Parma und Piacenza zusammen, lauter achtungswerthe gelehrte Arbeiten, aus denen spätere Forscher schöpfen konnten. Was aber nützt dem Armen und Elenden sein Nachruhm?

Der zweite der Gelehrten, die das Berliner geistige Leben jener Zeit charakterisiren, war D. Faßmann (1683—1744, von 1726—1731 in Berlin). Aber kann man den Namen eines Gelehrten einem Manne geben, der eilig zusammengerafftes Wissen mit wenig Kritik und gar keinem Geschmack verband?

Historie Kurfürst Friedrichs mit denen Akten, Originalien, Urkunden und anderen Stücken ausfüllen und belegen sollen, da ich doch nicht gesonnen bin, Staatsarchive herauszugeben, sondern ich begnüge mich, daß ich die Historie der Kurfürsten zu Brandenburg beschreibe, die alten anführe und bestärke."

Er wurde nach Berlin gerufen, zu Gundling's Ergänzung, vielleicht in der Absicht, ihn dermaleinst zu ersetzen und verließ Berlin 1731, da er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, Gundling's Erbschaft vollständig anzutreten. Er war ein Streber, gänzlich entfernt von wissenschaftlicher Schlichtheit, nur von dem Verlangen erfüllt, Geld zu erwerben oder Aufsehen zu erregen. Sein großes gegen 2000 Seiten umfassendes Werk über Friedrich Wilhelm I. (2 Bde. 1735 und 1741) ist nicht sowohl ein Werk der Rachsucht, wie man gesagt hat, sondern der Kurzsichtigkeit, ohne jede Composition, ohne den leisesten Versuch einer Charakteristik oder Durchdringung des Stoffs, hauptsächlich brauchbar nur in dem urkundlichen Theil, der aber auch unmethodisch zusammengewürfelt und ganz unvollständig ist.

Faßmann, der, als er nach Berlin kam, die besten Stellen durch Gundling besetzt fand, rächte sich dafür in der Weise kleinlicher Menschen. Da er sah, in welch elender Weise Gundling behandelt wurde, so meinte er, ein fernerer Fußtritt werde ihm auch nicht sonderlich schaden und versetzte ihm seinen „Gelehrten Narren".*) Der König, obwohl er grobe Späße sehr liebte, wollte die Veröffentlichung der Schrift nicht, gestattete sie aber schließlich doch. Mit dieser Schrift geht's uns wie

*) „Der Gelehrte Narr, Oder Gantz natürliche Abbildung Solcher Gelehrten, Die da vermeynen alle Gelehrsamkeit und Wissenschaften verschlucket zu haben, auch in dem Wahn stehen, daß ihres Gleichen nicht auf Erden zu finden, wannenhero sie alle andere Menschen gegen sich verachten, einen unerträglichen Stoltz und Hochmuth von sich spüren lassen; in der That aber doch selber so, wie sie in ihrer Haut stecken, Ignoranten, Pedanten, ja Ertz-Fantasten und tumme Gympel sind, die von der wahren Gelehrsamkeit, womit die Weisheit verknüpffet seyn muß, weit entfernet. Nebst einer lustigen Dedication und sonderbaren Vorrede. Dergleichen verkehrten Gelehrten zur guten Lehre, und verhoffentlich daraus fliessenden Besserung; andern aber, so sich denen Studiis widmen, und noch Anfänger sind, zur getreuen Warnung, auch sonst jederman zum Vergnügen geschrieben."

Gedruckt zu Freyburg Anno 1729 auf des Autoris eigene Kosten. Für die Autorschaft Faßmann's und einzelnes Andere vgl. J. P. von Gundling's Leben, Berlin 1795. S. 169. 170. 172.

mit manchen ähnlichen Pamphleten früherer Zeit: Wüßten wir nicht, daß sie gegen Gundling gerichtet ist und die heftigsten Angriffe gegen ihn enthält, wir könnten es, da sein Name niemals genannt ist, schwer erkennen. Wer möchte z. B. aus der nachfolgenden Dedication „dem Großgebohrnen, Großgelahrten und Großweisen Herrn, Herrn Peter Baron von Squentz, Erb-Herrn auf Närrsch- und Tollhausen, Polyhistori, Groß-Cancellario in dem Platonischen Utopia, Groß-Schatzmeistern aller Philosophischen Weisheiten, Groß-Reverentz-Meistern auf dem Parnasso, Groß-Inspectorn über den Nord- und Süder-Pol, Groß-Observatorn des Lauffes aller Planeten, aller Sternen und ihrer Influentz, ingleichen aller andern sogenannten Himmlischen Zeichen, wie sie in dem Kalender beschrieben und abgemahlet, Groß-Iudicirern über den Constellationes, über die Sonnen- und Monden-Finsternisse, sie mögen sichtbar oder unsichtbar seyn, über die Cometen und andere Lufft-Zeichen, auch über ihre Wirkungen und Bedeutungen; ja Groß-Beguckern des gantzen Firmaments, und General-Visitatotorn des Horizonts etc. etc. Meinem Großgeehrten auch Großgeneigten Herrn, und vortrefflichen Patron" — ohne Weiteres entnehmen, daß Gundling der Verspottete ist? Weiß man dies aber und liest man dann den Anfang, der so lautet: „Du Narr, du Paviansphysiognomie, Visage à faire rire oder du lächerliches Gesichte! Du Affe, du Hahn, du Pedant, du Ignorant, du Lümmel, du Tölpel, du Pantoffelholz", so kann man sich die Wuth des Angegriffenen erklären, frägt sich aber bedenklich, ob man sich hier in Gesellschaft gebildeter Menschen befindet. Natürlich ist die ganze Schrift nicht eine bloße Sammlung von Schimpfnamen. Vielmehr sind es Auseinandersetzungen über und Anekdoten von allerlei gelehrten Thorheiten: Schulfuchsereien, Lorbeerkrönung, pedantischem Besserwissen, Brüsten mit Gelehrsamkeit, Ausländerei u. Aehnl. Unter den Auszügen aus gelehrten Schriften mag die eine oder andere Gundling angehen; sicher aber zielt auf ihn die folgende Aeußerung (S. 219). „Wieder Andere

reden von nichts als Archiven, fremden Büchern und geheimen geschriebenen Nachrichten, damit sie unter diesem Vorwand Einigen desto besser schmeicheln und dem Leser allerhand fabelhafte Erzählungen aufbürden können." Gerade aus einer solchen Aeußerung erkennt man aber am besten, wie wenig Faßmann competent war, über Gundling zu reden.

Den Gipfel der Unwürdigkeit erklomm Faßmann, nicht minder freilich sein Auftraggeber, als er dem eben Verstorbenen eine Leichenrede wirklich hielt oder eine vermeintlich gehaltene drucken ließ.*) Was nur von häßlichen Anekdoten zusammengebracht werden konnte, wurde hier vereinigt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten werden als Erzeugnisse eines Unwissenden, als „Wiederholungen der errores der alten Historienschmierer" charakterisirt. Dem Bilde Gundlings gab man die nachfolgenden ehrenrührigen Verse als Selbstcharakteristik bei:

Ich war ein Würmgen schon in meiner Mutter Leib,
Und als ein Wurm bin ich auf diese Welt gebohren.
Vor diesem war ich nur der Grafen Zeitvertreib:
Jetzunder werd ich auch von Königen geschoren,
Ich bleibe wohl ein Wurm im Leben und im Sterben,
Und dieser Wurm soll noch auf meine Jungen erben.

Auf seinem angeblichen Leichenstein werden lauter Affen, Hasen, Meerkatzen abgebildet, welche den Verlust eines der

*) Parentation Wie sie, Auf allergnädigsten Befehl, Bey einer sehr Volckreichen Versammlung gehalten worden, Von Seiner Königl. Majestät, Allerdemüthigsten Knecht D. F. (Dan. Fassmann) Als man den am 11. Aprilis 1731. Zu Potsdam verstorbenen, (Jac. Paul) Freyherrn von Gundling, Sr. Königl. Majestät von Preussen Geheimen-Rath u. s. w. Den Tag nach seinem seeligen Abscheiden von der Welt, mit einer ansehnlichen und höchst-rühmlichen Leich-Procession, hinaus nach Bornstädt, nahe bey Potsdam gelegen, gebracht, und allda in der Kirche beerdiget.

Gedruckt auf allergnädigsten Befehl, mit der Verwarnung, solche Parentation, bey Vermeydung schwerer Straffe, nirgendswo in denen Königl. Landen nachzudrucken.

Potsdam, gedruckt bey L. Neumann, Königl. Preuß. privil. Hof-Buchdrucker und Buchhändler.

Ihrigen beklagen und von dem Verstorbenen in unwürdiger Weise also reden:

Bewundre Leser nicht, was uns die Fabel sagt:
Daß bey dem Lucian ein Mensch zum Esel worden,
Daß sich ein Jupiter zum Stier und Ochsen macht,
Und daß Ulissis Koch tritt in der Schweinen Orden,
Hier muß in dieser Gruft ein theures Haupt verwesen,
Das Esel, Stier und Schwein zu gleicher Zeit gewesen.

Faßmann war ein Vielschreiber, nicht ohne Wissen und Talent. Für Geschichte, Geographie und Politik interessirte er sich gleichermaßen. Dieses Interesse bekundete er durch drei große Sammelwerke: „Gespräche im Reiche der Todten", „Der reisende Chinese", „Der historische Staatsmann", deren letztes wesentlich der damaligen Politik, deren zweites hauptsächlich der Geographie, keineswegs mit ausschließlicher Berücksichtigung Chinas gewidmet war. Das erste war zur historischen Belehrung und Unterhaltung bestimmt, schwächliche Nachahmung eines Genres, dessen Einführung in die Weltlitteratur zu Fontenelles zweifelhaften Verdiensten gehört. Faßmann ließ in diesen Gesprächen, deren jedes einzelne mit besonderem Titel, mit einem Bilde der Unterredner und mit vier Versen begleitet war, die das Wesen der Sprecher darzuthun bestimmt waren, zumeist vornehme Personen der alten und neuen Zeit auftreten. Irgend ein zeitlicher, geistiger oder örtlicher Zusammenhang unter den Unterrednern wurde nicht gewahrt. So kommt es wohl vor, daß Zeitgenossen sich unterhalten, wie Ludwig XIV. und Leopold I., oder zwei Personen ähnlicher Stellung und Gesinnung wie Livia und Fredegunde oder die h. Ehrentraut und der bekannte Theologe Gichtel oder zwei Landsleute wie Turenne und die Herzogin von Valière, aber im Allgemeinen herrscht das bunteste Durcheinander. So werden, um nur ein paar Beispiele anzuführen, Kaiser Augustus mit Sokrates, Karl von Lothringen mit Themistokles, Don Juan d'Austria mit Hannibal zusammengebracht.

Nun könnte unter der Hand eines geistreichen Historikers

und Philosophen eine derartige Aneinanderreihung manch hübsches Resultat gewähren. Es würde von großem Interesse sein, Personen, die verschiedenen Zeiten, Ländern, Stellungen angehören, über allgemeine Fragen oder über Zeitereignisse discuriren zu lassen. Solches liegt jedoch nicht in Faßmanns Streben. Denn nicht über den gleichen Gegenstand sprechen die Unterredner, sondern jeder spricht nur von sich. Und zwar ist der gewöhnliche Verlauf seiner Entrevuen der, daß die zwei von ihm willkürlich gewählten Personen sich mit kurzen Worten einander vorstellen, daß dann die vornehmere auf Aufforderung der geringeren ihr Leben erzählt, manchmal unterbrochen durch Ausrufe und Fragen, häufig aber ohne jede Unterbrechung, und daß nachher die andere in weit kürzerer Art das Gleiche thut. Nach diesen Selbstbekenntnissen, die, bekannten Quellen entnommen, gute und schlechte Anekdoten der ernsten Geschichtserzählung beimischend, meist keine andere Tendenz haben, als für ein lesehungriges Publicum leichtverdaulichen Stoff zusammenzubringen, folgen gewöhnlich kurze Unterhaltungen, die auf die eben auseinandergesetzten Lebensereignisse Bezug nehmen. Den Schluß macht das Erscheinen eines Secretarius, der aus den neuesten Zeitungen Vermischtes mittheilt. Diese Nachrichten stehen mit Heimath oder Stellung der Unterredner in keinem Zusammenhang; und auch die Gespräche der Unterredner über die Mittheilungen sind nicht im Charakter jener Persönlichkeiten: vielmehr sind es allerlei Neuigkeiten und belanglose politische Redereien darüber. Doch bietet dieser „Kern der neuesten Merkwürdigkeiten", wie die Schlußgabe auf dem Titel bezeichnet ist, mancherlei interessante Nachrichten z. B. über die Vertreibung der Salzburger Emigranten oder über deutsche Handwerkergewohnheiten, u. A. über die Lossprechung der Böttchergesellen.

So allgemeinen Inhalts die Todtengespräche auch sind, so dienen sie doch mitunter zu Preußens, speciell Berlins Verherrlichung. Die Huldigung für Preußen findet sich gelegentlich in dem Vers (163. Entrevue):

Der Himmel hat das Haus von Brandenburg erkoren,
Daß es ein Heldensaal und deren Pflanzschul sei.
Auch der geringste Zweig, der jemals da geboren
Kömmt Palmen an der Pracht, an Hoheit Cedern bei.

Ueber Berlin aber heißt es: „Denn diese Residenz pranget itzo nicht nur mit einem Schlosse, welches in ganz Deutschland seines gleichen nicht hat, sondern ich (der Sprecher ist Friedrich I.) habe sie auch mit ganzen Städten und Vorstädten erweitert und um ein sehr merkliches vergrößert, mit zierlichen Häusern auf allen Straßen ansehnlich verbessert, durch Erbauung statt der ehemaligen hölzernen, einer steinernen Brücke, mit dem darauf errichteten ehernen Ehrenbilde meines ruhmwürdigsten Vaters und vieler neuen Kirchen, auch anderer gemeinen und besondern Gebäude, durch Erheb- und Vergleichung derer Straßen, zu einer sonst nie gehabten Bequemlichkeit derer Fahrenden und Wandernden versehen, dergestalt, daß sie verdienet, unter die ansehnlichsten größten und schönsten Städte in ganz Deutschland gezählt zu werden."

Die letztangeführte Stelle findet sich in der 67. Entrevue (1725), einem Gespräche zwischen Friedrich I., „welcher insgemein ein andrer weiser Salomo genennet worden" und dem alten deutschen Fürsten Isenbart, dem angeblichen Stammvater der Hohenzollern. Für den Verfasser des Gesprächs ist es ungemein charakteristisch, daß von den drei Personen, die Friedrichs Regierung ihr eigentliches Gepräge geben, zwei, Leibniz und Schlüter, überhaupt nicht erwähnt werden, trotz der Nennung sowohl der Societät der Wissenschaften als des Denkmals des großen Kurfürsten, die dritte, Sophie Charlotte, zwar zweimal genannt wird — einmal, um anzuzeigen, daß sie, wie die anderen Königinnen, einen besonderen Hofstaat gehabt habe, das andere Mal, um sie, ebenso wie die erste Gattin des Königs, kurz als einen Engel zu bezeichnen — aber nach ihrer Bedeutung keineswegs gewürdigt wird. Noch kennzeichnender ist vielleicht, daß der ziemlich kurzen Aufzählung der Regierungsereignisse, sowohl der äußeren als der inneren, der Nennung der Staatsmänner

und Generäle ein sehr ausführlicher Bericht nur über den Tod und die Leichenfeier folgt. Der einzige Versuch, den Fürsten zu charakterisiren, besteht wohl in der Bemerkung, daß er gern französisch parlirt, und auch dieser Versuch ist verkehrt.

Von dem Geschmack des Verfassers mag Folgendes ein Zeugniß geben. Am Schluß der 130. Entrevue (1730) zwischen zwei Prinzen aus dem Hause Oranien theilt der Secretarius, ganz unvermittelt, wie gewöhnlich, folgende poetische Bittschrift eines Rechnungssecretärs bei „einem hohen Monarchen" mit, der „ein vortrefflicher Kenner guter Gedichte" sei und erwähnt, daß sie die Verdoppelung der Besoldung des Supplicanten zur Folge gehabt hätte.

Großmächtigster Monarch! Dein Secretarius,
Der sich durchs ganze Jahr mit Ziffern plagen muß, —
Ich rechne Tag und Nacht und quäle mich mit Brüchen —
Doch ist vom Monat noch die Hälfte kaum verstrichen,
So ist der vierte Theil vom Hundert schon verzehrt,
Da doch so Frau als Magd fast täglich Geld begehrt.
Wo nehm ich solches her? Ich fürchte mich zu borgen,
Indessen soll ich doch das ganze Haus versorgen.
Ich theile, wie ich will, dreihundert Thaler ein,
So will mein Tractament doch nicht zulänglich sein.
Für vierzig Thaler Holz, damit ich nicht erfriere, 40
Zwei Thaler wöchentlich für Covent, Wein und Biere; 104
Für Butter, Fleisch und Brot, für Grütze, Salz und Licht
Setz ich vier Gulden an, sie reichen öfters nicht. 138
Ein Thaler monatlich nur an Gesindeslohne 12
Auf sechzig Thaler Zins, damit ich sicher wohne; 60
Für Knaster, Spaniol, für Zucker und Thee-Bou,
Perücken, Wäscherlohn, für Hemden, Strümpf und Schuh. 30
Vier Thaler dem Barbier. Wo aber bleibt der Schneider, 4
Ich rechne monatlich zwei Thaler nur auf Kleider. 24
412
Doch leider! Dieses macht vierhundert Thaler aus,
Und dennoch hab ich nicht noch alles in dem Haus.
Was kostet nicht die Frau; was kostet Band und Spitzen?
Was Adriennen, Schmuck, Pantoffeln, Hauben, Mützen?
Was kost der Domino mit Spitzen ausgeziert,
Wenn man sie Winterszeit auf die Redoute führt?
Und wenn man Sommerzeit in einen Garten fähret,
So sind sechs Groschen bald in Kuchen nur verzehret.

Wie ofte muß man nicht allhier zur Hochzeit gehn?
Wie ofte muß man auch nicht zu Gevatter stehn?
Und läßt man öftermals den eignen Zuwachs taufen,
So muß man alsobald mit Geld zur Kirche laufen.
Was kost das Kinderzeug, was kost der Ammenlohn?
Stirbt aber etwa gar der kleine liebe Sohn,
So wird man nimmermehr das Kind umsonst begraben,
Warum? Die Kirche muß vorher das Ihre haben.
Kurz, alles kostet Geld, und ehe ich's gedacht,
Ist mir schon wiederum die Kasse leer gemacht.
Wie können nun aufs Jahr dreihundert Thaler reichen?
Drum großer König! laß Dich meine Noth erweichen,
Setz hundert Thaler zu: denn krieg ich nur ein Blatt,
Das Deine Gnaden-Hand selbst unterzeichnet hat,
So ist mein Wunsch erhört. Ich sterb' in tiefem Danke
Mein König, Fürst und Herr
Dein Pflicht-Verbundner . . . &c.

Die Mittheilung dieses Poems, das, dichterisch auf der niedrigsten Stufe stehend, als charakteristische Schilderung der Zustände jener Zeit willkommen sein mag, begleitete Faßmann mit den Worten: „Daß es nun diesem Secretär auf solche Weise gelungen, dazu ist wohl die gute Invention, ingleichen, da man versichert, daß alles aus seiner eignen Feder geflossen, behülflich gewesen." *)

Und einem solchen Werke gegenüber, das trotz seiner 16,000 Seiten bald in Vergessenheit gerieth und Späteren nur als eine Monstrosität erschien, hatte der eitle Verfasser das Bewußtsein einer gewaltigen Leistung. Hatte er schon beim Beginne des Ganzen die Versicherung abgegeben, „daß diese Gespräche dem geneigten Leser keineswegs langweilig und verdrießlich sein werden", so verwahrte er sich später eifersüchtig gegen die Nachahmer und wehrte hochmüthig die Angreifer, die seine Arbeit zu ernst oder zu scherzhaft, zu gelehrt oder zu ungelehrt ge-

*) Der Name des Dichters ist jedenfalls Hancke, Gottfr. Benj., gest. 1750, dessen Gedichte, 4 Bände, 1731—1735, etwa 2000 Seiten füllen (A. D. B. X, 513 fg., Goed. III², 352), seit 1727 Accise-Secretär in Dresden; der sächsische Kurfürst (König von Polen) war also Adressat des Poems.

funden hatten, als tadelsüchtige Neidhämmel ab. „Pfui du abgeschmackter Mome!“ so rief er einem entgegen, „mit deiner ganzen Tadelrede . . . Schämt euch eurer Unvernunft, eurer Bosheit und eures Neides und packet ein damit, bis daß ihr selber etwas verfertiget, das besser ist, als das, was ihr aus Neid und Feigheit tadelt.“

Es dürfte sich schwerlich lohnen, den dritten der gelehrten Narren, Sal. Jak. Morgenstern*) (1706—1785, in Berlin von 1736—1740) mit ähnlicher Ausführlichkeit wie die beiden früheren zu behandeln. (Vgl. übrigens oben S. 194.) Diese boten doch noch eine eigene Physiognomie, er aber hatte nur die gewöhnlichen Züge eines Durchschnittsgelehrten. Er wurde in Berlin auf der Durchreise von Halle nach Moskau, wohin er als Lehrer der Geschichte berufen worden, angehalten, von einem höheren Offizier dem König zugeführt und von diesem in einer der seines Vorgängers ähnlichen Stellung dabehalten, die zwischen der eines Vertrauensmannes und Hofnarren bedenklich schwankte. Auch er war närrisch und schlecht genug, sich zu unwürdigen Possenreißereien innerhalb und außerhalb Berlins brauchen zu lassen.

Die officielle Vereinigung der Gelehrten, die Akademie, gerieth in fast völligen Verfall. Man kann kaum sagen, daß ihre gänzliche Aufhebung, an die wohl gedacht wurde, viel schlimmer gewesen wäre, als die völlige Degradation, in die sie fiel. Statt Männer der Wissenschaft waren unwissenschaftliche Thoren Hauptmitglieder. Statt wissenschaftlicher Vorträge leistete man sich eine Production Schönemanns. „Er ist**) hierauff“, wie es in einem nach Dresden gerichteten Schreiben heißt, „auch in die Societaet der Wißenschafften introduciret worden, woselbst er über das Thema: Gott ist das Licht, 200. unvergleichliche Verse so gleich stehenden Fußes her recitiret, also daß jeder-

*) Nicolai in der N. Berl. Monatsschr. 1807, 17, S. 289 ff. — A. d. Biogr. XXII, 233 fg.

**) Sächs. Geh. St. Arch. Lokat. 11,980. (Brief aus Berlin.)

mann sich darüber höchst verwundert, und solches fast für übernatürlich halten müssen.“

Ja es erschien geradezu als das Streben der gelehrten Gesellschaften, die Wissenschaft ins Burleske zu verkehren. Nur so läßt sich das Patent erklären, das, vielleicht noch von Faßmann entworfen, von der Akademie am 19. Januar 1732 ihrem neuerwählten Vice-Präsidenten Graben von Stein ertheilt wurde. Es klingt wie eine Parodie jenes ersten Leibnizschen Decretes, wenn dem neuen Vorstande bei Besorgung des Kalenderwesens aufgegeben wurde, „den Sonnenzirkel nicht verkehrt und viereckig, sondern rund zu malen, der guten Tage immer so viel als sein können, anzusetzen, die verworfenen oder bösen Tage aber zu vermindern“. Er sollte, „wenn der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen“, mit den Sociis auf Mittel sinnen, solchem Uebel abzuhelfen. Er sollte ferner sein Möglichstes thun, „Nachtwehre, Bergmännlein, Drachenkinder, Irrwische, Nixen, Wehrwölfe, verwünschte Leute“ auszurotten und für jedes lebendig oder todt eingelieferte „Unthier“ sechs Thaler erhalten. Er sollte endlich den Entdeckern verwunschener Schätze auf den Dienst passen, selbst aber bemüht sein, vermittelst der aus Zauberbüchern oder dem Speculo Salomonis zu erkennenden „Wünschelruthen, Segensprechen, Allrunken“ solche Schätze zu heben.*)

Zu dieser Lust, das Absonderliche zu pflegen, die sich mit Erkenntniß und Schätzung des wahrhaft Gediegenen schwer verträgt, gehört auch die übertriebene Neigung, welche man von Seiten des Hofes und der Stadt einem Wunderkinde zuwendete,

*) Zuerst abgedruckt, wie König V, 114 bemerkt, in Des . . v. Loen . . Kl. Schriften I (1750) S. 209—210 als Theil des Aufsatzes: Einige Nachrichten von dem geheimen Rath . . . von Gundling. S. 198—218. Seitdem vielfach aus abgeleiteten Quellen abgedruckt, z. B. „Gegenwart“ XLI, 1892, 207 aus La Rosée, Sammlung reifer Blüthen 1824. Vgl. ferner Nicolais und Cosmans Streit, N. Berl. Monatsschr. 1807, Bd. 17, S. 257 ff., 1809, Bd. 22, S. 292 ff.

das damals auftrat. Als der junge Joh. Friedr. Baratier*) am 14. März 1735 nach Berlin kam, wurde er sofort vom König empfangen und war in den 5 bis 6 Wochen seines Berliner Aufenthalts täglich beim König, wurde für die Königin gemalt, empfing überall Einladungen, Ehren und Geld. Es war ein ungemein frühreifes Talent, das auch jäh zu Grunde ging (geb. 19. Januar 1721 in Schwabach, gest. 5. Oct. 1740 in Halle, wohin er von Berlin aus gegangen war). In den nicht ganz zwanzig Jahren seines Lebens hatte er so viel gelernt, wie manche Andere nicht während eines langen Lebens. Er besaß eine ungewöhnliche Kenntniß der neuen und alten Sprachen, besonders des Hebräischen. Er hatte Neigung zur Theologie, unterrichtete, um sich zum theologischen Berufe vorzubereiten, schon zu elf Jahren als Gehilfe seines Vaters die Kinder in der Religion und schrieb Untersuchungen über die Kirchenväter. Daneben war er Astronom, machte sich astronomische Tafeln mannigfacher Art und schickte sie an die Akademieen von London und Berlin, wurde von der ersteren zu weiterem Briefwechsel aufgefordert, von der letzteren zum Mitgliede ernannt (als vierzehnjähriger Knabe). Eine Magnetnadel, die er construirt hatte — denn auch physikalische Studien lagen ihm nicht fern — schickte er an die Pariser Akademie. Er trieb antiquarische Studien z. B. über ägyptische Alterthümer und beschäftigte sich mit Kriegs- und Kunstgeschichte. Und als wenn all dieses nicht genug wäre, um eines Menschen Geist zu füllen, begann er in Halle, wohin der König ihn geschickt hatte, auf der Universität, von welcher der Knabe bei seiner Durchreise durch Berlin gratis zum Magister ernannt worden war, Jurisprudenz zu studiren.

*) La vie de Mr. Jean Philippe Baratier, maître Des Arts et Membre de la Société Royale des Sciences de Berlin. Par Mr. Formey, nouvelle édition augmentée d'une lettre de l'auteur à l'éditeur. Fft. u. Lpz. 1755. Der Herausgeber wird im Text als Mr. Choffin bezeichnet.

Was den König und die Seinen an Baratier interessirte, war in erster Linie das Seltsame. In zweiter Linie vielleicht der Umstand, daß der junge Mann seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu Erfindungen benutzte.

Bei dem allein auf das Praktische gerichteten Sinne des Königs fanden nämlich nur diejenigen Wissenschaften Förderung, die sich praktisch verwerthen ließen. Die Ausbildung von Theologen wurde an anderer Stelle besprochen; zur Erziehung der Juristen waren Frankfurt und Halle da; nur für Medizin und Mediziner wurde in Berlin selbst gesorgt. Um medizinische Kräuter in genügender Menge zu bekommen, wurde der botanische Garten an Stelle des vor dem Potsdamer Thor belegenen Hopfen- und Küchengartens in Berlin begründet, dem Leibmedikus A. von Gundelsheim unterstellt, der den Gedanken dazu angegeben und dafür gesorgt hatte, daß die ausländischen Pflanzen aus den königlichen Gärten dorthin gebracht wurden (1715). Vielleicht wurde auch der Akademie der Todesstoß erspart, damit sie der Medizin nützen könnte. Denn sie sollte, wie 1716 verfügt ward, von ihren Einkünften jährlich 1000 Thaler abgeben, die theils zur Errichtung eines anatomischen Theaters, theils zur Gewährung von Stipendien für junge Mediziner verwendet werden sollten.

Ferner fallen Ausbau und Vergrößerung des Friedrichshospitals, Errichtung der Charité in Friedrich Wilhelms I. Zeit und sind sein Werk. Der letzteren, die im Jahr der Begründung 1727 schon mit 300 Kranken belegt werden konnte, wurden große pekuniäre Zuwendungen gemacht und fortwährende Einnahmequellen durch Zuweisung der Lehr- und Geburtsbriefe der Handwerksburschen eröffnet.

Zur theoretischen Ausbildung der Mediziner wurde 1723 das Collegium Medico-Chirurgicum begründet. Die dort angestellten Lehrer waren verpflichtet, seit 1724 in dem anatomischen Theater öffentlich und unentgeltlich Vorlesungen und zwar in deutscher Sprache zu halten. Dieses Collegium medicum

wurde die oberste Sanitätsbehörde nicht bloß für die Residenz, sondern für das ganze Land. Ihm war die Verfügung anheimgegeben über die bei ansteckenden Krankheiten zu ergreifenden Maßregeln; bei ihm wurden die praktischen Prüfungen abgehalten für diejenigen, die das Recht erwerben wollten, im Lande zu practiciren. Wohl nicht ohne seine Anregung wurden die Körper der zum Tode Verurtheilten, der in Spitälern und Gefängnissen Verstorbenen, auch der Soldaten zu wissenschaftlichen Untersuchungen hergegeben. Schon damals wurde die Bestimmung angeregt, Beerdigungen nicht ohne vorgängige Todtenschau und erst einige Tage nach Eintritt des Todes stattfinden zu lassen.

Auch eine wissenschaftliche Veröffentlichung wurde damals gemacht*), die gleichfalls den dem Praktischen zugeneigten Geist erkennen läßt. Theoretische Untersuchungen wurden vermieden. Man suchte den Zusammenhang mit den Vorgängern aufrechtzuerhalten, stellte daher jedem Bändchen Bild und Biographie eines berühmten Arztes voran. Danach wurde ein Ueberblick über den Krankheitszustand im vergangenen Jahre gegeben. Sectionsbefunde, nicht selten durch Zeichnungen erläutert, wurden mitgetheilt. Man liebte es, auf Fälle aufmerksam zu machen, durch die gleichzeitig ein juristisches Interesse geweckt wurde. Chirurgische und pharmaceutische Darlegungen folgten den pathologisch-anatomischen. Erstere gaben Berichte über Operationen und deren Erfolge; letztere sprachen von Wirkungsweise und Darstellungsmethode von Arzneimitteln. Daneben finden sich rein naturwissenschaftliche Betrachtungen wie de arte parandi vasa Porcellanica. Am Schlusse jedes Bändchens wurden meist die neu erschienenen Bücher aufgezählt und kurz besprochen.

*) Acta Medicorum Berolinensium in incrementum artis et scientiarum collecta et digesta (Berolini apud Godofredum Gedickium. Bibliopol.) 1717—1732. Für Notizen über diese Sammlung bin ich Herrn Dr. med. Hugo Stettiner dankbar verpflichtet.

Von den Berliner Schulen ist in jener Zeit kaum etwas zu sagen; der Anfang einer Reform gehört erst der folgenden Periode an. Außer einigen Armen-, Soldaten- und wenigen Stadt-Schulen, die etwa den Elementarschulen gleichzustellen sind, gab es nur die schon erwähnten fünf Gymnasien: das Joachimsthalsche, das graue Kloster, das Kölnische, Friedrichs-Werdersche und Französische. Aus einer Schul- und Universitätsordnung (30. Sept. 1719) mag die gänzliche Abschaffung der Comödien und Actus dramatici erwähnt sein.*) Ferner sollte das moralische Verhalten der Schüler streng controlirt, Müßiggang und Ueppigkeit streng geahndet werden, damit nicht „Vaganten oder Stürmer, unter welchem Namen sich eine Zeit her eine gottlose Gesellschaft auf vielen Schulen eingeschlichen und ärgere Greuel als vormals im Pennalismo geschehen, zu vieler gutgearteten Kinder Aergerniß verübet hat, sich auf Schulen aufhalten mögen". Nicht eine eigentliche Schuleinrichtung und Unterrichtsvorschrift wird in dem Actenstück gegeben, sondern nur kurze Hinweise auf Lernstoff und Behandlung der Schüler. Was diese betrifft, so werden die Visitatoren ermahnt, ihrer Pflicht fleißig nachzukommen, namentlich die Unfähigen vom Studium zu entfernen, damit nicht Schüler sich zwanzig Jahre lang, den Lehrern zur Last „und denen studiis zur Verachtung", auf gelehrten Anstalten herumtreiben. In Betreff jenes wird als die eigentliche Aufgabe der Schule die Vorbildung zum Berufe eines Lehrers und Theologen angesehen. Daher wird als Ziel der Schulbildung Folgendes fixirt: „ein rechter Grund im Catechismo und Christenthum, in Linguis, sonderlich in Latinitate und Stylo, in Disciplinis, in der Historia, sowohl Ecclesiastica als auch Civili, wie auch Geographia dergestalt, daß man keinem auf die Universität zu ziehen erlaube, der nicht das Latein wohl verstehet, das Novum Testamentum in fontibus absque Interprete lesen und vertiren kann, den Codicem Hebraeum großentheils durchgebracht hat,

*) Abgedruckt bei Faßmann II, 412—425.

auch in der teutschen Ortho- und Calligraphia wohl geübet ist und in solcher ihm gemeinesten Sprache rein, deutlich und verständlich etwas vortragen kann."

Was Faßmann in der Wissenschaft, das bedeutete etwa Daniel Schönemann in der Poesie: eine gewisse äußerliche formale Begabung, ohne jede innere Tiefe und ohne jeden höhern Schwung. Wie jener ein Gelehrter ohne die Würde, Bescheidenheit, Wahrheitsliebe des Gelehrten, so dieser ein Priester ohne priesterliches Wesen und ein Dichter ohne das göttliche Feuer, das den Poeten dem Geistlichen nahe bringt. Schönemann eröffnet die Reihe der geistlichen Versschmiede in Berlin, welche ihre Gelegenheitsdichtungen auf die Kanzel brachten und der Improvisatoren, welche in Versen sprachen, weil sie durch den klappenden Reim sich der Mühe zu denken enthoben wähnten.

Schönemann (1695—1737, vgl. oben S. 208 fg., 218 fg., 240 fg.)*) war von 1722 bis 1735 Prediger an der St. Georgs-Kirche in Berlin. Er war, nachdem er in Greifswald studirt hatte, Hülfsprediger bei seinem Vater in Barth, dann Hauslehrer in Güstrow und Rostock, Bibliothekar an letzterm Ort gewesen war, an den mecklenburgischen Hof gekommen. „Weil es aber Gott gefüget, daß auch Sr. Königlichen Majestät von Preußen er bekannt worden ist, haben Dieselben, nachdem Sie in der Poesie sowohl als auch im Predigen ihn allergnädigst gehört, ihm in Berlin zu bleiben anbefohlen und bald darauf mit der Pfarre zu Geltow ohnweit Potsdam die eben vacant gewesen versehen".

*) Das Bibliographische s. Goedeke Grundriß. III², S. 309 fg. Das Biographische aus den „Zehenden", Goedeke Nr. 3, woselbst es was G. nicht anführt, auf dem Titel heißt: „nebst einer Vorrede, in welcher J. G. Reinbeck, P. P. J. und der Societät der Wissenschaften Mitglied von des Autoris Person und poetischer Gabe einen umständlichen Bericht gibt und nicht allein darin, sondern auch in einem besonderen Anhange einige Proben von dessen ex tempore gehaltenen poetischen Reden mittheilt."

Seine poetische Begabung entdeckte Schönemann im J. 1714, „in einer Gemüths- und Leibeskrankheit". Damals sprach er während des Schlafes stundenlang in Versen; nachdem die Krankheit gewichen, war die Gewöhnung in Versen zu reden verblieben. Diese Gewöhnung nennt sein Biograph ein „ausnehmendes, ganz außerordentliches Talent" und charakterisirt es folgendermaßen. Es bestehe darin, „über allerlei theologische, moralische, historische und andere unschuldige Materien, die man ihm aufgibt, sofort ohne einigen Aufschub, ohne allen Vorbedacht, in reinesten Reimen, mit zierlichen Versen, mit recht gründlicher und ordentlicher Ausführung der Sachen, oft durch Viertelstunden ohne Anstoß und dabei so geschwinde nach einander weg zu reden, daß ein Mensch ihm unmöglich mit Schreiben nachkommen kann." Durch sein leichtes ungewohntes Talent imponirte er den Berlinern, wurde von ihnen hofirt, aber bald vernachlässigt und verachtet. Alsbald nach seiner Ankunft brachte er eine von Reinbeck gehaltene Predigt in Reime. Dann wurde er von der Societät der Wissenschaften berufen und löste vor ihr einige Aufgaben. Auch die Königin ließ ihn kommen; die Aufgaben, die er vor ihr lösen mußte, zeigen deutlich den damals herrschenden Geschmack; er sprach von dem abtrünnigen Kaiser Juliano, von der päpstlichen Bulle Unigenitus, über die Fragen, warum die Liebe die größte Tugend heiße, und „warum grobe Sünder sich auf dem Krankenbett oft zu bekehren scheinen, doch wenn sie aufkämen, gottlos lebeten." Schönemann bewarb sich um die Stelle an der Georgenkirche, und erhielt für seine Bewerbung Empfehlungsschreiben des 11jährigen Kronprinzen und des Königs selbst (Febr. 1723). Die Gemeinde aber erhob, wie es scheint, in richtiger Würdigung der ihr gemachten Zumuthung Schwierigkeiten. Daher beklagte sich der König (16. Mai) bitter, daß man seinem Wunsche nicht willfahrt habe, obwohl er den Prediger kenne und ihn für tauglich halte und befahl nunmehr „in Gnaden, doch ernstlich ihn nach abgelegter Probepredigt ohne einige

Widerrede zu vociren und darunter nicht die geringste Schwierigkeit zu machen". Solchem Befehle gegenüber mußte die Gemeinde sich fügen.

Wie berühmt er war, zeigt der Umstand, daß er dem König von Polen als eine der größten Berliner Sehenswürdigkeiten präsentirt wurde. Die schon oben (S. 176 A.**) benutzte Schrift berichtet darüber folgendermaßen. „Donnerstags den 3. Juni früh um 7 Uhr hatten Ihro Königl. Majestät und Ihro Hoheit, der Königliche Prinz die hohe Gnade den, wegen seiner verwunderungswürdigen und allen Glauben übersteigenden Geschwindigkeit in der deutschen Poesie, Herrn Schönemann, Prediger an der St. Georgen-Kirche bei Berlin und Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften vor sich kommen zu lassen. Ihro Königliche Majestät geruhten ihm ein Thema von dem bevorstehenden Kanonenschießen und Ihre Hoheit ein anderes von dem ehemaligen Churfürsten von Sachsen Mauritius aufzugeben, welche beide er alsobald mit den auserlesensten Gedanken in gebundener Rede ex tempore ausführte und bei seinem Abtritte aller hohen Gnade versichert wurde." Die Folgen seines kurzen Gesellschaftsglanzes waren für ihn sehr traurig: er hatte sich, da zuerst jedes seiner Worte angestaunt wurde, eine bis zur Unanständigkeit gesteigerte Freimüthigkeit angewöhnt und durch das Zureden seiner Gönner verführt, von den Weinen zuviel gekostet, um von dem Trunke zu lassen. Selbstüberhebung, unpassendes Reden, Trunksucht waren die Ursachen, daß er die Berliner Stelle aufgeben mußte. Das Exil in Friedrichsfelde, das auf die Thätigkeit in der Hauptstadt folgte, ertrug er widerwillig, und es kann schon sein, daß er seine neuen Pfarrkinder mit den drastischen Versen anredete:

Willkommen, meine lieben Bauren,
Bei euch werd ich nicht lange dauren,
Seht mich drum vorn und hinten an,
Ich bin der Pastor Schönemann,

worauf er bald auch diese Stelle aufgeben mußte.

Es lehrt so recht die Unnatur dieses Dichterlings kennen, daß er, der das Leben mehr liebte, als ihm zukam, Tod und Sarg zu Hauptgegenständen seiner Dichtung wählte — er sagt einmal selbst von sich, sein Haupttalent sei über den Tod zu sprechen — daß er, welcher der Gegenwart und Weltlichkeit sehr ergeben war, in Passionsbetrachtungen zu schwelgen vorgab. Wenn man seine „Betrachtungen über den Sarg" aufschlägt, wird man durch das Titelbild verstimmt, das Jesus auf einem Tische stehend, Pulver rührend darstellt, daneben eine Flasche mit der Aufschrift: Universalmedicin, außerdem einen offenen mit allen möglichen Medicinflaschen angefüllten Sarg, auf denen z. B. zu lesen ist: Gotttinktur, Lebensmilch, Lebenspulver.*) Der Gipfel der Geschmacklosigkeit wird erreicht im Titelbild zu dem 5. Band der „Zehenden". Da hält ein Arm aus den Wolken einen Zettel mit 10 000 Thalern; darüber steht die Aufschrift: „Bezahle diese Schuld". Unten liegt ein Herz unter einer Presse, um welche als Umschrift zu lesen ist: „Mich ängstet die Schuld, doch hab Herr Geduld"; daneben steht ein

*) Der Sarg als Ein Rechter Artzt, allen und jeden Zur genauen Ueberlegung Gott — liebenden Gemüthern aber zur vergnügenden Erbauung In gebundener Rede fürgestellet von Daniel Schönemann, Prediger zu St. Georgen von Berlin. Berlin, A. Haude 1725. — Das Buch ist M. L. v. Printz gewidmet. Bezieht sich die folgende Stelle, die unmittelbar auf eine Auseinandersetzung über Allmacht des Todes folgt, auf ein Berliner litterarisches Vorkommniß? (Wer der „Aegypter" und „Esenreth" ist, vermag ich nicht anzugeben.)

Thut ein Aegyptier sich wider dich hervor
Will er durch seine Kunst dir trotzen und gebieten,
So laufft es kläglich ab, du treibest ihn zu Chor,
Er muß dennoch bey dir sich eine Kammer miethen.
Sein Buch, das wieder dich von ihm ist aufgesetzt,
Hat er ja nicht einmahl zum Stande können bringen,
Darüber hat man ihn auslachenswerth geschätzt,
Denn welchem mag sein Fleiß je wieder dich gelingen,
Es ist zwar Esenreth aus Holland auch so stoltz,
Und lehret in Stockholm fast ewiglich zu leben;
Allein wie bald umgiebt ihn dein verzehrend Holtz,
Das ihm Befehl ertheilt sein Plaudern aufzuheben.

Altar mit der Inschrift: „Glaube, so erlangst Du Huld"; unten am Boden wird ein Schuldbrief von zwei Händen zerrissen, wobei zu lesen ist: „Nur meide neue Schuld".

Durch den Inhalt des Werkes wird man nicht eben versöhnt. Es sind meist die landläufigen Betrachtungen, daß der Tod allen Menschen gewiß sei, daß die Aerzte nicht die Kraft haben ihn aufzuhalten, daß er aber nichts Schreckhaftes besitze, weil er mit Jesus vereine. Diese Todesfreudigkeit begeistert den Dichter sogar zu einer Aria auf den Sarg, die mit den Worten anhebt: „Ich will zu meinem Sarge klettern" und, im Hinblick auf das Jenseits, die Worte braucht „Die Seele wird gesund in dem gesunden Lande."

Bei einem derartigen jedes gesunden Sinnes entbehrenden Dichter durften geschmacklose Echospielereien über ernste und schaurige Dinge nicht fehlen. So liest man einmal bei ihm:

Wie nennt des Bösen Schaar den itzterwognen Sarg? — arg
Was aber bringt er uns, wenn wir an Christo kleben? — Leben.

Durch die „gottgeheiligten Betrachtungen"*) wird schwerlich bei irgend Jemandem wahre Frömmigkeit erweckt, sondern fast ein Gefühl der Empörung über diese unerhörte Geschmacklosigkeit erzeugt. Um sie zu charakterisiren, hat man nur nöthig, irgend eine Strophe herauszugreifen, etwa die folgende, die gewiß nicht die schlechteste ist:

Entblößter Seelen-Freund, du hängest nackt vor mir
Nackt hängest du vor mir, mich Nackten zu bedecken.
Ja ich Entblösseter, verfüge mich zu dir,
In einer Blösse mich im Glauben zu verstecken,
Ich küsse ehrfurchtsvoll den nackten Leib und Rücken,
Der diese Schande trägt, vor Gott mich auszuschmücken.

Ja man kann sagen: je größer der von dem Dichter gewählte Stoff ist, um so kleiner wird der Dichter selbst, nicht etwa weil die Persönlichkeit in absichtlicher Bescheidenheit zurücktritt, sondern weil das Mißverhältniß zwischen Stoff und Ver-

*) Berlin 1727. Genauer Titel bei Goedeke, S. 310 Nr. 6.

mögen sich dann offenkundig darthut. Diese nicht eben erfreuliche Erscheinung zeigt sich in Schönemann's Behandlung der Leidensgeschichte Jesu*), einem Werke, mit welchem er von Berlin Abschied nahm. In seiner platten Art gedenkt der Dichter selbst dieses Mißverhältnisses in den Versen:

Zwar die Schreib-Art ist geringe, doch indessen bleibt das richtig,
Es ist das wovon sie handelt über alle massen wichtig,

möchte aber doch in angeblicher Bescheidenheit gleichsam mit Verspottung seines Unvermögens die Leser für sich gewinnen, indem er sie anredet:

Suche hier mit nichten Verse, die man nach der Kunst sonst dichtet,
Denn auf solche Kleinigkeiten war mein Endzweck nicht gerichtet.

Eine Analyse dieses langen Gedichtes (724 sechszeilige Strophen) wird kein Billigdenkender wünschen. Um so weniger, als, viele Phrasen und ungehörige Zusätze abgerechnet, das Werk getreu der biblischen Erzählung folgend, die Geschichte von dem Entschluß Jesu für die Menschheit zu sterben, bis zur Grablegung und zur Bewachung des Grabes erzählt. Nur zwei Momente verdienen vielleicht eine kurze Hervorhebung. Das eine ist metrisch-sprachlich: nachlässige Reime z. B. Bethanien-Heiligsten; bin ich es Herr — Begieriger, Gethsemane — Eiligste; Predigten — was ich Dir bekenn; widerwärtige Ausdrucksweise z. B. bei Judas, dem von Jesus des Abgrunds Thore geöffnet werden sollen:

Daß er ob dem schnöden Kauff
Jene Schweffel-Bäche sauff,

oder nach seinem vollzogenen Selbstmord:

Da hängt nun das faule Aaß,
Sein gedärm ist ausgeschüttet.

Diese Ausdrucksweise ist um so seltsamer, als zweitens der Dichter sich gelegentlich mit Judas vergleicht, freilich im Gegensatz zu jenem sich als reuigen Sünder darstellt, wie er denn

*) Berlin 1736, genauer Titel bei Goedeke a. a. O. Nr. 7.

überhaupt keinen Anlaß vorübergehen läßt, ohne sich zu erwähnen z. B. sich als einen geistig Salbenden dem Weibe gegenüberstellt, das den Herrn in Bethanien benetzt oder auch geradezu Jesus zu Hülfe für sich anruft, mit folgender beweglichen Klage:

Denck auch mein, vertheidige mich
Gegen so viel Lästrer-Rotten
Denn ihr Maul eröffnet sich,
Meiner unverschämt zu spotten.
Doch bist Du auf meiner Seit,
Lach ich aller Bitterkeit.

Während Schönemann in den Fällen, in denen er heilige Empfindungen erwecken will, durch unwahres Gerede und schwülstigen Bombast ermüdet, statt zu erheben, gelingt es ihm in einem Gedichte, das einem wirklichen Vorfall gewidmet ist, trotz mancher Längen und überflüssiger Zuthaten, wenigstens das Geschehene darzustellen und eine gewisse Theilnahme für das Dargestellte zu erwecken. Der Vorgang, um den es sich handelt, ist freilich kein Berliner. Vielmehr ist hier von dem Martyrium die Rede, welches protestantische Bürger Thorns*) auf Anstiften der Jesuiten erlitten: Hinrichtung der Oberhäupter der Stadt, Katholisirung der Gemeinde in Folge eines Krawalls, der bei Gelegenheit einer Procession entstanden war. Der Dichter, der sonst so sehr im Allgemeinen bleibt, schildert hier die Oertlichkeiten, nennt die Personen und gibt ein anschauliches Bild der ergreifenden Vorgänge. Die Art, wie der Tod der unglücklichen Opfer dargestellt wird, welche von den Priestern zu ihrem Glauben bekehrt werden sollen, von den weinenden Frauen und den schreienden Kindern zum letzten Mal umarmt, von dem Henker entsetzlich gequält werden — denn der ungeschickte Mensch muß viele Male zuschlagen, ehe er seine Opfer trifft — ist, wenn auch keineswegs im höchsten Grade dichterisch, so doch klar und lebendig. Der

*) Die dem betrübten Thorn aus zärtlichem Mitleiden gewidmete wehmuthsvolle Klage 1726. — Ueber die Sache selbst vgl. Notizen aus der Voss. Zeitg. unten S. 262 fg.

Autor liebt starke Ausdrücke, z. B. bei der Erzählung, wie die Verurtheilten zum Tode gehen:

Es wartet ihrer schon ein dick-besoffner Würger,
Der Tyger lauscht, biß er im Blute sich besauft,
Der Mord-Platz ward umringt von wütenden Barbaren,
Die sonderlich vergnügt bey dem Spectacul waren.

Die stärksten Ausdrücke aber wendet er an, wenn er von den Jesuiten spricht. Sie sind ihm, die „Pfaffen, die nur sich allein was gutes gönnen, wie solches jedermann von dieser Bande weiß"; sie werden von ihm charakterisirt als „das bübische Geschlecht, aller Schalkheit voll"; sie erscheinen als „Satans höchster Orden" und müssen sich gefallen lassen, daß man vor ihrer „Hurenstirn" und ihrem „Schandgehirn" redet.

Aus diesem Triumphe der gegnerischen Ueberzeugung erhofft der Autor Segen für seine Glaubensgenossen. Sein Glaube erstarkt durch die Verfolgung. Wie er gegen Ende seiner Dichtung erzählt, daß das schlimme Geschick der Thorner Glaubensgenossen die höchsten protestantischen Fürsten — er nennt keine Namen, meint aber gewiß den König von Preußen — angeregt habe, die Milderung des Schicksals der Verfolgten zu versuchen, so wünscht er, daß der Glaubensmuth der Verurtheilten seine segensreiche Einwirkung auf die der Ruhe Genießenden übe. Daher widmet er der Stadt, die ihm eine zweite Heimath geworden ist, folgenden Zuruf:

Bekehre dich, Berlin, verbessere dein Wesen,
Ersuche deinen Gott, daß er dir gnädig sei,
Noch hast du Zeit vor dir, das Beste zu erlesen,
Sei weise, falle nicht verstockten Sündern bei;
Durch Buße kannst du Gott versöhnen und gewinnen,
Sei willig deinem Heil bedachtsam nachzusinnen.

Um das Kleeblatt voll zu machen, schließt sich an Faßmann und Schönemann der „starke Mann" Eckenberg an, ein ebenso würdiger Vertreter der Schauspielkunst, wie jene solche der Wissenschaft und Poesie, ein nicht unbegabter Hanswurst, der sich von seinen beiden Collegen nur dadurch unterschied, daß er

nicht nebenbei noch Professor und Priester, sondern ausschließlich ein Narr war.

Denn an Kunst darf man billigerweise nicht denken, wenn man von „Samson dem Unüberwindlichen" redet.*) Joh. Karl Eckenberg, auch Eppenberg — er führte den Adelstitel, man weiß nicht auf Grund welcher Verleihung, — geb. 1695, gest. 1748, kam 1717 zuerst nach Berlin. Er stellte sich dem Könige in Charlottenburg vor und erhielt wegen seiner damals bewiesenen Stärke und Geschicklichkeit das Privilegium, in ganz Preußen herumzureisen und Vorstellungen zu geben. In Berlin spielte er 1717, 1731—35, 1738 ff. Er trat zuerst im Rathhause auf, dann in Buden auf dem Neuen Markt, in der Breitenstraße über dem Marstall, zuletzt in der Zimmerstraße (Nr. 25) in einem von Eckenberg selbst gebauten massiven Hause. Er war zunächst Akrobat, durch seine Stärke und Geschicklichkeit be-

*) Ueber Eckenberg zwei seltene Quellenschriften, die ich aus Priewe's Antiquariat benutzen konnte: Curieuse Nachricht von Starcken Leuten, Sonderlich dem Anno 1717 in Teutschland bekannt gewordenen sogenannten Starcken Mann, Joh. Carln von Eckenberg. Nebst einem Accuraten Kupffer-Stich, auf welchem das eigentliche Portrait desselben, wie auch ein Abriß derer vor Königen, Chur- und Fürsten, auch andern hohen Standes-, ingleichen vielen tausend Privat-Personen gemachten Proben seiner ungemeinen Stärcke und Geschicklichkeit zu sehen, auch einem nachdenklichen Urtheil einiger berühmten Physicorum und Mathematicorum über erwehnte Proben gemeldter Stärcke. Frankfurt und Leipzig 1721. — Joh. Carl Eckenberg's Abgenöthigte Ehren-Rettung entgegen gesetzt denen von Etlichen Breßlauischen Medicis in der Sammlung von Natur und Medicin- Kunst und Litteratur-Sachen pro Anno 1718 über ihn gemachten falschen Reflectionen, der curieusen Welt zum weitern Nachdenken mitgetheilt, durch den ordentlichen Theatralischen Ausruffer Hans Wurst. O. O. 1723. Mit Eckenberg's Bilde, unterz.: J. C. de Eckenberg Hartzigerodensis dictus Simson, aetatis suae 32 anno 1707, nach J. Harper, gest. von C. A. Wortmann, und 16 Holzschn. — Von neueren Arbeiten die bekannten Schriften von Plümicke und Brachvogel, L. Schneider, J. C. v. Eckenberg, der starke Mann. Berlin 1848. Mannigfache Artikel im „Bär" (1880 fg.). Vgl. A. D. B. V, 609—611. Ferner J. G. Bethman's Bericht 9. Oct. 1733, veröffentlicht von J. Bolte in den „Forschungen zur brand. u. preuß. Geschichte" (1889).

rühmt. Als solcher und als Quacksalber gewann er die Gunst des Königs. Er war ein Prahler; in das Gebiet eitler Prahlerei gehört gewiß auch die von ihm verbreitete Nachricht, er stamme aus einem fürstlichen Hause. Er war ein ganz ungebildeter Mensch, der kaum im Stande war, seinen Namen zu schreiben. Er war ein Betrüger, denn er wußte wohl, daß das Antimonial-Oel, das er gegen Melancholie und Ischias verkaufte, und die Büchse, an die man hauchen mußte, um sich gegen Schlaganfall, Taubheit und Blindheit zu sichern, nichts anderes heilen konnten als die Schwindsucht seines Geldbeutels. Trotzdem war er frech genug, sich gewisser Arcana und der Kenntniß heilbringender Kräuter zu rühmen und gegen Breslauer Aerzte, die seine Kurpfuschereien nicht dulden wollten, zu behaupten, „er sei im Stande, bessere Curen zu verrichten, als seine Herren Adversarien". Das einzige, was er konnte, war, Stärke, Muskelgewandtheit, Raschheit und Geschicklichkeit der Bewegung zu zeigen. Betrug lief freilich auch da mit unter, sei es, daß die Kampfrichter oder die Genossen als Mithelfer dabei im Spiele waren. Ging Alles im Ernste zu, so litt der Prahlhans schlimme Folgen an seinem Leibe oder seinen Zähnen. Die Kunststücke, die der moderne Simson, der, wie er sich einmal ausdrückt, „von einem hohen Potentaten gewürdiget, so genannt zu werden", in Berlin und in verschiedenen anderen Städten zum Besten gab, lernt man aus Abbildungen kennen, die er seiner Vertheidigungsschrift beigab. Es sind im Ganzen 16 Kraftübungen: Heben schwerer Lasten, Männer und Pferde, selbst eines zwanzig Centner schweren Geschützes mit Hand oder Leib, Festhalten eines Stockes mit den Zähnen, den zwei Personen mit aller Kraft nicht fortreißen können, Biegen von Tellern, Nägeln, Münzen. Solch unpoetische Beschäftigungen fanden durch Eckenberg selbst oder durch einen ebenbürtigen Geistesgenossen Verherrlichung in deutschen Versen. Man möchte es für überflüssig halten, derartige Ausgeburten kindischer Selbstbespiegelung oder naiven Anstaunens übermäßiger Körperstärke zu registriren;

aber zur Charakteristik dieser ganzen Periode, welche die Thaten bewunderte und an den Versen keinen Anstoß nahm, mögen wenigstens vier dieser Strophen mitgetheilt werden. Sie lauten:

Den Amboß auf der Brust hab ich allhier getragen,
Zwey Schmiede-Knechte auch ein Eisen-Staab durchschlagen;
Er nicht gehalten wird, so wie der Momus spricht,
Vielweniger es mir an Athem dann gebricht.

Zwey Pferde angespannt mit starker Macht getrieben
Von hinten rücken thu nach eignem Sinns Belieben,
Man spricht: Sie ziehen nicht mit ihrem Vorderbug,
Doch! wann ihr's habt geseh'n, red't dann mit bess'rem Fug.

Ein Daumdick-starkes Seil woran sonst Pferde ziehen
Zerreiß ich mitten durch; ohn sonderlich Bemühen.
Es ist nicht eingebeitzt, auch nicht von Werg gemacht.
Sondern von gutem Hanff. Nimm Lästrer Dich in acht.

Die Bank sechs Ellen lang im Munde wird gehoben,
August der Pohlen Zierd' die That hat müssen loben.
Mit Eisen selbige gantz umbeschlagen war
Ich hub sie, Dir zum Trotz, verruchtes Spötter-Paar.

Ein solcher Mann wurde 1732 kraft eines königlichen Edicts Hof-Comödiant und 1735 Leiter der Assembleen. Zu den letzteren bedurfte er freilich in geringerem Grade geistiger Befähigung als geschickter praktischer Thätigkeit. Es handelte sich dabei einfach um eine Art Club, an dem sich die fremden Gesandten, die Minister und die ersten Beamten betheiligten. Nach einer königlichen Verordnung vom 7. Januar 1733 waren es 24 ausschließlich adlige Herren, welche sich verpflichteten, jährlich 30 Thaler zu zahlen und dafür das Recht haben sollten, den ganzen Winter hindurch zweimal wöchentlich, Dienstag und Freitag, im Fürstenhause, das sich an der Ecke der Kurstraße und des Werderschen Markts gegenüber der Mündung der Jägerstraße befand, zusammenzukommen, Kaffee, Thee, Chokolade und Limonade zu genießen und Karten zu spielen. Eckenberg hatte außer für die Getränke auch für Licht, Heizung und Musik zu sorgen. Die Nichtmitglieder hatten 8 Groschen Eintrittsgeld, 16 Groschen Kartengeld zu bezahlen und außerdem eine Extravergütung für die von ihnen genossenen Getränke zu geben. Kapitäns und Subalterne sollten aber von allen Beiträgen und Kosten befreit sein. Da die Gesellschaft in Flor kam, nicht etwa bloß eine Versammlungsstätte für Offiziere wurde, die sich umsonst vergnügen wollten, so mußte sie, wie man aus den mitgetheilten Zahlen leicht erkennt, eine treffliche Einnahmequelle für den Schauspieldirector werden. Zugleich aber wurde dieser zum Gastwirth herabgedrückt. Hatte das, was er gewöhnlich trieb, mit wahrer Kunst höchstens den Namen gemein, so konnte die Rolle eines Kaffeewirthes ihm gewiß keine hervorragende, wirklicher Kunstübung entsprechende soziale Stellung verleihen.

Dem wirklichen Theater war der König ebenso wie der Litteratur abgeneigt. Ging die Abneigung gegen diese aus bureaukratischem Instinkt hervor, so entsprang der Widerwille gegen jenes religiösen Motiven. Wie die Pietisten erklärten, durch den Besuch der Comödien von Gott abgekehrt zu werden, so meinte auch der König, beim Anhören von Gottes Wort an jene Possen erinnert zu werden, und erklärte, „wo ich zu befehlen habe, da kanns ich nicht verstatten und dadurch autorisiren, denn so würde ich schuldig an allem Bösen, was dadurch geschieht".*) Daher erneuerte Friedrich Wilhelm I. 1715 das Verbot seines Vaters wider „Komödianten, Harlekine, Marktschreier" und verschärfte dasselbe 1728. Auch dramatische Aufführungen der Schüler wurden verboten. Die nach dem Tode des Königs Georg I. engagirten hannövrischen Hofcomödianten (1727) wurden einfach wieder zurückgeschickt, trotz der 800 Thaler Reise- und Entschädigungskosten, die ihnen zu zahlen waren.**) Derselbe König aber, sei es in einer unberechenbaren Laune, sei

*) Vgl. des jungen Francke Aufzeichnungen über einen Besuch beim Könige bei Kawerau, Aus Halles Litteraturleben, Halle 1888, S. 289.

**) Vgl. über Schulen: P. B. Nachè, Die deutsche Schulcomödie, Lpz. 1891, S. 32. Theater: Faßmann I, 962.

es mit einer bei ihm vorkommenden grausamen Ironie gegen jede wahre Kunst, stattete 1732 Eckenberg, als er ihn zum Hofcomödianten ernannte, mit allerlei Privilegien aus.

Was durch ihn und sonst in jener Zeit von theatralischen Genüssen dem Berliner Hof und Publicum geboten wurde, beschränkte sich, abgesehen von gelegentlichen Marionettenspielen und Guckkastenbildern, auf einzelne Opern und italienische Comödien mit den stehenden Typen: Harlekin, Pantalon, Brighello und wenigen diesen entsprechenden weiblichen. Von wirklichen Dramen, die durch Eckenberg aufgeführt wurden, werden drei: Thomas Morus, Pygmalion, Titus Manlius oder: Der Edelmann in der Stadt genannt; auch eine Tartuffe-Aufführung ist bezeugt. Nur eines derselben begegnet auch sonst*); es wird als „römische Hauptaction" bezeichnet, mit dem Titel: „Die genaue Handhabung der Gerechtigkeit, dargestellet in dem Bürgermeister Tito Manlio". Ueber Inhalt und Art der Stücke sind wir jedoch gar nicht unterrichtet. In den Lustspielen wurde nach einem zeitgenössischen Bericht gelegentlich die Sucht, die Franzosen nachzuahmen, gegeißelt, wie dies ja, trotz aller Vorherrschaft der Franzosen in Geschmackssachen, auch sonst üblich war: 1734 wurde die „auf die Franzosen gemachte neue Pièce" aufgeführt: „Der anfangs hitzige und geistsprühende (?) zuletzt aber mit Schlägen abgefertigte französische Marquis"; möglicherweise lag diese Tendenz auch in der „durch und durch lustigen Hauptaction" (1728 oder 1733 ?) vor „Der verliebte Franzos in Sachsen", obgleich der erhaltene Theaterzettel nur eine gewöhnliche Hanswurstcomödie vermuthen läßt.

Gespielt wurde im alten Berliner Rathhaus**), wofür der Magistrat täglich 16 Groschen Kämmerei-Gebühren erhob. Aber auch im Schloß, im Stallplatz (dem alten Marstallgebäude), in Marktbuden, gelegentlich auch auf provisorischen, von einem vor-

*) E. Mentzel, Gesch. d. Schauspielkunst in Fft. a. M. S. 460.

**) Mittheilungen des Archivars Clauswitz. Bericht in Ffter kl. Chronik 5. Juli 1889.

nehmen Privatmann errichteten Bühnen wurden Vorstellungen gegeben. Von einem stehenden, täglich geöffneten Comödienhause war ebensowenig die Rede wie von einer dauernd in Berlin domicilirenden Truppe. Selbst Eckenberg spielte nur ab und zu; auch nicht täglich, sondern nur Montag bis Freitag; der Sonntag war natürlich ausgeschlossen, der Sonnabend möglicherweise als Vorbereitung zum Sonntag. Oft genug fielen auch sonst die Vorstellungen aus: Eckenberg sagte die Vorstellung ab, sobald die Einnahmen nicht elf Thaler erreichten; bei den gelegentlich erscheinenden Wandertruppen kamen, wie aus ihren Gesuchen an die Kämmerei hervorgeht, Ausfälle vor „wegen des starken Ungewitters, Krankheits halber, wegen des eingefallenen Bußtags, wegen des Michaelisfestes, weil er vom Buchdrucker keine Zettel erhalten". Die Preise waren sehr mäßig, zwischen 2 bis 8 Groschen. Die Vorstellungen begannen meist um 5 Uhr. Ebensowenig wie die Stücke verdienen die damals zu Berlin thätigen deutschen Schauspieler eine besondere Beachtung; höchstens mag A. Weidner aus der Schar der Unbedeutenden hervorgehoben werden.*) Bedauernswerthe Menschen, klägliche Leistungen, jammervolle Stücke, — in diese Schlagworte läßt sich wohl das Urtheil über das damalige Theater zusammenfassen. Daher war der Epilog durchaus angemessen, den eine Berliner Zeitung**) der heimgegangenen Theaterepoche widmete: „Der Abscheu war gerecht, welchen man bisher gegen die Schaubühne und gegen die sogenannten Comödianten gehabt hat. Wie wäre es möglich, daß ein vernünftiger Mann sich entschließen könnte, einen Ort mehr als einmal zu besuchen, wo lauter Thorheit und Niederträchtigkeit herrscht und wo man öfters in zehn Minuten zwanzig Zoten höret."

*) Die Nennung des später bekannten Schauspieldirectors Schönemann beruht auf Verwechselung. A. D. B. XXXII, 289.

**) Spenersche Zeitg. 1742. Nach Genée, Lehr- und Wanderjahre, 366.

Der dürftigen litterarischen Kost entprechend, welche die Berliner Gelehrten, Schriftsteller, Theaterleiter ihrem Publikum reichten, waren auch die Zeitungen oder richtiger die Zeitung. Denn wirklich gab es damals nur eine, einen wirklichen Text enthaltende Zeitung.*) An die Stelle der dürftigen Zeitungsversuche, die während des 17. Jahrhunderts in Berlin existirt hatten, seit 1658 die „Berlinische einkommende ordinäre Postzeitungen", seit 1677 „Postillon" und „Fama", von denen sich kaum die dürftigste Kunde erhalten hat, war die „Berlinische privilegirte Zeitung" getreten, die, nach den späteren Besitzern, kurz die „Vossische" genannt wird. Nach dem Buchdrucker Lorenz hatte nämlich J. A. Rüdiger, 18. Febr. 1721, ein Privilegium erhalten, das am 11. Febr. 1722 erneuert wurde. Das merkwürdige Privileg, mit dem die Berliner Zeitungsgeschichte anhebt, beginnt mit den Worten: „Nachdem Wir dem hiesigen Buchhändler Johann Andreas Rüdiger auf sein beschehenes allerunterthänigsten Ansuchen und Erbiethen: Daß er die Geschichte der im Haag malsacrirten beiden Gebrüdern de Witten auf seine Kosten aus dem Holländischen ins Hochteutsche übersetzen und mit allen dazu gehörigen Kupfern forderſamst drukken lassen, allergnädigst permittiren und erlaubet, die Berlinischen Zeitungen und was dazu gehörig, auch dessen, was bei Feld-Schlachten, Krieges- und Friedens-Läuften passiren und vorgehen möchte, nebst allen dabei vorkommenden Relationen, Friedens-Commercien und dergleichen Tractaten, auch was sonst denen Zeitungen anhängig, gegen Erlegung eines jährlichen Canonis von Zweihundert Thaler in Unsere Recruten-Casse, privative zu drucken und zu verkaufen, auch vermittelst zweier von Uns eigenhändig unterschriebenen Verordnungen vom 18ten Februar 1721 und 8ten hujus das gehörige Privilegium auf Ihn und

*) Eine Geschichte des Berliner Zeitungswesens ist ebensowenig geschrieben wie die Geschichte einer einzelnen, der Vossischen Zeitung. Material dazu bietet H. Kletke: Die Vossische Zeitung. Ein Rückblick. Zum 23. Febr. 1872. (Voss. Ztg. 1872, Nr. 45, 2. Beibl.)

seinen Erben darüber auszufertigen, allergnädigst befohlen." Es gebietet ferner dem Buchdrucker, die „ordinären und extraordinären" Zeitungen fleißig zu corrigiren, um billigen Preis zu verkaufen und zwölf Exemplare, vor der Ausgabe, in die Geheime Canzlei und in das Lehnarchiv zu übersenden. Man erkennt daraus, daß Zeitungs- und Brochüren-Druck und Verlag verbunden waren. Das mehrfach hervorgehobene „privative" bedeutet sowohl den Gegensatz zum Amtlichen als Beschränkung des Oeffentlichen.

Einen irgendwie litterarischen Theil hatte diese Zeitung nicht. Aus gelegentlichen Anzeigen entnimmt man nur, was etwa damals gelesen wurde. Auf merkwürdige Zustände weist die Notiz hin, das Buch „Die edle Perle" (s. oben S. 203) sei nicht, wie irrthümlich gemeldet, zur Censur gebracht worden; Jablonski und Roloff seien nun beauftragt, dieses ohne Censur gedruckte Buch zu examiniren. Die Buchhändleranzeigen sind meist theologischen Büchern gewidmet; doch begegnen auch manchmal die Leipziger Wochenschriften „Der Biedermann", „Die vernünftigen Tadlerinnen"; Picander's Gedichte, die damals ähnlichen Beifall fanden wie manche modernen Eintagsfliegen; Erasmus Franciscis gelehrte Sammelsurien, mit ihrer Bevorzugung des Teuflischen und Grauenhaften; einzelne politisch-historische Schriften, z. B. „Beschreibung der Festung Gibraltar und des augenscheinlichen Vortheils, welchen England aus dem bevorstehenden Kriege zieht, namentlich was die Handlung betrifft". Manchmal finden sich kleine Notizen über litterarische Vorkommnisse. So wird der im Alter von 85 Jahren erfolgte Tod des berühmten Mathematikers Newton berichtet; das Erscheinen von Moncrif's Buch über die Katzen wird angezeigt mit dem Zusatze: „Wenn man von allen Thieren dergleichen schreiben wollte, würde man bald eine ganze Bibliothek zusammenbringen".

Von Anfang an zeigte die Zeitung Seltsamkeiten, welche sie Jahrzehnte lang behielt: zunächst einen außerordentlich dürftigen, ja schäbigen Charakter; schlechtes Papier, elenden

Druck; sodann den Charakter eines Notizenblattes, ohne bestimmte politische Färbung und erkennbare Gesinnung; endlich die peinliche Fernhaltung der inneren Politik, absichtliches Verschweigen alles rein Berlinischen. Von dem Inhalt einer solchen Zeitung läßt sich kaum reden; nur wenige Notizen mögen zu ihrer Charakteristik zusammengestellt werden.*) Sprachen die Zeitungsschreiber auch von selbst nicht über innere Angelegenheiten, so wurden sie manchmal zur Mittheilung von Actenstücken benützt, da es ja keinerlei Amtsblatt gab und die später beliebte Methode, officielle Schriftstücke in Flugblättern oder Brochüren zu veröffentlichen, noch nicht eingeführt war. Gelegentlich begegnet ein officiöser Ton. Die Meldung von dem Tode des Königs Georg von England schließt mit den Worten „und ist Dero glorwürdigste Regierung aller Welt bekannt. Wie schmerzlich unser allergnädigster königlicher Hof dieses Absterbens wegen betrübt sei, ist leicht zu erachten und ist deswegen die tiefste Trauer im ganzen Lande angeordnet worden.“ Im Gegensatz zu solch bestimmten positiven Angaben liebt es sonst die Zeitung, geheimnißvoll in Andeutungen zu reden. Fast in jedem Blatte treffen wir auf Aeußerungen wie die folgenden: „Nachdem dem Parlament ein gewisses von einem sichern von hier gegangenen fremden Minister hinterlassenes Memorial vorgelegt“ oder: „Es ging die Rede, als ob einem gewissen und wohlbekannten General nächstens das Obercommando über alle hessische Truppen deferirt würde“ oder: „Eine gewisse Nonne von Rochelles suchet ihres Klostergelübdes entbunden zu werden“. Diese Geheimnißthuerei wird aber auch auf preußische Verhältnisse, auf den König selbst angewendet. So heißt es z. B., daß der von einem „gewissen König“ (eben Friedrich Wilhelm I.) in Sachen der durch die Jesuiten in Thorn getödteten Protestanten gefaßte Beschluß gedruckt worden sei. Oder mit Bezug auf dieselbe Sache wird aus

*) Für das Folgende ist zumeist der Jahrgang 1727 benutzt. Einzelnes aus dem Jahrgang 1725.

Danzig geschrieben: „Weil ein gewisser König die Angelegenheiten der Protestanten insgemein und derer von Polnisch-Preußen insbesondere sehr zu Herzen nimmt, so hat man Ursach zu hoffen, daß man daselbst aufhören werde selbige zu unterdrücken“. Die sogenannten Correspondenzen aus deutschen Städten — sogenannt, weil sie gewiß zumeist Auszüge aus fremden Zeitungen sind, die im Berliner Redactionsbureau angefertigt wurden — sind zumeist vermischte, nicht politische Nachrichten, Chronik der Tagesvorgänge, Mittheilungen aus dem Leben der fürstlichen Familien, hauptsächlich aber Notizen über Unglücksfälle, Räubereien, Hinrichtungen und dergleichen. Die ganze Kleinlichkeit der Reichszustände wird klar aus einer Correspondenz, in der es heißt, Trier, Köln und Pfalz beklagen sich, daß der König von Dänemark sie in einem Schreiben „Hochwürdige, Durchlauchtige“ titulirt habe, sie würden von nun an keinen Brief mehr annehmen, auf dem nicht „Hochwürdigste, Durchlauchtigste“ stehe. Mit welcher Wichtigkeit man selbst die kleinsten Hofgeschichten aufnahm, zeigt sich aus einer Tübinger Correspondenz, die erzählt, der Kurfürst mit dem Prinzen sei dort drei Wochen zum Jagen gewesen; bei dieser Gelegenheit habe der Oberstallmeister von Berga „ein Pferd geritten ohne Sattel, bloß auf einer Decke und nur einen Bindfaden im Maul, im Schritt, Galopp, Demivolte, changirt, dann in Radop, Courbette und dann parirt; einem andern die Zügel auf den Hals gelegt in den obigen Schulen geritten, auch einen Tractat herausgegeben von einer ganz neuen Methode, Mann und Pferd mit leichtester Mühe zu unterweisen, auch die allerwildesten“. Mit noch größerem Interesse las man jedoch Wundergeschichten etwa von einem „schrecklichen Meerfisch, der bei Lindos in Griechenland gefangen, so in der Größe wie ein Kameelthier war“, oder Unglücksfälle und Hinrichtungen. Ein Bericht aus England meldet, daß Jemand in effigie gerädert wurde; in einer Correspondenz aus Hannover wird erzählt, eine Frau sei gehängt worden, worauf es heißt, „weil solches beinahe in 80 Jahren

allhier nicht geschehn, so ist die Menge der Zuschauer unglaublich gewesen". Will man bei einem derartig kläglichen Organ der öffentlichen Meinung von einem Standpunkt sprechen, so kann man höchstens einen protestantischen constatiren. Dieser tritt hervor in der vielfachen Erwähnung der protestantischen Beschwerden im Reich, in mancherlei kleinen Sticheleien gegen Katholicismus und Papstthum. Einmal findet sich sogar eine nüchterne aufklärerische Wendung. Aus Lublin wird geschrieben, daß aus dem rechten Auge eines am Crucifix hängenden Heilands ein paar Tropfen geflossen seien; nachdem man dasselbe aber in eine Kapelle gebracht habe, sei nichts mehr verspürt worden, „woraus zu schließen, daß die Feuchtigkeit des Ortes solche Tropfen causirt und also die Hoffnung zu einem vermeinten Wunderwerk zu Wasser geworden".

Sowenig wie aus dem Text erfährt man auch aus den Inseraten, was in Berlin geschah. In einigen Jahren finden sich Listen der Getrauten, Geborenen, Gestorbenen, nach den einzelnen „Städten" und den in denselben belegenen Kirchen geordnet. Ferner ersieht man, daß das Lotteriespielen schon damals die Berliner lebhaft beschäftigte. Eine preußische Staatslotterie gab es nicht; wohl aber wird eine Utrechtsche, Crossensche, Stielersche, Französische Waisenhaus-Lotterie angeboten. In einer derselben bestehen die Gewinne in Uhren und Silbergegenständen; die Hauptgewinne der anderen schwanken zwischen 600 und 800 Thalern; bei der letztgenannten Lotterie gab es 4300 Loose, darunter 1075 Gewinne, der niedrigste zu 3 Thalern. Die übrigen Annoncen betreffen vielfach Unterrichtsanerbietungen, Weinverkäufe. Moseler, Wertheimer, guter Frankenwein kosteten (das Quart) 5 bis 8 Groschen, Burgunder 9, Pontac 10, Hochheimer 14 Groschen, wobei man immer unterschied „mit oder ohne Flasche"; Tokaier dagegen die Flasche 1 Thaler 8 Groschen. Unter den übrigen Verkaufsanerbietungen mag hervorgehoben werden, daß der königliche Hofmedicus Essinger Schweizer Käse das Pfund zu 6 Groschen verkaufte. Ein anderer Beamter

zeigte eine Vermiethung folgendermaßen an: „Es sind am neuen Markte drei wohl aptirte Läden zu vermiethen. Wer noch dazu Beliebung trägt, wolle sich bei Herrn Hofrath Simon in der Spandauerstraße melden."

Brachte also die Vossische Zeitung auch, von Anfang ihres Bestehens an, Anzeigen — freilich selbst verhältnißmäßig nicht entfernt so viel wie heutzutage — so genügte dies doch nicht, um alles zu wissen Nöthige dem Publikum bekannt zu machen, besonders auch die amtlichen und polizeilichen Bekanntmachungen zu veröffentlichen. Zu diesem Zwecke war die Schaffung eines wirklichen Anzeigeblattes nöthig. Auch hier, wie bei allem Praktischen, griff der König selbst ein. Der Stadt der Intelligenz, wie man so oft ernsthaft und spöttisch seither die Residenz genannt hat, wurde ein solches Anzeigeblatt der täglichen Bedürfnisse, des praktisch Nothwendigen als Intelligenzblatt servirt. Am 21. Januar 1727 brachte die Vossische Zeitung folgendes Inserat: „In der königlichen General-Postamts-Canzlei, hernach aber in dem zu meldenden Adreß-Comptoir ist zu haben: Umständlicher ausführlicher Bericht von einem unter Sr. Königl. Maj. in Preußen, Unseres allergnädigsten Königs und Herrn höchsten Approbation auf deren Spezialbefehl in dero Residenz Berlin einzuführenden gemeinnützlichen Werke, welches wöchentlich unter nachstehendem Titel soll publicirt werden: Wöchentlich Berliner Frag- und Anzeigungsnachrichten von allerhand in und außerhalb der Stadt zu kaufen und verkaufen, zu verleihen und lehnen vorkommenden, auch verlorenen, gefundenen und gestohlenen Sachen, so dann Personen, welche Geld lehnen oder ausleihen wollen, Bedienung oder Arbeit suchen oder zu vergeben haben, auch sondere Nachrichten von Fuhrleuten, Reisenden, Verheiratheten, Geborenen und Gestorbenen auch dem wöchentlichen marck-gängigen Preise des Getreides." In einer späteren Nummer wurde gemeldet, daß „das königliche Adreß-Comptoir wegen des Intelligentzwerkes eingerichtet sei". Vom Februar an erschien das Intelligenzblatt wöchentlich am Dienstag; es

dauerte lange, bis es sich in ein tägliches Anzeigeblatt verwandelte.

„Friedrich Wilhelm I. machte den großartigen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seines Vaters ein jähes Ende." Mit diesen Worten eines neueren Kunsthistorikers*) kann man treffend die Stellung des neuen Königs zur Kunst bezeichnen. Viele Künstler zogen aus Furcht vor dem neuen König, der sie nicht kannte, aus Berlin fort. Viele Kunstwerke, Kostbarkeiten, Edelsteine wurden verkauft.

Denn er hatte, obgleich oder weil er in tormentis pinxit, für die Kunst keinen Sinn. Ihm, der Alles ausschließlich vom Nützlichkeitsstandpunkte betrachtete, konnte die Kunst nichts bieten. Daher war es seinem Standpunkte völlig angemessen, daß er die der Akademie gewährten jährlichen 1000 Thaler auf 300 herabsetzte, und daß er für die der Akademie eingeräumten, über dem Marstall belegenen Zimmer eine Entschädigung beanspruchte. Da er Maler und Bildhauer nicht so nutzen konnte wie die Pferde, so war es nur billig, daß er sich von ihnen bezahlen ließ. Es war merkwürdig genug, daß er auf dringende Bitten der Akademie, die bei ihrem geschmälerten Einkommen die geforderte Summe nicht zahlen konnte, seine Ansprüche bald aufgab. Berufen wurde von ihm, wie man aus dem Verzeichniß bei Nicolai ersehen kann, kein Künstler; diejenigen, die noch von früher da waren, mußten sich mit Privataufträgen begnügen; Manche zogen es vor, Berlin zu verlassen. Die Einzigen, die noch vor seinen Augen Gnade fanden, waren die Baumeister.

Dieselbe Abneigung wie gegen alles Künstlerische zeigte Friedrich Wilhelm I. auch in seinem Verfahren gegen die durch seinen Vater und Großvater zusammengebrachte Münzsammlung, gegen die Antiken, welche die Freude der Früheren gewesen

*) P. Seidel, Die Herstellung von Wandteppichen in Berlin; Jahrbuch d. preuß. Kunstsamml. XII, 193fg.

waren. So lange sie nicht nutzbar gemacht wurden, hatten sie für ihn keinen Werth. Daher ließ er mehr als dreihundert Medaillen einschmelzen und übergab an August II. von Sachsen viele Antiken, darunter 36 Marmorwerke, eine große Anzahl prächtiger Porzellanvasen gegen 2 Dragonerregimenter. In dieser nüchternen Seele war kein Raum für die Bewunderung antiker und moderner Schönheit, und während er die Augen an prächtigen Soldaten weidete, von denen er sich auch praktischen Vortheil versprach, ließ er ohne Bedauern Schätze fahren, an denen noch späte Enkel sich erquickt und erhoben hätten.

Merkwürdigerweise suchte derselbe Fürst, der vieles, was in die Augen sprang, übersah, gerade das, wozu ein feineres Kunstverständniß gehörte, nämlich französische Kupferstiche. Und wie eine derartige Seltsamkeit bei dieser widerspruchsvollen Natur kaum überrascht, so darf auch nicht Wunder nehmen, daß gerade er, der auf sein Aeußeres kein Gewicht legte, weil er ja auch nicht eben stolz darauf zu sein Ursache hatte, sich gern malen ließ und diese seine Bilder bereitwillig verschenkte.

Ebenso gern gab er die Zeichnungen und Bilder fort, die er selbst verfertigte. Denn er malte in ziemlich handwerkmäßiger Art, zu festgesetzten Zeiten, wie er alles maschinenmäßig that, nachmittags, unmittelbar nach Tisch, zu der Stunde, in der er die höheren Offiziere zur Entgegennahme der Parole erwartete, oder zu Zeiten, da er von seinen Schmerzen geplagt wurde und durch das Malen die Schmerzen lindern oder den Schlaf, der ihm während des Tages unerwünscht war, verscheuchen wollte. Er malte Porträts der Hofgesellschaft oder der Bauern, die zu diesem Zweck herbeigeholt wurden. Manchmal gebrauchte er seine Kunst zu derben Späßen. Zu diesen gehörte, daß er einem Minister, der zur Belohnung für eine hervorragende Leistung den Schwarzen Adler-Orden erbat, eine saubere Zeichnung dieses Ordens zuschickte, oder daß er an einen anderen hohen Beamten zur Antwort auf dessen Frage, was den Advocaten geschehen sollte, die durch Potsdamer Grenadiere eine

Bittschrift an den König gelangen ließen, die Zeichnung eines Galgens sandte, an dem ein Advocat und ein Hund aufgehängt waren.

Wie über Wissenschaft, so hatten sich auch über Kunst die Ansichten völlig verkehrt. An Leibniz' Stelle herrschten Narren; Schlüter's Name und Ruhm schien dem Verderben geweiht. Für die damals herrschende Auffassung charakteristisch ist ein Wort von Pöllnitz (Mémoires I, 17 fg.), Schlüter's Arbeiten (es handelt sich hauptsächlich um den Schloßbau) seien mit unproportionirten Zierrathen überladen; Eosander habe Schlüter's Plänen folgen müssen, könne also, wenn ihm nicht Alles geglückt sei, wenigstens eine Ausrede anführen; Bodt sei weit geschickter gewesen; Alles, was er gemacht, sei zwar einfacher, aber größer, edler und vollkommener.

Nur in einer Beziehung schien es, als ob der sonst seinem Vater so unähnliche Sohn gleich Jenem handeln würde. Denn wie Friedrich eine seiner vornehmsten Regentenpflichten darin gesehen hatte, seinen Vater durch ein großartiges Standbild zu ehren, so wollte auch Friedrich Wilhelm das Andenken an seinen Vorgänger durch Künstlerhand festhalten lassen.*) In seinem Auftrag entstand wohl die Radirung von Peter Schenk (1645 bis 1715) König Friedrich I. auf dem Todtenbette und Eidesleistung für den neuen König am 25. Februar 1713. Der Künstler, den eine Inschrift auf seinem Selbstporträt als magni nominis apud Batavos sculptor bezeichnet, hat sich durch dieses Werk keinen berühmten Namen erworben. Es ist eine frostige Darstellung eines leeren Ceremoniells, die weder das Feierliche noch das Rührende zum Ausdruck zu bringen vermag: die meisten Umstehenden sehen aus, als wenn sie zu einer Schaustellung herbeigerufen wären; ein Hofmann, nicht der junge König, der

*) Von dem Grabmal getuschte Zeichnung 1713 im Hohenzollernmuseum; Abbildung im „Bär" Jahrg. 17 Nr. 42 S. 524. Das. S. 525 die im Texte erwähnte Radirung. Vgl. die Notiz das. S. 530. Ueber Schenk A. D. B. XXXI, 56.

ein langes Tuch an das rechte Auge führt, macht nur den Eindruck von theatralischer Pose, nicht wirklicher Rührung. Eine zweite Zeichnung galt einem ältern Werke: dem nach dem Tode des Sophie Charlotte gearbeiteten Sarkophag der Verstorbenen im Berliner Dom. Ein prächtiges Werk Schlüter's — der Guß ist von Johann Jacobi ausgeführt — mit seinen schönen Zierrathen der Prachtliebe des Hingegangenen wohl entsprechend, mit seinen beständigen Wiederholungen des königlichen Namenszuges und der Herrscherinsignien an die Freude des Monarchen über sein Reich gemahnend. Am Kopfende des Sarges halten zwei Frauen Wacht, die zu Häupten des Entschlafenen ein Bild seines kostbarsten Schatzes befestigen, seiner Gattin Sophie Charlotte. Am Fußende sitzt ein trauerndes Weib, mit den Händen das Antlitz bedeckend, in ihrer ganzen Gestalt, wenn auch die Gesichtszüge nicht erkennbar sind, tiefes Weh ausdrückend. Der Todesengel, mit kindlich-fröhlichem Ausdruck im Antlitz, spielt neben ihr, nicht ahnend, welches Unglück er angerichtet hat.

An einem Zweige künstlerischer oder kunstgewerblicher Thätigkeit läßt sich am besten das Schicksal von Kunst und Künstlern aufweisen. Die Herstellung kostbarer Wandteppiche hatte unter Friedrich I. einen großen Aufschwung genommen. Am Anfang der neuen Regierung wurden 168 Teppiche dem Inhaber der Manufactur Jean Barraband für 1100 Thaler verkauft, eine Summe, welche ihm bei Lieferung neuer Arbeit abgezogen werden sollte. Eine derartige Lieferung scheint selten eingetreten zu sein; man weiß von einem Teppich, der 1725 übergeben wurde, mit der Darstellung des kürzlich verstorbenen englischen Feldherrn Marlborough. Wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, sah man in dem geforderten und gewährten Preise. Der Lieferant forderte 30 Thaler für die Quadratelle, die Akademie, um ihr Gutachten gefragt, schlug 16 vor, der König bewilligte 23.

Die auf diesem Teppich gewählte Darstellung scheint nicht die übliche gewesen zu sein. Vielmehr ist uns bekannt, daß bei anderen die Sage von der Psyche, die Geschichten von Helena

und dem Brand von Troja, Scenen aus Don Quixote und aus Molières Comödien, bei noch anderen Blumen und Fruchtstücke, Wälder nach Watteau gewählt waren. Daß alles dieses unberücksichtigt blieb, statt dessen eine geschichtliche Persönlichkeit genommen wurde, zeigt den nüchternen Sinn, der auch bei solchen Bestellungen den König leitete.

Die Unterstützungen, welche von Seiten des Königs diesem Kunstgewerbe gewährt wurden, waren, trotz der Zuwendung einiger tausend Thaler aus den Jahren 1733—1739, nicht vermögend, dasselbe zu erhalten. Chr. Vigne, der sich (1720) mit Barraband verbunden, nach dessen Tode die Hälfte seiner Pension erlangt und die Leitung des Geschäfts selbständig übernommen hatte, konnte trotz vieler Reisen, die er unternehmen ließ, trotz der Herbeiholung kunstfertiger Arbeiter aus fremden Ländern die Fabrik nicht stützen. Er äußerte daher den Plan, seine Fabrik von Berlin fortzuverlegen, und stellte den Antrag, der König möge jährlich eine bestimmte Summe zu Ankäufen aus seiner Fabrik verwenden. Zu diesem Antrage kamen später die weiteren, dem Fabrikanten eine Prämie für die nach auswärts verkauften Teppiche zu gewähren, die von dem Ausland eingebrachten dagegen mit einem hohen Einfuhrzoll zu belegen. Die Anträge wurden, obwohl sie der Politik des Königs entsprachen, nicht bewilligt; der Plan einfach dadurch gehindert, daß Vigne bei Strafe der Confiscation seiner Güter das Verlassen des Landes verboten wurde.

Durch solche Gewaltmaßregeln konnte man einer geschädigten Industrie nicht aufhelfen. Friedrich der Große sühnte auch in dieser Beziehung die Schuld seines Vaters. Wenigstens zeigte er den guten Willen zu helfen, obgleich die Hülfe zu spät kam. Er gewährte Unterstützungen, gab die Erlaubniß zu einer großen Lotterie, als deren Hauptgewinne Geld und Teppiche ausgesetzt wurden, forderte, freilich ohne sonderlichen Erfolg, die Provinzialregierungen energisch auf, die Lotterie zu unterstützen, und wies seine Gesandten an, für Verkauf der Teppiche thätig zu sein.

Neuntes Kapitel.

Sittlich-ökonomische Zustände.

Wenn auch bei den Grenzen, die diese Arbeit sich steckt, von einer Geschichte der Verwaltung und Verfassung abgesehen werden muß, weil in ihr nicht die Bürger, sondern königliche Beamte thätig waren, so muß doch der Versuch gemacht werden, Einzelnes aus dem Leben und Treiben dieser Städter zu erzählen, Helles und Dunkles aus den bürgerlichen Zuständen jener Tage aufzuzeigen.

Freilich läßt sich das Leben eines Bürgers jener Zeit aus den vorhandenen dürftigen Quellen kaum schildern; bei einem, der sich um Berlin sehr verdient gemacht hatte, soll der Versuch gewagt werden.

Stanislaus Rücker*) (geb. 17. Dec. 1649, gest. 14. April

*) Das Vermächtniß der Jünger Christi, bey der Nachfolge ihres Herrn: Leichenpredigt (bei der Beerdigung) Stanislaus Rücker's, Weiland Accisedirectors und Ratmanns dieser Königlichen Residentz, auch Deputirten bey hiesigem Armen-Wesen, gehalten von Mich. Roloff, Consistorial-Rath und Probst. Berlin bei Johann Grynaeus 1734 Fol. (G. L. St.) Leichenpredigten auf Berliner Bürger aus dem ersten halben Jahrhundert der hier behandelten Culturgeschichte gibt es freilich genug; die meisten aber sind weitschweifige Salbadereien, aus denen man selten mehr als Geburts- und Todesjahr des Gepriesenen entnehmen kann, höchstens noch mit einem Anhange von Gedichten, welche Anhänglichkeit und Talentlosigkeit der Bettelpoeten in gleichem Maße zum Ausdruck bringen. Die vorliegende unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß sie der eigentlichen Leichenpredigt eine vollkommene Biographie folgen läßt, welcher auch das Testament auszugsweise beigegeben ist.

1734) war zwar kein Berliner, brachte aber den größten Theil seines Lebens in Berlin zu. Er war in Niederschlesien geboren, erlernte ein Handwerk, mußte bei der Landarbeit helfen, wurde aber seinem friedlichen Berufe durch die Kaiserlichen entrissen, die ihn zum Soldaten preßten und zum Religionswechsel nöthigten. Nachdem er neun Jahre bei mannigfachen Nachstellungen und Unglücksfällen ausgehalten, wurde er frei. Nun verheirathete er sich, trotzdem er mittellos war, und kam, an Canitz empfohlen, mit einer Baarschaft von nur vier schlesischen Kreuzern als kurfürstlicher Lakai nach Berlin. Nach achtjähriger Dauer dieses Amtes wurde er Inspector der Porzellankammer und hatte sowohl in der ersten als in der zweiten Thätigkeit Gelegenheit, Handelsgeschäfte zu treiben. Durch diese Nebenbeschäftigung wurde er zum wohlhabenden Mann. „Im Geistlichen aber", bemerkt sein Biograph, „hatte er dabei an seiner Seele großen Schaden. Denn da sein Dichten und Trachten bloß aufs Irdische gerichtet war, erstarb allmälich das in seiner Seele aufgegangene Gute unvermerkt, wie es mit Menschen, die in Sorgen der Nahrung hingehn, ordentlich zu geschehen pflegt." Auch einzelne Vorgänge, die eine besondere Güte Gottes gegen ihn zu bezeugen schienen, rührten ihn nicht. In seiner Jugend, da er bei einem Brunnenmacher war, sollte er einen Stein aus einem Brunnen heraufziehen helfen, stieg aber, da es ihm zu schwer war, heraus; unmittelbar darauf glitt der Stein aus und zerquetschte den Meister. Als er von Glogau nach Berlin zu Wasser reiste, stieg er, da er merkte, das Schiff sei zu schwer beladen, mitten auf der Fahrt aus, eine Viertelstunde später trieb das Schiff auf einen Stamm und ging zu Grunde. Erst in seinem Mannesalter 1684 wurden ihm, wie sein Lebensschilderer sagt, von Gott aufs Neue die Augen geöffnet. Unter Friedrich I. wurde er Rathmann von Berlin, Deputirter beim Armenwesen, seit 1698 Accisedirector. Eben durch seine den Armen gewidmete Thätigkeit kam er in nähere Berührung mit den Predigern, welche sich ihrerseits der Armen annahmen, mit Spener, Schade,

Aßmann. Durch diese wurde seine Frömmigkeit und sein gottseliges Leben verstärkt. Nachdem er Wittwer geworden war (1706), blieb er ledig, gab alle seine Stellen auf und widmete Zeit und Geld ausschließlich wohlthätigen und frommen Zwecken. Er unterstützte unterdrückte Protestanten, ließ Arndt's Christenthum und Paradiesgärtlein, Predigten und Catechismen nachdrucken. Er reiste selbst nach Schlesien, um die Bücher unter Gläubigen und Solchen, die er für seine Ueberzeugung gewinnen wollte, zu vertheilen. In dieser seiner Thätigkeit hatte er manche Widerwärtigkeiten zu bestehen: die Bibel ließ man gelten, aber die Predigten suchte man zu verdächtigen, ja man bedrohte ihn mit Gefangenschaft. Dennoch setzte er, in seinen Fährlichkeiten wunderbar beschützt, seine Arbeit fort, unterstützt durch Wiedemann in Schweidnitz, Morgenweg in Hamburg. Von dem Umfang seiner Thätigkeit erlangt man einen Begriff, wenn man erfährt, daß eine seiner Ausgaben von Arndt's „Wahrem Christenthum" 9000 Exemplare stark war, und daß er im Laufe von 15 Jahren 400,000 kleine Tractate auf seine Kosten drucken und vertheilen ließ. Auch sonst übte er eine große Wohlthätigkeit aus. Er begründete zwei Armenschulen, die eine vor dem Leipziger Thor an der Ecke der Lindenstraße, die andere vor dem Königsthor an der Landsbergerstraße, bezahlte die Häuser, in denen die Anstalten untergebracht waren und machte Stiftungen, aus denen die Schulbücher für die Kinder angeschafft werden sollten. Eine andere Stiftung, die dazu bestimmt war, 184 Bäder für die Armen zu bezahlen, machte er für Freienwalde. Derartige Sorge war um so rühmlicher, als der Wohlthäter selbst lange kränklich war. Wegen „innerlicher Hitze" konnte er 32 Jahre lang in keinem Bette liegen und ebenso lange mußte er während des Tages „ein geschlagen Blei auf seinem Rücken tragen, welches ihn einigermaßen gekühlet hat". Daß ein solcher Mann bei seinem Tode von Freunden, Verwandten und Allen, die seine Wohlthaten genossen hatten, beklagt und gepriesen wurde, war natürlich; hätten nur die

Trauernden unterlassen, ihren Schmerz in schlechten Gedichten auszudrücken. Unter diesen poetischen Leidtragenden begegnen gar keine bekannten Namen; nur zwei Enkel, Joh. Carl und Christ. Gottlieb Spener, Söhne eines Apothekers, von denen aber nicht gewiß ist, ob sie Verwandte des berühmten Theologen sind. Die meisten der Klagegedichte haben es mit den Schulen zu thun. Leider tragen auch sie den gegenstandslosen Charakter an sich, welcher die Poesie jener Tage überhaupt kennzeichnet; sie enthalten nämlich nur allgemeine Lobreden auf die Schulen und deren Begründer, ohne irgendwie ins Einzelne zu gehen, sie geben weder ein Bild der Einrichtung derselben noch eine Charakteristik des Wohlthäters. Es sind zumeist nichtssagende Verse, wie etwa die folgenden, die als Durchschnitt für die zahlreichen übrigen gelten mögen:

Die Schule, die Du aufgerichtet,
In jener schönen Friedrichs-Stadt,
Wo man die Jugend unterrichtet,
Die auch von Dir den Nahmen hat,
Die zeiget nebst der andern an
Wie liebreich Du gesinnt gewesen,
Und was die Liebe würken kann,
Wenn man sich die zum Zweck erlesen,
O! mögten wir viel Rückers haben,
Wie würden sich die Armen laben.

Rücker war eine schlichte Persönlichkeit. Nicht er und Seinesgleichen waren geeignet, die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen. Diese neigte sich vielmehr dem Glänzenden zu und folgte damit wie so oft der Neigung ihres Herrschers. Unter Friedrich Wilhelm I., da Berlin sich mit Soldaten füllte, erwachte das Interesse der Bewohner für diesen Stand, mochten auch dessen Angehörige zumeist Fremde sein. Der sächsische Feldmarschall Graf von Flemming*) oder einer seiner Getreuen übertreibt freilich etwas, wenn er es so darstellt, daß der Soldat

*) G. Schmoller, Eine Schilderung Berlins aus dem Jahre 1723, in Forschungen zur brand.-preuß. Gesch. IV (1891), S. 213ff.

im Mittelpunkt des Interesses stehe, daß die Gelehrten, Pfarrer, Bürger, Damen nur von militärischen Dingen reden, daß die Stadt nicht sowohl einer Residenz als einem Grenzplatze gleiche, wo die Masse der Bewohner aus Soldaten bestehe und der Rest, Männer wie Frauen, nur zur Bedienung der Soldaten da sei. Immerhin constatirt er eine sehr fühlbare Veränderung in Anschauung und Benehmen der Residenzbewohner.

Auch an Zeitvertreib fehlte es den Bewohnern nicht trotz übertriebener Sonntagsheiligung, trotz des mangelnden Theaters und trotz des Verbotes mancher Zerstreuungen, wie des Scheiben- und Vogelschießens, die als „üppiges und liederliches Wesen" verpönt waren. Auch in dieser Richtung kam das Beispiel von oben. So wenig auch die herrschende Strenge und Willkür die reine Freude am Leben aufkommen ließ, so wurden doch einzelne Vergnügungen officiell geboten. Dazu gehörten Corso- und Schlittenfahrten. Zu jenen wurden alle die aufgeboten, die eigene Kutschen besaßen. Sie hatten die Verpflichtung, an schönen Sommersonntagen, nach beendigtem Gottesdienst, eine Promenade in der Nähe des königlichen Schlosses, unter den Linden, in der Dorotheen- und Friedrichstadt zu machen, und fanden sich so zahlreich ein, daß an manchem Sonn- und Feiertage 200 Carossen wie in einer geschlossenen Reihe hinter einander fuhren. Vielleicht hing damit die Einrichtung von Fiakern oder Miethkutschen zusammen, zunächst 15, die seit 1739 sich an bestimmten Plätzen der Stadt aufzustellen hatten. Auch Schlittenfahrten der Hofgesellschaft wurden, namentlich im Januar 1739, unter „unglaublichem Zulauf des Volkes" mit großer Pracht veranstaltet. Minister, Generäle, ja Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses betheiligten sich an diesen Vergnügungen, so daß die Zahl der Schlitten 100 überstieg. Auch diese Fahrten blieben ausschließlich auf das Innere der Stadt, auf die Nähe des Schlosses beschränkt und endeten meist auf dem Paradeplatz (Lustgarten). „Jeder Zuschauer mußte", meint ein Zeitgenosse, „bei diesem zu Berlin noch niemalen gesehenen kost-

baren Gepränge die Schönheit und Ordnung zugleich bewundern."

Solche Prachtentfaltung gehörte zu den Ausnahmen; sonst galt als Regel, jedes Uebermaß im Genusse und in Geldausgaben zu verbieten. Kleiderverordnungen traten der starken Verwendung kostbarer Stoffe entgegen, andere Verfügungen bestimmten Zahl und Kosten der bei Gastmählern zu reichenden Speisen und Getränke, in der Absicht, jeder Völlerei entgegenzuarbeiten. Einen gleichen Zweck verfolgte ein Trauredict, das zuerst 1716 erlassen, 1720 erneuert wurde.*) In diesem wurde Zeit und Art der Trauer für viele einzelne Fälle bestimmt. So durften Eltern für Kinder unter zwölf Jahren überhaupt keine Trauer anlegen, für ältere drei Monate lang; Frauen mußten ihre Männer ein Jahr, Männer ihre Frauen sechs Monate betrauern. Verwandte, Verschwägerte, Freunde, außer Eltern und Geschwistern, Schwiegereltern, Großeltern, Erblassern durften nur 30 Tage betrauert werden. Nur bei dem Todesfall von Eltern und den sonstigen nächsten Verwandten durfte man seine Carossen drapiren, seine Zimmer mit Schwarz behängen und den Bedienten Trauerlivrée anthun. Auch für sich wollte der König keine Ausnahme gemacht wissen: In der Verfügung, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte, bestimmte er, daß seine Diener keine neuen Trauerröcke, sondern nur Flor an ihren Hüten tragen sollten.

Nicht Vergnügungen, sondern eine emsige Arbeit, die große Anstrengungen verursachte und kärglichen Lohn gewährte, erfüllte die Tage der Stadtbewohner. Gewiß gab es auch Unfleißige oder Scheinfleißige, d. h. solche, die den lieben langen Tag faullenzten, nur dann zur Arbeit griffen, wenn der Alles inspicirende König gerade vorbeikam, und für diesen zur Schau getragenen Fleiß reichere Früchte ernteten als die wirklichen

*) Faßmann II, 776—780, vgl. König I, 275. — Trauredict F. II, 562 ff.

Arbeiter, — aber dies waren Ausnahmen. Das Handwerk hatte keinen goldenen Boden, doch nährte es seinen Mann. Ein paar urkundliche Notizen*) über die Bäcker mögen hier statt einer allgemeinen Darstellung folgen, für die eine rechte Beglaubigung nicht gewonnen werden könnte.

Eine frühere Bäckertaxe war im Jahre 1709 erlassen. Gegen sie waren „sowohl von den Regimentern als von den übrigen Einwohnern" — man erkennt auch hierin das Vorwiegen des Militärs — Klagen eingelaufen: das Brod galt als nicht vollwichtig und nicht genugsam ausgebacken. Daher wurde nun (1721) festgesetzt, daß aus einem Scheffel Weizenmehl 60 Pfund fein ausgebackene Semmeln; aus einem Scheffel Roggenmehl 77 Pfund feines und gut hausbackenes Brod hergestellt werden; das etwa sonst Gewonnene — verblieb den Bäckern zu ihrer Subsistenz. Ein Scheffel Weizen kostete 1 Thlr. 11 Gr., mit Accise und sonstigen Abgaben, die 15 Gr. 4 Pf. ausmachten: 2 Thlr. 2 Gr. 4 Pf.; davon mußte für je 2 Pf. eine Semmel von 6 Loth und $1\frac{1}{2}$ Quentchen geliefert werden. Für den Scheffel Roggen wurden 1 Thlr. 7 Gr., sammt den 9 Gr. 4 Pf. betragenden Acciseabgaben 1 Thlr. 16 Gr. bezahlt; davon sollten für 3 Pf. 14 Loth Scharrenbrod, für 6 Pf. 1 Pfund hausbackenes Brod geliefert werden. Bei scharf ausgebackenem Brod war den Bäckern erlaubt, das Brod ein Loth leichter zu machen; doch sollten sie daraus keine Gewohnheit herleiten bei Strafe der Confiscation des Gebäcks und des Verlustes des Privilegiums. Auf jedes Brod sollten soviel Gruben eingedrückt werden, wie es Groschen werth war. — Es mag gleich erwähnt werden, daß 1744 gestattet wurde, neben Weizen- und Roggen- auch

*) G. St. A. Tit. CXV sect. O.², Bäcker, Nr. 1, die Zusätze von 1744 nur handschr.; gedruckt: „Anderweitige revidirte Becker Ordnung Wie auch Semmel- und Brodt-Calculation, Wornach in hiesigen Residentzien hinkünftig die Semmel und das Brodt gebacken, auch in denen andern Chur- und Marck-Brandenb. Städten nach proportion der steig- und fallenden Ungeldern eingerichtet und reguliret werden soll. Anno MDCCXXI. Berlin. Gedruckt bei Joh. Lorentz 1721."

Gerstenbrod zu backen, ferner, daß die Scharren-Accise vom Wispel Roggen von 1 Thlr. 12 Gr. auf die Hälfte, also auf 18 Gr. herabgesetzt wurde. Die Verhältnißzahlen der damaligen Bäckerordnung sind etwas andere als die der Ordnung von 1722: die Preise des Getreides und der Gebühren waren geringer; daher das Gewicht des zu liefernden Gebäckes bei gleichen Preisen größer: der Scheffel Weizen 1 Thlr. 3 Gr., Gebühren 14 Gr. 6 Pf., für 2 Pf.: Semmel von 7 Loth und 2 Quentchen; Roggen 23 Gr., Gebühren, 7 Gr. 3 Pf., für 3 Pf.: 19 Loth Feinbrod, für 6 Pf.: 1 Pfund 11 Loth 1 Quentchen Hausbackenbrod.

Auch die Handels- und Fabrikthätigkeit Berlins hatte unter Friedrich Wilhelm keine glänzenden Zeiten.*) Die Kaufleute zerfielen in zwei Hauptgilden: die der Tuch- und Seidenhandlung, hervorgegangen aus den alten Gewandschneidern, die seit 1540 Privilegien aufzuweisen hatten; die der Materialien-Handlung, erwachsen aus der alten Krämergilde, deren erstes Privilegium 1600 datirt. Erst der große Kurfürst ertheilte Nichtgilde-Mitgliedern Privilegien und Concessionen, mit den früher den Gilden reservirten Waaren Handel zu treiben; allmälig suchten auch die Privilegirten Einlaß in die Gilde (1730 waren von 101 Principalen der Materialisten 85 Gilde-Mitglieder). Die Tuch- und Seidenhandlungs-Gilde nahm seit 1683 die zahlreich eingewanderten Franzosen auf. Die Privilegien beider Gilden wurden 1715 und 1716 bestätigt. In ihnen waren die Bedingungen zur Aufnahme: Gelder, Zeugnisse festgesetzt, wobei die Franzosen stark bevorzugt, die Juden ausgeschlossen waren. Den außerhalb der Gilde Concessionirten konnte das landesherrlich gewährte Privilegium nicht entzogen werden; doch wurde

*) Für das Folgende: Beiträge zur Geschichte des Berliner Handels und Gewerbfleißes aus der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. — Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Corporation der Berliner Kaufmannschaft am 2. März 1870. — Berlin o. J. — Ferner Notizen aus König und Nicolai.

bestimmt, daß die künftigen Handelsbeflissenen den Zutritt zur Gilde suchen mußten. Den Gildemitgliedern war Handelsgesellschaft mit Fremden und Ausländischen, Hausiren und Hausirenlassen verboten. Jede Gilde wurde von jährlich alternirenden, durch Wahl ernannten, regierenden Gildemeistern geleitet. Das Handelsgebiet wurde möglichst genau bestimmt. Die Materialisten durften handeln „mit allerhand Materialien, Specereien, Confitüren, Zucker, Branntweinen, Oelen, Salben, Pflastern, Papier, Fettwaaren, Fischen, Wachs, Honig, Zinn, Blei, Stahl, Eisen, Blech, Leder, Wolle". Durch solchen Umfang der ihnen gewährten Handelsobjecte berührten sich die Materialisten sehr nahe mit den außerhalb der Gilde stehenden Apothekern, Conditoren, Hökern, Italienern. Letztere durften aus der Fremde stammende Victualien feilbieten, die man auch jetzt häufig unter „Italienerwaaren" versteht; die Höker hatten den Detailhandel in Victualien und Obst, aber weder in Läden noch im Herumziehen, sondern nur auf dem Markt. Auf den Märkten 3 bis höchstens 14 Tage lang durften auch fremde Handelsleute feilhalten; nur auf den Märkten, Mittwoch und Sonnabend, aber nur auf diesen, durften Handwerker verkaufen, selbstredend ausschließlich die von ihnen verfertigten Waaren. Hamburger, Holländer, thüringische, pommersche Schiffer durften keinen Handel treiben. Die Tuch- und Seidenhändler kauften und verkauften Stoffe jeder Art, soweit sie nicht den Materialisten ins Gehege kamen.

Die Handwerker schlossen sich so zahlreich in Innungen zusammen, daß es 1718 in Berlin 83 gab; 35 davon waren so zahlreich, daß sie in der noch zu erwähnenden Feuerordnung 1727 besondere Mannschaften zur Bedienung der Spritzen zu stellen hatten. Die Innungsstatuten wurden 1735 wegen eingerissener Mißbräuche revidirt. Nur ganz schüchtern wurde wohl der Gedanke ausgesprochen, Innungen und Gilden aufzuheben und den Handel freizugeben, solche Gedanken aber nicht zu Thaten umgesetzt.

Das Abschließungssystem und die Monopolisirungssucht, die in den bemerkten Zuständen bereits zu Tage trat, herrschte durchaus. Als Hauptgrundsatz für die Handelspolitik, die vornehmlich für Berlin verhängnißvoll werden mußte, galt, inländische Fabrikate zu beschützen, ausländische zu verbannen. Daß Geld aus dem Lande flösse, war die beständige Angst, die dann jeden Unternehmungsgeist lähmte.

Diesem Streben verdankte das Berliner Lagerhaus seine Entstehung. Es wurde auf Befehl des Königs unter Leitung des Etatministers von Kraut errichtet. Dort wurden von Arbeitern der französischen Colonie, von Wollenwebern, die von Holland und anderwärts verschrieben waren, Futterstoffe und feine Tuche verfertigt, welche die Armee entnehmen mußte. 1716 war die ganze Armee aus dem Lagerhaus bekleidet. Als Resultat stellte sich heraus, daß Kraut in drei Jahren 50,000 Thaler zugesetzt hatte. Um dem Betroffenen zu Hülfe zu kommen, wurde ein Capital von 100,000 Thalern, dem ein gleiches von der kurmärkischen Landschaft zugefügt wurde, durch den König garantirt, der Gewinn unter die beiden Capitalsspender vertheilt. (An Kraut's Stelle trat nach seinem Tode 1723 das große Potsdamer Waisenhaus.) Um die zur Fabrikation nöthige Wolle im Lande zu behalten, wurde ihr Export mit einer außerordentlich hohen Steuer belegt, dann ebenso wie der der Baumwolle einfach verboten. In einer 1731 zu Berlin erschienenen Sammlung von Bestimmungen über Wolle und Wollmanufactur wurde ein Jude auf einem mit Wolle beladenen Wagen abgebildet, der vor einem Zollhause stand. Aus seinem Munde hingen die Worte: „Ich habe Landwolle". Ein Zollbedienter antwortet ihm: „Wo Du sie außer Lande bringst, so ist die Waare, Pferd und Wagen verloren, Du mußt überdem von jedem Pfund 1 Thlr. Strafe geben und mußt zeitlebens zum Karren nach der Festung spazieren." Im Jahre 1738 hatte das Lagerhaus 4730 Arbeiter, trotzdem war die Arbeit so groß, daß Tausende von Tüchern aus Brandenburg und Ruppin geliefert wurden. Dagegen decretirte der König: „Das ist eben was nicht recht ist, diese 3236 Stück sollen sie auch in Berlin machen laßen: so wird das Klagen über Brod-Mangel aufhören, denn das Lagerhaus ist deswegen, daß es Berlin mit unterhalten soll."

Mochte das Lagerhaus auch diese Aufgabe theilweise erfüllen, so hinderte es die Privatunternehmungslust, die schon durch die Exportverbote wesentlich beschränkt war. Trotz letzterer kam es damals zu einer Handelsverbindung mit Rußland, die freilich nicht sehr langlebig war. Auch einzelne Fabriken wurden zu jener Zeit in Berlin errichtet, freilich nur eine geringe Vorbereitung für die später entfaltete großartige Thätigkeit. Dies gilt namentlich für die Seidencultur. Auch einige Gewehrfabriken, Gold- und Silbermanufacturen waren von geringer Bedeutung.

Jener Zeit gehört auch der erste Versuch einer Börseneinrichtung in Berlin an, der, weil völlig unbeachtet, kurz geschildert werden mag.*) Die Berliner Kaufmannschaft, „sämmtliche deutsche und französische combinirten Kaufmannsgilden allhier", besonders die Krämer- und Materialistengilde einer- und die Tuch- und Seidenhändlergilde andererseits wünschten „zur Bequemlichkeit ihres Handels" die Errichtung einer Börse. Zu diesem Zwecke wurde ihnen die „Grotte" im ehemaligen Lustgarten (die sogenannte „alte Börse") eingeräumt, die 1737 dem Sergeanten Perl vom Kleistischen Regiment zur Errichtung einer Tapisserie-Fabrik überlassen, von ihm aber bald aufgegeben worden war; zur nothwendigen Reparatur wurden 430 Thaler angewiesen, nicht 556 Thlr. 6 Gr., wie der Baumeister Titus Favre zur nothwendigen Verschönerung beantragt hatte. Nach Vollendung der Reparaturen wurde die Kaufmannschaft durch den Accisedirector Klinggräff feierlich introducirt (17. Dec. 1738), die von ihr (19. Dec. 1738) eingereichte Börsenordnung erst

*) G. St. A. Tit CXV. Stadt Berlin Sect. e Nr. 1. Vgl. Z. f. G. d. Juden in Dtschld. IV, 283 ff.

25. Febr. 1739 bestätigt, nachdem die kurmärkische Kammer, begierig einzelne auswärtige Einrichtungen kennen zu lernen, wenige Aenderungsvorschläge gemacht hatte. Die wesentlichen Bestimmungen dieser Börsenordnung waren folgende: Zu Börsenzwecken sollten aus der Kaufmannschaft noch zwei Aelteste gewählt werden, die Kenntnisse von Wechseln und Geldgeschäften besäßen. Die Hauptversammlung wurde auf die beiden Posttage Dienstag und Sonnabend 11—12 festgesetzt, „nach Befinden auch länger", doch sollte die Börse auch an anderen Tagen allen Kaufleuten, außer den Juden, offenstehen, besonders wenn eingelaufene Edicte des Königs und andere wichtige Sachen Veranlassung zur Besprechung gaben. Ein Makler sollte zur Probe ohne festes Gehalt angenommen werden, in der Voraussetzung späterer Anstellung mehrerer: bei Wechseln und dem Umsatz von Geldern habe er sich mit der üblichen Courtage zu begnügen. Auf einem schwarzen Brett sollten Schiffer, sächsische und böhmische Fuhrleute Zeit ihrer Ankunft und Abfahrt mittheilen. Als Börsenbesucher waren immer nur ordentliche Kaufleute gedacht; Hausiren war strengstens verboten. Für mancherlei Ungebühr wurden Strafen festgesetzt, die von den Aeltesten zu erheben waren. Die richterliche Competenz dieser Aeltesten ging indessen nicht so weit, daß nicht die Parteien das Recht hatten, ihre Streitigkeiten vor das ordentliche Forum zu bringen. Diese Börsenordnung behielt im Wesentlichen bis 1791 ihre Gültigkeit. Nur übten gelegentlich die veränderten Verhältnisse und Anschauungen ihren Einfluß aus. Namentlich gewannen die Juden, die schon nach einer von der kurmärkischen Kammer vorgenommenen Aenderung einen besonderen Makler zu bestellen hatten, in den folgenden Jahrzehnten an der Börse, die ihnen von den christlichen Gilden hatte verschlossen werden sollen, eine hervorragende Stellung.

Zur Erkenntniß der Sittenzustände einer Epoche ist es nothwendig, die damals begangenen Verbrechen und die Art ihrer

Bestrafung kennen zu lernen. Damals (1719) erregte die That und das Geschick der Schloßdiebe Runk und Stief besonderes Aufsehen.*) Die beiden Verbrecher — der erstere war Castellan, der letztere Hofschlosser — hatten in verwegener Weise die königliche Chatoulle, die Möbleskammern, das Medaillencabinet bestohlen. Der Diebstahl war dadurch entdeckt worden, daß die gestohlenen Medaillen dem Vorsteher des Cabinets zum Kauf angeboten wurden. Stief, als Verkäufer angehalten, leugnete mit großer Hartnäckigkeit; Runk, bisher von jedem Verdachte frei, wurde, da er seinem Spießgesellen helfen wollte, verrathen, beide ihres Verbrechens überführt und zum Tode verurtheilt.

Die ihnen gewidmeten Schriften erzählen namentlich die grausige Execution und sind bei allem frommen Schauder vor den Maleficanten nicht frei von der Tendenz, dieselben in gewisser Weise zu Heroen zu stempeln oder zum Mindesten das Mitleid der Leser zu erregen. Diesem Zwecke dienen die den Schriften beigegebenen Bilder. Es sind theils gut ausgeführte

---

*) Acten-mäßige Relation Von Denen beyden Schloß-Dieben zu Berlin Valentin Runcken, ehemahligen Castellan Und Daniel Stieffen, gewesenen Hoff-Schlösser, Auch derer von ihnen auf dem Königl. Schlosse zu Berlin, in denen Gemächern und Schatz-Kammer begangenen Diebstählen wunderbahren Entdeckung, und geführten Inquisitions-Process, auch Bekäntniß und Bestraffung derer Delinquenten, Aus denen weitläufftigen Actis, wie solche von Tage zu Tage ergangen, mit allen zur Sache dienenden Umständen extrahiret, auch mit einigen Notatis Juridicis illustriret, Und Auf Sr. Königl. Majestät in Preussen allergnädigsten special Befehl herausgegeben, Nebst denen von dieser Sachen edirten Theologischen Schrifften gehaltenen Chavot-Reden, und einigen saubern Kupffer-Stichen, so wohl derer Maleficanten Bildnisse, als auch ihrer Ausführung und Execution. Mit allergnädigsten Privilegio. Berlin zu finden bey Joh. Andreas Rüdigern, 1719. 124 S. — Die in diesem langen Titel erwähnten theologischen Schriften sind unter besonderen Titeln erschienen; die eine: „Die erwiesene Göttliche Zorn-Macht . . . von Andreas Schmid, Prediger zu St. Nicolai. 220 SS."; die andere: „Wahrhafter Theologischer Bericht . . . Von der Bekehrung und Ende des . . . Runcks . . . von dem reformirten Ministerium der Parochial und Domkirche." 52 SS. (G. L. St.)

Porträts der Genannten, theils Darstellungen, wie Runk vor dem Schlosse mit glühenden Zangen gekneipt, wie der eine aufs Rad geflochten, der andere auf den Galgen gezogen wird: die Frauen stehen dabei, die eine das Gesicht unbedeckt, die Hände ringend; die andere mit dem Tuch vor den Augen. Die Art der Execution war eine ganz fürchterliche und die Ruhe, mit welcher der Prediger sie beschreibt, hat etwas Unheimliches. Die Verbrecher werden bis auf die Hüften entkleidet, auf einen Wagen gesetzt und mit beiden Händen festgebunden; vor ihnen steht „ein eiserner großer Napf voll glühender Kohlen, davor ein Knabe saß und mit einem Blasebalg die Gluth unterhielt"; drei Knechte des Nachrichters gehen um den Wagen. Das erste Kneipen geschieht an der Hausvoigtei, der Prediger sieht es nicht, „die Menschen aber, die jenseits des Wassers aus den Fenstern und aufgenommenen Dächern sahen, schlugen auf ihre Brust und bezeugten damit, daß ihnen noch daselbst was menschliches säße"; das zweite vor dem Schloß im Angesicht der Schatzkammer, das dritte vor dem Spandauer Thor an dem Eckhause „goldener Stern". Die Prediger verlangen nun, daß wenigstens der Leib bedeckt wird, die Nachrichter aber schlagen es ab.

Noch grausiger war die eigentliche Hinrichtung. Das Opfer wurde, nachdem ihm ein langer Strick um den Hals gelegt worden, auf das Rad gebunden; in diesem Momente scheint der Tod eingetreten zu sein; trotzdem „empfing er durch das Rad seine Stöße, den ersten am rechten Fuß, den andern am linken Arm, den dritten am linken Fuß und den vierten am rechten Arm". Darauf fährt der Prediger fort: „Ob diese Methode und Ordnung unter solchen Executionen nothwendig alle Zeit müsse behalten werden, da man sonst vermeinte, sie könntens näher getroffen und das ihnen committirte Garaus gemachet haben, ist unsere wenigste Sorge gewesen uns zu erkundigen." Bei der Execution selbst mußten die Frauen zugegen sein. „Da sie sich", ich bediene mich wiederum der Worte des theologischen Erzählers, „unter dem Volke von des Schlössers

Execution abseits nur ein wenig verlaufen hatten, mußten sie doch zu der andern, da sie in den Augen der Aufseher gemisset wurden, herbeigezogen werden." Sie fielen dem Prediger zu Füßen, der sie mit seinem Mantel bedeckt, um sie dem entsetzlichen Anblick zu entziehen.

Statt solche Unsitten, solche durch nichts gerechtfertigte ausgeklügelte Grausamkeiten zu rügen, wie es des Predigers Amt erfordert hätte, gefällt sich der Geistliche daran, die fromme Gesinnung und Standhaftigkeit der Delinquenten hervorzuheben. Er theilt mit, daß dieselben auf dem ganzen Wege Frommes geredet und geistliche Lieder gesungen, auf jede fromme Ansprache eine noch frommere Antwort gehabt hätten. Für ihn verschwindet der Verbrecher, der nur der irdischen Gerechtigkeit seinen Tribut zahlt, und verwandelt sich gewissermaßen in einen Märtyrer; durch die Bekehrung des verstockten Sünders feiert die Religion einen herrlichen Triumph.

Sechs Jahre später hatte Berlin ein ähnliches Schauspiel, das durch sein Grauen die Neugierde der Schaulustigen kitzelte und die Prediger zu gottseligen Betrachtungen reizte. Die vier Verbrecher*), die am 21. Februar 1725 ihr Leben lassen mußten, gehörten einer Bettlerbande an, die nicht in Berlin selbst, sondern in den der Hauptstadt nahegelegenen Dörfern ihr Wesen trieb. Sie begnügten sich meist mit Betteln, nur gelegentlich raubten und plünderten sie, um ihr Geschäft nahrhafter zu

*) Das Ueber vier Malefitz-Personen ergangene Justitz-Rad, als über I Leopold Fixeln II Christoph Kranichfelden III Abraham Hoffmann und IV Anna Sophie Wanckin. Die alle viere Allhier vor Berlin Anno 1725 d. 21. Febr. damit vom Leben zum Tode gebracht worden, Ist mit Historischer Beschreibung ihrer an der Damm-Mühle bey Quielitz verübten Frevel-That, aus den Acten des Königlichen Preußischen Hoff-Gerichts allhier auf allergnädigsten Order Ihro Majestät zur Warnung der frechen Welt, in Kupffern und Drucke abgebildet Von Andreas Schmid, Prediger zu St. Nicolai in Berlin. Berlin, zu finden bey Johann Andreas Rüdigern, privil. Buchhändler, 128 SS. (Zum Schluß ein Register.)

machen. Die Mühle bei Quielitz wurde ihnen als geeignetes Object für ihre Thätigkeit von einem Juden angegeben, die That selbst von einer Zigeunerbande unterstützt. Wie die meisten Verbrecher trauten sie nicht ihrer Kraft allein, sondern hofften auf Unterstützung von Zaubermitteln, an welche sie glaubten. Bevor sie gegen die Mühle losgingen, „holten sie eine ungeborene Kinderhand aus ihrem Räubergeräthe heraus, zünden sie an, die aber keine Probe nach Wunsch machen und brennen wollte, sondern mit dem, daß sie geschwinde verloschen, denen Zauberern kein Zeichen vom gehofften und gewünschten Schlafe der Mühlenbewohner machete". Trotz dieses schlimmen Anzeichens brachen sie in die Mühle ein, knebelten und schlugen nieder, was ihnen in den Weg kam, raubten und plünderten. Ein Müllersknecht, der entlaufen war, gab die erste Kunde von dem Verbrechen; auf seine Andeutungen hin wurde die Bande, die sich in den Krug von M. gerettet hatte, ergriffen. Am 14. November 1724 wurden sie nach Berlin gebracht und alsbald verhört. Zuerst leugneten alle; selbst die Daumschrauben vermochten nichts; erst bei den spanischen Stiefeln wünschte Fixel losgelassen zu werden und räumte Alles ein. Die Anderen waren weniger leicht zum Geständniß zu bringen: Hoffmann, vielseitig in seinem Gewerbe, er nannte sich gelegentlich: Schieferdecker, Haarschneider, Strumpfhändler, Pferdearzt, Bergmann, war auch vielseitig in seinen Ausreden; Kranichfeld blieb bis unmittelbar vor der Execution standhaft im Lügen; die Wanckin — auch Fixelin genannt, weil sie als Genossin des Erstgenannten in der Bande gilt — fügte zu ihrem Leugnen noch den Hohn. Als sie nach ihren Verbrechen und Unsittlichkeiten gefragt wurde, unterbrach sie den Examinirenden mit der Gegenfrage, „ob sie sich auf Universitäten auch wohl richtig gehalten hätten"; mit dem protestantischen Prediger wollte sie, als Katholikin, trotzdem sie in ihrer Jugend Lutheranerin gewesen, nichts zu thun haben, wies ihn „an seine armen lutherischen Sünder"; er möge suchen, „dieselben nur zu rechte zu bringen". Den Verbrechern half

ihr Leugnen nichts, die Ergriffenen wurden verurtheilt, „mit dem Rade durch Zerstoßung ihrer Gliedmaßen von oben herab vom Leben zum Tode gerichtet zu werden; ihre Körper sollten nach verrichteter Execution darauf geflochten werden." Mit den vier Opfern war übrigens nicht die ganze Bande unschädlich gemacht, nicht einmal der Anführer, ein abgesetzter lutherischer Pfaffe, der, sobald ein Weib zur Bande kam, ihr mit dem Worte: Oremus entgegenkam und mit ihr in einen Winkel ging; auch nicht der Literat, Monsieur Ludwig, der den Gesellen die Brandbriefe schrieb. Nachdem das Urtheil vom Könige bestätigt war (14. Januar 1725), trat der Geistliche, A. Schmid, der schon der Tröster und Geschichtschreiber der früher genannten Verbrecher gewesen, in seine Thätigkeit, um die Genannten zum Tode vorzubereiten. In seinen theologischen Unterredungen hatte er ebenso geringes Glück, wie die Richter in ihren Inquisitionen; bei seinen Bußermahnungen und den darauf erfolgten Bußversicherungen, die er mittheilt, bemerkt er aufrichtig genug: „Die Antwort ist wohl meist meine Antwort." Nur an Fixel hatte der Prediger seine Hauptfreude; der war ein rechter Heuchler geworden, redete dem Prediger nach dem Munde, wünschte sich mit seinen Genossen zu versöhnen, die aber nichts von ihm wissen wollten, und sprach salbungsvoll zu dem Frankfurter Scharfrichter Stoff (der Berliner war einige Tage vorher gestorben), „er möge sein Urtheil an ihm getrost und väterlich thun, er solle an ihm nichts anderes thun, als seiner Seele aus dem sündlichen Leben förderlich zum Himmel sein."

Der Prediger, der uns von allen diesen Einzelheiten Kunde gibt, theilt auch seine „Echafaut-Rede" mit und gibt zum Schlusse ein langes, aus 24 Strophen bestehendes Gedicht. Aus demselben mögen nur die vier Strophen mitgetheilt werden, in denen eine Charakteristik der Verurtheilten versucht wird. Zum Verständniß derselben sei nur bemerkt, daß Fixel und Fixelin „nach umgesetzter Schrift", d. h. nach Versetzung der Buchstaben

gedeutet werden, also Fixel = felix, glücklich; Fixelin = infelix. Die Strophen lauten:

Will jemand näher gehn und davon Ursach haben
Warum dies unbeglückt und jener heißt beglückt?
Sieh, wie ein jedes sich zum Tode angeschickt,
Und wie sie unter uns den Lebensgeist aufgaben.

Das unbeglückte Weib hielt nichts von wahrer Buße,
Blieb frech und wollte nicht verändern ihren Sinn;
Allein beglückter Mann, du wurffest alles hin
Und unterwurffest dich zu deines Gottes Fuße . . .

Ein Kranich in dem Feld ist klüger als ein Sünder,
Der Kranichfeld benahmt; da jener wacht und steht,
Liegt dieser hingestreckt vom Rausche umgeweht,
Wie seines gleichen thun der finstren Höllen Kinder . . .

Der Hoffmann war ein Mensch von ungeschickten Wesen,
Sprach seinem Pater kaum Maria ave nach.
Ich hörte ihm einst zu, daß mir das Herze brach
Indem er nicht ein Wort noch Buchstab konnte lesen.

Auch in der späteren Zeit fehlte es nicht an ähnlichen Verbrechen und darauf folgenden Executionen. Eine derselben wurde von Daniel Schönemann besungen. Es handelte sich um den Materialisten Hakoy, der in der Weihnachtszeit 1735 mit Frau und Kind durch Schwager und Schwägerin ermordet wurde. Die Mörder, welche zuerst durch Wehklagen und Thränen Unschuld geheuchelt hatten, wurden durch ihr zehnjähriges Kind verrathen und zum Tode durchs Rad, nach vorhergehendem Kneifen mit glühenden Zangen, verurtheilt. Schönemann machte auf den Vorgang ein Gedicht und widmete den unglücklichen Opfern folgende Grabschrift:

Steh Wanderer, stehe still, bei diesen dreien Steinen.
Mit Recht magst du hier Blut, statt aller Thränen weinen.
Da man zum Weihnachtsfest, die Zubereitung macht,
Hat eine kühne Hand uns plötzlich umgebracht.
Doch ob uns gleich allhier der heil'ge Christ entgehet,
Genug, daß unser Geist jezt ewig für ihm stehet

Nun feiern wir mit Lust, das Fest vom heil'gen Geist
Der unser Schild und Lohn, der Mörder Rache ist.
Verlaß nun, Wanderer, die dir gezeigten Steine,
Leb so, daß dir der Tod zum Schrecken nicht erscheine.

Die Häufigkeit der damals begangenen Verbrechen gemahnt fast an die heutige Zeit. So wird erzählt, daß im Berliner Friedrichs-Hospital, das zugleich ein Zuchthaus für lüderliche Dirnen war, drei Frauenzimmer ohne jeden Grund ein unschuldiges Kind ermordeten, und bei dem Verhör angaben, „sie hätten es bloß darum gethan, weil sie ihres Lebens satt und müde wären". Natürlich erhielten sie durch den Henker ihre verdiente Strafe.

Der strengen Strafe, der Mörder und schwere Verbrecher zum Opfer fielen, entsprachen die Ahndungen, welche auf Todtschlag und „Mißbrauch der Rencontres" gesetzt wurden (12. März 1731).*) Den Todtschlägern sollte kurzer Proceß gemacht und ihre That durch den Tod gesühnt werden, weil die Richter auf Gott zu sehen hätten, „so derjenigen Blut, die Menschenblut vergießen, wieder vergossen haben will, nicht auf ungegründete Ausflüchte, welche zum Deckmantel der Bosheit erdacht sein". Als Verbrecher wurden auch diejenigen betrachtet, die nicht Anderen, aber sich selbst das Leben verkürzt hatten. Konnte ihnen an Leib und Leben keine Strafe mehr zugefügt werden, so sollte sie nach ihrem Tode Entehrung treffen. In der grausamen Weise jener Zeit ward verfügt, 22. Januar 1731, „daß derjenige, welcher sich selbst gewaltsamer Weise das Leben nimmt, ohne Unterschied, es möge der Selbstmord aus freier Willkür oder aus anscheinender und vorgebender Schwermuth geschehen sein, vom Schinder oder Büttel, Anderen zu desto größerem Abscheu und damit auch ein Jeder soviel mehr Sorge und Acht auf die Seinigen und Angehörigen, welche schwermüthig zu sein

*) Gerichtliche Edicte (Aus den Brandenb. Schöppenstuhlacten). Mitth. d. Ver. f. Gesch. Berlins 1891 Nr. 10. 11, 1892 Nr. 2.

scheinen, nehmen möge, öffentlich weggeholt und verscharrt werden solle."

Aber auch die, welche, ohne sich nach dem Leben zu trachten, Vermögen und Gesundheit schädigten, sollten die Schwere des Gesetzes fühlen. Das Spiel, namentlich „Bassenet, Landsknecht, Pharao", wurde mit 100 Dukaten Strafe, die dem Fiskal zu zahlen, 300, die an eine milde Stiftung zu entrichten waren, bei Unvermögenden mit willkürlicher Festungsstrafe belegt (19. Sept. 1731); dem übermäßigen Trinken (Vollsaufen und Gesundheitstrinken) als einem „häßlichen, schädlichen und einem Menschen geschweige Christen unanständigen Laster", wurde durch schwere Freiheits- und Geldstrafen entgegengearbeitet.

Vielleicht wurde die Unsicherheit, von der manche der mitgetheilten Beispiele deutliches Zeugniß ablegen, durch die Nachts auf den Straßen herrschende Dunkelheit vermehrt, durch sie mögen Verbrechen aller Art begünstigt worden sein. Zur Besserung solcher Zustände wurden (21. Nov. 1719) alte Edicte erneuert, den vorhandenen (wenigen) Laternen keinen Schaden zuzufügen. Man warf nämlich mit Steinen, Schneebällen, Stöcken, Gewehren das Glas der Laternen entzwei oder nahm einfach die Laternen weg. Wurde ein Soldat bei derartigem Frevel ertappt, so sollte er dreißig mal Gassen laufen, ein Bürger sollte 50 Thaler zahlen oder, im Falle des Unvermögens, mit Staupenschlägen bestraft und des Landes verwiesen, muthwillige Jungen nach dem Spinnhause gebracht und bei Wasser und Brod zur Arbeit angehalten werden. Da aber, wie es in einem Decret vom 28. Februar 1720 heißt, die „Zerschlag- und Ruinirung" der Laternen, besonders die Wegnahme der kupfernen immer ärger wurde, so wurde die Geldstrafe auf 200 Thaler erhöht und eine Belohnung von 10 Thalern für jeden Angeber festgesetzt.

Derselbe Sinn der Behörden, der die Ruhe und Sicherheit

der Bürger zu befördern trachtete, zeigte sich auch in der Errichtung einer Feuer-Societät (29. Dec. 1719). Sie war auf Gegenseitigkeit begründet. Der Schade wurde von Taxatoren berechnet, die nöthigen Summen nicht etwa durch laufende Beiträge, sondern durch Gelder erhoben, die nach jedesmaligem Brandschaden von dem Geschädigten und den übrigen Hausbesitzern erhoben und zum Wiederaufbau des Hauses verwendet wurden.

Wichtiger als die Sorge, was nach dem Brande zu geschehen habe, waren die Bemühungen, die Feuersgefahr zu vermindern und die entstehenden Brände zu löschen.*) Zahlreiche Feuersbrünste hatten gelehrt, daß die Brunnen sich nicht in gehöriger Ordnung befanden, daß die Spritzen nicht genug Wasser gaben, und daß die erforderlichen Mannschaften nicht immer am Platze waren. Um diesen Uebelständen entgegenzutreten, wurde eine neue Feuerordnung erlassen, die mit unwesentlichen Abänderungen bis 1788 in Kraft blieb. Die Ordnung handelte von Verhütung des Feuers, von Anschaffung der zum Löschen nöthigen Instrumente, von der Anzeige eines entstehenden Brandes und seiner Bekämpfung, von dem, was nach Beendigung der Löscharbeiten zu thun sei. Aus diesen Bestimmungen sei Einzelnes hervorgehoben. Um die Oefen und Kamine sollte kein Holz, sondern Mauern, mindestens zwei Steine dick, gedeckt werden; ebenso sollten die stets leicht zugänglichen Schornsteine nicht mit Holz eingeflochten sein. Hauseigenthümer, deren Schornstein brannte, hatten sofort 3 bis 4 Thaler Strafe zu erlegen, die executivisch beigetrieben wurden. Schindeldächer, hölzerne Dachrinnen zwischen den Häusern waren nicht gestattet. Tischler

---

*) Das Folgende, theils nach den Acten des G. St. A., bes. C. O. 1. Aug. 1726, 22. Aug. 1728, Bericht von Marwitz 26. Nov. 1728, theils nach der „K. Pr. Feuerordnung, welcher in denen K. Residentzien Berlin und Vorstädten von Jedermann aufs Allergenaueste nachgelebet werden soll". 1727. 4°. (G. L. St.) Nebst Abbildung eines Spritzenhauses und der Instrumente in ihrem Gebrauche bei einem Brande.

und Holzhändler wurden zur größten Vorsicht betreffs ihrer Materialien aufgefordert: Spähne und Holzvorräthe sollten in gewölbten Kellern aufbewahrt werden. Insbesondere wurde den Besitzern von Gasthäusern größte Vorsicht zur Pflicht gemacht: sie sollten sich selbst vergewissern, daß Nachts in Zimmern und Ställen alle Lichter ausgelöscht seien, oder durch Hausknechte oder zu diesem Zweck angestellte Nachtwächter dafür sorgen lassen. Auf den Böden der Häuser mußten zur Sommerszeit immer Eimer mit Wasser stehen. Die einzelnen Zünfte hatten eine bestimmte festgesetzte Anzahl lederner Eimer — im Ganzen 473 — und die für die Löschmannschaft nöthigen schwarzen Kittel bereit zu halten. (Die eine Hauptgilde, die Materialistengilde, hatte 70 Eimer, die Schneider 72, die Bäcker 56, die Schlächter 41; die geringste Zahl, je 2, hatten die Bader und die Zirkelschmiede zu stellen.) In den Rathshäusern waren die Handspritzen, Feuerleitern und -Haken zu verwahren. Große Schlauch- und Rohrspritzen gab es im Ganzen 13, die fünfmal im Jahre von den „Feuerherren" auf ihre zweckmäßige Beschaffenheit hin untersucht werden sollten. Ein entstehendes Feuer mußte sofort vom Hauswirth bei der nächsten Wache gemeldet werden; Nachts hatten die auf den Thürmen wachenden Kunstpfeifer das Feuer durch Blasen anzuzeigen. „Sie sollen Gegend und Ort des Feuers mit ausgehangener brennender Laterne bezeichnen anbei, so gut es geschehen kann, durch den Küster oder nächsten Kirchendiener dem nächsten Feuerherrn und Glockentretern Meldung thun lassen; auch sollen sie, nachdem die Gefahr groß, mit der Sturmglocke die Leute zur Rettung und Hilfe rufen." Um die Herbeieilenden vor Schaden zu bewahren, sollten an den Eckhäusern in eisernen Kienpfannen, zu deren Bereithaltung die Hauseigenthümer verpflichtet waren, Kien angesteckt werden. Die in der Nähe des Feuers Wohnenden haben Licht an ihre Fenster und gefüllte Wasserzober vor ihre Thüren zu stellen. Am Brandplatze müssen sich die Brunnenmacher und Schornsteinfeger sofort einfinden. Vom Rathhause werden alsbald die

Spritzen und übrigen Geräthe herbeigeschafft. Die eigentliche Löscharbeit wurde unter dem Commando der Viertelsmeister, d. h. der jedem Viertel vorgesetzten Beamten, theils von den Spritzenmännern, 8—10 zu jeder einzelnen Spritze commandirten Bürgern, theils durch die Handwerker besorgt, denen an den 13 Spritzen ein bestimmter Standort angewiesen war. Die Anwohner hatten Pferde zu liefern, um das nöthige Wasser schnell herbeizuschaffen. Sodann mußten außer den Bürgermeistern, deren Gegenwart bei jedem Brande erforderlich war, 464 Bürger, theils Eigenthümer, die mit Feuerinstrumenten, theils Incolae (Miether), die mit Ober- und Untergewehr versehen waren, erscheinen. Diese Mannschaften, monatlich durch die Stadthauptleute nach den Wachrollen ausgewählt und commandirt, dienten theils zur Besetzung der benachbarten Straßen, theils sollten sie Diebstähle am Brandplatze verhindern und die geretteten Personen und Gegenstände überwachen. Nur die Judenschaft war von aller Beihülfe befreit, dafür hatte sie bei jedem Brande 15 Thaler zu bezahlen. Den Kunstpfeifern, den ersten Entdeckern des Feuers, den erstangekommenen Spritzenführern, den helfenden Soldaten sollen Ergötzlichkeiten oder Belohnungen ausgezahlt werden, wozu die Judengelder und die wegen der Schornsteinbrände und sonst erhobenen Strafsummen verwendet werden sollten.

Daß dieser Verordnung nicht völlig nachgelebt wurde, zeigt die Cabinets-Ordre vom 22. August 1728, in der manche der bereits erwähnten Bestimmungen nochmals eingeschärft wurden. Insbesondere wurde die Langsamkeit gerügt, mit der die Handwerker an der Brandstätte erschienen: Sackführer und Bierspünder, Zimmerleute und Maurer wurden namentlich aufgeführt, deren verspätetes Erscheinen der König selbst beim letzten Brande übel vermerkt habe. In Verfolg dieser Ordre wurde der Oberst von Marwitz zu einer Art Oberinspector des gesammten Feuerlöschwesens ernannt. In seinem Bericht (26. Nov. 1728) erwähnte er, daß in den letzten drei Monaten 14 Brände

und Holzhändler wurden zur größten Vorsicht betreffs ihrer Materialien aufgefordert: Spähne und Holzvorräthe sollten in gewölbten Kellern aufbewahrt werden. Insbesondere wurde den Besitzern von Gasthäusern größte Vorsicht zur Pflicht gemacht: sie sollten sich selbst vergewissern, daß Nachts in Zimmern und Ställen alle Lichter ausgelöscht seien, oder durch Hausknechte oder zu diesem Zweck angestellte Nachtwächter dafür sorgen lassen. Auf den Böden der Häuser mußten zur Sommerszeit immer Eimer mit Wasser stehen. Die einzelnen Zünfte hatten eine bestimmte festgesetzte Anzahl lederner Eimer — im Ganzen 473 — und die für die Löschmannschaft nöthigen schwarzen Kittel bereit zu halten. (Die eine Hauptgilde, die Materialistengilde, hatte 70 Eimer, die Schneider 72, die Bäcker 56, die Schlächter 41; die geringste Zahl, je 2, hatten die Bader und die Zirkelschmiede zu stellen.) In den Rathshäusern waren die Handspritzen, Feuerleitern und -Haken zu verwahren. Große Schlauch- und Rohrspritzen gab es im Ganzen 13, die fünfmal im Jahre von den „Feuerherren" auf ihre zweckmäßige Beschaffenheit hin untersucht werden sollten. Ein entstehendes Feuer mußte sofort vom Hauswirth bei der nächsten Wache gemeldet werden; Nachts hatten die auf den Thürmen wachenden Kunstpfeifer das Feuer durch Blasen anzuzeigen. „Sie sollen Gegend und Ort des Feuers mit ausgehangener brennender Laterne bezeichnen anbei, so gut es geschehen kann, durch den Küster oder nächsten Kirchendiener dem nächsten Feuerherrn und Glockentretern Meldung thun lassen; auch sollen sie, nachdem die Gefahr groß, mit der Sturmglocke die Leute zur Rettung und Hilfe rufen." Um die Herbeieilenden vor Schaden zu bewahren, sollten an den Eckhäusern in eisernen Kienpfannen, zu deren Bereithaltung die Hauseigenthümer verpflichtet waren, Kien angesteckt werden. Die in der Nähe des Feuers Wohnenden haben Licht an ihre Fenster und gefüllte Wasserzober vor ihre Thüren zu stellen. Am Brandplatze müssen sich die Brunnenmacher und Schornsteinfeger sofort einfinden. Vom Rathhause werden alsbald die

Spritzen und übrigen Geräthe herbeigeschafft. Die eigentliche Löscharbeit wurde unter dem Commando der Viertelsmeister, d. h. der jedem Viertel vorgesetzten Beamten, theils von den Spritzenmännern, 8—10 zu jeder einzelnen Spritze commandirten Bürgern, theils durch die Handwerker besorgt, denen an den 13 Spritzen ein bestimmter Standort angewiesen war. Die Anwohner hatten Pferde zu liefern, um das nöthige Wasser schnell herbeizuschaffen. Sodann mußten außer den Bürgermeistern, deren Gegenwart bei jedem Brande erforderlich war, 464 Bürger, theils Eigenthümer, die mit Feuerinstrumenten, theils Incolae (Miether), die mit Ober- und Untergewehr versehen waren, erscheinen. Diese Mannschaften, monatlich durch die Stadthauptleute nach den Wachrollen ausgewählt und commandirt, dienten theils zur Besetzung der benachbarten Straßen, theils sollten sie Diebstähle am Brandplatze verhindern und die geretteten Personen und Gegenstände überwachen. Nur die Judenschaft war von aller Beihülfe befreit, dafür hatte sie bei jedem Brande 15 Thaler zu bezahlen. Den Kunstpfeifern, den ersten Entdeckern des Feuers, den erstangekommenen Spritzenführern, den helfenden Soldaten sollen Ergötzlichkeiten oder Belohnungen ausgezahlt werden, wozu die Judengelder und die wegen der Schornsteinbrände und sonst erhobenen Strafsummen verwendet werden sollten.

Daß dieser Verordnung nicht völlig nachgelebt wurde, zeigt die Cabinets-Ordre vom 22. August 1728, in der manche der bereits erwähnten Bestimmungen nochmals eingeschärft wurden. Insbesondere wurde die Langsamkeit gerügt, mit der die Handwerker an der Brandstätte erschienen: Sackführer und Bierspünder, Zimmerleute und Maurer wurden namentlich aufgeführt, deren verspätetes Erscheinen der König selbst beim letzten Brande übel vermerkt habe. In Verfolg dieser Ordre wurde der Oberst von Marwitz zu einer Art Oberinspector des gesammten Feuerlöschwesens ernannt. In seinem Bericht (26. Nov. 1728) erwähnte er, daß in den letzten drei Monaten 14 Brände

stattgefunden hätten. Als Gründe für Häufigkeit der Brände gab er an, daß die Schornsteine nicht oft und nicht sorgfältig genug gereinigt würden (von kleinen Jungen statt von Gesellen oder Meistern), daß die Wirthe nicht genug auf ihre Miether aufpaßten, daß der Magistrat die Feuervisitation nicht ordentlich vornähme. Aber seine Klagen hatten ebensowenig Erfolg wie sein Vorschlag, die Prämien wegen erster Meldungen bei ihm zu deponiren, damit er sie auszahlen könne. Aus dem folgenden Jahre ist nur ein schriftlicher Befehl des Königs erhalten — knapp und energisch, wie es seine Art war, der so lautet: „alle Darren (zum Trocknen des Malzes u. s. w. bestimmte Räumlichkeiten) zu wölben, die nit seyn, citto einschlagen."

Solche und ähnliche Befehle waren gewiß höchst nützlich und meist verständig. Aber die auch durch derartige Gebote bezeugte Wucht des eisernen Armes, die auf Allen lag, hinderte die Entfaltung freier Thätigkeit wie die Entwickelung eines selbstständigen Lebens. Daß die religiösen, geistigen und ökonomischen Zustände sich im Zeitalter Friedrich Wilhelm's I. so mangelhaft entwickelten und unter der Regierung seines Nachfolgers gewaltig emporblühten, hat seinen Grund wesentlich darin, daß während Jener Alles nach seiner Façon zuschnitt und durch einseitige, noch dazu kurzsichtige Bevormundung in bestimmte Wege lenkte, dieser, weitsichtig und selbst nach großen Zielen schauend, dem Ganzen wie den Einzelnen volle Freiheit der Bewegung gewährte.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin W.**

Von den in unserem Verlage seit 1888 herausgegebenen

„Berliner Neudrucken"

erschien soeben Band I der dritten Serie:

Ludwig Achim von Arnim.

Unbekannte Aufsätze und Gedichte.

Mit einem Anhang von Clemens Brentano.

Herausgegeben
von
Ludwig Geiger.

Preis geheftet 4 Mark.

Früher erschienen folgende Bände:

Friedrich Nicolai's

Kleyner feyner Almanach.

1777 und 1778. Erster und zweiter Jahrgang.

Herausgegeben
von
Georg Ellinger.

(Erste Serie. Band I und II der Berliner Neudrucke.)
Preis pro Band geheftet 3 Mark.

Nicolaus Peuckers

Wohlklingende Paucke

(1650—75)

und drei Singspiele Christian Reuters

(1703 u. 1710.)

Herausgegeben
von
Georg Ellinger.

(Erste Serie. Band III der Berliner Neudrucke.)
Preis geheftet 3 Mark.

Musen und Grazien in der Mark.

(Gedichte von F. W. A. Schmidt.)

Herausgegeben
von
Ludwig Geiger.

(Erste Serie. Band IV der Berliner Neudrucke.)
Preis geheftet 3 Mark.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin W.**

Von gelehrten Sachen

Im Jahrgang 1751
der Berlinischen Privil. Zeitung.

Herausgegeben von
B. A. Wagner.

Erster Theil.
(Erste Serie. Band V und VI der Berliner Neudrucke.)
Preis pro Band geheftet 3 Mark.

Musenalmanach

auf das Jahr 1806.

Herausgegeben von
L. A. v. Chamisso u. **K. A. Varnhagen.**
Herausgegeben von
Ludwig Geiger.
(Zweite Serie. Band I der Berliner Neudrucke.)
Preis geheftet 4 Mark.

Faust.

Trauerspiel mit Gesang und Tanz.
Von **Julius von Voß.**
Herausgegeben von
Georg Ellinger.
(Zweite Serie. Band II der Berliner Neudrucke.)
Preis geheftet 3 Mark.

Berliner Gedichte.

1753—1806.
Gesammelt und herausgegeben von
Ludwig Geiger.
(Zweite Serie. Band III der Berliner Neudrucke.)
Preis geheftet 6 Mark.

Johann Joachim Ewald's
Sinn-Gedichte.

Abdruck der ersten Ausgabe von 1755.
Herausgegeben von
Georg Ellinger.
(Zweite Serie: Band IV der Berliner Neudrucke.)
Preis geheftet 2 Mark 50 Pf.

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Von

Ludwig Geiger.

Erster Band.

Zweite Hälfte.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

Alle Rechte vorbehalten.

Drittes Buch.

Seite

Das Zeitalter der Aufklärung 1740—1786 295

Zehntes Kapitel.

Die Stadt und der Kriegsherr. Der Damenhof . . 297—324
Friedrich's Stellung. Siegesfeier 297
Berlins Occupation 1757 299
Zweite Occupation 1760 302
Kretschmer's Bestrafung. Bauerngespräche 308
Die Mutter des Königs 312
Die Königin Elisabeth Christine 313
Frau von Camas 321
Prinzessin Amalie 322

Elftes Kapitel.

Die Aufklärung . . . . . 325—379
Friedrich's Stellung zur Religion 325
Befürchtungen der Bevölkerung 328
Das Consistorium 329
Gesangbuchsreform 330
Einzelne Prediger. Sack 335
Spalding 336
Teller 337
Silberschlag 338
Süßmilch 339
Woltersdorff 340
Predigerkritiken 341
Freigeister. Damm 342
Edelmann 343
Aufklärer späterer Zeit 353
Eberhard 354
J. H. Schulz (Zopfschulz) 355
Französische Gemeinde. Erman 359
Formey 360

Seite
Herrnhuter 363
Schwindler und Betrüger. Pfannenstiel 365
Rosenfeld 366
Erdmann Paul 367
Der Monddoctor 368
Andere Schwindler und Narren 369
Aberglaube 370
Katholiken 371
Hedwigskirche 373
Einzelne Bestimmungen. Parochialzwang 376

Zwölftes Kapitel.

Mendelssohn und die Juden . . . . . 380—395
Generalprivileg von 1750 380
Einzelne Ausnahmen. Münzjuden 382
Hennings' Schilderung der Berliner Juden 383
Stimmen von Staatsmännern für die Juden 384
C. W. Dohm's Schrift 386
Moses Mendelssohn 389

Dreizehntes Kapitel.

Zeitungen und Zeitschriften . . . . . 396—439
Vossische und Spenersche Zeitung 396
Officiöse Beiträge 398
K. Ph. Moritz' versuchte Reform 399
Hecker's Zeitungsplan 401
Die Relationen 402
Weitere Versuche mit Hecker's Privileg 405
Journal de Berlin 408
Andere französische Zeitungen 411
Die Zeitschriften 413
Moralische Wochenschriften. „Fernglas". „Weltbürger" . . 414
„Der Druide" 416
„Der Vernünftler" 418
„Der Berlinische Zuschauer" mit Fortsetzungen 419
„Mannigfaltigkeiten" nebst Fortsetzungen 423
Ulrich's moralische Encyclopädie 424
Zöllner's Lesebuch 425
Berlinische Monatsschrift 426
Belletristische Zeitschriften 429
Iris und Olla Potrida 430
Scandalchronik. Wegener und Cranz 431
Gelehrte Zeitschriften 433

Seite
Berlinische Bibliothek 434
Kritische Zeitschriften: Kritische Nachrichten 436
Berl. gelehrte Zeitungen 438

Vierzehntes Kapitel.

Lessing und die deutschen Schriftsteller . . . . . 440—483
Christlob Mylius 440
Lessing. Litteraturbriefe 446
Nicolai. Allg. deutsche Bibliothek 456
Deutsch und Französisch 464
Berliner Dichter 465
J. B. Krause 466
Gleim 467
Ramler 471
Die Karschin 475
J. Ch. Krüger 479
G. W. Burmann 481
Lobpreisung Berlins. Willamov 483

Fünfzehntes Kapitel.

Die Franzosen 484–514
Krause über die französischen Höflinge 484
Marquis d'Argens 485
Maupertuis 487
Maupertuis und Voltaire. Akakia 490
La Mettrie 493
d'Alembert 497
Voltaire 500
Friedrich der Große als Schriftsteller 504
Friedrich über deutsche Litteratur 506
Französische Lectüre in Berlin 508
Verehrung Rousseau's 509
Französische Dramen 509
Sticotti und seine Schriften 510

Sechzehntes Kapitel.

Entwickelung der Wissenschaft . . . . . 515—564
Neubegründung der Akademie 515
Ihre Eintheilung und ihre Aufgaben 517
Friedrich's Stellung zu ihr 519
Persönliches Eingreifen: Präsidenten. Mendelssohn 520
Abhandlungen der Akademie 522

Seite

Preisaufgaben. Reinhard 523
Künzli und Wieland gegen die Akademie 525
„Pope ein Metaphysiker" 528
„Ueber Nutzen und Schaden der Aufklärung" 529
Hauptsächliche Mitglieder. Euler 532
J. H. Lambert 534
J. G. Sulzer 537
Werke über Berliner Gelehrte 539
A. F. Büsching 540
Historiker. Buchholz. Möhsen 541
Arbeiten über Berlin. Küster. Nicolai 542
Studium des Deutschen. Moritz. Myller 546
Naturwissenschaften 547
Achard. Bloch 548
Astronomie. Bode 549
Botanik. Gleditsch 550
Chemie. Pott und Marggraf 550
Medicin. Eller 551
Meckel. Selle 552
Theden. Walther 553
Wundercuren. Impfen 554
Jurisprudenz. Svarez 555
Königliche Bibliothek 559
Privatbibliotheken und wissenschaftliche Anstalten 563
Vorlesungen 564

Siebzehntes Kapitel.

Schule und Erziehung . . . . . 565—584
Französisches Pensionswesen 565
Privatschulen 568
Armen- und Winkelschulen 568
Unterrichtsmethode. Hähn 570
Reformversuche. E. von Rochow 572
Basedow an Berliner Freunde 574
Joachimsthal'sches Gymnasium. Meierotto 575
Zedlitz' Reform 576
Graues Kloster. Büsching 577
Materielle Lage der Lehrer 578
Streit'sche Stiftung 580
Hecker und die Realschule 581

Achtzehntes Kapitel.

Theater und Musik . . . . . 585—615
Allgemeine Zustände 585

Seite

J. F. Schönemann 586
Franz Schuch 587
Theaterliebhaber 589
K. Th. Döbbelin 590
H. G. Koch 591
Götz von Berlichingen 593
Döbbelin's zweite Periode 594
Lessing's Dramen 596
Schiller's „Räuber" 597
Unberlinisches der Dramen 599
Döbbelin's Ende 600
Musik 601
Friedrich II. als Componist 602
Königliche Capelle und andere 603
Concerte und Musikgesellschaften 604
Musikalische Zeitschriften 605
Opern. Barbarina 607
Die Sängerin Schmehling-Mara 609
Verfall der Oper 610
Musiker. J. J. Quantz 611
K. H. Graun 612
J. Ph. Kirnberger 613
Ph. E. und W. Friedemann Bach 614

Neunzehntes Kapitel.

Sittliche und ökonomische Zustände . . . . . 616—660
Einwohnerzahl 616
Handels- und Fabrikthätigkeit 617
Gotzkowsky 618
Porzellanmanufactur 619
Vergnügungen 620
Feste 1750 für den Markgrafen von Baireuth 621
Andere Empfänge von Fürstlichkeiten 625
Begrüßung des russischen Großfürsten 626
Spaziergänge. Thiergarten 627
Der Reußische Garten 628
Wintervergnügen. Redouten 629
Vergnügungsorte niederer Art 630
Schaustellungen von Menschen und Thieren 632
Der Elephant 633
Wirthshäuser. Bier 634
Spiel. Lotterie 635
Almosen. Holzvertheilung 637

Seite

Gutmüthigkeit. Bürgertugend 638
Straßenreinigung 639
Appareils und Krambuden 643
Sänften 644
Unsicherheit. Diebstähle 645
Nachtwächter 646
Feuersocietät 648
Sicherheitsverhältnisse 650
Strafen der Verbrecher 652
Dienstboten 653
Selbstmörder 655
Ehen und Geburten 656
Sittlichkeit 657

Zwanzigstes Kapitel.

Bildende Kunst . . . . . 661—702
Stellung Friedrich's zur Kunst 661
Kunstsammlungen 665
Antoine Pesne 666
G. W. von Knobelsdorff 668
Friedrich als Bauherr 669
Berliner Denkmäler 672
Kunstakademie 673
Berliner Kunstausstellung 676
Kleinkunst 678
Sammlung des Prinzen Heinrich 679
Streit'sche Gemäldesammlung 679
Privatsammlungen 680
Ch. B. Rode 681
Die Brüder Meil 686
Anna Dor. Therbusch 691
G. F. Schmidt 694
Chodowiecki 695

Schluß.

Tod Friedrich's des Großen . . . . . 703—706
Nachträge und Berichtigungen . . . . . 707—709

Drittes Buch.

Das Zeitalter der Aufklärung.

(1740—1786.)

Zehntes Kapitel.

Die Stadt und der Kriegsherr. Der Damenhof.

Seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges hatte Berlin vollkommenste Ruhe genossen; nun traten bewegte Tage ein. Die Bewohner der Residenz, welche begannen innerlich mehr an den Kämpfen theilzunehmen, die da draußen geschlagen wurden, hatten auch äußerlich an den Wirkungen der Kriege zu tragen, die Friedrich mit seinen Feinden führte. Eben diese Kriege aber waren es, welche Friedrich in Berlin populär machten. Den Weisen von Sanssouci zu bewundern, fehlte den Bürgern Gelegenheit und Verständniß; dem französischen Schriftsteller mochten die Deutschgesinnten ungern folgen; gegen den entschiedenen Aufklärer machten die Gläubigen Front. Dem Kriegsherrn aber, dem in schweren Kämpfen und gegen mächtige Feinde erprobten Sieger, jubelten Alle ohne Unterschied zu.

Die drei schlesischen Kriege boten Gelegenheit genug zu solchem Jubel. Die Siegesnachrichten wurden auf den Straßen mit lauten Freudensausbrüchen, in den Zeitungen mit Lobeshymnen von reichem Wortschwall, aber sehr geringer Poesie*), in den Gotteshäusern mit religiösen Liedern und Predigten be-

*) Die Schmeichelei geht furchtbar weit. Die Voss. Ztg. 16. Dec. 1741 bringt Folgendes: Friedericus secundus rex Borussiae per anagramma purissimum: Jus, fides, robur, arx in cruce, es, Deus es, was dann durch eine explicatio in fünf lateinischen Distichen erklärt wird.

grüßt. Letztere wurden vielfach gedruckt. Von der Schlacht von Soor an über Lowositz, Roßbach, Leuthen bis zum Hubertusburger Frieden, ja bis zum Kriege des Jahres 1778 rühmten die Prediger die Güte Gottes und die Tapferkeit des Königs. Die ersten Berliner Prediger, auch Laien, die sonst nicht gewohnt waren, Predigten zu schreiben, wie Moses Mendelssohn, ergriffen das Wort. Auch Seltsamkeiten kamen vor, wie Nathanael Baumgarten's, Predigers am Friedrichswerder, poetische Dankpredigt*) für den mit Rußland geschlossenen Separatfrieden, in der die „liebste Vaterstadt" gepriesen wurde, daß sie den Sturz, den ihr die halbe Welt geweissagt, vermieden habe, und die russische Kaiserin in arger Weise geschmäht wurde.**) Gedichte und Lobesworte, die in Zeitungen und selbständigen Schriften in und außerhalb Berlins erschienen, überschreiten oft jedes Maß. Ein in 32 Sprachen abgefaßter polyglotter Scherz wechselte mit endlosen Reimereien, in denen neben wahrhafter Begeisterung auch unwahre Lobsucht sich breit machte. Die Friedensverkündigungen wurden mit Volksfestlichkeiten aller Art und Illuminationen feierlich begangen, die an Pracht denen der früheren Zeit um Vieles nachstanden, obwohl das Gefühl, aus dem heraus sie dargebracht wurden, gewiß ein aufrichtigeres war als damals. Gelegentlich machte sich dabei der Humor der Berliner geltend, der unter Thränen zu lächeln verstand und die eben ausgestandenen schweren Leiden schnell genug vergaß. Daß aber die Illuminationen den Prunk der früheren nicht erreichten, lag theils an der schweren Noth der Zeit, die unnöthige Ausgaben vermeiden lehrte, theils an der Abneigung des Königs gegen jedes Schaugepränge. Diese Abneigung brachte die Berliner auch um ein sehnlichst erwartetes Fest: um den Empfang des siegreich heimkehrenden Königs nach dem Hubertusburger

*) Berliner Neudr. II. Serie. 3. Bd. S. XII, 20 ff.

**) „Man hat gestern", schrieb Mendelssohn an seine Braut (25. Mai 1762), „den Frieden mit Rußland öffentlich publicirt, mit vielen freudigen Zurufen von einer großen Menge Volks: es lebe Peter und Friedrich."

Frieden. Nachdem der König am Ende der schnell und glücklich verlaufenen zwei schlesischen Kriege eine Einholung in Berlin sich hatte gefallen lassen, bei der trotz mancher officiellen Veranstaltungen doch die Unmittelbarkeit und Herzlichkeit volksmäßiger Begeisterung zum Ausdruck gekommen war, täuschte er 1763 die unter Ehrenpforten mit allem Festesapparat versehene officielle und inofficielle Welt. Er schlug einen anderen Weg als den erwarteten oder verheißenen ein und kam ganz still und heimlich ins Schloß. Denn er war größer als seine Getreuen, die dem Retter ihren Dank und Jubel entgegenbringen wollten. Gerade daß er, heimkehrend aus dem Felde von Blut und Leichen, in frischer Erinnerung der unsäglichen Leiden, die er erdulden und bereiten mußte, in ernsten Gedanken an den schweren Aufbau des vielfach geschädigten Staates, der ihm bevorstand, nicht triumphirte, war sein größter Triumph.

Aber nicht die Siegesfreude allein erfüllte Berlin; vielmehr hatte die Stadt auch unter den Wirrnissen und Schrecken des Krieges zu leiden. Zweimal, 1757 und 1760, wurde sie von den Feinden besetzt. Die erste Occupation, 1757, war das Werk der Oesterreicher, die zweite, 1760, die der Russen. Der Plan zur ersteren*) ging von Karl von Lothringen aus. Dieser wünschte den in der Mark durch die Erfolge der Russen hervorgerufenen peinlichen Eindruck durch einen Streifzug in die Mark zu verstärken. Er beauftragte damit den Feldmarschall-Lieutenant Andreas von Hadik. Der Genannte, an der Spitze von etwa 3500 Mann, kam dem Auftrage nach, indem er selbst am 16. October über Lübben und Wusterhausen vor dem Köpenicker Thore erschien, während eine von dem Hauptcorps abgezweigte Abtheilung unter Oberst Ujhazy über Mittenwalde vor das Potsdamer Thor zog. In Berlin standen nur etwa 3000 Mann

*) Vgl. Arneth, Maria Theresia. 5. Bd. Wien 1875. S. 237 ff. — Vgl. Teutsche Kriegskanzlei auf das Jahr 1757. III, 923 ff. — Einzelnes nach einem Vortrag L. Schneider's 1872. — A. Schäfer, Gesch. des 7jähr. Krieges. Berlin 1867. I. S. 442 fg.

Soldaten. Sie setzten sich aus Angehörigen dreier verschiedenen Regimenter zusammen, deren eines eine Art Invalidentruppe, deren anderes, als ehemals in sächsischen Diensten stehend, nicht recht zuverlässig war.

Der Stadtcommandant, General von Rochow, war auf den Angriff nicht ganz unvorbereitet, Pferde sollten, um ein Kavallerie-Regiment beritten zu machen, von den Bauern der Umgebung zusammengebracht werden, die Wachen waren verdoppelt. Gleich nach seiner Ankunft schickte Hadik an den Magistrat, forderte die Zahlung von 300,000 Thalern und erklärte, daß er im Falle der Nichtgewährung der Summe binnen einer Stunde die Stadt beschießen werde. Da er nach anderthalb Stunden nur eine ausweichende Antwort erhielt, so begann er den Angriff. Er hatte keinen großen Widerstand zu besiegen. Er warf die Thorwachen mit leichter Mühe zurück, ließ die Pallisaden, welche die Lücken der Stadtmauer ausfüllten, einschießen und drang in die Stadt ein. Schwacher Widerstand wurde an einer Spreebrücke, stärkerer von einem Bataillon unter Major von Tesmar geleistet. Der eine wie der andere wurde besiegt; viele Todte bedeckten das Schlachtfeld; Mancher gerieth in Gefangenschaft, Viele suchten ihr Heil in schneller Flucht. In das Herz der Stadt einzudringen, vermied der feindliche Führer, hauptsächlich weil er eine Annäherung Friedrich's fürchtete, vielleicht auch, weil er, wie die Berliner patriotische Tradition will, anknüpfend an die Vertheidigung einer Kanone durch Oberst Krummow, in der Stadt energische Abwehr erregter Bürger besorgte. Doch benutzte er seinen Sieg, um seine ursprüngliche Forderung auf das Doppelte zu erhöhen, und gönnte sich den Triumph, den Bericht an den Höchstcommandirenden „aus denen Mauern von Berlin" zu datiren.

Unterdessen hatte der Stadtcommandant, die Königin nach Spandau geleitend, die Stadt geräumt und sie der Discretion des feindlichen Führers übergeben. Der Magistrat sandte Abgesandte mit demüthigen Erklärungen, erlangte eine Herabsetzung

der Entschädigungssumme auf 150,000 Thaler, die sofort bezahlt wurden, und 50,000 Thaler, für die Wechsel auf Wien geliefert wurden. Den Truppen, die bis auf wenige ziemlich geringe Plünderungsversuche strenge Mannszucht hielten, wurde gleichfalls eine Vergütung für die ihnen entgangene, in jener Zeit fast selbstverständliche Aneignung fremden Eigenthums gewährt. Insbesondere wurde der Besitz des Königs völlig geschont; dies geschah, wie ein zeitgenössischer Bericht sagte, „auf ausdrücklichen Befehl, um zu erkennen zu geben, daß auch der Krieg seine Humanitätsgesetze habe." Am 17. October zogen die Oesterreicher ab.

Die Erinnerung an diese eintägige Occupation, die ja nicht einmal eine vollständige gewesen, war eine schwache. Die Zeitungen enthalten ziemlich kurze Darstellungen, denen wenig Neues zu entnehmen ist. Nur der Schlußpassus ist hervorzuheben. Er lautet: „Die Oesterreicher haben sich in keine Häuser einquartirt, sondern haben unter freiem Himmel campirt. Sowohl vor als nach der Capitulation sind von ihnen große Excesse begangen, sehr viele Häuser geplündert, auch viele unschuldige Personen massacrirt worden, unter welchen sich der 80jährige geheime Rath von Stosch befindet." In den Briefen der Zeit findet sich nur ein schwaches Echo an jene Tage. Mendelssohn schrieb an Lessing (25. October 1757): „Bei dem unvermutheten Besuche der Oesterreicher war uns freilich Anfangs nicht wohl zu Muthe. Ich hielt zwar ziemliche Contenance, indessen bin ich doch seit der Zeit zu allem ernsthaften Studiren ungeschickt gewesen. So sehr zerstreuen uns die widersprechenden Nachrichten, welche stündlich einlaufen und nunmehr uns wirklich zu interessiren anfangen. Wenn diese Umstände noch ein halbes Jahr anhalten, so komme ich ganz aus dem Gleise." Die Aeußerung ist um deswillen so merkwürdig, weil sie eine uns schwer erklärliche Theilnahmlosigkeit Berliner Bürger und gewiß nicht der schlechtesten constatirt. Sie wich und machte begeisterter Theilnahme Platz, nachdem einerseits schnell hinter

einander eintreffende Nachrichten über große Siege die Lauen erwärmt hatten, und als andererseits die wirkliche Gefahr einer zweiten Occupation auch die Muthigsten ängstlich machte.

Fast unmittelbar auf die Tage der Aufregung und der Bekümmernisse folgten die Nachrichten der glänzenden Siege bei Roßbach und Leuthen, die, gerade weil sie so unerwartet kamen und auch wegen mancher begleitenden Umstände, einen so außerordentlichen Eindruck machten. Der Jubel war in der That allgemein.

„Unsere Jugend", schreibt Ramler an Gleim am 11. December 1757, „hat seit dem neulichen Abende nicht aufgehört Victorie zu schießen, und man schießt noch immer um mich herum, indem ich dieses schreibe. Unsere Kaufleute haben auf beide Siege allerlei seidene Bänder fabriciren lassen, womit wir unsere Westen, Hüte, Müffe, Degen und Kopfzeuger bebändert haben." Ramler und Krause (der Advocat) stellten aus Cramer's Psalmen eine „Donnerode" zusammen, die von Telemann componirt wurde.

Weit bedenklicher als diese erste Occupation war die zweite (October 1760).*) Die geschichtlichen Schilderungen dieser durch eine neue zu vermehren, liegt nicht im Plane dieses Buches. Wohl aber ist es gerade für unseren Zusammenhang wichtig, ein Stimmungsbild eines damaligen Berliners, Sulzer,**) mitzutheilen, das charakteristisch genug zwischen rührseligen Erinnerungen an seine Frau und einem enthusiastischen Berichte über die Karschin steht, sodann auf das Schicksal hinzuweisen, das bei dieser Occupation einzelne Schriftsteller traf, endlich auf die Wirksamkeit des sogenannten „patriotischen Kaufmanns" zu deuten, der gleichfalls seine litterarische Darstellung, um nicht zu sagen, Verhimmelung fand.

*) Genaueres bei Schäfer l. c. (Berlin 1874.) II, 2, S. 81—86.

**) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, S. 325—330. Der Brief ist vom 22. Oct. 1760. Hrg. von W. Körte, Zürich: Geßner. 1804.

Der Sulzer'sche Bericht lautet: „Den ersten dieses kam die erste Nachricht hierher, daß das Tottlebensche Corps gegen Besekow marschire, und von derselben Stunde fing man an, die königlichen Kassen, die vornehmsten Sachen aus dem Zeughause u. s. w. in Sicherheit zu bringen. Die Minister und furchtsamen Privatpersonen reisten ab. Den zweiten erfuhr man, daß die Russen schon bis Mittenwalde, Wusterhausen u. s. f. streiften; aber von ihrem Hauptkorps wußte man noch gar nichts. Den dritten, Morgens früh, sah man die Kosacken schon vor unsern Thoren. Gegen Mittag ließ Tottleben die Stadt auffordern. Der Commandant wollte mit seiner kleinen Besatzung abziehen, und dem Magistrate das Uebrige überlassen. Der General Seidlitz aber, der noch als ein Kranker hier war, beredete ihn, Stand zu halten. Die Aufforderung ward abgeschlagen, und gleich nach Mittag fieng der Feind an, aus drei Batterien mit sechs bis zehn Stücken auf die Stadt zu schiessen! Er warf seine Bomben, wie es schien, ohne bestimmte Absicht, und es wurden nur wenige Häuser beschädigt. Wir schossen sehr überlegen gegen die Feinde hinaus, aber ohne grosse Wirkung. Damals waren die Einwohner mehr in Verwunderung über eine so unerwartete Scene, als in Furcht. Alle Strassen waren voll Leute, die den umherfliegenden Grenaden zusahen, und auf den Feldern der Vorstädte paßten die Jungen den Grenaden auf, und holten sie ganz oder in Stücken zusammen. Man hatte unterdessen den Prinzen von Würtemberg um Hülfe bitten lassen. Gegen Abend hörte das Kanoniren auf, und fast Jedermann ward ruhig. In der Nacht aber fieng es mit weit mehr Heftigkeit wieder an, und es sind dadurch etwa 30 bis 40 Häuser in der Lindenstraße beschädigt. Da die Feinde damit nichts ausrichteten, stürmten sie ein Paar Mal auf das Hallische Thor, wurden aber mit blutigen Köpfen abgewiesen. Den vierten kam der Prinz an, und die Russen zogen sich denselben Tag größtentheils nach Köpenick zurück.

„Den fünften erfuhr man, daß Tottleben durch das Corps

des Generals Czernichew verstärkt worden, und daß der Feind nun in allem auf 12,000 Mann stark sey. Der Prinz rückte mit seinem Corps vor, und besetzte die Anhöhen vor dem Hallischen und Cottbuser Thore.

„Den siebenten gegen 9 Uhr kam der Obrist von Kleist mit dem Vortrapp des Hülsenschen Corps, griff sogleich den Tottlebenschen Trupp mit großer Lebhaftigkeit an, und schlug ihn bis über Rücksdorf zurück. Er würde einen vollkommenen Sieg erfochten haben, wenn nicht eben zu der Zeit, da die Feinde in vollem Fliehen waren, der General Lasci mit einem neuen Corps dazu gekommen wäre.

„Den achten hatten wir ein ungeheuer stürmisches und sehr heftiges Regenwetter, so daß nichts zu unternehmen war. Gegen Nacht erfuhr man, daß ein neues Corps Oestreicher, nach der Angabe 20,000 Mann stark, zu den Feinden gestossen wäre. Darauf machten unsere Generale, die Nacht über, Anstalten zum Abziehen, welches auch sogleich geschah. Um 8 Uhr waren die Unsrigen weg, und unterdessen hatte der Commandant für die Garnison, und Kircheisen für die Stadt, mit Tottleben kapitulirt. Um 9 Uhr war alles vom Feinde besetzt. Tottleben wollte anfänglich die Oestreicher nicht in die Stadt lassen, aber sie drangen wie ein Strom herein. Die Oestreicher wurden dann auf der Neu- und Friedrichs-Stadt einquartiert, während die Russen im größten Moder vor dem Schloßplatze gegen die breite Straße kampirten. Gegen Abend liefen sie, wie hungrige Wölfe, in den nächsten Straßen herum, und wollten in die Häuser eindringen. Daraus entstand um so mehr Noth, weil keinem Menschen angesagt war, wie man sich zu verhalten habe. Die, deren Häuser fest genug waren, oder die standhaften Widerstand leisteten, sind ohne Schaden davon gekommen. Meistens liessen sich die Feinde mit Essen, Trinken und etwas Geld abspeisen. Die Oestreicher blieben zwar in ihren Quartieren; sie verlangten aber mit grossem Ungestüm, kostbar bewirthet zu werden.

„Bei dieser allgemeinen Unruhe war noch das Beste, daß

Jeder sich von dem russischen Commandanten so viel Sauvegarden holen konnte, wie er wollte, und daß sie ohne Entgeld gegeben wurden. Ich holte mir zwei, ward aber unterwegs von vier Husaren angefallen, und rein ausgeplündert. Die meisten Sauvegarden hielten gute Ruhe in den Häusern.

„Den zehnten und eilften wurden die Montirungskammern, Arsenal, Gießhaus u. s. f. ausgeplündert, das Meiste aber wieder an die Bürger verkauft. Ein Freund von mir kaufte drei Dutzend Beinkleider für 16 Groschen.

„Den eilften Nachmittags merkte man ziemliche Bewegung unter den feindlichen Truppen. Die Oestreicher giengen gegen Abend auf eine Art fort, daß man merkte, daß ein grosser Schrecken unter sie gekommen war. Es verbreitete sich ein Gerücht, der König habe Daun geschlagen. Den Sonntag früh folgten die Russen nach, und es blieben nur ein Paar Hundert als Sauvegarden, welche endlich den andern Tag auch folgten.

„Ueberhaupt muß ich noch dieß sagen: Tottleben hielt zwar sehr strenge Mannszucht und ließ die verklagten Leute barbarisch peitschen; es liefen aber dem ungeachtet doch viele Unordnungen mitunter. Die Oestreicher sind nicht so barbarisch als die Russen, aber desto insolenter. Zwischen beiden Nationen herrscht ein erstaunlicher Haß. Der General Czernichew hat an vielen Unordnungen Schuld, weil es ihn geärgert hatte, daß man mit Tottleben, und nicht mit ihm capitulirt hatte. Er hat Schönhausen ganz ausplündern lassen. Die Oestreicher, Kosacken, Uhlanen und Brühlschen Dragoner haben das Schloß in Charlottenburg ausgeplündert, und rechte Infamien daselbst begangen."

Die Leiden der Stadt waren arg genug. Besonders drückend wurde die schwere Last der Einquartirung empfunden und die grausame Art, mit welcher man die Gefangenen, z. B. die Kadetten, Kinder von 12 bis 14 Jahren, behandelte und fortschleppte. Die Kosacken, Husaren und andere Truppen plünderten und raubten, wo und was sie konnten. „Nach einer genauen

Untersuchung sind 282 Bürgerhäuser eigenmächtig aufgebrochen und geplündert, und die Einwohner derselben durch die größten Gewaltthätigkeiten gezwungen worden, Geld, goldene und silberne Uhren und was sonst gefordert worden, zu geben, wobey sich sonderlich die Oesterreicher hervorgethan haben. Viele hundert Personen sind sowohl in ihren Häusern, als auf denen Strassen mit Schlägen, Hieben und allerhand Arten von Marter, auf das grausamste gemißhandelt worden, so, daß noch sehr viele an ihren Wunden auf dem Tode liegen, ja man hat sogar eine Frau, Namens Schäckin, in Alt-Cöln am Wasser todt und erbärmlich zerhauen gefunden. Fast ein jeder, so auch des Tages auf denen Strassen sich sehen lassen, ist ausgeplündert, und diejenigen, so des Abends, oder in der Nacht in ihren Geschäften ausgegangen, sind fast alle nackend ausgezogen worden. Der Königl. Marstall, welcher nach dem ausdrücklichen Inhalte der Capitulation, alle Sicherheit hätte genießen sollen, und dem der russische Commandant noch dazu eine Sauve-Garde von 24 Mann gegeben hatte, hat dennoch auf eine vorzügliche Art die Wuth derer Feinde empfinden müssen. Alle Königl. Staats-Wagen, welche doch gewiß nicht zu Krieges-Bedürfnissen gerechnet werden können, haben sie daselbst in Stücken zerschlagen, Sammet, Stickerey und Tressen heraus gerissen und selbst des Stallmeisters von Schwerin auf gedachtem Marstall befindliche Zimmer rein ausgeplündert. Das Königl. Invaliden-Haus und die Charite, diese Ruhestätten derer Unvermögenden, Kranken und Elenden, sind ebenfalls nicht verschonet, sondern vielmehr durch Plünderungen und andere Ausschweifungen auf das härteste mitgenommen worden. In der Jerusalems-Kirche haben die Oesterreicher sogar die Sakristey, den Armen-Kasten und einige Gräber erbrochen und beraubet." *)

*) Das im Text in Anführungszeichen Mitgetheilte ist einer gleichzeitig deutsch und französisch erschienenen Schrift entnommen, deren deutscher Titel lautet: 1. „Kurze Anzeige derer von denen Oesterreichischen, Rußischen und Sächßischen Truppen bey Gelegenheit der im October 1760 auf die Stadt Berlin unternommenen Expedition, in der Mark Brandenburg ausgeübten Grausamkeiten und angerichteten Verheerungen 1760." 12 SS. 4°. (Jo. Gy.) Ferner (das Folgende aus der G. L. St.) 2. „Umständliche Nachricht von der Unternehmung der Russen auf Berlin." 1760. 16 SS. in 4°. 3. „Fortgesetzte umständliche Nachricht der von denen u. s. w.", Titel wie 1; auch sonst fast wörtlicher Abdruck der genannten Schrift. 4. „Die falschen Erwartungen, gezeiget in einer kurzen Wiederlegung der Rußischer Seits angepriesenen Vortheile von der Expedition auf Berlin." 1760. 4 SS in 4°. Höhnt die Feinde der Preußen sehr, will darthun, daß von dieser Gewaltsamkeit die Plünderer selbst den geringsten Vortheil gehabt hätten, gibt zum Schluß ein Verzeichniß der „in der russischen Specification vergessenen, und doch eroberten Montirungsstücken". Dann folgen handschriftliche Anmerkungen, 5. und 6., gleichfalls Handschrift, die Capitulation der Stadt und der Berlinischen Garnison. — Von russischer Seite erschien: „Relation Seiner Excellenz des Herrn Grafen von Totleben, wegen der am 9. Okt. 1760 glücklich erfolgten Eroberung der Königl. Preuß. Residenz-Stadt Berlin, nach einer 7Tägigen Belagerung und einem bey nahe 24Stündigen Bombardement." 1761. 16 SS. in 4°.

Die Capitulationspunkte für die Stadt gewährten derselben volle Integrität ihres Besitzes, Befreiung von Einquartirung, Sicherheit ihrer Religionsübung, Fortdauer der Einkünfte für die öffentlichen Institute und Beamten, Sicherung des Handels, Postenlaufs, der Polizeiverfassung. Statt des Mehles solle die Stadt an die vereinigten Corps ein Douceur von 200,000 Thlr. zahlen; über die geforderte Contribution von $1^1/_2$ Millionen Thaler solle die Kaufmannschaft einen Wechsel, in sechs Tagen zahlbar, ausstellen.

Die Capitulation für die Garnison erklärte alle in Berlin sich aufhaltenden Soldaten von den Höchsten bis zu den Niedrigsten als Kriegsgefangene, alle Kriegsmunition als confiscirt, die königlichen Häuser sollten wie alle übrigen Häuser von Plünderung frei bleiben, alle Gefangenen der Alliirten mußten ausgeliefert werden.

Neben den großen fehlte es nicht an kleinen Gewaltthaten.*)

*) Nach den Erzählungen eines Augenzeugen, J. G. Krünitz in Denkw. u. Tagesgeschichte 1796. I, 476ff. (Er war 1796 freilich 69 Jahre alt.) Er will gegen die den Russen imputirten Abscheulichkeiten protestiren,

Besonders waren die Russen ihren litterarischen Feinden gram. Unter diesen hatte J. H. G. von Justi durch Schriften, wie den Beweis, daß der Kaiser zur Absetzung reif sei, die Anfrage, ob gewisse Völker Anlagen haben, Menschenfresser zu werden, sie besonders gereizt. Da er schlau genug war, sich bei der Annäherung der Russen zu verstecken, so wurden nur seine Schriften, soweit man ihrer habhaft werden konnte, verbrannt. Die Redacteure der Spenerschen und Vossischen Zeitung — die erstere erschien in den Schreckenstagen nicht; auf Nr. 122 vom 9. Oct. folgte Nr. 123—127 vom 11.—21. Oct., am letztgenannten Tage ausgegeben, wo über die Berliner Vorgänge kein Wort zu finden — sollten Spießruthen laufen. Ihre Vergehen bestanden darin, daß sie in früheren Nummern gelegentlich über russische Grausamkeiten geklagt und russische Siegesnachrichten angezweifelt hatten. Der Erstere, der 68jährige Joh. Vict. Krause, wurde zwar entkleidet, aber, nachdem er den commandirenden Officier fußfällig angefleht hatte, begnadigt, der Letztere, Kretschmer, wurde, nachdem er ein paar leichte Hiebe empfangen hatte, entlassen.

Der Grund zur Bestrafung des Letzteren — die Abschwächung der ursprünglich in Aussicht genommenen strengeren Ahndung soll er Gotzkowsky verdankt haben — wird in den ihm zugeschriebenen „Bauerngesprächen" gesucht. Hat er diese wirklich geschrieben, so verdiente er kaum eine harte Bestrafung, wenn man die begreifliche Erregung des preußischen Schriftstellers in Betracht zieht. Denn seine Satire*) ist ziemlich harmlos. Nachbar

ebenso Grillo u. A. vor ihm, das. 271 ff., 359 ff. Ueber Justi Meusel VI, 353 ff., der die hier angeführten Schriften nicht erwähnt.

*) Ernsthaftes und vertrauliches Bauren-Gespräch gehalten im Schulzen-Gericht zu R. und W. 1757. (K. B.) 24 SS. in 4°. Bei der Aufzählung der Personen, für deren Erklärung fast ausschließlich die Anfangsbuchstaben beachtet sind, blieben unberücksichtigt „Vetter Schlau, Einwohner im Dorfe, der es mit Tillaks hält (etwa die Katholiken Schlesiens?), Ostens Enni, Tochter des Bruders Osten, Isenbart, Großknecht der Tillaks, Stoffel Velten, in Ostens Diensten, Nikel Hinkmar, in Tillaks Diensten", die jedoch eine so unbedeutende Rolle spielen, daß sie

Flink (Friedrich II.) — das ist der Inhalt der ersten Gespräche — „ein angesehener Bürger im Dorf, dessen schönen Garten die Tillaks gern hätte", soll eben dieses Gartens d. h. Schlesiens durch Muhme Tillaks (Maria Theresia) beraubt werden, die durch ihren Haushofmeister Kobes Ranze (Kaunitz, Reichsgraf) dazu angestachelt wird. Da aber ihre Dienerschaft zu schwach ist gegen Flink's Pferdeknechte und Ochsenjungen, so verbündet sie sich mit Muhme Lise, „gute Freundin der Tillaks" (Elisabeth von Rußland), die von ihrem „Hausvogt", dem für Aquavit sehr empfänglichen und nach Genuß desselben zu allen Schandthaten bereiten Alex Brüsener (Alexei Bestuschew) so völlig gelenkt wird, daß sie gar keinen eigenen Willen hat, und mit Bruder Osten, „Vetter der Tillaks" (Friedrich August von Sachsen), der von seinem „Verwalter" Gürgen Ballhorn (Graf Brühl) nicht minder willenlos geleitet wird. Aber die Verbündeten haben kein Glück. Flink ist auf den Angriff gefaßt, besiegt die zuerst anrückenden Leute des Bruders Osten (Sachsen) und hält sie gefangen, schlägt auch die zum Entsatz heranrückenden Verbündeten trotz ihrer Uebermacht, so daß sie einen erneuten Angriff auf das Frühjahr verschieben, dann sich aber eines Sieges getrösten. Ob die auf dem Titel genannten Orte des Schulzengerichts R. und W. Schlachten bedeuten, ist nicht zu bestimmen, man könnte an Roßbach und Weißenfels denken, wie die Schlacht gelegentlich damals genannt wurde, wenn diese Auflösung sich nicht dadurch verböte, daß sonst auf Frankreich in der Schrift keinerlei Anspielung zu finden ist, und daß die in den übrigen Gesprächen für die Ortsbezeichnungen gewählten Buchstaben: P. S. D. L. F. gewiß ganz willkürlich sind. Die Satire gegen Rußland ist eigentlich kaum stärker als die gegen

nicht beachtet zu werden brauchen. Diese hochdeutsche Fassung der ersten Gespräche, die ich der Bequemlichkeit halber citire, ist eine Uebersetzung der ursprünglich niederdeutsch erschienenen Schrift. Es sind im Ganzen 13 Gespräche, durchpaginirt 208 SS. 1757—1760.

die anderen Staaten. Lebendig tritt nur das felsenfeste Vertrauen auf die preußischen Truppen hervor. Kobes Ranze, der einen seiner Genossen, den von den Gefangenen abgeschickten Stoffel Velten, vor den „Blaukitteln“ gewarnt hat, ruft ihm ferner zu: „Weißt Du auch wohl, daß Nachbar Flink auch so grünkittliche Stahrenfänger hat; das sind rechte ausgelernte Schnapphanen, die kriechen durch die Sträucher, wie Laubfrösche und eh man sichs versieht, so haben sie einen beym Fetzen, oder sie pürsten einen mit ihren Donnerschen Pürschbüchsen auf die Blasse, daß einem hören und sehen vergeht. Und die bärtigen Ochsenjungen mit den Zipfelbelen und mit dem krummen Krautmesser hat der Teufel auch überall wies Kupfergeld. Laß Dich nur bei Leibe nicht attrapiren, sonst heften sie Dir was an, und unser ganzes Recept ist verruckt und wir können euch dann nicht helfen, wenn ihr auch alle mit einander crepiren und verhungern solltet.“ Und von dem Zurückschlagen des Entsatzzuges heißt es: „Ja etliche liefen, die das kützeln nicht vertragen konnten, vor dem kleinen Kossäthen Hop (Bajonet), das die blauröckigen Ochsenjungen mit den blanken Mützen ansteckten. Und da war so ein großer Schlagkerl dabey, der war immer voraus und schlug um sich herum wie toll und blind.“

Auch die folgenden Gespräche bleiben in Inhalt und Charakter dem eben analysirten getreu. Nur treten viele neue Personen auf: Arend Flaut, Fix, Ritzebild und verschiedene; bei Muhme Liese sind nach einander Frombert und Apegrimm thätig, die gewiß dem Namen und dem Wesen nach auf russische Generale und Minister deuten (Apraxin); Nachbar Jörge, der einzige, der auf Flink's Seite steht und den Gegnern den Angriff auf ihn abräth, ist wohl der König von England. Es wird von manchem Schaden berichtet, der Flink zugefügt wird, von vielen erdichteten Siegesnachrichten der Gegner, die dann durch die wenigen treuen Anhänger Flink's entlarvt werden; am Schluß steht die Sache immer noch auf dem alten Flecke: Hoffnung auf einen großen

entscheidenden Sieg; Zuversicht, daß Flink der Starke und Mächtige sein und bleiben werde.

Endlich mag noch darauf hingewiesen werden, daß ein Berliner Bürger, der durch seine mit Rußland gepflogenen Handelsbeziehungen als der geeignetste Vermittler mit Rußland galt und sowohl durch seinen Reichthum als durch seine kaufmännische Thätigkeit sich einen hervorragenden Platz erworben hatte, Gotzkowsky, der Berliner Bürgerschaft behufs Erleichterung und Bezahlung der Contribution bedeutende Dienste leistete. Hätte sich dieser „patriotische Kaufmann“, wie er sich in seiner Selbstbiographie selbstbewußt nennt — als wenn ihn in seiner Kaufmannschaft der Patriotismus in erster Linie geleitet hätte — nur nicht gar so ruhmredig gebärdet und aus einfachen Handlungen, die dem Bürger wohl anstehen, aber nicht mehr als natürlich sind, ruhmwürdige Thaten herzuleiten gesucht.

In den letzten Jahrzehnten der Regierung Friedrich's war Berlin nicht weiter von ähnlichen Gefahren bedroht und durch derartige Lasten bedrückt. Die Kriege waren zu Ende, eine rege Friedensarbeit begann; aber der große Kriegsheld weilte fern.

Wie in den übrigen Städten und Provinzen, so war und blieb Friedrich auch in Berlin zunächst eine volksthümliche Figur. Ihn betrachtete man*) als den Retter aus der Noth, selbst in verzweifeltsten Fällen, als den Helfer, der sich durch keine gefärbten Berichte blenden läßt, sondern der sich selbst Licht verschafft, der den Mächtigen mit Strenge, den Schwachen mit Milde entgegentritt, empfänglich für ein geistreiches Wort und eine derbe Lehre, oft von dem Volke, in welches er sich mischt, nicht eben säuberlich behandelt und Schläge einheimsend, ehe er es sich versieht.

*) Vgl. die hübschen Mittheilungen bei Ulr. Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen. Bd. I. Norden und Leipzig 1891.

Aber das widerfährt ihm nicht etwa, um ihn zu strafen; so gestaltet das Volk vielmehr nur die Geschichte seiner Lieblinge.

Je älter er wurde, um so sagenhafter wurde in Berlin „der alte Fritz". Er zeigte sich nunmehr bloß bei festlichen Veranstaltungen, an feierlichen Tagen, bei Paraden und anderen militärischen Schauspielen. Sein Privatleben wurde noch eifrig commentirt, nicht selten im üblen Sinne; im Ganzen war er der Sphäre der meisten Berliner entrückt. Statt der Bewunderung machte sich ein gewisses Grauen geltend; das früher allgemein gehörte Lob verwandelte sich in Tadel, der zuerst leise war, allmälig immer lauter und lauter wurde.

An Stelle der Gesellschaft, die der König um sich in Potsdam versammelte, ausschließlich einer Männercompagnie, fand sich in Berlin ein Weiberhof zusammen. Der Mittelpunkt derselben war Friedrich's Gemahlin, Elisabeth Christine. Eine Zeit lang hatte noch Friedrich's Mutter in Berlin gelebt, aber sie hatte nicht versucht, unter der Herrschaft des Sohnes diejenige Geltung zu erlangen, welche sie unter dem Gatten vergeblich erstrebt hatte. Als sie am 28. Juni 1757 starb, erhielt sie von dem Dichter J. B. Krause (Spenersche Zeitung 30. Juni) ein Trauergedicht, das mit den Versen begann:

Die Mutter unsers Glücks ist todt!
Da liegt die Königin der Frauen!

Die Fürstin wurde darin sehr gerühmt; als ihr besonderer Preis wurde verkündet, daß sie Tochter, Schwester, Gemahlin, Schwiegertochter eines Königs, ferner Mutter und Schwiegermutter eines Königs und Mutter einer Königin gewesen sei. Die Trauer des Sohnes, der ja grade damals von Berlin abwesend war, wurde lebendig geschildert und ihm der Vortritt im Schmerze gelassen:

Bey Blitz und Dampf, bey Schwerdt und Blut
Erfährst Du, was die Liebe thut;
Du klagst: Dein Schmertz zwingt mich zum Schweigen.

Dieser Schmerz war ein lebhafter und echter.*) Noch 1779 äußerte Friedrich dem Philosophen Garve gegenüber, daß der Tod der Mutter ihn viel gekostet habe, und in der Geschichte des siebenjährigen Krieges widmete er der Verstorbenen den folgenden Nachruf: „Die Großen beseufzten den Verlust ihres gefälligen Umgangs, die Niedrigen ihre Gutherzigkeit, die Armen vermißten ihre Zuflucht, die Unglücklichen ihre Hilfe, die Gelehrten ihre Beschützerin, und jedes Glied ihrer Familie, welches das Glück hatte, ihr näher anzugehören, glaubte einen Theil seines Selbst verloren zu haben und fühlte durch den Schlag, welcher sie der Welt entriß, sich stärker als sie selbst betroffen."

63 Jahre lang war Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Bevern (geb. 8. Nov. 1715, gest. 13. Jan. 1797)**) ein Mitglied des preußischen Hofes, 55 Jahre, vom Regierungsantritt ihres Gemahls an gerechnet, lebte sie in Berlin oder in der nächsten Umgebung der Stadt. Sie war dem Kronprinzen Friedrich gegen dessen Neigung vermählt worden, weil Friedrich Wilhelm I. diese Tochter seines einzigen Freundes auf der Welt, insbesondere mit Rücksicht auf die Wünsche der kaiserlichen Partei, für die ihm geeignete und genehme Schwiegertochter hielt. Nur dem Willen des Vaters folgend, lebte Friedrich

*) Vgl. Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Berlin 1838. S. 223. — Diese Schrift, wie die übrigen Arbeiten des Autors, die große Biographie, 5 Bde., 1832—1834, und das Buch „Friedrich der Große als Schriftsteller, Berlin 1837", sind auch sonst vielfach benutzt. Von demselben die große Ausgabe von Friedrich's Schriften. Eine Bibliographie der Fridericianischen Werke und der über ihn handelnden Arbeiten kann und soll hier nicht gegeben werden.

**) F. W. M. von Hahnke: Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich's des Großen. Berlin 1848. (Im Anhang Briefe und Schriften.) Zur Charakteristik die deutschen Gedächtnißreden von Zöllner, Felkel, die französischen von Palmié, Schlick, Ancillon, die gesperrt gedruckten in Berlin gehalten, alle fünf im Sammelband Sv. 2300 der K. B. Dazu: 5 Predigten Zöllner's, vor ihr auf dem Schlosse gehalten, in Zöllner's Predigten bei verschiedenen Gelegenheiten. Berlin und Stettin 1805.

mit seiner Gemahlin zusammen, nach dessen Tode fand sehr bald eine völlige Trennung statt. Elisabeth Christine verließ Berlin oder Schönhausen nur einmal, als sie 1760 nach Magdeburg flüchtete; Sanssouci betrat sie niemals.

Als Friedrich Wilhelm sie seinem Sohne aufdrängte, charakterisirte er sie kurz also: „Sie ist weder häßlich noch schön; sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und das ist Alles". Die Charakteristik ist weder erschöpfend noch wahr. Denn nach übereinstimmenden Zeugnissen der Zeitgenossen war sie hübsch; ihr blendender Teint, ihre schönen Haare, ihre gut gebaute Figur wurden besonders gerühmt. Sie war nicht unbelesen und nicht unbegabt. Ihre geschichtlichen Kenntnisse setzten die Gelehrten in Erstaunen. Ihre Bildung war durchaus französisch, wie die Bildung der meisten Fürstinnen ihrer Zeit, aber es war nicht die weltliche Bildung des 18., sondern die geistliche des 17. Jahrhunderts: man könnte sie als eine Schülerin von Port Royal oder einer ähnlichen Anstalt bezeichnen. Weltlichen Freuden war sie nicht abgeneigt, vielmehr tanzte sie gern, besuchte häufig mit Vergnügen die Comödie, spielte mit ihren Hofdamen, nahm auch Tabak, nach der Unsitte der Zeit. Nur ihre Bildung wurzelte durchaus im Religiösen. Griff sie, in den vielen Stunden der Einsamkeit, zur Feder, so that sie dies, um theologische Schriften von Gellert, Sack, Spalding, Sturm zu übersetzen oder eigene geistliche Betrachtungen zu Papier zu bringen; nur Herzensbedürfniß, nicht litterarischen Ehrgeiz suchte sie mit ihren Schriften zu befriedigen. Auf ihrem dunklen Wege war ihr die christliche Heilslehre die einzige Führerin; ihr starker Glaube an die Unsterblichkeit half ihr über die Schwere und die Bekümmernisse des Erdendaseins hinweg. „Jenseits wird mir wohler sein", rief sie in ihren letzten Stunden aus, aber sie fügte hinzu: „Ich habe lange genug gelebt; nun kann ich mir selbst und Anderen wenig mehr nützen". Denn nicht zur weltabgewendeten Frömmlerin machte sie die Religion. So gern sie die Kirche besuchte, so häufig sie, durch Krankheit oder Alter ans Zimmer gefesselt,

religiöse Uebungen bei sich veranstaltete, in denen Zöllner weihevolle Worte redete, so sah sie die Religion nicht allein in frommen Gesinnungen, sondern in edlem Thun. Unermüdlich thätig zu sein, war ihre Lebensgewohnheit; für Andere zu wirken, ihr Lebensinhalt. Sie war äußerst wohlthätig, in jenem guten Sinne, daß sie nicht bloß die Gabe wegschenkte, sondern den Beschenkten ansah. Einfach und zugänglich für Jedermann, besaß sie in hohem Grade die Tugend, Aller Herzen zu gewinnen, und ward als Schutzgeist der Gegenden verehrt, in denen sie weilte. Mit gutem Rechte bestimmte ihr Neffe, der sie merkwürdig richtig erkannte, als Text für ihre Leichenpredigt das Bibelwort: „Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben, denn sie werden die Frucht ihrer Werke essen". Sie war eine Gerechte, der es übel im Leben ergangen war.

„Während Josua Amalek in der Ebene niederschlug, betete Moses auf dem Berge für das Heil Israels." Besser als mit diesen Worten einer französischen Leichenpredigt läßt sich ihr Verhältniß zu ihrem Gatten nicht bezeichnen. Denn nicht nur in den Feldzügen, in denen Friedrich, Josua gleichend, die Feinde vernichtete, stand Elisabeth Christine in der Ferne, dem Geliebten Heil und Segen wünschend, auch in Friedenszeiten lebte sie fern von ihm, Schmerzgefühl empfindend, das durch Segenswünsche gedämpft war. Die einzige weltliche, eine der wenigen selbständigen Schriften, die sie schrieb, „Betrachtungen über den Zustand der öffentlichen Dinge", 1778 beim Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges veröffentlicht, war eine Huldigung für ihren Gatten. Sie, die man sich hätte vorstellen können als eine in einsamer Klause voller Furcht wartende, ermahnte „die Furchtsamen" zum Patriotismus; sie, die in der Liebe zu ihrem Helden betrogen war, rief die Unterthanen zur Liebe zu ihm auf: „Sein großer Geist ließ ihn immer Hilfsmittel finden, selbst dann, als das Uebel auf den Gipfel gestiegen war, als Alles verloren schien. Mit Festigkeit und Muth wußte er zuerst das Uebel zu lindern, dann uns zu retten und glücklich zu

machen." Denn es traf zu, was ein ihr nahestehender Geistlicher, Küster, in der Widmung einer seiner Schriften von ihr sagte: „Auch dann, wenn Feige zitterten und Weltkluge bedenklich wurden, blieb sie in froher Hoffnung auf die Zukunft." Dem Namen nach war sie Friedrich's Gattin, in Wirklichkeit eine Fremde. In der Ruppiner und Rheinsberger Zeit hatte sie mit dem Gatten in denselben Räumen gelebt, schon damals war die Ehe ein Nebeneinanderleben, kein Zusammenleben gewesen; seit der Thronbesteigung trat eine völlige factische Trennung ein. Friedrich lebte in Sanssouci, Elisabeth Christine in Berlin und Schönhausen. Seine Reisen machte er allein. Weibliche Verwandte in Begleitung von Damen des Hofes beschied er nach Potsdam; die Gattin befand sich niemals unter ihnen. Selbst in Krankheitsfällen durfte sie nicht erscheinen. „Hätte ich es gewagt", so schrieb sie einmal während eines solchen, „so wäre ich selbst nach Potsdam gegangen, um ihn zu sehen." Die Briefe, die Friedrich an seine Gattin richtete, in denen er sie stets Madame anredete — von ihr sprach er als la Reine, äußerst selten mon Épouse — sind unendlich kühl. Vor 1740 kommen zwar Ausdrücke vor wie die folgenden: „ich umarme Sie von ganzem Herzen", „ich gehöre völlig Ihnen an", „ich erwarte mit großer Ungeduld die Zeit, da ich Sie begrüßen kann". Nach 1740 heißt es nur noch einmal: „Ich hoffe bald Gelegenheit zu haben, Sie zu umarmen". Sehr bald hört dann jeder zärtliche Ausdruck auf; zur Bezeichnung der der Frau gewidmeten Gesinnung werden die Ausdrücke „Achtung, Freundschaft" gewählt. Die Billete, mögen sie nun von Reisen, aus Feldzügen oder aus dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des Königs stammen, sind ungemein kurz; in wenigen fehlt die übliche Ausrede, daß übergroße Beschäftigung die Kürze hervorrufe. Und als wenn in dieser Kürze die Nichtachtung nicht genügend zum Ausdruck käme, finden sich unwirsche Zurechtweisungen über Kleidung oder Besuche, erkältende Redensarten wie diese: „Sie

und ich werden eines schönen Tages verschwinden, wo man es am wenigsten erwartet" u. dgl.

Diese Kühle und Herzensrauhheit steht im strictesten Gegensatz zu der Zartheit, mit der Friedrich andere Frauen, z. B. seine Mutter, zu behandeln wußte, der er jede schlimme Nachricht zu verbergen oder in schonendster Art mitzutheilen wünschte.

Kam er nach Berlin, so suchte er sie wohl auf. Er speiste manchmal bei ihr oder mit ihr bei der Mutter. Er ließ es für sie an kleinen Aufmerksamkeiten und großen Rücksichten nicht fehlen. Es ist gewiß eine leere Erdichtung, daß er bei der Vorstellung seiner Gattin vor dem versammelten Hof dem Ausruf: „Dies ist Ihre Königin" Worte der Entrüstung hinzufügte über seine erzwungene Heirath. Er bezahlte ihre Schulden, von denen man nicht weiß, ob sie durch schlechte Haushaltung oder mangelhafte Einkünfte hervorgerufen wurden. Bei Krankheitsfällen ließ er sich nach ihrem Befinden erkundigen; traurigen Ereignissen gegenüber, die sie erfuhr, kargte er nicht mit seinem Trost. Aber was war das für Trost einem fühlenden Herzen, wenn die Königin beim Tode naher Verwandten von dem Gemahl ein Schreiben empfing mit den Worten: „Ich beklage Sie wegen des Kummers, den Sie natürlicherweise empfinden werden, aber das sind Ereignisse, gegen die man kein Heilmittel besitzt". Erschien er auch nur zweimal zu ihrem Geburtstage, so übersandte er ihr zu solchen Tagen kostbare Geschenke und kühle Billete. Er sorgte dafür, daß die Gesandten ihr ihre Aufwartung machten, berühmte und vornehme Fremde ihr vorgestellt wurden. Aber das waren Leckerbissen, wie man sie einem im goldenen Käfig verwahrten Vogel reicht. Sie fühlte sich manchmal wie eine Gefangene und kam sich nicht mit Unrecht wie eine Verstoßene vor. Grund genug dazu lag schon im Benehmen des Gatten, mehr Grund im Betragen der Verwandten und Hofleute, die in jenem einen Ansporn zu eigener Ungehörigkeit erblickten. Denn diese waren eifersüchtig auf jedes kleine Zeichen der Gunst, welches Elisabeth empfing, so daß sie selbst solche geheim halten

mußte. Manche Männer aus ihrer Umgebung, namentlich den Kammerherrn Baron von Müller (1740—1786) sah sie als ihre geschworenen Feinde an; auch gegen den ihr bestellten Hofmarschall von Wartensleben äußerte sie ihre Unzufriedenheit. Wirkliche Herzlichkeit fühlte sie nur zur Gräfin Camas, die 1742 bis 1766 ihre Hofmeisterin war. Sie war vielleicht die Einzige, die gleichzeitig das Vertrauen beider Ehegatten besaß und erwiderte. Es kamen Zeiten, da man die Königin vermied, da selbst die Getreuen sich scheuten, sie zu besuchen. Einmal weigerten sich die königlichen Sänger, zu ihr nach Schönhausen zu kommen, bis sie von dem König „wegen ihrer übertriebenen und lächerlichen Unverschämtheit" getadelt und bestraft wurden. Freilich, als der Tag herannahte, da es Zeit gewesen wäre, den goldenen Hochzeitstag zu begehen (12. Juni 1783), da herrschte von beiden Seiten eisiges Schweigen. Eine von Oerlichs angegebene Medaille wurde nicht ausgeprägt, sondern nur von D. Berger in Kupfer gestochen;*) nur ein schlechter Holzschnitt erschien, die eheliche Wiedereinsegnung des Königs und der Königin darstellend, dessen Verkauf aber verboten wurde.

Nur in den ersten Jahren ihres erzwungenen Wittwenthums hoffte die Königin auf eine Aenderung. Sie konnte den jähen Wechsel nicht begreifen. Für sie blieb der König der cher

*) Ein Exemplar im königl. Kupferstichcabinet. Daselbst auch ein ganz roh in Buntdruck hergestelltes Blättchen, das die Porträts des Jubelpaares enthält, ohne Unterschrift und ohne Verse. Der Holzschnitt hatte, nach Krieger, folgende Bezeichnung: „Merkwürdige Jubelfeier der 50j. Ehe Sr. Maj. Fr. d. Gr. Königs v Pr. und Ihrer Maj. Elisabeth Christine Königin v. Pr. Berlin am 12. Juni 1783." Das Gedicht begann mit den Versen: „Dies königliche Ehepaar vollendet heut im Ehestand". Die Berl. Corr. 1783, 513—520, berichtet über diesen von dem Buchdrucker Bergemann herausgegebenen Holzschnitt, die „Jubelvermählungsceremonie" darstellend, mit Versen von Wegener. Sie schlossen mit den Worten: „Es leb' das höchste Ehepaar — Der Welt zum Glück noch viele Jahr". — Dort wird außer der Oerlichs'schen Medaille noch ein anderes Gedicht von Wegener „Patriotische Wünsche" genannt.

maître, jede seiner Thaten war ein Labsal, das ihr bereitet wurde, jede seiner Gaben galt ihr als kostbarer Schatz, jede gute Aeußerung, die er über sie that, klang ihr wie ein süßer Lohn, selbst seine frostigen direct an sie gerichteten Worte erwärmten ihr Herz.

Woher nun kam diese gänzliche Entfremdung? Als am 27. Juni 1733 das junge Paar feierlich in Berlin einzog, schien es zum Glück geschaffen; aus den Jahren der Rheinsberger Zeit erklingen sowohl in den Berichten fremder Zuschauer als in den oben erwähnten Briefen Friedrich's Aeußerungen, die an Honigmondsworte anklingen. Und doch war damals die innere Entfremdung schon vorbereitet oder eingetreten, die während der Königszeit sich auch äußerlich kundgab. Nur aus Connivenz gegen den Vater duldete Friedrich das aufgezwungene Joch, bereit, es im ersten günstigen Augenblick abzuschütteln. Nicht Weiberfeindschaft war es, die ihn zu der Entfernung von der Lebensgefährtin bewog. Vielleicht gehörte er zu den selbstischen Naturen, denen jene zu einer rechten Ehe nothwendige Entäußerung des eigenen Wesens und Willens unmöglich ist. Aber selbst wenn er jener Entäußerung fähig gewesen wäre, nicht gegen die wollte er sie üben, die er nicht frei gewählt hatte. Sie büßte an Leib und Seele fremde Schuld. Aber wenn sie schon als Aufgezwungene Friedrich unerträglich war, so hatte sie auch an sich Eigenschaften und Mängel, die seine Abneigung bestärkten. Ihr fehlte das, was Friedrich ein Weib möglich und erträglich gemacht haben würde: Liebreiz und Selbstbewußtsein. Das pikante Nichts, dessen Hohlheit erst bei nachträglicher kühler Ueberlegung erkannt wird, und die Festigkeit, die bei scheinbarer und äußerer Willfährigkeit Grundsätze und Launen durchzusetzen weiß, gingen ihr ab. Sie war zu unbehülflich und zu plump, zu ernst und zu fügsam. Sie glaubte durch Liebe und Nachgiebigkeit zu gewinnen, was sie allenfalls durch Kälte und Sprödigkeit hätte erreichen können. Und dann noch eins: sie war nicht unwissend und thöricht, aber beschränkt. Den Willen

besaß sie wohl, sich in des Gemahls Geistesrichtung einzuleben, aber nicht die Fähigkeit. Die leichte Litteratur, die sein Entzücken erregte, blieb ihr ein verschlossenes Buch, und die freigeistige, für die er sich begeistern konnte, widerstand ihr. Sein Freund Algarotti war ihr unangenehm, weil er keine Religion besitze und alles Religiöse bespöttele; mit den bedeutenden Franzosen, die kürzer oder länger an Friedrich's Hof weilten, kam sie nicht über gewöhnliche Höflichkeitsbesuche hinaus. Ein Zeuge des Rheinsberger Lebens erzählte, daß das kronprinzliche Paar den ganzen Bayle auswendig konnte in der Art, daß diejenigen Stellen, die er nicht lesen mochte, von ihr verschlungen wurden, und die vielen Auseinandersetzungen, die sie überschlug, sein Orakel waren.

Bei Friedrich sprach fester Wille und Verstand, bei Elisabeth Christine das Herz. Das Abbrechen ehelicher Beziehungen zu seinem Weibe, das dem Fürsten leicht wurde, raubte der Fürstin Lebensruhe und Glückseligkeit. Das Beispiel des königlichen Einsiedlers, der zwar ohne Gewaltsamkeit, aber mit starrer Entschiedenheit seine Gemahlin verschmähte, wirkte nachhaltig auf Berlins Gesellschaft. Es ist wohl anzunehmen, wenn sich auch ein bestimmter Beweis dafür nicht erbringen läßt, daß die Lockerung der Ehen, die beginnende Unsittlichkeit in der Berliner Bevölkerung während der Friedericianischen Zeit durch dies fürstliche Beispiel unterstützt wurde. Der Privatmann, der seiner Gattin überdrüssig wurde, mochte für die von ihm geübte Vernachlässigung auf höfische Vorgänge sich berufen und beschönigte die Freuden, die er anderwärts suchte, durch den Hinweis auf abscheuliche Gerüchte, die über Friedrich's Privatleben im Schwange waren. Aber vielleicht mochte auch manche verlassene Frau, auf die königliche Märtyrerin sehend, deren Beispiel befolgen und, statt von dem Pfade des Rechten abzugehen, um Vergeltung gegen den Verräther zu üben, gleich ihr ein der Thätigkeit und Frömmigkeit geweihtes Leben führen. So wurde die Frucht ihrer Werke, die nach frommem Glauben der Verstorbenen erst im Jenseits zufallen sollte, Leben spendend und Tugend erweckend ihrem Volke zu Theil.

Aus der Umgebung der Königin ist nur die eine bereits erwähnte Frau eingehender zu schildern, die lange in ihrer Nähe lebte.

Sophie Caroline von Camas*), geb. von Brandt, war eine Stiefschwester jenes Fräuleins von Pöllnitz, das als Gesellschafterin der Sophie Charlotte eine wichtige Rolle gespielt hatte, und eine entfernte Verwandte des Barons Pöllnitz, der sie als seine Tante bezeichnete. Dieses ihres sogenannten Neffen zur Schau getragenen Skepticismus und Atheismus theilte sie nicht. Als er sich einst seiner Pathen rühmte, erhielt er von ihr die scharfe Entgegnung: „Ich wußte nicht, daß Sie getauft seien." Ein anderes Mal, als er bei ihr seinen heuchlerischen Uebertritt zur katholischen Religion mit Hinweis darauf, daß sie der Glaube seiner Vorfahren gewesen wäre, entschuldigen wollte, mußte er die boshafte Antwort hören: „Sie sind durchaus nicht verdammenswerth; Sie haben in jener Welt so wenig Gutes zu erwarten, daß Sie recht daran thun, sich hienieden mancherlei Gutes zu verschaffen."

Frau von Camas gehörte zu Friedrich's Intimen. War er in Berlin, so pflegte er nach Tisch eine Weile bei ihr vorzusprechen. Sie, ihre Nachfolgerin Frau von Kannenberg, die Gräfin Kamecke und Frau von Morrien bildeten mit der Prinzessin Amalie die auserlesene Schar, die Friedrich am letzten Tage des Jahres um sich vereinigte, als an dem Tage, an dem die Damenherrschaft beginne. Als Zeichen dieser Herrschaft erhielt jede Krone und Scepter aus Zucker. Auch weniger vergängliche Geschenke spendete der König seiner Vertrauten. Darunter war das bezeichnendste ein Ring mit zwei in einander geschlungenen Brillantherzen, als unvergängliches Sinnbild ihrer nahen Ver-

*) Vgl. Lettres inédites de Fréd. II. avec M. et Mad. de Camas. Berlin 1802. Einleitung von Erman.

bindung. Wie in Thaten, so zeigte sich ihr der König in Worten ergeben. Ihr gegenüber kargte er in Zärtlichkeitsausdrücken nicht, sie nannte er seine gute Mutter, ihr eilte er jede gute Nachricht mitzutheilen und meldete schonend die schlimmen. Die kleinsten Vorgänge ihres Lebens begleitete er mit Theilnahme, selbst für ihre Hunde und Papageien hatte er ein liebenswürdiges Wort; ihre Briefe bildeten sein Entzücken; um ihr Gespräch zu hören, ersehnte er den Augenblick, daß seine Füße ihm wieder Dienste leisteten, um zu ihrem Paradies emporzuklimmen.

Noch näher als der Genannten, ja näher als irgend einer anderen Frau stand Friedrich seiner Schwester Amalie, die man fast seine Berliner Vertreterin nennen möchte. Sie lebte meist in Berlin und bildete mit ihrer Oberhofmeisterin, der Frau von Maupertuis, und ihren Hofdamen, den Fräulein von Podewils und von Zerbst, einen kleinen Hof für sich. „Die zwei Grazien" wurden die beiden Letzteren in einem Gedichte Friedrich's genannt. Denn an Versen an diese Lieblingsschwester voll ernster Auseinandersetzungen und heiterer Begrüßungen war kein Mangel; richtete der Bruder doch einmal einen schwärmerischen Abschiedsgruß an sie, als er 1772, nach Schlesien reisend, unter ihren Fenstern vorbeikam. Sie war fast die einzige Dame, welche nach Sanssouci zum Besuch kam. Sie besaß ein lebhaftes Interesse für Litteratur und Musik. In litterarischen Dingen theilte sie nicht völlig den Geschmack ihres Bruders, sondern begünstigte deutsche Schriftsteller und Dichter. Ramler war sehr stolz, als er von ihr für eine Dichtung einen ansehnlichen Geldbetrag erhielt, und Sulzer*) bekam, da er während einer Krankheit sich nur von Früchten nähren durfte, die besten und seltensten aus dem Garten von Sanssouci. Auch der Musiker Kirnberger gehörte zu ihren Günstlingen. Ihr wurden daher Gedichte, Prosaschriften, Broschüren aller Art mitgetheilt, die sie eifrig sammelte und verwahrte. Noch heute gewährt ihre Bibliothek,

*) Hirzel über Sulzer II, 206.

die in ihren alten Schränken im Kgl. Joachimsthalschen Gymnasium aufbewahrt wird, einen Aufschluß über Manches, was damals in Berlin Aufsehen erregte. Sie spendete gern aus ihrem Wissen. Junge Mädchen ließ sie zu sich kommen, unterrichtete sie in fremden Sprachen und freute sich ihrer Fortschritte.*) Aber ihr Hauptinteresse war der Musik geweiht. Sie war selbst ausübende Künstlerin und brachte einen gewaltigen und werthvollen Schatz von Musikalien zusammen. Neben dem Bedeutenden begünstigte sie das Seltsame und freute sich, immer neue Raritäten in ihre Hand zu bekommen. Ohne schön zu sein, war sie anmuthig, wie man aus manchen Schilderungen der Zeitgenossen entnehmen kann, selbst wenn man die höfischen Uebertreibungen abrechnet, von denen auch diese Darstellungen nicht frei sind. Aber sie war nicht liebenswürdig. Das, was sie von Freundlichkeit und Liebe besaß, hatte sie in einer romantischen Jugendneigung ausgegeben: die Zeit ihrer Reife verbrachte sie in Verbitterung, in der sie sich und Anderen wenig Freude gönnte. Zudem hatte sie viel durch Kränklichkeit zu leiden, an der eigene Unvorsichtigkeit und Nichtbeachtung ärztlicher Vorschriften theilweise die Schuld trugen, so daß die Venus, wie sie von Voltaire in einem noch anzuführenden Gedichte genannt wurde, eine zurückgezogene Hospitalitin wurde.

Es ward einsam und immer einsamer im königlichen Schlosse und in den Palästen der Prinzen und Prinzessinnen. Die Berliner Bürger, die gewöhnt gewesen waren an die rauschenden Vergnügungen zur Zeit des ersten Königs, die den gewaltigen Willen des zweiten oft stärker und unangenehmer gespürt hatten, als ihnen lieb war, sahen sich sehnsüchtig nach ihrem Herrscher um, nach dem ihre Eigenheit zu modeln sie gewohnt waren. Lange wandten sie ihre Blicke nach dem fernen Potsdam. Als aber immer weniger Nahrung den Begehrenden zu Theil wurde,

*) Sara v. Grotthuß an Goethe 1808, Or. im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

die Gestalt des Königs immer ferner rückte, bis sie mythisch zu werden anfing, da mußten die Bewohner Berlins lernen, sich auf sich selbst zu besinnen. Niemals vielleicht hat die Person, der erklärte Wille eines Herrschers einen so geringen Eindruck auf seine Zeitgenossen geübt wie in der Aera Friedrich's des Großen, und doch übte niemals die Gedankenrichtung eines Fürsten einen größeren.

Elftes Kapitel.

Die Aufklärung.

Wie mit Friedrich's I. Namen die Prachtentfaltung, mit Friedrich Wilhelm's I. die ernste Arbeit unter strenger Aufsicht, so ist mit Friedrich's des Großen Namen die Aufklärung eng verknüpft. Unter ihm und durch ihn wurde Berlin die Stadt der Aufklärung. Wie so oft wurde auch in diesem Falle Ansicht und Verhalten des Königs typisch für seine Residenz.

Die Aufklärung ist nach der bekannten Definition Kant's „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit"; sie hat den Wahlspruch: „Habe den Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen".*) Sie zeigt zwei Seiten: eine negative und eine positive. Die negative besteht darin, die Theologie zu zerstören, nicht etwa die Religion. Die positive darin, eine neue Moral zu begründen, da die Moral die Stütze der Theologie und der Religion entbehren lernen sollte. Friedrich neigte mehr zur positiven Richtung. Von Gott redete er mit warmer Begeisterung; er erklärte ihn als den allgütigen und Allerbarmenden; er hatte ein persönliches Verhältniß zu ihm; in Momenten der Bekümmerniß und der Noth sendete er aus

*) Benutzt für das Folgende in erster Linie Friedrich's Werke, besonders Briefwechsel mit Voltaire (vgl. Geiger, Vorträge und Versuche, Dresden 1890, S. 127 ff.). Sehr schön ist Hettner's Litgesch. d. 18. Jahrh. III, 2, S. 1–33. — Von Einzelschriften: Zeller, Fr. d. Gr. als Philosoph, Berlin 1886; der betr. Abschnitt in Reimann, Abhandlungen zur Gesch. Fr. d. Gr., Gotha 1892. Einzelnes bei Lommatsch a. a. O. S. 17 ff.

gepreßtem Herzen zu Gott ein Gebet. Zwar berichtet einer seiner Vertrauten, er hätte einmal gerufen: O Dieu, s'il y en a un, aie pitié de mon âme, si j'en aie une, aber dieser Ruf, wenn er wirklich laut geworden ist, entsprang einer augenblicklichen skeptischen Stimmung; denn sonst war Friedrich von dem Dasein Gottes fest überzeugt. Ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens an Gott liegt darin, daß er in dem Kirchengebete nicht wie die Vorfahren als Majestät, sondern als „Gottesknecht, der König" bezeichnet werden wollte.

Dagegen leugnete er die materielle Existenz der Seele und daher die Unsterblichkeit. Dieses Leugnen findet sich in seinen Schriften ohne Widerspruch, aber man merkt der Ueberzeugung an, daß sie nicht ohne Kampf, ja nicht ohne inneren Schmerz erlangt ist. Namentlich in einzelnen poetischen Episteln an seine Schwester Wilhelmine und an den Feldmarschall Keith trauerte er darüber, daß es kein Wiedersehen im Jenseits gebe, aber er faßte sich wie ein Mann, der, wie er keine Strafe für einen etwaigen Fehler fürchtet, so auch auf jede Belohnung für seine guten Thaten verzichtet und sich mit dem erhebenden Bewußtsein seines Innern begnügt.

Dem Christenthum war er abgeneigt. Der Hauptgrund dieser Abneigung war wohl der, daß er die Möglichkeit oder wenigstens den Werth menschlicher Institutionen in göttlichen Dingen leugnete. Der Philosoph hat zwar auch sein bestimmtes System, aber er verlangt von keinem Anhänger dessen unbedingte Annahme auf Treu und Glauben; er gestattet vielmehr, ja er fordert die Prüfung, und erst nachdem diese Prüfung zu seinen Gunsten ausgefallen, verlangt er von dem Vasallen die Pflichten der Gefolgschaft. Von diesem philosophischen Standpunkte aus war Friedrich der dogmatischen positiven Religion abgeneigt, aber er besaß, wie sich nicht leugnen läßt, noch eine specielle Feindschaft gegen das Christenthum. Freilich hat er nicht das auch ihm wie so manchen Freigesinnten früherer Jahrhunderte zugeschriebene berüchtigte Wort von den „drei Betrügern" Moses, Christus,

Mohammed gebraucht; aber allerdings hatte Friedrich gesagt: „der Ausdruck Gottmensch gefalle ihm nicht im Munde eines Philosophen, der über die Irrthümer des Volkes erhaben ist", allerdings sprach er mehr als einmal von Moses als einem „jüdischen Lügner". Namentlich in Briefen und mündlichen Unterredungen äußerte er sich scharf wider das Christenthum. Sulzer (Lebensbeschreibung S. 64fg.) hörte ihn über den Unsinn klagen, man stelle sich einen Gott vor, der einen zweiten gezeugt, der wiederum mit jenem ersten einen dritten hervorgebracht habe. Von den beiden Confessionen haßte er mit größerer Entschiedenheit die katholische, das Papstthum und erklärte die evangelische Religion für die bei Weitem bessere. Er beförderte, wie unten noch zu zeigen ist, im Lande und in der Hauptstadt Bau und Ausschmückung der Kirchen. Daher hielt er, ganz im Gegensatz z. B. zu Voltaire, die „Vernichtung dieses Aberglaubens" in den breiteren Schichten des Volkes für unmöglich, ja er verordnete einmal, die Schulmeister sollten sich Mühe geben, daß „die Leute Attachement zur Religion behalten".

Aber für ihn bedurfte es im Allgemeinen der dogmatisch begrenzten Confession nicht. Wie sie selbst für ihn abgethan erschien, so waren ihm ihre officiellen Vertreter, die Priester aller Confessionen, unangenehm, trotz der persönlichen Hochachtung, die er Einzelnen zollte. Dem Könige, der sonst in derlei Dingen auch Vertrauten gegenüber ziemlich zurückhaltend war, entschlüpfen derbe, selbst obscöne Worte, wenn er von Mönchen redete. Er bekämpfte der Geistlichen Unwissenheit, Unsittlichkeit, ihr Behagen an casuistischen Streitigkeiten, er warf ihnen vor, in Kleinigkeiten und Unwürdigkeiten ihre Thätigkeit zu suchen und die großen Aufgaben ihres Berufes darüber zu vergessen.

Was ihm die Priester noch besonders hassenswerth erscheinen ließ, das waren die von denselben angezettelten Religionsverfolgungen. Nicht nur die blutigen Thaten früherer Jahrhunderte registrirte und verurtheilte er, sondern er wollte auch den Frieden unter den Anhängern der verschiedenen Religions-

parteien zu seiner Zeit befördern und erwirken. Sein berühmtes Wort, daß in seinen Staaten Jeder nach seiner Façon selig werden könne, war mehr als eine bloße Phrase: Friedrich stand mehr als einmal den Verfolgten bei und milderte die Lage der Geduldeten.

Gemäß dieser Entfernung vom Christenthum vertrat Friedrich im Großen und Ganzen den Grundsatz weltlicher Moral. Freilich kam auch bei ihm, da er, gleich den meisten Denkern, nicht frei von Widersprüchen war, einmal der Satz vor: „Die christliche Moral ist die Vorschrift meines Lebens". Neben diesen Satz stellen sich jedoch viele andere, in denen die Moral als getrennt von den Confessionen bezeichnet wird. Einmal faßte er, seinem Vertrauten Catt gegenüber, seine Moral in die Worte zusammen, die Hauptsache sei, „sittenrein zu sein, über seinen Stand sich aufzuklären und ihn gut zu erfüllen, mäßig zu leben und das Leben nicht sonderlich hoch zu achten".

Von dem Fürsten, dessen eben skizzirte Anschauungen im Allgemeinen auch vor seiner Thronbesteigung bekannt, theilweise mit absichtlicher Uebertreibung gemeldet waren, erwarteten die Gläubigen das Schlimmste. Charakteristisch für diese Erwartung ist ein dem König bald nach der Thronbesteigung überreichtes Gedicht*), in dem namentlich die Anhänger sog. papistischer Gewohnheiten zu Worte kamen, gegen die schon Friedrich Wilhelm I. aufgetreten war (vgl. oben S. 188), und die unter Friedrich durchaus Schutz ihrer Gebräuche fanden. Sie stellten die milde Mutter, die Kirche, dem strengen Vater, dem weltlichen Herrscher, gegenüber.

So laß doch nimmermehr, gesalbter Vater, zu,
Daß man die Schmach und Schand an unsrer Mutter thu,
Als hätte deren Hand dieß, was sich nicht gebühret,
Ja sündliche Gebräuch uns Kindern zugeführet,

*) Mitgetheilt bei Ulrich (so sei das Hauptwerk über diesen Gegenstand: „Briefe über den Religionszustand in den preußischen Staaten", 5 Bde., Berlin 1778—1780, citirt) V, 670ff. Einige Schriften gegen dies Werk s. Berl. Neudr. II, 3, S. 41fg.

Als hätte man durch ein gedoppelt hundert Jahr,
Gott öffentlich erzörnt, so oft es Sabbath war
Und Aberglauben, die das römsche Babel liebet,
In Tempeln ohne Scheu als Gottesdienst geübet.
Was ist unschuldiger als Singen beim Altar,
Das vor dem Pabstthum schon im Kirchenbrauche war . . .
Was schadet uns ein Licht, das bei dem Nachtmahl brennt,
Da unser Glaube sich vom Aberglauben trennt.

Durch Abschaffung solcher Gebräuche würde das Papstthum nur einen Triumph genießen, das Königthum aber an Ansehen einbüßen.

Es heisse hier ja nicht: des Königs Wort ging vor,
Denn dieses Königswort eröffnete das Thor,
Wodurch hernach die Pest mit größter Wuth gedrungen,
Dies Davidswort hat mehr, als Davids Schwerd, verschlungen.

Nach einer kurzen Entschuldigung, daß sie ihre Stimme zum Könige erhoben haben, schließen die Dichter:

Gewissensfreiheit wird anstatt Gewissen zwingen
Dir tausendfachen Ruhm, Dir tausend Segen bringen.

Wie wenig solche Befürchtungen begründet waren, wie unbeschränkt vielmehr der König die Freiheit des Redens und Handelns gewährte, bewies seine ganze Regierung.

Eine wesentliche, äußerlich erkennbare Aenderung im religiösen Leben der Hauptstadt vollzog sich unter der Regierung Friedrich's nicht. Vielleicht wurde der Kirchenbesuch schwächer; gewiß steigerten sich die Anforderungen, die von den Andächtigen an die Leistungen der Prediger gestellt wurden. Eine Abnahme religiösen Sinnes läßt sich statistisch nicht nachweisen.

An der Spitze der lutherischen Geistlichkeit stand das churmärkische evangelisch-lutherische Consistorium.*) Gemäß dem Edicte vom 16. Mai 1760 war seiner Verfügung Alles unterworfen, was der Prediger und Schullehrer Amtsführung, Conduite, üble Lebensart und grobe Vergehungen betraf. Die gelinderen Strafen bestanden in Geldzahlung und Suspension

*) Vgl. Ulrich II, 197ff.

bis auf drei Monate, die härteren in Translocation und Remotion. Leib- und Lebensstrafen blieben lediglich dem Justizdepartement des Staatsministeriums vorbehalten.

Aus der Wirksamkeit des Consistoriums seien nur zwei für Berlin besonders wichtige Ereignisse hervorgehoben: Abschaffung von Feiertagen und Neuordnung des Gesangbuches. Von Feiertagen wurden abgeschafft die dritten Feiertage von Ostern, Pfingsten, Weihnachten, ferner Gründonnerstag, Himmelfahrt und die vierteljährigen Bußtage; beibehalten wurden Neujahr, je zwei Tage der drei hohen Feste, Charfreitag, ein am Mittwoch nach Jubilate abzuhaltender Bettag. Aehnliches geschah übrigens bei den Katholiken nach einem Breve des Papstes vom 24. Juli 1772, dem sechzehn Feiertage, besonders die Tage der Erzengel und Heiligen, zum Opfer fielen.

Als Gesangbuch galt noch immer das alte Porstische. (Vgl. oben S. 72.)*) Dieses, das schon zur Zeit seiner Entstehung Manchen befremdet hatte, erregte immer größeren Widerspruch. Die neue Generation der aufklärerisch gesinnten, modern gebildeten Prediger mußte beständig zu jenen alten Liedern in Widerstreit treten. Ihnen mußte es statt Andacht andachtslose Unruhe bereiten, wenn sie in der Nikolaikirche nach der Predigt vor dem Abendmahl das Lied vernahmen:

Jesaja dem Propheten das geschah,
Daß er im Geist den Herren sitzen sah,
Auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
Sein's Kleides Saum den Chor erfüllet ganz.
Es standen zwey Seraphin bey ihm dran;
Sechs Flügel sah man einen jeden han.

*) Für das Folgende vgl. Berliner Gedichte (Neudrucke II, 3) Berlin 1890, S. XXIX—XXXIV, 130—139 und die dort angeführte Litteratur. Ferner Ulrich II, 144. Berliner Monatsschr. III, 355. In „Berlin von seiner Entstehung" u. s. w., Berlin 1798, S. 85, wird eine Broschüre von S. G. Apitsch „Der reisende Schneider" genannt, von der zwei Auflagen zu 2000 Exemplaren gemacht sein sollen. In der Gesangbuchsangelegenheit kenne ich nur zwei Schriften von A.: „Wir habens nun alle gelesen", 1781, „Durch gute und böse Gerichte", 1782. Der Curiosität wegen sei aus der sehr reichen Broschürenlitteratur angeführt: „Sendschreiben des ehrsamen und namhaften Abraham Buchzu, Leinwebers und Nachtwächters zu Elbingen, an Obadiah Orthodoxus Knüppelwitz, Bürstenbinder zu Berlin, worinn die Streitsache des alten Gesangbuchs und der neuen Lieder beleuchtet und entschieden wird. Berlin und Elbing 1783. In Commission zu haben bey dem Verleger dieser Correspodenz für 2 Gr." (Berl. Correspondenz 1782/3, S. 185.)

Mit zween verbargen sie ihr Antlitz klar,
Mit zween bedekten sie ihre Füße gar,
Und mit den andern zween sie flogen frey;
Geg'n einander sie rufften mit grossem Geschrey;
Heilig ist Gott der Herre Zebaoth! . . .
Sein' Ehr die ganze Welt erfüllet hat,
Von dem Geschrey zittert Schwell und Balken gar,
Das Haus auch ganz voll Rauchs und Nebels war.

Geschmacklosigkeiten, unanständig und ehrfurchtslos klingende Ausdrücke der alten Lieder mußten die Neuerer empören. Sie mochten nicht singen:

Das Oechslein und das Eselein
Erkannten Gott den Herren sein.

Sie fanden es unpassend, von Jesus zu sagen:

Dich such ich im Bette des Nachts bis am Morgen

oder in anderer Weise den „liebsten Bräutigam" an „seine theure Liebespflicht" zu erinnern und sich als „Lustspiel" zu bezeichnen, das „Jesus sich ewiglich erwählt" habe.*) Sie lehnten, wie die Liebesgemeinschaft, so die Gütergemeinschaft ab, wie sie in den Versen ausgedrückt war:

Dein rosinfarben Blut, Macht alle Rechnung gut . . .
Seine theuren Blut-Goldgulden Zahlen meine rothen Schulden.

Sie konnten nicht beständig herleiern:

Ich geh mit Maria in eifrigem Trabe.

*) Texte zu den Kirchenmusiken gaben noch 1786 Anstoß. In einem wurde von Christus gesagt, er trage „Spott, Schmach und Speichelkoth", er wurde mit einem „Ballen" verglichen, „den man bald wirft, bald stößt, bald schlägt", oder mit einem „Würmlein", auf das man mit Füßen tritt.

Sie wollten sich nicht so weit erniedrigen, sich „hündischen" Zorn, Eifer, Haß und Neid zuzuschreiben, sich anzuklagen, „es ärger als die Hunde zu machen", und sich bereit zu erklären

Ich will, wenn ich nur kann liegen
Unterm Tisch, mir lassen gnügen.
Ich will ins Verborgne kriechen . .
Und hin nach der Erde riechen,
Suchen, was den Hunger stillt . . .
Und mich freuen über allen
Was die Herren lassen fallen.

Der erste Versuch einer Aenderung wurde 1765 durch den Oberconsistorialrath J. S. Ditterich gemacht, der einen Anhang zum alten Gesangbuche erscheinen ließ; unter Mitwirkung von Teller und Spalding arbeitete er ein neues Gesangbuch aus, das 1780 in Berlin erschien. Die wesentlichen Unterschiede dieses neuen Gesangbuches von allen älteren waren äußere und innere. Die äußeren waren Umänderung der veralteten sprachlichen Ausdrücke in neuere und bessere, Streichung der unschön klingenden Worte und Redensarten. Die inneren bestanden in Ausmerzung der Lehre vom Teufel, Vermeidung des beständigen Vorbringens der Gottessohnschaft Jesu, überhaupt seiner Göttlichkeit und der Vereinigung göttlichen und menschlichen Wesens in ihm, Darstellung der Taufe als bloßer Einweihung zum Christenthum (nicht als Mysterium), Nichterwähnung des Abendmahls, Nichthervorhebung des rechtfertigenden Glaubens und der Verderblichkeit der Menschennatur.

Bei Beurtheilung dieser Grundsätze und der nach ihnen versuchten Leistungen wird man nicht umhin können, darauf hinzuweisen, daß derartige Reformen möglichst schonend vorgenommen werden müssen, weil man grade in dieser Beziehung liebgewordene Gewohnheiten ungern aufgibt; selbst geistig fortgeschrittene Menschen scheuen sich trotz innerer Entfremdung in höheren Lebensjahren Erbauungsbücher von sich zu lassen, die sie als Kinder benutzt haben. Sodann muß man anerkennen, daß den Reformern zweierlei fehlte, das ihre Veränderungen hätte annehmbar machen können: wirkliche Glaubensinnigkeit und warmes poetisches Gefühl. Statt der ersteren besaßen sie nüchterne Verständigkeit, statt des letzteren äußerliche, keineswegs stets genügende Correctheit. Auch sie brauchten die abscheulichsten Reime, wie gütige — leitete, Segnungen — Fügungen. Kraftvolle Verse verwässerten sie in saftlose Halbprosa, wie die Worte „Schaue, baue was zerrissen Und geflissen, dich zu schauen, Und auf deinen Trost zu bauen" in: „Drückt Last uns fast Muthlos nieder, laß uns wieder Trost empfinden und die Trübsal überwinden" oder die innigen Worte „Wie soll ich dich empfangen Und wie begegn' ich dir, du, aller Welt Verlangen, du, meiner Seele Zier" in: „Wie soll ich dich empfangen, Heil aller Sterblichen. Du Freude, du Verlangen der Trostbedürftigen" oder endlich die mächtigen Töne „Schleuß zu die Jammerpforten, Und laß an allen Orten, Auf soviel Blutvergießen Die Freudenströme fließen" in die matte Humanitätsmelodie: „Herr wehre du den Kriegen, Laß Menschenliebe siegen, Und nach den Thränengüssen Die Freudenströme fließen". Wo sie aber selbständige Lieder boten, da bekundeten sie, daß das Herz, das beredt macht, ihnen fehlte, daß sie nur regelmäßige Nüchternheit besaßen, wo erquickende Innigkeit nöthig gewesen wäre: statt glaubensstarker Dichter zeigten sie sich als vernunftmächtige Denker.

Das so hergestellte Gesangbuch sollte nun nach einem königlichen Befehle Anfang 1782 in den Berliner Kirchen eingeführt werden. Gegen diesen Befehl wendeten sich zahlreiche ruhige und heftige Broschüren, die ihre Abwehr seitens der Aufklärer fanden; vielfache Bittschriften einzelner Gemeinden, die um Beibehaltung des alten Gesangbuchs baten. Diese Bittschriften hatten den gewünschten Erfolg. Sie riefen eine Anzahl königlicher Erlasse hervor, 1781 und 1782, die den einzelnen Gemeinden die Wahl ihres Gesangbuches völlig frei ließ. Dem ersten dieser Erlasse war die berühmte eigenhändige Nachschrift angefügt: „Ein Jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn

er nur ehrlich ist; was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen thöricht und dummes Zeug; aber die Priesters müssen die Tolerance nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung zugestattet werden."

Auch die sonstigen kirchlichen Bestimmungen bekunden keine wesentliche Neuerung, geschweige denn eine Umwälzung. Dahin gehört*), daß (Ende 1741) die von dem Prediger G. G. Fuhrmann geleiteten Hausversammlungen verboten wurden und ihr Leiter ermahnt, „von aller affectirten Singularität abzustehn". Dagegen wurden einige Bestimmungen getroffen, die humaner und gerechter waren als die früher herrschenden. So wurde (Febr. 1743) einem Zimmermann Bürgel, der selbst in religiösen Versammlungen das Wort ergriff und Anderen verstattete, Solches zugelassen, sofern er nichts gegen „die Gesetze, Handel und gute Sitten" unternehme. Eine andere gerechte und humane Verordnung war, die öffentliche Kirchenbuße ferner nicht in Anwendung zu bringen, sondern die Fehlenden durch die Prediger privatim mahnen zu lassen (1746). Aehnlichen Geist athmete die Bestimmung (1748), daß die Geistlichen kein Recht haben sollten, aus eigener Machtvollkommenheit Jemanden vom Genuß des Abendmahls abzuweisen.

Von diesen Priestern nun, die nach der vorher erwähnten königlichen Verordnung fast als Vertreter der Unduldsamkeit erscheinen, während sie in Wirklichkeit Verkünder echter Toleranz sein wollten, verdienen einzelne eine besondere Besprechung. Etwas einseitig und eben deshalb nicht ganz gerecht hat Lessing ihr Wesen also charakterisirt: „Die Kanzeln anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben; Glauben ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft und Vernunft

*) Für das Folgende König V, 1, S. 41, 61 fg., 98, 114 fg.

ist raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft; Geheimnisse gibt es entweder darin gar nicht, oder wenn es deren gibt, so ist es gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet."

Der erste der zu besprechenden Prediger, A. F. W. Sack (1703—1786)*), Oberhofprediger, namentlich bei der Königin sehr beliebt, durch seine Persönlichkeit, auch schon vor seinem hohen Alter, ebenso wirksam wie durch sein Wort. Auf schriftstellerische Wirksamkeit legte er kein sonderliches Gewicht. Und doch war sein „vertheidigter Glaube der Christen", 1748—1751, eine der Hauptschriften der ruhigen Aufklärungspartei. Denn dieser Glaube, sowie die heilige Schrift, auf der er ruht, gilt ihm nicht auf vorgängigen Inspirationsbeweis als Autorität, sondern wegen seines Inhalts. Bei aller Gläubigkeit hat er stets die Tendenz, „die göttlichen Zeugnisse nur vermittelst der vernünftigen Reflexion zur Ueberzeugung werden zu lassen". Sack war ein Reformator des gesammten Predigtwesens, bestrebt, die Jüngeren in seiner Weise zu erziehen. Durch ihn wurden aus der Predigt Definitionen und Exegese entfernt, ebenso die bildlichen der Bibel entnommenen Ausdrücke. Statt der theologischen wurden die moralischen Predigten eingeführt. Thätiges und duldendes Christenthum war das Ziel seiner Wirksamkeit: thätiges in der praktischen Wirksamkeit für die Armen an Leib und Seele, duldendes in milder Anerkennung der Andersgläubigen. Er lebte, wie er lehrte. Seiner Gesinnung wie seiner

*) A. F. W. Sack, Lebensbeschreibung von seinem Sohne. 2 Bde. Berlin 1789. (Mit Briefen und kleinen Schriften.) Eine in Versen abgefaßte Charakteristik der Berliner Prediger aus dem Jahre 1781 von Cranz s. Berl. Neudrucke II, 3, S. 107—113. Dazu die biogr. Notizen S. XXVI fg. — Während dort der Hauptnachdruck auf die Prediger gelegt wurde, kam es hier in erster Linie darauf an, diejenigen hervorzuheben, die sich auch litterarisch bekannt machten. — Für Sack, Spalding, Teller s. auch Realencyclopädie der protest. Theologie, 2. Aufl. (1884), XIII, 203—207; XIV, 455—460; XV, 87 ff.

Handlungsweise entsprach das Wort: „Stoßt den, der anders denkt als ihr, immerhin aus eurer Kirche, nur stoßt ihn nicht aus Christi Kirche aus, zu der er ebensowohl und vielleicht mehr gehören mag als ihr selbst."

Dieselbe Tendenz, nur in erhöhtem Maße, verfolgte Joh. Joach. Spalding (1714—1804).*) Nur stand bei ihm das praktische Wirken noch mehr im Vordergrunde und die schriftstellerische Thätigkeit, zu der ein langes Leben ihm Muße gewährte, entsprach seiner Neigung in höherem Grade. Er imponirte durch seinen vornehmen Anstand in Ton und Gebärde, durch sein muthvolles Auftreten gegen Fehler und Laster, das weder in störrische Rechthaberei noch in verwegene Tadelsucht ausartete. Das Moralische wurde von ihm hauptsächlich betont. Er, der eine Besserung des Menschen durch Glauben und Thun für möglich hielt, mußte gegen das beständige Hervorkehren der Hölle und Verdammniß eifern, ihm, in dessen Sinne alle Christen gleichstanden, konnten die Geistlichen nicht als Mittelspersonen zwischen Menschen und Gott, sondern nur als Prediger und Sittenlehrer gelten. Was Wunder, daß die Geistlichen, die ihre Auserwähltheit nicht aufgeben wollten, sich grade gegen ihn in polemischen Schriften wandten. Seine Hauptarbeit ist die „Bestimmung des Menschen", ein damals viel gelesenes Buch, zuerst erschienen 1748, in 13. Auflage 1794. Es war angeregt durch La Mettrie's Schrift „Der Mensch eine Maschine". Das Buch, wie alle seine späteren Schriften, waren von dem Streben erfüllt, „das Christenthum der Zeitbildung möglichst gerecht zu machen, daher die Vernunftreligion in den Vordergrund zu stellen". Ein solches Streben vertrug sich auch bei ihm mit tiefer Gläubigkeit. Grade durch ein solches Eingehen auf Verständniß und Bedürfniß der Gebildeten hoffte er, ohne tiefere philosophische und religiöse Begründung mit den allgemeinen sittlichen Wahrheiten ihnen auch den Glauben wiederzugeben.

*) Spalding's Selbstbiogr. Halle 1804.

So großen Erfolg Spalding auch als Schriftsteller davontrug, so betrachtete er sich doch zunächst als Prediger. A. W. Teller (1734—1804, seit 1767 in Berlin) dagegen, der eine schwache Stimme hatte und mit der Zunge anstieß, war hauptsächlich auf sein schriftstellerisches Wirken angewiesen, so daß er die letzten dreizehn Jahre seines Lebens die Kanzel nicht mehr betrat. Teller war für seine Zeit eine einflußreiche, den die Zeit bewegenden Gedanken das rechte Wort leihende Persönlichkeit. Es ist unhistorisch, ihn mit dem Maße einer anderen Zeit zu messen und, wie Schelling that, ihn als den „erbärmlichsten Exegeten und den seichtesten Philosophen unter den Theologen" zu bezeichnen. Er war ein überzeugungstreuer Mann, der das, was er Anderen auferlegen wollte, selbst glaubte und übte und sich in seiner Meinung nicht irre machen ließ durch äußere Einflüsse. Er gehörte zu denen, die auf halbem Wege stehen blieben. Er „wich etwas stark von den Symbolen ab, die Luther's Synod in Augsburg uns gab", wie es in Cranz' nicht übler Charakteristik hieß, und war nicht politisch genug, „nur orthodox zu scheinen und was er wirklich glaubt pro forma zu verneinen". Während er in seinem Buche „Die Religion der Vollkommneren" das Christenthum als von allen Ceremonien befreit, als eine Religion des Wissens und der Liebe Jedwedem darzubieten schien, schreckte er vor den Consequenzen zurück, die sich ergaben, als David Friedländer mit den Seinen bekenntnißlosen Eintritt in diesen Glauben begehrte. Die Ansichten, die in diesem Buche ausgesprochen wurden, gingen ziemlich weit. Die Religion charakterisirte er als eine „Herzensangelegenheit". Als Ziel des Christenthums betrachtete er das Aufgehen der Religion in die Moral. Seine Charakteristik dieser „Religion der Vollkommneren" beginnt mit den Worten: „Durchaus praktisches Wissen von Gott, seinen Wohlthaten, seinem Willen und allen seinen Veranstaltungen zur Glückseligkeit der Geschöpfe wie des Menschen, welches in lauter gute Thätigkeiten übergeht". Auch in seinem „Lehrbuch des christlichen Glaubens" war Teller entschiedener

Rationalist: Engelslehre und Teufelsglauben wollte er nicht als Lehrstücke der Religion gelten lassen; die Erbsünde war ihm „nichts anderes als die herrschend gewordene böse Neigung des Menschen“; über den heiligen Geist aber meinte er, „es ist nicht entschieden, ob und wo es in der Bibel die dritte Person der Gottheit bedeuten solle“.

Unter den Berliner Predigern hatte Joh. Ef. Silberschlag den größten Zulauf (1721—1791, seit 1769 in Berlin).*) Schon 1760 war er Mitglied der Akademie geworden. Denn der wesentliche Unterschied zwischen ihm und seinen erwähnten Collegen bestand darin, daß sein Wissenschaftsgebiet außerhalb der Theologie lag. Seiner ersten Schrift „von den kriegerischen Wurfmaschinen der Alten“ war eine andere „Wasserbau an Strömen“ gefolgt. In der Richtung beider Schriften war er praktisch thätig gewesen. Wurfmaschinen hatte er selbst construirt, und Magdeburg, wo er ehedem als Geistlicher gewirkt, hatte er mit Wasser versorgt. Diese seine wissenschaftliche Liebhaberei und technische Geschicklichkeit hatten ihm die Ernennung zum Oberbaurath verschafft. Die Reisen, die er in dieser Eigenschaft zu unternehmen hatte, benutzte er zur Arbeit in seinem geistlichen Berufe. Denn die wissenschaftliche Arbeit zog ihn weder von seinem theologischen Berufe ab noch erschütterte ihn die technisch-naturwissenschaftliche Thätigkeit in seinen religiösen Ueberzeugungen. Vielmehr war er, statt in den Wegen der Aufklärer zu wandeln, gemäß seinem Ausgange aus dem Pietismus zu größerer Verinnerlichung des Glaubens gelangt. Wissen und Glauben rangen in ihm um die Herrschaft. Dieser Kampf erschien kurzsichtigen Beurtheilern wie ein Schwanken zwischen der Meinung des freisinnigen Curatoriums und den orthodoxen Anschauungen seiner Gemeinde. Er stand einem Zweigverein der durch J. A. Ulsperger ins Leben gerufenen „Deutschen Christenthumsgesellschaft“ in Berlin vor, die als Vorbereitung der Missionsgesellschaften gelten kann. Ja, er trat polemisch gegen die Deisten und Leugner der Offenbarung auf, indem er ohne sonderlichen Erfolg mit ungesunder Verquickung theologischer Ueberzeugungen und naturwissenschaftlicher Theorien eine „Geogonie der heiligen Schrift oder Erklärung der Schöpfung der Erde und Erzeugung der Sündfluth nach den Grundsätzen der Mathematik und Physik“ in einem dreibändigen Werke veröffentlichte.

*) Silberschlag, Selbstbiogr. 1791. Vgl. Lommatzsch a. a. O. S. 44 ff.

Diese Verbindung theologischer und wissenschaftlicher Arbeit zeigte sich auch bei J. P. Süßmilch, 1707—1767, einem geborenen Berliner, seit 1742 dauernd in seiner Vaterstadt*), der freilich weit mehr durch letztere als durch erstere damals eine Bedeutung erlangte und noch heute eine solche in Anspruch nimmt. Von seiner seelsorgerischen Wirksamkeit haben sich nicht viele Zeugnisse erhalten, und seine theologische Schriftstellerei hatte im Ganzen keinen größeren Erfolg als seine vermeintliche Widerlegung Edelmanns. Aber eine Geistesgeschichte Berlins hat seiner in höherem Grade als eines der ersten Statistiker zu gedenken. In dem Buche: „Der königlichen Residenz Berlin schneller Wachsthum und Erbauung“ stellte er die Grundlagen Berliner Lokalgeschichte fest; in seinen Untersuchungen über die Zahl der Eheschließungen und die epidemischen Krankheiten bereitete er den Boden für später so beliebt gewordene Arbeiten, trat der Ansicht entgegen, daß Willkür in der Natur und ihren Erscheinungen herrsche, und versuchte, gewisse Gesetze der Entwickelung aufzustellen. Charakteristisch ist, daß er zu seinen Studien durch philosophische Erwägungen, durch Anregungen und Förderung Wolff's gelangte, und daß er sich in dem Widmungsbriefe seiner Abhandlung „über die Veränderungen im menschlichen Geschlechte“ bei dem König entschuldigte, seine Schrift nicht französisch geschrieben zu haben.

*) Nachricht von dem Leben und Verdiensten des Hn. Oberconf. r. J. P. Süßmilch aufgesetzt von J. Chr. Förster. Berlin 1768. Ferner König V, 1, S. 126; 2, S. 122, 142 fg. Voss. Ztg. 1892, Sonntagsbeil. 8.

Lebten schon die beiden zuletzt genannten Geistlichen zwar in der Aufklärungspartei, standen aber den Theologen alten Schlages näher, so gehört diesen, die weder an Zahl noch an Bedeutung jenen zu vergleichen sind, einer an, der als der geachtetste besonders hervorgehoben zu werden verdient. Th. C. G. Woltersdorff (1727—1806)*), einer Berliner Predigerfamilie angehörig, war ein strenggläubiger, eifervoller Mann, der von seinen Anhängern geehrt, von seinen Gegnern so heftig getadelt wurde, daß er in dem „Obscurantenalmanach" von 1798 als „durch phlegmatische Trägheit, Fühllosigkeit und gänzliche Dummheit ausgezeichnet" charakterisirt wurde. Er hatte sich durch Zweifel zum Glauben durchgerungen und hielt an dem erlangten Glauben mit starker Treue fest. Er wurde zuerst Gehülfe, seit 1762 Nachfolger seines Vaters an der Georgenkirche, später Oberconsistorialrath und verwaltete sein Amt fast bis zu seinem Tode. Er war weder Schriftsteller noch Dichter, nur Prediger und Seelsorger. Als Prediger wirkte er nicht durch geistreiche Wendungen und oratorischen Schmuck, sondern durch Schlichtheit und absichtliche Einseitigkeit. Denn Feind den damals auf der Kanzel beliebten moralischen Auseinandersetzungen und der Behandlung der Tagesfragen abgeneigt, predigte er als Diener Jesu beständig von seinem Herrn und meinte durch die Stärkung der Glaubenslehre mehr zu wirken, als durch eiferndes Streiten gegen manche Laster. Als Seelsorger übte er einen außerordentlichen Einfluß auf seine Gemeindeglieder aus, auf Irrende, Kranke, Liebende, Kinder dadurch, daß er mit Jedem in seiner Sprache, in natürlich-liebreicher Weise zu reden und die Schwankenden auf den rechten Weg zu bringen wußte. Glaubensstärke und Demuth machten ihn vertraut seinem Gotte, liebreich gegen die Armen und selbstbewußt gegen die Vornehmen. Er war ein einfacher, achtungsvoller, pflichtbewußter Mann; er besaß nichts von priesterlichem Hochmuth, so daß er die Anrede einer

*) Für das Folgende W. Ziethe, Berliner Bilder, 1886, S. 152 ff.

Frau aus dem Volke, „unwürdiger" statt „hochwürdiger" Herr, ruhig duldete, statt sie zu strafen; von modernen Heiligen und Auserwählten, von Berufsbetern wollte er nichts wissen — unentwegt treu lebte er seinem Glauben.

Gewiß hatten auch diese hervorragenden Theologen und Prediger ihre literarischen Kritiker und Feinde, wie den genannten J. F. Ulrich in seinem viel benutzten Werke. Der eigentliche Widerspruch richtete sich jedoch gegen die weniger bedeutenden. Dieser Art waren Kritiken, die sich mit Koblank und Lüdke beschäftigten.*) Weit boshafter war eine Stachelschrift gegen Leichenreden überhaupt**), die diese ganze Art Lügenpredigten benannte, welche man insgesammt mit Geld erkaufen könnte. Darum hielt es der Parodist für billig, einem achtmonatlichen Schaf eine Standrede zu halten, „welches alles besessen, was ein Schaf nach den Berichten der bewährtesten Schafscribenten haben müsse".

Die entschiedensten Aufklärer sind nicht unter den Berliner Predigern zu suchen. Nicolai, Biester, Gedike, die als die eigentlichen Träger der Berliner Aufklärung zu betrachten sind, gehörten dem Kaufmanns-, Gelehrten-, Beamten-Stande an. Von ihnen muß noch in anderem Zusammenhange die Rede sein. Wohl aber sollen neben den Aufklärern, die innerhalb der Kirche stehend mit milder Ruhe an einer Reform arbeiteten, die Stürmer genannt wer-

*) Berliner Predigercritiken fürs Jahr 1783. Von Steinsberg und Plümicke. Dagegen erschien von Cranz folgende Schrift, deren Titel schon das ganze litterarische Treiben kennzeichnet: „Der gebährende Berg oder: Die neue Gährung in Berlin über Predigten-Kritiken, Gegenkritiken, Sendschreiben eines Laien und Musterungen zur richtigen Beurtheilung dem vernünftigern Theil des Publikums empfohlen von dem Verfasser der Berlinschen Correspondenz. Prüfet alles und das gute behaltet". Berlin 1783. Daß die Predigercritiken untersagt wurden, meldet die Berl. Corr. 1783, S. 507.

**) Seltsame Gedächtnißrede, worzu eines Schafes besondere Eigenschaften Gelegenheit gegeben. Gedr. bei Chr. Sieg. Bergemann. 1748 Vgl. Berlin. Bibliothek II, 803.

den, die aus der Kirche herausdrängend oder hinausgedrängt auch von Anderen als den Orthodoxesten für Ketzer gehalten werden.

Einen Freigeist nannte sich mit Stolz Chr. Tob. Damm (1699—1778, seit 1730 in Berlin, Conrector, seit 1743 Rector am kölnischen Gymnasium, seit 1763 emeritirt)*). Er hatte nicht direkte Verfolgungen, aber Kränkungen zu bestehen, die er mit Ruhe ertrug: einem Begegnenden, der ihn angriff, verfluchte und vor ihm ausspie, entgegnete er: Christus sagt, segnet, die euch fluchen. Solche Freigeister, die nicht an Gott glauben, wollte er als Pestilenzen der menschlichen Gesellschaft angesehen wissen, sonst aber meinte er: „Ein ächter Deiste, ein ächter Naturaliste, ist der ächte Religiose: und ein solcher hält diese Namen, mit denen man ihn zu beschimpfen vermeinet, für warhafte Ehren-Namen." Er veröffentlichte eine Uebersetzung des neuen Testaments, für die er die Druckerlaubniß des Königs durch Vermittelung des Marquis d'Argens erhielt und schrieb ein merkwürdiges Buch „Vom historischen Glauben" (2 Bde. 1772/73). Er betrachtete darin die Erzählungen der Bibel als lehrreiche Poesie. Ihm war Moses kein Prophet, sondern Morallehrer, Gesetzgeber, Heerführer, Dichter. Daher sei der Inhalt des alten Testaments Dichtung und Wahrheit von der Schaffung der Welt in sechs Tagen an. Die biblischen Geschichten, auch die Wunder des neuen Testaments verfolgen bestimmte lehrhafte Tendenzen, seien allegorische Erzählungen. Versöhnungstod und Auferstehung Jesu erschienen ihm ebenso unmöglich wie Todtenerweckung und Weltuntergang. Denn alles Uebernatürliche ist bei ihm geschwunden: statt geoffenbarter Religion gibt es nur eine natürliche, das Wesen der Religion ist ihm Moral; daher gibt es für ihn keinen Engel- oder Teufelsglauben; Taufe und Abendmahl sind nur Aufnahme- und Gedächtnißzeichen. Göttlichkeit oder Heiligkeit irgend einer Person wird von ihm nicht

*) Vergl. A. D. B. s. v.; Meusel II, 268—271, Nicolai in der N. Berl. Monatsschr. 1800, S. 338—363; 1801, S. 371 ff., außerdem Damm's im Texte angeführte Schriften.

anerkannt: „Maria ist eine gepriesene Mutter des größten und wahrhaftesten Religionslehrers, das ist ihre einzige wahre Ehre. Sie war eine Ehefrau des Joseph."

Nicht den Reihen der Aufklärer entstammen die Freigeister und Atheisten; vielmehr entwickelte sich der Unglaube als Gegensatz übereifrigen Glaubens. Es ist eine feine Bemerkung Ranke's, „die Patriarchen des Unglaubens in Norddeutschland*) sind eben in Berleberg und Herrnhuth von aller Religion abgewichen". Gerade in Herrnhut ward Edelmann zur kirchlichen Opposition getrieben.

Joh. Christ. Edelmann (geb. 1698, gest. 1767, seit 1747 in Berlin**) wuchs aus dem Pietismus zur Aufklärung und aus der Aufklärung zum Bekenntniß kirchenfeindlicher Anschauungen empor. Er hatte in Jena studirt, und war später Jahre lang Hofmeister gewesen, dann führte er ein irrendes Leben, nährte sich als Handwerker und Schriftsteller, von zufälligen Einnahmen und ungesuchten Geschenken, mußte von Stadt zu Stadt flüchten, um den Nachstellungen der Prediger zu entgehen, bis er endlich in Berlin Ruhe fand. Während seiner ganzen Jugendzeit war er in den alten Anschauungen befangen gewesen; erst durch die Lectüre von Arnold und Dippel wurde er zu selbständigem Nachdenken geführt. Edelmann ist einer der meistbeschimpften Männer seiner Zeit. Am häufigsten wird er mit dem Beinamen „der Berüchtigte" angeführt. Die Späteren, die an der Verfluchungsmanier der Vorgänger kein Gefallen fanden, behandeln ihn, bis auf die neueste Zeit, mit kühler Vornehmheit.

*) Preuß. Gesch. II, 257.

**) Von Edelmann: Glaubensbekenntniß, Neudruck 1848; Moses mit aufgedecktem Angesicht, 3 Theile, 1740. Selbstbiographie, hgg. von R. W. Klose. Berlin 1849. — Zu beachten Ulrich I, 510 ff. und ein Auszug, Der neueröffnete Edelmann, Bern 1847. Hauptwerk: J. H. Pratje: Historische Nachrichten von J. Ch. Edelmanns Leben, Schriften u. Lehrbegriff. 2. Aufl., Hamb. 1755. Aus der neueren Litteratur: Hettner, Litteraturgesch. des 18. Jahrh. I, 271—292; Mönckeberg, Reimarus und Edelmann, Hamburg 1867. Die übrigen benutzten Schriften sind im Texte genügend citirt.

Nur Hettner hat ihm die richtige Stellung in unserer litterarischen Bewegung angewiesen. Ein Mann, der von einzelnen Zeitgenossen mit Reimarus, von Späteren mit D. F. Strauß zusammengestellt wurde, freilich nicht, um ihn zu loben, gegen den schon im Jahre 1755 nicht weniger als 144 Gegenschriften erschienen waren, theilweise dreibändige Werke, muß eine geistige Macht gewesen sein, mit der zu rechnen ist.

Edelmann schrieb viel. Das umfangreichste Werk, nach den Unschuldigen Wahrheiten, 1735—1743, 15 Stücke (in 4 starken Bänden), zugleich dasjenige, das den meisten Anstoß erregte, ist sein dreitheiliges, bereits 1740, also lange vor der Blütheperiode der Aufklärung geschriebenes, Buch „Moses mit aufgedecktem Angesicht". Aus diesem, dem 1746 geschriebenen Glaubensbekenntniß und einigen in dieselbe Zeit fallenden Schriften, läßt sich sein System ziemlich klar erkennen. Seine Tendenz wird schon klar, wenn man die Namen der beiden Unterredner des Hauptwerkes hört: Lichtlieb und Blindling und wenn man das aus Clemens Alexandrinus entnommene, dem ersten Theil vorangestellte Motto beherzigt:

Sieh nicht auf Meynungen, willst du bald weise werden,
Und fürchte dich nicht mehr vor vieler dummen Wahn.
Denn auf den albern Sinn der Menge kommts nicht an;
Die Weißheit wohnet nur bei wenigen auf Erden.

Er wollte weder für die „Stillen im Lande" noch für die „satten Laodicäer" schreiben, sondern für die Wissens- und Heildurstigen, die gleich ihm von dem „ekelhaften Geschwätz unserer heutigen Frommen" genug hatten. Denn die Geistlichen haßte er, wie nur irgend ein Aufklärer, gab daher denen, deren Autorität er bekämpfte, charakteristische Namen wie „Stockfinster, Frißumsonst", bezeichnete sie als Fratzenmacher, elende Schriftlinge, gelehrte Lesebengel und Ochsenköpfe und freute sich, daß er durch Buchstabenumstellung aus „Seelsorger" = großer Esel herausbrachte. Die Magisterwürde nannte er einen Bestiencharakter. Den Buchstaben D in: Der heiligen Schrift D. wollte er auflösen in: „Dieb, Dreher, Drechsler, Decker oder Dopler".

Ihn bekümmerte es wenig, daß er, der von Gottes Macht, Weisheit und Güte den reinsten Begriff hatte, von diesen Gegnern ein Atheist genannt wurde. „Denn wer die Götzen nicht mit anbeten will, die ihre Pfaffen vermittelst des kaum halb recht verstandenen Buchstabens der Bibel von Zeit zu Zeit ausgeheckt und selbige dem unwissenden Pöbel unter dem Namen des lebendigen Gottes aufgedrungen, der ist bei diesen Abgöttern gleich ein Atheist." Unverletzt durch solche Beschimpfung forschte er nach der Wahrheit, die ihm als höchster Schatz galt. „Die Wahrheit ist wie ein Quellwasser, welchem man entweder seinen Lauf lassen oder gewärtig sein muß, daß es anderweit ausbreche, wo es uns am wenigsten gelegen ist."

Diese Wahrheit aber gehört nicht einem Menschen und nicht einem Volke an. „Die Wahrheit ist allemal von Gott, es sage sie Aesopus oder Paulus, Christus oder Confucius." Mit Entschiedenheit werden Mahomet oder Zoroaster gegen den schnöden Namen von Betrügern vertheidigt. Moses wird zwar kein Betrüger genannt, aber er gilt dem Schriftsteller nicht als ein Prophet und gewiß nicht als der Prophet. Nicht er war der Stifter der Religion, sondern Religion und Gottesdienst waren unter den Menschen lange, bevor ein Buchstabe der Bibel existirte. Nicht er war der Verfasser der nach ihm genannten Bücher. Dieser Bücher unbekannter Verfasser, derjenige, der den Namen Moses mißbrauchte, aber hat nicht aus göttlicher Offenbarung, sondern aus älteren Zeugnissen seine Berichte zusammengestellt.

Denn Offenbarung ist nur der innere Zusammenhang des Menschen mit Gott und die Einwirkung der Werke Gottes auf den Menschen, nicht aber die äußerliche Hinneigung Gottes zu den Menschen oder die direkte Mittheilung des göttlichen Willens an die Menschen. Denn unmöglich ist es, daß „Gott im Ganzen und außerhalb den Menschen betrachtet, jemalen einen Gesetzgeber abgegeben und dem Menschen selbst unmittelbar zu irgend einer Zeit Gesetze gegeben habe."

So wenig Edelmann Mosis Bericht annahm, Gott habe sich ihm geoffenbart, ebensowenig den andern, daß Gott die Welt geschaffen habe. Denn die Welt sei ewig. „Ewig ist die Welt allerdings, in Ansehung der Materie woraus sie besteht, die, überhaupt betrachtet, nichts anders als ein Schatten von dem großen Wesen unseres Gottes ist, folglich eben so ewig sein muß, als Gott selber ist; einen Anfang aber hat sie in Ansehung ihrer verschiedenen Positur und Stellung, durch welche Gott die mancherlei Dinge derselben von Zeit zu Zeit aus der Materie als seinen Schatten hat hervorgebracht." Die Materie ist von Gott untrennbar und kann als ohne ihn bestehend nicht gedacht werden.

So hoch Edelmann Gott stellte, so wenig wollte er andere Personen neben ihm dulden. Jesus ist ihm daher nicht Gottes Sohn, in dem Sinne eines leiblichen Zusammenhangs, sondern Christus war ein wahrer mit ausnehmenden Gaben und Tugenden begabter Mensch. Seine Absicht war nicht eine neue Religion zu begründen, sondern die Menschen zu Gott zurückzuleiten. Seine Auferstehung und seine Mitthätigkeit am jüngsten Gericht sind nicht wirkliche Thatsachen, sondern Bilder, Vorstellungen, die in dem Innern jedes Menschen wirksam werden können. Ueberhaupt seien die von ihm berichteten Wunder, wie die Wunder insgesammt, ins Reich der Fabel zu verweisen. Mit weit größerer Entschiedenheit trat Edelmann gegen die Dreieinigkeit auf z. B. in folgendem Satze: „Haben es doch die Kenner des Lebendigen Gottes nun schon soviele hundert Jahr geschehen lassen, daß sich die armen Buchstäbler drei Personen in dem einigen göttlichen Wesen eingebildet und wider alle Schrift, Vernunft und Praxin der alten Christen dieses unförmliche Gedichte als das größte Geheimniß der christlichen Religion den Leuten anzuheften sich unterstanden, da doch dieser monströse Begriff, der großen Majestät unsers Gottes viel unanständiger und verkleinerlicher ist, als das Wort ausfließen, welches seine immerwährende Liebe und Gütigkeit andeutet; hin-

gegen das Comödianten-Wort Person dasjenige offenbar von Gott leugnet, was es zu bejahen scheinet."

Mit der Leugnung der Wunder und alles Uebernatürlichen hängt auch die Vernichtung des Glaubens an Himmel und Hölle als Lohn- und Strafstätten für die Menschen zusammen. Vielmehr ist Edelmann's Glaube, „daß der Gehorsam gegen die Stimme Gottes im Gewissen dem Menschen einen wahren Himmel und hingegen die Widerspenstigkeit gegen dieselbe eine unaussprechliche Hölle zu Wege bringe". Wie die Heiligen, so sind auch die Engel aus seinem Glaubenssystem verbannt. Noch mehr sind die Meinungen vom Teufel „abgeschmackte unvernünftige Lehren unwissender Pfaffen"; aber die Zeit der Pfaffenlügen ist, wie er in froher Zuversicht meint, bald zu Ende.

Bilden die meisten dieser Meinungen und Lehrsätze ein wunderliches Gemisch aus nicht immer völlig verstandenen Anschauungen der englischen Freidenker und Spinoza's, der von Edelmann mit unerschrockener Kühnheit als Meister gepriesen wird, so findet sich an vielen anderen Stellen ein bewußter Gegensatz gegen Leibniz und Wolff. Insbesondere war ihm die Meinung, daß wir in der besten Welt leben, ein Greuel, weil, wie er meinte, durch solche Vorstellung der Mensch abgehalten würde, wieder zu der „verscherzten Gleichheit Gottes" zu gelangen. Darum nannte er ein solches System nicht Philosophie, sondern „die größte Philomorie oder Liebe zur Thorheit". Den Wahn der Menschen, in der besten Welt zu leben, verglich er mit der Einbildung des Sclaven, der seinen finsteren Kerker, und mit der Selbstrühmung des Narren, der sein Tollhaus für das beste Gebäude erklärt, das sein Herr hätte machen können. Eine solche Anschauung war ihm ein „betrüglicher Maßstab", nach dem Gott gemessen wurde. Den Gläubigen aber, „die ihr ganzes Luftgebäude auf lauter unerwiesene und grund- und bodenlose Einbildungen stützten", rief er zu: „Wie wenn diese gegenwärtige sichtbare Welt nur ein geringes Schattenbild von einer weit vollkommneren und bessern Welt wäre, davon Ihr in

Eurer gegenwärtigen Finsterniß noch gar keine Kenntniß haben könnet".

Daß diese religiösen Anschauungen, die uns, die wir Stärkeres zu hören gewohnt sind, am Ende nicht so sehr radikal erscheinen mögen wie manchen Zeitgenossen, in jener Zeit ihrem Bekenner große Unannehmlichkeiten bereiten mußten, noch dazu, da sie mit großer Heftigkeit und übermäßiger Leidenschaft vorgetragen wurden, versteht sich von selbst. Er wurde geschädigt, vertrieben, zum Schweigen verurtheilt, ja mußte die Verbrennung seiner Schriften erleben. Oft fand er Zuflucht bei Adligen, die damals nicht selten Beschützer des freien Wortes waren.

Nach Berlin wollte er zweimal, 1739 und 1747. Das zweite Mal kam er wirklich hin, um dauernd dort zu bleiben, das erste Mal wurde ihm die Reise verweigert, nachdem Friedrich Wilhelm I. in seiner Weise ihn einem Examen unterworfen hatte. Edelmann hat dieses Examen in seiner Selbstbiographie wiedergegeben. Der König, der sich über seinen langen Bart wunderte und ihn schon deswegen für einen „Wiedergeborenen" hielt, fragte ihn, ob er in die Kirche gehe, und nannte ihn auf die Antwort „ich habe meine Kirche bei mir" einen gottlosen Menschen, einen Quäker. Er fragte, ob er zum Abendmahl gehe, empfing die Antwort: „Wenn ich Christen finde, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit, heut und morgen und wenn es sonst ist, das Abendmahl mit ihnen zu halten", und auf die Zwischenbemerkung des Königs, das könne er ja in der Kirche haben, die Abweisung: „Das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie; es ist ja nicht einmal ein Abend-, sondern ein Morgen- oder Mittagsmahl". Der König, nach dieser kühnen Rede eine Weile still, erfuhr dann weiter, daß Edelmann „aus der Hand Gottes lebe", und auf den Einwand, dann werde er fechten gehen müssen, daß Gott ihm genug gegeben habe; leide er aber Mangel, „so habe Gott noch Christen, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen

wissen". Darauf ließ ihm der König 16 Groschen (einen Franzgulden) reichen und ermunterte ihn, der sich eine Weile gegen das Geschenk sträubte, zur Annahme mit den Worten: „Ich schenk's euch im Namen Gottes", worauf Edelmann erwiderte: „Im Namen Gottes nehme ich es an". Als er aber als Ziel seiner Reise Berlin nannte, sagte der König kurz: „Nein, nach Berlin sollt Ihr nicht". Es half ihm nichts, daß er jeden Versuch, bekehren zu wollen, in Abrede stellte, daß er dem König schmeichelte mit der Bemerkung, er glaubte, es herrsche in seinem Lande Gewissensfreiheit, der König blieb dabei, daß er nach Berlin nicht gehen dürfe. So konnte Edelmann nur ein paar Tage in Potsdam verweilen, wo er beim Wirth seines Gasthauses den ihn drückenden Gulden los wurde, und mußte, ohne Berlin und seine dortigen Freunde gesehen zu haben, heimwärts ziehen.

Im Jahre 1747 kam Edelmann, von Freunden berufen, nach Berlin, das er nur noch für kürzere Zeit verließ, nach Berlin, wo unterdeß ein neuer König und neue Anschauungen eingezogen waren. Ob eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs eingeholt und ertheilt wurde, steht dahin. Noch ungewisser ist, wie allgemein berichtet wird, daß ihm zwar der Aufenthalt gestattet, das Bücherschreiben aber verboten wurde. Ganz sicher in das Gebiet der Fabel zu verweisen ist der angebliche Bescheid des Königs, er wolle diesen Narren wie so viele andere in seinen Landen dulden, zumal diesem die auch nicht bezeugte, aber besser erfundene Antwort gegenübersteht: „Ihro Königliche Majestät müßten sovielen Narren in Dero Landen freien Aufenthalt verstatten, warum Sie einem vernünftigen Manne nicht auch ein Plätzchen vergönnen sollten?"

Friedrich duldete ihn und ließ ihn laufen. Gelegentlich deutete er an, daß er nicht mit ihm identificirt werden wollte. Ramler schreibt an Gleim (3. Febr. 1748) von einem Hofschneider, welcher bei dem Könige persönlich um seinen Abschied einkam: „Der König fragt ihn, ob er fleißig in der Bibel lese. Er dünkt sich gut zu antworten und spricht: Nein, Ihro Majestät.

Der König antwortet: Das ist nicht gut, und fragt ihn, ob er den Edelmann fleißig lese. Der Schneider sagt: Ja. Der König sagt wieder: Das ist nicht gut; gibt ihm eine Bibel und nennt ihm einen Spruch, wo er seinen Abschied finden würde."

Nicht so glimpflich wurde Edelmann von anderen Berlinern begrüßt und besprochen. Kaum war er in Berlin angelangt, so erschien die „zuverlässige Nachricht von des Herrn Edelmanns Aufenthalt in Berlin", eine bitterböse Spottschrift. Darin wurde „der liebe Mann, der an Einsicht, Vernunft und Muth noch nie seines Gleichen gehabt", mit grausamer Ironie behandelt. Er sei, so wird erzählt, nach Berlin gekommen, um sich von einem Doctor curiren zu lassen. Dieser habe eine Bibel in einen Schmelztiegel gethan, wobei ihr Inhalt, besonders die Zehn Gebote und die Lehre vom jüngsten Gericht, in die Luft verraucht sei, und habe die Medicin, das Messing der Bibel, dem Patienten als „Schnupftabak einzuschnaufen" gegeben. Edelmann habe eine gelinde Besserung gespürt, dann aber das Unglück gehabt, daß ihm die glandula pinealis (Zirbeldrüse) geplatzt sei, worauf er in Ohnmacht fiel. Aus ihr erwacht, habe er beständig geflucht und namentlich die Worte „Bibel, Geistliche, Religion" mit einer Menge unfläthiger Schimpfworte belegt. Endlich habe sich Edelmann eingebildet, Don Quixote zu sein, der Arzt habe Sancho Pansa vorzustellen gemeint, als Pferd und Esel unter ihren Gläubigen die stärksten und getreuesten ausgesucht und so ausgerüstet, zum Ergötzen der Gassenjungen, einen Ritterzug veranstaltet, bei dem ein Bretterhaufe die Bibel und ein Eichbaum einen Geistlichen vorstellen mußte. Der Zug verlief für die Kämpfenden sehr übel. Ihr einziges Heil, so meint der Beschreiber, würde darin bestehen, daß der Magistrat sie in die Charité bringen und trepaniren lasse.

Noch energischere Vorschläge machte der Berliner Consistorialrath J. P. Süßmilch (vgl. oben S. 339fg.). Er, der unmittelbar nach Edelmann's Ankunft in Berlin wider ihn gepredigt, veröffentlichte alsbald die Schrift wider ihn: „Die Unvernunft und Bosheit des berüchtigten Edelmanns durch seine schändliche Vorstellung des obrigkeitlichen Amts dargethan und zu aller Menschen Warnung vor Augen gelegt". Sie ist halb Denunciation, halb Schimpfwörterlexicon. Die bereits aus dem Titel ersichtliche Denunciation hob schadenfroh gewisse tadelnde Bemerkungen Edelmann's gegen Friedrich hervor, weil er Voltaire pensionirt, der ein so ekelhaftes Gedicht über seine Thronbesteigung gemacht habe, und die Bezeichnung der Obrigkeit als Büttel und Scharfrichter. In Schimpfwörtern suchte Süßmilch seines Gleichen. Er nannte seinen Gegner einen falschen Judas und einen unvernünftigen, boshaften Menschen; er sprach von seiner „lächerlichen Schwärmerei" und seiner „ansteckenden Seuche", er charakterisirte seine Schreibart als eine „unanständige, unverständige, dreiste, grobe, pöbelhafte" und beklagte „die Gegenwart dieses Verführers in Berlin, sein und seiner Anhänger eifriges Bemühen, sein Gift überall auszubreiten". Aber er blieb bei dieser Wehklage nicht stehen, sondern verlangte durchaus des Verbrechers Bestrafung. Denn auf die Fragen: „Wie kann gegen den Urheber einer aufrührerischen Lehre Toleranz stattfinden? Wie kann ein solcher Lästerer in einer Republik geduldet werden", antwortete er rundweg mit Nein. Denn an eine wirkliche Besserung des Sünders glaubte er nicht; daher hielt er ihn „für einen Menschen, der in der bürgerlichen Gesellschaft und christlichen Kirche gar nicht zu dulden sei".

Derartigen Ausführungen, die gar sehr voraufklärungszeitig klingen und in dem Berlin Friedrichs des Großen selten gehört wurden, mußte eine Abfertigung zu Theil werden. Sie erfolgte in würdigster Weise in der kleinen Schrift „J. Chr. Edelmanns schuldigstes Danksagungsschreiben an den Herrn Propst Süßmilch vor dessen Ihm unbewußt erzeigte Dienste". In ihr wurde das offene, selbst derbe Aussprechen selbständiger wenn auch von dem gemeinen Urtheil abweichender Ueberzeugungen als das Recht jedes lutherischen Christen hingestellt, dem ein Geistlicher am allerwenigsten widersprechen sollte. Ferner wurde

der Widerruf mancher früher gehegter Anschauungen nicht als ein Zeichen von Feigheit, sondern als Wirkung reiflicher Selbstprüfung erklärt. Endlich bekannte der Verfasser auch alle Sätze, von deren Wahrheit ihn andere überzeugen würden, in schlichter Selbstbeschränkung annehmen zu wollen.

Diese Schrift, die der Süßmilch'schen unmittelbar folgte, machte in Berlin einen guten Eindruck. Ramler schrieb an Gleim (9. Dez. 1747) „Diese Antwort setzt ihn hier in weit bessern Ruf und der Propst ist jetzt unschlüssig und verwirrt, was er antworten soll". Es scheint als wenn der Propst, statt zu antworten, die weltliche Obrigkeit angerufen hätte. Wenigstens wurde nach einem andern Briefe Ramlers an Gleim (9. Apr. 1748) der Buchdrucker Rüdiger, der für den Drucker der ohne Druckangabe erschienenen Schrift gehalten wurde, nach Spandau gebracht, kam aber wieder los. Der Verfasser der Schrift soll aber nicht Edelmann gewesen sein, sondern Pott (gemeint kann nur der Chemiker sein, 1696—1777, seit 1735 in Berlin). Dieser soll wegen der Schrift „worin er die Geistlichkeit sammt und sonsters schimpft", sehr in Angst gewesen sein. Er sei zu Maupertuis gelaufen und habe ihn gebeten „ein Mitglied der Akademie nicht dem Gelächter auszusetzen". Der aber habe geantwortet: „Ihre Schrift ist meines Wissens nicht in der Akademie vorgelesen, doch wird es mit der öffentlichen Prostitution nichts zu sagen haben."

Immerhin war, wie man aus diesen Zeugnissen sieht, Edelmann's Angelegenheit in Berlin sehr besprochen. Es gab eine nicht geringe Edelmann'sche Partei, der, wie ein Zeitgenosse, Ulrich, mittheilt, Bediente, Bürger, Offiziere angehörten. Persönlich gefiel er nicht allgemein. Der Bemerkung Sulzers, er sei im Umgange ein recht artiger Mann, stehen viele schnöde Aeußerungen Mendelssohns gegenüber gegen sein hölzernes Wesen, „er habe ebensoviel Blei in seinem Gehirn als Eisen an seinen Stiefeln." Wenn aber schon der Tadelnde das Gewicht seiner Vorwürfe selbst durch den Zusatz einschränkt, daß Verfolgung, Unglück und Beschwerlichkeit seine Lebensgeister niedergedrückt haben könnten, so muß man ferner zweierlei bedenken. Das eine ist, daß Mendelssohn als Jude ganz besonders gegen Edelmann als den Angreifer der alttestamentlichen Urkunden ergrimmt; das andere, daß er, der schüchterne jedes Wort abwägende Denker dem unbedachten Manches übereifrig hervorstürzenden Polterer besonders gram sein mußte. Von Freunden unterstützt, durch Gesinnungsgenossen gekräftigt, in eifriger Correspondenz und litterarischer Thätigkeit verbrachte Edelmann ungestört seinen Lebensabend. Er war kein großer, aber ein selbständiger, eifervoller Mensch, der zwar ungezügelt, auch nicht durch Weisheit gebändigt, aber aus guter Absicht seine Geistesschlachten schlug. Er war ein Sturmvogel, der ruhelos umherflatterte und sich selbst zu zerfleischen schien. „Ich will kein Sectenflicker sein," so charakterisirte er sich gelegentlich selbst einmal, „viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf alte Trümmer ein neues Gebäude aufführt; es gibt dergleichen Pfuscher genug. Jetzt habe ich keinen andern Beruf, als daß ich wie Jeremias ausreiße, zerbreche, zerstöre und verderbe Alles, was nur Orthodoxie, falscher Gottesdienst, pharisäische Schwatztheologie, falsche Mystik und eigensinnige Secten-Flickerei ist und heißt."

Die Hauptmasse der entschiedenen Aufklärungs-Litteratur, als deren Vorläufer Damm und Edelmann betrachtet werden können, gehörte erst den 80er Jahren an, in denen von oben her ein Druck gegen diese Tendenz geübt wurde, gegen welchen Schriftsteller, Theologen und Nichttheologen, ihre Stellungnahme im Kampfe zu bewähren gezwungen waren. Aber schon in der Fridericianischen Zeit wurden Broschüren und dickleibige Bücher in großen Haufen veröffentlicht. Berlin wurde der Stapelplatz dieser Litteratur, auch soweit sie von nichtberlinischen Schriftstellern ausging. Unter den zahlreichen Zeugnissen dafür braucht nur auf die Verlagsartikel des rührigen Nicolai hingewiesen zu werden. Ein gutgemeintes Monstrum, von beinahe 700

Seiten, das Werk eines thüringischen Pfarrers K. A. E. Becher*) (1751—1802) sei ganz allein genannt, an dem wohl das Chodowieckische Kupfer das Beste ist. An einem brennenden Scheiterhaufen stehen katholische und protestantische Geistliche, theils mit Beten, theils mit Schüren der Flammen beschäftigt: Bild und Buch nicht eben ein Compliment eines Predigers für seine Amtsgenossen.

Um dieselbe Zeit traten Schriftsteller auf, die, ursprünglich dem Predigerstande angehörend, aus ihm wider ihren Willen herausgedrängt wurden und die mit großer Entschiedenheit Meinungen aussprachen, die noch zu Edelmanns Zeiten fast allgemein als höchstgefährlich und ketzerisch galten. Man darf kein Bedenken tragen, die zwei im Folgenden betrachteten Autoren J. A. Eberhard und J. H. Schulz, unter die Berliner zu rechnen, obwohl der Letztere nur in der Nähe Berlins weilte während der vielen Jahre, daß er sein Pfarramt verwaltete, der Erstere aber nur ein paar Jahre in der Hauptstadt sich aufhielt. Denn ihre Schriften erschienen entweder in Berlin oder wurden dort eifrigst gelesen und besprochen. Sie gehören durchaus dem Gedankenkreise der Berliner Aufklärer an; von Berlin aus wurde gerade in Folge dieser Schriften eine Wendung des Geschickes ihrer Verfasser bestimmt.

Johann August Eberhard**), 1739—1809, von 1763 bis 1778 in Berlin und Charlottenburg, war ein vielseitiger Schriftsteller, Theologe, Aesthetiker, Sprachforscher. Im Umgange mit den Berliner Aufklärern machte er sich deren Anschauungen zu eigen und verkündete sie namentlich in seiner „Apologie des Sokrates", die, wie soviele Schriften jener Zeit, durch eine französische Arbeit angeregt war. Marmontel's Bélisaire hatte die Frage nach der Verdammung der Heiden neu angeregt; die Sorbonne und holländische Theologen hatten sie in einem ausschließlich christlichen Sinne beantwortet. Indem Eberhard die Frage aufs Neue vornahm, ließ er sich durch keinerlei Autorität bestimmen, sondern ging direkt auf den Kernpunkt los, ob die Ausschließung einer solchen Menge Menschen der Weisheit und Güte Gottes anständig sei. Das aber leugnete er durchaus. Gott als der Gütige, als der liebende Vater aller Menschen konnte ihm nicht als ein die Mehrheit ausschließender Tyrann erscheinen; die Heiden, die im gemeinen Verstande als Ungläubige Bezeichneten, mußten seiner Meinung nach theilhaftig der ewigen Gnade und Seligkeit sein. Damit war ein Grundsatz höchster Toleranz ausgesprochen, der, wie er für die Würdigung der Vergangenheit hohe Grundsätze aufstellte, auch für die Zukunft Betrachtung und Behandlung der Andersgläubigen bestimmte.

Doch war Eberhard viel zu sehr Friedensmann und Theoretiker, um entschiedene Forderungen zu formuliren; den Kriegsruf erhob J. H. Schulz, Pfarrer in der Nähe Berlins, bekannter unter dem Namen Zopfschulz. Nichts beweist besser die Toleranz in Friedrichs Zeit und ihren Gegensatz gegen spätere Perioden, als daß der freimüthige Prediger, der 1789 seines Amtes entsetzt wurde, 1783 trotz Denunciation des Oberconsistoriums unbehelligt blieb, weil der König den Schriftsteller nicht der geistlichen Behörde unterstellen wollte. Es wird nöthig sein, trotz des dadurch entstehenden Herübergreifens in eine spätere Periode, die zwei Hauptschriften, die dem Autor ein so verschiedenes Schicksal bereiteten, hier zusammen zu charakterisiren.

*) Ueber Toleranz und Gewissensfreyheit, und die Mittel, beyde in ihre gehörigen Grenzen zu weisen, den Bedürfnissen unserer Zeiten gemäß von Karl Anton Ernst Becher. Berlin 1781. Bey Chr. Fr. Himburg.

**) Für das Folgende: M. v. Geismar, Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrh. 2. u. 3. Heft. Leipzig 1846. — Ueber Eberhard, A. D. B. V, 569—571. Seine Schrift: „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden" erschien in drei Ausgaben, Berlin 1772—1788. In der K. B. das Exemplar des Quintus Icilius.

In der ersten Schrift*), deren häufige Wendung gegen Mendelssohn unerörtert bleiben kann, setzte Schulz seine Abneigung gegen die mosaische Jehovalehre auseinander, als gegen die, welche nicht auf ein Volk beschränkt geblieben, sondern Eigenthum der Welt geworden, Menschen- und Religionshaß in sie hineingetragen habe. Aber auch an der christlichen, speciell der von Jesus vorgetragenen Gottesidee hatte er kein volles Behagen: denn er fand nirgends darin einen eigentlichen Begriff von der Natur der Gottheit. Nur einen Morallehrer wollte er in Christus erkennen, der die schädlichen Vorstellungen früherer Zeit vernichtete, einen Philosophen, der in dem höchsten Wesen einen zureichenden Grund der Welt sah. Von diesem Standpunkte mußte er alle Sectirer, sogenannte Ketzer und Atheisten durchaus nicht als verdammenswerthe Menschen betrachten, da er in ihnen keine Gottesleugner, sondern selbständig denkende Philosophen fand, die sich entweder eine eigenartige von der herrschenden abweichende Anschauung über die Lenkung der Welt bildeten oder über diesen zureichenden Grund tiefer nachzudenken ablehnten. Ebenso mußte er auch ihre oft behauptete Gefährlichkeit für die bürgerliche Gesellschaft in Abrede stellen, da ihre Ansichten nur unfruchtbare Spekulationen, aber keinerlei Motive für gute oder schlechte Handlungen enthielten. Den Fanatismus dagegen, den Viele als eine Wirkung des Atheismus ansahen, betrachtete er keineswegs als falsche, sondern als eine häufige, fast natürliche Folge der Religion. Wie er in dieser Weise den Atheismus alles dessen entkleidete, was ihn in den Augen Vieler, besonders der gläubigen Menge, zum Schreckgespenst machte, so die Religion dessen, was sie zur ausschließlichen Heilsquelle erhob. Denn nicht die

*) Philosophische Betrachtungen über Theologie und Religion überhaupt und über die jüdische insonderheit. Berlin, Unger 1784. Forster an Sömmering (Briefw. ed. Hettner 1877, S. 292 fg.): „Richtigere Begriffe kenne ich nicht .. Nichts ist ganz vollkommen und so hat auch dies seine Mängel, die ich nicht vertheidigen mag, aber mich dünkt seine Hauptidee nicht unrichtig."

Religion, sondern die natürliche Moral wollte er als die das Handeln der Menschen bestimmende Macht gelten lassen: während jene zur Verfolgung und Intoleranz verleite, führe diese zur Duldung und Liebe; besser als die Religion, die durch einen Hinweis auf ein zukünftiges Leben die Menschen zur Uebung des Guten zu bestimmen suche, erwirkten die Rücksichten auf die gegenwärtigen Umstände und die vorhandene äußere Lage das moralische Verhalten der Menschen. Schon aus diesem Grunde dürfe der Staat, für den nur die Handlungen, nicht die Gesinnungen seiner Bürger wichtig seien, sich nicht um ihre Religion kümmern, weder eine bestimmte Glaubensnorm anbefehlen noch eine andere zum Grund der Ausschließung von staatsbürgerlichen Rechten machen.

In der zweiten Schrift*) suchte Schulz zunächst in folgender allen bisher üblichen Auffassungen direkt entgegengesetzten Weise die Begriffe von Theologie und Religion zu bestimmen: „Der Inbegriff der besonderen Lehrsätze und Meinungen, die Jemand von der Weltquelle oder der Gottheit hegt, und der besonderen (nähern, mehr oder weniger bestimmten) Vorstellungen, die er sich sowohl von ihrer innern Natur und ihren Eigenschaften als auch von ihren Verhältnissen zu der Welt und den Theilen derselben macht, heißt: seine Theologie. Ist diese Theologie eines Menschen so beschaffen, daß er zufolge derselben etwas gegen den Weltgrund oder die Gottheit thun zu können und zu müssen glaubt, hält der Mensch, seiner Theologie zufolge, gewisse Handlungen und Uebungen, die er gegen die Gottheit vornehmen könne, und die ihre unmittelbare Beziehung auf die-

*) Erweis des himmelweiten Unterschiedes der Moral von der Religion, nebst genauer Bestimmung der Begriffe von Theologie, Religion, Kirche nebst (protestantischer) Hierarchie und des Verhältnisses dieser Dinge zur Moral und zum Staate. Von einem unerschrockenen Wahrheitsfreunde. Frankfurt und Leipzig 1788. Die Druckangabe beider Schriften, auf denen Verleger und Autor nicht genannt sind, scheint mir fingirt. — Der Artikel in A. D. B. 32, 745—747 hebt grade das Wesentliche nicht hervor.

selbe haben sollen, bei sich für möglich und nothwendig, so entsteht daraus seine Religion." Die wesentliche Aufgabe des Verfassers besteht nun aber darin, diese Begriffe von Theologie und Religion von der Moral zu scheiden, deren Bedeutsamkeit er schon in der ersten Schrift dargelegt hatte. Bei diesem Scheidungsversuche stellte er vier Hauptsätze auf, die sich kurz folgendermaßen formuliren lassen. 1. Theologie bezieht sich auf die Gottheit, Moral faßt die Vorschriften des vernünftigen Verhaltens in sich, das der Mensch gegen sich selbst, seine Mitmenschen und die Gesellschaft zu beobachten hat. 2. Alle Religionsvorschriften sind unsicher, sie lassen sich nicht beweisen, sondern verlangen unbedingten Glauben, die Moralvorschriften dagegen können, da sie aus der Natur des Menschen und der übrigen Geschöpfe abgeleitet sind, Jedem klargemacht und von Jedem begriffen werden: sie sind wahrhaftig, nothwendig, allgemein verbindlich. 3. Aus Religionsvorschriften und Andachtsübungen kann weder der Gottheit noch der menschlichen Gesellschaft irgend ein Vortheil erwachsen, der innere Vortheil aber, Trost und Erquickung nämlich, der manchem Einzelnen daraus bereitet wird, erscheint fast aufgewogen durch ihre traurigen Folgen: Menschenhaß und Schwärmerei; die Befolgung der Moralvorschriften dagegen bereitet den Einzelnen wie der Gesellschaft herrlichen Segen: ihre Wirkungen sind Mäßigkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Milde und Treue. 4. Theologie und Religion sind willkürliche und veränderliche Privatsachen einzelner Menschen; die Moral ist von allgemeiner Verbindlichkeit.

Aus diesen allgemeinen Sätzen, die ja schon große Forderungen, wie die völliger Gewissensfreiheit, im Grunde auch die der Trennung der Kirche vom Staat, in sich schließen, ergeben sich nun bestimmte einzelne Ansprüche. Diese sind zum Theil so weitgehend, daß ihre Befriedigung erst Jahrzehnte später geschehen konnte. Sie verlangen das Vorwiegen des Laienelements in den Consistorien, bürgerliche Eheschließung, bei der ein Religionsunterschied der Contrahenten keine Berücksichtigung

finden sollte, Führung von Geburtsregistern, womit die Taufceremonie, an der dem Staat nichts gelegen sein kann, und die nicht einmal das Vorurtheil des Alterthums für sich habe, aufgehoben oder wenigstens ins Belieben des Einzelnen gestellt werden sollte.

Schulz war kein tiefer und origineller Denker. Aber mit rücksichtsloser Energie wußte er die Forderungen aufzustellen, die eine ganze Generation bewegten, und mit populärer Gewandtheit sie vorzutragen. Man wird nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß gerade derartige volksthümliche Entschiedenheit sowohl bei Gebildeten als bei Ungebildeten den bedeutendsten Eindruck machte.

Die französische Gemeinde, die den zweiten Haupttheil der großen protestantischen Kirchengemeinschaft ausmachte, zeigte kaum bemerkenswerthe Besonderheiten. Von einem nationalen Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen war nie die Rede gewesen; auch der sprachliche schwand immer mehr, da die in Berlin eingewanderten Franzosen die Nöthigung empfanden, die deutsche Sprache zu erlernen, und die in Berlin geborenen sie fast unwillkürlich annahmen, da andererseits die deutschen Berliner zu jener Zeit der französischen Sprache sich eifrig zuneigten. Zur Charakteristik der französischen Geistlichkeit mögen zwei Prediger dienen: Erman und Formey. Beide sind Berliner von Geburt und kaum aus ihrer Geburtsstadt herausgekommen; beide sind, bei aller eifrigen Thätigkeit in ihrem Berufe, in erster Linie Schriftsteller, Erman Historiker, Formey Philosoph.

J. P. Erman*) (1735—1808) war Lehrer und Prediger, ein frommer, praktischer, gelehrter Mann. Seine Frömmigkeit hatte er als langjähriger Seelsorger zu erweisen. Praktisch war

*) J. P. Erman. Eine biogr. Skizze bei Gelegenheit seines am 9. Dec. gefeierten Amtsjubiläums. Seinen und meinen Freunden gewidmet von S. H. Catel. Zum Besten der Armen Berlins. 1804.

er durch Errichtung eines Seminars für junge Geistliche sowie durch Leitung des Collège und Abfassung verschiedener Schulbücher thätig. Wie bei seinen gelehrten Vorgängern des 17. Jahrhunderts (vgl. oben S. 82 fg.), so war auch bei ihm das schriftstellerische Wirken durch die Beziehungen zum geistigen Heimathland bestimmt. Frankreich, zum mindesten die aus Frankreich ihrer Religion wegen vertriebenen Glaubensgenossen, interessirte ihn vornehmlich. Als Historiker, wozu er am meisten Anlage spürte, behandelte er die Geschichte der Refugirten in den preußischen Landen in einem wohlunterrichteten Werk, in dem trotz aller Liebe zum Gegenstande die Sachlichkeit keinen Abbruch erlitt.

Weit kürzere Zeit als Erman war J. H. S. Formey (1711 bis 1797) französischer Prediger. Trotzdem hatte er am Ende seines Lebens 1517 Predigten aufzuweisen. Auch zeigt sein Gesammtwirken, daß er, der von der Theologie ausgegangen war, im Grunde seines Wesens Theologe blieb. „Herr Formey trägt einen bunten Ueberrock mit kleinen goldenen Tressen besetzt." Diese Schilderung eines Zeitgenossen*) verräth uns freilich eine Aeußerlichkeit, aber eben die Eigenheit eines recht äußerlichen Menschen. Zu seiner Zeit war er aber ungemein berühmt, die Stütze der Akademie, von hervorragenden Franzosen, Thomas, d'Aguesseau, Buffon, selbst Voltaire gelegentlich, mit Lobsprüchen überhäuft. Er war Journalist, Gelehrter, Beamter, u. A. Jahrzehnte lang Historiograph, ständiger Sekretär der Akademie und Direktor ihrer philosophischen Klasse. Er führte eine Correspondenz, wie sie seit Leibniz nicht wieder dagewesen war. Er war Mitarbeiter an zahlreichen kritischen und encyklopädischen Journalen. Er verfaßte so viele Bücher, daß man eine respectable Handbibliothek von 600 Bänden mit ihnen füllen kann. In seinem hohen Alter gab er, ohne sich über sich lustig machen zu wollen, nachgelassene Werke heraus. Er stand mit nicht weniger

*) Ulrich I, 117. — Ferner (Formey) Souvenirs d'un citoyen, 2 Bde. Bartholmèss I. 361—396, Sayoux II, 232—279, 318—326.

als 50 Buchhändlern in Verbindung, ein Zeugniß, daß seine Werke doch keinen übergroßen buchhändlerischen Erfolg hatten, wenn auch einzelne in mehreren Auflagen erschienen und in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Er schrieb mit verblüffender Raschheit. „Wenn ich ein Buch lese", sagte er einmal, „so denke ich nach, wie ich bei gelegener Zeit über denselben Gegenstand ein anderes machen kann." Und ein Zeitgenosse bemerkt, man begreife trotz seines langen Lebens kaum, wie er diese Masse schreiben, geschweige denn componiren konnte. In der That ließen seine Werke stilistische Vollendung und Geschmack fast völlig vermissen.

Außer seinem autobiographischen Werke veröffentlichte er zahllose akademische Arbeiten und größere philosophische und religiöse Werke. Die akademischen Arbeiten waren Eröffnungsreden, Lobschriften, Abhandlungen. Die Eröffnungsreden sind nicht ohne feierlichen Schmuck, bieten viel Material für die äußere Geschichte der Akademie, enthalten aber hauptsächlich eine fast unübersehbare Fülle der nach schlechtem französischen Muster gedrechselten Lobesworte auf den königlichen Stifter, statt Ludwig XIV., den Formey nicht anerkannte, auf Friedrich II. Die Lobschriften, nach dem Vorgange und in der Art Fontenelle's, sind ziemlich oberflächliche Verherrlichungsversuche, die des Geistes, der Anmuth, der reinen Sprache des Meisters sehr entbehren. Die Abhandlungen sind klar, aber ohne Gründlichkeit und Tiefe, breite Declamationen, in denen die Vermischung der Philosophie mit der Theologie, die Verwechselung der Kanzel- mit der Katheder-sprache unangenehm wirkt. Philosophisches Denken hatte bei ihm religiöses Empfinden nicht ertödtet. Nur insofern gehörte er den Aufklärungstheologen an, daß er sein Streben darauf richtete, die Uebereinstimmung der Offenbarung mit der Vernunft zu erweisen, daß er das Wesen des Christenthums nicht in Glauben und Werken, sondern in Wohlwollen und Wohlthun sah. Er war ein Vertheidiger von Leibniz und Wolff und darf das unbestreitbare Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das System des Letzteren in Deutschland populär ge-

macht zu haben. Von den drei Gebieten, auf denen sich seine philosophischen Arbeiten bewegen, Psychologie, Moral, Religionsphilosophie, interessirt uns in diesem Zusammenhang hauptsächlich das dritte. Nur kurz mag darauf hingewiesen werden, daß ihm die Moral die Wissenschaft des Glücks ist. Von den drei Wegen, die zum Glück führen: der Gefühllosigkeit der Stoiker, dem Vergnügen der Epikuräer, der Tugend, gilt ihm nur der letzte als der richtige, der zum Ziele leitet. Der Leibnizische Optimismus, nur in etwas anderer Form, als System der Compensation, beherrscht sein moralisches Gefühl. Sprach er von natürlicher Religion, so setzte er sich nicht in Gegensatz zum Offenbarungsglauben, sondern ergänzte jene durch einen Glauben, zu dessen Erweis die Vernunft nicht ausreichen mochte. Als stehende Sätze dieses Glaubens stellte er vier auf: das Dasein Gottes, die Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele, das jenseitige Leben. Immerhin wagte er den Versuch, alle vier Sätze bloß durch die Vernunft zu beweisen, und meinte dem Descartes'schen Satze: „Ich denke, also bin ich", den neuen an die Seite setzen zu dürfen: „Ich bin, folglich ist ein Gott". Indessen, solche Ausführungen und Erweiterungen der philosophischen Systeme anderer Meister stärkten wohl die Autorität ehemaliger Geistesherrscher, bekundeten aber mehr noch des Schülers geistige Ohnmacht.

Die Herrenhuter hatten sich seit Zinzendorf's erstem Auftreten in Berlin (oben S. 199fg.) vermehrt, ohne zu einer herrschenden Secte zu werden. Von mancher Seite wurde diese Herrnhuterei übel angesehen und noch übler dargestellt. Ein Berliner Schneider, H. J. Bothe*), der selbst sieben Jahre in

*) Zuverlässige Beschreibung des nunmehro ganz entdeckten Herrenhutischen Ehe-Geheimnisses, nebst dessen 17 Grund-Artikeln, wornach sie in demselben unterrichtet und eingerichtet werden, mit mehrern merkwürdigen, die Lehre, Lebens-Art und Absichten der sogenannten Mährischen Brüdergemeine betreffenden Umständen, so der Verfasser, seit der Zeit, da er unter den breiten Herrenhut als ein 7jähriger Diener und

der Gemeinde gelebt und gedient zu haben behauptete, erklärte die Mitglieder derselben einfach für Heuchler und sittenlose Gesellen. Nach seinen Mittheilungen, die im Ganzen gewiß stark tendenziös gefärbt sind, in einzelnen Thatsächlichen dagegen zweifelsohne Wahres berichten und für uns deswegen bemerkenswerth sind, weil sie Urtheil und Stimmung eines Berliner Bürgers darlegen, gab es am 30. April 1744, als der Vicebischof Martin Döber, ein ehemaliger Töpfer, die letzte Gemeinde einrichtete, 143 Gläubige. In den Versammlungen, die gern am „Sabbath" gehalten wurden — Nachmittags wurden die Arbeiter und Diener von den Pilgern eingeladen — wurden Briefe Zinzendorf's vorgelesen, Crucifixe, Lämmer und Schäfchen gemalt. Unter den Einrichtungen, über die Bothe sich lustig macht, befinden sich der „Stunden-Beter-Chor": jeder Gläubige sollte sich eine Stunde auswählen, in welcher er mit dem Heiland reden könnte, die Liebesküsse und die Extra-Liebesmahle, bei deren einem ein Lied Zinzendorf's abgesungen wurde, das mit den Worten anhob: „Selige Canaillen, Die ihr unterm Galgen Nochmals Gnade kriegt" (I, 28). Er nennt, außer den kirchlich gebotenen noch 48 herrnhuterische Feiertage, von denen in Berlin freilich nur wenige begangen wurden. Er gibt einmal eine Aufzählung von 70 Gläubigen, die aus Berlin fortgerufen oder, wie er sich ausdrückte, gestohlen wurden. Er gibt ihnen Schuld, durch ihre ewigen Sammlungen die Berliner auszusaugen, einen „Taubenschlag zu halten und die Leute, die sich von ihnen berücken lassen, wegzufangen." Einen Berliner soll die Herrnhuterei 2000, einen andern 8000 Thaler gekostet haben. Dem

Arbeiter gestanden, leyder, theils an sich selber, theils von andern Wahrheitliebenden erfahren hat, zur Warnung vor alle diejenigen, so diese Schleicher vor ächte Jünger Jesu und seine Gesandten nicht allein halten, sondern noch Lust haben, unter ihren geborgten Schaf-Pelz zu kriechen, wohlmeynend an das Licht gestellet von Heinrich Joachim Bothen. Berlin 1752. (Es gibt auch eine Ausgabe, Fft. u. Lpz. 1751 u. 52.) Zu finden bey dem Verfasser auf dem Werder in der Wallstraße gegenüber der kleinen Jägerstraße. (Im ganzen zwei Theile, 216 u. 296 S.)

Letztern wird das Wort zugeschrieben (I, 97), daß er nicht ein Aß von allen seinen Reichthümern behalten hätte, wenn er mit diesen Leuten in Bekanntschaft geblieben wäre.

Ganz besonderes Bedenken jedoch erregte das Eindringen des Geistlichen in die Ehegeheimnisse, das nach Zinzendorf's eigenem Berichte fest steht und in Berlin wohl ähnlich wie in Herrnhut getrieben wurde.*) Mag Manches in den wider ihn und seine Lehre veröffentlichten Schriften übertrieben sein, so läßt sich nicht leugnen, daß eine Art Prüfung der Eheleute gleich nach Eingang der Ehe und eine gewisse Ueberwachung des ehelichen Umgangs stattfand. Solche Ungeheuerlichkeiten erregten Unwillen und forderten den Spott heraus. Nicht mindern Widerstand veranlaßten die herrnhutischen Lieder. In diesen wurde die Verliebtheit in den Heiland und das Spielen mit seinen Wunden in geschmacklosester Art besungen. Ein Lied auf das „Seitenhöhlchen", das von „Döschen, Uhrchen, Händchen und Schwester" geküßt wurde, mußte grade die Frommen ärgern; und das „Kreuzluftvögelein, das vor Liebespein nach Jesu Seitenschrein kränkelt", konnte, trotz Zinzendorf's Erklärung, Keinem verständlich werden. Wurde nun gar die Seele als „vor Liebe toll" nach dem „Seitenkringel" bezeichnet; sagte sie von sich, daß es ihr „am gesündsten sei, wenn ich ihn essen kann", wurde sie von dem „Höhlchen" „springerhaftig charmirt"; oder verstieg sich der Dichter gar zu der naturalistischen Schilderung: „Und was er im Kabinet, Oder in dem Ehebett, Will mit seinem Bräutel machen, Das sind gar geheime Sachen", so gehörte nur guter Geschmack, nicht Prüderie oder geistliche Mißgunst dazu, um gegen solchen Aberwitz Protest einzulegen. Auch Bothe theilt mit der allergrößten Ausführlichkeit alle Reden und Ermahnungen mit, welche dem Ehecandidaten ertheilt, sowie die Lieder, welche bei der Einrichtung des Ehegeheimnisses nach den Melodien der frechsten Gassenlieder gesungen wurden.

*) Vergl. Varnhagen, Zinzendorf, S. 282 ff.

Diese Lieder sind freilich von starkem Cynismus erfüllt; die nachfolgende Strophe ist noch die bei weitem zahmste*):

Er Mann und ich bin Frau
Schon wirklich im Erkennen
Herr Jesu welch ein Brennen?
Welch eine Brunst und Glut!
Zerrädert und vermantschet,
Zergliedert und zerpantschet,
Die Fingerspitzelein
Sind voll Verliebtheitspein.

Daß in den Zeiten gesteigerter Aufklärung auch der Gegensatz lichtscheuen Aberglaubens sich bemerkbar macht, ist eine häufig beobachtete Erscheinung. Die der Religion Entfremdeten flüchten ebensogern zu Schwindlern, wie die Kranken, welche gegen wirkliche oder eingebildete Leiden bei ihren Aerzten keine Heilung fanden. Daher machten die Schwindler aller Art in jener Zeit gute Geschäfte.

Der ungefährlichste war Pfannenstiel, gewiß mehr Schwärmer als Betrüger. Er war ein Leinweber, der sich an der Lectüre mystischer Schriften verdorben hatte. Er bildete sich ein, mit der Fähigkeit zu weissagen ausgestattet zu sein und übte seine Kunst in öffentlichen und privaten Angelegenheiten. Er war nicht auf den Kopf gefallen, gab schnelle Auskunft auf ernste Fragen und wußte Spottrede durch schlagfertigen Witz zu pariren. Daß er an Peters III. Tod nicht glaubte und eine Ueberschwemmung Europas durch die Türken prophezeite, war eine leichte Verirrung ins Gebiet der hohen Politik; lieber blieb er bei den Ereignissen, die ihn und sein Land angingen und mahnte Zweifelflüchtige und Kleinmüthige zum Vertrauen auf den König. Auch als Prophet blieb er ein fleißiger Arbeiter, der ungelegene Frager mit Hinweis auf seine Arbeit abwies, er

*) Dies auch bei Bothe II, S. 46, die andern Verse S. 48, andere sehr arge Stellen II, 34. 40.

nährte sich von seinem Handwerk, wiewohl er freiwillige Spenden seiner Clienten nicht abwehrte.

Der bekannteste Schwärmer ist J. P. Rosenfeld.*) Er war Förster, zog zuerst im Lande umher und trieb seit 1762 in Berlin sein Wesen. Er redete von der Verderbtheit des Menschengeschlechts, erklärte alle Bücher außer der Bibel für verderblich, sprach sich gegen Christus und die Taufe aus, höhnte die Prediger und rief aus, „die Obrigkeiten seien krumme Schlangen und der König ihr Oberster, nämlich der Beelzebub, der den Mammon mehr liebe als Gott". Als den Erretter aus solcher Verderbtheit pries er sich selbst, er sei der zweite Heiland, von Gott zur Erlösung der Welt bestimmt. Da er seinen Gläubigen ewiges Leben versprach, so war es billig, daß er von ihnen seinen Unterhalt forderte, den er auch erlangte. Die Männer lockte er am meisten durch sein Vorgeben, er habe die Schlüssel zum Paradies, und bewog die Frauen, ihm sieben Jungfrauen anzuvertrauen, die er zur Entsiegelung des Buches des Lebens brauche. Die Unsittlichkeiten, die er ziemlich offen trieb — freche Spiele mit der „Braut Christi" — und seine sonstigen gefährlichen Aufschneidereien veranlaßten (Dec. 1769) seine Ueberführung in ein Irrenhaus. Aus diesem wurde er bald befreit auf Grund eines Zeugnisses der Inspectoren, „er sei ein rechtes Exempel von Liebe und Mitleid". Nun lebte er etwa ein Jahrzehnt ziemlich ruhig, meist in Berlin, milderte seine Anschauungen, besonders in wohlangebrachter Schlauheit über Taufe und Regierung, und hielt an der Forderung der Jungfrauen fest, von denen er freilich nur eine als die wahre Messiassin behandelte, die anderen jämmer-

*) Ueber mehrere der Genannten Notizen bei König; Einzelnes bei Ziethe. Ferner über Rosenfeld: Berl. Corr. 1782, 1. Stück; Berl. Monatsschrift 1783, S. 46—89, 1793, S. 22 ff., Neue Berl. Mon. 1803, 22—48; Becker a. a. O. 1784, S. 438 ff., Paul, das. IV, 551 ff.; Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. d. Mark Brand. 1797, IV, 716 ff.; Monddoctor das. 1783, S. 353—386; einzelnes andere im Text Behandelte das. VI, 172 fg., 1787, IX, S. 574 ff., 1788, XII, 300 ff.; N. B. Mon. 1800, IV, S. 358 ff.

lich prügelte. Vielleicht wäre er unbehelligt geblieben, wenn er nicht von getäuschten Anhängern mancher Betrügereien wegen angeklagt worden wäre. Deswegen wurde er zum Staupenschlag und zu lebenslänglicher Gefangenschaft in Spandau verurtheilt (5. Dec. 1781). Der Staupenschlag wurde vollzogen. Nachdem er ihn erduldet hatte, rief der Geschlagene: „Ist Jemand, der mich beschuldigen kann, habe ich ihm Leides gethan, ihn betrogen oder bestohlen, der rede, hier bin ich." Es trat aber Keiner wider ihn auf. Vielmehr wurde er durch die Bestrafung zum Märtyrer gestempelt. Fortwährend liefen nun Vorstellungen der Getreuen ein, die den Gefangenen „den wahren Gott", „den Stammvater aller Menschen und Grundstein der Welt" für sich zurückerbaten, „damit nicht alle Könige, Obrigkeiten, Unterthanen in Tod und Verderben geriethen". Solche Bitten liefen ein noch fünf Jahre nach dem am 10. April 1788 erfolgten Tode Rosenfeld's; denn die Todesnachricht wurde nicht geglaubt, weil sonst „für die ganze Welt keine Erlösung mehr zu hoffen wäre". Andere aber meinten (solche Erklärungen kamen bis 1802), durch ihn, den wahren Messias, seien sie aller Sünden ledig geworden.

Ein viel schlimmerer Geselle war Erdmann Paul, „der Planetenleser", der etwa von 1770 bis 1800 in Berlin sein Wesen trieb, nicht selten mit Gefängniß bestraft, häufig aus Berlin verwiesen wurde, sobald er frei war, von Hülfesuchenden umlagert war. Er war seines Handwerks Seidenwirker, hielt aber das Prophezeien für einträglicher. Denn viel Mühe machte diesem „pöbelhaftesten, unwissendsten und rohesten Erdensohne" seine Kunst nicht. Er ließ sich von Jedem vier Groschen und, wenn er auch noch die Karten legen mußte, sechs Groschen bezahlen, las, sobald er von seinen Kunden das Geburtsjahr erfahren, aus alten Zauberbüchern ihr zukünftiges Geschick vor oder verkündete ihnen, wenn es seiner griesgrämigen Laune paßte, Unglück, Krankheiten, Tod. Paßte es in seinen Kram, so rieth er einem Mädchen geradezu Unzucht an. Er bereitete viel Unheil bei

Leichtgläubigen und fand neue Gläubige dadurch, daß die ersten, durch seine Unheilsverkündigungen erschreckt, dem Trübsinn oder dem Tode verfielen.

Gleichfalls ein Handwerker, ein ehemaliger Strumpfwirker, war der „Monddoctor" Weisleder, ein „Wunderkerl", wie die wider ihn ausgesendeten Beauftragten des Medicinalcollegiums sich ausdrückten, „der eine ziemliche Zeit lang das Gespräch der ganzen Stadt und die Bewunderung der halben war". Er lebte in der Hasenheger- (jetzigen Feilner-) Gasse, in „einem elenden Bierhaus von der niedrigsten Classe". Er gab vor, Alles zu heilen, besonders Brüche, hatte eine ungeheuere Clientel unter Armen und Reichen, so daß die ganze Gegend von Hinkenden und Blinden wimmelte und die kleinen Zimmer von feinen Herren und prächtig geputzten Damen voll gedrängt waren. Erfolge hatte er freilich nur dann, wenn die Natur sich half; trotzdem waren seine Patienten ihm dermaßen zugethan, daß sie nicht bewogen werden konnten, ein Zeugniß wider ihn abzulegen. Seine Methode bestand darin, die Wunde oder kranke Stelle gegen den Mond halten zu lassen, der im ersten Viertel sein mußte. Er bestrich, unter Beten oder Murmeln, die Wunde, ermahnte die Leute, an Gott zu glauben, gab auch wohl ein Oel als Heilmittel. Selbst nahm er kein Geld, gestattete aber, daß seine Frau die Schürze offen hielt, oder ließ geradezu am Eingange des Gartens Billete verkaufen.

Solcher Wunderdoctoren, die den Glauben an eine ihnen innewohnende übernatürliche Kraft erwecken wollten und Glauben von den Ihrigen verlangten oder einfach auf die Thorheit der Menge rechneten, gab es noch gar manche. — Zu ihnen gehörte c. 1766 der „Ziegenprophet", der barfuß, nur mit einem Ziegenfell bekleidet, einherging und mit dem Straßenkoth Curen verrichtete. Da war ferner ein früherer Schäferknecht, J. G. Matthes, der durch eine Essenz, die er nur in einer einzigen Stunde des ganzen Jahres machen konnte, Alles zu heilen sich fähig erklärte. Ein anderer Berliner Wundermann, „der Privilegirte Laborant

Seydel", verkaufte besonders in der Provinz, deren Bewohner ihm geeigneter dünkten als die der Residenz, seinen „approbirten Innozenti-Balsam" „Gott zu Ehren und dem Nächsten zum Nutz", damit man erkenne, „was er für eine edle Gabe Gottes sei". Einem dieser Wunderdoctoren, le Roy, wurde sogar erlaubt, zwölf Tage in der Charité seine Versuche anzustellen; als sich seine Unfähigkeit zeigte, wurde er entlassen und entlarvt.

Neben diesen schädlichen gab es auch unschädliche Propheten und Narren, welche in Berlin ein gewisses Aufsehen machten. Zu Letzteren gehörte auch ein Italiener, von welchem Uz an Gleim meldete (25. März 1748), er mache sich durch Praestigia bekannt, verwandle wie Circe und mache Todte lebendig. „D. Faust ist ein Schüler gegen ihn, wenns wahr ist was man erzählt".*) Auch mag man endlich zu dieser Art Leute den auf Papenzien bei Rummelsburg wohnenden Landedelmann von Massow rechnen, welcher am 29. October 1782 dem König einen Brief schrieb, in welchem er Andeutungen über die ihm gewordenen „geheimnißvollen Befehle" gab, als Obercommandeur der österreichischen Truppen gegen die Türken nach Wien zu gehen. Wenn er dabei um freie Extrapost nach Berlin und um Unterstützung seiner Mutter, Frau und seiner vier Kinder bat, so verfiel er damit in eine gewöhnliche Bettelei; als besonderes Lockmittel aber fügte er die Prophezeiung hinzu, Friedrich werde, sobald Joseph II. Herrscher des orientalischen Reichs geworden sei, zum „deutschen Kaiser und Possessor von ganz Polen, Böhmen und Mähren" gekrönt werden. Jedoch selbst dieses Lockmittel übte auf Friedrich keine andere Wirkung, als daß er dem Landrath des Rummelsburger Kreises zu wissen that, er werde dem von Massow gegenüber, dessen Brief „einen verrückten Verstand" anzeige, seine Pflicht bei diesem traurigen Zufall beobachten.**)

---

*) Vierteljahrsschr. f. Litgesch. III (1890) S. 200.

**) Vgl. Berl. Corr. 1782, S. 45—47, wo die betr. Briefe abgedruckt sind.

Der Aberglaube, der die wissensdurstige und heilbegierige Menge zu Charlatanen trieb und leichtgläubig gegen Schwindler aller Art machte, war auch sonst in den Berlinern mächtig. Einer der entschiedensten Aufklärer, Gedike, constatirte zum Beispiel, daß der Glaube an die weiße Frau (s. oben S. 201) noch nicht ganz ausgestorben sei.*) Ein anderer Aufklärer, Eberhard, suchte die ganze Sage rationalistisch zu deuten. Von Perchta behauptete er, sie habe nichts mit einer brandenburgischen Urahnin zu thun, sondern hänge mit dem Prechtag, dem h. Dreikönigstag, zusammen. Die ganze Sage aber, so meinte er, sei aus einer mißverstandenen Redensart hervorgegangen: „Die weiße Frau werde bald am Hofe erscheinen" bedeute nämlich: „es werde bald eine fürstliche Wittwe am Hofe sein".

Auch anderer Aberglaube herrschte, mittels dessen man sich Vermögensvortheile zu verschaffen hoffte. Dazu gehörten die Mittel, den Loosen der Zahlenlotterie Glückskraft zu verleihen, Mittel, die theils Blasphemie, theils puren Unverstand bekunden. Als solche Mittel wurden vorgeschlagen, die Nummer des Liedes zu setzen, das Sonntags in der Kirche gesungen wurde, Benutzung der Träume unparteiischer Dritter, Vorweisung der Loose an Verrückte, um sie den Segen darüber sprechen zu lassen oder aus ihren Aeußerungen Schlüsse zu ziehen, Eintauchen der Lotteriezettel in das Blut von Hingerichteten. Glücklicherweise war die letztgenannte Verwendung nicht allzu oft möglich.

*) Ueber den Ursprung der Fabel von der weißen Frau von Prof. Eberhard. — Nachtrag zu der Legende von der weißen Frau von Fr. Gedike. (Berlinische Monatsschrift 1783, S. 3—22, bez. 23—42.) Vgl. ferner: A. Cosmar: Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. Berlin 1831. (Angeblich aus Papieren seines Onkels 1786.) S. 56—98; A. Minutoli: Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1486 bis auf die neueste Zeit. Berlin 1850. (Erscheinungen in Baireuth im 18. Jahrhundert.)

Auch in der Behandlungsweise der Katholiken überhaupt, der Berlinischen insbesondere, zeigte sich der neue Geist der Aufklärung.*) Eine der ersten (15. Juli 1740) Randverfügungen des Königs war die auf das Bürgerrechtsgesuch eines Frankfurter Katholiken erlassene: „alle Religionen Seindt gleich und guht wan nuhr die leute so sie profesiren Erliche leute seindt und wen Türken und Heiden kähmen und wolten das Land Pöpliren, so wollen wier sie Mosqueen und Kirchen bauen." Acht Tage später, im rechten Gegensatz zu einer Verordnung des Vaters, dem alles Proselytenmachen der Katholiken ein Greuel gewesen war, erfolgte der classische Erlaß: „Die Religionen Musen alle Tolleriret werden und Mus der Fiskal nuhr das auge darauf haben das Keine der andern abruch Tuhe, den hier mus jeder nach Seiner Fassон Selich werden."

Diese Grundsätze wurden freilich nicht zur That. Dem traten politische Bedenken entgegen; theilweise auch der alte Schlendrian, der von den Beamten geübt wurde oder die Eifersucht, die sich bei den Protestanten zeigte. Zeugnisse für letztere sind Denunziationen, die gegen katholische Uebergriffe, Klagen, die über Privilegien einliefen, die den Katholiken gewährt wurden; beweisend für ersteres ist Folgendes. Der Reichshofrath v. Bredow wünschte für seine katholische Gemahlin einen Hauskaplan; der König schrieb auf den Bericht: „bon; tant qu'elle voudra" (28. April 1741); die Concession lautete sehr verklausulirt, „daß ermeldter Geistlicher die Schranken eines bloßen Hauspredigers nicht überschreiten, sich aber sonst gewöhnlicher Actuum parochialium schlechterdings entäußern, den Gottesdienst keineswegs in einer Kirche oder Kapelle, sondern nur in einem Privatzimmer halten und zu sothanen Gottesdienst

*) Für das Folgende, wenn nichts anderes ausdrücklich bemerkt ist. M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche Bd. II—IV, Lpz. 1881—1883. Die zahlreichen benutzten Stellen können nicht im Einzelnen angeführt werden. Die beiden ersten Verfügungen werden absichtlich getreu nach der Schreibung des Königs gegeben.

keinen Menschen außer ihren Domestiken römisch-katholischen Glaubens gestatten und admittiren müsse."

Der Berliner Hauptgeistliche war der schon genannte Torck. Neben ihm waren mehrere Kapläne, Substitute thätig. Nur der Hauptgeistliche und der oder die Militärgeistlichen erhielten einen Staatsgehalt. Dieser war sehr gering: Amandus Jennes, der 1740 zunächst für Ruppin, aber mit dem Wohnsitz in Berlin bestellt wurde, bekam monatlich 10 Thaler, freilich 200 Thaler für Anschaffung eines Ornates. Die geistlichen Gehülfen machten viele Noth. Sie waren nicht gesetzlich angestellt, so daß sich schon deswegen eine Abneigung wider sie zeigte, oder sie wurden wie ein Pater Ferdinand wegen „schlechten, unanständigen und üblen" Betragens aus Berlin entfernt. Dem Pater Giebecke, der für diesen nach Torck's Vorschlag berufen wurde, ward besonders eingeschärft, daß er sich aller Anzettelung von Intriguen in Familien enthalten, verdächtige Verbindungen vermeiden müsse, weder Fabrikanten noch andere Unterthanen zum Verlassen des Landes bewegen, sie „weder directe noch indirecte debauchiren oder sonsten unerlaubte Tours machen" dürfe. Die Stelle des Hauptgeistlichen nahm seit 1755 Amandus Jennes ein, der das ausdrückliche Verbot erhielt, von der österreichischen Gesandtschaft Gehalt anzunehmen oder eine weitere Verbindung mit der Gesandtschaftscapelle zu unterhalten und der während der Kriegsjahre ein von dem Breslauer Fürstbischof entworfenes Gebet für den König zu sprechen hatte. Ihm folgte Heinrich Elberfeld, der eine ordentliche Bestallung erhielt (2. Februar 1773). Auch ihm, der zugleich die Obliegenheiten eines Militärgeistlichen übernahm, wurde die Treue gegen den König und sein Land nachdrücklich eingeschärft, die Predigt der katholischen Lehre zugestanden, aber alles Lästern und Verketzern der anderen Glaubensbekenntnisse untersagt, jedes Proselytenmachen verboten, sowie jede gottesdienstliche Uebung außerhalb seiner Kirche. Er mußte sich ferner verpflichten, die ihm untergebenen Capläne zur Erfüllung der gleichen Gebote anzuhalten. Diese hatte er auch von seinem Gehalte, das etwa 1500 Thaler betrug, zu unterhalten; eine jährliche Unterstützung von 100 Thalern hatte er seinem Vorgänger zu bezahlen, der hoch in den Siebzigen war.

1740 gab es nur eine katholische Kirche, nämlich die ehemalige österreichische Gesandtschaftscapelle, von Friedrich Wilhelm I. gekauft; 1748 trat eine zweite im Invalidenhause hinzu, für die zunächst der Dominikaner Pauli mit einem kläglichen Gehalt bestellt wurde.

Schon vor Einweihung dieser (12. März 1743) war aus Friedrichs eigenster Initiative — ein ruhmreiches, vielgerühmtes Zeugniß für seine Toleranz — der Gedanke hervorgegangen, statt der „einfachen, schlecht gebauten" alten*) eine neue zu bauen, zu der der König aber nicht die Kosten geben wollte. Dieser dem Cardinal Sinzendorf geäußerte Gedanke trug keine augenblickliche Frucht, weil, wie dieser antwortete, die auswärtigen Katholiken grade damals zu arm waren. Erst am 26. November 1746 erfolgte auf Vorstellung der preußischen und Berliner Katholiken die Erlaubniß, in Berlin eine Kirche, „so groß als sie solche immer haben wollen oder können, mit einem oder mehreren Thürmen, großen und kleinen Glocken zu bauen". Der nöthige Platz wurde vom König geschenkt; die erforderlichen Baugelder sollten durch Collecten in und außerhalb Preußens aufgebracht werden. Der damals durch Berlin reisende

*) Die Baugeschichte hauptsächlich nach den von Lehmann mitgetheilten Akten; Einzelnes: Geschichte und Beschreibung der neu erbauten catholischen Kirche zu St. Hedwig in Berlin, nebst einer ausführlichen Erzählung und Erklärung aller Ceremonieen, welche bey der feyerlichen Einweihung derselben am ersten November 1773 beobachtet worden sind. Berlin, Haude u. Spener. Daf. 2. vermehrte Auflage mit einer Abbildung. Außerdem das große Foliowerk v. O. u. J. (6 Bll. Grundriß, Durchschnitt, Aufriß, Ansicht der Vorderseite): L'eglise catholique qui se bastit a Berlin sur les dessins du Roy. J. Legeay invenit et fecit. (invenit bezieht sich nur auf das im Geschmack der Zeit reichverzierte Titelblatt.)

Carmelitermönch Mecenati, der bisher fälschlich als Urheber des Bauplanes galt, — vor dem als einem großen Schurken der König bald gewarnt wurde — überbrachte dem Cardinal des Königs Ansichten und wohl auch Zeichnungen, nach welchen der Bau wirklich hergestellt wurde. Die feierliche Grundsteinlegung fand am 13. Juni 1747 statt. Zur Herbeischaffung der Gelder, die der Berliner Banquier Schweiger verwahrte, wurden allerlei Anstalten getroffen.

In einer Rede, die Benedict XIV. am 20. November 1747 im geheimen Consistorium hielt, die er ein paar Tage vorher dem Agenten Colteolini vorlas, und die der Berliner Drucker L. Kunst aus dem Lateinischen ins Französische übersetzte*), ermunterte der Papst die Cardinäle zu einem Beitrage für die katholische Kirche in Berlin und forderte sie auf, gleiche Ermahnungen an ihre Bischöfe zu richten. Er versicherte, selbst einen großen Beitrag gegeben zu haben, und rühmte den König, daß er Baugrund und Materialien den Gläubigen überlasse. Die Rede hatte die Wirkung, daß von auswärts viele Gaben einliefen — bis Ende 1754 über 100,000 Thaler, 1755 erschien eine Art Generalquittung über die eingelaufenen Gaben im Druck — aber die Pracht des Baues, über die der Papst sich entrüstet zeigte, hatte nicht bloß diese Summe, sondern noch etwa 20,000 Thaler mehr verschlungen. Zur Tilgung dieser Schulden wurde 1754 eine Lotterie gestattet, auf Vorschlag des Kammerherrn Sweerts, der als Rendant der katholischen Gemeinde fungirt zu haben scheint, statt des katholischen Kirchenconsistoriums, dessen Einrichtung vergeblich von den Katholiken erbeten wurde. Die Lotterie kam nicht zu Stande. In den Kriegszeiten ruhte der Bau völlig. Neue energische Hülferufe in Rom ertönen zu lassen, wurde der Agent Ciofani 1764 beauftragt, damit das angefangene Gebäude nicht in Trümmer falle. Neue auswärtige Collecten

*) Voss. Ztg. 29. März 1749, St. 39. Vgl. Colteolini's Bericht, Lehmann III, S. 61, 77.

wurden gestattet. Der Berliner Gemeinde wurden auf ihren Antrag für die vollendete Kirche größere Vorrechte eingeräumt und schon damals publicirt (1766), um den Eifer der auswärtigen Spender zu erhöhen. Diese Bemühungen hatten Erfolg, am wenigsten der an den Papst (14. Aug. 1769) erlassene Hülferuf, der die gewünschte thatkräftige Unterstützung mit einem Hinweis auf die leeren päpstlichen Kassen erwiderte. Der Minister Zedlitz war es dann, der für den immer nothwendiger werdenden Bau — denn nun war die alte Kirche so baufällig geworden, daß sie mit Einsturz drohte — die erforderlichen Gelder zusammentrieb. So konnte am 27. September 1773 der Bischof von Ermland, Fürst Krasicky, zur feierlichen Einweihung aufgefordert werden, die ursprünglich auf den 15. October festgesetzt, erst am 1. November erfolgte, an demselben Tage, an dem vor 233 Jahren die katholische Religion officiell abgeschafft worden war. Vorher hatte der König aus dem Trebnitzer Kloster Reliquien der heiligen Hedwig erbeten und erhalten. Damals durfte er sich seiner Toleranz rühmen und selbst den Getreuen zurufen: „Ihr habt alle noch Rückfälle in euer hitziges Fanatismus-Fieber; ihr seid alle nur halbe Menschen."

Die Einweihung der Kirche selbst, der Hedwigs-Kirche, unter Mitwirkung der königlichen Kapelle, durch Kupferstiche und Medaillen ebenso wie die Grundsteinlegung verherrlicht, war ein bedeutsames Fest. In Gegenwart des Prinzen von Preußen (des späteren Friedrich Wilhelm II.), zweier anderen Prinzen, des Ministers Zedlitz, vieler Vertreter der Generalität und des Adels fand die Einweihung der prächtig erleuchteten Kirche statt. Gebete machten den Anfang; darauf folgte eine feierliche dreimalige Procession, Segnung der Kirche, Weihung der Reliquien, Besprengung mit Weihwasser. Einen zweiten Act bildete die von dem Fürstbischof selbst celebrirte Messe, zu der das mit Billeten versehene Publicum Einlaß hatte, und bei welcher der Gesang der königlichen Capelle ertönte. Eine eigentliche Weiherede fand nicht statt. Nur in einer kurzen Ermahnung, die sich

an ein vor den Reliquien gehaltenes Gebet anschloß, führte der Redner den Gläubigen zu Gemüthe, welche Ehrfurcht sie dem Gotteshause, welchen Dank sie den Wohlthätern schuldig seien, „fürnehmlich aber, wie viel Erkenntlichkeit sie gegen einen Monarchen hegen müßten, dessen Gnade und Schutz ihnen soviel Freiheiten zugestanden hat".

Die den Geistlichen eingeräumten Rechte bestanden nur darin, innerhalb der Kirche den wochen- und sonntäglichen Gottesdienst zu leiten, Beichte abzuhalten und die seelsorgerischen Pflichten zu üben.

Zuerst war in strengen Bestimmungen vom 24. October 1745, die in ähnlicher Art während der folgenden Jahre häufig wiederholt wurden, Vornahme von Taufen und Trauungen aufs Strengste untersagt worden. Allmälig trat, bei aller Festhaltung an dem eben erwähnten Grundsatz, eine Milderung ein. Auf Grund einer Randverfügung des Königs, daß solche gottesdienstliche Handlungen „nur für vornehme Leute" gestattet sein sollten, wurde bestimmt, daß die katholischen Geistlichen jedesmal vorher anzufragen hätten (1751). Solche Anfragen erfolgten und wurden mehrfach bewilligt, nicht selten mit dem Beisatz: „sonder Consequenz auf künftige Fälle" (1765).

Aber schon im folgenden Jahre wurden, allerdings für die zunächst noch gar nicht vollendete Kirche, größere Freiheiten in Aussicht genommen. Es wurden in dieser Kirche den katholischen Geistlichen Taufen und Trauungen, sowie außerhalb der Kirche Beerdigungen gestattet. Kaum trat diese Verordnung in Kraft, als auch schon das französische Consistorium sich an den König mit ängstlichen Fragen wandte, wie es von nun an bei gemischten Ehen, bei der Taufe illegitimer Kinder, bei Armenunterstützungen und dergleichen geschehen solle. Auf solche Klagen erfolgte keine Antwort. Vielmehr ging die Erweiterung der Rechte der Katholiken schrittweise fort.

Allerdings mußte auch Pater Elberfeld, ähnlich wie seine Vorgänger, manchmal aufgefordert werden, die unter ihm stehenden

Capläne zur Ordnung anzuhalten und vor Ueberschreitung ihrer Competenzen zu warnen (1775). Wenn ein anderer katholischer Geistlicher, der Pater Schorenstein zu Frankfurt, Weisungen des Hildesheimer Fürstbischofs einholte, so wurde Elberfeld angewiesen, dem Pater sein Benehmen vorzuhalten und seinerseits zu verhindern, daß an die Kirche schlesische Geistliche kämen (1786).*) Im Ganzen aber herrschte eine ruhige Fortentwickelung. 1777 durfte Elberfeld den neuen katholischen Kirchhof einweihen, bald darauf erhielt er das Recht, bei Taufen, Trauungen, außerhalb der Kirche die geistlichen Functionen zu verrichten. Doch mußten noch eine Weile die Stolgebühren an die evangelischen Pfarrer der betreffenden Parochien gezahlt werden. Denn es dauerte eine ganze Zeit, bis das Streben der Katholiken, eine eigene Parochie für sich zu bilden, seine Verwirklichung erhielt. Erst als der König auf Grund einer katholischen Darstellung des bestehenden Zustandes in seiner einfachen und gerechten Weise bemerkte: „Das ist unbillig. Wenn Solches in katholischen Ländern gegen Evangelische geschieht, so schreiet man dagegen. Uebeln Exempeln muß man niemals folgen", wurde Wandel geschafft.

Dieser Wandel bestand in der lange erbetenen Befreiung von allem Parochialzwang. Am 18. Juli 1779 wurde festgesetzt, „daß die katholische Gemeinde der St. Hedwigskirche allhier von allem Parochialzwang der Geistlichkeit anderer Glaubensgenossen befreit bleiben, und ohne Rücksicht ihrer zu protestantischen Kirchensprengeln gehörigen Wohnungen eine eigene Parochie ausmachen soll".**)

Katholische Schulen gab es damals noch nicht. Im Jahre 1740 wurde eine solche von dem Küster Oswald „auf der Jerusalemischen Brücke in der Friedrichsstadt" angelegt; eine

*) Lehmann, Bd. 5, S. 49 fg. 682; auch die übrigen im Folgenden benutzten Stellen s. im Index.

**) Nov. corp. constit. Prussico-Brandenburgensium VI, 1611 fg.

dagegen gerichtete Eingabe der „combinirten Ministeria der Friedrichsstadt", die dies Beginnen als Proselytenmacherei denuncirte, wurde als unbegründet abgewiesen, „da die Väter Papisten seien". Die Schule scheint aber keinen langen Bestand gehabt zu haben. Elberfeld, der sonst Alles erreicht hatte, konnte die Begründung einer Schule nicht durchsetzen. Auf sein wiederholtes Verlangen wurde er zur Geduld ermahnt: „Alles nicht auf einmal, sondern nach und nach."

Wider die Gerechtigkeit zu handeln, fiel dem König nicht ein, daher widersetzte er sich jeder unbilligen Forderung. Das Eindringen fremder Geistlichen, die Einführung von Missionen wollte er nicht dulden. Auch Mißbrauch der geistlichen Gewalt seitens der Katholiken, z. B. Abweisung eines katholischen Unteroffiziers von der Beichte, weil dieser seine mit einer lutherischen Frau gezeugten Kinder lutherisch hatte erziehen lassen, wurde gehindert (1771). Ebenso wurden Forderungen, die wider die Privilegien der katholischen Kirche liefen, z. B. die eines Katholiken, der sich von seiner Frau scheiden lassen wollte, die eines anderen Berliners, der eine geschiedene Protestantin heirathen wollte, vom Könige mit dem Hinweis auf die katholischen „Religionsprincipia" oder mit dem Bescheide abgelehnt, „bei den Katholiken kann ich das nicht thun". Aber das war nicht Unduldsamkeit, sondern nur strenge Gerechtigkeit. Wie weit die Duldsamkeit ging, erhellt aus der Thatsache, daß, wenn auch nicht für Berlin selbst, doch für die nächste Umgebung der Residenz, Neustadt-Eberswalde und andere Städte, das Berliner evangelische Oberconsistorium vorschlug oder billigte, daß in einer lutherischen Kirche der genannten Orte katholischer Gottesdienst gehalten würde, freilich einmal (1784) unter der Bedingung, „daß nichts davon in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werde".

Nach der Vollendung des Baues der Hedwigskirche kam es doch zu mancherlei Differenzen. Die Berliner leitenden Kreise wurden (1775) durch die in Caraccioli's Leben Clemens' XIV. auftauchende Bemerkung, der Papst habe zum Bau eine beträchtliche Summe gegeben, verstimmt, so daß Herzberg der falschen Nachricht widersprach und von dem in Rom weilenden Agenten Ciofani sich die Richtigkeit seiner Zurückweisung bestätigen ließ. Immerhin nahm man von dieser falschen Nachricht Veranlassung, den Breslauer Domcapitular von Troilo bei seiner Reise nach Rom zu beauftragen, vom päpstlichen Hof einen Beitrag zum Ausbau und zur inneren Verzierung der Kirche zu erlangen, mußte sich aber mit mancherlei Versprechungen begnügen, die der Genannte heimbrachte (1777). Auch der König wollte bei aller Gunst, die er dem Bau hatte angedeihen lassen, keine Zahlungen leisten, wies daher die Handwerker, die ihm ihre Rechnungen einreichten, ab (1775), gestattete dagegen, daß zur Begleichung der Bauschulden eine Collecte in den katholischen Kirchen der Provinz veranstaltet würde (1777). Aus ihren Erträgen wurden 1778 die Sakristei und der Thurm über ihr bestritten. Der Baumeister der Kirche war Boumann. Unter den Spendern einer der freigebigsten war der Cardinal Querini, dessen Namen zum ewigen Gedächtniß an der Kirche angebracht ist.

Zwölftes Kapitel.

Mendelssohn und die Juden.

Wenn in den früheren Abschnitten (vgl. S. 84 ff., S. 214 ff.) von Juden die Rede war, so handelte es sich um gesetzliche Bestimmungen, beabsichtigte oder ausgeführte Bedrückungen, geforderte Zahlungen. Von allen diesen Dingen war auch in der Zeit Friedrichs häufig genug die Rede. Der Unterschied gegen die frühere Zeit aber war ein dreifacher. Erstlich wurden, nach dem Muster der vergangenen Periode, aber in weit größerm Umfange als in jener, Einzelne aus der Schar der Unterdrückten hervorgehoben durch Generalprivilegien, durch Gewährung der Rechte christlicher Kaufleute. Sodann machten sich die Aufklärungsanschauungen, die fast auf allen Gebieten triumphirten, in der Behandlung, zum mindesten in der Betrachtung der Juden geltend, dergestalt, daß einerseits Aeußerungen hoher Beamter laut wurden, welche Duldsamkeit und Milde predigten, andrerseits in der Praxis gewisse Milderungen eintraten, die, ohne durch eine Verordnung bestimmt zu sein, beständig geübt wurden und dadurch fast Gesetzeskraft erlangten. Endlich bemühten sich die Juden mit großem Erfolg, aus ihrer niedrigen Stellung sich zu erheben, theils dadurch, daß sie Fabriken anlegten und durch einen großartigen Geschäftsbetrieb sich kaufmännische und gesellschaftliche Achtung erzwangen, theils dadurch, daß sie durch Annahme deutscher Bildung freiwillige Deutsche wurden.

In wie trauriger Weise die gesetzlichen Bestimmungen den-

jenigen der vergangenen Zeit ähnelten, mag man am deutlichsten aus dem General-Privilegium von 1750 ersehen, das, manche einzelne Abänderungen abgerechnet, im Großen und Ganzen Jahrzehnte lang Geltung behielt. Der wesentlichste Unterschied gegen die früheren Bestimmungen war die gänzliche Aufgabe des Grundsatzes der Beschränkung. Wie wenig man damit ausgerichtet hatte, zeigte die Thatsache, daß 1743 statt der erlaubten Zahl von 120 Familien sich 333 in Berlin befanden. Daher wurde eine Theilung in ordentliche und außerordentliche Schutzjuden beliebt. Jenen, deren Zahl auf 150 Familien beschränkt bleiben sollte, gehörten die besonders Privilegirten und Reichen an, zu diesen, die nur für ihre Person, nicht aber für ihre Kinder privilegirt waren, wurden alle übrigen, beim Inkrafttreten der Bestimmung, 63 Familien, gerechnet. Das Generalprivileg von 1750 hielt im Wesentlichen alle Beschränkungen der früheren Verordnungen aufrecht — nur die Judencommission, als besondere Gerichtsstätte für die Juden, wurde aufgehoben —, ja fügte noch drei schwere Bestimmungen hinzu. Die erste war, daß Keinem ferner gestattet sein solle, mehr als ein Kind „anzusetzen", d. h. ihm in seinem Schutzbrief Aufnahme zu gewähren. Die zweite und dritte gingen dahin, daß diejenigen, welche Bankerutt machten oder gestohlene Sachen ankauften, nicht nur ihres Schutzes verlustig gingen, sondern auch den Platz, den sie für sich eingebüßt hatten, der Gesammtheit entzogen. Gegen diese drei Verordnungen, sowie gegen andere Bestimmungen des Generalprivilegs von 1750, wurde Jahrzehnte lang seitens der Berliner Gemeinde angekämpft. Zunächst freilich ohne jeden Erfolg. Ja die nächsten Jahre brachten statt der gehofften Erleichterungen nur Erschwerungen. Zu diesen Erschwerungen gehörte die Beibehaltung des jüdischen Rechts bei Streitigkeiten der Juden unter einander, selbst bei Berufungen an ordentliche Gerichte, für die 1778 unter Mendelssohns Beistand die Ritualgesetze der Juden zusammengestellt wurden. Dazu war ferner der Judeneid zu rechnen, der nach einer Verfügung vom Jahre

1757 in der Synagoge in Gegenwart von zehn Erwachsenen zu leisten war: der Schwörende hatte sich mit den Gebetriemen zu bedecken, in den Händen ein Schlachtmesser zu halten, sich auf einen Sarg zu setzen und, im Falle einer falschen Aussage, auf sich und die Seinen die gräßlichsten Flüche herabzurufen. Allmälig wurden die begleitenden Umstände gemildert, die Form des Eides einfacher und edler und zwar wiederum „mit Zuziehen eines wegen seiner Kenntnisse und rechtschaffenen Denkungsart rühmlich bekannten jüdischen Gelehrten" — nämlich Mendelssohns.

Aus der Zahl der Gedrückten erhoben sich Einzelne zu Macht und Ansehen. Es waren nicht mehr wie in vergangener Zeit Hofjuden, die sich dadurch insinuirten, daß sie dem Fürsten Geld vorstreckten oder seine persönlichen Liebhabereien befriedigten. Die Zeiten waren vorüber, in denen Jemand für Lieferung kostbarer Juwelen und Gestellung großer Leute Hoffactor werden und etwa das Recht erlangen konnte, einen Degen zu tragen. Vielmehr erkennt man den Unterschied der Zeiten deutlich dadurch, daß man sieht, wie an Stelle der Erfüllung der Wünsche des Monarchen Verdienste um den Staat getreten waren. Solche Verdienste erwarben sich die Begründer von Fabriken und die Münzjuden. Denn auch die Letzteren, obgleich sie ihren Vortheil gar zu sehr im Auge hatten und scheinbar nur dem Könige aus einer großen Verlegenheit halfen, arbeiteten zum Nutzen des Staates. Die Thätigkeit der sogenannten „Münzjuden", der Ephraim d. h. des Geschäftshauses: Ephraim und Söhne, später: Veitel Heine Ephraim, war eine ungemein ausgedehnte*) und kann der Aufgabe dieses Werks gemäß hier nicht im Einzelnen dargestellt werden. Nur darauf muß hingewiesen werden, daß diesen die Ausprägung der Münzsorten übertragen wurde, die im Lande Geltung haben sollten

*) Für das Folgende s. König, Annalen der Juden in den preuß. Staaten. Berlin 1790, S. 285 und Nicolai I, 364 f., die für alle Folgenden die einzigen Quellen blieben.

und daß ihnen sowie ihren Genossen dadurch zu rechtmäßiger, oft aber auch zu unrechtmäßiger Bereicherung Gelegenheit geboten wurde. Sie, ebenso wie Mitglieder anderer Familien, erhielten Generalprivilegien, die ihnen die Rechte christlicher Banquiers, die Freiheit Häuser zu erwerben und ihre Kinder zu etabliren, verschafften. Sie und andere reich gewordene jüdische Kaufleute legten, zunächst auf direkten Wunsch des Königs, der für die Befriedigung seines Wunsches manche Gnaden in Aussicht stellte, dann auch aus eignem Antriebe in und bei Berlin Fabriken an, hauptsächlich für die Seidenmanufactur, weniger für Leinen, Wolle, Metalle.

Die also Reichgewordenen bedienten sich ihres Reichthums zur Begründung von wohlthätigen Einrichtungen, Bildungsanstalten, zur Ausschmückung ihrer Häuser und zur vornehmeren Gestaltung ihres Lebens. Schon damals fing man an, die jüdischen Kreise als einen wesentlichen Theil der Gesellschaft zu bezeichnen. Ueber diese Kreise besitzen wir eine Schilderung des Philosophen Hennings*) aus dem Jahre 1772, die uns am leichtesten Namen und Wesen einzelner Mitglieder kennen lehrt. Sie lautet:

„Die jüdische Colonie ist beträchtlich; man zählt 400 Familien, die auf 2000 Köpfe geschätzt werden. Sie hat den großen Vorzug, daß sie durch den Ruhm ihrer Gelehrten einen noch größeren Glanz erhält, wie durch die Schönheit der Damen. Ein Brief von Reimarus führte mich in das Haus des berühmten Mendelssohn ein. Wessely, ein Freund Lessings, dessen Bruder ich in Kopenhagen kennen gelernt hatte, machte mich mit mehreren anderen Familien bekannt. Bei dem Banquier Itzig, der einen Palast bewohnt, sehe ich häufig den gelehrten Friedländer, welcher in der gebildeten Welt sehr geschätzt wird. Auch die Aerzte Bloch und Herz haben sich einen bedeutenden Namen erworben. Itzig hat sechszehn Kinder, von denen einige

*) Mitgetheilt von W. Wattenbach, Bremer Sonntagsblatt 1855.

schon eine selbständige Stellung haben, andere gerade in dem Alter sind, wo die Schönheit sich zu entfalten beginnt. Die Töchter erhöhen die Anmuth ihrer Schönheit durch ihre Talente, besonders für Musik, und durch einen fein gebildeten Geist. Eine von ihnen ist mit Friedländer verheirathet. Mendelssohn sehe ich häufig; seine Denkungsart gefällt mir ebenso sehr wie der Ton, welcher in seinem Hause herrscht. Zuweilen treffe ich bei ihm Männer von Geist und Bildung, meistens Fremde. Die Einheimischen schätzen und achten wohl ihren weisen Mitbürger, aber sie haben wenig Neigung zur Philosophie."

Doch mußten die Juden, von denen Einzelne also gerühmt wurden, in vielen Lebenslagen erkennen, daß sie ihren Mitbürgern keineswegs gleichgestellt waren. Sie hatten viele und schwere Lasten zu tragen, sie waren Verhöhnungen, ja Mißhandlungen ausgesetzt, sie konnten trotz redlichen Bemühens nicht erreichen, in Wahrheit Stadt- und Staatsbürger zu werden.

Zur Vernichtung einer solchen Ausnahmestellung erhoben aber in der Stadt Friedrichs des Großen hohe Beamte und ein muthiger Schriftsteller die Stimme.

In besonders lebhafter Weise machten sich in zwei Fällen die Aufklärungsanschauungen hervorragender preußischer Beamten bemerkbar. Das erste Mal 1745 bei der Begutachtung der Vorlage des neuen Reglements. Damals gab der Finanzrath Manitius als Gründe der gegen die Juden ins Werk gesetzten Beschränkungen das falsche politische Vorurtheil an, als sei die Aufnahme der Juden dem Lande und besonders der Kaufmannschaft schädlich; ferner die Meinung, Juden könnten nicht zu Kriegsdiensten gebraucht werden, weshalb sich bei Einquartirungszeiten, der Judenhäuser wegen, Schwierigkeiten ergeben würden; hauptsächlich aber „das ex papatu originirende odium religiosum, welches der Ursprung alles Unglücks und des Verfolgungsgeistes in der Welt ist." Was den Kriegsdienst betreffe, so seien die Juden zwar einstweilen nicht zu brauchen, hätten

aber durch Werbungen, Lieferungen und Spioniren große Dienste geleistet. „In Bezug auf den Handel, so beweiset das Exempel derjenigen Republiquen, wo die Handlung am meisten floriret, daß die Juden dem Commercio gar keinen Schaden thun, sondern solches merklich unterhalten und befördern. Handel und Wandel kennet keinen Unterschied der Religionen, sondern erfordert nur Treu und Glauben und wäre zu wünschen, daß dieser, nach proportion der Anzahl der handelnden Christen mehr bey diesen als bey denen Juden zu finden seyn möchte." In Bezug auf den Religionshaß aber meinte er: „Was nun diesen Punkt anlanget, so wird bey jetziger täglich mehr und mehr sich aufklährenden Einsicht in allen facultaeten nicht leicht jemand noch so einfältig seyn, daß er propter dissensum in conceptibus und der differenten Gedanken und Meynungen in Religionsbegriffen das inveteratum odium religionis annoch billigen und einer gantzen nation deshalb die toleranz, den Schutz und officia humanitatis zu versagen, vor recht und billig halten solte."

Außer diesen Worten, die trotz ihrer verschnörkelten Ausdrucksweise eine damals herrschende Gesinnung kundgaben, ist eine andere Stelle anzuführen, in der eine ähnliche Auffassung in edlerer Sprache hervortritt. Als zwanzig Jahre später eine Erhöhung der Judenschutzgelder geplant wurde (1765), äußerte sich der Generalfiskal d'Asnieres, der um seine Meinung befragt wurde, folgendermaßen: „Wenn ich mir die Frage aufwerfe, worauf denn die Bestimmung der Juden praestandorum gegründet werden soll, so antworte ich: ich könnte es nicht sagen, und in der That, es ist auch niemahls ein billiges und in der Vernunft gegründetes principium in dieser materie ausfündig zu machen. Der Ursprung der Juden Schutz-Gelder ist durch gantz Europa in den Verfolgungen, die die Juden erlitten, in deren Verbannung aus verschiedenen Ländern, in dem Haß eines abergläubischen und ungerechten Volkes zu suchen. Dazu kam, daß die Fürsten ihre Aufnahme als ein Mittel betrachteten, ihre

Cassa anzufüllen und sich wenig daraus machten, ob die Juden, die auch würklich damahls sehr unnütze und zum Theil schädliche Mitglieder des Staats waren, fertig werden konnten oder nicht." Die Verfolgungen, so fährt er in seinen Darlegungen fort, haben aufgehört, die Frage nach der Schädlichkeit der Juden könne man mit Nein beantworten; wenn sie aber Schaden brächten, so könnte dieser nicht durch eine Summe Geldes wieder gut gemacht werden. „Daraus erhellet, daß die Erhöhung, wo nicht die Beybehaltung der Juden praestandorum mit den gesunden principiis nicht harmoniret, weil man findet, wenn man auf den Ursprung dieses instituti zurückgehet, daß es sich auf Leidenschaften und Mängel der Einsicht gründet."

Unter den Schriftstellern trat ein treuer Bekenner der Aufklärungsideen, Ch. W. Dohm, hervor. Seine Schrift*) verdient, obwohl ihre praktischen Wirkungen erst im folgenden Zeitraum sich zeigten, bereits in diesem Zusammenhang eine Darlegung, da ihr Ideengang durchaus der Aufklärungsperiode angehört.

Dohm begann als Nationalökonom mit Mißbilligung des Grundsatzes, die Vermehrung der „asiatischen Flüchtlinge" zu hindern, während der Staat sonst die Erhöhung seiner Bevölkerungsziffer anstrebe, und fügte Tadel über ihre Bedrückung durch die Gesetze und ihre Verachtung in der öffentlichen Meinung hinzu: „bei dem großen Haufen machen auch die ausgezeichnetsten Verdienste des Geistes und Herzens den Fehler

*) Christian Wilhelm Dohm, Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin und Stettin 1781. Zweyter Theil 1783. In dems. Jahr vom 1. Theil eine 2. Auflage; ein dritter Theil war beabsichtigt, erschien aber nicht. Vergl. darüber sowie über die hier nicht einzeln zu nennenden Gegenschriften Geiger, Gesch. d. Juden in Berlin I, 123—132, II, 155—159; neuerdings Dohms Briefe an Nicolai, Zeitschr. f. Gesch. d. J. in Deutschl. V, S. 75—91; ferner Fr. Reuß, Ch. W. Dohms Schrift.. und deren Einwirkung auf die gebildeten Stände Deutschlands. 1891. (Lpz. Diss.) Auf die sonstige Thätigkeit Dohm's (als Historiker und Politiker) kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

unverzeihlich, ein Jude zu sein." Einen Grund zu Unterdrückung und Verachtung wollte er weder in den heiligen Büchern der Juden noch in deren Anschauungen sehen; jene würden auch von den Christen verehrt und diese, wenn den Landesgesetzen feindlich, würden erst durch schlechte Behandlung hervorgerufen und müßten durch gute schwinden, „das große und edle Geschäft der Regierung ist, die ausschließenden Grundsätze dieser Gesellschaft zu mildern, daß sie der großen Verbindung, die sie alle umfaßt, nicht nachtheilig werden." Er wollte die Juden von Abneigung gegen Andersgläubige, von übertriebenem Handelsgeist und Unredlichkeit nicht ganz freisprechen, faßte aber ihre Verdorbenheit als Folge ihrer drückenden Lage auf. Diese Lage sei vor der Entstehung christlicher Reiche fast überall gleich schlecht gewesen: „Diese der Menschlichkeit und der Politik gleich widersprechenden Grundsätze, welche das Gepräge der früheren Jahrhunderte, in denen sie entstanden, noch so merklich bezeichnet, sind der Aufklärung unserer Zeiten unwürdig und verdienen schon längst nicht mehr befolgt zu werden." In Folge besserer Behandlung würden die Juden besser und tüchtiger werden. Tüchtige Eigenschaften brächten sie bereits mit, die dem Ganzen gute Wirkungen versprächen: Treue gegen ihre Religion und Treue gegen ihre Angehörigen; schlechte Eigenschaften, wie die im Handel kundgegebenen, würden schwinden, sobald durch Gestattung freier Berufswahl diese Beschäftigung sich verminderte. Zu diesem Zwecke müßte den Juden freie Ausübung ihrer Religion, Unterricht in den von ihnen zu wählenden Schulen gewährt, die christlichen Kinder zur Ablegung ihrer Vorurtheile ermahnt werden. Fürs Erste müßten die Juden zu Handwerk und Ackerbau ermuntert, aber der Zutritt zu Staats- und öffentlichen Lehrämtern ihnen in Aussicht gestellt werden. Wie die übrigen Bürger müßten auch sie zum Kriegsdienst herangezogen werden, der durch ihre Religion keineswegs verboten sei; wie die anderen die gewöhnlichen Abgaben leisten, von besonderen Schutzgeldern jedoch befreit sein. Solch' gerechtfertigte Reform würde bei

christlichen Theologen keine Anfechtung erfahren; geschähe es doch, so müßten die Regierenden jenen in Erinnerung bringen, „daß keine religiöse Gesellschaft mehr als freie Aeußerung und vollkommenen Genuß bürgerlicher Rechte für ihre Glieder fordern kann, und, so zahlreich sie auch sein mag, darf sie doch mit dem Staat nie rechten, der auch neben ihr anderen Gesellschaften gleiche Freiheiten verleiht".

Dohm's Schrift, die in Berlin unter Teller's Censur gedruckt wurde, nicht ohne Anregung Nicolai's und mit thätiger Beihülfe Mendelssohn's entstanden war, rief in Berlin und anderwärts einen gewaltigen Meinungsaustausch und Schriftenkampf hervor: sie wurde in Briefen und Recensionen beurtheilt, gelobt und angegriffen. Die Recensionen in Berliner Blättern waren lau, da die Gesinnungsgenossen still blieben, selbst Engel, der sich zu einer Vertheidigung erboten hatte. Nur Mendelssohn, den, wie die Seinen, die Sache am lebhaftesten anging, ergriff nebst einigen anderen Berliner jüdischen Schriftstellern, Saul Ascher und Wolf Davidsohn, ganz in Dohm's Sinne, das Wort. Rühriger waren die Gegner. Unter ihnen erklärte sich der Berliner F. Tr. Hartmann entschieden gegen die Gewährung der bürgerlichen Rechte an die Juden und zwar 1. wegen ihrer Unfähigkeit, Kriegsdienste zu leisten, 2. wegen ihres besonderen Rechtes und 3. wegen ihrer vielen Feiertage, die den Betrieb von Ackerbau und Handwerk unmöglich machten. Der letzteren brachte er vermöge großer Rechenvirtuosität und noch größerer Unkenntniß 282 heraus, von denen mindestens zwei Drittel zu streichen waren.

Gegen Hartmann's Ausführungen war Dohm besonders erbittert. Ihn und andere Gegner bekämpfte er im zweiten Theil seiner Schrift. Diejenigen unter ihnen, welche eine Gleichstellung der Juden nur für schwierig hielten wegen ihrer Ungeübtheit im Ackerbau, ihrer Unlust zu Handwerken und ihrer geringen Zuverlässigkeit bei Eidesleistungen, wies er darauf hin, daß manuelle Geschicklichkeit nur durch Uebung erworben, sittliche

Besserung aber nach Gewährung größerer Freiheit nicht ausbleiben würde. Die schlimmeren Gegner, die eine Gleichstellung für undenkbar ansahen, weil die Juden als Fremde wie Eroberte betrachtet werden müßten, weil sie durch ihr besonderes Gesetz an der Bethätigung bürgerlicher Pflichten und durch ihre Abneigung an der Erfüllung des Kriegsdienstes gehindert würden, wies Dohm als Träger veralteter Anschauungen und böswilliger Mißverständnisse zurück und stützte sich bei diesen Ablehnungen auf neuerliche Zeugnisse unterrichteter Juden. Seine eigene Anschauung, die nur einer entschiedenen Reform, nicht aber einer gewaltsamen Revolution zu vergleichen ist, faßte er einmal in die Worte zusammen: „Die Geschichte aller Zeiten beweist, daß politische oder religiöse Schwärmerei und Anhänglichkeit nur durch die Verfolgung verewigt werden, und daß Gleichgültigkeit, Duldung und Unaufmerksamkeit ihr sicherster Tod sind. Den Einwurf, daß die Juden hierin eine ganz besondere Ausnahme machen würden, kann ich wenigstens so lange nicht zugeben, bis eine noch nie gemachte Erfahrung ihn bestätigt, oder bis man mir bis jetzt unmöglich scheinende Beweise gegeben hat, daß die menschliche Natur in den Juden anders als auf ihre sonst bekannte Art wirke. Bis dahin wird man mir erlauben, an die allgemeine Regel zu glauben."

Dohm's Mahnruf verhallte zunächst ungehört; denen aber, welchen er galt, und denen, welche die Stimme der Zeiten zu hören vermochten, erscholl er als lauter Weckruf zur Befreiung.

Die schönste Vorbereitung zur äußeren Befreiung hatten die Juden selbst durch ihre innere Befreiung gemacht: durch Moses Mendelssohn waren sie Deutsche geworden.

Mendelssohn (1729—1786) gehörte seit 1743 Berlin an.*)

*) M. Mendelssohn's Gesammelte Schriften hrg. von G. B. Mendelssohn. 7 Bände. Lpz. 1843—45. Auswahl von M. Brasch. 2 Bde. 1886. Kürschner'sche Sammlung Bd. 73. Biographie von Kayserling,

Aus seiner Vaterstadt Dessau war er mit gelehrten Kenntnissen der jüdischen Litteratur, aber des Deutschen wenig kundig nach Berlin gekommen. Dort lernte er die Anfangsgründe deutschen Wissens bei Dr. Aaron Gumpertz, einem gebildeten Arzt, der ihm zeitlebens treu verbunden blieb und seiner Braut später dieselben Dienste leistete, die er ihm erwiesen. Eine ebenso große Epoche als die Hingabe an deutsche Sprache und Wissenschaft bildete für Mendelssohn die Bekanntschaft mit Lessing. In ihm erlangte er einen Freund, einen Mahner zum schriftstellerischen Wirken, eine Stütze seines Selbstbewußtseins. Denn es gehörte viel dazu, den schüchternen, schwächlichen Jüngling zu bewegen, mit seiner Arbeit hervorzutreten. Welch' ungeheurer Schritt von dem armen Knaben, der nur im Verborgenen, aus Furcht vor Bestrafung, deutsche Bücher las, und dem Manne, dessen edelgehaltene, weisheitsvolle Schriften bei den Deutschen, die er nun als sein Volk betrachten konnte, allgemeine Theilnahme und Bewunderung erregten, und dessen gesammtes Wirken bei seinen Glaubensgenossen eine ungeahnte, nachhaltige Umwälzung hervorrief.

Mendelssohn war Philosoph, Aesthetiker, Uebersetzer. Nur in der letztgenannten Thätigkeit hinterließ er ein klassisches Werk: die Uebersetzung der fünf Bücher Mosis und einiger anderen Theile der Bibel, ein Werk, das zwar an Naivetät und schlichter Hoheit mit der lutherischen Uebertragung nicht zu vergleichen,

---

Lpz. 1862. 2. Aufl. 1888; Ritter, Berlin 1865; schöne Abschnitte in Hettner's Litgesch.; Zeller's Gesch. d. dtschn. Phil. Vgl. A. Geiger, Nachgel. Schriften 2, S. 222fg. Briefe und vieles Einzelne (Aufsätze von J. Auerbach und Muncker) in Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschl., Bd. I ff. — A. D. B. 2, 317—324. — Ich konnte zur Charakteristik ungedruckte Briefe M.'s an seine Braut und Frau benutzen, aus denen auch in den früheren und späteren Kapiteln einzelne Stellen angeführt sind. Die jüdisch-deutsch geschriebenen Originale der Briefe befinden sich im Besitz der Mendelssohn'schen Familie. — Ueber das beabsichtigte Denkmal vgl. Z. f. Gesch. d. J. IV, 256. — Zu beachten die Notiz König V, 1. 442. M. und die Berliner Akademie vgl. unten 16. Kap.

durch Wirkung auf die Glaubensgenossen aber ihr ebenbürtig und durch die Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks, durch treue Wiedergabe des Urtextes ihr überlegen ist. Als Aesthetiker trat er sowohl in Kritiken als in theoretischen Aufsätzen und Schriften auf. Mit feinem Geschmack wußte er die Dichtungen vergangener Zeiten zu analysiren und die damals geschriebenen kritisch zu würdigen, wurde Lessing's, ja noch Schiller's Vorarbeiter und vertheidigte mit den Besten seiner Zeit die Anschauung, daß die Kunst die ideale Vollendung der Natur, nicht die Natur selbst darzustellen habe. Als Philosoph war er unselbständig: er kam über Leibniz-Wolff'sche Ideen nicht hinaus und entwickelte keine schöpferischen Gedanken. Nur darin überragte er die Genannten, daß er ihre Gedanken in lichtvoller Klarheit und anmuthiger Einfachheit wiedergab, so daß er auch denen verständlich wurde, die bisher durch die Schulausdrücke abgeschreckt waren, sich mit philosophischen Dingen zu beschäftigen. Er suchte in den „Morgenstunden" das Dasein Gottes zu erweisen, mahnte in „Jerusalem" zur Toleranz und warnte vor jeder kirchlichen und priesterlichen Macht und lehrte in „Phädon" die Unsterblichkeit der Seele. Dies Buch, so unsokratisch der in ihm docirende Sokrates auch sein mochte, zog in weiter, glänzender Siegeslaufbahn durch die ganze Welt, machte den Alten den Abschied vom Leben leicht und stärkte die Jungen im Kampfe ums Dasein. Denn wie Mathisson bezeugte, stand schon unter der Jugend der Glaube an Wiederfinden und Wiedererkennen unerschütterlich fest; „dank sei es dem tagverkündenden Morgenstern Mendelssohn".

Selbst diese Schrift als hochbedeutende Leistung anzuerkennen, wird dem modernen Leser schwer. Will ein solcher, abgestoßen von manchem Unselbständigen und Mißverständlichen in Mendelssohn's Schriften, ihm die gebührende geschichtliche Stellung anweisen, so muß er Mancherlei bedenken. Zunächst, daß Mendelssohn kein unabhängiger Schriftsteller, sondern ein vielbeschäftigter Kaufmann war, der seinem Berufe die zum Studium und zur

Schriftstellerei nöthige Muße abringen mußte. Sodann, daß er zeitlebens mit der deutschen Sprache zu ringen hatte, wie man namentlich aus den vielen Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten seiner vertrauten Briefe erkennt, da er in seiner Jugend diese Sprache als eine fremde angesehen hatte. Aber nicht bloß mit der Sprache führte Mendelssohn einen Kampf, sondern auch mit den Gegenständen, über die er schrieb. Er war ein scheuer, vorsichtiger Mann, der nach langem Ringen erst zu einer Anschauung gelangte und doch nicht den Muth hatte, diese unentwegt festzuhalten. Er war nicht zum Kämpfer geboren. Er scheute vor jeder rücksichtslosen Entschiedenheit zurück, oder, wie Lessing es schonend ausdrückte, er wünschte, „etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken". Der Satz, den er in seiner ersten Schrift aussprach: „es hat vielleicht noch nie ein System gegeben, das aus lauter falschen Grundsätzen bestanden hat", machte ihm eine energische, vor nichts zurückschreckende Bekämpfung des Gegners unmöglich. Auf der einen Seite fürchtete er, durch Bekennen oder selbst durch Dulden extremer Ansichten die Aufklärung zu gefährden, deren glühender Verehrer er war; auf der anderen trug er Bedenken, seine leicht empfindlichen Glaubensgenossen, deren Befreiung aus geistiger, leiblicher und sittlicher Noth sein sehnsüchtiges Verlangen war, in ihren Gefühlen und ihren Vorurtheilen zu verletzen. Darum war er kühnen Neuerern ebenso abgeneigt wie Vertretern des altgläubigen Standpunktes und verdarb es mit beiden. Trat ein energischer Umstürzler zu ihm ein, wie jener von Chamisso so schön geschilderte Abba Gloß Leczeka, und forderte von ihm mit heiligem Zorn, des Aberglaubens Schleier zu zerreißen, dann empfing er von dem Weisen den Rath, zu schweigen und im Stillen zu forschen, das Korn der Furche der Zeiten anzuvertrauen, damit der Enkel dereinst die goldenen Saaten erblicke.

Mendelssohn war ein weiser und guter Mensch. Aus dürftigen Verhältnissen erhob er sich zu Wohlstand und nutzte sein Vermögen, indem er Anderen spendete. Er war von einer

Wohlthätigkeit und Gastfreiheit ohne Grenzen. Sein Haus wurde nicht leer von Armen, von Freunden, die er speiste und beherbergte. Er hatte eine Frau gefunden, ein armes Mädchen, das er nicht ohne Mühe erwarb, mit der er eine Musterehe führte. Seinen Kindern war er auch ein geistiger Vater; zunächst für sie schrieb er seine bedeutendsten Werke. Aber auch ihretwegen hielt er sich frei von jeder Dienstbarkeit und lehnte glänzende Anerbietungen, die ihm von dem Ephraim'schen Hause gemacht wurden, ab, sobald er sie nicht für verträglich mit seiner Ehre hielt. Niemals beugte er sich unwürdig vor den Vornehmen. In seinem praktischen Streben vermochte er ihrer nicht zu entrathen; trotz aller Hindernisse, die ihm von jenen gemacht wurden, blieb er seinen einmal gefaßten Vorsätzen treu, wann und wo es nur immer möglich war, mit Wort und That, helfend und rathend für die Seinen einzutreten. Mit dieser Consequenz vertrug sich recht gut eine so rührende Bescheidenheit, daß man aus seinen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen nie den gefeierten Schriftsteller vermuthete. Und doch war er Vielen Rathgeber und Manchem Beichtvater. Jeder Fremde von Bedeutung suchte ihn auf; Viele, die zuerst aus Neugierde gekommen waren, erschienen wieder in Herzensnoth; „nie ist vielleicht einer ungebessert von ihm gegangen", sagte K. Ph. Moritz, einer von denen, die selbst die Kraft seines milden Zuspruchs erfahren hatten.

Er blieb weise und milde trotz aller Kränkungen. Er, der für die Befreiung seiner Glaubensbrüder so Vieles that, lebte als ein gewöhnlicher Schutzjude wie seine Genossen und seufzte darob nicht. Er ward in die Akademie gewählt, aber nicht bestätigt und fand doch kein bitteres Wort.*) Von Lavater ge-

*) Vgl. Kayserling, Mendelssohn, 2. Aufl., S. 226 ff., mit den bei K. üblichen Uebertreibungen. — Bei der Gelegenheit mag die Bemerkung gestattet sein, daß der häufig angeführte Brief des Marquis d'Argens an Friedrich, in welchem der schlechte Katholik dem schlechten Protestanten den schlechten Juden empfiehlt, schwerlich mehr als eine geistreiche Er-

reizt, von Anderen heftig befehdet, blieb er maßvoll in seinen Antworten; nur als man seinem lieben Lessing an die Ehre griff, brauste er auf. Die größte Kränkung, die ihm widerfuhr, brauchte er glücklicherweise nicht mit anzusehen. Man wollte ihm und einigen Mitstrebenden eine Bildsäule errichten, aber die Sammlungen hatten keinen rechten Erfolg; als man später der ganzen fridericianischen Epoche ein Denkmal erbaute, ließ man den Juden fort.

Doch wurden ihm Ehren genug zu Theil. Der Titel juif de Berlin, früher ein Schimpf-, wurde ihm ein Ehrenname. Bei seiner Beerdigung blieben die Läden der Juden in den Straßen geschlossen, durch die der Leichenzug seinen Weg nahm. Wenige Monate nachher fand eine öffentliche Trauerfeier statt, bei der Christen und Juden als Mitwirkende und Zuhörer anwesend waren. Während kühler Denkende meinten, dem Dahingegangenen würden zu viele Ehren erwiesen, konnten die Jünger den Verlust des Meisters nicht verschmerzen. Solche Stimmung läßt das Wort eines der Getreuesten, David Friedländer's, erkennen, der noch nach Jahrzehnten in sein Tagebuch schrieb: „Es ist ein herrliches Gefühl, einem Weisen nahe gewesen zu sein, wahre Seelenwonne der Erinnerung, daß der Edle meine kindliche Anhänglichkeit würdigte und mich väterlich liebte".

---

findung ist. Daß M. ein sehr gläubiger, also guter Jude war, wußte der Briefschreiber so gut wie der Empfänger. Uebrigens kann jene Verwendung nicht 1763, wie man gewöhnlich angibt, erfolgt sein; M. erhielt sein „Niederlassungsrecht", wie er an seine Braut schrieb, am 25. März 1762. In einem Briefe vom 7. Juli 1761 schrieb er der Genannten, die Sache ginge langsam, er müsse warten, bis der König in die Winterquartiere gehe, und müsse dann beim Cabinet darum anhalten. Dann folgt die Stelle: „Ohne mich bei R. Veitel (V. Ephraim) deswegen zu submittiren, hoffe ich zum Endzweck zu gelangen, wenn er mir nicht hinderlich ist". Man sieht daraus, daß ganz andere Mächte für diese Dinge wirksam waren, als ein dem König nahestehender Hofmann. So breit also die Erzählung Nicolai's auch ist (Anecdoten über Fr. II. 1. H. 1788. S. 63—68) und so authentisch sie sich ausgibt, so kann sie nicht wahr sein.

Gewiß war es keine Phrase, wenn M. Herz in der Schilderung von Mendelssohn's letzten Lebensstunden, bei denen er als Arzt zugegen war, den Ausspruch that: „Ich umfaßte gleich im ersten Augenblick des Schreckens seinen Kopf und blieb so — Gott weiß wie lange — versteinert stehen. Da neben ihm hinzusinken und mit ihm zu entschlafen, das war der heißeste Wunsch, den ich je gehabt und je haben werde."

Dreizehntes Kapitel.

Zeitungen und Zeitschriften.

Unter der neuen Regierung begann für die Zeitungen kein neues Leben. Zwar trat bald nach Friedrichs Thronbesteigung neben die seit 1722 bestehende „Berlinische Privilegirte Zeitung" — nur einige Jahre hieß sie „Staats- und gelehrte Zeitung" — bekannter unter dem Namen der „Vossischen", nach dem Buchhändler Ch. Voß, der 1751 das Privilegium seines Schwiegervaters Rüdiger bekam, eine zweite, von der Haude'schen Buchhandlung herausgegebene, „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", meist Spener'sche genannt, nach Haude's Schwager C. Spener, der 1748 das Zeitungsprivileg erhielt; aber diese zweite Zeitung, die über 130 Jahre bestand, war damals nur eine Copie der ersten. Die Verheißung des Königs, daß die Zeitungsschreiber „unbeschränkte Freiheit" genießen und über Berlin Alles, was sie wollten, ohne Censur schreiben sollten, weil „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten" ging nicht in Erfüllung. Die Zeitungen wurden genirt und blieben uninteressant.

Daher sind sie nur in sehr geringem Maße eine Quelle für das Berliner geistige und öffentliche Leben. Nach wie vor erschienen beide Blättchen dreimal die Woche — in klein Quart, statt früher in Octav — auf elendem Papier, mit schlechtem Druck. Amtliche Nachrichten und Annoncen — unter denen aber Familienanzeigen damals noch völlig fehlen — nahmen

bisweilen die Hälfte der jedesmal erscheinenden 8 Seiten ein. Litterarische Notizen begannen einen Theil der Zeitungen auszumachen; Bedeutung erlangten sie jedoch nur in den Tagen, da Lessing für die Vossische Zeitung schrieb. Kunstberichte und Theaterkritiken wurden erst am Ende dieses Zeitraums als unentbehrliche Abschnitte der Zeitungen erkannt. Drei Dinge, welche der heutige Leser je nach seiner Liebhaberei und seinem geistigen Bedürfniß in der Zeitung zu suchen pflegt, Leitartikel, Feuilleton, Localnachrichten, kennen die damaligen Zeitungen überhaupt nicht. Das Locale war wesentlich durch eine ziemlich gewissenhafte Hofchronik, durch die Erwähnung von Todesfällen berühmter Personen, und durch die Schilderung ganz außergewöhnlicher Begebenheiten vertreten (vgl. oben S. 301). Während aber von aller Welt her Seltsamkeiten, Unglücksfälle, Wetterberichte mitgetheilt wurden, blieb das Berlinische in einer für uns unerklärlichen Scheu unbeachtet. Es ist ein ziemlich vereinzelter Fall, daß berichtet wird, eine 90jährige Tischlerwittwe, die 9 Kinder und 37 Enkel habe, stehe in der Schloßkirche als Pathin bei ihrem Urenkel. Und charakteristisch ist, daß es, während im Jahrgang 1755 über die Kälte in Paris, Breslau genaue Berichte, mit Anzeige der Kältegrade, gegeben werden, über Berlin kurz heißt: „Bei dem letzten starken Frost sind in hiesigen Gegenden auf dem Felde verschiedene Menschen und Pferde umgekommen." Da litterarische Vornehmheit nicht der Grund sein kann, der den Zeitungsschreibern das Eingehen auf solche Dinge verbot — denn von auswärts berichteten sie ja derartiges mit Vorliebe — so möchte man die Ursache in der Kleinheit der Stadt suchen, welche die Berichterstatter veranlaßte, das allgemeine Tagesgespräch von der Zeitung auszuschließen. Von irgend einem politischen Standpunct ist, bei dem gänzlichen Mangel politischen Lebens, keine Rede. Verherrlichung des Königs und Tadel seiner Feinde — mit diesen Worten läßt sich etwa das politische Dogma der damaligen Journalisten zusammenfassen.

Trotzdem schien es den Regierenden manchmal, als wenn der patriotische Eifer nicht mächtig genug wäre. In Kriegszeiten besonders wurde unpatriotisches Schreiben und Reden scharf geahndet. Zeugniß dessen ist ein Edict des königlich preußischen Gouvernements vom 30. Juli 1761, das Folgendes besagt: „Es finden sich in Publico müßige Leute, die mit Erdichtung und Debitirung falscher und sinistrer Zeitungen sich amüsiren. Jeder wird also wohlmeinend gewarnet, sich dergleichen Erdicht- und Verbreitung wohlbedächtig zu enthalten, indem man von Mund zu Mund den Thäter dadurch herausbringen wird, da ein Jeder seinen Aussager anzugeben wissen muß und an dem dergleichen stehen bleibt, solcher wird ohnnachbleiblich nach Maßgabe seines Standes mit Einsperrung in die Festung Spandau, Hausvoigtei, Kalandshof und Arbeitshaus ohne lange Formalität gestrafet werden."

Fand sich in einer Berliner Zeitung etwas Falsches oder Unerwünschtes, so folgte alsbald eine entschiedene Berichtigung. So liest man in der „Vossischen Zeitung" 1741, Nr. 1: „Auf Hohen Befehl wird hiemit dem Publico bekannt gemacht, daß der in der hiesigen Französischen Zeitung (vgl. unten S. 408ff.) vom 31. Dec. 1740 gleich Anfangs befindlichen, und falsch übersetzten Pieçe unvorsichtiger Weise der Titul eines Manifests vorgesetzet worden. Das deutsche Patent, so Se. Königl. Maj., Unser allergnädigster Herr, wegen des Ein-Marches Ihrer Truppen in die Schlesie, daselbst publiciren lassen, führet gar nicht den Nahmen eines Manifests, sondern dienet nur dazu, denen Schlesischen Eingesessenen alle etwa geschöpfte ungegründete Furcht und Beysorge eines feindlichen Einfalles zu benehmen. Man hat dannenhero auch nicht entübriget seyn können, erst angezogene sehr übel gerathene und der Gazette sonder Befehl und Erlaubniß aus blossem Versehen einverleibte Pieçe und Übersetzung hiedurch gänzlich zu revociren und zu wiederrufen."

Auch sonst griff Friedrich, der dem eben mitgetheilten Entrefilet gewiß nicht fern stand, häufig genug zur Feder, um

seine Meinung den Zeitungen kundzuthun. Man weiß z. B. daß er 1743 seinen davongelaufenen Balletmeister Potier in einem Zeitungsartikel höhnte; 1767 die erdichtete Nachricht von einem Hagelwetter zu Potsdam schrieb, um das Publicum vom Kriegsgerede abzulenken und 1768 für den Roggenkaffee gegen den Kolonialkaffee plaidirte.*) Freilich benutzte er für solche journalistischen Kampfspiele mehr auswärtige als Berliner Zeitungen, weil es ihm mehr darauf ankam, die Meinung der Außenstehenden zu beeinflussen, als die ihm ohnehin günstigen Berliner Stimmen noch zu verstärken. Doch ist erwiesen, daß der König während der beiden ersten schlesischen Kriege die für die „Spenersche Zeitung" bestimmten „Briefe eines Augenzeugen" schrieb, in denen er naturgemäß von sich immer in der dritten Person sprach. Auch während des siebenjährigen Krieges verfaßte er vielfache Relationen, die selbst in seiner „Politischen Correspondenz" durch den Vermerk „eigenhändig" als seine selbständigen Arbeiten, durch die Aufforderung, „die Relation drucken zu lassen", als zur Veröffentlichung bestimmt, gekennzeichnet werden und die damals in Berliner Zeitungen Aufnahme fanden. Ein besonderes charakteristisches Beispiel für diese journalistische Thätigkeit**) mag hier angeführt werden. In einem Briefe des Geheimen Cabinetssecretärs Eichel an den Minister Finckenstein heißt es einmal: „Auf Höchstderselben des Königs Befehl soll ich auch Euer Excellenz den Schluß des Journals von der heurigen Campagne zusenden, damit Sie dasselbe den auswärtigen Herren Ministern communiciren, als auch sonsten durch den Druck weiter bekannt machen lassen, auch dem bewußten cyprianischen Kaufmann [wahrscheinlich einem Agenten für Konstantinopel] ein oder zwei Exemplare mit sicherer Gelegenheit zukommen zu lassen." In der That erschien vier Tage später die Relation in der „Spener'schen Zeitung"

*) Preuß, Friedrich d. Gr. als Schriftsteller 1837, S. 165 fg.

**) Politische Correspondenz Friedrich des Großen. Bd. XVII, Nro. 10577.

mit der Spitzmarke „Dresden", sei es nun, was freilich unwahrscheinlich ist, daß die Redaction den Artikel wirklich aus Dresden erhalten hatte, sei es, daß sie ihr Publicum, das vielleicht offiziösen Schriftstücken nicht ganz unbefangen gegenüberstand, auf eine falsche Fährte leiten wollte.*)

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser halbofficiellen Mitarbeiterschaft, aus Unkenntniß darüber, wie sie sich zu den Ereignissen zu stellen hatten, hinkten die Zeitungen den Ereignissen sehr nach. Ein sehr merkwürdiges Zeugniß dafür bietet folgende Notiz aus einem Briefe Ramler's an Gleim (12. Aug. 1757): „5000 Cosacken sind von unsern gelben und schwarzen Husaren in Preußen niedergesäbelt und zum Theil in den Fluß gejagt worden. Wir haben es in unserer Zeitung nicht ausposaunt. Nunmehr aber hat man die Erlaubniß von unserm Könige erhalten, die Nachrichten aus Preußen, die ungezweifelt wahr sind, dem Zeitungsschreiber zu übergeben."

Wie groß, trotz des wenig bedeutsamen Inhalts, das Interesse des Publicums für die Zeitungen war, geht aus dem Bericht (1783, Berlinische Monatsschr. III, 51) hervor, daß eine Frau auf einer Brücke für einen Dreier dem neugierigen Publicum die Zeitungen vorlas.

Eine Reform des Berliner Zeitungswesens versuchte K. Ph. Moritz**), wohl der unpractischste Mensch für ein derartig practisches Beginnen. Zunächst deutete er den Plan einer Volkszeitung an in der kleinen Schrift: „Ideal einer vollkommenen Zeitung" 1784. Als Aufgabe und Inhalt einer solchen betrachtete er folgende Artikel: „Edle Beispiele, Künste, Theater,

*) Vgl. im Allgemeinen: J. G. Droysen, Die Zeitungen im ersten Jahrzehnt Friedrich d. Gr. in Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1876, S. 1–38; ferner Grünhagen, Berliner Nachrichten aus dem Beginn der schlesischen Kriege, das. S. 369–389. Einzelne Notizen bei Koser, preußische Staatsschriften, I, Berlin 1877, S. XXXII, XLIV, 69.

**) Ueber Moritz vgl. unten Kap. 16. Für das Folgende A. D. B. XXII, 313.

Kenntnisse, die zum Umlauf reif sind, Erziehung, Predigtwesen, nützliche Erfindungen, Handhabung der Gerechtigkeit, Geschichten von Verbrechern, menschliches Elend im Verborgenen, Volksvorurtheile, religiöse Schwärmerei, anerkanntes Verdienst." Die Ausführung eines solchen Planes überstieg die Kräfte eines Einzelnen; Moritz mußte daher die Idee aufgeben und war froh, in die „Vossische Zeitung" eintreten zu können, um einen Theil seiner Ansichten zu verwirklichen. Er machte auch wirklich Veränderungen im politischen und litterarischen Theile der Zeitung, indem er jenen verkürzte, diesen erweiterte, hatte aber statt des gewünschten Erfolges einen derartigen Mißerfolg, daß er von seinen Versuchen abstehen und die Zeitung in dem Zustande belassen mußte, in dem sie sich seit einigen Jahrzehnten befunden hatte.

Die Vossische und Spener'sche Zeitung blieben die einzigen deutschen politischen Zeitungen, welche in Berlin zur Zeit Friedrich's des Großen veröffentlicht wurden. An Anstrengungen, ein Concurrenzunternehmen zu schaffen, fehlte es nicht. Eine derselben mag hier etwas ausführlicher dargelegt werden.*)

Joh. Jul. Hecker, der berühmte Gründer der Berliner Realschule, war wohl einer der Wenigen, welche Friedrichs Achtung und Vertrauen in ähnlicher Weise bewahrten, wie sie das des Vorfahren besessen hatten. Persönlichen Nutzen suchte der hochverdiente Mann aus dieser Stellung nicht zu ziehen, wohl aber strebte er danach, das königliche Vertrauen seiner Anstalt dienstbar zu machen. Zu diesem Zwecke erbat und erlangte er für die Realschule ein Buchhändlerprivilegium (8. Aug. und 29. Oct. 1749) trotz des Protestes der übrigen Buchhändler, welche die bestehenden acht deutschen und fünf französischen Buchhandlungen für völlig genügend erklärten. Kraft dieses Privilegs

*) Das Folgende nach den Akten des St. A. Tit. CXV sect. o. 9 Buchhändler Nr. 4 b. — Ueber Hecker vgl. unten; ferner A. D. B. XI, 208–211, die gleich zu nennende Zeitschrift ist in einem Exemplar der G. L. St. benutzt.

ließ er eine Anzahl seiner eignen Schriften, Lehr- und Unterhaltungsbücher seiner Genossen in seiner Verlagsbuchhandlung erscheinen. Aber er plante Größeres. Kaum ein Jahr nach Erlangung des Buchhandelprivilegs erbat und erhielt Hecker die Erlaubniß (15. Dez. 1750) zum Besten der Realschule wöchentlich ein Zeitungsblatt herauszugeben. Es ist die „Wöchentliche Relation der merkwürdigsten Sachen aus dem Reiche der Natur, der Staaten und der Wissenschaften“*) eine Zeitschrift, von welcher 4 Bände, die erste Nummer also erst ein Jahr nach Ertheilung des Privilegiums, 1752—1755, erschienen. Seltsamerweise war vergessen worden der Zeitung einen Censor zu bestellen. Um etwaigen Denunciationen zu begegnen, erbat Hecker (4. Jan. 1752) bei der Ausgabe der ersten Nummer einen Censor, erhielt denselben wohl auch ernannt, ohne daß die Acten über Person und Thätigkeit des Autors nähere Auskunft geben.

Die Zeitschrift selbst ähnelte den charakterisirten Berliner Zeitungen dadurch, daß sie dreimal wöchentlich erschien und politische Nachrichten wie jene nur referirend, ohne jede Beurtheilung, ferner vermischte Nachrichten mancher Art brachte. Sie unterschied sich jedoch von jenen, abgesehen von dem noch kleinern, ziemlich unbedeutenden Octavformat, durch das fast gänzliche Fehlen der Inserate, durch die unregelmäßige mangelhafte Mittheilung der officiellen Nachrichten, durch das Zurücktreten des politischen hinter den wissenschaftlichen Theil. Im wissenschaftlichen Theil wiegt die Aufklärungstendenz vor. Der Autor braucht einmal, bei Erwähnung der Kunst des Goldmachens, das glückliche Wort: „Diese Kunst scheint eine Wissenschaft zu sein, welche alle einlädt, aber niemand zuläßt, eine

*) Berlinische privilegirte wöchentliche Relationen der merkwürdigsten Sachen aus dem Reiche der Natur, der Staaten und der Wissenschaften, welche so wol mit dienlichen Anmerkungen als auch kurzen Abhandlungen versehen. Vierte Sammlung, vom Jahr 1755. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule. 1756. (Der Jahrgang 1756 hat 154 Stücke)

Galanterie des Unglücks, deren Anfang ist: Begehren, das Mittel: Lügen und das Ende: Betteln oder Hängen.“ Die ertheilte Belehrung erstreckt sich auf verschiedene Gebiete: auf das populärjuristische, litterarische, zumeist aber auf das naturwissenschaftliche. Von fremden Ländern wird berichtet, der Ursprung neuer Länder aus Wasser gelehrt; auch dargethan, daß das copernikanische System der Bibel nicht widerstreite. Gern wird mit dem Naturwissenschaftlichen das Oekonomische verbunden, z. B. gezeigt, wie fremdländische Producte benutzt werden können. Am lehrreichsten ist wohl in dieser Beziehung eine längere Abhandlung über die Kartoffel. Ihr Nutzen und Gebrauch wird ausführlich dargethan, theilweise nach einem Buche von J. C. Hoppe (Wolfenbüttel 1747); die Frucht als billig, nahrhaft, leicht in der Zubereitung, empfohlen. Ein Satz wie der folgende: „Ich könnte Exempel anführen, daß Leute zu etlichen Wochen ohne Brod zu haben allein von Erdäpfeln gelebt und sich frisch und gesund dabei befunden haben,“ beweist, daß die Kartoffeln noch nicht entfernt allgemein verbreitet waren. Dasselbe zeigt auch der Abschnitt über das Kochen der Kartoffeln. Dieser, als culturgeschichtlich besonders interessant, mag hier wörtlich folgen: „Einige kochen und schälen sie und machen sie denn mit ein wenig geröstetem Zwibacke und Eßig sauer. An Rind- und Schöpsenfleisch gekocht lassen sich selbige auch gut essen. Wenn man sie aber schälet und in Stückgen schneidet, und alsdenn unter das Schwarzsauer oder Gänseschwarz thut, so schmeckt es nicht übel. Man kann sie auch unter Milch und Eyer thun, etwas Semmelgrume hinein reiben und solches zusammen in einer Pfanne an Tauben, Schwein, oder ander Fleisch braten lassen. Kocht man dieselben im Wasser mit etwas Salz ab, läßt sie sodenn kalt werden, schneidet sie in Scheiblein und gießet Eßig und Baumöl darüber, so geben sie einen guten Salat ab. Eyerkuchen kann daraus bereitet, wenn man dieselben an statt der Semmel darunter nimmt. Kleine Klösse so delicat sind, können daraus

zubereitet werden. Man nimmt halb Champinions, frische oder trockene, hacket selbige ganz klar, vermengt solche mit geriebenen Erdäpfeln, thut etwas Gewürz und Eyer hinan, und machet Klösgen daraus. Will man aber große Klösse daraus verfertigen, so muß man dazu etwas Weitzenmehl nehmen, damit sie zusammen halten, auch etwas Speck. Stecket man die Erdäpfel in Gänse, und läßt sie mit braten, so schmecken sie wie Kastanien. Erdäpfel in Casterol gebraten, nebst etwas Charlotten, ist ein gut Gerichte. Einige füllen auch Tauben, Kälbermagen, Weißkraut und Kohlrabi damit. Erdäpfel unter den Braunkohl mit gethan, an statt der Kastanien, schmecket gut. Torten lassen sich ungemein schön daraus backen. Man nimmt 10 Eyer, sondert davon 4 bis 6 Dotter ab, und reibet damit die Erdäpfel in einem Asche oder Stein klar; das Eyweiß aber wird erstlich aparte von obigen Eyern zu Schaum geschlagen, die übrigen Dotter denn dazu gethan, $^1/_4$ Pfund gestoßenen Zucker dazu gethan, und alsdenn die Masse von Erdäpfeln, nebst etwas Gewürz darunter gerühret, und in Formen gebacken, welches wie Mandeltorten schmecket."

Ein Jahrzehnt etwa nach dem Eingehen der ersten Zeitung oder richtiger Zeitschrift, gedachte Hecker von seinem Zeitungsprivileg ferneren nun aber entschiedenern Gebrauch zu machen. Er benachrichtigte das General-Directorium (7. Mai 1767), daß er Willens sei, im Verein mit der Königlichen Lotterie-Direction ein wöchentlich dreimal, Montag, Mittwoch, Freitag, also an den Tagen, an welchen die beiden Berliner Zeitungen, die Vossische und Spener'sche, nicht ausgegeben wurden, erscheinendes Blatt, unter dem Titel „Berlinischer Merkur", zu veröffentlichen und bat, der Realschul-Zeitungs-Expedition die Beförderungen und übrigen amtlichen Nachrichten schleunigst übermitteln zu lassen. Diese Gesuche lehnte aber das Generaldirectorium ab (13. Mai). Beförderungen ꝛc. dürfte die Zeitung nicht bringen, da solche in der 1750 eingereichten Probenummer nicht gestanden hätten; eine dreimal erscheinende Zeitung würde

außerdem den wohlerworbenen Rechten der beiden Berliner Zeitungen entgegentreten. Dieser Bescheid wurde auch den Expeditionen der Vossischen und Spener'schen Zeitung mitgetheilt, als diese (2. Juni 1767) gegen den ihnen bekannt gewordenen Plan lebhaft protestirten. Hecker beruhigte sich jedoch nicht bei dem ihm ertheilten Bescheide, sondern erwirkte eine königliche Cabinetsordre (15. Dez. 1767), daß er das Wochenblatt „nach dem Einhalt gedachten Privilegiums" (vom Jahre 1750), dessen er sich während des Krieges nicht bedient, wieder herausgeben dürfe. Freilich hatte er mehr begehrt. Er hatte ein dreimaliges Erscheinen beantragt und das Gesuch um Uebermittelung der amtlichen Nachrichten wiederholt; da keines von beiden in dem Bescheide erwähnt war, so richtete er an den König eine „allerunterthänigste Anfrage, ob das Wochenblatt sowie vorher geschehen, in drei unterschiedenen Tagen dürfe ediret werden". Der König war bereit, die Anfrage zu bejahen, sobald durch eine solche Bewilligung den übrigen Zeitungen kein Abbruch geschehe (C. O. 19. Dec. 1767); da aber ein solcher Abbruch wirklich angenommen wurde, mit Berufung auf den erwähnten und einen am 23. December wiederholten Protest der beiden Berliner Zeitungen, so wurde Hecker's Gesuch vom General-Directorium verworfen (23. Dec. 1767).

Trotzdem erhielt — wahrscheinlich auf ein nicht bei den Acten befindliches Immediatgesuch — die Buchhandlung vom Departement des Auswärtigen (Finckenstein, Herzberg) die Erneuerung ihres Privilegiums (29. Dec. 1767)*), eine Zeitung herauszugeben, mit der Bestimmung, die Zeitung am Tage vor ihrer Ausgabe bis Nachmittags 4 Uhr den Censoren, den Räthen v. Marconnay und Beausobre, zuzustellen. Von dieser Erlaubniß, eine neue politische Zeitung herauszugeben, wurde aber kein Gebrauch gemacht, theils weil die durch die königliche Cabinets-Ordre gebotene Einschränkung der Lotterie-Direction nicht zu-

*) Auch diese Erneuerung findet sich nur in Abschrift bei der späteren Eingabe des Buchhändlers Felisch, s. unten.

sagte, theils weil es der Realschule selbst an den nöthigen Fonds fehlte.

Ein neuer Versuch, das Privilegium nutzbar zu machen, erfolgte Ende 1784. Die Realschulbuchhandlung beabsichtigte damals ihr Privilegium, das sie, ihrer Auffassung nach, berechtigte, eine politische Zeitung herauszugeben, gegen eine bestimmte jährliche Zahlung an den Buchhändler J. F. Unger, abzutreten. Dieser hatte sich mit seinem Gesuche, eine täglich erscheinende Zeitung herauszugeben, direct an den König (6. Nov.), dem er eine jährliche Abgabe von 120 Thalern an die Invalidenkasse in Aussicht stellte, gewandt. Das auswärtige Departement, die damalige Censurbehörde, an die sich Unger schon früher (13. Sept.) gewendet hatte und die auch die Immediateingabe zur Beantwortung erhielt, beschied den Petenten, mit Rücksicht auf die vorhandenen Zeitungsprivilegien durchaus abschlägig und fügte (10. Nov. 1784) dieser Abweisung Folgendes hinzu: „Hiernächst auch, wenn mehrere Zeitungs-Privilegien ertheilt werden sollten, die Realschule schon eines derselben hat und dieselbe sowohl als auch andere Buchhändler sich zu einer täglichen Zeitung gleichfalls gemeldet haben, welches also ins unendliche gehen würde; anderntheils auch gar kein Nutzen für das Publicum, wohl aber offenbahrer Schaden für dasselbe abzusehen ist, da alsdann die Kosten der öffentlichen Publicandorum, welche bishero schon in den beyden privilegirten Zeitungen und den Intelligenzien inseriret werden müssen und dem Publico schon genug zur Last fallen, durch eine dritte Zeitung anstatt dreifältig vierfältig gemacht werden würden; endlich auch wenn seine Zeitung täglich und von den andern beiden Zeitungs Schreibern, welche doch ein gleiches Recht hätten, gleichfalls eine täglich gedruckt werden solte, folglich alle Woche 18 halbe Zeitungsbogen gedruckt würden, solches eine neue und unerträgliche Last für den Censorem und in der That für das Cabinets-Ministerium selbst, welche dazu gar nicht verbunden sind, verursachen würde, ohne einigen Vortheil für das Publicum, welches aus den schon subsistirenden zwey Zeitungen, die wöchentlich dreymal publiciret werden, alles genugsam und zeitig genug ersehen kann."

Erst in Folge dieser Abweisung verband sich Unger mit der Realschulbuchhandlung und suchte bei dem General-Directorium um Uebertragung des Privilegs der letzteren auf sich nach (22. Nov.). Eine solche Cession wurde aber von dem durch das Directorium befragten Justizdepartement schon aus dem Grunde für unthunlich erklärt, weil damit der eigentliche Endzweck des Privilegs, die specielle Einwirkung auf die die Realschule besuchende Jugend, verfehlt würde; Unger's Gesuch wurde demgemäß einfach abgewiesen (12. Jan. 1785). Damit ist die Geschichte der beabsichtigten Zeitungsgründung im Zeitalter Friedrich's des Großen zu Ende. Da sie aber unter der folgenden Regierung nur ein verhältnißmäßig kurzes Nachspiel hatte, so mag dieses gleich hier erwähnt werden.

Das Realschulprivileg wurde etwa ein Jahrzehnt später von dem Buchhändler Ernst Felisch käuflich erworben. Dieser, gewitzigt durch die früheren Petenten bereiteten Schwierigkeiten, glaubte rascher zum Ziele zu kommen, wenn er (29. Dec. 1795) das auswärtige Departement einfach von seinem Kaufe unterrichtete und für seine Zeitung, die bereits Anfangs 1796 ausgegeben werden sollte, um neue Censoren bat, da die im Jahre 1767 bestellten gestorben seien. Aber er hatte mit seinem Ueberrumpelungsversuche ebensowenig Glück, wie seine Vorgänger mit ihrem ordnungsmäßigen Vorgehen. Die Herausgabe der Zeitung wurde ihm unter Androhung der im Censuredict vom 19. December 1788 festgesetzten Strafen untersagt und ihm für seine Art des Vorgehens ein ernster Verweis ertheilt. Nun mischte sich das Obercuratorium der Realschule in die Sache und verlangte, bei dem Rechte der Schule — das eben nur dem Buchhändler Felisch gleichsam als Factor und Unternehmer abgetreten sei — ein wöchentlich einmal erscheinendes Zeitungsblatt herauszugeben, geschützt zu werden. Das General-Directorium wollte auch dies

nicht zugeben, sondern war geneigt, diesen neuen, ähnlich wie den Unger'schen Versuch aus dem Jahre 1784, abschlägig zu bescheiden, stimmte aber später dem Gutachten des auswärtigen Departements zu, die Erlaubniß zur Herausgabe eines Wochenblattes, das die Bestimmungen, sonderlich die Beschränkungen des Privilegs von 1750, genau zu beobachten hätte, zu ertheilen (7. Juni 1796); der Rath Renfner wurde als Censor bestellt.

Trotz aller dieser Beschränkungen begann die Zeitung unter dem Titel: „Neue Berlinische Zeitung von den merkwürdigsten Sachen aus dem Gebiete der Staaten" u. s. w. zu erscheinen. Bereits am 18. August bat Felisch jedoch um das Recht, die Zeitungen dreimal wöchentlich erscheinen lassen und Anzeigen aller Art aufnehmen zu dürfen, erhielt indessen einfach die Antwort (24. Aug.), daß er ohne Auftrag des Curatoriums der Realschule gar nicht legitimirt sei, derartige Anträge zu stellen, daß ferner die Art, wie jenes Privileg ausgeübt werden solle, durch das gesammte Staatsministerium bestimmt sei und ohne Aenderung bleiben müsse.

Von den weiteren Schicksalen der „Neuen Berlinischen Zeitung" ist mir nichts bekannt.

Nicht viel besser als den deutschen Berliner Zeitungen ging es einer französischen, obgleich diese unter weit günstigeren Auspicien ins Leben trat. Formey nämlich (vgl. oben S. 360 ff.) erzählt in seinen Souvenirs d'un citoyen (Berlin 1789, I, 107): der König habe zwei Tage nach seiner Thronbesteigung seinen Freund Jordan zu ihm geschickt und ihm den Auftrag gegeben, sofort eine politische und litterarische Zeitschrift herauszugeben; er, der König, werde ihm die Materialien dazu liefern.

Formey kam, da er schon manche journalistische Unternehmungen ohne sonderlichen Erfolg begonnen hatte, dem Auftrage nicht mit allzu großer Freude nach. Er ließ die erste Nummer seines Blattes, dem er den Titel gab: „Journal de Berlin. Nouvelles politiques et litteraires", am 2. Juli erscheinen und schickte ihr ein avertissement voraus, in welchem

die Beziehung zum Könige deutlich genug ausgesprochen war: „Cependant des ordres à jamais sacrés pour moi me remettent la plume à la main: heureux, si en m'y conformant, je puis attirer, et sur l'Ouvrage et sur l'Auteur, quelques regards et quelques influences d'un astre, qui dès son lever, brille de l'éclat le plus vif".

Die äußere Gestalt des Journals kommt uns heute recht dürftig vor. Jede Woche erschienen zwei ziemlich weit, in je zwei Columnen gedruckte Quartblätter auf mäßig gutem Papier. Die Hälfte der ersten Seite wurde durch den Titel, ein Theil der letzten (vierten) Seite durch Anzeigen des Verlegers Ambrosius Haude über seine Verlagswerke und die sonst bei ihm verkäuflichen Bücher eingenommen; für den Text blieb also nicht sehr viel Raum übrig.

Dieser Text nun ist kein sonderlich reicher und vielseitiger. Er enthält politische und litterarische Mittheilungen. Gelegentlich kommen auch ein paar Reclamen und vermischte Anzeigen vor: einmal erbietet sich Einer, Mathematik zu lehren, ein anderes Mal fordert Jemand Liebhaber auf, seine kunstvollen Schränke anzusehen. In den litterarischen Mittheilungen ist Deutsches sehr stiefmütterlich bedacht; bei der Besprechung einer Schrift — einer Biographie des Philosophen Leibniz — wird ausdrücklich bemerkt, dieselbe sei deutsch, ein anderes Mal werden Nachrichten von deutschen Universitäten und deutschen Gelehrten gegeben. Nur einmal tritt, wenn man so sagen darf, der deutsche Standpunkt des Herausgebers hervor. Er bespricht ein eben erschienenes Buch: „Lettres françaises et allemandes", theilt eine Stelle mit, in welcher der Autor den Körper der Deutschen rühmt, aber ihnen Geist abspricht und auf Grund des Dictums: Homo longus raro sapiens es für unmöglich erklärt, daß die Deutschen große Dichter hervorbringen können. Eine solche Auffassung billigt der Kritiker nicht. Werke der französischen Litteratur werden dagegen hauptsächlich besprochen. Daneben werden prosaische und poetische Originalbeiträge gegeben. Unter jenen

befindet sich ein Aufsatz „über den gegenwärtigen Zustand der Geographie", der sich bandwurmartig durch einen halben Jahrgang zieht. Unter diesen sind viele Oden, Eklogen, Madrigale über Krieg und Frieden, über Unsterblichkeit der Seele u. A. m. Poesien berühmter Dichter, z. B. von Voltaire und Gresset, werden nachgedruckt. Gegen andere, z. B. den in manchen Kreisen noch hochgeachteten J. B. Rousseau, findet sich ein satirischer Ausfall (Nr. 23, während in Nr. 44, nach des Dichters Tode, ein sehr lobendes Epigramm abgedruckt wird): als Geschichte seines Lebens, das um die Hälfte zu lange gedauert habe, wird angegeben:

Il fut trente ans digne d'envie
Et trente ans digne de pitié.

Diese angeblich officiöse Zeitung nun empfing in der That Mittheilungen der Regierung und Beiträge des Königs in größerem Maße als die deutschen Zeitungen. Wenn man aber bedenkt, daß am 4. December 1740 der Ausmarsch der preußischen Artillerie aus Berlin erfolgte, so kann man es eben nicht indiscret nennen, daß das Journal de Berlin am 3. December folgende dunkle Andeutung macht: „Il se passe divers mouvements militaires et des préparatifs convenables à la part que Sa Majesté doit prendre naturellement aux conjonctures présentes". Trotzdem verdarb es die Zeitung mit ihrem königlichen Gönner und Auftraggeber und wurde ihm nach kaum halbjährigem Bestehen durch Uebereifer oder Mißverstehen seiner Absichten unbequem. Denn anders läßt sich kaum das (oben S. 398 erwähnte) rücksichtslose Dementi erklären, das ihr ertheilt wurde. Es hatte die nach der früher mitgetheilten Darlegung selbstverständliche Folge, daß Formey sich von der Herausgabe zurückzog.

Mit Formey's Scheiden (7. Jan. 1741) hörte das Journal nicht auf. Das mir vorliegende — wie es scheint vollständige — Exemplar der Berliner Königlichen Bibliothek hat 46 Nummern,

vom 2. Juli 1740 bis 22. August 1741.*) Aber in Nr. 40 (1. April 1741) kündigte die Verlagshandlung an, daß das Journal mit dem zweiten Vierteljahr zu erscheinen aufhören werde. Statt dessen werde von dem außerhalb Berlins lebenden Herausgeber — sein Name wird nicht genannt — der sich durch manche Werke bekannt gemacht, eine neue reichhaltigere und zuverlässigere Zeitschrift unter dem Titel: Mercure de Berlin, où l'on trouve tout ce que la politique, la littérature, les arts et les talents fournissent de plus nouveau et de plus interessant à l'usage des gens du bon goût veröffentlicht werden. Aber die Nummern folgten nur sehr unregelmäßig: 41 am 8., 42 am 22. April, 43 am 16., 44 am 27. Mai. In letzterer Nummer hieß es am Schluß, von Johanni an würde das Journal regelmäßig erscheinen. Aber auf Nr. 45 vom 24. Juni folgte nur noch zwei Monate später die schon erwähnte Schlußnummer, ohne Entschuldigung der langen Unterbrechung, ohne Namen eines Verlegers, ohne eine Bemerkung über das Weitererscheinen des Blattes. Der Hauptinhalt der letzten Nummer sind Kriegsnachrichten aus Schlesien; den Schluß macht eine Notiz über den Tod des Theologen Joh. Gust. Reinbeck. (Vgl. oben S. 196fg.)

Nach dem Journal de Berlin erschien oder sollte erscheinen (1741) ein von Chevalier de Mouhy herausgegebenes Blatt. 1742 wurde in Berlin ein Spectateur en Allemagne begründet, der die Aufgabe hatte, dem holländischen, preußenfeindlichen, von Jean Rousset edirten Magazin politique auf die Finger zu klopfen. Dieser Zuschauer indessen erfüllte seine Aufgabe nur kurze Zeit. Eine Gazette de Berlin, von dem Buchhändler Schmid, wie es scheint, ohne officielle Unterstützung 1743 herausgegeben, fristete gleichfalls kurz und kümmerlich ihr Dasein.

*) Formey's Nachricht. I, 109, wiederholt bei Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller, S. 168, das Journal habe nur bis zum 8. April 1841 bestanden, ist also falsch. Sonst gibt es über das Journal nur wenige Notizen von Koser, Preuß. Staatsschriften I, S. 69.

Nicht viel langlebiger, aber kräftiger wirkte der Observateur Hollandois (1744), der trotz seines Titels in Berlin erschien und zuerst von Marquis d'Argens, dann von Jos. du Fresne de Francheville herausgegeben wurde. Er verstand es, trotzdem er schwerlich mehr als 29 Nummern hatte, den Gegnern zu imponiren, sie durch seine Verherrlichung Friedrich's zu reizen und zu Widerlegungen zu veranlassen.

Auch ferner fehlte es nicht an Versuchen zu französischen Zeitungen. Ein solcher wurde im Friedensjahr 1763 gemacht unter dem Titel: Gazette française.*) Sie erschien bei Decker und sah, abgesehen von der französischen Sprache, ihren deutschen Schwestern zum Verwechseln ähnlich. Diese Aehnlichkeit bestand in Papier, Format, Umfang, Erscheinungszeiten und Inhaltlosigkeit. Auch die französische Zeitung war ein bloßes politisches Nachrichtenblatt, ohne irgendwelchen selbständigen Standpunkt. Anzeigen enthielt die Gazette noch weniger als die Zeitungen, bisweilen Mittheilungen über Theatervorstellungen und neu erschienene Bücher; der Artikel „von gelehrten Sachen" fiel völlig aus. Dagegen begegnen einige Male größere litterarische Artikel, die nicht alle so thöricht sind, wie „mathematisches Anagramm des erhabenen Namens Friedrich's II."; ziemlich regelmäßig finden sich ausführliche Auszüge der in den Akademiesitzungen gehaltenen Vorträge. Der Hof und was damit zusammenhängt, stand im Vordergrunde des Interesses, daher wurden Hofereignisse, wie der Empfang des türkischen Gesandten oder die Illumination bei der Rückkehr des Königs, mit einer Breite behandelt, die mit dem übrigen Inhalt des Blattes in keinem Verhältniß steht. Sämmtliche 46 Geschenke z. B., die der Gesandte brachte, werden aufgezählt und beschrieben; alle Veranstaltungen zur Illumination: Gemälde, Bauwerke, welche von den größeren Kaufleuten, Gotzkowsky, Schickler u. A., getroffen wurden, werden bis ins kleinste Detail dargestellt. Daneben finden sich regelmäßig die Berliner Wechselcurse angegeben, häufig in englischen Correspondenzen auch die Curse einzelner Actien. Aus derartigen Zuthaten ebenso wie aus den Akademieberichten erkennt man, daß das Blatt den Interessen der französischen Colonie zu dienen bestimmt war. Unter den Subscribenten, die in der ersten Nummer aufgezählt waren, befanden sich daher hauptsächlich Franzosen.

*) Exemplar in der K. B. Im Ganzen 157 Nummern.

Eine bedeutsamere Entwickelung als die Zeitungen gewannen die Berliner Zeitschriften. Wenn in jenen grade das fehlte, was dem fridericianischen Zeitalter seine Signatur gab: Kritik und Aufklärung, so war in diesen fast zu viel davon zu spüren. An Stelle der Kritik trat freilich nicht selten kleinliches Nörgeln und rechthaberisches Besserwissenwollen; an Stelle wahrer Aufklärung plattes Rationalisiren.

Die damals erschienenen Zeitschriften zerfallen in vier Hauptklassen: in moralische, critische, gelehrte, belletristische.

Auf die moralischen Wochenschriften, von denen zuerst die Rede sein soll, paßt in gewissem Sinne das grausame Wort Lessing's, das er nach einem Lobe der englischen Wochenschriften gegen die deutschen Fortsetzer brauchte: „Wer aber sind die Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hie und da etwas gelesen haben und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Rente machen müssen."

Die erste Berliner moralische Wochenschrift nach den schüchternen Anfängen von 1708 (vgl. oben S. 141 ff.) und einem nicht viel lebhafteren Versuch aus dem Jahre 1732 „das moralische Fernglas" war der 1741 erschienene „Weltbürger".*)

*) Genaueres über diese beiden Wochenschriften: Geiger, Vorträge und Versuche S. 88 ff.; Einzelnes bietet Fr. Meyer im Bär XI, Nr. 22. Den Anfang einer Darstellung bietet L. H. Fischer, Aus Berlins Vergangenheit S. 73 ff. — Auf Vollständigkeit muß ich bei diesem weitschichtigen

Er brachte es auf einen vollen Jahrgang. Aeußerlich und innerlich entsprach die neue Zeitschrift den älteren Wochenschriften. Herausgeber und Mitarbeiter wurden nicht genannt. Als Mitarbeiter traten häufig Frauen auf, deren Briefe nebst den durch sie hervorgerufenen Schreiben einen wesentlichen Theil des Inhaltes ausmachten. Dieser Inhalt betraf das häusliche Leben, das Treiben auf der Straße, Ehe- und Familienverhältnisse. Ihr Verfasser, J. Fr. Lamprecht, 1707—1744, seit 1740 in Berlin, der schon in Hamburg Wochenschriften geschrieben hatte und in Berlin die Spener'sche Zeitung leitete, streifte Berliner Verhältnisse und tadelte, bald leicht, bald strenger, Unsitten und Gebrechen. Er wurde nicht müde, den König zu loben und gab einmal eine Schilderung der Personen des königlichen Hofes. Nicht Kriegesruhm und Verwaltungstüchtigkeit galten ihm als des Regenten hervorragendste Eigenschaften, sondern die Toleranz. Sie verherrlichte er einmal in einer Vision. Da erblickte er, der von seinem Schutzgeiste geleitet war, vor dem dicken Nebel des Aberglaubens eine Masse Knieender, die sich selbst verherrlichten, die Gegner schmähten; die Einen hoben Papiere und Todtengerippe empor, für die sie Käufer suchten und bald fanden; Andere waren dem Leben abgewandt, von Reue- und Furchtgedanken gequält; noch Andere zerfleischten sich mit eisernen Peitschen, Alle wurden von den Predigern, wohlgenährten Herren, durch Blick und Wort, in ihren trüben Gedanken und öden Selbstpeinigungen bestärkt. Gegen Morgen trat eine lichte Erscheinung auf, die den Spuk verscheuchte: die Religion, zu ihrer Rechten die Vernunft, zu ihrer Linken die Wahrheit. Sie redete mit starken und doch liebreichen Worten die Menschen an und munterte sie, die Irrenden und Verirrten, auf, das Dunkel zu fliehen, dem Lichte zu folgen, Wahrheit und Vernunft von nun an als einzige Führerinnen zu betrachten.

und wenig bearbeiteten Gebiete durchaus verzichten. Die im Folgenden behandelten Zeitschriften habe ich meist in G. L. St., Einzelnes in der K. B. benutzt.

Das durch Lamprecht gegebene Beispiel lockte. Berlin erhielt eine große Masse von Zeitschriften, von denen mehrere genannt, einzelne, besonders unbeachtete, näher analysirt werden sollen. Die unmittelbare Nachfolgerin des „Weltbürgers", von einem Ungenannten herausgegeben*), zeigt, im Gegensatz zu diesem einen stark ausgeprägten Berlinischen Charakter. Berliner Vorgänge werden besprochen, z. B. eine Schulfeier im Cöllnischen Gymnasium; neben Tagesereignissen, wie dem Tode eines in der Nähe Berlins verstorbenen 112jährigen Mannes und kurzen Betrachtungen über Berliner Maler und Musiker, werden patriotische Beklemmungen und Hoffnungen zum Ausdrucke gebracht: Artikel über die Lehninische Weissagung und lateinische Lobgedichte auf den König. Neuere Berliner Dichter, wie Gleim, auf den diese Bezeichnung wohl zutrifft, kommen zu Wort; ältere Berliner Gelehrte, wie Gundling, werden zu Ehren gebracht; längere Artikel verbreiten sich über Charlottenburgs Geschichte und Feste. Gedichte wechseln mit philosophischen und theologischen Abhandlungen. Satiren gegen bestimmte litterarische Gegner, wie Michaelis, werden abgelöst durch allgemeine litterarische Spöttereien z. B. gegen geistreich gezierte mit Fremdwörtern gespickte Briefe. Aber auch die Aufklärungstendenz tritt hervor. Einmal zeigt sie sich mit gar nicht übler Komik in einer gegen Rector Heyns zu Brandenburg „Versuch einer Betrachtung über die Kometen" gerichteten „Wunderbaren Nachricht von einer Jungfer, so durch die Würckung des im vergangenen Frühjahr erschienenen Kometen ein Kind bekommen". Der Verfasser berichtet, daß eine Jungfrau im März einen Kometen mehrere Nächte sah und ihn zu lieben begann; in der vierten „wird sie plötzlich von einem weißlichen Glanz umgeben; alle Gebeine zitterten und ihr Blut kam in außerordentliche Wallung; Sinn und Verstand schienen zu verschwinden;

*) Berlinische Sammlung nützlicher Wahrheiten. Berlin, D. A. Gohl 1742. (K. B.)

sie empfand eine sonderbare Regung in ihrem Leibe, die sie Niemand recht sagen oder ausdrücken könnte." Bald jedoch redeten die Thatsachen deutlicher als die Worte; schon am 12. Juli — denn dem übernatürlichen Ursprung entsprach auch eine übernatürliche Entwickelung — brachte sie ein Söhnlein zur Welt, das ein glänzendes Gesicht und einen weißen Streifen auf der Brust zeigte. Statt sich aber dieses Wunders zu freuen, sperrten die undankbaren Menschen die jungfräuliche Mutter nebst dem Kinde in ein Kloster.

Neben diesen unbekannten traten auch bekanntere Männer auf den Plan. Eine französische Wochenschrift Abeille du Parnasse (1750) von dem Berliner Buchhändler Stephan de Bourdeaux herausgegeben, scheint in diesen Zusammenhang zu gehören*), da sie kleine Schriften von Fontenelle, Maupertuis, Voltaire zum Abdruck brachte. Sulzer wollte (1751) eine moralische Wochenschrift „Der Mägdefreund" herausgeben. Wirklich erschienen (1749 bei Haude) zwei Wochenschriften: „Der deutsche Socrates" und „Der Druide", die von einem Zeitgenossen mit den Worten begrüßt wurden: „Sokrates hat das Lob einer ausnehmenden Weisheit so gar von dem Orakel erhalten, und die Druiden sind nicht weniger als vortreffliche Köpfe berühmt. Wenn es mit diesen Verfassern gleiche Beschaffenheit hat, so werden beyde ihr Glück machen."

Der „Druide"**) wurde von Joh. Chr. Sucro herausgegeben und enthielt Beiträge von Ramler und anderen Berlinern. Die Zeitschrift wurde zu ihrer Zeit sehr geschätzt. So schrieb Uz an Gleim (Ansbach 12. Juli 1756): „Der liebe

*) Berlinische Bibliothek IV, 121. Die folgenden Notizen aus: Hirzel über Sulzer I, 113. — Berl. Bibl. II, 247.

**) Der Druide. Eine moralische Wochenschrift. Im Ganzen 109 Stücke vom 14. März 1748 bis 2. April 1750. Am Ende des letzten eine kurze Ankündigung des Aufhörens der Zeitschrift. Nur der erste Theil bis Stück 57 ist (Gl. A.) mit besonderem Titel und Inhaltsverzeichniß versehen.

Herr Sucro ist gestorben in Coburg; ich bedaure ihn sehr. Wenn er doch nur seinen Druiden neu herausgegeben hätte, den ich für die beste Wochenschrift im Deutschen halte. Er ist fast nicht zu haben und noch dazu so schlecht gedruckt." Doch ist zu befürchten, daß gegenwärtig nur der Schlußsatz Uzens allgemeine Billigung finde, nicht aber seine Bezeichnung des „Druiden" als der besten Wochenschrift.

Denn sie ist nicht viel besser als ihre Schwestern. Wie diese brachte sie zahlreiche Briefe von Frauenzimmern und fingirte eine stattliche Reihe von Mitarbeitern: den Geistlichen, dessen Tod sie beklagte, Polemon, Erastes, den Naturkündiger u. A. Sie trat gegen litterarische Ungebühr und gegen Eitelkeit und Streitsucht der Gelehrten auf. Sie kämpfte für Tugend und Moral und gegen die verschiedensten Unsitten und Fehler: ebenso gegen Schmeichelei wie gegen den Gebrauch des Schnupftabaks, gegen die schlechte Behandlung unehelicher Kinder, wie gegen die bei der Jagd vorfallenden Grausamkeiten. Insbesondere nahm sie als ein Organ der Aufklärungszeit Stellung zu religiösen Fragen. Freilich, wenn sie von Freiheit sprach, so erörterte sie nicht, wie man erwarten möchte, Grund und Wesen politischer und religiöser Freiheit, sondern definirte jene als Herrschaft über sich selbst. In keiner Weise nämlich verwechselte sie Freiheit mit Zügellosigkeit und wie sie mehrfach entschieden für die Unsterblichkeitslehre eintrat, so legte sie gegen Religionsspötterei folgenden energischen Protest ein: „Es ist unbegreiflich, woher zur Schändung unserer Vernunft und unseres Geschlechts die Neigung gewisse Leute eingenommen hat, in der Geringschätzung aller Religion Ehre zu suchen. Ein Mensch, der in Kleinigkeiten ungereimet urtheilt oder dem Augenscheine und der Erfahrung widerspricht, wird verächtlich; wer aber bei allem dem, was nur heilig und ehrwürdig unter den Menschen genannt zu werden verdient, nicht nur eine nachläßige Gleichmüthigkeit, sondern auch eine zügellose Begierde zu spotten und den gewissesten Wahrheiten zu widersprechen bekennet, der ge-

winnet Achtung.“ Ebenso entschieden, wie für die Religion, nahm die Zeitschrift gegen den Aberglauben Partei, der sich gern für Religion ausgab. Sie polemisirte gegen die Tropfen und Pulver, welche die Abergläubischen gegen Teufel und Gespenster bereit hielten, gegen den Wahn, daß Hausgeister in abgelegenen Räumen ihr Wesen trieben oder daß die Unterirdischen alleingelassenen Wöchnerinnen die Neugeborenen mit Wechselbälgen vertauschten, gegen das Beschreien, das Bleigießen am Weihnachtsabend und gegen das Verfahren des „Stuhlbinders“, der Wunden und Beinbrüche dadurch heilte, daß er zu Hause Stuhlbeine tüchtig zusammenband.

Mag der Bauer, der Solches für viele Patienten zu besorgen hatte, in der Nähe Berlins sein Wesen getrieben haben; im Allgemeinen war „Der Druide“ ebenso unberlinisch, wie sein Nachfolger „Der Vernünftler“*) (1754). Freilich enthielt auch er unter den so vielfach geschilderten Charakteren gewiß manche, die auf Berliner Persönlichkeiten zielten und eine „Ode an die Gottheit bei dem heftigen Gewitter am 4. Aug.“ war wenigstens durch ein in Berlin beobachtetes Naturereigniß veranlaßt, aber für gewöhnlich waren es allgemeine moralische und litterarische Zustände, die den Text zu langen Betrachtungen abgaben. Allerdings der Verfasser, Ch. G. Naumann (1720 bis 1797), war auch kein Berliner, sondern brachte in seinem viel umhergetriebenen Leben nur kurze Zeit in Berlin zu, wo er mehr als Stubengenosse Lessings, denn als hervorragender Schriftsteller bekannt war. Auch seine Zeitschrift bekundete weder Lessing'sche Sprache noch Lessing'schen Geist. Einen gewissen Werth hatten nur einzelne philosophisch-moralische Gedichte. In seinem religiösen Standpunkte vermißte man doch rechte Einheit

*) Der Vernünftler, eine sittliche Wochenschrift, auf das Jahr 1754 in drei Theilen abgefasset von Christ. Nicol. Naumann. Berlin bei F. W. Birnstiel (Gr. Kl.) Ueber den Verf. s. Muncker in A. D. B. XXIII, 302—305. Ueber die Zeitschr., Lessing's Werke ed. Lachmann-Muncker V, 381. 425. 453.

und Entschiedenheit. Während er oft den Freidenker herauskehrte, brach er gelegentlich eine Lanze für den Offenbarungsglauben; und in der Sorge, nicht mit den radikalen Franzosen verwechselt zu werden, schrieb er gegen die Schlüsse eines Materialisten.

Liegen auch fast Jahrzehnte zwischen den besprochenen Wochenschriften und den nun zu besprechenden, so ändert sich ihr Charakter nicht wesentlich; nur die Briefform tritt immer mehr zurück und die belehrende Tendenz wird stärker als die moralische. Als Beispiel soll zunächst C. F. Wegener's „Zuschauer“ betrachtet werden, der mit seinen verschiedenen Fortsetzungen mehr als ein Dutzend Bände ausmachte und durch ein volles Jahrzehnt erschien.*) Die Zeitschrift wollte die Menschen zu Tugendfreunden, Patrioten, Verehrern der Gottheit machen: sie wollte durch Lachen bessern und in angenehmer Weise belehren. Sie brachte moralische Aufsätze, vaterländische und erzählende Gedichte, Kritiken wissenschaftlicher Werke. Von den Briefen an Lange heißt es einmal: „sie sind zu schön, als daß sie den Freunden der schönen Künste unbekannt bleiben sollten“, und der in einem bekannten Briefe J. G. Jacobi's an Gleim

*) Der Berlinische Zuschauer, eine Wochenschrift. 2 Bände. Berlin 1769. 1. Band bei G. L. Winter, 2. Band bei Christ. Noack. Der Neue Berlinische Zuschauer. Eine Wochenschrift, von dem Verfaßer des Berlinischen Zuschauers, C. F. Wegener. Mit hoher Erlaubniß. 1. Theil, Berlin 1772, bei F. W. Birnstiel. 2. Theil, Berlin 1773. Der Neueste B. Z. (Titel wie oben). Berlin 1775 u. 76, bei F. W. Birnstiel, 2 Theile. Der Allerneueste Berlinische Zuschauer. Eine Wochenschrift für alle Arten von Lesern und Leserinnen; von dem Verf. des Berl. Zusch. C. Fr. Wegener. 4 Theile. Berlin, auf Kosten des Verf. 1776—1778. Berlinische Zuschauerin. 3 Bände. 1770—71. Die Angaben bei Meusel XIV, 448 fg. sind durchaus unzuverlässig. C. F. Wegener (1734—1787) war Lehrer am kön. Kadettencorps, dann Prediger außerhalb Berlins, trat später in seine erste Stellung zurück. Der Neueste Zuschauer wurde dem Herausgeber vom Verleger aufgekündigt, der nun den „Berlinischen Aufseher“ veröffentlichte. Wegener protestirte gegen diese Willkür und wurde seitdem sein eigener Verleger.

vorgeschlagene Yoricksorden (der Sanftmuth) wird zur allgemeinen Annahme empfohlen. Doch wird auch manches Berlin Näherliegende berührt. So wird das damals errichtete Denkmal Schwerin's besungen, Küster's altes und neues Berlin gelobt, ein Gang vom Schloß durch den Thiergarten, ein Spazierweg nach Charlottenburg beschrieben. Doch um nicht ausschließlich als Verherrlicher Berlins zu erscheinen, nimmt Wegener einmal den thörichten Vorschlag ganz ernst, Berlin vollständig zu sperren, damit der üble Einfluß dieser Stadt nicht auf die Provinz ausgedehnt werden könne.

Nach dem Schema dieser ersten Zeitschrift waren auch die folgenden gearbeitet. Nur, daß in dem „Neuen Zuschauer" das erzählende, im „Neuesten" das gelehrte Element mehr in den Vordergrund trat. In dem „Allerneuesten" dagegen, in dem sich der Verfasser gegen das Concurrenzunternehmen des „Berlinischen Aufsehers" zu wenden hatte, bestrebte er sich, auch etwas Allerneuestes zu geben, und legte daher auf Ausbreitung nützlicher und schöner Kenntnisse und auf die Rubrik „Vermischte Berliner Neuigkeiten" besonderen Nachdruck. Freilich sind diese Neuigkeiten im Wesentlichen Zeitungsauszüge, die eher von Berlin ab-, als zu Berlin hinführen, doch finden sich auch Wetterberichte, Notizen über ein zu Berlin gesehenes Nordlicht, das man aber nicht als Vorboten künftigen Unheils betrachten soll, über eine im Frühjahr 1777 herrschende Magenkolik, die wohl „von den kurzen Unterkleidern komme, in welche sich der neueste Geschmack verliebt hat". Die aufgeworfenen Fragen über die schönste Frau, den reichsten und klügsten Mann werden nur mit allgemeinen Redensarten beantwortet. Auch die sehr häufigen „Gespräche über die jetzigen Zustände", die ein Interesse an Politik und an den die Berliner Bevölkerung bewegenden Angelegenheiten verrathen, sind doch mehr patriotische, gegen alles Ausländische eifernde Declamationen, als Stimmungsbilder und Localberichte. Diese Abneigung gegen das Ausland geht so weit, daß der amerikanische Unabhängigkeitskampf zwar ziemlich

ausführlich erzählt, aber mit Kühle, fast mit Feindseligkeit dargestellt wird. So kommen bei Erwähnung der Thatsache, daß man das Standbild des Königs Georg III. heruntergerissen habe, die Worte vor: „Unsinnige Wuth eines von blinder Freiheitsliebe eingenommenen Volkes". Nur eine einzige der politischen Stellen, die über Friedrich handelt, verdient eine ausdrückliche Erwähnung. In einer großen Abhandlung*) über die Freundschaft wird von einem Könige und zweien seiner Minister, Andraro und Magnanim, gesprochen. Ob unter den letzteren wirkliche Minister Friedrich's und welche gemeint sind, vermag ich nicht zu sagen; daß aber Cherifdir = Friedrich ist, ersieht Jeder, welcher die Buchstaben des ersteren Namens umstellt. Der betreffende Passus lautet folgendermaßen:

„Cherifdir, ein morgenländischer Kaiser, war der beste, der liebenswürdigste Fürst. Er beherrschete seine Unterthanen mit Gelindigkeit, mit Sanftmuth, und väterlicher Liebe. Er gab ihnen die weisesten, die vortheilhaftesten Gesetze. Er belohnete die Tugend großmütig, und strafete das Laster, wenn es um der allgemeinen Wohlfart willen gestrafet werden mußte. Gerechtigkeit, und Weisheit begleiteten ihn, wenn er sich an das Ruder des Landes setzete, welches er nie fremden Händen anvertrauete. Er gab der Unschuld Gehör, und beschützete sie. Er war die Zuflucht der Nothleidenden, die Stütze der Unterdrücketen, ein Vater seines Volkes. Im Frieden arbeitete er Tag, und Nacht an der Glückseeligkeit desselben. Er untersuchete das Verhalten aller Staatsbedienten, und besonders der Richter, auf das genaueste. Mit unermüdeter Wachsamkeit bemühete er sich, die teueren Pflichten eines Monarchen, vor den Augen des ganzen Volkes, zu erfüllen. Er wendete die Einkünfte des Landes höchst rühmlich an; und war nur darauf bedacht, wie er seinem Volke die Zufriedenheit über seine Herrschaft verschaffen wolte. Im Kriege fochte er mit einem bewunderungswürdigen Heldenmuthe

*) „Berlinischer Zuschauer" Nr. 38. 39, S. 600.

für seine Länder. Er wagete sich selbst in die blutigsten Schlachten. Er bekränzete sich mit häufigen Lorbeeren, und überwand die mächtigsten Feinde. Die Welt nennete ihn Cherifdir, den Großen; sie verehrte in ihm den Landesvater; sie bewunderte den Monarchen, und erstaunte über den Held. Vermuthlich zählete dieser Kayser viele Freunde — Freunde unter den Durchlauchtigen — Freunde unter seinen Unterthanen? Er war es werth, der Liebling der Menschen zu sein: aber seine vortreflichen Eigenschaften erwecketen ihm den Neid der Fürsten, und sein Volk wuste das Glück, unter einem so liebenswürdigen Monarchen zu leben, nicht gehörig zu schätzen. Es vergalt ihm die Sorgfalt, mit welcher er auf die Wohlfart desselben bedacht war, mit der schändlichesten Undankbarkeit. Selbst unter denienigen, welche er seiner besonderen Gnade würdigete und mit Wohlthaten überhäufete, hatte er heimliche Feinde. Nur einige wenige Patrioten hegeten gegen ihn, Herzen voll Treue und Ehrfurcht".

So wenig der Verfasser ein politischer Neuerer war, so wenig war er ein religiöser Aufklärer. Zwar machte er sich einmal lustig über die, welche fürchteten, Berlin werde im kommenden Sommer untergehen, und wendete sich ein anderes Mal gegen die Lehre vom Teufel, indem er vorschlug, die betreffenden Bibelstellen mit „feindselig gesinnte Menschen" oder dergleichen zu übersetzen, bewies aber seine Entfernung von den entschiedenen Aufklärern dadurch, daß er einmal eine Prüfung der „Irrthümer" von Spinoza, Bayle, Dippel und Edelmann anstellte.

Die „Berlinische Zuschauerin" endlich ist die seichteste Frauenlectüre. Außer allgemeinen Aufsätzen, in denen Doris, Phyllis und ihr Gelichter nach Herzenslust schwatzen, und saftlosen Darlegungen thörichter Themata wie des folgenden: „Ist es wahr, daß die Seelen der Mannspersonen kleiner als die der Frauenzimmer sind?" ist der Inhalt zumeist belletristisch. Die diesen Theil füllenden Gedichte, Erzählungen, auch eine komische Oper: „Die lustigen Schäfer und Schäferin" stehen auf dem denkbar niedrigsten Standpunkte.

Größeren Nachdruck auf practisch-Nützliches, Verbreitung des Wissens legten Martini's länger lebende und noch bändereichere „Mannigfaltigkeiten"*) Der Herausgeber, F. H. W. Martini (1777—1779, seit 1764 in Berlin), practischer Arzt, aber hauptsächlich als Naturforscher thätig, Begründer der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, Uebersetzer Buffon's, Verfasser des „neuen systematischen Conchyliencabinets", das noch heute durch Abbildungen und Darstellungen als mustergültig betrachtet wird, bewährte auch in seiner Zeitschrift Lust und Talent, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu popularisiren.

Der Herausgeber der Zeitschrift war zugleich der hauptsächlichste Mitarbeiter; neben ihm erschienen Schröter, Hirschel, Burmann u. A. Trotz dieser Nennung bestimmter Namen konnte Martini von der in moralischen Wochenschriften üblichen Fiction einer Gesellschaft pseudonymer Mitarbeiter nicht lassen; als Theilnehmer an dieser Arbeitsgenossenschaft werden die Herren Theodor, Polylogus, Polycarp, Herr von Freudenthal u. A. bezeichnet. Auch sonst fand das Wesen der Vorgängerinnen in der neuen Zeitschrift viele Nachahmung: in der Aufnahme von moralischen Aufsätzen, in der Einstreuung von Gedichten — worunter auch die eines 9jährigen Mädchens sich finden. Der Hauptnachdruck liegt jedoch auf den religiösen und naturwissenschaftlich-medicinischen Artikeln. Erstere vertragen sich mit letzteren sehr wohl. Denn die Tendenz der Zeitschrift ist eine fromme. Wird der Satz vorgetragen: „In der Natur ist Gott", so geschieht dies

*) Mannigfaltigkeiten. Eine gemeinnützige Wochenschrift mit Kupfern. Berlin bei G. J. Bosse. 1770—1773. 1. bis 4. Jahrg. Je 2 Bde. Dazu kommen „neue, neueste, allerneueste Mannigfaltigkeiten" 1774—1785, je 4 Jahrgänge, alle in Berlin bei Eisfeld erschienen, aber freilich nicht von demselben Herausgeber. Diese Dauerhaftigkeit des Verlegers beweist den Erfolg der Zeitschrift. Von dem ersten Herausgeber ferner: Berlinisches Magazin 4 Bde., 1769 ff. Berlinische Sammlungen zur Beförderung der Arzneywissenschaft, Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Kameralwissenschaft und der dahin einschlagenden Litteratur. Mindestens 4 Bände, 1771. 1772. — Ueber den Herausgeber, Martini die Notiz A. D. B. XX, 509.

ohne jede Beimischung von Naturreligion und Pantheismus. Nicht als besondere Stärke gilt der Atheismus, sondern, wie einmal gelehrt wird: „Unglaube ist oft mehr die Furcht eines bösen Herzens als eines schwachen Verstandes.“ Mit Vorliebe werden Belehrungen über fremde Völker mitgetheilt, Gesundheitsfragen erörtert. In den „Gedanken über die Einimpfung der Pocken“ kommt der Satz vor: „Sollten wohl unter den Lesern sich noch Einige befinden können, die den vorzüglichen Nutzen der Einimpfung in Zweifel zögen?“ In einem andern Aufsatze „vom Nutzen und Gebrauch der gemeinen Bäder“ werden die kalten als zur Vermehrung der Herzkräfte, zur Stärkung der Nerven dienlich sehr empfohlen, die warmen dagegen nur in Krankheitsfällen angerathen; „in gesundem Zustand würde ein langwieriger und oft wiederholter Gebrauch der Bäder zum größten Nachtheil dessen gereichen, der diese Thorheit zum Zeitvertreib hergeben wollte.“ So wenig specifisch Berlinisches berührt wird, so daß in einem Aufsatz: „das Concert der Liebhaber der Tonkunst in Berlin“ nicht einmal der Ort genannt ist, wo das Concert stattfindet, so finden sich doch mehrfach gemeinnützige für Berlin berechnete Vorschläge, z. B. der einer „gemeinnützigen Lesegesellschaft“, des ersten Journalzirkels, der auch wirklich zu Stande kam. (Die erste Berliner Leihbibliothek von Ch. Noack stammt aus dem Jahre 1769.)

Betrachtete Martini die Aufklärung mehr im Sinne einer Belehrung über Geographisches, Naturwissenschaftliches, Oeconomisches, so lag für Ulrich und Zöllner der Hauptnachdruck auf moralisch-religiöser Aufklärung. Ulrich und Zöllner waren beide Theologen, Prediger, durch viele schriftstellerische Arbeiten bekannt. Ulrich's Darstellung des religiösen Zustandes jener Zeit ist noch heute, wie erwähnt, für uns eine wichtige Quelle. Wie jenes Werk, so steht seine moralische Encyclopädie*), die man am

*) J. H. F. Ulrich, Moralische Encyclopädie. 3 Bände. Berlin und Stettin Joach. Pauli. 1779 u. 1780.

besten unter die periodischen Werke einreihen kann, durchaus auf dem Aufklärungsstandpunct. Sie wollte die Auseinandersetzung eines Einzelnen, aber kein Gesetzbuch sein; ausdrücklich lehnte es der Verfasser ab, „bei Einwebung solcher Sätze, die aus der dogmatischen Theologie entlehnt werden mußten, etwas mit entscheidender Zuverlässigkeit zu bestimmen.“ Sie ist kein Conversationslexikon, sondern behandelt solche Menschen, Dinge und Begriffe, die mit Moral und Theologie zu thun haben. Lebende waren ausgeschlossen, aber auch unter den Verstorbenen waren seltsame Lücken, wie Luther und Gellert. Man macht sich von dem Inhalte des Sammelwerks einen richtigen Begriff, wenn man die am Anfange zusammenstehenden Artikel erwägt: „Abendmahl, Aberglauben, Abfall, Abgötterei, Ablaß, Abraham, Absolution, Abwege“, aber man wird in seinem Urtheil einigermaßen irre, wenn man daneben auch Artikel über „Accise, Advocaten, Jagd, Kunstrichter“ antrifft. Das Programm war zu weit und seine Ausführung nicht ohne Willkür. Die breite, ziemlich allgemein gehaltene, selten auf bestimmte Zustände hinweisende Auseinandersetzung blieb die Hauptsache; litterarische Artikel, wie Lied, Poesie, Schauspiel standen erst in zweiter Linie. Für den Standpunct des Verfassers, ja für die Auffassung der ganzen Zeit ist es aber sehr wichtig, aus dem letztgenannten Abschnitt folgenden Satz hervorzuheben und ihn mit den zwei Menschenalter früher lautgewordenen Berliner theologischen Stimmen zu vergleichen: „Aller Schade, den das Schauspiel anrichten mag, entspringet blos aus Mißbräuchen und dem Mangel einer gehörigen Aufsicht von Seiten des Staates darüber.“

Nicht minder auf dem Boden der Aufklärung stand Zöllners Lesebuch*), das auch unter die periodischen Werke zu rechnen

*) Lesebuch für alle Stände. Zur Beförderung edler Grundsätze, ächten Geschmacks und nützlicher Kenntnisse. Herausgegeben von Johann Friedrich Zöllner, Prediger bei der St. Marienkirche in Berlin. (Beim letzten Bande: Königl. Preuß. Ober-Consistorial- und Ober-Schulrathe,

ist. Den Begriff der Aufklärung, von welchem der der Religionsspötterei aufs Entschiedenste getrennt und entfernt wird, versuchte der Autor einmal dahin zu bestimmen, sie sei Befreiung von Vorurtheilen; selbständige Erforschung und Beurtheilung eines jeden Gegenstandes. Diese Aufklärung zu befördern war Zöllner bemüht. Mit ihr hing ebenso die Mittheilung eines Hexenprozesses aus dem Jahre 1779 in Ossowo in Pommerellen zusammen, wie die Empfehlung der Toleranz gegen Juden, deren gute Seiten, freilich neben manchen schlimmen, hervorgehoben wurden. Mit ihr in Zusammenhang stand auch „Beitrag zum Charactergemälde Berlins“ (April 1785), in dem trotz manchen Tadels großstädtischer Eigenheiten und Uebelstände, die der Residenz in nicht höherem Grade zugeschrieben wurden als anderen Städten, Wohlthätigkeit, Menschenliebe, Toleranz der Hauptstädter gepriesen wurden. Das Gerede über die allgemein in Berlin herrschende Irreligiosität wurde für ebenso thöricht erklärt wie der Satz, daß der Staat durch Gewährung vollkommener Gewissensfreiheit seine Bürger zum Unglauben verführe.

Die praktische Tendenz, die bei Zöllner gelegentlich hervortrat, bildete das eigentlich charakteristische Moment für die Berlinische Monatsschrift.*) Dieses von Fr. Gedike und J. E. Biester, einem praktischen Schulmann und einem dem thätigen Leben nicht fern stehenden Gelehrten, begründete und viele Jahre geleitete Unternehmen bestand, übrigens unter verschiedenen Schick-

Probst in Berlin.) Erster bis dritter Theil. 2. Aufl. Berlin; Maurer 1782 bis 1783. 4.—9. Theil. 1784—1790. 10. Theil. 1804. (Der letzte Band auch als: „Zöllner, Vermischte Schriften, Erster Theil“ bezeichnet.)

*) Berlinische Monatsschrift 1783—1796. Von Gedike und Biester, seit 1791 von Biester allein. 28 Bände. Berlin. Bd. 1 bei F. Unger; die übrigen bei Haude und Spener. Berlinische Blätter. Von Biester. 1797. 98. 4 Bände. Berlin bei C. A. Nicolai Sohn, erschien wochen- und monatsweise, vom März 1798 an hörte das wöchentliche Erscheinen auf. Neue Berlinische Monatsschrift. Von Biester. 1799—1811. 26 Bände. Berlin und Stettin, F. Nicolai. — Vgl. J. Meyen in Prutz, Lit.-hist. Taschenb. V, 1847, S. 151—222.

salen, noch zwei Jahrzehnte nach Friedrich's Tode, bewährte sich aber im Sturm der Zeiten als echtes Organ der fridericianischen Epoche. Sie machte Front gegen jeden Aberglauben: gegen Rosenfeld und den Monddoctor, gegen die weiße Frau und die Ziehen'sche Prophezeiung vom Weltuntergang, gegen das Läuten der Glocken beim Gewitter, gegen den Wahn, man dürfe die Kinder nicht am Montag zum ersten Mal in die Schule schicken, wie gegen den, man solle die Schale von gesottenen Eiern nicht ganz lassen. Sie war unerbittlich gegen Alles, was Mystik und Schwärmerei hieß oder schien und was, auch nur von fern, an katholisirende Neigungen heranreichte. Daher fiel sie wohl Unschuldige und Harmlose an, die ungefährdet ihres Weges hätten ziehen dürfen, und erwarb den Spott der Jesuitenschnoperei, — „Der Biester jagt die Biester fort“ schrieb der „Gesellschafter“ 1818 S. 15 — der aber den Betroffenen ein Ehrenmal dünkte. Denn was dem Weimarer Großen unbedeutend schien, der von olympischer Höhe herab manche Dinge der Welt betrachtete und bei politischen und religiösen Tagesfragen unempfindlich blieb, mußte den Berliner Aufklärern in ihrem nüchternen, auf das Praktische, augenblicklich Erreichbare gerichteten Streben wichtig und folgenschwer dünken. Nicht der steife, mit stolzen Schritten einhergehende Mann, den Goethe treffen wollte, war die wirkliche oder gar einzige Stütze der Monatsschrift, sondern Kant und Justus Möser, Heyne und F. A. Wolf, die Brüder Humboldt, Fr. Schlegel, Fichte, Adam Müller, Moses Mendelssohn, Georg Forster waren gern gesehene, zum Theil häufig auftretende Mitarbeiter. Wenn aus irgend einer Zeitschrift, so kann gewiß aus ihr, nach den Worten ihres Verlegers, „der Geist der Zeit“ erkannt werden. Aufklärung und Toleranz waren für alle Mitarbeiter gleich werthe Güter. Was jene betraf, so konnten die Verschiedensten, trotz mannigfacher Abweichungen im Einzelnen, die schöne Ausführung Kant's (vgl. oben S. 325) unterschreiben, daß Aufklärung der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit sei, und den Wahlspruch der Auf-

klärung: Sapere aude als den ihrigen annehmen. Die Toleranz angehend, mochte wohl der Eine die Katholiken gern ausschließen und der Andere es verwunderlich finden, daß ein zum Judenthum übergetretener schlesischer Rathmann ganz unbehelligt blieb; im Grunde meinten sie Alle dem von Biester formulirten Satze zu huldigen: „Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, sie ist das empörendste Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menschheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion".

Unbedingte Consequenz wird man freilich, wie schon aus dem Gesagten ersichtlich ist, der Berliner Monatsschrift nicht nachrühmen können. Wie der Humanismus, vor der Reformation Bedenken tragend, scheu zurückwich, statt muthig vorwärts zu gehen, so mied die Aufklärung extreme Meinungen, die sie der Hinneigung zur Revolution verdächtig machen konnten. Dieselbe Zeitschrift, welche die Einrichtung einer Kirche für die natürliche Religion forderte, die Trennung der Schule von der Kirche begehrte und das Verlangen stellte, das freilich von Manchem bestritten wurde, bürgerliche Eheschließung einzuführen, wollte von Atheismus und Pantheismus nichts wissen und hatte selbst für die freien Geister kein rechtes Verständniß, weder für M. Knuzen noch für Edelmann, der ihr kaum weniger als den Früheren der Berüchtigte blieb. Und eben sie, die vollständige Schreib- und Druckfreiheit verlangte, die oft genug von den „heiligen Menschenrechten" redete, die Fürsten wegen ihrer unedlen Beschäftigung und ihrer Bedrückung der Unterthanen tadelte, eine Repräsentation des Volkes für unentbehrlich hielt, ja sie, die, Amerikas Befreiung begrüßend, die überwallende Sehnsucht nach gleichem Glücke mit dem Rufe beschwichtigte: „Die eiserne Fessel klirrt Und mahnt mich Deutschen, daß ich ein Deutscher bin"*), zuckte, nachdem sie den Beginn der französischen Revolution begeistert gepriesen hatte, schnell zurück. Die praktische Ausführung des theoretisch Gepriesenen, des angeblich Heißersehnten behagte ihr nicht. Für die Durchführung der Freiheit und Gleichheit schien ihr die Zeit noch nicht gekommen; dem Grundsatz der Brüderlichkeit ward an den nationalen Grenzen Halt geboten.

*) Dieses und das folgende im Text erwähnte Gedicht in Berl. Neudrucken II, 3, S. 30–39 vgl. S. XIII.

Nur in Einem zeigte die Berliner Monatsschrift volle Consequenz, in ihrem Streben, die unteren Volksklassen zu veredeln und ihr Loos zu verbessern. Von ihr wurden Erwerbschulen vorgeschlagen, so praktisch, daß Einrichtungen gemäß diesen Vorschlägen getroffen werden konnten; Armen-Beschäftigungsanstalten in Aussicht genommen, deren Hauptzweck sein sollte, zur Verminderung der Verbrechen beizutragen; der vernünftigen Volkserziehung ward eindringlich das Wort geredet.

Solch praktisches Streben, von großen Gesichtspunkten aus, auf hohe Ziele gerichtet, ist für die Berliner Monatsschrift charakteristisch. Einseitig zwar, aber mit stets erneuter Lust und Liebe ging sie ihren Weg; das muthige Wort Eines aus ihrer Mitte: „aber müde machen sollen uns selbst die Großmächtigsten nicht" ziert sie Alle. Von den gegenstandslosen Spielen des „Weltbürgers" bis zu dem muthigen Wagen der Monatsschrift ist ein weiter nicht unrühmlicher Weg.

Im Vergleiche zu diesen moralischen Zeitschriften bedeuten die belletristischen nicht viel. Schon die behandelten boten in Folge ihrer großen Berücksichtigung des „Frauenzimmers" durch die Aufnahme von Gedichten und Erzählungen viel leichte Lectüre. Aber die schöne Litteratur hatte auch ihre besonderen Organe: unbedeutende und kurzlebige, bedeutendere und länger dauernde, aber solche, die, obwohl in Berlin erscheinend, kaum als Berliner Journale zu betrachten sind, da weder Herausgeber noch Mitarbeiter, noch auch Leser in Berlin zu suchen waren. Je zwei Zeitschriften dieser beiden Arten mögen kurz genannt werden.

Von der ersten G. W. Burmann's *) und J. G. Müchler's **) Unternehmungen, deren ersteres noch für die unten S. 479 folgende Charakteristik des Dichters zu verwerthen ist. Müchler — der Vater von Karl Müchler, einem später zu betrachtenden vielseitigen Schriftsteller — 1724—1819, in den fünfziger Jahren Lessing's Genosse in Berlin, seit 1773 dauernd der Hauptstadt angehörig, mit deren Zuständen er sich gelegentlich beschäftigte, war ein fleißiger Uebersetzer, der aber Lessing's 1755 gesprochenes Wort, er sei ein Mann, „auf dessen Geschicklichkeit und Fleiß man sich auch in wichtigen Proben zu verlassen gelernt hat", nicht sonderlich wahr machte.

Von der zweiten Art, der länger lebenden, aber im Ganzen unberlinischen, sei die von J. G. Jacobi herausgegebene „Iris" nur genannt, da sie, obwohl vier ihrer acht Bände in Berlin erschienen (1776), durchaus nach Düsseldorf und den „süßen" Halberstädter Cirkeln gravitirt. Auch des Gothaer Reichard „Olla Potrida" kann man nicht eine Berliner Zeitschrift nennen, aber ihr langes Erscheinen in Berlin verlangt eine kurze Betrachtung. Sie war ein speculatives Unternehmen des Verlegers, der die letzten Bände „Lectüre für Reisedilettanten" nannte, eine Sammlung von Theaterstücken, Gedichten — auch einzelnen Goethischen — Romanen, Anekdoten, Kritiken, prosaischen Aufsätzen aller Art. Auch Religion und Politik wurden behandelt. Von Illuminaten und Hexengeschichten einerseits, von der französischen Revolution andererseits war die Rede. Von letzterer in durchaus gegnerischem Sinne, mit Hohn und Abwehr jeder Gemeinschaft mit den Barbaren. Nach einem großen Spott gegen die Nationalgarden hieß es einmal: „nun denke man sich diese Helden im Handgemenge mit deutschen Truppen", und nach einer Schilderung einiger Schreckensscenen: „Nein, nie sah die

*) Für Litteratur und Herz. Eine Wochenschrift von G. W. Burmann. Leipz. u. Berlin. J. G. Decker (1773). 52 Stücke. 422 SS.

**) Joh. Georg Müchler's anonym erschienene Wochenschrift „Zeitvertreib bey dem Nachttisch (!) und Caffeetisch". Berlin u. Leipzig 1758. 8°. 766 SS. Ueber J. G. Müchler, Goedeke, Grundriß IV², S. 175.

Geschichte solche Greuel bei einem Volke verüben, das sich rühmt, die höchste Stufe der Cultur erreicht zu haben, und stolz auf alle anderen Länder von seinem Leichen- und Todtenkopf-haufen herabblickt. Aber der Tag der Rache kann nicht mehr fern sein und welche Rache ist schwer und blutig genug um diese Brandmaske vom 18. Jahrhundert in etwas wegzuwischen; denn ganz kann sie nie vertilgt werden". Will man aber nach solchen Expectorationen auch von dem Berlinischen noch eine Vorstellung haben, so lese man den „Berliner Zauberer", der ebenso gut nach Memel oder Friedrichshafen genannt werden könnte, die Geschichte eines Mannes, der von einem alten Mütterchen ein Strumpfband erhält, das ihn unsichtbar macht, und ein Papier, das, von seinen Händen bestrichen, die gehörten Gespräche aufbewahrt: da sieht und vernimmt man nun gar seltsame Offenbarungen der Heuchler und Tugendschwätzer. — Von den belletristischen Beiträgen, unter ihnen viele Uebersetzungen und manches Fremdsprachliche, vermochten wenige die Zeitschrift zu überdauern, in der sie erschienen. Auch in der Auswahl der Bilder war der Verfasser ebenso weitherzig wie in der Aufnahme der Beiträge: da waren Männer von den verschiedensten Richtungen, Nationen und Zeiten: Trivulzio, Bayle, Franklin, zahlreiche Franzosen des 18. Jahrhunderts, verschwundene deutsche Größen, wie C. H. Schmid und J. K. Wezel, aber auch Schubart und Moses Mendelssohn neben Wöllner.

Als eine Abart dieser leichtern Litterargattung muß die Scandalchronik genannt werden. Sie blühte üppiger in der folgenden Periode, in der sie ja auch mehr Stoff zu Berichten bekam, aber ihre dreisten Anfänge fallen schon in diese Zeit. Doch muß man sich sehr hüten, solchen Schriftstellern aufs Wort zu glauben. Sie leben von der Uebertreibung und setzen oft genug an Stelle der wirklichen Welt eine erdichtete.

Dies Urtheil gilt namentlich von Wegener*), der, da es

*) Raritäten. Ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummels-

mit dem Ernſt nicht recht ging (vgl. oben S. 419 ff) es mit dem Scherz verſuchte, aber hier ebenſo plump wurde, wie er dort langweilig lehrhaft geweſen war. Cyniſch bis zum Ueberdruß, in einförmigem Einerlei Geſchichtchen vortragend, die durch die harmloſe Naivetät der Früheren oder den trockenen Humor der Späteren erträglich gemacht werden konnten, verſtand er es weder, den Zorn zu erregen, noch lachen zu machen, ja man ſollte meinen, daß ſelbſt die Fähigkeit zu verführen, ſeiner ſtumpfen Feder nicht geglückt wäre. Damit hätte er wenigſtens einen Triumpf errungen, denn er gab ſich bald für einen Moraliſten aus, der ſeine üppigen Bilder nur zur Abſchreckung entwarf, bald für einen Strafredner, der die Allzutugendſamen ärgern wollte. Seine Erfindung war ſo dürftig, daß er z. B. Rabener's Idee von einem Wörterbuch für alle Stände aufnahm und weiterführte und einmal, nach berühmtem Muſter, 22 Briefe veröffentlichte, in denen je ein Buchſtabe des Alphabets fehlte; ſeine Gegenſtändlichkeit war ſo gering, daß ſeine Geſchichten, obgleich ſie faſt alle in Berlin ſpielen, uns nichts ſpecifiſch Locales erkennen laſſen.

In derſelben Richtung thätig, aber ein Mann ganz andern Schlags, war der Kriegsrath Cranz, 1737—1801, in Berlin 1779—1784 und wiederum von 1787 an.*) Von einer Rührigkeit ohne Gleichen, mit einer glückſeligen Oberflächlichkeit begabt, die ihn in den Stand ſetzte, über alle Dinge und noch manches Andere zu reden, ſchrieb er Brochüren, Zeitſchriften, Bücher über Theologiſches, Politiſches, Litterariſches, Sittliches, kämpfte für Leſſing gegen Götze, für die kleinen Geiſter gegen die Xenien-

burg. Sr. Hochehrwürden dem Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker, ganz ergebenſt zugeeignet, von Baldrian Schwarzbuckel, Enkel des wohlſeel. Küſters. (Aehnliche Widmungen noch auf dem Titel der übrigen Theile.) 9 Theile, 1778—1785, einige in 3. Auflage.

*) Vgl. Redlich in A. D. B. IV, 564—566. Goedeke (alte Ausg.) II, 1144. Ziemlich vollſtändig Schmidt u. Mehring, Gelehrtes Berlin I, 92—94, 40 Schriften aufzählend von 1774 bis 1792. Ein Sammelband der K. B. enthält faſt das Wichtigſte.

ſchreiber, am häufigſten für ſeinen Magen, der ewig Befriedigung verlangte. Er ſah wirklich, was um ihn her vorging und ſprach es frech und ungeſcheut oder zahm und verſchleiert aus, je nachdem er behandelt wurde. In ſeiner Hauptzeitſchrift, „Berliniſche Correſpondenz“*), gab er wirklich ein Stück Berliner Leben, Anekdoten, Liebesgeſchichten u. A. Er prahlte oft mit vornehmen Beziehungen, unterdrückte Manches, „weil es von S. K. Maj. ſehr übelgenommen und mißbilligt ſei,“ erlangte aber doch — wenigſtens zuerſt — Cenſurfreiheit und wurde in einem Proceß wirklich durch unmittelbaren Ausſpruch des Königs befreit. Er polemiſirte gegen die Berliner Monatsſchrift, obwohl ſie doch auch ſein Parteiorgan war, und trat gegen Moritz auf.

Außer der ſchönen Litteratur erhielten auch Gelehrſamkeit und Kritik ihre beſonderen Organe. Als Sammlung gelehrter Abhandlungen iſt außer den akademiſchen, von denen in anderem Zuſammenhang geſprochen werden muß, ein ziemlich umfangreicher Abdruck kleinerer, namentlich ausländiſcher Schriften, zu nennen.**) Deutſche Schriften ſollten zwar auch gebracht werden, ebenſo wie Bildniſſe deutſcher Männer, beides geſchah jedoch nur in geringem Maße. Von dieſen erſchienen nur der Dichter F. W. Zachariae und der Kupferſtecher G. F. Schmidt, von jenen nur eine Schrift Sulzers, — auch ſie eigentlich nur Ueberſetzung einer urſprünglich franzöſiſch geſchriebenen Abhandlung, — freilich mit Sulzers deutſchen Anmerkungen. Engländer und

*) Berliniſche Correſpondenz, hiſtoriſchen und litterariſchen Inhalts. Eine periodiſche Schrift von dem Verfaſſer der Lieblingsſtunden. Mit allergnädigſter Freyheit. Berlin 1782. Bey Chr. L. Stahlbaum. Im 5. Stück erließ der Cenſor Dohm eine Anzeige und Erinnerung, worin er zwiſchen dem „Cenſor und dem Privatmann“ zu unterſcheiden hat.

**) Sammlung vermiſchter Schriften zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte. 6 Bände zu je 2 Stücken, der Band 3 bis 400 SS. Berlin, Fr. Nicolai. 1759—1763.

Franzosen waren ziemlich gleichmäßig berücksichtigt, weniger Holländer und Italiener. Die meisten Abhandlungen waren aus dem großen Gebiete der Aesthetik und Litteratur entnommen, beschäftigten sich fast ausschließlich mit längst vergangenen Zeiten und zum geringsten Theil mit damals ventilirten Angelegenheiten und Streitfragen.

Eine Mischung von gelehrten Mittheilungen und Kritiken, die letzteren jedoch weit mehr bevorzugend, bot die „Berlinische Bibliothek“*), die, wie ein Imprimatur Formeys par ordre de Maupertuis vermuthen läßt, mit der Akademie in Verbindung stand. Einen wichtigen Bestandtheil, außer den Kritiken, bildeten die Neuigkeiten aus der gelehrten Welt: Berufungen, Einführungen, Todesfälle; in der ganzen Rubrik vieles auf Berlin Bezügliche. Der Hauptaccent lag auf der Gelehrsamkeit, mit besonderer Berücksichtigung der Philologie, Philosophie und Geschichte; weit weniger Beachtung fand das Praktische und Reinlitterarische. Der philosophisch-theologische Standpunct, den die Zeitschrift vertrat, war der fromme, christliche, antimaterialistische. Dieser Standpunct wurde mit großer Entschiedenheit gegen Andersmeinende geltend gemacht. An F. W. Sack's „Vertheidigter Glaube der Christen“ wurde das Bestreben gelobt, „dem einreißenden Unglauben und der frechen Verspottung der geoffenbarten Religion Einhalt zu thun.“ Ziemlich stark ging man gegen Edelmann vor: besonders heftig wurde La Mettrie getadelt. Seine Hauptschrift wurde einmal als „eine jämmerliche Mißgeburt“ bezeichnet, die „verdiene, mit Verachtung auf die Seite gelegt zu werden“, und über eine Vertheidigungsschrift des Franzosen wurde geurtheilt: „die Grobheit, die ungeschliffenen Ausführungen gegen verdienstvolle Männer,

*) Berlinische Bibliothek worinnen von neu herausgekommenen Schriften und andern zur Gelahrtheit gehörigen Sachen kurze Aufsätze und Nachrichten mitgetheilet werden. 2. Band. Berlin 1748. 3. Band 1749, 4. Bd. 1750. Bei Rüdiger, später Voß. Den 1. Band kenne ich nicht. Jeder Band hat 6 Stücke.

die pöbelhaften Schimpfworte, die man in diesen wenigen Blättern findet, machen es sonnenklar, daß die ganze Maschine des Verfassers und sonderlich die Triebräder seines Gehirns aus dem Ganzen gehauen und durch keine anständige Auferziehung polirt wurde.“ Das Praktische wurde angedeutet in Beurtheilung einzelner Schriften über den Kornbau, besonders in kurzen Mittheilungen wie der „Nachricht von einer beim Aderlassen nützlich zu brauchenden Blutwage“. Endlich wurde das Reinlitterarische bei Gelegenheit der Gottschedischen Händel berührt. Während aus einzelnen kurzen Aeußerungen eine gewisse Kühle gegen den streitbaren sächsischen Kritiker und Poeten hervorzugehen scheint, findet sich einmal, in einer Beurtheilung seiner Reden, folgende begeisterte Charakteristik Gottsched's: „Der angesehne Herr Verfasser, der sich seit vielen Jahren auf die rühmlichste Weise um die deutsche Sprache verdient gemacht, hat auch in gebundener und ungebundener Schreibart manche Beweisthümer von seinem guten Geschmack und seiner hellen Einsicht in die schönen Wissenschaften abgeleget. Er hat es nicht genug sein lassen, die Regeln und Gründe auseinanderzusetzen, wornach man die Werke des Geistes beurtheilen muß, worin er den Spuren der Alten und einiger geschickten Neuern gefolgt ist; sondern er hat auch selbst dasjenige ausgeübet, was er Andern angepriesen und durch seine Beispiele Viele gereizt, sich mit Ernst auf ihre Muttersprache zu legen, um auch in derselben ihre Gedanken auf eine deutliche und angenehme Art auszudrücken. Man kennet ihn schon lange als einen großen Redner, der Deutschland Ehre bringt und dem auch selbst diejenigen, die gegen ihn in Schriften zu Felde gezogen sind, diesen Vorzug nicht streitig machen können, daß er die Reinigkeit der Sprache sehr genau beobachtete und einen fließenden und lebhaften Vortrag habe“ (1750, Bd. IV, S. 213).

Wog in dieser Zeitschrift, mag sie nun eng oder lose mit der hauptsächlichen wissenschaftlichen Corporation zusammenhängen, das Wissenschaftliche vor, so sollte in einer gleichzeitigen,

die fast wie ein beabsichtigtes Concurrenzunternehmen aussieht, trotz der „Genehmhaltung der Akademie", das Litterarische vorherrschen. Die Zeitschrift*) — von Ramler, Sucro und Sulzer begründet — sollte zweimal wöchentlich erscheinen, erschien aber nur einmal. Sie sollte populär sein und wollte friedlich zu Werke gehen, vornehmlich aber wollte sie „keines Verfassers, keiner Secte und keines Volkes Stern sein". Dieses Programm wurde nicht eben streng erfüllt, am ehesten noch das Streben nach Popularität; mit dem Frieden war es nicht weit her und ebenso wenig mit dem ruhigen Ernst der Kritik; unbedeutender Männer Arbeiten, wie C. E. Suppius, Oden und Lieder und J. Ch. Helck, Fabeln wurden mit schonungslosem Spott behandelt. Ramler fehlte zum Kritiker die Entschiedenheit und zum Redacteur das Geltenlassen der Meinungen Anderer.

Schließlich sollte er Alles thun, denn sein Organ litt Noth an Beiträgen, Langemack, ein Jurist, der dem Redactionskreise nahe stand, that wenig; Sulzer, der für die ersten Nummern fleißig gewesen war, reiste von Berlin fort und empfahl wenig brauchbare Lückenbüßer, Andere gaben Versprechungen, die sie nicht hielten. Oeffentliche Stimmen erhoben sich wider sie, wie die Simonettis, des ehemaligen Göttinger Professors, der damals Prediger in Frankfurt a. O. war. Der hauptsächliche Grund aber, daß auch Ramler sich von der Zeitschrift zurückzog, war, wie er selbst schrieb, „die wenige Hülfe, die wir von unseren Freunden und Kunstrichtern bekommen haben."**) Denn

*) Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Auf das Jahr 1750. Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wissenschaften. Berlin, Bey Haude u. Spener. 52 Nummern mit 12 Anhängen und einem Register. Im Ganzen 525 SS. 4°.

**) Vgl. F. Wilhelm, Briefe an Ramler, Viertelj. f. Litteraturgesch. IV (1891), S. 53. 600. — Ueber Langemack A. D. B. XVII, 655. — Ueber den ganzen Kreis und die Zeitschrift selbst C. Schüddekopf, Ramler, Wolfenb. 1886. Eine interessante Notiz aus der Selbstbiographie Büsching's [Halle 1789, S. 142], der 1742 Berlin besuchte, mag hier folgen: „J. G. Sucro sagte [mir], daß hier mit dem Anfang des 1750sten Jahrs wöchentlich in 2 Stücken eine neue gelehrte Zeitung . . . . . an das Licht treten werde, an der vier Personen arbeiteten, unter welchen er selbst sei und die theologischen Bücher und Schriften anzeige und beurtheile. D. Elsner [der Theologe? s. A. D. B. VI, 68] aber habe die Direction über dieselbe. Der Buchdrucker Spener, der sie verlege, gäbe den Verfassern jährlich 300 Thlr., in die sie sich theileten und liefere ihnen auch die Bücher und Schriften, die sie anzeigeten."

der schon genannte Sucro und einzelne Schweizer nur waren als Mitarbeiter thätig. Diese Theilnahme der Schweizer war charakteristisch: sie kennzeichnete die Stellung der Zeitschrift in den ästhetischen Streitigkeiten der Zeit. Gottsched freilich hätte man am liebsten todtgeschwiegen. Die deutschen Dichterfreunde wie Gleim und Uz wurden gelobt, aber Hagedorn so schief wie möglich „reich an gedachten Sätzen und starken Gedanken" genannt. Auszüge aus schweizer Zeitungen, Uebersetzungen, schnellfertige Referate, auch ein paar Abhandlungen und Ramler'sche Gedichte, füllten die Spalten des Blattes. Ein Werk, wie Montesquieu's Geist der Gesetze, wurde mit einer kurzen Analyse abgethan, ohne eine Andeutung des großen Werthes dieses Buches. Solche Verkennung hing wohl mit der Kühle zusammen, die gegen die französische Litteratur, trotz der großen Beachtung herrschte, die man ihr schenkte. Nur so läßt sich erklären, daß in Bezug auf Diderot einmal von „seinem lächerlichen Betrug" gesprochen und ein anderes Mal kurzsichtig gesagt wird: „welcher Schade, daß so fähige Köpfe, wie der Verfasser ist, ihren Verstand nicht zur Bestätigung der Tugend und Religion anwenden." Aus dieser Aeußerung darf man nicht schließen, daß die neue Zeitschrift aufklärungsfeindlich war; vielmehr betonte sie gelegentlich stark den freisinnigen Standpunct.

Ungleich in ihren Leistungen, ohne rechten Plan begonnen und durchgeführt, war der erste Band dieser Zeitschrift. Man geht fehl, wenn man mit Ramler's ersten Biographen von ihr sagt, daß sie „in der damaligen Morgenröthe des deutschen Kunstgeschmacks das erste kritische Blatt war, wodurch Licht auf eine bis dahin dunkle Gegend fiel." Lessing'scher Geist fehlte

ihr durchaus. Und es ist recht charakteristisch, daß Ramler, der damals Lessing persönlich nicht kannte, außer manchen kühlen Berichten über ihn, einmal (S. 72) mit Bezug auf die „Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustand des Theaters in Berlin", die in den „Beiträgen zur Historie des Theaters" standen, die Worte braucht: „Hier wird unsere französische Comödie und italienische Oper beschrieben, sowohl welche Stücke kürzlich aufgeführet worden sind als auch wie die Comödianten und Operisten ihre Rollen machen. Weil man sie mit Namen nennt, hätte man sich auch einer Schreibart bedienen müssen, die dem Range, den man vorher der Schauspielkunst unter den freien Künsten eingeräumt hatte, gemäß gewesen wäre. Wir können überhaupt diesen Bemühungen Beifall versprechen, wenn nur bei eigenen Abhandlungen die wortreiche Schreibart vermieden wird; imgleichen, wenn man die Lust an einer guten Sache die schlechteste Seite aufzusuchen, künftig entbehren will. Die spöttische Beschreibung einer Bildsäule an einem wohlgebauten Opernhause gehört dahin. Wir setzen keinen Zweifel in diese geringe Verbesserung und erwarten begierig wohlausgearbeitete Uebersetzungen tragischer und komischer Gedichte, vermuthlich in einer schönen Prosa und Anmerkungen, die einen Dichter zu bilden fähig sind."

Der zweite Jahrgang, 1751, trug ein wesentlich anderes Gepräge. Schon das Schlußwort des ersten Bandes war wahrscheinlich von Mylius und Lessing geschrieben; in dem zweiten ergriff Lessing selbst so häufig das Wort, daß die neueste Ausgabe seiner Werke aus den 52 Nummern jenes Jahrgangs 32 Beiträge von ihm aufgenommen hat.

In den folgenden Jahrzehnten führten Lessing und seine Freunde das kritische Wort in Berlin, wie in dem nächsten Kapitel zu zeigen ist. Fast am Ende der fridericianischen Zeit erschien eine neue kritische Zeitschrift*), die nicht sehr bedeutend

*) Berlinische gelehrte Zeitungen. Zweiter Jahrgang. 1780. Berlin, bey Joachim Pauli. 830 SS. Im Ganzen 52 Stücke. Ich kenne nur diesen zweiten Band, in dem kein Herausgeber genannt ist, Mitarbeiter werden fast nur mit Buchstaben bezeichnet; einmal ist unterschrieben: Beseke, kgl. pr. Kriegsrath und adjunctus fisci. In diesen Zusammenhang gehören die „Berliner gelehrten Anzeigen", die Anfang 1777 bei Haude und Spener herauskommen sollten. (Vgl. Spener'sche Zeitung 10. Oct. 1776.) Ich kenne sie (etwa den Anfang unserer Zeitschrift?) ebensowenig, wie das in Berlin und Leipzig 1776 erschienene „Berlinische Literarische Wochenblatt", 1776 mit lateinischen Lettern gedruckt, 1777 sollte es deutsch gedruckt werden. Es enthielt außer Kritiken auch Berichte über Schauspielergesellschaften und sollte von 1777 an auch Odencompositionen bringen.

ist. Sie betrat fast alle Gebiete, in bunter Abwechselung: Theologie, Philosophie, schöne Wissenschaften, Geographie, Medicin, Astronomie, Technik, Architektur. Sie stand im Wesentlichen auf dem Standpunkte der Aufklärung. Charakteristisch für ihren Standpunkt ist eine längere Ausführung, die darin gipfelt, daß man die Alten nicht so unbedingt loben solle; unsere Kenntniß sei umfangreicher, unsere Erziehungskunst hervorragender. Eine dankenswerthe Neuerung dieser Zeitschrift, die, wie ihre Vorgängerinnen, Personalnotizen, Nachrichten über neu erschienene Bücher enthielt, war eine Inhaltsangabe verschiedener periodischer Unternehmungen. Zweierlei schien sie von Lessing angenommen zu haben: das Drängen auf richtige Ausdrucksweise und einen rücksichtslosen, zu epigrammatischer Kürze neigenden Ton. Von einem naturgeschichtlichen Werke heißt es einmal: der Autor habe keine Ahnung von seinem Gegenstande, so daß man dieser ganzen Charteke keinen besseren Platz als im Butterkeller anweisen könne. Schobelt's „Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts" werden mit den Worten abgefertigt: „Die letzten Worte der letzten Note: Ich komme nicht wieder, werden dem Publikum von allen Noten unstreitig am besten gefallen, daher ich auch nicht unterlassen habe, sie abzuschreiben, mit dem sehnlichen Wunsche, daß Herr Schobelt Wort halten möge".

Vierzehntes Kapitel.

Lessing und die deutschen Schriftsteller.

Das Zeitalter der Berliner Kritik beginnt mit Lessing. Denn wenn auch einer seiner Freunde ihm voranging, so war es Lessing'scher Geist, der aus ihm sprach. Dieser Freund war Mylius*).

Christlob Mylius, 1722—1754, gehörte nur fünf Jahre lang von 1748 bis 1753 Berlin an. Seine dramatische und journalistische Thätigkeit ist hauptsächlich seiner vorberlinischen Leipziger Periode zuzurechnen; in Berlin war er viel, wenn

*) Litter. Notizen gebe ich in dem folgenden Abschnitt meist nur dann, wenn Goedeke's Grundriß IV, 1, Dresden 1891, die ausgezeichnete Neubearbeitung, im Stich läßt. Nur Nicolai, als Urberliner, mag eine Ausnahme machen. Für Lessing und seinen Kreis sei ein für allemal auf Erich Schmidt's Werk verwiesen, 2 Bände, Berlin 1884—1891. Speciell mag noch das hier besonders in Betracht kommende Schriftchen J. Rodenberg's: Lessing in Berlin (Nat.-Ztg., 14.—18. Febr. 1886) erwähnt werden (auch sep. erschienen, Berlin o. J.). Für die, denen der Abschnitt über Lessing im Verhältniß zu seiner Bedeutung für Berlin zu kurz erscheint, mag daran erinnert werden, daß ich in diesem Werke, dessen Umfang nothgedrungen ziemlich stark werden mußte, gerade über das allgemein Bekannte und von Anderen trefflich Gesagte kürzer hinweggehen zu dürfen mich berechtigt glaubte. Beachtung verdienen, trotz ihres oft unwürdigen Tones, Xanthippus, Berlin und Lessing, Frdr. d. Gr. und die deutsche Litt., Münch. u. Lpz 1886; Fr. Mehring, Die Lessing-Legende, eine Rettung, in „Die neue Zeit", Stuttg. 1892, Nr. 19—26, Nr. 31—40. — Nur ganz kurz mag auch auf die ausgezeichnete Neubearbeitung der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken durch Muncker hingewiesen werden, von der 8 Bände erschienen sind, Stuttgart 1886—1892.

auch nicht ausschließlich, mit naturwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, welche zur Grundlage seiner nie ausgeführten Entdeckungsreisen dienen sollten. Er war kein Schwindler, aber ein flüchtiger Vielschreiber, der wenig Gediegenheit in seinen Kenntnissen und geringen Ernst in seinen Meinungen besaß. Er brüstete sich mit dem Namen eines Freigeistes, ohne daß er durch tiefes religiöses Nachdenken diesen Namen verdiente, den er einem seiner Wochenblätter voransetzte. In Berlin gab er einige Monate hindurch (1748) den „Wahrsager" heraus, der ganz in der Art früherer und späterer Wochenschriften, nur in weit cynischerem Tone, Berliner Verhältnisse streifte, für gefährlicher gehalten wurde als er wirklich war und schon um deswillen keine große Wirkung übte, weil er auf einen kleinen Leserkreis beschränkt war.

War in dieser Wochenschrift das Litterarische nur gestreift, so bildete es den Hauptinhalt eines Unternehmens, in dem Mylius wirklich eine große Wirksamkeit entfaltete.

Mylius war beinahe zwei Jahre Leiter des Artikels „von gelehrten Sachen" in der Rüdiger'schen (Vossischen) Zeitung und wie es damals üblich war, sein vornehmster, wenn auch nicht sein einziger Mitarbeiter.*) Mit dem Jahrgange 1749 dieser Zeitung begann die litterarische Kritik in Berlin. Es ist daher

*) Ein Ex. der Voss. Ztg. 1749 in der K. B., ein anderes in G. L. St. Viele Artikel, auch einige der von mir benutzten, werden von B. A. Wagner, Lessing-Forschungen, Berlin 1881, bei Danzel-Guhrauer, Berlin 1880, I, 189, 488 ff. (vgl. Er. Schmidt, Lessing I, 174) für Lessing in Anspruch genommen und abgedruckt; die zuversichtliche Behauptung dieser Forscher theile ich nicht. Aus Cunos Zeugniß kann man nicht viel machen, die Beurtheilung Lessing'scher Stücke sind ganz gewiß keine Selbstrecensionen und die Stelle über Mylius selbst „Die Mädcheninsel": der Verfasser habe es „in dieser Gestalt niemals zum Druck bestimmt. Wäre es mit seinem Vorwissen gedruckt worden, so würde es vielleicht ein ganz andres Ansehn bekommen haben. Da es das erste deutsche Originallustspiel in Versen ist, so hätte er gewünscht, Gelegenheit zu haben, es vollkommener zu machen," konnte nicht einmal ein vertrauter Freund, sondern nur Mylius selbst schreiben.

billig, diese Anfänge, die hier als ein Ganzes betrachtet werden mögen, eingehend ins Auge zu fassen.

Der Artikel „von gelehrten Sachen" fehlt in dem genannten Jahrgange fast in keiner Nummer. Von den acht Spalten (4 Quartseiten) füllt er regelmäßig eine, manchmal zwei Seiten und auch mehr. Fast eine ganze Nummer wird mit Uebersetzung der Erwiderung ausgefüllt, die Resnel, Director der französischen Akademie, auf die Rede des Herzogs Marschalls von Belleisle, ertheilte. Der Inhalt der sehr zahlreichen Artikel — manche Nummer bringt mehrere — ist ein sehr verschiedenartiger. Gegenüber Personalnachrichten und Originalmittheilungen überwiegen die Recensionen. Sie beziehen sich vorzugsweise auf drei Gebiete: das naturwissenschaftliche, das theologische und das rein litterarische. Die Kunst wird nur gestreift: neben einer Mittheilung über den Verkauf von Oelgemälden in Reval, steht der Vorwurf gegen den „critischen Musikus an der Spree", daß Euler unter den Musikschriftstellern nicht genannt werde, freilich sei er nicht für den großen Haufen, sondern für den Lehrer der Lehrer. Naturwissenschaft dagegen wird mit Vorliebe gelehrt. Aus den Sammelschriften der Akademie werden naturkundliche Artikel hervorgehoben; große Werke wie des Linnäus Systema naturae ausführlich analysirt, mancherlei selbstständige Mittheilungen gegeben über die Weiderosen, über Grischow's Hyetometer oder Regenmesser, über die von Mich. Rossi in Berlin verfertigten Instrumente, sowohl Springbrunnen, Feuerregen und Feuerkugeln, als seine Fahrenheit'schen Thermometer. Der theologischen Artikel sind nicht allzuviele. Auch die wenigen lassen erkennen, daß ihr Verfasser auf dem Standpuncte der Aufklärung stand, für Gewissensfreiheit eintrat und Glaubensverfolgung mit Scheltworten von sich wies.

Der Hauptnachdruck jedoch wurde auf das Reinlitterarische gelegt. Der Kritiker, in dem man vielfach Lessing hat erkennen wollen, war durchaus der neuen Richtung zugethan. Er lobte die Bremer Beiträge und zeigte trauernd Elias Schlegel's Tod

an. Lessing's damals erscheinenden Schriften, deren erster er nur die Initialen G. E. L. vorsetzte, bei deren zweiter er den Autornamen ganz verschwieg, bezeugte er große Theilnahme. „Die alte Jungfer" bewies ihm, „daß ihr Verfasser für die Schaubühne geboren zu seyn scheinet"; das Stück wurde von ihm charakterisirt als sehr scherzhaft und doch fein, sehr lebhaft und doch nicht übertrieben, sehr beißend und doch nicht anzüglich; von dem freien Gedicht „der Eremit", von dem er nur die unverfänglichsten Stellen abdruckte, urtheilte er, „es ist scherzhaft genug, daß man ihm sehr viele Leser versprechen kann und witzig genug, daß man es den Liebhabern der Dichtkunst mit gutem Gewissen anpreisen kann."

Klopstock liebte er nicht. Bei der Anzeige von Meiers' Lobrede auf den Messias rieth er, das Erscheinen des Werkes abzuwarten, bevor man übereifrig lobe und äußerte sein Bedenken über einige mitgetheilte Hexameter. Bei der Besprechung von J. N. Reichel's „Critik über den Wohlklang des Silbenmaßes" im „Messias" (S. 143) machte er sich lustig über die „sklavisch-kritischen Lobsprüche" dieses „unverschämten Anbeters des Herrn Klopstock" und schilderte seine Art mit den Worten: „Er sieht es, er fängt an zu lesen, er sperrt Maul und Nase auf und sieht das Silbenmaß an, wie die Kuh das neue Thor. Er entdeckt unentdeckliche Schönheiten darinnen und gibt dadurch einen Beweis von der Feinheit und der scharfen Ausdehnung des Trommelfells seiner Ohren."

Sein schlimmster Feind war Gottsched. Während er dessen Frau manchmal rühmte, ergriff er jede Gelegenheit, den Mann zu tadeln. Dessen „Ode auf das Gedächtniß des westphälischen Friedens" fertigte er ab mit den Worten: „Herr Gottsched sagt, er habe ihr einige Flecken abgewischt, aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht." Bei der Anzeige der „gesammelten Reden", gedachte er des darin befindlichen Widmungsgedichts an den König von Dänemark mit der boshaften Bemerkung, „welches, wenn die Würzhändler einmal

eine neue Auflage von dessen Gedichten verlangen sollten, ohne Zweifel, wegen der ganz sanften, platten, natürlichen Schreibart, unter die poetischen Sendschreiben zu stehen kommen wird." Den Hauptschlag gegen ihn führte er in einer Anzeige seiner Sammlung „neueste Gedichte auf verschiedene Vorfälle" (Regensburg, 1749), die also beginnt: „Nachdem endlich der Herr Prof. Gottsched in seinem 50. Jahre, nach den unzähligen Kritiken, welche seine Gedichte haben ausstehen müssen, eingesehen, daß seine bisherige Verse nichts taugen, er aber gleichwohl, man weis nicht, durch was für eine Erscheinung, bey sich völlig überzeugt ist, daß er in der großen Kette der wirklichen Dinge ein poetisches Glied zu seyn bestimmet worden: so hat er hin und her gesonnen, was doch die Ursache seyn möchte, daß sich seine poetischen Begriffe bisher noch nicht haben entwickeln wollen." Er habe in dem Zuhausesitzen den Grund zu sehen geglaubt und sich daher auf Reisen begeben, zuerst mit seiner Frau das „fruchtbarmachende" Karlsbad und dann Wien besucht. Aber man sehe aus seiner Sammlung, „daß seine poetische Stunde noch nicht kommen ist". Aus der dem Karlsbad gewidmeten Ode wird der Ausdruck „wenn ich mit Newtons Röhren, den Ring Saturns, den Mars will ehren" gebührend gestriegelt. Aus einem Schreiben an einen vornehmen Freund in Wien wird der „erhabene Eingang":

Gepriesner Freund! mein *, dem Phoebus und die Neune
Von Herzen günstig sind; vernimm, was hier der deine,
Der noch kein Blatt an Dich in Reimen ausgeheckt,
Am kleinen Töpelfluß für ein Vergnügen schmeckt.

mit der Bemerkung abgethan: „Man sagt, der vornehme Freund in Wien habe an diesen 4 Zeilen völlig zur Genüge gehabt." Auch die letzten Gedichte „die Donau, die Oberpfalz" — für das letztere vermochte nicht einmal die in Regensburg erfolgte Confiscation Reclame zu machen — werden als den früheren vollkommen ähnlich erklärt und das Buch als „wahrhaftig recht lustig zu lesen" entlassen.

Aber auch wider Andere kann der Kritiker scharf sein. Das Erscheinen der „neuen Fabeln und Erzählungen in gebundener Schreibart" (Hamburg), kündigt er mit den Worten an: „Der poetische Himmel drohet dem guten Geschmacke mit einem schweren Ungewitter". Bevor er einige seinen Tadel rechtfertigende Proben mittheilt, faßt er sein Gesammturtheil in die Worte zusammen: „Seltsame Zusammenkünfte, skaramuzische, auch zuweilen etwas saftige Ausdrückungen, leere, einfache Erzählungen, wohinter nichts geschichtsmäßiges, keine Handlung, nichts sich für die Natur der sich unterredenden Dinge schickendes, ist, kahle Lehren, und eine oft matte und ängstliche Schreibart charakterisiren die meisten dieser Fabeln und Erzählungen" (15. Mai, St. 57). Oder wenn er über Hudemann's Heinsius-Uebersetzung sagt (29. Mai, 64 St.): „Man dachte, die Hudemann'sche Muse wäre gar vollends eingeschlafen; aber sie hat sich noch einmal aufgerichtet, sich ausgedehnt und gegähnet". Er gibt eine nicht witzlose Grabschrift, „Der Schriftsteller nach der Mode", die von einem Leipziger Magister begonnen, von einem Jenaer Magisterchen fortgesetzt, durch dessen „zusammengerafftes Geschneuzle" zu baldigem Ende geführt wurde. Er weiß köstliche Verse der Vergessenheit zu entreißen, z. B. die folgende unbezahlbare Würdigung Friedrich's durch den Nordhausener Pastor Lesser:

So ist Er in dem Feld ein tapferer Soldat,
Und in dem Zimmer Sich Selbst Sein geheimer Rath

oder aus einem Gedichte des Küstriner Conrectors Kising, von dem er sagt, er habe das Anrecht auf die Verfertigung einer deutschen Henriade, über einen Brand in der Nähe der Stadt:

Zusehends schlang die Brunst ein Haus beym andern ein,
Bis über vierzig drey ein Aschenhaufen seyn.
Gott hielt den Wind zurück: denn hätt' er dem befohlen,
So lägen um Küstrin anstatt der Häuser Kohlen

oder endlich aus J. Chr. Cuno's „moralischen Briefen", die mit scheinbarem Ernste gelobt werden, die Verse:

Der Kirchhof zeigt die Spur von manchen Ruhestäten:
Wir denken kaum daran, daß Leichen Leichen treten,

Und wenn ein frischer Sarg uns in die Nase stinkt,
Begreift man nicht, daß uns zum Tod der Todte winkt, —

denen der Kritiker das Urtheil anhängt: „Hier ist alles schön, bis auf den lieblichen Geruch".

Das war Lessing'sche Art, die von Lessing selbst nun in entschiedenerem Maße gezeigt wurde.

Mylius' Fortsetzer an der Vossischen Zeitung, wenn er nicht schon sein Mitarbeiter war, ist Lessing.

Lessing war vier Mal in Berlin: von Ende 1748 bis 1751, von November 1752 bis October 1755, Mai 1758 bis November 1760, Mai 1765 bis April 1767. Diese zehn Jahre bedeuteten für seine innere Entwickelung viel und waren von starker, wenn auch nicht unmittelbarer Wirkung auf die Genossen, die um ihn lebten. Jede dieser vier Perioden wird gekennzeichnet durch litterarische Erzeugnisse, aber es ist bemerkenswerth, daß kein einziges der größeren Werke, mag es auch in Berlin concipirt und gefördert worden sein, dort vollendet wurde; um Miß Sara Sampson zu vollenden, das dem zweiten Aufenthalte zuzurechnen ist, zog sich der Dichter nach Potsdam zurück.

Das erste Mal wohnte Lessing bei seinem Vetter Mylius, Spandauerstraße 68, in dem späteren Hause Mendelssohn's. Er lebte, wie er schrieb, gemächlich, „was ein andrer vielleicht zur Noth nennen würde". Er ordnete Rüdiger's Bibliothek, fertigte dramatische Kleinigkeiten, übersetzte und schrieb die Zeitung. Von den Dramen seiner früheren Periode entstanden in Berlin und wurden durch Berliner Eindrücke mitbestimmt „Der Freigeist" und „Die Juden". Jenes, vielleicht eine Gefälligkeit gegen den Vater, wurde gewissermaßen eine Verklärung des wahrhaft frommen Geistlichen, wenn auch keine Verdammung des Freigeists, noch weniger freilich eine Verherrlichung. Dieses, einer bisher in Deutschland kaum geahnten Stimmung entsprechend, die Wirkung eines starken Gerechtigkeitsgefühls, schilderte in dem Juden einen edlen, hülfreichen, verkannten Menschen. Lessing's Uebersetzungen, die er wohl zumeist des Broderwerbs

wegen unternahm, möglicherweise auch in der Hoffnung, sich bei den Mächtigen zu insinuiren, galten der französischen Litteratur und zwar einigen Schriften der damals in Berlin lebenden tonangebenden französischen Autoren, Voltaire's kleinen historischen Aufsätzen und Friedrich's Schreiben an das Publikum*); sie sind zum mindesten wichtige Denkmäler von Lessing's Sprache und Stil. Seine wichtigste Thätigkeit bildeten aber die Zeitungsartikel, die Beiträge zu den „Critischen Nachrichten" (1751), zur „Vossischen Zeitung", mindestens von 1750 an**), und das als Beilage zu dieser Zeitung April bis December 1751 herausgegebene „Neueste aus dem Reiche des Witzes". Diese Recensionen, die auch in den späteren Jahrgängen der Vossischen Zeitung gelegentlich fortgesetzt wurden, beginnen eine neue Aera der litterarischen Kritik. Mit umfassender Kenntniß, großer Kühnheit, scharfem Hohne, mit vollkommener Freiheit von jedem Autoritätsglauben wurden die neuen Erscheinungen besprochen. Gegen die Franzosen regte sich der Widerspruch: Voltaire zwar blieb unbeanstandet in seinem Ruhm, aber Rousseau und Diderot mußten sich trotz aller Anerkennung starke Gegenreden gefallen lassen. Werthlegung auf richtigen deutschen Ausdruck wurde mit aller Entschiedenheit anempfohlen und die Manie der Deutschen, auch das Schlechteste zu übersetzen, getadelt. Die wahre Religion wurde gepriesen, im Gegensatz zu dogmatischen Spitzfindigkeiten und theologischen Schulstreitigkeiten; in solchen Auseinandersetzungen gelegentlich einmal der wahrhaft aufgeklärte Satz vorgetragen: „Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht". Außer theologischen besprach der junge Kritiker als tüchtiger Kenner auch historische

*) Sie sind eben neu herausgegeben von E. Schmidt. Berlin 1892.

**) „Von gelehrten Sachen im Jahrg. 1751 der Berl. privil. Zeitg." ist von B. A. Wagner herausgegeben, Berl. Neudrucke I, 5. 6. Berlin 1889.

und geographische Arbeiten, auch sie und ihre Autoren oft durch mitleidslose Ironie vernichtend, zeigte sich als wahrer Polyhistor, ging aber gegen die unwirklichen Vielwisser ohne Erbarmen los. Hauptsächlich indessen wendete er sich den Werken der schönen Litteratur zu. Als strenger Wächter des poetischen Paradieses hütete er mit feurigem Schwert den Eingang, wies alle die kleinen Eindringlinge mit einer oft übermäßigen Strenge zurück und vertrieb den viel gelobten und noch mehr gefürchteten Gottsched aus dem Lande, in dem er so lange geherrscht hatte. Durch Lessing's Berliner Kritiken wurde Gottsched's Herrschaft endgültig vernichtet.

Hatte Lessing während seines ersten Berliner Aufenthalts nur mit Mylius und anderen Litteraten gleichen Ranges verkehrt, so trat er während seines zweiten — er wohnte auf dem Nicolaikirchhofe an der Eiergasse — mit Mendelssohn, Ramler, Nicolai in nähere Verbindung. Gewiß gab er ihnen mehr, als er von ihnen empfing, aber durch sie wurde der junge Litterat in eine Sphäre der guten bürgerlichen Gesellschaft geführt, die er bisher wenigstens in Berlin nicht kennen gelernt hatte. Diese lange zweite Periode war mehr die einer ernsten Vorbereitung als eines Abschlusses: damals wurde die erste Sammlung der Schriften veranstaltet, der journalistische Feldzug fortgesetzt. Gekennzeichnet wurde diese Periode durch die Arbeit an „Miß Sara Sampson", für welche die mit den Berliner Freunden über die bürgerliche Tragödie geführten Unterhaltungen gewiß förderlich geworden waren. Aber das Stück selbst, über dessen Aufführung noch später zu sprechen ist, bewegte sich auf einem Gebiete, das dem damaligen Berliner Publicum fern war und blieb, und machte weder bei der Lectüre noch bei der Aufführung in Berlin einen großen Eindruck. Der damalige Theatergeschmack der Residenz war solchen Bemühungen fremd. Für Lessing dagegen, der grade seine „theatralische Bibliothek" herausgab, wurde das Werk und die dramaturgischen Studien, die ihm folgten, eine wichtige Stufe in seiner Entwickelung.

Dieses dramatische Interesse war auch die nächste Veranlassung, daß Lessing von Berlin nach Leipzig ging, wo er zum Bedauern Mendelssohn's viel mit Schauspielern lebte; „Sie hätten," schrieb der Treue, „hier ruhiger sein können als in einer solchen geschäftigen Gesellschaft". Selbst als er nach Berlin zurückkehrte — diesmal wohnte er in der Heiligengeiststraße, Ecke der Heiligengeistgasse — glaubte er noch in erster Linie Dramatiker zu sein. Denn es war ihm, wie man noch jetzt aus seinen zahlreichen dramatischen Plänen und Entwürfen ersehen kann, Ernst mit seinen an Gleim gerichteten Worten: „Ich schreibe Tag und Nacht und mein kleinster Vorsatz ist jetzo, wenigstens noch dreimal so viele Schauspiele zu machen, als Lope de Vega. Eh'stens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen. Kommen Sie doch geschwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn sehen können." Der Faust freilich blieb Fragment und fertige Dramatica zeitigte der dritte Berliner Aufenthalt nicht; dagegen Fortsetzung des kritischen Feldzuges, in dem nun, statt Plänkeleien, wirkliche Schlachten geliefert wurden. Nicht mehr als unselbständiges Anhängsel oder als selbständiges Beiblatt einer Tageszeitung, sondern als unabhängiges Wochenblatt erschienen wöchentlich in einem Bogen vom 4. Januar 1759 bis 4. Juli 1765 die „Briefe die Neueste Litteratur betreffend" (im Ganzen 24 Theile).*) Weder Herausgeber noch Mitarbeiter waren genannt — der Anonymität war man in kritischen Werken ebenso gewohnt, wie der Briefform — aber der Umstand, daß die Zeitschrift im Nicolaischen Verlag

*) Zur Litteratur über die Litteraturbriefe Goedeke IV, 1, 162, Nr. 60, Schmidt, Lessing II, 793. — Dazu Nicolai, Ueber das Verbot der Litteraturbriefe, N. Berl. Monatsschr. 1807, 18 Bd., S. 340 ff. Das Verbot, auf Denunciation Justis, 13. März 1762, wurde bald wieder aufgehoben. — Eine Fortsetzung und Nachahmung mag in dieser Anmerkung erwähnt werden: Neue Litteratur-Briefe. Erstes Bändchen. Berlin bei Fr. Viehweg 1786. (Nur soviel ist mir bekannt.) Sehr unbedeutend; eigenartig nur dadurch, daß die Briefe häufig an die Recensirten selbst gerichtet sind.

erschien, deutete den Kreis an, welchem sie entstammte und die Klaue verrieth den Löwen. Freilich Lessing war nicht der einzige, nicht einmal der Hauptverfasser der „Briefe". Hervorragenden Antheil nahm er nur an den sechs ersten Theilen; dem 7. 14. und 23. steuerte er je einen Brief bei. Nicht also die Hauptmasse rührte von ihm her — sie wurde auch in den ersten Theilen von seinen Mitbegründern, Mendelssohn und Nicolai, der sich das eigentliche Verdienst der Begründung zuschrieb, in den folgenden, außer von diesen, von Abbt, Resewitz, Sulzer und Grillo geliefert — wohl aber Ton und Art, in die seine Genossen sich mit Lust, aber ungleichem Geschick hineinarbeiteten. Trotz ihrer redlichen Bemühungen, trotz der Kenntnisse, durch welche Einzelne Lessing häufig übertrafen, wie etwa Resewitz in der Pädagogik und Mendelssohn im Hebräischen, verlor die Zeitschrift, nachdem Lessing sich entfernt hatte, an Wirkung und Ansehen. Denn nicht durch jene, sondern nur durch Lessing waren die Briefe „die erste deutsche Zeitschrift*) geworden, die mit unbefangenem Geiste und kraftvoller Kritik Veraltetes und Mittelmäßiges gleichviel von welcher Partei es unterstützt wurde, verwarf, der werdenden Litteratur eine freie Bahn brach, auf das Alterthum zurückging und den Engländern, besonders auch Shakespeare, gerecht zu werden suchte." Die Begeisterung, mit der Shakespeare gepriesen wurde, mit demselben Eifer wie später, wenn auch nicht mit dem nachmals so stark ausgeprägten Gegensatz gegen die Franzosen, die erste wirklich congeniale Aeußerung eines Deutschen über den großen Briten eröffnete die gewaltige segensreiche Wirksamkeit, die Shakespeare auf die deutsche Litteratur übte und die bald auf dem Berliner Theater sich zu äußern begann. Auch auf anderen litterarischen Gebieten zeigte sich Lessing als Entdecker: er wies nachdrücklich auf die Volkslieder hin und deutete, ohne doch in die Ueberschwänglichkeit des Entdeckers zu gerathen, auf die Schätze, welche in

*) Goedeke IV, 1, S. 130.

der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts verborgen lagen. Solcher Hervorhebung heimischer und ausländischer Kostbarkeiten stand die Herabsetzung vermeintlicher Berühmtheiten gegenüber. Noch ein paar letzte Stöße empfing Gottsched, ein paar Gnadenhiebe, um anzudeuten, daß der am Boden Liegende nicht völlig todt sei. Mit den alten Fechterkünsten wurden die Uebersetzer abgethan, die sorglos in ihrer Wahl und schnellfertig mit der Ausführung oft genug unbedeutende Werke in unwürdigster Gestalt dem Publicum darboten: „dergleichen schlechte Uebersetzer sind unter der Kritik". Auch kleine Geister wurden mit unsäglicher Verachtung und grausamer Ironie abgethan; „elende Scribenten," die nun in Folge von Lessing's Hohn ein trauriges Dasein in der Litteraturgeschichte fristen müssen. Einer der wesentlichen Unterschiede zwischen dieser kritischen Arbeit Lessings und ihren Vorläufern war der, daß außer den abgethanen Größen und kleinen Geistern nun auch jüngere Schriftsteller von Ruf, die bereits eine Schar beifallslustiger Verehrer um sich gesammelt hatten, befehdet wurden. Bei den deutschen Dichtern und Kritikern war es zum stehenden Satz geworden, daß es auf dem deutschen Helikon herrlich wäre; die Einzelnen beeiferten sich, ihre Genossen und sich selbst mit berühmten Poeten des Alterthums zu vergleichen. Im Gegensatze zu einer solchen Manie, die durchaus nicht einer harmlosen Spielerei gleichzusetzen war, verkündete Lessing gleich am Anfange der kritischen Abrechnung seinem Correspondenten, einem preußischen Officier: „Die zwei gefährlichen, mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. (Gegen hundert Helden und tausend Thaten) kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten."

Unter den deutschen Schriftstellern, die mit solcher Bezeich-

nung gemeint waren, sind zunächst Wieland und Klopstock zu nennen, die beiden, die wirklich mit Lessing das klassische Zeitalter unserer Litteratur begründeten. Wieland wandelte aber damals seine seraphischen Wege und bildete sich ein, als Dramatiker Lorbeeren zu erringen. Lessing war der Erste, der diese Wege und Ansprüche für falsch erkannte und mit größter Entschiedenheit vor der Verfolgung beider warnte. Schon in einer Besprechung Wieland's, dem unverhohlen ein Plagiat nachgewiesen wurde, kamen ernste Wendungen gegen des Schriftstellers erheuchelte religiöse Gesinnung vor: „Die christliche Religion ist bei Hn. W. immer das dritte Wort. Man prahlt oft mit dem was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine." Häufiger und entschiedener aber zeigte sich die religiöse Anschauung Lessing's, zu deren Formung und Vertiefung der Berliner Verkehr gewiß nicht bedeutungslos gewesen war, in den Wendungen gegen Klopstock und seine Jünger. Schon der Meister, dessen „Messias" mit dem nöthigen Respect behandelt wurde, mußte über seine geistlichen Lieder das bittere Wort vernehmen, „sie sind so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet". Seine Jünger aber, Cramer und dessen Schildknappen, wurden weit härter angegriffen. Mit besonderer Strenge wehrte Lessing des Ersteren Satz ab: „Rechtschaffenheit ohne Religion seien widersprechende Begriffe". Bei dieser Abwehr brauchte er den schönen Satz, der als reife Frucht der Aufklärungsideen bezeichnet werden muß: „Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unsere Bewegungsgründe rechtschaffen zu handeln vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten als den rechtschaffenen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus und ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten können neue Bewegungsgründe rechtschaffen zu handeln werden und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne

Wirkung bleiben müssen? Daß es keine Redlichkeit gibt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?"

Der Kämpfer, der in so rücksichtsloser Weise nach allen Seiten Schläge austheilte, war kein mürrischer, griesgrämiger Geselle. Vielmehr war er mit Ramler und anderen Freunden heiter und ausgelassen, ein gerngesehener Theilnehmer fröhlicher Trinkgelage, ein Sänger übermüthiger Zechlieder. Mit Sehnsucht dachte er später an die mit Ramler's Freunden verbrachten Freitag-Abende zurück und wünschte „noch itzt alle Wochen einmal in Gesellschaft sovieler rechtschaffener Leute sich satt zu essen, satt zu lachen und satt zu zanken."

Als Lessing das vierte und letzte Mal nach Berlin kam, begann er, wie er bescheiden schrieb, „ein Mann zu werden". In Wirklichkeit war er der erste Schriftsteller Deutschlands. Er hatte die fünf Breslauer Jahre, die arbeits- und entwicklungsreichsten seines Lebens, dazu benutzt, um „Minna von Barnhelm" zu vollenden und die Materialien zum „Laokoon" der Ausarbeitung nahe zu bringen. Er fand in Berlin die alten Freunde, er besaß in Ch. F. Voß einen zuverlässigen, ihm nahestehenden Verleger. Und doch ging er von Berlin fort. Die Gründe seines Weggangs sind nicht bloß in dem zufälligen Ruf zu suchen, den er nach Hamburg erhielt, sie lagen vielmehr tiefer. Zunächst fühlte er sich seinen Freunden innerlich entfremdet, trotz aller Herzlichkeit, die er später in einzelnen Momenten heftig empfand: die merkantilische Rührigkeit, die immer stärker hervortretende Eitelkeit Nicolai's stießen ihn ebenso ab, wie Ramler's schulmeisterliche Pedanterie und selbst des guten, aber stets scheuen Moses rücksichtsvolle Bewunderung konnte ihm lästig werden. Sodann war es das Unbehagen des freien Schriftstellers, in dieser großen „verzweifelten Galeere" von den fleißigen Beamten, die mit ihm lebten, als Müßiggänger angesehen zu werden und doch die Gewißheit, „das Einzige, worauf ich so bange gehofft, und worauf man mich so lange vertröstet," nicht zu erlangen. Was das Einzige auch gewesen

sein mag, die Stellung eines Theaterdirectors, zu der ihm Quintus Icilius, die eines Bibliothekars, zu der ihm Nicolai, die eines Directors des Joachimsthalschen Gymnasiums, zu der ihm Stosch verhelfen wollte — alle mit wenig Eifer und viel Flunkerei —; man muß in den Klageruf Gleim's ausbrechen, der bei Lessing's Scheiden aus Berlin ertönte: „Ein böser Geist bringt Berlin um den Ruhm eines deutschen Athens". Endlich aber — und dies war das Entscheidende — wurde Lessing durch seine Abneigung gegen das fridericianische Berlin fortgetrieben. Gewiß warf er manchmal, von Leipzig und von Breslau aus, sehnsüchtige Blicke nach der preußischen Residenz, aber diese Sehnsucht war weniger eine Folge des Guten, was er in Berlin erhoffte, als des Peinlichen und Unbehaglichen, das er, sowohl in Umgang als in Beschäftigung, in jenen Städten auszustehen hatte. Man geht gewiß zu weit, wenn man, wie es neuerdings geschehen ist, „Minna von Barnhelm" eine vollkommene Satire auf das preußische Regiment nennt, aber denen gegenüber, die im „Soldatenglück" eine Glorificirung preußischen Wesens sahen und in der gelegentlichen Rühmung der Güte des großen Königs Gipfel und Tendenz des Stückes erblicken wollten, hatte Nicolai gewiß Recht, als er in dem Stück viele Stiche auf die preußische Regierung fand. Lessing, der freie Mann, wünschte keine Unterstützung seitens eines Mäcens und wie er später den im Voraus als Schmeichler denuncirte, der jenes Zeitalter der Litteratur das Friedrich's des Zweiten zu nennen wagen würde, so sah er verächtlich auf alle die Dichterlinge hin, die sich nach den großen Kriegsthaten immer lobeifriger und belohnungssüchtiger um den großen Helden drängten. Lessing, der deutsche Mann, der als Inhalt seines ganzen Lebens den Kampf betrachtete für die deutsche Sprache, für ihre Befreiung von den übermächtigen Schwestern, für die Ebenbürtigkeit der deutschen Litteratur mit den übrigen Litteraturen, sah ohnmächtigen Zorns auf die Herrschaft des französischen Geistes. Lessing, der wahrhafte Aufklärer, meinte — und nur darin hatte er

Unrecht — in der Berliner Aufklärung Halbheit und Unaufrichtigkeit, Frechheit und Zügellosigkeit zu sehen. In dem Momente, da Lessing aus Berlin schied, erklärte er, „es werde ihm nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen"; nur seine Freunde würden ihm theuer bleiben, „aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten" und dann folgt ein bedeutungsvoller Gedankenstrich, der sich von selbst erklärt. Deutlicher wurde er (Nov. 1768), da er ausrief: „Wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles was man da sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen". Am deutlichsten endlich erklärte er sich in jener berühmten Ausführung (Aug. 1769), die ebensowenig wie die früheren ein Ausfluß augenblicklicher Verstimmung oder eine Nachwirkung erlittener Kränkungen, sondern ein Resultat redlichen Nachdenkens ist, und die, wenn sie auch ein trauriges Zeugniß für die Beurtheilung Berlins seitens des größten damaligen deutschen Schriftstellers ist, an dieser Stelle nicht fehlen darf:

„Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist."

Lessing's wahrster Freund in Berlin war Mendelssohn. Ihm folgten die Aufklärer, besonders die Juden. Sie bildeten sich an Lessing's Stil und Anschauungsweise, in der sie manche ihrer Eigenschaften: Verstandesklarheit, scharfe logische Zuspitzung zu erkennen glaubten. Sie wurden nicht müde, sich an seinen prosaischen Schriften zu erbauen; „Nathan", in dem man Mendelssohn zu erkennen glaubte, wie einige seiner Getreuen in anderen Personen des Stückes, wurde ihre weltliche Bibel. So weit ging ihr gläubiger Eifer, daß sie keine Götter neben ihm duldeten und ihre geistige Schätzung so durchaus nach ihm bestimmten, daß sie ungerecht wurden und unempfänglich blieben gegen Große, die nach ihm kamen.

In dieser Einseitigkeit der consequenteste war Lessing's christlicher Freund Ch. Fr. Nicolai, 1732—1811*), in Berlin geboren und gestorben, nur wenige Jahre außerhalb Berlins, in Halle und Frankfurt a. O. zubringend. Er war Kaufmann, ein mächtiger Buchhändler und Verleger, in seinem Geschäftskreise hoch angesehen, von einem großen Freundeskreise umgeben, in der Stadt beliebt, ein munterer Erzähler, ein angenehmer Ge-

*) Ueber Nicolai die vortreffliche Zusammenstellung D. Jacoby's bei Goedeke IV, 1, 168—175. Der in der K. B. aufbewahrte Briefwechsel bot neuerdings zu vielfachen Veröffentlichungen Veranlassung, leider nicht zu einer erschöpfenden Biographie. Göckingk's Buch (1820) war schon für seine Zeit ungenügend. Recht brauchbar Muncker in A. D. B. 23, 580 bis 590. Sehr umsichtig und fleißig Minor in: Lessing's Jugendfreunde. (Kürschner D. N. Lit. 72, S. 276—323.) Einzelnes in G. Ellinger's Neudruck des „Kleinen feynen Almanachs" (Berl. Neudr. I, 1. 2). Der „Sebaldus Nothanker", freilich mit den Chodowieckischen Kupfern, würde einen Neudruck verlohnen. Die Stelle Bürger's im Briefwechsel I, 119fg. Die mitgetheilte Stelle Seb. Noth. II, 25fg. — Allgemeine und Neue allgemeine deutsche Bibliothek, im Ganzen 225 Bände nebst 31 Bänden Anhängen, erschien 1765—1806, bis 1792 und von 1801 in Nicolai'schem Verlage, Berlin und Stettin, von 1792—1800 (während der Zeit des preußischen Verbots) in Kiel im Bohn'schen Verlag. — (Parthey), Die Mitarbeiter an Fr. Nic. A. D. B., Berlin 1842, bedürfte einer neuen Bearbeitung, wie an einzelnen Beispielen in Z. f. G. d. Juden in D. V, S. 82fg. gezeigt ist.

sellschafter, ein treuer Freund. Wenn man ihn auf dem Therbusch'schen Bilde sieht, inmitten einer zahlreichen Familie, gleichsam als Patriarch thronend, so hat man die beste Vorstellung von ihm. So wollte er herrschen, auch in der Litteratur, liebreich zu seinen Kindern, wenn sie seinen Willen thaten, hoheitsvoll und streng, wenn sie versuchten, ihre eigenen Wege zu gehen. Denn für ihn gab es keine anderen Wege, als die einmal von ihm betretenen. Wo Lessing, Moses und er gewandelt — und es bildete sich allmälig bei ihm die Idee, daß er der eigentliche Pfadfinder gewesen sei — da war es gut gehen und wohnen auch für die Uebrigen. Daher wies er Alle zurecht, die andere Wege einschlugen. Die Vertreter der Volkslyrik verspottete er in seinem Almanach; die Dichtung der Stürmer und Dränger, Goethe voran in seinen „Freuden Werther's", Schiller's ästhetische Ansichten in seiner „Reise durch Deutschland", einem vielbändigen Werke, in dem er ein Arsenal von giftigen Pfeilen aufstapelte; die Philosophen, Kant und Fichte voran, in zahllosen akademischen Abhandlungen und dickleibigen Büchern. Sie Alle vergalten ihm seinen Zorn. Von den harmlosen Halberstädter Dichterlingen an bis zu Schelling — dazwischen stehen die giftigen Xenien und der unfläthig grobe Fichte — wurde er gehänselt und geschmäht, ohne daß er dadurch an seinem Selbstbewußtsein das Geringste verlor und an seinem Einfluß sonderlich viel einbüßte.

Dieser Einfluß war groß und wohlverdient. Man thut ebenso unrecht, wenn man von Nicolai als einer Persönlichkeit spricht, die nur in dem ersten Jahrzehnte ihres schriftstellerischen Wirkens etwas geleistet und dann wie eine abgethane Größe weiter vegetirt habe, wie wenn man überhaupt ihn und die Seinen mit dem Schlagwort nüchterner Aufklärerei abfertigen zu können meint. Gewiß war der einseitige Aufklärungsstandpunct der Poesie schädlich, weil er die Gebilde der Phantasie haßte und am liebsten aus seinem Reiche verdrängt hätte, aber gehört denn — so darf auch der Dichtkunst eifriger Verehrer fragen —

der Menschheit Dienst ihr allein? Jene Zeit, die eine Durchgangsstufe für eine neue Wissenschaft wie für eine neue Kunst darstellte, forderte dringend die Befreiung von Vorurtheilen aller Art. Dieser Kampf gegen das Dunkel mußte mehr von groben Keulenträgern geführt werden als von zierlichen Lanzenschwingern; er konnte nicht in einem kunstmäßigen Turnier gegen einen Hauptkämpen, sondern er mußte in beständigem Anprall gegen die Massen ausgefochten werden. In diesem Kampfe war Nicolai Meister, und in der consequenten Durchführung dieses Kampfes besteht sein Ruhm. Die Erreichung des Ideals der Humanität ist einer der schönsten Ruhmestitel unserer Classiker; unter denen, die zur Erlangung dieses Zieles mit- und vorgearbeitet haben, stehen die Aufklärer von Nicolai's Schlage obenan.

Eigensinnig und kurzsichtig, rechthaberisch und einseitig, all' das mag Nicolai gewesen sein, aber er war kein Heuchler und Lügner; die Wahrheit, wie er sie erkannte, verleugnete er nie. Vielmehr bemühte er sich, ihr auf den verschiedensten Gebieten zu dienen, dem der Geschichte, Dichtkunst und Kritik.

Nicolai's Verdienste als Historiker sind unbestritten. Am meisten that er für Berlin. Sein großes der Residenz gewidmetes Werk, von dem noch in anderem Zusammenhange zu sprechen ist, stellte mit Genauigkeit und Geschmack das Bekannte zusammen und wurde eine wichtige Fundgrube für alle späteren Bearbeiter. In zahlreichen Einzeluntersuchungen stellte er, meist anknüpfend an Tagesfragen, auf Grund einer reichen Belesenheit oder besonderer archivalischer Forschungen Berlinische Facta fest, gern bereit, durch solche Aufhellungen der Sache der Aufklärung zu dienen. Mit Vorliebe erzählte er litterarische Vorkommnisse, in denen er mit Recht oder Unrecht eine Rolle gespielt zu haben meinte. Gern führte er in leichten Erzählungen die fridericianische Zeit vor. Da auch er in seiner reichen Erdenlaufbahn die Richtigkeit des Goethischen Ausspruchs zu erproben hatte: „Lange leben, heißt Viele überleben", so schilderte er Viele, mit denen er länger oder kürzer zusammen gewesen war: Abbt,

Engel, Teller, Möser, Ew. Kleist, Schirach, Thiébault u. A. Ihnen waren Gedächtnißschriften, Erinnerungsblätter gewidmet, bei denen in die freundliche Anerkennung der Verstorbenen wehmüthige Klagen des Alternden hineinklingen, ungemessenes Selbstlob mitunter mißtönend wirkt.

Als Dichter bedeutete Nicolai wenig, wenn er in komischen Erzählungen und breiten Romanen die Meinungen eines Einzelnen zu bekämpfen unternahm. Aber er gewann einen hervorragenden Platz, wenn er einen lebendigen Stoff, wie in „Sebaldus Nothanker" ergriff. Dies Buch, das einen ungeheuern Erfolg hatte, in mehreren außerordentlich starken Auflagen, Nachdrucken, Uebersetzungen verbreitet, von der Kaiserin von Rußland ausgezeichnet wurde, fand nicht bloß bei den Urtheilslosen Beifall. Selbst Bürger, der Nicolai's Ware nicht eben blind bewunderte, schrieb damals: „Endlich hat sich denn doch einmal einer eines Originalstoffs bemächtigt und ihn meistentheils schön verarbeitet". Wirklich war es ein Originalstoff, nicht fremden Mustern entlehnt oder aus fernen Ländern entnommen. Deutsches Leben ward hier geschildert, Zustände und Personen der damaligen Zeit vorgeführt. Nicht darin liegt die Bedeutung des Romans, daß einzelne seiner Figuren, wie Stauzius, Säugling und Rambold, die durchsichtigen Masken von Goeze, J. G. Jacobi und Riedel trugen — was Nicolai fast leid that — auch nicht in der Intriguenführung und Lösung, die recht willkürlich ist, sondern in der naturgetreuen Wiedergabe des Gesehenen und Erlebten. Das sind die Pfarrer, die wegen ihrer religiösen Richtung litten, sich nicht selten in thörichte Untersuchungen und seltsame Abenteuer einließen, dies sind die Litteraten und Verleger damaliger Zeit, dies sind die Adligen mit ihrem Hochmuth, ihren gesellschaftlichen Unarten, ihrer Unterdrückung redlichen und vernünftigen Strebens. Die Berliner Geistlichen waren so geschildert, daß Chodowiecki bei der Vorführung seiner köstlichen Predigertypen sich dadurch ohne Weiteres inspiriren lassen konnte. Solche Beobachtung kleiner wirklicher

Züge, denen eine neue Schule alleinige Berechtigung zuerkennt, ist ja gewiß nicht die höchste Poesie; aber wo gibt es in der ganzen damaligen Litteratur eine naturwahre Schilderung, wie die folgende Beschreibung des Sonntagspublicums im Berliner Thiergarten.

„Es war drey Uhr, und es war also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen und sich und ihr Leben, bey einem Spaziergange und bey einem geringen Labetrunke herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeessen füllten die Zelter an, und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weißagten neue Auflagen und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen. Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen, vornehmes Standes sein sollte, war itzt vom gemeinen Manne, im besten Anputze und voll fröhliches Muthes, angefüllt. Da war mancher gesunder Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hut köstlich geputzt, neben ihm in silberbebrämter Mütze, seine rothbäckige Liebste, die, zur Feyer dieses ihm längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke übereinandergezogen, und ihre neuen kalmankenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß seine Frau ihres Mannes Stock in ihrer rechten Hand führte, ihre fünfzehnjährige Tochter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, die unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickten. Die große Allee von der Stadt her, war von Spaziergängern zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten bis ans Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisirte Köpfe, und Aufsätze

nach der neusten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden."

Seine Hauptthätigkeit entfaltete Nicolai als Kritiker. Mehr als ein halbes Jahrhundert war er Herausgeber kritischer Zeitschriften und ihr Hauptmitarbeiter, der auch die Arbeit der Genossen zu bestimmen suchte. Er ging aus von der schönen Litteratur und endete mit einer kritischen Rundschau über das gesammte Wissenschaftsgebiet. Zuerst mengte er sich in den Streit der Parteien und lavirte in ihm, ohne sich bestimmt für eine zu entscheiden; zuletzt suchte er den Ton zu dictiren, den die Männer der Wissenschaft reden, den Weg vorzuzeichnen, den die Wissenschaft gehen sollte. 1755 gab er allein die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" heraus. Sein Muster zu diesen Briefen, nicht bloß zur Briefform, sondern auch zur Ausdrucks- und Betrachtungsweise, war Lessing. Ihm folgend stellte er Gottsched nur als einen todten Mann hin, richtete seine Hauptangriffe gegen die Schweizer Dichter und forderte in ästhetischen Dingen eine unerbittliche Kritik. Die Wirkung der Briefe war die Vernichtung von Bodmer's Einfluß und das Schwinden der Vorstellung, daß der Streit zwischen Sachsen und Schweizern die eigentliche Hauptangelegenheit des litterarischen Deutschlands sei. Auf die Briefe folgte 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", die in Leipzig erschien und schon 1759 auf C. F. Weiße überging. Sie hatte weder unter der früheren noch unter der späteren Leitung große Bedeutung: Muth und Angriffslust des ersten litterarischen Waffenganges waren verraucht, statt deren herrschte große Zahmheit in der Beurtheilung der Litteraturgrößen und die schon damals dem Antiquirtsein nahe Anschauung, daß das Moralisirende, Lehrhafte Hauptinhalt und Grundzweck der Dichtung sei. Immerhin übte die Zeitschrift, deren Herausgeber sich theoretisch viel mit dem Trauerspiel beschäftigte, eine gute Anregung aus durch ihr Preisausschreiben für die beste Tragödie. Dann folgten die „Litteraturbriefe", die schon oben gewürdigt wurden.

Nicolai's eigentlicher Ruhmestitel aber ist die 1765 begründete und fast bis zu seinem Tode fortgeführte „Allgemeine deutsche Bibliothek". Dieses Werk, das schon durch seinen Riesenumfang und die Consequenz seines Herausgebers imponirt, ist ein lautes Zeugniß für dessen schlechte und gute Eigenschaften: für seine Einseitigkeit und Rechthaberei ebensowohl als für sein treues Festhalten an einer großen idealen Aufgabe. Gewiß war es eine große Recensiranstalt, in der manche Wichte des Herren Lied sangen, dessen — übrigens kärglich zugemessenes — Brot sie aßen, aber Nicolai konnte ebensowenig die Meinung all der Einzelnen dictiren, wie die Mitarbeiter im Allgemeinen sich eine Bestimmung ihres Standpunctes anweisen ließen. Es ist eine grobe Verkennung des Werkes, wenn man es nach den Recensiönchen über schöne Litteratur beurtheilen will, die von vornherein als Beiwerk angesehen und endlich fast ganz ausgeschlossen wurden; wenn man nur Merck, der sich bald zurückzog, Eschenburg, Knigge, Musäus, die bedeutendsten Recensenten des litterarisch-ästhetischen Faches, namhaft macht und mit einem Seitenblick auf die vielen damals lebenden hervorragenden Vertreter dieser Richtung die Inferiorität des Berliner kritischen Instituts dargethan haben will. Sind denn wirklich Biester, Böttiger, Blankenburg, Dohm, Engel, Erich, Gatterer, Griesbach, Henke, Hermbstädt, Heyne, Jakobs, Iselin, Klein, Langer, Reinhold, Resewitz, Schlözer, Schmid-Phiseldek, Sprengel, Tychsen, — sind denn diese und andere Historiker, Politiker, Statistiker, Archäologen, Orientalisten, Philologen überhaupt, Juristen, Philosophen, Physiker und Mediciner lauter Leute, die man in Bausch und Bogen verdammen kann? Oder sind es nicht vielmehr Mitarbeiter, die jede Zeitschrift gern in den Kreis der Ihrigen aufnahm? Keine kritische Zeitschrift in Deutschland kann durchweg Musterleistungen aufweisen: neben meisterhaften Einzelarbeiten in der „Jenaer Litteraturzeitung" oder den „Berliner Jahrbüchern" steht viel Mittelgut, mit dem die „Allgemeine deutsche Bibliothek" recht wohl den Vergleich aushalten, dem sie manches Werthvollere

voransetzen kann. Man darf kühnlich behaupten, daß der Leser eines beliebigen Jahrganges dieses Riesenwerkes einen, wenn auch nicht vorurtheilsfreien, aber immerhin verständigen und lehrreichen Ueberblick über den Stand des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland erhalten kann, daß unterrichtende Referate, verständige kritische Bemerkungen durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Eine Einseitigkeit Nicolais aber, die man ihm als besondere Unehre angehängt hat, sichert der Zeitschrift eine bleibende Bedeutung: sein unermüdlicher Streit für die Aufklärung, sein unaufhörlicher Kampf wider Schwärmerei, Kryptokatholicismus, Pfaffenherrschaft, Unduldsamkeit, die er bis in ihre äußersten Schlupfwinkel verfolgte und selbst da aufsuchte, wo sie sich gar nicht befanden. Nicht mit Spott sollte man die „Bibliothek" betrachten, sondern mit ernster Achtung. Sie war von außerordentlicher Einwirkung, wie Gervinus sagt, „durch die stete eintönige Wiederholung der einfachen Wahrheit, daß theologische Streitigkeiten nicht Religion seien, daß die Religion nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk sei ... Durch sie wurde Duldsamkeit ein Wahlspruch der Zeit." Und so mögen die Betrachtung Nicolais die folgenden dem Schriftsteller und seinem Hauptwerke geltenden Sätze Biesters abschließen, der wie Tiedge und andere wackere und urtheilsfähige Männer den verstorbenen Freund ebenso beklagte, wie er dem Lebenden gehuldigt hatte. Sie lauten: „Ein Werk von solchem Umfange über unser gemeinschaftliches deutsches Vaterland und von solchem Einfluß auf alle Provinzen desselben, wie keine Nation ein ähnliches aufzuweisen hat! Nun erst erfuhr Deutschland, was überall litterarisch in ihm vorging; es lernte sich selbst kennen und kam eben dadurch in nähere Verbindung mit sich selbst ... Dies Werk hat eine Wirksamkeit geäußert, die eine wahre Revolution von der heilsamsten Art in allen Theilen der Wissenschaft und Cultur, ja in der ganzen Denkungsweise des deutschen Volkes hervorbrachte. Wer drei kritische Werke begründet oder herausgegeben hat, wie die Leipziger

Bibliothek, die Litteraturbriefe und die allgemeine Bibliothek und zwar zu einer Zeit, wo nichts Aehnliches vorhanden war, der kann ruhig zusehen, wenn nachher mit frischer Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten, die von ihm schon durchmessen worden ist."

War Lessings Geist in seinem kritischen Nachfolger wirksam, wenn auch in einer gewissen Entartung, so zeigte er sich nicht lebendig in den Poeten. Keiner der nach Lessing kommenden Lyriker und Dramatiker, von denen wenigstens einige hervorgehoben werden sollen, kann als Lessings ebenbürtiger Genosse bezeichnet werden.

„Die unglückliche Liebe für die französische Litteratur benimmt der deutschen alle Hoffnung eines besseren Fortganges." So klagte Mendelssohn im Jahre 1767*). Gegen Ende dieser Periode schwand die Alleinherrschaft des Französischen, so daß ein im Ganzen wohlunterrichteter Zeuge**) (1783) nicht ganz mit Unrecht sagen konnte: „Man ist im Ganzen hier nicht französisch. Ich habe fast noch nirgends, weder in Deutschland noch in England, mit solcher Stärke und zugleich solcher Gründlichkeit gegen die Franzosen reden hören . . . Die angesehensten Männer hier sprechen mit jedem Fremden, von dem zu vermuthen ist, daß er deutsch versteht, deutsch. . . . Ein Franzose zu sein gibt bei den besten Menschen hier ganz und gar keinen Anspruch auf vorzügliche Achtung."

Trotz der großen, in den ersten Jahrzehnten fast allgemeinen Verbreitung des Französischen, trotz der offenen Begünstigung dieser Sprache durch den König blieb das Deutsche nicht bloß die Sprache der Poeten, sondern auch die der Beamten und der

*) Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschl. I, 110.
**) Berl. Monatsschr. III, 551.

Wissenschaft. Für beides mag je ein Zeugniß genügen. Als ein französischer Abenteurer, auf des Königs bekannte Neigung bauend, um ein Amt bat, wurde er abgewiesen mit der Begründung*): „die deutsche Sprache ist ein wesentliches und unerläßliches Erforderniß für alle diejenigen, welche dergleichen erstreben." Ein Berliner Gelehrter aber theilte in der Vorrede zu einer wissenschaftlichen Arbeit mit, er hätte sie lieber lateinisch geschrieben, „aber den Buchhändlern zu gefallen, welche sich heutigen Tages nicht gern mit lateinischen Sachen bemengen, weil sie ihnen mehrerntheils, wie sie sagen, auf dem Lager bleiben, habe ich meinen Vorsatz ändern müssen"**).

Die Berliner Dichter ließen sich durch die ihnen bekannte Thatsache, daß Friedrich der deutschen Litteratur abgeneigt war, in ihren Versuchen nicht entmuthigen. Keiner ahmte dem Beispiel des Poeten nach, dessen Gedicht Prinz Ferdinand von Braunschweig an seine Schwester schickte (3. März 1755), der als Loblied, das er dem größten Geist „den alle Welt aus einem Munde preist" widmete und zugleich als Entschuldigung für seine Kürze die Worte anführte:

Monarch, sang ich und weiter nicht,
Er liest ja doch kein deutsch Gedicht.

Sie dichteten unentwegt fort, wenn auch gar manche unter ihnen ihrem Könige nicht verzeihen konnten, daß er sie unbeachtet ließ. Denn zu fern waren sie von Schillers Hoheit, um mit ihm die deutsche Muse zu preisen, daß sie sich selbst ihren Werth erschuf, da sie ungeehrt von Friedrichs Throne ging. Sie hätten gewünscht, den Franzosen gleich an des Königs Tisch zu sitzen und seine Bewunderung zu erregen und merkten in ihrem Bewunderungstaumel gar nicht, daß, um mit Goethe zu reden, der höhere eigentliche Lebensgehalt erst durch Friedrichs Thaten in die deutsche Poesie kam.

*) C. O. vom 9. Juli 1780, vgl. Deutsche Litt.-Zeitg. 1892 S. 802.
**) Oelrichs Schrift über die Bibliothek 1752, Einleitung.

Joh. Vict. Krause*) war einer der ersten Friedrichssänger. Er war als litterarischer Kritiker der Spenerschen Zeitung scharf gegen die Fehler Anderer, aber ziemlich nachsichtig gegen sich selbst. Er hielt etwas von seinen Dichtungen und verwahrte sich gegen üble Nachrede: „Will man mich hämisch kneipen, so will ich kratzen. Will man mich tückisch schlagen, so will ich beißen. Will man schweizerische Stilette gegen mich schärfen, so will ich neapolitanische wetzen.“ Er war der officielle Dichter seiner Zeitung, der, seitdem er das dieser ertheilte allergnädigste Privilegium besungen, nicht müde ward, am Neujahrstage und am 24. Januar des Königs Lob zu verkünden. Er blieb durchaus getreu der Weise der Gelegenheitsdichter seiner Zeit und füllte wie diese seinen dicken Band mit „Lob-, Glückwünschungs-, Hochzeit- und Trauergedichten“; auch die wenigen vermischten Gedichte und die erbaulichen Todesgedanken, letztere die Erstlinge seiner Muse, sind von Pietsch, Gottsched und deren Nachfolgern schwer zu unterscheiden. Wie jene gebrauchte er mit Vorliebe den Alexandriner, dichtete „im Namen Anderer“, wurde sehr deutlich in der Ausmalung der Ehefreuden und der angewünschten Nachkommenschaft. Viele bekannte Berliner Namen trifft man bei ihm an: Wegeli und Küster, Grunert und Schlüter. Wünschte er Unbekannten Glück, so konnte er ebenso warm werden, wie wenn er seinen Patronen huldigte, wie z. B. in dem Gedichte: „Da vierundzwanzig Jahr Herrn Haudens Redlichkeit Der edlen Spenerin die reinste Liebe weiht, So wünscht an diesem Fest dem hochgeschätzten Hause Viel Heil und Wohlergehn ein treuer Diener Krause.“ In den Trauergedichten beklagte er mit conventioneller Leichenbittermiene fürstliche Personen und hohe Beamte, besonders

*) Auserlesene Deutsche Gedichte, verfertiget von Johann Victor Krause. Zweyte und um die Hälfte vermehrte Auflage. Berlin, Haude und Spener 1751. 8 Bll. und 656 SS. — Bei Goedeke III, 355 ist nur der Titel erwähnt. Krause war der Redacteur der Spenerschen Zeitung und starb 1767, geb. 1692. — Die Sammlung ist dem Minister G. D. v. Arnim gewidmet; die frühere Sammlung erschien Halle 1733/34 in 2 Bänden.

Hallenser Professoren, schlichte Bürger; mochten sie satt an Tagen dahingehen oder frühzeitig verunglücken, stets verfügte er über ein reichliches Thränenmaß und über Tröstung mit Unsterblichkeitshoffnungen. Brave Männer wie er, die ein trauriges Geschick zum Versehandwerk verdammte, besaßen gewiß so gut wie wir echtes Gefühl, aber sie erstickten es in alltäglichen Phrasen. Selbst für Ambrosius Haude, seinen „holden Freund“, der ihm „bis ins zwölfte Jahr Vorbild deutscher Treue war“, fand er nur die leeren Worte: „Entschlafner Haude, diese Zeilen, Die dir den letzten Dienst ertheilen, Sind völlig von Verstellung frei, Mein Herz stimmt jedem Ausdruck bei.“ Was Wunder, daß er bei den vielen anderen Fällen, bei denen er innerlich gar nicht betheiligt war, sondern nur das Amt eines bezahlten Thränenhelden verrichtete, die eigene Trösterunfähigkeit mit den Versen bekannte: „Gebeugtes Vaterherz, mein Trostwort ist zu schwach; Die beste Redekunst hemmt kaum ein einzig Ach. Wen deine Noth nicht rührt, der ist von Stahl und Steine; Ich kann nichts anders thun, als daß ich mit dir weine.“

Das eigentliche Können der Berliner Poeten wird durch die Trias: Gleim, Ramler, die Karschin bezeichnet.

Gleim ist kein Berliner und doch muß er als Chorführer der Berliner Dichtung zur Zeit Friedrichs des Großen bezeichnet werden. Wer je in die bändereiche gedruckte Correspondenz des Halberstädter Dichters geblickt, oder noch besser in den Briefbänden des gastlichen Archivs am Domplatz in Halberstadt geblättert hat, der weiß, wie Gleim, trotzdem er selten und immer nur auf kurze Zeit in Berlin lebte, doch auf Berlin stets seine Blicke lenkte. Auf diese Stadt und ihre Dichterschule übte er demgemäß auch die nachhaltigste Wirkung.

Nicht von Gleim, dem Anakreontiker, sondern nur von Gleim, dem Friedrichssänger, kann in diesem Zusammenhange die Rede sein. Das Lob Friedrichs war seine Religion. Wie ein echter Gläubiger war er fromm aus innerm Bedürfniß, ohne jede Hoffnung auf Vergeltung. Mit trüber Resignation,

die von Selbstironie nicht frei ist, verwahrte er sich einmal gegen die Beschuldigung des Schmeichelns (Werke V, S. 12): „Von meinem Friederich Wär' ich ein Schmeichler? — Ich, Aus dessen Munde sich Kein Wort begeben darf, das nicht das Herz auch spricht, Bedenkt: mein Lob ist deutsch und deutsches liest Er nicht."

Ebenso wie den König rühmte er dessen Stadt. Wie jenem, so fehlte es dieser gegenüber nicht an Uebertreibungen. „Rom", so schrieb er einmal*) „ist nicht so schön als Berlin", sagte zu mir der Freiherr von Fürstenberg, der beide Jahre lang gesehen hat. Und der Umgang mit Menschen höhern und niedrigeren Standes kann an keinem Ort in der Welt ungezwungener und angenehmer als zu Berlin sein". Wie er allerlei Raritäten des Königs erhielt: Hut, Schärpe, ledernen Geldbeutel**), freilich nicht durch den ursprünglichen Eigenthümer, sondern durch Freunde und Gönner, die seine Verehrung theilten, so bekam er auch von seinen Berliner Correspondenten Krause, Ramler, Sulzer allerlei Nachrichten über das Leben der Stadt. Durch öftere Reisen suchte er seine Kenntniß zu ergänzen und gestaltete sich immer mehr ein Idealbild der Stadt und ihrer Bewohner. Lessing, der offen genug war, auch ihm seine tadelnden Bemerkungen gegen Berlin nicht vorzuenthalten, fügte alsbald hinzu: „Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth."

Gleim hatte das Unglück, seinen Ruhm und seine Zeit zu überleben. Er starb nur wenige Jahre vor Schiller und glaubte doch bis zum Ende seines Lebens in jener Zeit zu verharren, da Liebes- und Weingedichtchen als einzige Beschäftigung der Poeten galten. Gegen die Klassiker verzehrte er sich in kraftlosem und langsamem Zorn; nur an Herder schloß er sich näher an, um mit ihm im Schmollwinkel zu sitzen. Sonst trieb er seinen Freundschaftscultus weiter und konnte nicht begreifen, daß

*) 1772 an Heinse. Pröhle: Lessing, Wieland, Heinse S. 143.

**) (W. v. Maltzahn) Catal. d. Ausstellung im Concertsaale des Kgl. Schauspielhauses in Berlin 1870. S. 27 fg. 28. 30.

starke Parteiungen, die durch weit größere Gegensätze begründet waren als die sächsisch-schweizerischen Streitigkeiten, die deutsche Poetenschar spalteten. Er lebte fort in seiner Friedrichsschwärmerei und wurde unsanft aufgeschreckt durch die Beobachtung, daß die Franzosen 40 Jahre nach Roßbach andere Kämpfer geworden waren, daß politische und religiöse Ideale, statt eines Commandowortes, die Massen in die Schlacht trieben. Er dagegen glaubte, er könnte gegen die Ohnehosen etwas ausrichten, wenn er eine Faust in der Tasche machte und den Schatten Friedrichs hervorriefe.

Denn diese Verehrung Friedrichs war seine Stärke. Sie hatte ihn einmal und nicht wieder zum wahren Dichter gemacht. Man mag zweifeln, ob die „Preußischen Kriegslieder, in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier" wirklich auf den Märschen und in der Ruhe von den Soldaten gesungen wurden — ein 63strophiges Lied, wie das auf die Schlacht von Roßbach, singt sich nicht leicht — aber man kann nicht in Abrede stellen, daß man es hier mit einer wahrhaft dichterischen Leistung zu thun hat. Das erkannten E. v. Kleist in einem lobenden Aufsatze an, Lessing in einem Vorbericht, in dem er Gleims Leistung so würdigte: „Heroismus ist die ganze Begeisterung unseres Dichters"; Herder in den entzückten Worten: „Nationalgesänge, die keiner unserer Nachbarn hatte, keiner unserer Nachbarn uns entwenden könnte"; Schiller und Goethe, die als sie den Alternden tadelten, „die Kraft und die Schnelle" lobten, „die einst des Grenadiers herrliche Saiten beseelt". Von der Eröffnung des Feldzuges bis zur Eroberung der Stadt Breslau wußte der Dichter die großen und kleinen Ereignisse des Kriegs mit seinem Sange zu begleiten. Er schwärmte für den König, dem er den Sieg zutraute und wünschte und betrachtete dessen Feinde als unwürdige Gegner. Er gebrauchte, von einzelnem Platten und Gezierten abgesehen, dem großen Gegenstande geziemende Ausdrücke, indem er bald volksmäßig zu raisonniren, bald erhaben zu declamiren wußte. Ausdrücke wie

„Gott donnerte bei Lowositz und unser ward der Sieg", „Denn was kann wider unsern Gott Theresia und Brühl", „Was liegst Du nackender Pandur, recht wie ein Hund im Loch Und weisest Deine Zähne nur Und bellst. So beiße doch" „das fürchterliche Hudry hutt Brüllt heute kein Pandur, Heut ist er ganz und gar caput, In Wäldern brummt er nur" mußten den Kämpfern wie den Nichtkämpfern als natürliche Augenblicksschilderungen gewaltiger Ereignisse erscheinen. Aber auch wahrhaft dichterischer Schwung kam nicht selten in Gleim's Versen zum Ausdruck. Schwerin's Heldentod in der Schlacht bei Prag konnte nicht würdiger gefeiert werden als durch die Strophe:

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer,
Vom hohen Sternenzelt.

Die stolzesten und zugleich edelsten Töne fand der Volkssänger gleich in dem ersten Lied, in dem er seine Absicht mit den Worten aussprach:

Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

und mit den Versen schloß:

Dann singe Gott und Friederich,
Nichts kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe Dich,
Der in die Sonne sieht!

Gewiß hätte Niemand unter den damaligen Schriftstellern mehr als Gleim verdient, von dem Könige anerkannt zu werden, dessen treuester Herold er war. Doch dies geschah nicht. Nur einmal in späteren Jahren wurde er einer nichtssagenden Unterredung gewürdigt. Als er aber bald nach dem Kriege — so berichtete Gleim selbst einem Freunde — mit seinem Bruder auf der Straße stand, da der König mit Quintus Icilius vorbeikam, hielt ersterer auf des Obersten Bemerkung „Das ist der

Sänger der Grenadierlieder" nicht einmal den Schritt an, sondern ging achtlos vorüber.

Kaum mehr Notiz als von Gleim nahm der König von K. W. Ramler*). Dieser (1725—1798, seit 1745 in Berlin) war seit 1748 Professor am Cadettencorps, — 15 Jahre lang mit einem jährlichen Gehalt von 144 Thlr. — und als solcher mit dem Könige in einer gewissen Verbindung. Er sollte Philosophie lehren, trug jedoch statt deren die schönen Wissenschaften vor und predigte nicht immer tauben Ohren. Er wurde dem Könige vorgestellt, als dieser die Lehranstalt besuchte; der König fragte ihn nach Vaterland, Universität, Anzahl der Lectionen, Zuhörer, nur nach seinem Namen nicht und Ramler war zu bescheiden, denselben zu nennen. Wenn Gleim einmal schrieb**), der König habe Ramlers Oden gelesen, sich dafür bedankt und sein Wohlgefallen darüber ausgedrückt, so täuschte er sich und den Freund oder wurde von seinem Berichterstatter irregeführt. Denn wir besitzen einen Bericht des Erbprinzen von Braunschweig, der es von Quintus Icilius hatte, daß durch diesen dem Könige die Ramler'schen Oden übergeben, von demselben aber, nachdem er etwas darin zu lesen versucht, als unverständlich weggelegt worden seien. Mehr aber als dem Könige war Ramler's Name der Prinzessin Amalie bekannt. Sie dachte das von Ramler gedichtete Passions-Oratorium, für welches sie dem Dichter 100 Thlr. geschickt hatte, zu componiren, empfing den Dichter und unterhielt sich eine halbe Stunde mit ihm. „Er ist seitdem ein gar vornehmer Mann geworden", meinte einer seiner Berliner Freunde. Doch ist es ein schönes Zeichen für die Idealität dieses Dichters und einiger seiner Genossen, daß die Nichtachtung seitens des von ihnen so hochgepriesenen Fürsten sie in ihren Gesinnungen nicht irre machte und ihren

*) Ramler an Gleim 29. Mai 1763; das Folgende Krause an Gleim 29. Juli 1754; beide Briefe ebenso wie der Ramlers 1757 im Gl. A.
**) 1761, Pröhle 223 vgl. dagegen Vj. f. Litgesch. IV, 243; Brief aus dem J. 1773.

Huldigungen keine Grenze setzte. Selbst wenn er in Privatbriefen von dem König sprach, gerieth er in Verzückung. So schrieb er am 12. Januar 1757 an Gleim: „Unser unvergleichlicher Friedrich ist noch hier. Vielleicht geht er morgen von uns. Man sagt, er hat in seinem lieben Berlin herumfahren wollen, damit ihn alle seine Kinder sehen sollten; aber der Frost ist ja ganz russisch gewesen. Er sieht so munter aus, wie der Gott Mars und Apollo". Noch voller nahm er den Mund, wenn er seine mühsam erdachten und zusammengebauten Oden dichtete, in denen er angeblich in antiker Weise, in Wirklichkeit aber, wie man richtig gesagt hat, in antikisirender, in römischer Beleuchtung und durch französische Brille gesehener Art seinen Herrscher besang. In diesen seinen durch zahllose mythologische Anspielungen verzierten Prunkgedichten, die so schwerverständlich geriethen, daß der Herausgeber der ersten Edition einen Band Anmerkungen beigab, welcher den Text bei weitem überragte, mochte man keine Fehler entdecken, wie er, der deutsche Aristarch, sie so zahlreich in den Werken der zeitgenössischen Dichter fand und nach eignem Belieben schonungslos ausmerzte; poetische Schönheiten entnahm man aus ihnen noch weniger.

Wer den nur zum geringen Theil gedruckten Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler im Original durchblättert, der erkennt bald, daß diese beiden Menschen keine Freunde bleiben konnten. Zwanzig Jahre gingen sie zusammen, um dann dreißig Jahre so fremd neben einander herzuleben, als hätten sie sich niemals gekannt. In diesem Verhältniß, wie in seinen Lebensbeziehungen überhaupt war Gleim der Spendende, der nicht bloß den Freunden gern aushalf, weil er Geld besaß, sondern weil er Bedürfniß hatte zum Geben und am Spenden Freude fand. Er war fröhlich und wollte Freudige um sich sehen. Er war offen und theilte, was in ihm lebte, aller Welt mit. Ramler war eine kleinliche Natur, verdrossen, hinterhältig, plauderte Geheimnisse, die ihm anvertraut waren, aus, entlockte Vertraulichkeiten und gewährte keine. Gleim, dem Dichten eine innere

Nothwendigkeit war, kümmerte sich wenig um holprige Verse; für den Pedanten Ramler war jeder mißtönende Reim und jeder unvollkommene Vers ein Dolchstich. Gleim, dem das Herz höher schlug bei Anderer Empfinden, hatte vor dem Sange Anderer auch jene Achtung, die dem wirklichen Können zukommt und konnte die kleinlichen Schulmeistercorrecturen nicht vertragen, mit denen Ramler seine Lieben bedacht hatte; in dem Garten der Poesie, den Ramlers Phantasie sich ausschmückte, mußten alle Rosensträuche gleiche Höhe und Breite, alle Blumen gleiche Farbe und gleichen Duft haben. Gleim war volksthümlich, wenn er auch die hohe Stelle der Volksthümlichkeit nicht errang, die er ersehnte und vielleicht auch verdiente; Ramler war ein Gelehrter und schrieb für Gelehrte. Er versuchte sich, wenn er nicht geradezu die Alten übersetzte, fast nur in der Nachahmung antiker Metra, er brauchte zu seinen Gedichten den ganzen Olymp und versenkte sich, er, der Großstädter, wenn je einer war, in eine eingebildete Schäferwelt. Wenn Gleim von großen Dingen sprach, dann ließ er die Sachen reden und trat bescheiden hinter sie zurück; seine liebe Person in den Hintergrund zu stellen, war Ramler nicht im Stande. Darum mußte er der Welt zu wissen thun, daß er in Colberg ihr Licht erblickt, die Persanteis (Persante), das Flüßchen seiner Geburtsstadt, mußte unter den Namen glänzenderer Flüsse und Städte ihren Platz haben. Denn die erhabene Odenform und die hochtrabende Odensprache duldeten nicht, daß Menschen und Dinge mit ihren gewöhnlichen Namen genannt wurden, darum hieß Berlin Augusta, die Spree zum mindesten Sprea, aus Laudon wurde Fabius, Maria Josepha Polen ward zur Tanaquil, Elisabeth von Rußland zur Cleopatra; statt der Preußen hießen Friedrich's Völker Brennen und seine Feinde waren die Satrapen anderer Länder und die Phalangen Europas. Wenn ihm Friedrich, der für ihn wirklich der Allverehrte war, Augustus hieß, so war es nur billig, daß er, der Dichter, als Horaz neben ihm schritt. Als

Wunsch drückte er es aus und doch dünkte es ihn schönste Erfüllung:

Götter, wäre doch ich dieser beneidete
Barde! Selber zu schwach, aber gestärkt durch ihn
Und die Sprache voll Kraft, die wie Kalliopens
Tuba tönet. Wie weit ließ ich euch hinter mir,
Sänger Heinrichs und euch, Ludewigs ganze Zunft.

Als Horaz, so träumte er, sei er in die Unterwelt versetzt worden: dort werde er von Alcäus beneidet, schon höre er „froh bestürzt" sich Dichter nennen und „Pallas nimmt ihm die Wolke vom Auge, daß ihr Jünger Wahrheit und blendenden Trug erkenne". Nahm er schon zu Zeiten Friedrich's den Mund recht voll, nicht nur für seinen Heros, sondern auch für sich — so wurde er unter dessen Nachfolger noch verwegener. Dem König Friedrich Wilhelm II., der ja den von seinem Vorgänger unbeachteten Dichtern sich huldreich erwies, nahte Ramler, der dem großen König gegenüber nur zu stammeln sich getraut hatte, mit größerem Selbstbewußtsein; ihm stellte er sich als ebenbürtig zur Seite etwa mit folgenden Versen:

Mein Geist beginnt erhabene Gesänge.
Monarch, Dir ist mein Lied geweiht,
Dir meine Zunge, mein Meistergriffel.

Auch wenn Ramler zu gewöhnlichen Menschen und Dingen herabstieg, war er unnahbar und blieb eindruckslos. Seine Geliebten oder die Chloe, Lalage, Delia, die er so nennt, bleiben uns gänzlich fremd, so eifrig er in ihrem Lobe war. Sein Gedicht über den Tod einer Wachtel ist eine schwache Nachahmung Catull's; für den merkwürdigen „Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen", vermögen wir uns nicht sonderlich zu begeistern, und wer möchte den Humor eines Kampfgesprächs zwischen Wasser und Wein (Achelous und Bacchus) bewundern, der als Resultat der schönen Mischung den Apfelwein preist. Es ist seltsam, daß ein so gebildeter Dichter so geschmacklos und ein mit den Werken der Alten so vertrauter Schriftsteller so humorlos bleiben konnte. Genießbar wurde Ramler in seinen

weltlichen Gedichten nur, wenn er von seinem hohen Dreifuß herabstieg. Er drückte menschliches Gefühl aus, wenn er, der Kriegssänger, in einem Liede über den Frieden die Greuel des Krieges darstellte:

Denn ach, der Krieg verwüstet Saat und Reben
Und Korn und Most, vertilget Frucht und Stamm . . . .
Mit unsern Rossen fährt er Donnerwagen,
Mit unsern Sicheln mäht er Menschen ab,
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann erschlagen,
Nun fordert er den Knaben ab.

Oder es gelang ihm, die wirkliche Volksstimmung jener Zeit zum Ausdruck zu bringen, wenn er die ausgeklügelte Alterthümlichkeit vergaß und sich, vom Studirtisch aufstehend, in die Gesinnung versetzte (1778), welche die großen Siege des siebenjährigen Krieges ermöglicht hatten:

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führet Deutschlands größter Held,
Uns folget Ehr' und Sieg . . . .
Wir streiten noch den alten Streit,
Ein Mann verjaget vier,
Wir fragen nicht, wie stark ihr seid,
Wo stehn sie, fragen wir.

Dem modernen Kunstfreund ist Ramler mehr denn durch seine antiken und patriotischen Gesänge als Dichter der Graunschen Passionsmusik bekannt. Die Dichtung in ihrer etwas nüchternen Correctheit würde allein die Zeiten schwerlich überdauert haben, trotz einzelner schöner Stellen, die sie aufweisen kann. Doch zeigt sich in ihr die starke Beeinflussung des Dichters durch die Ideen der Aufklärungszeit. Denn, wie schon Ranke bemerkt hat*), von dem Menschenfreunde, dem Edlen, dem Heiligen, unserem Vorbilde ist viel die Rede, niemals aber von dem Gottessohn, noch von der Idee der Erlösung oder gar der Versöhnung.

*) Zur eigenen Lebensgeschichte. S. 438.

Durch Gleim und Ramler war Anna Louise Karsch (1720 bis 1791) nach Berlin gekommen (1764). Sie wurde gelobt, übermäßig gefeiert, gerieth bald in Noth und war viele Jahre nicht viel mehr als eine dichtende Bettlerin.

Das Mitgefühl, das den Betrachter des armseligen Geschickes der Poetin ergreifen könnte, wird gründlich zerstört, sobald man ihrem Wesen und Charakter näher tritt. Sie, die in ihren früheren Jahren zufrieden war, durch ihre Verse ein paar Groschen zu verdienen, erhob bald nach ihrer Ankunft in Berlin, nachdem sie den Weihrauch geschmeckt hatte, den man ihr streute, den Anspruch, eine große Dichterin zu sein; sie schmückte sich eitel mit dem Namen der Sappho, den kurzsichtiger Kritiker Weisheit ihr verliehen, sie wurde taub gegen Einwände, eingebildet auf ihre Leistungen und pochte, wenige resignirte Momente ausgenommen, auf ihre Unsterblichkeit. Sie sang von Treue, wahrte sie ihrem Gatten aber so wenig, daß sie ihn ins Elend trieb und mit Hohn überschüttete, da er sich in seiner trostlosen Lage flehend an sie wandte; sie verherrlichte die Mutterliebe, haßte aber ihre eignen Kinder und vernachlässigte, ein jämmerlicher Typus der „gelehrten Frau", Wirthschaft und Haus; sie verkündete die Hoheit und Selbstständigkeit des Dichters und hatte Anwandlungen, als Wohlthäterin Anderer zu erscheinen, aber dies Wohlthun aus den Taschen Anderer war bei derjenigen verdächtig, welche so wenig eigene Würde kannte, daß sie von Hoch und Niedrig Wohlthaten erbat oder wenigstens annahm.

Mit Charakterlosigkeit oder Niedrigkeit des Wesens kann sich ja manchmal Fülle des Talents verbinden. Bei der Karschin war dies nicht der Fall. Sehen wir von den Gelegenheitsdichtungen ab, in denen auch sie sich versuchte, mit allen Fehlern, die jener Gattung anhaften, so bleiben drei Stoffe übrig, welche die Dichterin gern und aus freien Stücken wählte, und in denen sie Talent hätte bekunden können, wenn sie solches besessen hätte: Religion, Liebe, Vaterland.

Die Karschin war fromm. Schon in ihrer frühen Jugend hatte sie geistliche Gedichte gemacht. Religiöses Gefühl also war da, dies aber zum poetischen Ausdruck zu bringen, fehlte ihr die Fähigkeit. Ihre Bezeichnung der Theologen als „Männer, die in schwarzen Röcken auf der hohen Kanzel uns entdecken, welcher Weg zum Leben richtig ist", oder des Sonntags als „des Tags, den ein erschaffender Gott nach der vollendeten Schöpfung hochheilig machte zur Ruh", mag hingehen, aber auch in größeren geistlichen Gedichten tritt diese völlige Unfähigkeit hervor. Als Beweis diene ein längeres Gedicht: „An Gott". Die Poetin will beweisen, daß die Thiere, selbst die größeren und mit den meisten Kräften begabten, Gott nicht kennen, daß aber die Menschen Gott preisen, weil — er ihnen so reichlich zu essen und zu trinken gibt. Dieser ungewöhnliche Gedanke ist ebenso ungewöhnlich ausgedrückt. Von dem Elephanten wird gesagt, er „hört Unterricht, kann tief betrachten und traurig sein dem Menschen gleich". Dem Adler wird vorgeworfen, daß er zwar zur Sonne fliegt, aber Gott nicht sieht. Der Mensch aber, der also charakterisirt wird: „Den Engeln nach, weit über Thier und Sterne, Erhaben hast Du mich gemacht", preist Gott im Frühling, Herbst und Winter selbst am Kamine, oder auch im Sommer, für welchen unsere Sängerin die Bezeichnung findet: „Und wenn mit wörterloser Stimme der Vogel Dir lobsingen sitzt".

Auch der Patriotismus, der wohl echt war, vermochte ihr kein gutes Gedicht zu entlocken. Sagt sie doch einmal selbst, mit einer bei ihr seltenen Selbsterkenntniß: „Mir fehlt zum Heldengesange Glut und ein männlicher Schwung". Ueber Kleist's, des heldenhaften Poeten, Tod dichtete sie die entsetzlichen Verse:

Holder Mai, bei jenem Sitz der Musen,
Wo die Oder ihren offnen Busen
Mit erschlagner Russen Blut geschwärzt,
Liegt ein Dichter, der Dich einst gesungen;
Hundert Seelen hat sein Tod durchdrungen,
O, er starb voll Wunden, und beherzt.

Wenn sie den Tod des Prinzen Heinrich von Braunschweig beklagte, so rief sie der Stelle, „wo sein Heldenblut geflossen" zu, „ewig purpurroth zu bleiben", und schloß pathetisch: „Welch' Dichter Moschus Leier hat gefunden — der nehme sie zur Hand". Der Entsatz von Braunschweig (1761) hatte nach ihrer Schilderung folgende wundersame Wirkung:

Auf dem Brocken hörten es die Rehe;
Hirsche warfen plötzlich in die Höhe
Ihrer Häupter zackigtes Geweih;
Aus den Betten wälzten sich die Thiere,
Und im Thale ließen zweene Stiere
Ihren Kampf und horchten dem Geschrei.

Auch in Liebesgedichten vermochte sie nichts zu leisten. Ob sie für sich oder im Namen Anderer von Liebe redete, es blieb bei unpoetischen Gedanken und bei prosaischer Ausdrucksweise. Sie ließ z. B. eine kranke Braut an ihren Geliebten schreiben — etwa mit derselben Zärtlichkeit, mit welcher eine andere um ihre entflohene Nachtigall klagt — und legte ihr folgende Verse in den Mund, die außer der kranken Braut wohl schwerlich Jemand verstehen wird:

Des Fiebers Glut, empor ins Haupt gestiegen
Fraß den Gedanken, ehe er sich
Entwickelte, da wo Gedanken liegen,
In der Empfindung für dich!

Wenn sie selbst zu lieben begann, so ergab sie sich einem süßlichen Getändel. Es ist recht unerquicklich, die alte reizlose Frau mit ihrem „Palemon", oder wie sie sonst ihre Freunde nennt, liebeln zu sehen und ihr Liebesgeflüster voll erlogener Empfindungen mit anzuhören. Denn echte Liebe kannte sie nicht, wenn sie auch einmal in einer Sprache, die poetisch sein soll, sagte: „O, mir entwischt nicht, was die Menschen fühlen". Sulzer's, ihres eifrigen Gönners, Frau war gestorben. Der Mann schien zu Tode betrübt; die Dichterin hatte für ihn nur den Rath, er möge sich „unter allen Schönen eine Tochter" aussuchen, „gezeichnet von der Tugend mit Verstande":

Sanft wie ein Lamm, das in der Mittagsstunde
Fromm auf dem Schooß der jungen Chloe spielt,
Sei sie, und trag' ein Herz in ihrem Munde,
Das nur für dich gefühlt.

Wenn solch thörichtes Worteaneinanderreihen, geschraubte Ausdrucksweise, verfehlte Bilder Poesie sind, dann mag die Karschin eine Dichterin genannt werden; wenn aber die Dichtung die Aufgabe hat, große Gedanken und echtes Gefühl in edlem Ausdruck vorzuführen, dann war sie dem armen Weibe nicht gegeben, das eben nur die Fähigkeit hatte, auf gegebene Silben mit großer Schnelligkeit passende, nicht übel klingende Reime zu finden.

Auch diese Sängerin Friedrichs konnte sich keiner entschiedenen Förderung seitens des Königs rühmen. Allerdings soll dieser, aufmerksam gemacht durch Jcilius' Uebersetzung einiger Epigramme, der Dichterin in einer ihr gewährten längeren Unterredung ein Haus in Charlottenburg, 200 Thlr. jährlicher Pension nebst freiem Holz zugesagt haben*); die also reich Begnadete wartete aber vergebens auf Erfüllung der königlichen Verheißung. Seitdem kam es nur zu kleinen Unterstützungen, die um so kleiner wurden, je häufiger sich die Bitten wiederholten.

Von all den Genannten wurde Berlin bei den verschiedensten Gelegenheiten laut gepriesen. Niemals vielleicht enthusiastischer als durch J. G. Willamov, der zwar kein Berliner war, es den Berlinern aber in Hymnen zuvorthat. Aus seinem Lobgesang**)

*) Dies weiß man allein aus einem Briefe Gleims an Uz 4. Sept. 1763 Z. f. pr. Gesch. 12, 698. Der Brief der Karschin, auf den Gleim sich bezieht, wird von dem fleißigen Herausgeber Pröhle nicht mitgetheilt, ist also wohl nicht erhalten. Mir scheint Gleims Brief sehr verdächtig. Friedrich war nicht derartig liberal, wie die Karschin uns glauben machen will. Sie wird in ihrer Verwirrung den König falsch verstanden oder in ihrer allzuregen Phantasie den Wunsch mit der Erfüllung verwechselt haben. Doch blieb sie beständig dabei, das königliche Anerbieten gehört zu haben. Nach 1770 schrieb sie an Gleim: „ob er gleich so lange verzeucht mir sein Wort zu halten." a. a. O. S. 719.

**) J. G. Willamov, Sämmtliche poet. Schr. Lpz. 1779. S. 158: Das deutsche Athene Mai 1765.

ſtatt aller übrigen, mögen einige Verſe hier eine Stelle finden:

Gewiß! ſie hat ein Gott, wie Dardans Sitz
Wie Rhodus, das kein Nord beſtürmet,
Zum prächtigen Athen für Weisheit, Künſte, Witz
Mit wunderthätger Hand erthürmet
Der Fürſtenſtädte Königin!
Ja, glaube Freund, der ihr am Buſen lieget,
Ein Gott ſchuf einſt das ewige Berlin,
Das griechiſch glänzt und römiſch ſieget.

Unter den Schriftſtellern der Fridericianiſchen Zeit verdient J. Ch. Krüger*) (1722—1750, in Berlin geboren und dort als Schauſpieler thätig) ſchon um deswillen eine Erwähnung, weil das noch in ſeinen Schuljahren gedichtete Luſtſpiel: „Die Geiſtlichen auf dem Lande“ die antigeiſtliche Stimmung ausdrückt, die oft als einziges Motiv der Aufklärung galt. Dieſes Luſtſpiel, nach dem Molièreſchen Tartuffe und deſſen deutſchen Nachahmern bearbeitet, mit großem Behagen den unkeuſchen, ſaufluſtigen, dabei ſtets ſalbungsvollen Landprediger vorführend, und ein anderes, der „Herzog Michel“, eine nicht ungeſchickte Bearbeitung der Geſchichte eines Bauernjungen, der durch Verwerthung ſeines kleinen Beſitzes reich zu werden hofft, waren damals ſehr beliebt. Letzteres wurde von Goethe in ſeinem Leipziger Kreiſe aufgeführt; von dem Erſtern bezeugt Leſſing: „Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt.“ Das Intereſſe an dem Stücke war derartig groß, daß eine dramatiſche Kritik**) darüber gedruckt wurde, in welcher der Landpfarrer ſowohl ſeinem als ſeiner Gattin Namen, Treulieb und Tugendhold,

*) Vgl. Goedeke IV 1, 72 A. D. B. XVII, 230 fg. — Poetiſche und theatraliſche Schriften hgg. von J. F. Löwen. Lpz. 1763. Die Geiſtlichen auf d. Lande zuerſt 1743 gedruckt. Leſſing (Hempel) XII, 383.

**) Verbeſſerungen und Zuſätze des Luſtſpiels die Geiſtlichen auf dem Lande in zweien Handlungen ſamt deſſen Nachſpiel 1744.

vollſte Ehre macht, während Amtmann und Schulze beſtechliche und ſinnliche Kreaturen ſind, und auch die Adligen und die ſtarken Geiſter (Offenbarungsgegner) als Hohlköpfe und Unwürdige dargeſtellt werden. Gelegentlich wußte Krüger auch patriotiſch zu reden: das zu Halle 1745 aufgeführte Feſtſpiel „Der Ueberwinder“ oder das 1746 in Breslau gegebene „Der Sieg ein Vater des Friedens“ feierten unter Vorführung von lauter allegoriſchen Geſtalten die ſchleſiſchen Großthaten und ſtellten den König, den ſie gern mit Hermann vergleichen, als Beſchützer ſeiner Städte, auch ſeiner Reſidenz dar. In ſeinen Singgedichten ſprach er nicht ohne Anmuth von Trinken und Lieben.

In dieſer letztern Beziehung hatte er einen Genoſſen in G. W. Burmann (1733—1801, ſeit 1764 in Berlin)*), der jetzt faſt nur durch ſeine Spielerei, Gedichte ohne r zu ſchreiben, bekannt iſt. Er hatte das Schickſal mancher Poeten durchzumachen: kurzen Ruhm und langes Elend. Wie ſchlecht es ihm zuletzt ging, ergibt ſich aus einem Bettelgedicht „An meine Gönner“, das von ihm der Spenerſchen Zeitung eingeſchickt war und an ſeinem Todestage (5. Jan.) zum Abdruck gelangte. Die kläglichen Verſe lauteten:

Mein Mangel ſteigt mit jedem Tage,
Dem Sterben nah iſt meine Lage.
Gott gebe, daß es nicht mehr lange währt,
Da mich das Elend doch verzehrt!
Verlaßt mich nicht in meinen letzten Leiden,
Gott und mein Dank erſetzt es euch mit Freuden.

Er war ein gutmüthiger, frohgeſelliger Menſch, wohlthätig ſelbſt in ſeinem Elende. Auch in ſeiner Dichtung war er ein wirklicher Anakreontiker. Das Weſen ſeiner Dichtung ſtellte er einmal hübſch dar: Apollo habe ihm ein Saitenſpiel für Helden und Schlachten gegeben, das habe er abgelehnt, weil er dafür

*) Fabeln und Erzählungen. Berlin 1773. Lieder 1774. Vgl. Goedeke Grundr. IV, 1, S. 46.

zu weich sei; das Saitenspiel für große Männer habe er von sich gewiesen, weil sein Gefühl sich weigere, Jedem zu singen; das für Kuß und Wein bestimmte habe er angenommen. Er war daher kein Friedrichssänger; wenn er es sich auch nicht versagte, auf die Urne des großen Königs und zur Huldigung seines Nachfolgers einige Verse zu machen, so bedichtete er öfter Liebe und Wein. Schwerlich war er so trunken, wie er sich und den Dichter darzustellen liebt, und gewiß nicht in alle die Lauren, Elisen und Doris verliebt — die Namen: Pamele und Melisse wendete er nur an, wenn er für einen Reim auf Seele und Küsse verlegen war —, die er in seinen Gedichten anrief; aber Genuß und Freude war sein Lebenselement und der Ehe widmete er Seufzer statt Lobgesänge. Trotzdem vergaß er nicht, auch die Tugend zu verherrlichen und die Liebe nur dann zu preisen, wenn sie mit Ehrbarkeit vereint war. Mit dem Blicke des Liebesdichters sah er auch die Natur an. Ihm war der Frühling nur willkommen, weil er dann mit dem Liebchen durch Feld und Au schweifen konnte, der Winter angenehm, weil er trauliches Beisammensein gewähre und dadurch die Liebesgluth erhöhe. Er stellte in anmuthigen Fabeln und Erzählungen Menschen und Thiere dar, redete harmlos von ihren Schwächen und wurde nur böse, wenn er auf die Recensenten zu sprechen kam. Denn er hielt etwas auf sich, ehe Noth und Krankheit sein Selbstbewußtsein ertödtet hatten und brauchte für seine Berufsgenossen den stolzen Vers:

Was sind denn nun der Thoren Millionen?
Ein Geist, der nach der Weisheit strebt,
Ein Dichter, dessen Lied durch Tugend sich erhebt,
Hat doch wohl Kronen?

Von Tugend und Herz zu reden bemühte er sich auch in einer Wochenschrift*), die er muthig genug war, gleich auf ein Jahr anzukündigen und klug genug, nach dem ersten Jahr eingehen zu lassen. Darin trat er auch als Prosaiker auf, nach

*) Titel vgl. oben S. 430.

dem Recept der alten Wochenschriftler. Lieber jedoch bediente er sich des Verses, gleichviel ob er von der Gottheit oder von seiner zerbrochenen Tasse sang, ob er dem Tod den Willkomm bot oder den Stutzer charakterisirte. Matte Epigramme, ihrem Inhalte nach zeit- und ortlos, wechseln mit Trinkliedern, die einem Wassertrinker Ehre machen. Von der zeitgenössischen Litteratur erfuhr man eigentlich nur, daß das Trauerspiel Elfriede von Bertuch erschien — der Autor wurde dabei ein „Adler", ein „neuer Sophocles" genannt —; von Berlinischem, außer der Aufführung dieses Stückes, einen Hymnus auf die verflossene Kochsche Bühne und einen Panegyrikus auf die eben erschienenen Graunschen Duette. Und doch hatte Burmann vielleicht ganz Recht, sich von seinen Lesern mit den Worten zu verabschieden, die schließlich ein jeder nicht ganz unbeliebter Dichter auf sich anwenden kann, und mit denen sich auch die Schriftsteller der Fridericianischen Zeit getrösteten:

Ich bin zu meiner Zeit auch Punkt im All gewesen,
Und ward geliebt und ward gelesen.

Aber wenn die deutschen Schriftsteller jener Zeit ihre Stellung und Beliebtheit beim Publicum mit der der französischen verglichen, so mußten sie sich für recht kleine Pünktchen im All halten und die Liebe, die jenen erzeigt wurde, von Herzen beneiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Franzosen.

„Mit den sogenannten Philosophen am Hofe geht es wunderlich her. Der Marquis d'Argens war zwei Jahr ganz in der äußersten grace, dann konnte er es nicht mehr aushalten, bat den König, ihm nur seine Pension als Chambellan von 600 Thlr. (denn außerdem hat er an die 2000) zu lassen; er wolle in Ruhe mit seiner neuen Frau, der stumpfnäsigen, schminkerfahrenen Cochois leben. Der König ließ ihm zur Antwort sagen, er möchte nur in 8 Tagen wieder anfragen und sich besinnen. Darüber ist er aber seit Jahr und Tag dem König nicht mehr unter Augen gekommen.

„Darget ist ein kleiner Kopf, nahm eine Frau, steckte sie mit den Franzosen an, gab darüber viel von sich zu reden und zu lachen, bleibt aber, weil er klein, doch noch da.

„La Mettrie hat im Anfang den König ein paar Mal gesprochen, danach 2 Jahr nicht mehr. Nun ist er seit 6 Monaten nebst Darget und Arnaud Mitlector, fährt aber immer fort, tolle Streiche zu machen. Vor einiger Zeit hat er ein Ding drucken lassen. Da lobt er unsern König auf Unkosten des Königes von Frankreich. Darüber wird der König sehr unwillig, heißt ihn faquin und ich weiß nicht was mehr und er antwortet: eh bien, Sire, il faut me mettre à Spando.

„Arnaud ist nun gar ein närrischer Schüler. Er hat auch jetzo seinen Abschied. Vor einiger Zeit sagt er: die Garde in Potsdam wären zwar schöne Leute, aber die Garde des Königes

in Frankreich wäre doch noch schöner: ce sont, des hommes bien faits comme moi.

„Maupertuis . . . soll eclipsirt sein. Man erzählt zwei Historien davon, die eine, daß herausgekommen, er habe in Frankreich noch eine Frau.“ *)

Diese ungeschminkte, von Klatschsucht und einer starken Abneigung des deutsch gesinnten Schriftstellers gegen die am Hofe mächtigen französischen Litteraten gewiß nicht freie Schilderung nennt — mit Ausnahme der beiden Bedeutendsten — diejenigen Franzosen, welche die Umgebung des Philosophen von Sanssouci bildeten. Es ist unmöglich, alle die Einzelnen, wie Darget und Arnaud, zu besprechen. Nur drei derselben bedürfen und verdienen eine etwas ausführliche Erwähnung: Marquis d'Argens, La Mettrie und Maupertuis. Die beiden Letzteren nehmen eine hervorragende Stellung in der französischen Litteratur ein; d'Argens wird heute nur genannt, weil er Friedrich's Vertrauter war.**)

Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens (1704—1771, von 1742—1769 in Berlin) war ein fähiger Schriftsteller, dessen Fähigkeiten aber zu keiner rechten Ausbildung gelangten, weil er weder Fleiß noch Stetigkeit, noch Tiefe besaß. Er war ein arges Weltkind, kein Charakter, so daß trotz seiner wirklich rührenden Anhänglichkeit an den König die Art, wie er von Friedrich behandelt wurde, zwischen herzlicher Freundestreue und der un-

*) Krause an Gleim, undatirt c. 1750. Gl. A. (Halberstadt).

**) Für den folgenden Abschnitt vergleiche die zwei Quellenwerke: (M. Grimm), Correspondance littéraire, philosophique et critique. 16 Bände. Paris 1877—1882. Denina: La Prusse littéraire sous Frédéric le Grand (mit sehr ausführlichem Nebentitel). 3 Bände. Berlin 1790 u. 91. Von Bearbeitungen in erster Linie: A. Sayoux, Le 18. siècle à l'étranger. Hist. de la lit. franç. dans les divers pays de l'Europe. 2 Bände. Paris 1861. Ferner: die schon erwähnten Mémoires von Formey und Bartholmèss' später noch zu nennende Arbeit über die Berliner Akademie. Für Maupertuis, Voltaire und Friedrich ist Einzelnes aus meinem Aufsatz: Voltaire u. Fr. II. (Vorträge a. a. O. S. 102 ff.) wiederbenutzt. Für d'Argens noch A. D. B. I, 521—524.

würdigen Narrenmanier schwankte, in der Gundling tractirt worden war. (Man denke an den von Friedrich verfaßten Hirtenbrief des Erzbischofs von Toulouse, der dem in der Provence zu lange weilenden Freunde von seinem Diener allmorgendlich vorgelesen werden mußte.) Er schrieb Memoiren, kritische Berichte, Uebersetzungen aus dem Griechischen, dem er sich eine Zeit lang mit großem Eifer zuwandte, politische Broschüren und elegante Briefe. Er war Director der philosophischen Klasse der Akademie und eine Zeit lang Vorsteher des Theaters. Sein Hauptbemühen aber war einseitige Aufklärungstendenz, beständige Wiederholung einmal ausgesprochener Halbwahrheiten und eine grenzenlose Verachtung der verbreiteten Tagesmeinungen und des gelehrten Dünkels. Er liebte es, an Allem zu zweifeln und seinen Zweifel redselig auszusprechen. Er war, wie Voltaire einmal sagte, ein trotz seiner Schwatzhaftigkeit der guten Sache nützlicher Ketzer. Denn er verstand es, leicht und fesselnd zu plaudern, über tiefe Gedanken mit jener Oberflächlichkeit hinwegzuhüpfen, die von der großen Menge als selbständiges Abthun ernster Geistesarbeit angesehen wird, durch frivole Späßchen die eine Klasse von Lesern anzuziehen, die vor philosophischen Speculationen Reißaus nahm und durch unaufhörliches Wiederholen die andere Klasse zu überführen, die leicht über nur einmal vorgetragene Ansichten hinwegsah. Alle diese Eigenheiten zeigen sich in seinen „jüdischen Briefen", der einzigen unter seinen Schriften, die einen wirklich großen Erfolg davontrug, denen später kabbalistische und chinesische folgten. In allen, die Namen und Art dem berühmten Vorbilde Montesquieus entnahmen, ohne dies an Geist und Wirkung zu erreichen, führte er mit leichten Waffen einen ernsten Kampf gegen den Aberglauben und die christliche Religion. Denn ihm war es mit diesem Kampfe gewiß ernst, obgleich die oft hervortretende Frivolität wahre Ueberzeugung auszuschließen scheint. Namentlich sind die drei Correspondenten seiner „jüdischen Briefe": Aaron Moncera, Isaac Onis und Jak. Brito, durchaus ernste, gläubige, sittenstrenge Männer, die glücklich zu der Leichtfertigkeit, Skepsis und laxen Moral ihrer anders denkenden Zeitgenossen in Gegensatz gestellt werden. Die Verwunderung über den christlichen Glauben und Gottesdienst, die d'Argens ihnen lieh, ist gekünstelt; ihre Abneigung gegen einzelne Glaubenssätze, Religionsübungen und Verfolgungswuth ist die des Philosophen. Seiner innersten Ueberzeugung gehört auch das einem dieser jüdischen Correspondenten in den Mund gelegte Wort an: „Ich möchte den Himmel für einen glänzenden Palast ansehen, in den man durch vier Thore gelangt, die nach den vier verschiedenen Seiten der Welt schauen. Man kann in dies herrliche Gebäude von Osten, Westen, Süden und Norden gelangen; nur sind die Wege, die dorthin führen, nicht alle gleich schön".

d'Argens wohnte in Sanssouci einmal mit Maupertuis zusammen.*) Letzterer kniete vor dem Schlafengehen nieder, um sein Gebet zu sprechen, und ließ sich in dieser Thätigkeit durch des Zimmergenossen ärgerliche Ausrufe: „Was soll das heißen? Bist Du toll?" nicht stören. Der ehemalige Freigeist war grade in der für jene Gesinnung so günstigen Berliner Atmosphäre fromm geworden.

Als Winckelmann zu seinem Schmerze erkannte, daß die Berliner Anerbietungen, die man ihm gemacht hatte, nicht erfüllt wurden, schrieb er ärgerlich einem Freunde (an v. Schlabrendorf, 19. October 1765): „Im Uebrigen weiß der König nicht, daß man einen Menschen, welcher Rom gegen Berlin verläßt und sich nicht anzutragen nöthig hat, wenigstens so viel geben müsse als Jemandem, welcher von dem Eismeere, von Petersburg gerufen wird. Doch sollte er wissen, daß ich mehr als ein Algebraiste Nutzen schaffen kann und daß die Erfahrung

*) Diese Fassung der Geschichte nach Formey, Mem. I, 215, der sie von d'Argens hat. Sie verdient deswegen vor de Catt's Bericht (vgl. m. Vorträge S. 115fg.) den Vorzug. Ueber Maupertuis Formey I, 172 bis 226. La Beaumelle, Vie de Maupertuis (geschrieben c. 1750). Paris 1856. Oeuvres. 4 Bände. Berlin 1753. Lettres. Dresden 1752.

von zehn Jahren in Rom weit kostbarer sei, als ebenso viel Jahre Ausrechnungen von Verhältnissen von parabolischen Linien, die man zu Tobolsk so gut als zu Smyrna machen kann."

Mit diesen zornigen Worten spielte der berühmte Kunstgelehrte, den für Berlin zu gewinnen man leider unterließ, auf die Gunst an, die Maupertuis in Berlin genossen hatte. P. L. Moreau de Maupertuis, geb. in St. Malo 1698 (von 1741 bis 1759 in Berlin, kurz vor seinem Tode reiste er nach Basel, wo er starb), darf aber nicht nach diesem unwilligen Wort beurtheilt werden. Er war ein bedeutender Mathematiker und Physiker, der durch die Verbreitung der Lehren Newtons großes Ansehen erlangte und verdiente. Er wurde von Friedrich sehr geschätzt und vergalt dem König seine Bewunderung. Schon 1738, noch als Kronprinz, hatte Friedrich von ihm gesagt: „Ein Mann wie der könnte in Berlin bei Gelegenheit eine Akademie der Wissenschaften gründen." Bald nach seiner Thronbesteigung berief er ihn und machte ihn später zum Präsidenten der Akademie. Niemals ließ er sich in seiner Werthschätzung des Gelehrten irre machen. 1746 schrieb er: „Er ist unser Palladium und die schönste Eroberung, die ich in meinem Leben gemacht habe." Noch viele Jahre später nahm er das Wort zu seiner entschiedenen Vertheidigung. Solchen Eifer vergalt Maupertuis durch häufiges und lautes Lob des Königs. Er nahm den Mund ziemlich voll, wenn er einmal ausrief: „Der Krieg hat die Preußen furchtbar gemacht, Friedrich ruft die Musen zurück, gibt der Akademie neues Leben, indem er sie in seinem Palast versammelt und sich zu ihrem Beschützer aufschwingt. Physiker, Geometer, Philosophen, Redner, pflegt eure Talente; unter einem solchen Fürsten werdet ihr nur seine Muße haben, die nur wenige Augenblicke dauert; aber die Momente Friedrichs sind Jahren an Werth gleich."

Maupertuis war ein einseitiger, eigensinniger und eingebildeter Gelehrter. Seine Einseitigkeit bekundete er durch sein thörichtes Berühmen, in seinem ganzen Leben keine Zeile Mo-

lières gelesen zu haben, seinen Eigensinn in seinem Benehmen bei litterarischen Streitigkeiten. Il ne cède jamais, sagte Friedrich einmal von ihm. In der litterarischen Welt mochte er Niemanden neben sich dulden, aus Furcht, von seinem Ruhme einzubüßen. Allen Erfolg seiner weiten Reisen schrieb er sich zu und beraubte die Mitreisenden ihres wohlverdienten Antheils. Er war stark in seiner Liebe wie in seinem Haß. Friedrich blieb er bis zu seinem Ende treu. Nur ganz am Schlusse seines Lebens bereute er, dem Könige Vaterland und Freunde geopfert zu haben. Der Tod eines seiner Feinde entlockte ihm aber nur den Ausruf: „Nun ist ein Schurke weniger auf der Welt, aber was bedeutet ein Schurke?" Auch im Privatgespräch war er, bei einer fast beispiellosen Lebhaftigkeit, durch seine groben und witzigen Antworten berühmt. Maria Theresia entgegnete er auf ihre etwas spitze Bemerkung, die Schwester Friedrichs gelte ja für die schönste Prinzessin, ziemlich barsch: „Ich glaubte es bisher." Als König, von dem noch die Rede sein muß, in der Heftigkeit der Debatte ihn einmal: „Mein armer Freund" anredete, schrie Maupertuis auf: „Arm! arm! Sie sind wohl besonders reich." Seltsam wie der Mann war seine Umgebung. Er ließ sich von einem Neger, Orion, bedienen, der bei einem Mittagsmahl, wo Maupertuis einem anwesenden Minister eine große Zahl sonderbarer Einzelheiten von seiner nordischen Reise erzählte, seinem Herrn vertraulich die Worte zuflüsterte: „Der glaubt es wirklich." In seinem Hause wimmelte es von Thieren aller Art, die nicht eben die Reinlichkeit erhöhten: in den Zimmern von Hunden, Katzen, Papageien; im Hofe von Hühnern aller Sorten. Es war nicht leicht und manchmal nicht ganz ungefährlich, sich durch das Gewimmel durchzuarbeiten: Papageien setzten sich den Eintretenden auf die Schultern; isländische Hunde stürzten mit wüthendem Gekläffe Manchem entgegen. Er selbst kleidete sich gern ausländisch und ging in seltsamer Tracht in und außer dem Hause einher.

Schlimmeres Gerede als seine Absonderlichkeiten in Be-

nehmen und Kleidung riefen seine litterarischen Excentricitäten hervor. Die schlimmste derselben war eine Sammlung kleiner Abhandlungen, die er unter dem Titel Lettres erscheinen ließ (1752). In diesen brachte er die seltsamsten Dinge vor. Er sprach mit ernstem Tone vom Stein der Weisen, von der Quadratur des Zirkels, von der Kunst, das Leben zu verlängern. Er behauptete, die Seele könnte Zukünftiges errathen und in Vergangenes schauen. Er schlug vor, ein Loch in die Erde zu bohren, um ihr Inneres zu erforschen, eine ägyptische Pyramide zu sprengen, um das Geheimnißvolle ihrer Construction zu ergründen; eine lateinische Stadt zu errichten, in welcher Gericht, Predigt, Schauspiel in der Sprache Roms gehalten werden müßten; die Körper lebendiger Verbrecher zu Experimenten zu benutzen, insbesondere in dem Gehirn eines solchen den feinen Zusammenhang zwischen Seele und Körper zu studiren. Von letzterem Versuche solle man sich, wie er lehrte, durch die anscheinende Grausamkeit nicht abschrecken lassen: ein Mensch bedeute nichts im Verhältniß zur ganzen Gattung.

Diese Briefe erschienen grade zur Zeit eines wissenschaftlichen Streites, in den Maupertuis verflochten war. Darin handelte es sich um das 1744 von ihm aufgestellte Gesetz de la moindre quantité d'action, das sich auf harte und elastische Körper bezog und die Bewegungen aller körperlichen Substanzen bestimmte. Dieses 1749 durch eine gedruckte Abhandlung veröffentlichte Princip fand in Sam. König einen eifrigen Gegner, der nach mündlichen und schriftlichen Verhandlungen mit M. (1751) den Grundsatz an und für sich nicht gelten lassen wollte, überdies darauf hinwies, daß eine kurze Erörterung dieses Princips des Minimum in einem Briefe von Leibniz sich finde. Den in solcher Angabe versteckten Vorwurf des Plagiats von sich abzuwehren war Maupertuis eifrig bemüht. In der That erlangte er eine Zustimmung der Berliner Akademie zu seiner Theorie und eine Erklärung dieser Körperschaft, daß jenes angeführte Fragment eines Leibniz'schen Briefes eine Fälschung

sei. Nur ein Akademiker, freilich der hervorragendste, Voltaire zeigte so wenig Lust, die Sache seines Präsidenten zu seiner eigenen zu machen, daß er geradezu König vertheidigte und neben vielen persönlichen Ausfällen auf Maupertuis, der wohl auch seinerseits dem unbequemen Rivalen klatschsüchtig genug entgegengetreten war, Paris aufrief, ebenso wie Deutschland und Holland gegen den stolzen Mathematiker Partei zu ergreifen.

Als nun die oben skizzirten „Briefe" erschienen, glaubte Voltaire gewonnenes Spiel zu haben. Er schrieb gegen seinen Widersacher eine heftige Schrift*), die eine Art Wiederaufleben der Faßmann-Gundling'schen Keulenschläge zu sein scheint, nur mit dem gewaltigen Unterschiede, daß hier ein geistreicher Mann, nicht ein witzloser Flegel, einem ebenbürtigen Gegner, der nur einmal gefehlt hatte, kräftige Hiebe austheilte, und daß der König, unter dessen Aegide der Angegriffene lebte, solchen Streich nicht gut hieß, sondern den Angreifer darob heftig tadelte. Voltaire fingirte in dieser Schrift, daß die „Briefe" nicht von einem Präsidenten geschrieben seien — sie könnte ja höchstens von einem herrühren, der unter Irren den obersten Rang einnähme — sondern von einem Jüngling, der bald als Candidat, bald als Student bezeichnet wird. Dieser, der „Eingeborne von St. Malo", eben Maupertuis, litte an einer schweren Krankheit, zu deren Heilung der Dr. Akakia, Leibarzt des Papstes, beruhigende Pillen verschriebe. Als Zeuge seiner Krankheit wurde sein Buch betrachtet, dessen einzelne Behauptungen in ihrer ganzen Ungereimtheit aufgezeigt werden. Aber dem „Präsidenten" wurden nicht bloß Thorheiten vorgeworfen, er wurde der Unkenntniß geziehen, unter Vorweis einzelner Sprachschnitzer, der

*) Sehr häufig gedruckt z. B. Oeuvres 1817, VIII, 428—444. Ich besitze eine kleine Ausgabe: Hist. du docteur Akakia et du natif de St. Malo 1753. 48 SS., wo der diatribe eine kurze Geschichtserzählung vorangeht und der Brief Maupertuis' an Voltaire mit dessen Bemerkungen folgt.

Undankbarkeit gegen seine deutschen Gastgeber. Seine litterarische Thätigkeit wurde in einem Urtheile der Professoren des Weisheitscollegs verdammt, in welchem dem jungen Autor Fleiß, Bescheidenheit, Concentration angerathen wurde; nur dann könnte er hoffen, in Zukunft etwas zu werden.

Abgesehen von der unwürdigen Art der Behandlung eines Genossen war Voltaires Schrift ein grober Mißbrauch des Vertrauens des Königs. Nicht kraft seiner Censurfreiheit ließ Voltaire die Schrift drucken. Vielmehr*) benutzte er ein ihm für die „Vertheidigung Bolingbrokes" gewährtes Privilegium, um auch die kleine Schrift, für die er niemals ein solches erhalten hätte, in Potsdam drucken zu lassen. Friedrich, der ein Exemplar sah, verlangte die Unterdrückung. Dies geschah. Sofort ließ Voltaire einen Neudruck herstellen und Berlin mit Exemplaren überschwemmen. Empört über diese neue Niederträchtigkeit ließ Friedrich die vorhandenen Exemplare des „Akakia" in Berlin verbrennen. Der „Akakia" gab, nach so manchen vorausgegangenen Anlässen den Ausschlag zum Bruche zwischen dem Könige und Voltaire. Maupertuis, der diesmal keine Vertheidigungsschrift erhielt, sondern nur ein paar mitleidige Worte als Trostgesellen, antwortete nicht, sondern schickte Voltaire eine Herausforderung zum Duell, die dieser in seiner Weise beantwortete.**)

Nach diesem letzten furchtbaren Stoß waren Maupertuis' letzte Jahre nicht sonderlich freudige. In Berlin fühlte er sich als Fremder und so oft er nach Frankreich kam, mußte er merken, daß er in seinem Geburtslande nicht mehr heimisch war.

*) So stellt es Formey dar, Mémoires I, 270 fg. Vgl. auch Pajon an Formey, 12. Jan. 1753, bei Varnhagen v. Ense, Briefe v. Chamisso II, 297.

**) Dies nach dem Journal von Collé II, 189, der freilich gegen Maupertuis wie gegen alle bedeutenden Zeitgenossen überaus giftig ist. C. setzt hinzu: Voltaire antwortete par une lettre que j'ai vue et qui était du plus mauvais ton de plaisanterie et du plus bas.

Er hielt Montesquieu eine Gedächtnißrede und mußte über diese einen Strauß mit Piron ausfechten. Er ging mit preußischem Urlaub nach Frankreich und erlebte daselbst, daß die beiden Länder, denen er sich angehörig fühlte, in Krieg geriethen. Trotzdem war er bereit, nach Berlin zurückzukehren, als er von Friedrich weiteren Urlaub erhielt. Er verbrachte ihn in Toulouse. Gegenüber der Preußenfeindschaft seiner ganzen Umgebung blieb er den Preußen im Herzen zugeneigt. Er wußte, daß Friedrich kämpfen würde bis zum letzten Groschen und zum letzten Mann und konnte auf höhnische Fragen seiner Gegner antworten, daß man in Berlin nur Tedeums anstimme. Er hatte den Schmerz, manche Gönner und Freunde, wie den Prinzen August Heinrich, zu verlieren und empfand diesen Verlust stärker als manche kleine Freude, die ihm noch vergönnt war. Er machte sich auf die Heimreise nach Berlin, starb aber in Basel am 27. Juli 1759. Seine Frau, eine geborne von Borck, die ehemals Hofdame bei Friedrichs Mutter gewesen, wurde Oberhofmeisterin bei der Prinzessin Amalie.

Auch ein anderer, gleichfalls aus St. Malo gebürtiger, sehr bekannter französischer Schriftsteller, Julien Offrey de La Mettrie (25. Dez. 1709 bis 11. Nov. 1751), lebte einige Jahre in Berlin, seit 1748. Den meisten Berlinern war er ein Grauen. Da man über Grauen am besten mit Lachen hinwegkommt, so lachten sie. Zu solchem Lachen gab der Philosoph selbst Veranlassung. Als er nämlich hörte (so erzählt Krause seinem Gleim, 18. Dec. 1748), es gäbe in Berlin einen großen Materialisten Krause, besuchte er ihn, fand aber — einen Materialwaarenhändler*). „Ob nun gleich dieses Mißverständniß zum Lachen Anlaß gegeben, so glaube ich, wird er doch nächstens l'homme Raisin schreiben."

Der Scherz ist eine durchsichtige Anspielung auf La Mettrie's Werk l'homme machine. Gerade dieses Werk hatte gegen den

*) Auch Denina III, 26 hat die Anekdote.

ohnedies anrüchigen Autor einen solchen Sturm erregt, daß er flüchten mußte und froh war, durch Friedrich in Berlin eine Heimstätte zu erlangen. Auch dort wurde wenigstens der litterarische Kampf gegen das Buch fortgesetzt. Ein französisches Schriftchen machte sich über die „zertrümmerte Maschine" lustig. Ein anderes antwortete matt dem Autor des ersteren. Der deutsche Kritiker*), der La Mettrie's Unwissenheit höhnte, daß er die Stadt Breslau für einen Schriftsteller ansah und den Giornali letterati als Herrn Giorno bezeichnete, that so, als wenn die Zertrümmerung der Maschine den Tod des Autors bedeutete und verkündete diesen in folgenden Worten: „Ein großes Unglück! Monsr. Maschine ist gestorben. Weil er überzeugt war, daß einen das Opium in einen süßen Schlaf voll angenehmer Träume versenken könne, so erforderte es die Pflicht gegen sich selbst, daß er sich dieses Vergnügen zu machen trachtete. Er wollte also Opium einnehmen und gerieth über das Rattenpulver, worüber er seinen Geist aufgeben mußte."

La Mettrie's**) Hauptschrift, die der eigentliche Anlaß zu seinem Berliner Asyl wurde, ist die Begründung des Materialismus wie er im 18. Jahrhundert aufgefaßt wurde. Schon in der „Naturgeschichte der Seele" hatte er ausgeführt, daß alle Empfindungen von den Sinnen stammen, daß alles das, was empfindet, auch materiell sein muß, daß die Seele, die wesentlich von den Organen des Leibes abhängt, mit denen sie sich bildet, mit ihnen auch untergehen muß. Die Hauptschrift,

*) Epitre à Mlle A. C. P. ou la machine terrassée. Berlin 1749. — Response à l'auteur de l. m. t. Das. — Vgl. Voss. Zeitung 1749, 17. Mai, St. 59.

**) Vgl. außer dem früher angeführten Denina und anderen Quellen (Formey schweigt über ihn als zu gefährlich): Nerée Quépat, Essai sur la Mettrie 1872. Du Bois Reymond: La Mettrie. Rede, gehalten am 28. Jan. 1875. Berlin 1875, besonders F. A. Lange, Geschichte des Materialismus 4. Aufl. (1882), S. 270—302. — Das Hauptwerk, zuerst 1748 erschienen, seitdem ziemlich oft gedruckt, in deutscher Uebersetzung von A. Ritter, Lpz. 1875 (Kirchmann's philos. Bibliothek H. 218).

„Der Mensch eine Maschine", mit glänzender Rhetorik geschrieben, mit rücksichtsloser Dreistigkeit die Consequenzen des Systems ziehend, will allein auf Erfahrung und Beobachtung die Philosophie begründen; ein ungeheurer Fortschritt, der La Mettrie eine bleibende Ehrenstelle in der Geschichte der Wissenschaft gibt. Mit Anspielung auf den Descartes'schen Satz, der die Thiere Maschinen genannt hatte, weil ihnen die Seele abgehe, wandte er diesen Ausdruck auch auf den Menschen an. Die menschliche Maschine werde durch Temperamente, Nahrung Klima, bestimmt und verwandelt. „Ein Nichts, eine kleine Fiber, irgend etwas, das die subtilste Anatomie nicht entdecken kann, hätte aus Erasmus und Fontenelle zwei Thoren gemacht." Er leugnete die Superiorität des Menschen so sehr, daß er wünschte, einen Affen zum Sprechen bringen zu können, um an ihm die ganz menschengleiche Bildung zu erzielen. Aber diese Bildung dünkte ihn nicht ein wesentlicher Vorzug. Schon vor Rousseau findet sich bei ihm der Satz: „Wir sind Alle geschaffen glücklich zu sein, aber es liegt nicht in unserer ursprünglichen Bestimmung gelehrt zu sein; vielleicht sind wir es nur geworden durch eine Art von Mißbrauch unserer Anlagen." Ueber die Frage, ob die Materie von einem bestimmten Wesen geschaffen sei, sprach La Mettrie sich nicht aus, er leugnete die Existenz Gottes nicht, wollte aber Zeit und Kraft nicht zu solchen Untersuchungen verwenden, da ihr Resultat das Glück des Menschen nicht befördere. In diesem Glück sah er, wie er anderweitig ausführte, den Werth des Lebens. Das Glück des Menschen beruhte ihm auf dem Lustgefühl. Die sinnliche Lust steht zuerst, nicht weil sie die einzige, sondern weil sie die allgemeinste ist; die geistige Lust wird unter der sinnlichen subsumirt. Die Vernunft ist dem Glücke, also der Lust, nicht feindlich, sondern die Vorurtheile. Eine Tugend in absolutem Sinne gebe es nicht, sondern nur relativ Gutes und Böses im Verhältniß zur Gesellschaft. Gipfel der Tugend sei Verachtung der Eitelkeit; der wesentliche Unterschied zwischen Gutem und Bösem bestehe darin, daß bei jenem

das öffentliche Interesse über das private überwiege, bei diesem das Umgekehrte der Fall sei.

Diese radicalen Ansichten allein hätten, trotzdem sie mit großer Entschiedenheit vorgetragen wurden, La Mettrie nicht so berüchtigt gemacht. Zu solch üblem Rufe kam er durch sein unziemliches Auftreten gegen anerkannte Litteraturgrößen, durch den Cynismus und die Leichtfertigkeit seines Lebens, durch seinen Tod, den er sich durch Unmäßigkeit zuzog.

Erst die Nachwelt ist La Mettrie gerecht geworden. Sein Cynismus machte ihn den Ernsten unter den Zeitgenossen widerwärtig, seine radicale Gesinnung entfremdete ihm die Gemäßigten. Für Friedrich war er ein Räthsel. Sein éloge des Verstorbenen, mit dem gewaltigen Lobe des Schriftstellers war ihm ebensowenig ernst, wie seine Aeußerung in einem Briefe: „Er war ein sehr schlechter Autor, an dem man aber Gefallen fand, wenn man seine Werke nicht las." Voltaire haßte ihn, weil er folgende Aeußerung La Mettrie's wohl mit Recht auf sich bezog, „die Physiognomie eines berühmten Dichters vereinige die Miene eines Schurken mit dem Feuer des Prometheus," welcher der nichtswürdige Zusatz folgte, „diese Bemerkung sei nur zur Hälfte wahr." Am gerechtesten urtheilte Lessing*), der acht Tage nach dem Tode des Franzosen schrieb: „So viel können wir als der kleinste Mund, dessen sich die unparteiische Nachwelt bedient, sagen ..., daß man an ihm einen ursprünglichen Witz, eine ansehnliche Einsicht in diejenige Wissenschaft, durch die er sich gewiß bei dem Leben würde erhalten haben, wenn es nützlich wäre, daß die Aerzte unsterblich blieben, eine beneidenswürdige Fertigkeit sich schön und neu auszudrücken, bedauern werde, indem man alle seine bösen Eigenschaften verabscheuet, die wir verschweigen, weil er nunmehr todt ist."

*) Crit. Nachrichten, 47 St., 19. Nov. 1751. Werke ed. Muncker IV, 279. Kurz vorher, Juni 1751, a. a. O. IV, 323 ff. war Lessing ziemlich stark gegen eine andere Schrift La Mettrie's aufgetreten.

Von den übrigen Franzosen, außer Voltaire, kommt hauptsächlich d'Alembert in Betracht. War er auch nur drei Monate, also sehr viel kürzer, als die bisher genannten, in Berlin, so übte er durch persönlichen und brieflichen Verkehr, durch seine Schriften einen großen Einfluß aus auf Friedrich und auf das litterarische Berlin.

Unter den jungen Leuten, welche Maupertuis, als er selbst noch jung war, seinem Vater Moreau, einem schäbigen Filz zuführte, gefiel dem Geizhals, der den guten Appetit der jugendlichen Tischgenossen schmerzlich empfand, nur einer: „Das ist ein netter Mensch, trinkt keinen Wein, nimmt keinen Kaffee, so einen sieht man gern bei Tisch", pflegte er über ihn zu sagen.*) Das war d'Alembert.

Schon durch diese Anekdote wird in treffendster Weise der Gegensatz ausgedrückt, der zwischen dem Genießling La Mettrie und dem entsagungsvollen Jean Lerond d'Alembert (geb. c. 1710) existirt.**) Wie Epikuräer und Stoiker standen sich beide gegenüber. Genuß, sinnliche Freude war dem Einen das Dasein, Forschen dem Anderen. Jener trat ins Leben ein, nicht etwa als ein verwöhntes Glückskind, aber in geordneten, behaglichen Verhältnissen, dieser ein unehelicher Sohn einer Weltdame, Frau von Tencin, und eines Dichters, Destouches, der durch seine Dramen zu rühren liebte, ward als Kind ausgesetzt und von einem Handwerker auferzogen, der den Verlassenen fand. Jener war ein robuster Kerl, dem keine Arbeit zu schwer und kein Vergnügen zu anstrengend und zeitraubend war, dieser ein ewig kränkliches Männlein, das geistiges Schwelgen allen soliden Genüssen vor-

*) Corr. litt. (Paris 1879) VII, 180.

**) Vgl. d'Alembert: Werke, Paris 1805, 1821. Leben von Condorcet, neue Ausg., Paris 1852. Neuere Litteratur: G. Maugras, Trois mois à la cour de Frédéric, Lettres inédites d'Alembert. Paris 1886. Ch. Henry, Oeuvres et correspondances inédites de d'Alembert. Paris 1887. Jos. Bertrand, d'Alembert. Paris 1889.

zog. War jener rücksichtslos bis aufs Aeußerste, seinem Grundsatze treu: „schreibe so, wie wenn Du allein ein Universum wärest und nichts von der Eifersucht und den Vorurtheilen der Menschen zu fürchten hättest, oder Du wirst Deinen Zweck verfehlen", und konnte er seine Hauptschrift stolz mit den Worten schließen: „Das ist mein System oder, wenn ich nicht sehr irre, die Wahrheit; nun disputire, wer will", so war dieser ohne Entschiedenheit und ohne Lust am Streite. Wohl liebte er die Wahrheit, aber noch mehr die Ruhe, die er doch nicht finden konnte, da er trotz aller Ruhe Anstoß erregte. La Mettrie wußte oder glaubte zu wissen und sprach ungescheut die Resultate seines Denkens aus; d'Alembert kam nie recht mit sich ins Reine und verkündete als höchste Weisheit den alten Montaigne'schen Zweifelsatz: Was weiß ich?

Verschieden wie Beider Leben war auch ihr Tod. La Mettrie starb jung, plötzlich, an den Folgen einer Unmäßigkeit; d'Alembert endete in hohen Jahren nach unsäglichen Schmerzen, die ihm durch Gallensteine verursacht wurden, am 29. October 1783. Er widerstrebte jeder Operation, der bloße Name machte ihn schaudern. Er sah seinen Tod voraus. Den Priester seines Kirchspiels, der sich am Tage vor seinem Tode bei ihm meldete, bat er, da er ihn augenblicklich vor Schmerzen nicht empfangen könne, am nächsten Morgen wiederzukommen; in der Nacht starb er. Die Geistlichkeit rächte sich gegen diesen Hohn dadurch, daß sie ihm keinen Platz in der Kirche einräumte. Sie ließ ihn ohne Gepränge auf dem Kirchhofe begraben und verstimmte durch diese Halbheit die Frommen und die Philosophen. Seltsam, so meint ein Zeitgenosse, daß die letzteren nach ihrem Tode so gern in der Kirche sein wollen, während sie doch Zeit ihres Lebens einen Ruhm darein setzen, dort nicht zu erscheinen. Grimm*), der bei aller Verehrung für d'Alembert sich diesen kleinen Spott nicht versagen konnte, übermittelte König Friedrich den Vorschlag

*) Corr. litt. XIII, 371 fg.; XVI, 476. Vgl. VII, 217.

Condorcet's, dem Verstorbenen ein Denkmal zu errichten, das den Priestern in die Augen stäche. Friedrich begnügte sich aber damit, von dem genannten Pariser Correspondenten eine bronzene Medaille anzunehmen, welche dem Philosophen die Unsterblichkeit zusprach, und that selbst weiter nichts, als d'Alembert's Lob zu verkünden.

La Mettrie war, da er sich in seiner Heimath nicht halten konnte, dem Rufe Friedrich's gefolgt, d'Alembert lehnte einen preußischen Ruf ab, wie er den russischen abgelehnt hatte. „Ein König rief Sokrates an seinen Hof" — mit diesen Worten spielte Thomas auf Friedrich's Einladung an — „aber Sokrates blieb arm in Athen." Nur der Einladung Friedrich's entsprach der französische Philosoph für kurze Zeit (Juli, August 1763). Mit Berlin stand er schon lange in Beziehung. 1746 hatte er einen akademischen Preis davongetragen, 1752 war er Mitglied der Akademie geworden, 1754 hatte er eine königliche Pension erhalten. Nach einem ersten Dankbesuch in Wesel 1755 kam d'Alembert am 10. Juni 1763 wieder dorthin und begleitete den König über Cleve, Braunschweig nach Sanssouci, wo er einige Wochen blieb. Er lernte den König, den er schon vorher verehrt hatte, in seiner rastlosen Thätigkeit, seiner Regentenweisheit, seinen litterarischen Liebhabereien, seiner großen Güte bewundern. Dessen ungeachtet fühlte er sich im Hofleben, in dem beständigen Zwange, den es auferlegte, nicht wohl, auch Klima und Kost konnte er nicht vertragen. In Berlin war er nur einen einzigen Tag und machte die nöthigsten officiellen Besuche. Trotzdem war diese kurze Episode von großem Werth für die Schätzung der Franzosen und der französischen Litteratur in Berlin. Nicht ohne Grund meldete der französische Gast, daß Alle ihn liebten und erklärten, einen solchen Franzosen noch niemals gesehen zu haben. An Stelle der oberflächlichen, leichtfertigen, anspruchsvollen, laut schwadronirenden Gäste, die man bis dahin beherbergt und nach anfänglicher Bewunderung gründlich verachtet hatte, trat hier ein gründlicher, ernster, bescheidener Gelehrter,

der, statt unzufrieden mit dem Gebotenen zu sein, auch dies als zuviel zurückwies. Er mischte sich in keine fremde Angelegenheit. Für sich erbat er nichts, nur für den Mathematiker Euler eine Erhöhung seines Gehalts. Gleich ehrenvoll für den Einladenden wie für den Eingeladenen war die Art und Weise, in der die Aufforderung zur Annahme der Präsidentschaft der Akademie an d'Alembert erging und von ihm abgelehnt wurde. Nach längeren Unterredungen bat der König seinen Gastfreund, dessen Widerstand er nicht zu besiegen vermochte, er möge sich doch die Akademie ansehen. d'Alembert that's. Ueber den Erfolg des Besuchs schrieb er an seine Pariser Freundin: „Ich wurde in der Akademie mit allen möglichen Zeichen der Achtung und Neigung aufgenommen. Abends kehrte ich zum König zurück und traf ihn auf einem einsamen Spaziergange. Er fragte mich, ob mir das Herz nicht zum Bleiben riethe. Ich antwortete, daß mich die Herren mit aller erdenklichen Güte aufgenommen hätten, und daß mein Herz sicherlich lebhaft sprechen würde, wenn es nicht mit unbezwinglicher Gewalt für die Freunde spräche, die ich in Frankreich zurückgelassen."

Wenn die alten Generäle d'Alembert umarmten und ihn unter Thränen versicherten, einen solchen Franzosen noch nicht gesehen zu haben, so hatten sie besonders Voltaire im Auge. Wie anders hatte sich dieser in Potsdam und Berlin benommen. Zweimal, im Jahre 1743 auf einige Wochen, dann vom 10. Juli 1750 bis 26. März 1753 weilte Voltaire beim König, in der stillen Hoffnung, nachdem er als Gast gekommen war, der Lebensgefährte des Monarchen zu werden. Voltaire's Aufenthalt in Berlin und Potsdam war für sein Leben eine Episode, für die Berliner Geistesgeschichte ein wichtiger Einschnitt. Er kam, weil er in Frankreich keinen Halt mehr hatte, und weil er fürchtete, in Berlin durch Andere in der Gunst des Königs überholt zu werden, er ging, weil seine persönliche Rolle ausgespielt war. Für Berlin dagegen war dieses meteorgleiche Auftreten des französischen Schriftstellers ein schwerwiegendes Ereigniß. Günstlinge,

oft ziemlich unwürdige, hatte es schon am Berliner Hofe gegeben, aber selten solche, die wie jener fürstengleich schalteten. Denn das war noch nie vorgekommen, daß ein Schriftsteller, der wohl Pensionen und Kammerherrntitel annahm, jedoch nur Schriftsteller war und blieb, sich wie ein großer Herr gebärdete. Schon durch dies äußere Auftreten, durch die Huldigungen, die Voltaire von allen Seiten empfing, von höchstgestellten Männern, auch selbst von schönen Frauen, mußte Voltaire einen großen Eindruck machen. Wie hoch stand er gegen die armen Schlucker von deutschen Dichtern, die sich als hungrige Litteraten an eines Zeitungsverlegers Tisch satt aßen, in einem schlecht bezahlten Lehrer- oder Schreiberamt quälten und glücklich waren, wenn sie von einem vornehmen Gönner eine Summe bekamen, die für ein Almosen zu groß und für ein Gehalt zu klein war.

Der Grund, warum Voltaire's preußischer Aufenthalt nur eine Episode blieb, war kein äußerlicher, sondern lag tief in Voltaire's Wesen begründet. Schuld an seiner baldigen Entfernung trug doch nur theilweise die schon erwähnte Differenz in Sachen Maupertuis', sowie Voltaire's schmutziges Geldgeschäft mit den sächsischen Steuerscheinen, sondern hauptsächlich Voltaire's ganzes Wesen. Er war boshaft und vermochte bei persönlichem Verkehr so wenig den moquanten Gesichtsausdruck zu verbergen wie die beißenden Bemerkungen, die er in Briefen zu unterdrücken oder mit Schmeichelworten zu überzuckern verstand. In der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts hatte er sich gerühmt, nicht des Königs Kammerherr, sondern sein Grammatiker zu sein, und die Leichtigkeit der aus diesem Amt ihm erwachsenden Beschäftigung gepriesen; später flüsterte er Vertrauten zu, daß er müde sei, die schmutzige Wäsche des Königs zu waschen, und hörte zum Entgelt dafür eine Aeußerung des Königs des Inhalts: er brauche den Franzosen nur noch kurze Zeit; wenn man den Saft der Orange ausgepreßt habe, werfe man die Schale fort. Er machte unerhörte Ansprüche in Bezug auf Behandlung und Bezahlung: am liebsten wollte er nicht nur der Erste, sondern der Einzige

sein. Hauptsächlich um Anderen den Vorrang zu entreißen, kam er nach Berlin: den dortigen Aufenthalt betrachtete er, der überhaupt meinte, daß die Fürsten nur dazu da seien, die Gelehrten zu unterstützen, als eine von ihm gespendete Gnade und trug Sorge, sich diese Gnade echt königlich bezahlen zu lassen. Er hatte politische Ambitionen, setzte die Miene auf, diplomatische Geheimnisse zu kennen, vertrauliche Aufträge zu haben, und drängte sich, um eine Rolle zu spielen, an die Großen heran. Sein Neid und Herrschgelüste, seine Empfindlichkeit und kleinliche Eifersucht, seine Kriecherei gegen die Großen und seine tyrannische Härte gegen die Kleinen entfremdeten ihn dem Könige und seinen Getreuen.

Dieser Mann, den man als Menschen verachtete, übte als Schriftsteller sowohl während seines Lebens als auch nach seinem Tode einen ungeheuern Einfluß auf die Berliner Kreise so gut wie auf die Lesewelt überhaupt aus. Ein derartiger Einfluß erscheint dem modernen Leser verwunderlich, denn unter Voltaire's Werken ist kein einziges, das man eben als das Werk bezeichnen könnte, worin seine ganze Eigenart ausgeprägt ist, vielmehr bieten alle einzelnen bedenkliche Schwächen und Angriffspunkte dar. Voltaire war kein Dichter. Auf ihn, wenn auf irgend einen Poeten, paßt der Vorwurf, daß seine Erzeugnisse nur gedacht seien. Seine Lyrik war nicht durch wahre Empfindung dictirt, sondern durch die Absicht, welche, statt zu erheben, verstimmt. Gönner zu erwerben, Feinde zu strafen, Damen ein artig Compliment zu sagen, Bewunderer zu beglücken, philosophische Gedanken schulgerecht vorzutragen, war Zweck und Inhalt seiner Gedichte. Er war auch kein Dramatiker. Geschickte Nachahmung bewährter Muster, starres Festhalten an Gesetzen, die er für unumstößlich hielt, gewandte Versbehandlung, flüssige Prosa, politisch und religiös freiheitliche Tendenzen halfen kein vollendetes Drama gestalten. An Shakespeare's großem Maße gemessen, erscheint er wie ein Schüler, der einige Manieren des Meisters angenommen, nicht ohne sich frech gegen den Meister aufzulehnen; Kunst, d. h. die

gewandte Technik war es, die Voltaire's Dramen Goethe und Schiller empfehlenswerth machte. Auf der Bühne konnte sich aber kein einziges lebendig erhalten. Ganz lebendig blieben auch seine epischen Werke nicht: gewiß nicht die Henriade, die unwahre Lobpreisung vergangener Zeit im Hinblick auf die Gegenwart, die ihre Kunstmittel dem Alterthum entlehnte und in ihrer Huldigung für England als die litterarische Nährmutter Frankreichs dem Modernen unverständlich ist; mehr noch die Pucelle und die Romane, jene durch ihre Zoten und litterarischen Angriffe saftige Bissen für die Liebhaber, diese scharfumrissene, packende Zeitbilder. Aber die in ihnen allzu reichlich enthaltene Philosophie, die auch den poetischen Werth beschränkt, gibt den Werken ein seltsam antiquirtes Ansehen. Denn Voltaire's Philosophie war weder eine völlig schulmäßige noch eine selbständige. Sie beugte sich entweder sklavisch englischem Vorbilde oder schwankte zwischen Materialismus und Schultheologie, der sie die Beweise vom Dasein Gottes entlehnte, zwischen matter Aufklärung und rücksichtslosem Vordrängen. Unter allen seinen Werken stehen vielleicht nur die historischen auf dem vordersten Plane; nicht als Muster gelehrter kritischer Arbeit und Vorurtheilslosigkeit, sondern als erste Beispiele moderner Geschichtsbetrachtung und kunstmäßiger Historik.

Kaum in einem Gebiete war Voltaire ein Meister, und doch übte er einen ungeheuern Einfluß. Das Geheimniß dieser Wirkung lag wohl in dem Persönlichen, dem Modernen, dem Kunstreichen. Voltaire war durch und durch subjectiv. Wie er seinen Launen nachgab und im gewöhnlichen Leben sich in den Vordergrund drängte, so gab er jedem Werke den Stempel seiner Persönlichkeit. Er war ein Mensch und nichts Menschliches war ihm fremd. Dieses Menschliche aber betrachtete er vom Standpunct seines Individuums. Daher trat dies Individuelle, dies Persönliche überall hervor, nicht etwa bloß in Werken so persönlicher Art wie in Briefen. Sodann war Voltaire durch und durch modern. Die Fragen des Tages wurden überall in den

Vordergrund gestellt. Religionsprocesse, die ohne ihn freilich nie ihre Berühmtheit erlangt hätten, wurden mit seiner ganzen Lebhaftigkeit, mit allen Mitteln moderner Publicität vor die Augen der Welt geführt. Aufklärung, das Schlagwort der Massen, war die große Angelegenheit seines Lebens. Hierauf kam er immer wieder zurück, ebensowohl in Dramen und Romanen als in Streitschriften und Bekenntnissen. Mochte er sich sonst widersprechen, in vertraulichen Aeußerungen anders erscheinen als in den für die Oeffentlichkeit bestimmten Ausarbeitungen, in dieser Angelegenheit war er immer er selber: der muthige Aufspürer jedes Vorurtheils, der rücksichtslose, kühne Vertheidiger freier Gedanken. Und mit welcher Kunst schrieb er seine Schriften! Mag man Voltaire's Charakter hassen, seine Oberflächlichkeit verdammen, seine Leistungen in einzelnen Gebieten geringschätzen, immer wird man aufs Neue gefesselt sein von dem Glanz seiner Darstellung und der ungesuchten Kunst seiner Sprache. Alle Töne stehen ihm zu Gebote: leichter Witz, schalkhafte Anmuth, beißender Spott, ruhige Ueberredung, tosender Zorn, hinreißende Beredtsamkeit. Er ist ein Virtuose, der mit gleicher Kunstfertigkeit verschiedene Instrumente beherrscht. Seine Sprache ist die reinste Musik.

Der getreueste Schüler Voltaire's war Friedrich der Große, dessen Vorliebe auf seine Zeitgenossen und die Bewohner seiner Residenz überging. Friedrich war ein unbedingter Bewunderer des Schriftstellers Voltaire, stand völlig unter seinem Banne, modelte in Vielem nach ihm seine Anschauungen, ohne ihn doch an Fülle des Talents, an Vielseitigkeit des Interesses, an Eleganz der Sprache, an Schärfe der Kritik, zu erreichen. Ueberlegen war er ihm nur in Aufrichtigkeit der Gesinnung und in Hervorhebung des nationalen Standpuncts.

Die Herausgeber haben Friedrichs Schriften in fünf Abtheilungen getheilt: militärische, politische, historische Schriften, Briefe und Gedichte. Ein unbedingtes Muster ist Friedrich in keiner dieser Arten, dennoch zeigt er sich in einer jeden eigenthümlich genug. Ueberall verräth er eine bestimmte Individualität. Er ist kein gelehrter Historiker, kein schulmäßiger Politiker, kein Dichter, der sich unbedingt an die Regeln bindet, kein Soldat, der sich an das Hergebrachte in Theorie und Praxis hält, aber obgleich oder vielleicht weil er diese Eigenschaften nicht besitzt, ist er ursprünglich, anziehend, wirkungsvoll. Er ist kein Schriftsteller von Profession, der begierig die Gegenstände aufsucht, über welche er schreiben will, er greift vielmehr nur zur Feder, wenn er durch die Sache ergriffen wird. Andere Schriftsteller müssen die Nachwelt von Dingen unterhalten, die mit dem Schreibenden in keiner Beziehung stehen; Friedrich redet nur von sich und dem, was ihn angeht. Wenn er als Historiker das Wort ergreift, so spricht er entweder von der Zeitgeschichte, in der er eine so hervorragende Rolle gespielt, oder er redet von der allmäligen Gestaltung seines eigenen Staates; tritt er als Politiker auf, so entwickelt er sein eigenes Programm und gibt sich und Anderen Rechenschaft über die Gründe und Folgen seines Thuns; dichtet er, so behandelt er nicht die Gegenstände der Außenwelt, sondern spricht ernst und scherzhaft über seine inneren Zustände und äußeren Beziehungen, rühmt seine Freunde, spottet seiner Feinde; schreibt er Briefe, so fertigt er zwar nicht selten Abhandlungen an, aber diese könnten nicht an Jeden gerichtet sein, sondern sie tragen Züge an sich, die eine bestimmte Physiognomie des Schreibenden verrathen und enthalten Einzelheiten, die nur für den Adressaten bestimmt sind. Aber dieses Sprechen von sich geschieht nicht mit Ruhmredigkeit, sondern ist veranlaßt und wird durchgeführt durch das Streben nach Wahrhaftigkeit. Friedrich will sich schildern wie er war, darum übt er in seinen historischen Schriften an sich selbst eine harte Kritik, wirft sich mit unnachsichtiger Strenge die Fehler vor, welche er begangen, wenn er auch nicht die Schwierigkeiten verhehlt, denen er zu begegnen hatte. Er ist kein streng objectiver Historiker und kein Kritiker, er benutzt die Quellen nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt und äußert

offen seine Neigung und Abneigung, aber diese Subjectivität veranlaßt ihn selten zu Ungerechtigkeiten und niemals zum Selbstlob auf Kosten der Andern oder zur Herabsetzung seiner Vorgänger.

Charakteristisch für diese Schriften ist besonders der patriotische Zug. Eine Stelle in einer von Friedrichs letzten Arbeiten, den 1779 veröffentlichten lettres sur l'amour de la patrie ist dafür besonders kennzeichnend: „Ja, mein Vaterland, dich liebe ich, dir verdanke ich Alles; dir gehöre ich. Mein Dank und meine Liebe werden nur mit meinem Leben enden. Dies Leben selbst verdanke ich dir; wenn du es zurückverlangst, bringe ich dir es gern dar. Für dich sterben heißt ewig leben im Gedächtniß der Menschen".

Trotz dieser Gesinnung schrieb Friedrich nicht die Sprache der Deutschen. Bei aller Liebe zum deutschen Volke war und blieb er ein Feind der deutschen Sprache. Zur Erregung solcher Gesinnung bedurfte es nicht Voltaire's, der die Deutschen bekanntlich mit ziemlicher Verachtung betrachtete. Vielmehr schrieb Friedrich schon 1737, zu einer Zeit also, da Voltaire's Einfluß auf ihn erst im Entstehen war: „Die Deutschen sind arbeitsam und gründlich, aber verworren. Könnten sie von ihrer Langeweile geheilt und zur Anmuth gezwungen werden, so brauchte man an ihnen nicht zu verzweifeln. Nur die Sprache ist unbrauchbar, die Bedeutung der Worte ist nicht bestimmt; um verständlich zu werden, müssen wir uns fremder Sprachen bedienen".

Diese Anschauung, in weiten Kreisen Berlins getheilt, wurde ein nationales Unglück. Für sie und ihre Folgen Friedrich allein verantwortlich zu machen, ist ein höchst unhistorisches Beginnen. Friedrichs Jugendbildung war durchaus französisch, was er in seinen jungen Jahren von deutscher Litteratur sehen konnte, mußte ihm den Geschmack daran verderben. Er lebte sich in die französische Sprache und Litteratur ein und blieb ihr treu. Dem Deutschen gegenüber blieb er blind und taub, weil er durch die Franzosen gefangen war und nicht glauben wollte, daß die Deutschen sich

entwickelt hatten. Goethe's Jugendwerke sah er mit den Augen eines französischen Kunstrichters an und Lessing, dem er sein kühnes Auftreten wider die Franzosen, wenn er es kannte, nicht zu verzeihen im Stande war, konnte der Aeltergewordene nicht begreifen. Wer Narren als Vertreter deutscher Wissenschaft, elende Versschmiede als Träger deutscher Poesie gesehen, wer Harlekinaden und Kraftproben als einzige Erzeugnisse dramatischer Kunst und Friedrich Wilhelms schmerzstillende Bilder als vollgültige Proben deutscher bildenden Kunst mitangesehen hatte, der mochte von dem Deutschen genug haben. Man muß ihn wegen solch freudloser Jugend bemitleiden, man mag die Deutschen bedauern, daß er, der einer ihrer Größten ward, seine einzige Rettung bei den Franzosen fand; die Verantwortung muß man nicht ihm aufbürden, sondern dem, der seinen Geist knechtete wie seinen Willen.

Einen höchst merkwürdigen Ausdruck fand diese dem Deutschen abgewendete Gesinnung in Friedrichs Schrift „von der deutschen Litteratur" (de la littérature allemande 1780). Diese Schrift ist eine Kritik des damaligen Zustandes der schönen Litteratur, Wissenschaft und Sprache in Deutschland. Sie macht höchst seltsame Sprachverbesserungsvorschläge, sie verkennt die Bedeutung der damaligen Meisterwerke, sie verschweigt die Namen berühmter Autoren, sie preist unbekannte Redner wie Quandt, nicht hervorragende lyrische Dichter, wie J. N. Götz, gänzlich unbedeutende Dramatiker wie Ayrenhoff. Von durchaus französischem Standpuncte aus, dem der Regelmäßigkeit, betrachtet sie das Drama, verurtheilt daher Shakespeare, nennt Götz von Berlichingen eine abscheuliche Nachahmung dieses Schriftstellers und charakterisirt dieses geniale Drama als eine entsetzliche Plattheit. Doch gibt der Autor nicht alle Hoffnung für die von ihm so arg verurtheilte Litteratur auf. Vielmehr schließt er seine Schrift mit den tröstlichen prophetischen Worten:

„Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie zu seinem eignen Nutzen lesen, unsere Nachbaren werden

deutsch lernen, die Höfe werden mit Entzücken deutsch sprechen und unsere reine vervollkommnete Sprache wird sich ausbreiten von einem Ende Europas zum andern. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich kündige sie an, sie werden erscheinen, wenn ich sie auch bei meinem hohen Alter nicht mehr erblicken werde. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land nur von ferne. Man verzeihe mir diesen Vergleich, ich lasse Moses seinen Ruhm; aber die schönen Tage unserer Litteratur, die wir erwarten, sind mehr werth als die starren und öden Felsen Idumäas".

Die Schriften Friedrichs und der Philosophen am Berliner Hofe bilden eine stattliche Bibliothek. Trotzdem begnügte sich die gebildete Berliner Lesewelt, die mehr unterhalten als belehrt werden wollte, nicht mit der Lectüre dieser ernsten Werke. Ein Blick auf die Bücherinserate in den Berliner Zeitungen und auf die Bücherbesprechungen in den kritischen Zeitschriften zeigt, wie bedeutsam das Interesse war, das man an der sog. schönen Litteratur der Franzosen nahm. Manche dieser Werke erschienen in Berliner Neudrucken; heute wie damals sorgten hurtige Uebersetzer für Vermittelung des beliebten Lesestoffes an die des Französischen unkundige Menge. Es läßt sich, bei dem Mangel an Quellen, etwa dem Meßbuch eines Berliner Buchhändlers, keine Statistik des verbrauchten Lesestoffs aufstellen, aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der freche J. B. Rousseau, der leichtfertige Gresset und der wollüstige Crebillon für ihre Epigramme, Erzählungen und Romane ebensoviele Leser und Bewunderer fanden, wie die ernsten Philosophen. Daß Jean Jacques Rousseau außer für seine philosophischen Paradoxe und seine pädagogischen Vorschriften auch für seinen Roman „Die neue Heloise" begeisterte Verehrer in Berlin fand, wird uns in Strafreden von Moralisten und Theologen vielfach bezeugt. Das Evangelium der Natur und der Liebe, mit so unvergleichlicher Beredtsamkeit gepredigt, mußte die Jugend hinreißen, und schon lange vor dem Erscheinen der deutschen genialen Nachahmung

des französischen Vorbildes sehnte sich „jeder Jüngling so zu lieben, jedes Mädchen so geliebt zu sein".

Aus den mancherlei Berliner Zeugnissen, durch welche die Bewunderung Rousseaus erwiesen werden kann, mag nur die eine überschwängliche Stelle mitgetheilt werden, die Chr. F. Myller, von dem später noch zu sprechen ist (Berlin 13. Febr. 1779), an Bodmer schrieb*). Sie lautet: „Einen großen Verlust habe ich erlitten an Rousseau, diesem Menschen, den mein Auge nie sahe, dessen Sprache ich nie vernahm, der nicht einmal meine Existenz kannte, diesen liebt' ich wie ein Sohn seinen Vater liebt; ein Leben, das Leben in der Jugend, in ächtem Menschengefühl hatte ich diesem göttlichen Mann, diesem Vater vieler tausend edler Empfindungen zu danken — er ist nicht mehr und die Welt hat für mich die Hälfte ihres Schmuckes verloren."

Jedenfalls muß die Thatsache festgehalten werden trotz des oben (S. 464) mitgetheilten Zeugnisses, daß Französisch im Allgemeinen als die Sprache der Gebildeten galt. In den vertrauten (ungedruckten) Briefen Mendelssohns, der die deutsche Sprache nur in Berlin gelernt hatte, finden sich außerordentlich viel französische Worte, außer den üblichen wie: excusiren, moquiren auch seltenere wie: modesten, railliren u. A. Als er sich mit einem Hamburger, für jene Zeit nicht ungebildeten Mädchen verlobte, legte er den größten Werth darauf, daß sie französisch lernte. Sie begann dies auch bei Lessings Freund Bode, gab aber den Unterricht bald auf. Mendelssohn hörte nicht auf zu drängen, schickte französische Lectüre, z. B. Rousseau's Neue Heloise, und schrieb einmal: „Ich bitte Sie, liebste Mamsell, lernen Sie diese Sprache, die hier fast zur Muttersprache geworden ist." (23. Juni 1761.)

Die bekanntesten unter allen Werken der französischen Litteratur waren jedoch die dramatischen. In welchem Umfang sich die damaligen deutschen Theater von französischer Kost nährten,

*) Mitgetheilt bei Joh. Krüger, Die erste Ges. Ausg. d. Nibelungen S. 64.

ist aus Lessings Dramaturgie allgemein bekannt. Für Berlin, wo für das deutsche Theater dieselben Verhältnisse galten wie anderswo, kam noch ein besonderes französisches Theater hinzu, das für den Hof und einen großen Theil der gebildeten Gesellschaft das einzige war. Bald in Berlin, bald in Potsdam im Potsdamer Stadtschloß, oder für die ganz Intimen im dortigen Neuen Palais, wurde von einer Truppe Theater gespielt, die sich im Gegensatz zu der damaligen deutschen, eine königliche Schauspielergesellschaft nennen durfte. Aber so großen Zulauf und Beifall die Darbietungen dieser Truppe auch fanden, so haben sie mit der geistigen Entwickelung Berlins wenig zu thun. Es waren auswärtige Künstler, wenn man dies hohe Wort auf die Theaterhelden jener Zeit anwenden darf, die in Berlin keine Schule machten, es waren ferner ausländische Stücke, die entweder gleichzeitig oder später im deutschen Theater gesehen wurden, oder litterarische Eintagsfliegen, die keinerlei Nachwuchs hatten. Schon die Thatsache, daß nach dem Schwinden der königlichen Gunst für diese Bühne kaum ein Versuch zu ihrer Wiederbelebung gemacht wurde, bezeugt die Bedeutungslosigkeit dieses französischen Theaters für Berlins geistige Entwickelung.

Daher ist es nicht nöthig bei Aufzählung der Stücke oder Würdigung der Leistungen einzelner Schauspieler zu verweilen. Um das geistige Niveau kennen zu lernen, auf dem diese Leute sich im Allgemeinen befanden, genüge die Vorführung eines Einzigen aus ihrer Mitte. Seine ausführlichere Betrachtung mag dadurch gerechtfertigt sein, daß seine Schriften selten geworden und gänzlich unbeachtet geblieben sind. Es ist Sticotti, von dem man nur weiß, daß er Schauspieler in Berlin war.

In die Litteraturgeschichte fand er Einlaß durch eine von ihm herrührende Broschüre: Garrick ou les acteurs anglais (1770), in welcher er über dramatische Kunst handelte sowie historische und kritische Bemerkungen über die verschiedenen Theater von London und Paris machte. Aber nicht diese Broschüre selbst hat ihn bekannt gemacht, sondern die geistvollen

Bemerkungen über Drama und Schauspielkunst, zu welchen sie dem berufenen Kenner theatralischer Dinge, Diderot, Anlaß gab*). Aber weder Diderot noch Grimm wissen von dem Autor etwas zu sagen; letzterer bekennt, er habe seinen Namen nicht erkunden können, und ersterer faßt sein Verdammungsurtheil in die Worte zusammen: „Ouvrage écrit d'un style obscur, entortillé, boursouflé et plein d'idées communes.“

Sticotti's in Berlin geschriebene und erschienene französische Schriften**) beziehen sich allerdings nur zum geringsten Theile auf preußische oder Berliner Vorkommnisse. Dem Titel nach gehört nur das allerletzte Stück der Sammlung in diesen Zusammenhang: Trophée érigé à la mémoire de son Excellence Mr. le Feldmaréchal de Keith. Der Dichter rühmt den Verstorbenen, den er zwar nie gesehen, nicht bloß als Krieger, sondern als Friedenshelden, den Engländer, der in Deutschland die Tugenden seines weisen Vaterlandes verbreite. Aber an gar manchen Stellen wird der Ruhm des großen Königs verkündet, besonders Prinz Ferdinand gelobt, mit dem der Schriftsteller nähere Beziehungen unterhalten zu haben scheint.

Wie in dem bisher Erwähnten die Zeitgeschichte gestreift

*) Seine Observations wurden von Grimm in die correspondance littéraire aufgenommen, neue Ausg. Paris 1879, IX, 134—141. 149—157; jetzt auch in den Werken Diderots, Paris 1875, VIII, 343—359.

) Der in meinem Besitze befindliche Band — ein anderes Ex. ist in der Berl. königl. Bibliothek; daselbst befindet sich auch ein Einzeldruck von Le masque indéchiffrable, Berlin 1760, dem 7. Stück unserer Sammlung — führt den Titel: Oeuvres d'un paresseux bel esprit pendant la guerre. Par Mr. St. comédien de Sa Majesté le Roi de Prusse. A Berlin. Chez Grynaeus & Decker. 1760. Es ist nicht etwa eine neugedruckte Gesammtausgabe, sondern eine Zusammenfassung vieler kleiner Schriften, die fast alle bei denselben Berliner Verlegern, einzelne auch bei anderen, z. B. Jasper u. Bourdeaux, andere ohne Namen eines Verlegers 1758—1760 erschienen waren, in einen Umschlag, so daß jede Schrift ihren besonderen Titel und ihre besondere Paginirung behält. Die kurze Vorrede — Selbstironie oder Hohn eines „guten Freundes“ — unterrichtet uns nicht über den Autor. Das Inhaltsverzeichniß macht zuerst 11 Prosaschriften und ebensoviele Poésies namhaft.

wird, so werden an anderen Stellen berühmte litterarische Zeitgenossen erwähnt; an Diderot ist eine Epistel, an, beziehungsweise gegen Rousseau ist eine Prosaschrift gerichtet.

Die kurze — mit dem Titel nur drei weitgedruckte Seiten — Epistel an Diderot hat den Nebentitel: Sur la défense de continuer le Dictionnaire Encyclopédique. Sie ist so unklar, daß man nicht genau weiß, ob der Autor für Diderot oder für seine Verfolger Partei nimmt. Freilich spricht er einmal von ton Lexicon fertile, aber er möchte nicht mit dem kühnen Denker tauschen, sondern in Ruhe, ungestört von Gegnern, seine Tage zubringen.

Schon in dieser Epistel wird Jean Jacques gelegentlich als ein „vom Gott der Künste Verdammter" genannt und seine Schriftstellerei als griffonage und sophisme imbécile bezeichnet; eine ähnliche Gesinnung verräth die Abhandlung Thomas du Frioul à Jean Jacques Rousseau, comédien du monde. Berlin 1759. Auf dem Titel steht ein Spruch Diderots, der sich gegen die ungerechte Verdammung der Schauspieler und des Theaters wendet. Titel und Motto deuten schon an, daß St. es mit dem bekannten Brief Rousseau's an d'Alembert zu thun hat, in welchem die Unthunlichkeit eines Theaters für Genf und überhaupt für einen kleinen Staat nachgewiesen werden soll. Gegen diese Darlegungen versucht St. im Allgemeinen den Nutzen der Dichter und die Sittlichkeit der Schauspieler, nicht selten ironisch und mit höhnischen Bemerkungen zu erweisen; im Einzelnen führt er dann viele Sätze Rousseau's an und setzt gleich die Widerlegung hinzu. Diese Widerlegung macht er sich oft leicht: so wenn er einem Satze des Gegners die Kritik: logique de sixième zufügt oder wenn er der R.'schen Bemerkung, Molière und Corneille hätten den Geschmack des Publicums nicht gekränkt, die Worte folgen läßt: „Beide haben die Unsterblichkeit weder durch Trivialität noch durch die ungehörige Liebe zu den Heroen, sondern durch starke Schilderung der Charaktere und der erhabensten Gefühle erreicht." Der starke Satz Rousseau's, daß das im Theater erregte Mitleid sich mit einigen Thränen begnügt, aber nie zu

Thaten führt, wird schwächlich mit dem Hinweise abgethan, daß man drei Monate in dasselbe Stück gehe und die Schauspieler bewundere. Nur selten gibt St. seinem Gegner Recht, z. B. in der Bemerkung, die üble Wirkung des Theaters bestehe darin, die Seele für allzu weichliche Empfindungen geneigt zu machen, aber er fügt hinzu, diese Bemerkung sei schon früher oft gemacht worden. Nur einmal scheint er sich zu sittlich-patriotischer Entrüstung zu erheben, an der Stelle, an welcher Rousseau bemerkt, das Zeitgemäße der Errichtung eines Theaters hänge von dem sittlichen Zustande der Bevölkerung ab. Diesen mit Rücksicht auf uns zu beurtheilen, sei er nicht in der Lage. Dagegen erhebt sich St. mit aller Schärfe: „Ich würde mich für einen ziemlich schlechten Bürger, für einen Feind der Menschen halten, wenn ich überzeugt wäre, daß große Tugenden in meinem Vaterlande herrschen und sie nicht der ganzen Welt als Beispiel vorhielte." Im Ganzen geurtheilt: die Widerlegung ist ziemlich schwächlich; St. zeigt sich seinem Gegner nicht gewachsen, der übrigens von dieser Streitschrift, wenn sie ihm überhaupt bekannt geworden ist, keine Notiz genommen hat.

Auch die übrigen Schriften Sticotti's bedeuten nicht viel. Es sind Gesellschaftsschilderungen mit wenig greifbaren Bildern, Aphorismensammlungen über und gegen die Frauen, ohne Schärfe und Witz. Manche andere Ausarbeitungen des französischen Schauspielers galten dem Theater. Dazu gehört eine nicht unwitzige Travestie der Voltaire'schen Merope, mit mannigfachen Anspielungen auf damalige litterarische Vorgänge, ferner ein „didactisches, historisches, moralisches" Gedicht „Die Kunst des Theaters." Jeden Monat sollte ein Gesang erscheinen; es blieb aber im Ganzen bei zwei Gesängen, die mit ihren sehr dunklen Andeutungen heute geradezu unverständlich sind und von Berlin kaum etwas anderes aussagen als die Beliebtheit des Balletes.*)

*) Fier qu'en ce siècle avocats, princes, rois Aiment la danse avant l'esprit des Loix.

Mochten auch Schriften, wie die obenerwähnten, ihren Leserkreis finden — eine Ode auf den Frieden ist als dritte Auflage bezeichnet — im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die französische Litteratur, die in Berlin mit Vorliebe gelesen wurde, doch einen etwas höheren Grad einnahm, als die Erzeugnisse der Sticotti'schen Muse. Mehr Freunde als er fanden gewiß Diderot, den er begönnerte, Rousseau, den er befehdete, Voltaire, den er travestirte.

Nennt man aber diese drei Namen und erwägt man, daß das litterarische Lebenswerk dieser Trias am Ende der Friedericianischen Zeit völlig abgeschlossen war (Voltaire und Rousseau starben 1778, Diderot 1784), ja daß schon im ersten Jahrzehnt dieser Epoche alle drei Schriftsteller die bestimmte Physiognomie angenommen hatten, die ihnen zeitlebens eigenthümlich blieb, so wird man keinen Grund finden, die damaligen Berliner, welche die französische Nahrung vorzogen, ihrer Kost wegen zu bemitleiden. Nimmt man Lessing aus, so war keiner der deutschen Classiker noch auf der Höhe seines Schaffens angelangt. Es kam die Zeit, da Schiller und Goethe ihre enthusiastische Gemeinde in Berlin fanden; soll man die Stadt deswegen anklagen, daß sie erst Meisterwerke abwartete und nicht allgemein den Spürsinn besaß, in genialen Jugendversuchen den Keim der Meisterschaft zu erkennen?

Sechzehntes Kapitel.

Entwickelung der Wissenschaft.

Friedrich stellte die von seinem Großvater begründete, von seinem Vater vernachlässigte (s. oben S. 103 ff. und S. 240 fg.) Akademie wieder her. Doch war sie ebenso weit von dem allgemein umfassenden Charakter entfernt, den Leibniz ihr zu geben versucht, wie von einer deutschgesinnten Genossenschaft, wozu Friedrich I. sie zu machen gestrebt hatte. Vielmehr beschränkte sie ihre Wirksamkeit im Wesentlichen auf das philosophisch-naturwissenschaftlich-mathematische Gebiet und bediente sich statt der deutschen ausschließlich der französischen Sprache.

„Unsere Akademie muß nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein," schrieb Friedrich am Anfange seiner Regierung, als er den nachher fallen gelassenen Plan hatte, Wolff als Akademiker nach Berlin zu ziehen. Einige Jahre nach Friedrichs Tode hieß es dagegen in einer boshaften Anekdote (Beobachter a. d. Spree 1802, I. 396): „Eine Akademie der Wissenschaften ist ein Institut, worin man vornehme Standespersonen und Geschäftsmänner und zuweilen auch sogar einen Gelehrten aufnimmt."

Zieht man aus diesen Aeußerungen die Mitte, so gewinnt man etwa die Anschauung von dem Wesen der Akademie zu jener Zeit: viel Aeußerlichkeit neben manchem ernstem Streben und tüchtigem Können.*)

*) Vergl. Histoire de l'académie royale des Sciences et belles lettres depuis son origine jusqu'à présent. Avec les pièces originales.

Die neue Akademie war eine Vereinigung der alten, die immer fortvegetirt hatte, mit einer neuen litterarischen Gesellschaft, die sich seit dem Regierungsantritt des Königs gebildet und unter Vorsitz des Grafen Schmettau häufig versammelt hatte. Diese Vereinigung wurde Ende 1743 vollzogen; am 23. Jan. 1744 fand die erste Sitzung der neuen Akademie statt. Noch im Jahre 1743 hatte die alte Akademie, die übrigens in Folge der preußischen Besitzergreifung Schlesiens eine Ausdehnung ihres Kalenderprivilegiums erhalten hatte, den 7. und letzten Band ihrer Schriften, zum letzten Mal fast ganz in lateinischer Sprache, erscheinen lassen — er enthielt je 5 lateinische Abhandlungen von Pott und Euler, 2 französische von Clairault Vater und Sohn. Die neue Gesellschaft nahm den Namen der Académie royale des Sciences et des Belles Lettres de Prusse an. Bei ihrer Eröffnungssitzung waren alle Mitglieder anwesend. Von uns bekannten Namen begegnen wir d'Argens, Eller, Formey, Sack, Euler, Pott; sonst waren viele Franzosen: Achard, des Vignolles, Duhan, de Francheville, Jordan, Naudé, Pelloutier, aber mindestens ebensoviele deutsche, z. B.: Elsner, Lieberkühn, Ludolff, Marggraf, Wagner. Der Marschall Schmettau eröffnete die Sitzung, des Jariges als beständiger

A. Berlin. Haude & Spener 1750. Zweite Ausgabe 1752. Diese läßt aus die Kupfer, Medaillen ꝛc., ferner Friedrichs Brief an Maupertuis 12. Mai 1746 (M. solle allein das Recht haben, Vorschläge über Pensionen zu machen); M.'s Patent als Präsident 1. Febr. 1746; fügt hinzu Eloge des Marschalls v. Schmettau, Elsner und eine sehr lange (S. 232—248) Epistel: Les avantages des beaux arts. — Ferner sind benutzt Ranke, Preuß. Gesch. V, 276 ff. Ferner Sayoux, Denina s. oben. — Auch Formey bietet sehr brauchbare Notizen. Besonders wichtig ist Christ. Bartholmèss: Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibniz jusqu'à Schelling particulièrement sous Frédéric le Grand. 2 Bände. Paris 1851. Die Mémoires der Akademie erschienen in 25 Quartbänden, darauf folgten 10 weitere Bände unter dem Titel: Nouveaux mémoires. Fast jeder Band enthält zuerst eine kurze Geschichte, Chronik der Feste, Sitzungen, unter Mittheilung der Eloges, dann die nach den einzelnen Klassen geordneten Abhandlungen.

Secretär verlas die neuen Statuten. Die eigentliche Festrede hielt d'Argens in seiner breiten unklaren Weise; der officielle Festdichter, der sich seit dem ersten schlesischen Kriege durch patriotische Festklänge einen Namen gemacht hatte und leider auch Historiker, Francheville begrüßte die Versammelten in einer Ode, welche die Musen beglückwünschte, daß sie sich endlich an den „blühenden Ufern" der Spree vereinigen konnten.

Die neue Akademie unterschied sich von der alten nicht nur durch ihren Namen. Vielmehr waren die wesentlichen Unterschiede folgende: Die Akademie wurde nunmehr in 4 Klassen eingetheilt: Physik oder Experimentalphilosophie, Mathematik, speculative Philosophie, schöne Wissenschaften und Philologie. Jede Klasse, deren Mitglieder übrigens auch an den Arbeiten einer anderen theilnehmen durften, hatte einen besonderen Director und Secretär. Diesen Specialdirectoren war aber seit 1746 der schon früher in Aussicht genommene Maupertuis als immerwährender Präsident vorgesetzt, mit unbedingter Autorität über sämmtliche Mitglieder, namentlich mit dem Recht, Pensionen aufzuheben, zu vermehren, neue zu vertheilen. Der König, von vornherein gewillt, in der Gesellschaft eine nicht bloß passive Rolle zu spielen, nahm alsbald den Titel eines „Beschützers" an. Der erste, von dem eine Arbeit mit einem Preis gekrönt wurde, war d'Alembert. So war der neuen Anstalt, von ihrem Inslebentreten an der ausländische Charakter in unverwischbarer Weise aufgedrückt.

Denn von einer deutschgesinnten Genossenschaft war fortan die Rede nicht mehr: an die Stelle des nationalen Interesses, das ihr zu eng geworden war, trat das weite „des menschlichen Geistes und der Welt". Die ehemals stark in den Vordergrund gerückten praktischen Tendenzen wurden zurückgeschoben; statt ihrer der wissenschaftliche und zugleich staatsautokratische Grundsatz geltend gemacht, daß einer gelehrten Gesellschaft nur die Theorie, die praktische Ausführung dagegen den Staatsbehörden zukomme. Die religiösen Gesichtspunkte, die früher die Akademie

zur Einrichtung auswärtiger Missionen getrieben hatte, wurden als der neuen religionsfremden Auffassung zuwider entfernt. Zum Arbeitsgebiet der vierten neuerrichteten Klasse, der für speculative Philosophie, — die drei übrigen entsprachen im Wesentlichen den früheren, vgl. S. 110 — waren die eigentliche Metaphysik, Moral, Naturrecht und Geschichte der Philosophie bestimmt, die letztere wohl in der Absicht, um die Neuerung, die Einführung nämlich der Spekulation in eine gelehrte Gesellschaft, den Anhängern des Alten annehmbar zu machen. Endlich wurde in den Publicationen die lateinische Sprache durch die französische ersetzt. Diese Wandlung, gewissermaßen vorbereitet durch die litterarische Gesellschaft, die sich schon des Französischen bedient hatte und erleichtert durch die zahlreich in Berlin vertretene französische Kolonie und ihre Veröffentlichungen in heimischer Sprache, wurde damit begründet, daß an Stelle einer todten und nur für den kleinen Kreis der Gelehrten verständlichen Sprache eine bekannte, überall gesprochene und verstandene gesetzt werden müßte und daß ja schon Leibniz, der Begründer der Akademie, diese Sprache für einige seiner wichtigsten Werke angewendet hätte. Der eigentliche Grund zu dieser Neuerung war aber der Wunsch des Königs, der Latein wenig kannte und Deutsch nicht liebte, zum Idiom der Akademie die Sprache zu machen, die er mit Vorliebe anwandte, um dort auch seine Arbeiten vorlesen zu können. Neue Institute wurden der Akademie gewährt: ein botanischer Garten, ein naturhistorisches Museum, ein Maschinenkabinet. Jedes Mitglied erhielt eine Pension, die zwischen 200 und 1500 Thlr. schwankte. Der Präsident und andere Beamte erhielten bestimmte Gehälter.

Die Einnahmen der Akademie bestanden nach wie vor aus dem Ertrage der Kalender, ferner aus dem ihnen neugewährten der Civilgesetze und geographischen Karten. Als Versammlungsort diente zuerst ein Zimmer im Königs-Schlosse in Berlin; seit dem 1. Januar 1752 nahm die Akademie Besitz von den ihr noch gegenwärtig zustehenden Räumen, den zahlreichen und

weiten Zimmern des in der Straße „Unter den Linden" stehenden Gebäudes, dessen Parterreräumlichkeiten zu Ställen für königliche Pferde eingerichtet sind, eine Nachbarschaft, die den Akademikern selbst und dem Berliner Volkswitz Stoff zu manchen boshaften Bemerkungen gab.

König Friedrich, der, wie ein Bewunderer sich ausdrückte, „ein sehr zärtlicher Vater seiner Akademie war" konnte auch ein strenger väterlicher Erzieher sein. Es ist ungerecht, wie der Geschichtschreiber der Akademie gethan hat, diese darzustellen als einen Hort des freien Worts, als eine muthige Körperschaft, die den mitten in der Siegeslaufbahn stehenden König aufhalten und zum Frieden mahnen wollte — was übrigens sehr thöricht gewesen wäre, da der Friede, nachdem die ganze Welt in Waffen stand, nicht mehr von einem Fürsten abhing, der doch niemals Herr der Welt war — sie that in ihren Beglückwünschungen und sonstigen unterthänigen Sendschreiben nicht mehr als jede andere auf den Frieden basirte Körperschaft: sie pries Erhabenheit und Segen des Friedens, weil dieser ihr nothwendig dünkte, ihre Thätigkeit zu üben und ihre Pensionen zu genießen.

Während des Krieges verlor die Akademie ihren Präsidenten durch den Tod (1759). Auch hatten sich mancherlei Mißbräuche eingeschlichen, zu deren Abstellung eine ökonomische Commission, bestehend aus Euler, Lambert, Merian, Beausobre und Sulzer bestellt wurde. Ihre besondere Aufgabe wurde darein gesetzt, die Einnahmen der Gesellschaft zu erhöhen, die, wie es scheint, durch Unterschleife stark beeinträchtigt worden waren. Wirklich wurden die Geldeinnahmen erhöht, dagegen ward eine ideelle Einbuße erlitten, die schwerer wog, als ein pecuniärer Gewinn. Der kindlich-naive Euler nämlich, der zu Geschäften überhaupt nicht taugte und in diesem besondern Falle, wohl durch persönliche Rücksichten veranlaßt, der Anderen nothwendig scheinenden Neubesetzung des Postens eines akademischen Schatzmeisters sich widersetzte, wurde ärgerlich über die gegen seine Meinung getroffene Entscheidung und verließ, durch Spöttereien des Königs verletzt, die Akademie

und Berlin. Ein anderer Mißstand hatte sich bei der Wahl der Akademiker gezeigt. Bisher nämlich hatten es viele durchaus unberühmte Ausländer durch einschmeichelnde Briefe bei einem ihrer Landsleute oder bei einem ehrlichen Deutschen, der die übertriebene Höflichkeit eines in fremder Sprache Bittenden nicht als Lüge erkannte, durchgesetzt, wenigstens den Titel eines associé zu erhalten, so daß ihre Zahl sich auf 150 belief. Seit 1764 wurde die Möglichkeit einer solchen qualitativ wenig förderlichen Vermehrung dadurch verhindert, daß der Akademie das Recht der Wahl genommen und von dem König ganz allein geübt wurde. Dieser befragte officiell die Akademie selten, doch ließ er sich manchmal von d'Argens, d'Alembert, Condorcet, Lucchesini — also auch hier wieder lauter Nichtdeutschen — Rath ertheilen. Von den Genannten war einer, d'Alembert, als Maupertuis' Nachfolger ernstlich in Aussicht genommen; daß und warum er diese Succession ablehnte, wurde (oben S. 500) gezeigt; er blieb aber, nach einem schönen Worte Friedrichs „auch abwesend die Seele der Akademie". Ein anderer Franzose, der Ritter von Jaucourt*), der von der Akademie gern gesehen war, blieb von Friedrich mit Recht unberücksichtigt. Er war gewiß ein fleißiger und ideal gesinnter Mann, der seit d'Alemberts Rücktritt Jahre lang mit einer ganzen Schar von Secretären täglich 13 bis 14 Stunden an der Encyklopädie arbeitete, die nur die Verleger bereicherte und der so wenig Entgelt für seine Riesenmühe erhielt, daß er sogar ein Landhaus verkaufen mußte, um seine Schreiber zu bezahlen. Aber weiter war er auch nichts. Trotz seiner Versuche, Leibniz seinen Zeitgenossen verständlicher zu machen und trotz einzelner freier politischer Aeußerungen war er ein Kärrner, von Gott dazu bestimmt, wie Diderot meinte, Lexiconartikel zu machen, oder wie Grimm meinte, ein unermüdlicher Arbeiter, aber ein mitleidsloser Compilator, der nur aus

*) Vgl. über ihn Grimm, Corr. II, 300, III, 222, VII, 45, IX, 206. Diderot, Oeuvres (Paris 1875 ff.) XIII, 126, XIX, 24, 35, 423.

den bekanntesten und häufig mittelmäßigsten Büchern Auszüge machen konnte. Es macht Friedrichs Scharfsinn alle Ehre, daß er den Nachfolger d'Alemberts in einem litterarischen Unternehmen nicht für dessen wirklichen Ersatzmann ansah. Dagegen wurde es Friedrich mit Recht sehr verdacht, daß er Mendelssohn, der seit 1767 mehrmals vorgeschlagen wurde, nicht aufnahm. Der Grund zu dieser Ausschließung lag schwerlich in dem Spott, den Mendelssohn früher gegen die Akademie gewagt, denn jene Schrift (vgl. unten S. 529) war dem König schwerlich zu Gesicht gekommen, noch in Mendelssohns freier Beurtheilung der Gedichte Friedrichs, denn so kleinlich war der königliche Dichter nicht, um der Kritik ihr Recht zu verkümmern, noch darin, daß er auf die damals aufgenommene Kaiserin Katharina von Rußland einen besonders illustren Namen folgen lassen wollte, denn Pedro Davila, der spanische Naturforscher, der wirklich nach ihr kam, war gewiß keine weltberühmte Persönlichkeit, sondern einfach darin, daß der König den Juden als unebenbürtig ansah. „Ein Plato lebt in seinem Lande und diesen kennt er nicht", urtheilte Kästner. Béguelin, der sich außer Sulzer für Mendelssohns Wahl besonders interessirte, soll für diesen Uebereifer dadurch bestraft worden sein, daß ihm der Posten eines Directors der philosophischen Klasse verweigert wurde.

Solche Beispiele persönlichen Eingreifens, die von tyrannischer Willkür nicht ganz freizusprechen sind, waren äußerst selten. Auch in der Verwaltung der Akademie war Friedrich kein Ludwig XIV. Er verlangte nicht wie jener Fürst sein ungemessenes ewig wiederkehrendes Lob. Wenn trotzdem die Akademiker nicht bloß bei besonders festlichen Angelegenheiten, sondern auch ohne bestimmte Veranlassung den König sowie die Mitglieder seiner Familie priesen, so geschah dies nicht aus sklavischer Furcht, sondern aus einer Anhänglichkeit, die ihren Grund theils in wirklicher Bewunderung des Kriegers und weisen Regenten, theils in aufrichtiger Dankbarkeit gegen seine mannigfachen Wohlthaten hatte.

Die Abhandlungen der Akademie — einzelne Bände zeigten auf dem Titel einen Palast mit dem Kriegsruf der Aufklärung: Sapere aude — erschienen französisch, selbst wenn sie von deutschen Mitgliedern gelesen wurden. Doch kam es oft genug vor, daß derartige Arbeiten ins Deutsche übersetzt, separat im Druck erschienen. Eine Besprechung aller dieser Arbeiten würde ein besonderes Buch erfordern. Von einigen Hauptbeitragenden muß noch die Rede sein. Neben Bedeutendem findet sich auch vieles Mittelgut und sehr viel Unbedeutendes. Zu dem Stärksten, was geleistet wurde, gehörte, daß der Poet de Francheville*) seine dichterische Phantasie auch in geschichtlichen Arbeiten walten ließ, indem er sich (1763) anstrengte, in längeren Auseinandersetzungen die Echtheit und historische Glaubwürdigkeit des fränkischen Geschichtschreibers Hunibald zu erweisen. Dieser angebliche Zeitgenosse des Königs Chlodowech, der durch Joh. Trithem mit dreister Fälschung in die Litteraturgeschichte eingeführt, von dem Humanisten Heinrich von Ruenaar mit siegreichen Gründen aus derselben entfernt worden war, sollte nun, gegen die Ausführungen des Letzteren mit Scheinbeweisen und gequältem Scharfsinn wieder zu Ehren gebracht werden. Diese Ausführungen, die nur völligen Mangel an Kritik bewiesen, wurden von einer französischen Berliner Zeitung mit gebührender Bewunderung des Landsmannes in aller Ausführlichkeit dem Publicum aufgetischt.

Während die Abhandlungen der Akademie ausschließlich französisch waren, durften die Preisarbeiten außer französisch auch lateinisch und deutsch veröffentlicht werden. Diese Preisaufgaben machen ein besonderes Kapitel in der Thätigkeit der Akademie aus und verdienen eine eingehendere Betrachtung, theils weil sie hauptsächlich deren Beziehungen zu aus-

*) Ueber Francheville vgl. die Biographie des Sohnes Mém. de l'Académie 1782. Ueber sein den schles. Krieg behandelndes Gedicht urtheilte Friedrich „das Lob darin sei so unverschämt, daß er das Gedicht nicht drucken lassen könne". Vgl. Droysen, Ztschr. f. preuß. Gesch. 1876 S. 37.

wärtigen und ausländischen Gelehrten darlegen, theils weil sie die Aufgaben stellende und Preise ertheilende Gesellschaft in eigenthümlichem Lichte erscheinen lassen. Die bemerkenswertheften dieser Preisaufgaben sind die folgenden: 1745 über die Monadenlehre, wobei der Streit der Leibnizianer und der Gegner des großen Philosophen lebhaft entbrannte, die Letzteren aber den Sieg davontrugen. 1751 wurde Kästner Sieger mit einer Bearbeitung der Lehre von den zufälligen Ereignissen, einer Frage, die d'Alembert zu folgendem geistreichen Spotte veranlaßte: „in Erwägung, daß unsere Freiheit sehr zweifelhaft ist, frägt man, ob wir sie wirklich besitzen". 1759 wurde J. D. Michaelis' Arbeit über den wechselseitigen Einfluß der Anschauungen auf die Sprache und der Sprache auf die Anschauungen gekrönt. 1768 Cochius mit seiner Arbeit „über die Möglichkeit, natürliche Neigungen zu zerstören"*). Mendelssohn, der, wie schon angedeutet und wie noch näher auszuführen ist, sich 1755 über eine Preisaufgabe lustig gemacht hatte, wurde nichtsdestoweniger 1763 für seine im Wettbewerb mit Kant eingelieferte Arbeit „über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften" gekrönt. Am häufigsten ging Herder aus den akademischen Kämpfen als Sieger hervor, ohne dadurch sonderlichen Respect für die krönende Anstalt zu gewinnen: 1770 über den Ursprung der Sprache, 1773 (gedruckt 1775) Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei verschiedenen Völkern, da er geblühet, 1780 vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung.

Während in den angeführten Fällen die aufgestellten Themata vielfältige Billigung fanden und die Namen der Gekrönten mindestens für eine verständige Wahl der Preisrichter sprachen, erregten zwei Aufgaben große Bedenken. Die eine

*) Grimm, Corr. lit. VIII, 444 meint witzig, wer diese Frage und die damit zusammenhängenden beantworte, würde fast alle Probleme lösen, die das Menschengeschlecht interessiren. Er habe aber nicht gehört, daß durch die Ertheilung des Preises le genre humain y ait gagné.

wurde bedeutungsvoll durch die darein verwickelten Schriftsteller; die andere wegen des gerade für die Fridericianische Akademie bemerkenswerthen Themas.

Im Jahre 1753 wurde von der Berliner Akademie oder richtiger: von dem Präsidenten Maupertuis eine Preisaufgabe für das Jahr 1755 gestellt, welche eine Prüfung des in dem Satze: „Alles was ist, ist gut" (Whatever is, is right) enthaltenen Popeschen Systems forderte. Die Preisstellerin verlangte eine Begriffsbestimmung dieses Satzes, einen Vergleich desselben mit der Lehre des Optimismus und eine Zusammenstellung der zur Bestätigung oder Vernichtung dieses Systems dienlichen Gründe. Maupertuis' eigentliche Absicht bei Stellung dieser Preisaufgabe war ein Ansturm wider Leibniz, über den der Philosoph des 18. Jahrhunderts sich sehr erhaben dünkte.

Acht Arbeiten liefen bei dieser Preisbewerbung ein. Die Namen der Bewerber sind, da die Abhandlungen anonym eingeliefert wurden, außer dem des Siegers und Künzli's, nicht bekannt. Der Sieger, der am 5. Januar 1755 den Preis zugesprochen erhielt, war Ad. Fr. Reinhard (1726—1783),*) Justizbeamter in Strelitz. Er war ein eifriger Polemiker, fleißiger Gelegenheitsdichter, frommer Theologe, strenger Kritiker, der in späteren Jahren gerade die Berliner, durch die er sein bischen Ruhm erlangt hatte, heftig befehdete, wie er denn die gesammte deutsche Litteratur von Klopstock bis Goethe als unbedeutend, christenfeindlich oder sittenverderblich charakterisirte. Schon früher hatte er mit dem Philosophen Wolff angebunden, später ging er gegen Kant los; nun hatte er sich Leibniz zum Gegner gewählt, in der

*) Ueber Reinhard A. D. B. XXVIII, 35fg. Ueber seine 1755 französisch, 1757 deutsch gedruckte Schrift Wielands ausgew. Briefe I, 210 und Mendelssohns Werke IV, 1, 508. — Für Künzli und Wieland, L. Hirzels beide behandelnde Arbeit, Lpz. 1891 S. 109 ff., 201 ff., die für diesen Abschnitt überhaupt verglichen werden muß. — Mend.'s und Lessings Schrift: Pope ein Metaphysiker, gedruckt in Lessings Schriften ed. Lachmann-Muncker, 3. Aufl. Stuttgart 1890. S. 411—445. Ueber diese vgl. die Biographieen beider, z. B. E. Schmidt I, 298 fg.

Hoffnung, die ihn ja auch nicht trog, dadurch Vortheile zu erlangen. Er hatte schon, um dem mächtigen Maupertuis zu gefallen, die französische Sprache bei Abfassung seiner Arbeit gewählt, noch mehr nahm er ihn dadurch für sich ein, daß er sich ganz auf seinen Standpunct stellte und, um einen Ausdruck Wielands zu gebrauchen, „den sogenannten Optimismus vernichten will, ihn mit dem Fatalismus für einerlei hält, libertatem indifferentiae behauptet, und das principium rationis sufficientis für eine Chimäre tractirt." Er machte sich seine Aufgabe sehr leicht, las nicht, was Wolff und Baumgarten für Leibniz gesagt hatten, um nicht die Mühe zu haben, ihre Behauptungen zu entkräften und wähnte, mit einem mathematischen Trugschlusse seinen Gegner widerlegt zu haben.

Muthiger gingen andere Bewerber zu Werke. Sie wählten als Deutsche die deutsche Sprache und nahmen einen selbständigen Standpunct ein. Unter diesen mag Martin Künzli erwähnt sein, weil seine Arbeit die eigentliche Veranlassung zu dem litterarischen Streit gab, von dem hier die Rede sein soll. Martin Künzli (1709—1765) Lehrer und Prediger, schriftstellerisch als Philosoph und Theologe, Kritiker und Poet thätig, mit Klopstock, da dieser in der Schweiz weilte, bekannt und später mit Wieland vertraut, stand besonders mit den in Berlin weilenden Schweizern, und unter ihnen vornehmlich mit J. G. Sulzer in naher Beziehung. Dieser bestimmte Künzli zur Ausarbeitung der Preisaufgabe. Er machte ihm Hoffnung zur Gewinnung des Preises, weil unter den vier Bestimmenden außer ihm selbst noch zwei geschworene Leibnizianer Heinius und Formey sich befanden. Der Letztere wurde indessen durch den allmächtigen Präsidenten Maupertuis umgestimmt, zwei andere, Merian und Prémontval, — der erstere selbst ein Schweizer, der andere Maupertuis' Werkzeug, — stimmten gleichfalls in antileibnizischem Sinne. Künzlis Arbeit ist eine ganz verständige. Er hatte die beiden Punkte erkannt, auf welche es bei der wissenschaftlichen Beantwortung der Preisaufgabe ankam. Statt einer Begründung

oder Widerlegung des Leibnizischen Optimismus führte er aus, daß 1. das Popesche Wort, im Gegensatz zu der Fassung der Akademie zu übersetzen sei „Alles was ist, ist recht" und that 2. dar, „daß Pope als ein Poet schrieb und seinen Beweis nicht bis auf die ersten Gründe hinausführete, welches für ihn als einen Poeten ein wenig zu trocken gelassen hätte."

Ueber den Nichterfolg der Schrift ihres Landsmannes herrschte im Lager der Schweizer arge Verstimmung. Ihr Grund war nicht bloß Lokalpatriotismus, sondern das Bewußtsein, daß durch diese Entscheidung die Sache der Philosophie geschädigt sei. Die alte litterarische Gegnerschaft der Schweiz gegen Norddeutschland spielte mit. Die Freunde, und zwar außer Künzli und einigen Unbekannten, die Häupter der Schweizer: Bodmer und Breitinger, sodann Wieland, der sich damals gern zu den Schweizern zählte und Joh. H. Waser, der sich durch seine Uebersetzungen Butlers, Swifts und Lucians einen Namen machte, trafen in Winterthur zusammen und beschlossen eine eclatante Rache an den Berlinern zu nehmen. In einer Schrift sollte der Preisgekrönte, Reinhard vorgenommen werden, in einer andern, zu deren Abfassung Wieland und Waser bestimmt wurden, sollte das Strafgericht gegen die Berliner vollzogen werden. Sulzer, der Akademiker, war in den Plan eingeweiht und mit ihm einverstanden. Nur bat er um Discretion über die von ihm mitgetheilten Anekdoten. „Denn man muß", so fügte er jesuitisch und hochmüthig hinzu, „mit diesen Leuten leben und sie also nicht zu sehr vor den Kopf stoßen." Der Plan wurde nicht ganz so ausgeführt, wie er erdacht worden war. Es wurde nur eine Schrift geschrieben, die dem Titel nach mehr gegen die Akademie gerichtet war, in Wirklichkeit aber den Beurtheilten mindestens eben so hart traf, als die beurtheilende Behörde. Sie war bisher gänzlich unbekannt geblieben, erst durch den Scharfsinn L. Hirzels ist sie entdeckt und wieder ans Licht gezogen worden. Sie erschien unter dem Titel: „Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis von der

Academie zu Berlin erhalten hat. Nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen." Sie hat in der That die beiden Verfasser; nach einem ausdrücklichen Zeugnisse Bodmers ist Waser Autor der Beurtheilung, Wieland der des Schreibens.

Beide Schriftsteller gingen mit der Akademie nicht glimpflich um. Der Erstere wurde ironisch. Er konnte nicht leugnen, daß die Akademie Reinhard gekrönt habe, aber der Sinn dieser Krönung konnte, wie er behauptete, unmöglich der sein, „daß sie dadurch den Sätzen desselben ihren Beifall bezeugen und durch ihr Ansehen dieses seltsame System habe befördern wollen." Vielmehr vermuthete er als wahren Sinn der Krönung, daß die Akademie „sich selbst und der gescheuten Welt ein Vergnügen habe machen wollen, gerade diejenige Schrift zu krönen, der die Krone am wenigsten anstehe, damit man desto deutlicher sehe, wie übel sie ihr lasse." Am Schlusse bat er aber doch die gelehrte Körperschaft, „daß sie künftig lieber gradezu und nicht durch ironische Umwege trachten möchte zu verhindern, daß Sätze und Systeme befördert würden, welche die Schande ihrer Erfinder und das Aergerniß aller derer sind, die ihre Vernunft nicht gänzlich verschworen haben."

Wieland, der eine Dunciade, d. h. eine Satire gegen litterarische Gegner nach dem Muster Popes wünschte, schlug vor, nicht etwa bedeutende Menschen in diese satirische Sammelschrift aufzunehmen, sondern kleine Geister und rieth, Reinhard als Hauptheldeu zu behandeln. Auch er suchte, wie sein Mitarbeiter, nachdem er, gleich Jenem, das Unzutreffende in Reinhards philosophischen Auseinandersetzungen dargethan hatte, in der Ironie seine Zuflucht und so ließ er dem Preisgekrönten als seine Großthat und seinen Grundsatz Folgendes verkünden: „Von der Vernunft will ich euch befreien, von dieser beschwerlichen Hofmeisterin oder Tyrannin vielmehr, die euren kleinsten Handlungen Gesetze vorschreiben, ja euren Gedanken selbst ihre Fesseln anlegen will. Künftig werdet ihr nimmer nöthig haben, Gründe,

ja zureichende Gründe weder für Reden noch Thaten zu geben; niemand wird euch tadeln dürfen, daß ihr eure Sätze nicht genug bewiesen, oder eure Handlungen nicht nach den genügenden Gründen bestimmt habet; Nachdenken, Ueberlegung, Gründe gegen Gründe abwägen, alle diese mühsamen Operationen sind künftig überflüssig; der übermüthige und beleidigende Unterschied zwischen Weisen und Thoren, von welchem einige aufgeblasene Leute soviel Geschreis machen, ist nun gänzlich aufgehoben, der gerühmte Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum, Ueberzeugung und Meinung verschwindet mit ihm. Was für glückliche Tage nähern sich! Künftig wird aller Streit, alles Gezänk unter den angemaßten Nachforschern der Wahrheit aufhören; ein Jeder wird für wahr halten, was er will und so lang als er will; niemand wird den Anderen das gleiche Privilegium streitig machen. Die Ueberlegungen, die bisher, nach der gemeinen Meinung, vor den Entschließungen vorhergehen mußten, können künftig gar wohl erst auf dieselben folgen oder ganz und gar weggelassen werden, nachdem ich gezeigt habe, daß der Wille sich selbst determinirt und also niemand einen andern Grund zum Wollen nöthig hat, als eben diesen, daß er will."

Ob diese Schrift, die heute zur großen Seltenheit geworden ist, bei ihrem Erscheinen bekannter war und auf die Zunächstbetheiligten einen bemerkbaren Eindruck machte, ist nicht mehr festzustellen. Thatsache ist, daß in einer Berliner Zeitschrift eine Besprechung des Schriftchens erschien, in welcher die Verurtheilung der Reinhardschen Schrift zwar gebilligt, aber die „ungemeine Bitterkeit" getadelt wurde, in welcher diese Verurtheilung ausgesprochen war. Der Kritiker war Moses Mendelssohn.

Ihn aber, der damals angefangen hatte, seine Studien über die Weltweisheit der Oeffentlichkeit darzubieten und der in diesen seinen Bemühungen einen Ansporner und Helfer in Lessing gefunden hatte, interessirte die Frage und die Art der Preisaufgabe viel zu sehr, als daß er sich mit Recension einer nebensächlichen Schrift hätte begnügen sollen. Im Verein mit Lessing machte

er sich daran, die Aufgabe der Akademie — nicht zu lösen, sondern sie dermaßen zu wenden, daß ihre Unlösbarkeit, das Unrichtige der Fragestellung sich klar ergäbe. So entstand die Schrift: „Pope, ein Metaphysiker", bei der die Scheidung der beiden Eigenthümer schwer sein dürfte. Ihre Bedeutung besteht außer dem Nachweis, daß die Akademie den Popeschen Ausspruch mißverstanden, in der Darlegung, daß man überhaupt von einem Popeschen System nicht reden könne, und daß ein Philosoph und ein Dichter zweierlei sei. „Ein poetischer Dichter ist darum noch kein Philosoph und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet." Die Autoren führten ferner aus, daß Pope die Benennung eines Leibnizianers durchaus nicht verdiene, daß daher die Prüfung seiner Sätze etwas ganz anderes sei als eine Bestreitung des Leibnizischen Systems von der besten Welt. Sie schlossen ironisch genug mit der Bemerkung, daß Pope sich selbst nie für einen großen Philosophen gehalten habe. „Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen."

Handelt es sich in dem vorerwähnten Falle um einen Mißgriff in der Fragestellung und um eine nicht unparteiische Beurtheilung der eingelieferten Arbeiten, so handelt es sich in dem folgenden um eine geradezu unverständliche Aufgabe, um eine unverzeihliche Schwäche dem Könige gegenüber und um ein ganz unerhörtes Verfahren bei der Krönung*). Im Jahre 1777 hatte die Akademie eine Preisaufgabe gestellt über die in der Natur vorhandene force primitive et substantielle oder das sog. fundamentum virium. Sie hatte die Lösung erschwert durch mannigfache Nebenfragen über die Wirkung der Substanzen auf

*) Für das Folgende Formey a. a. O. II, 366—372, Bartholmèß I, 230 fg. II, 272 ff. Friedrichs Corr. mit d'Alembert, Sept. 5. Oct. 26. Nov. 1777.

einander u. A. Die Aufgabe erregte sowohl durch die Frage selbst als durch die Art der Fragestellung peinliches Aufsehen; in Paris wurde die Fassung als vrai grimoire und pur galimathias verurtheilt. d'Alembert schrieb an den König, daß die Akademie sich durch das Auswerfen solcher Fragen selbst entehrte. d'Alembert war es, der dem Könige rieth, statt der gestellten Aufgabe der Akademie anzuempfehlen, über die Frage, ob es nützlich sein könne, das Volk zu täuschen, einen Preis auszuschreiben. Der König ging darauf ein. Er gebot in Folge dessen für denselben Zeitraum eine neue Aufgabe und zwar die: „Ist Täuschung dem Volke nützlich, sei es, daß man es zu neuen Irrthümern führt, oder in den alten bestärkt?“ Man möchte fast denken*), daß sich d'Alembert oder Friedrich mit dieser Ankündigung einen schlechten Scherz machen und die gelehrte Versammlung, die sich ihrer Meinung nach diskreditirt hatte, in den Augen der Welt noch mehr herabsetzen wollten durch den Vorschlag einer Aufgabe, die von einer wissenschaftlichen Körperschaft nicht ernst genommen werden konnte. Denn wie sollte eine Gemeinschaft, deren erstes und einziges Ziel Verbreitung der Wissenschaft und Lehre der Wahrheit war, von Nutzen des Irrthums reden?

Aber diese Meinung wurde von den Betheiligten nicht getheilt. Friedrich, der unter den Akademikern nur Béguelin für fähig hielt, die Frage zu beantworten, unterhielt sich mit d'Alembert höchst ernsthaft über die Materie. Er brachte Beispiele aus dem täglichen Leben vor, in denen eine Täuschung nützlich oder nothwendig sei und wies darauf hin, daß die Religion, nachdem sie einmal dem Volke gelehrt worden — dies mochte dem König wohl als „Irrthum“ erscheinen — von der

*) So schreibt K. Lessing an seinen Bruder (15. Nov. 1777), freilich wie man aus dem Schluß sieht, mit ungenügender Kenntniß des Vorausgegangenen: „Man sagt, der König hätte sie ihr [der Akademie] zum Possen aufzugeben befohlen, weil sie vor einigen Jahren auf die Erfindung der Quadratur des Zirkels einen Preis gesetzt hätte.“

fanatischen Menge verlangt würde. d'Alembert war wohl nicht ohne Sorgen über die Wirkung, die sein hingeworfener Vorschlag übte. Er suchte daher den König zurückzuhalten, sprach nur von den transitorischen Irrthümern, die man etwa dem Volke lassen könnte, deutete aber an, daß das Unterhalten dauernder Irrthümer stets mehr Nachtheil als Vortheil brächte.

Der Akademie blieb nur der einzige wirklich männliche Entschluß übrig, auf der einmal gestellten Aufgabe zu beharren, dem König aber mit Würde die von ihm gestellte Aufgabe zurückzuschicken. Diesen Versuch wagte die Akademie nicht. Sie nahm vielmehr auch die neue Aufgabe an, rückte nur deren Termin ein Jahr später als den der alten. Nachdem sie 1779 die lateinische Arbeit eines Ungarn über die substantielle Kraft prämiirt hatte, schritt sie am 1. Juni 1780 zur zweiten Preisvertheilung. Nun aber geschah das Aergste. Da unter den eingelaufenen 33 Arbeiten 20 die Frage verneint und 13 bejaht hatten, war die Akademie schwächlich genug, je einer Arbeit aus beiden Lagern den Hauptpreis zu ertheilen. Der Sieger, der Beibehaltung oder Neuschaffung des Irrthums für nützlich erklärt hatte, war Friedr. v. Castillon, Mathematiker in Berlin; der Vertheidiger des Aufklärungsgedankens, daß man nur Wahrheit dem Volke schulde, war der später so bekannte Aufklärer und Freiheitsmann R. Z. Becker, damals Hauslehrer in der v. Dachrödenschen Familie zu Erfurt. Daß die Akademie mit dieser Preisertheilung dem König habe eine Lection ertheilen wollen, ist doch eine recht müßige Erfindung. Jedenfalls bestand die erzielte Wirkung darin, daß der König sich über die Aufnahme seiner Anregung höchlich wunderte, und daß das gelehrte Publicum über das Verfahren der Akademie, sich nach beiden Seiten zu decken, weidlich spottete. Zum Spott aber bekam sie noch die Schande. Denn nicht anders kann man die Veröffentlichung eines preußischen Hofpredigers bezeichnen, die jeder wissenschaftlichen Arbeit Hohn spricht und die, da sie auch ein Accessit erhalten hatte, als eine von der Akademie gekrönte

Leistung aufzutreten das Recht hatte. Ihr Verfasser*), ein ausgesprochener Feind der Encyklopädisten, als deren verhängnißvollen Irrthum er die Ansicht betrachtete, das Volk von unten herauf zu reformiren, betrachtet dieses als besserungsunfähig. Er stellte in Abrede, daß es ein freies Volk gebe oder geben könne, „der Mensch," so meinte er, „bleibt im Ganzen genommen ein halb wildes Thier, welches an einer weitern oder engern Kette liegen muß." Das Resultat seiner Darlegung aber faßte er in die Worte zusammen: „Täuschung ist dem Volke zuträglich und unumgänglich nöthig für die Erhaltung und für das Wohl des Staates, ja für das Beste des großen Haufens selbst."

Es war ein verhängnißvoller Weg, den die Akademie mit solcher Handlungsweise einzuschlagen im Begriffe war. Glücklicherweise hatte er keine weiteren Folgen. Der König kümmerte sich in seinen letzten Jahren weniger um seine Lieblingsschöpfung; die Akademie konnte in ungestörter Ruhe ihre Arbeiten fortsetzen.

Unter ihren Berliner Mitgliedern ragten, außer den bereits besprochenen, an Wissen und Einfluß namentlich drei Schweizer oder Halbschweizer hervor: Euler, Lambert, Sulzer, wie denn überhaupt die Schweizer Kolonie im geistigen Leben einen Einfluß erlangte, welcher dem der französischen nicht unähnlich war.

Leonhard Euler, 1707 in Basel geboren, 1784 in Petersburg gestorben**), „ist nicht, wie die großen Algebraisten zu sein

*) Joh. Friedr. Gilles, Kgl. Preuß. Consistorialraths, Hofpredigers und Inspectors der reformirten Kirchen und Schulen im Fürstenthum Halberstadt, Beantwortung der Frage: Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? sie bestehe nun darinn, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauern läßt? welcher die Kön. Akad. d. Wiss. zu Berlin im Mai 1780 das erste Accessit zuertheilt hat. Berlin K. J. Decker. 29 SS. Auf diese Schrift hat keiner der bisherigen Darsteller aufmerksam gemacht.

**) Vgl. Cantor in A. D. B. VI, 422—430, die dort angeführten éloges von Fuß und Condorcet. Ueber s. Verh. zur Ak. oben und Sulzers Selbstbiogr. S. 43 ff. Die in „ " eingeschlossene Notiz aus Büsching Selbstbiogr. 139. — Zwei neue Ausgaben der lettres von Cournot und Saisset 1842 und 1845.

pflegen, ein finsterer Kopf und im Umgang beschwerlicher Mann, sondern munter und lebhaft, insonderheit unter Bekannten." Freilich konnte er ungemein heftig werden; er war von leidenschaftlichem Eifer gegen manche Feinde erfüllt: Leibnizens Schüler verfolgte er mit unnachsichtlicher Strenge; seiner prästabilirten Harmonie setzte er die Lehre vom physischen Einfluß entgegen; der Ertheilung eines Preises an d'Alembert widersetzte er sich mit allen Kräften, während er in redlichster Ueberzeugung Maupertuis' früher besprochenes Gesetz vertheidigte. Diese litterarischen Kämpfe darf man nicht als Wirkungen kleinlichen Neides bezeichnen. Vielmehr sah Euler, obwohl selbstbewußt und die großen Ehren, die ihm zu Theil wurden, als verdienten Tribut hinnehmend, stets auf die Sache, nie auf die Person. Er lebte ein Vierteljahrhundert in Berlin (1741—1766), war für wichtige preußische Angelegenheiten thätig: für die Herstellung eines Canals zwischen Havel und Oder, für Methoden der Ausbeutung der Schönebeckschen Salzwerke, für die Wasserwerke von Sanssouci, für Lotteriepläne und andere Finanzfragen, aber er war so wenig mit Preußen und seiner Hauptstadt verwachsen, daß er beide, wie gezeigt worden (S. 519), aus ziemlich nichtigen Gründen verließ. Er ging nach Petersburg zurück, von wo er gekommen war, und arbeitete trotz seiner Blindheit, ausgerüstet mit einem ungeheuren Gedächtniß, mehr als mancher Sehende. Euler war vor Allem Mathematiker. In jedem Gebiete der Mathematik leistete er Großes: in Trigonometrie, Stereometrie, analytischer Geometrie, ebenso in den der Arithmetik entspringenden Fächern: der algebraischen Analysis, Differential- und Integralrechnung, für welche er Lehrbücher schrieb, die noch heute als Meister- und Musterwerke bezeichnet werden. Außer der reinen Mathematik bereicherte er durch viele einzelne Untersuchungen die theoretische Mechanik, Astronomie, Schiffahrtskunde, die Lehren vom Schall und vom Licht. Doch muß es bei den dem Verständniß größerer Kreise so fernliegenden Gebiete und bei der außerordentlichen Zahl der Abhandlungen und Werke, deren Verzeichniß allein

mehr als fünfzig Druckseiten füllt, mit dieser allgemeinen Aufzählung genügen, ohne daß die einzelnen Untersuchungen besprochen werden können. Eulers große Selbständigkeit bewährte sich auch darin, daß er der herrschenden Freigeisterei sich nicht anschloß. Vielmehr übte er, religiös ohne Bigotterie, öffentlich und in seinem Hause die religiösen Gebräuche, die Viele abgethan wähnten, und veröffentlichte in der Stadt, in deren weiten Kreisen man von Offenbarung nichts mehr wissen wollte, in demselben Jahre, in dem La Mettries offene Absage an Alles, was Glauben hieß, erschien, seine „Rettung der Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister". Auch sonst bekannte er offen seine spiritualistisch-christliche Ueberzeugung und betete fromm zu seinem Gotte. Derselbe Mann aber, der in der strengsten wissenschaftlichen Art zu einem begrenzten Kreise von Fachgenossen sprach und der in seiner kindlichen Unbefangenheit von nichtfachmännischen Dingen zu Außenstehenden redete, besaß auch das Talent, über sein eigenstes Studiengebiet allgemein verständlich zu handeln. Seine seit ihrem ersten Erscheinen 1768 bis 1772 häufig wiederaufgelegten Lettres à une princesse d'Allemagne, vielfach nachgeahmt aber niemals erreicht, fassen seine Abweichungen vom Wolffschen System zusammen und enthalten außerordentlich klare und leichtverständliche Auseinandersetzungen über Eulers specielle Studiengebiete, die damals den meisten deutschen Prinzessinnen völlig verschlossen blieben: über Mechanik und Astronomie, Optik und Akustik.

Joh. Heinr. Lambert*), der von Kant als „erstes Genie Deutschlands" begrüßt und als „unvergleichlicher Freund" gepriesen wurde, der für die philosophische Sprache dieses Denkers mächtige Anregung bot, der von Lavater als „göttlicher Mann" gefeiert und von Euler als „größter Analytiker seiner Zeit auf

*) Vergl. A. D. B. XVII, 552—556, Bartholmèss II, 171—195. Ueber den Plan eines Denkmals für ihn Z. f. G. d. Juden in D. Bd. IV, 256; ferner Sulzer's Selbstbiogr. — S. auch „Bär" Jahrg. 12, Nr. 42 ff. und die dort angeführte Litteratur.

den Gebieten der Logik, Metaphysik und Mathematik" bezeichnet wurde, ist heute völlig vergessen. Bald nach seinem Tode tauchte der Plan auf, ihm in Gemeinschaft mit Sulzer und Mendelssohn ein Denkmal zu errichten; jetzt kennt man nicht einmal mehr seine Grabstätte. Lambert 1728 in Mühlhausen im Elsaß geboren, hatte, in großer Armuth, unter schweren Entbehrungen sich große Kenntnisse in Philosophie und Mathematik verschafft. Nach manchen Wanderungen in der Schweiz, nach manchem Wechsel seines Aufenthaltes, in Augsburg, Erlangen, Leipzig, nach vielfacher Anerkennung seines Wissens hatte er 1764 seinen ständigen Wohnsitz in Berlin genommen, wo er 1777 starb. Er war Mitglied der Akademie, Oberbaurath, aber in seiner praktischen Thätigkeit ohne jede Bedeutung, in beständigem Kriege mit Collegen und Vorgesetzten, von grenzenloser Unkenntniß alles Wirklichen und Nothwendigen, von einer Schroffheit und unbedingten Aufrichtigkeit, die nicht selten als unerträgliche Ueberhebung erscheinen mußte. Nach Sulzers Mittheilung antwortete er dem Könige auf dessen Frage, welche Wissenschaften er erlernt habe, kurzweg: alle und nachdem er sich als seinen eigenen Lehrmeister in der Mathematik erklärte, bejahte er ohne Weiteres des Königs Frage, ob er ein zweiter Pascal sei. Mit solchen Leuten konnte Friedrich, der vor der Mathematik keinen besonderen Respekt hatte, nichts anfangen. Einstweilen berücksichtigte er ihn nicht. Wenn er dann bei der Tafel sagte, man habe ihm den größten Dummkopf für die Akademie vorgeschlagen, den er je gesehen, so darf man sich über diesen Ausspruch nicht wundern. Es bedurfte erst des erneuten Andringens seiner Freunde, um den König zu bewegen, ihm eine Pension zu gewähren. Lambert war von einer erstaunlichen Vielseitigkeit. Er bewegte sich mit gleicher Gewandtheit auf vier Gebieten, die damals wie heute, einen ganzen Mann zu fordern schienen, auf dem der Mathematik, Astronomie, Physik, Philosophie. Er war von einem eisernen Fleiße: schrieb er doch während seines 12jährigen Berliner Aufenthalts über

hundert wissenschaftliche Abhandlungen, zahlreiche Recensionen und zehn größere Werke, wozu denn noch ein ausgedehnter wissenschaftlicher Briefwechsel kommt. Schon diese Vielseitigkeit und dieser Fleiß verdienen Bewunderung, wenn auch die Arbeiten selbstverständlich nicht alle ersten Ranges sind. Was ihm besonders fehlte, war eine gewählte Sprache und dieser Mangel schwächte den Eindruck seiner Schriften damals und später. Manche seiner Werke erschienen erst, nachdem Fach- oder Landesgenossen ihnen die Mühe einer sprachlichen Durchsicht hatten angedeihen lassen, aber diese Durchsicht, wenn sie auch Incorrectes und Unelegantes entfernte, hatte doch nicht die Wirkung, den Arbeiten jenen Schmelz zu geben, den nur der Verfasser selbst zu verleihen fähig ist. Dagegen muß die Schätzung des von ihm Geschaffenen sich steigern, wenn man bedenkt, daß er die zu seinen naturwissenschaftlichen Forschungen nöthigen Instrumente sich selbst verfertigte und daß der ganze Apparat zu seiner „Photometrie" aus einigen Glasplatten, Spiegelchen, Linsengläsern und einem Glasprisma bestand. Solch geringe Hülfsmittel einerseits und allzuschnelle Hingabe an geistreiche Vermuthungen andererseits brachten ihn zu unhaltbaren Schlüssen. Doch blieben manche seiner Sätze bestehen u. A. das seinen Namen tragende, auf geometrischem Wege gefundene Theorem, „daß in einer parabolischen Bahn die Zeit, in der ein Bogen durchlaufen wird, allein von der Sehne desselben und von der Summe der radii vectores nach ihren Endpunkten abhängig ist." Unter seinen philosophischen Schriften sind drei besonders bemerkenswerth. In den lettres cosmologiques gab er eine Auseinandersetzung der Entdeckungen und Grundsätze der Astronomie und Physik: er verweilte mit Vorliebe bei der Unendlichkeit des Weltalls; aus der Weisheit und dem Endzweck der Natur wollte er Dasein und Vollkommenheit der Gottheit erweisen. Das Nouvel organon, als dessen erster Theil die Phänomenologie, ein später durch Hegel so berühmt gewordener Ausdruck, erscheint, sollte die Regeln der Kunst zu denken lehren, die Gedanken über

das Aufsuchen und die Bezeichnung der Wahrheit mittheilen, die äußeren Charakterzüge des Wirklichen und des Scheines unterscheiden. Die „Architektonik" enthält sein eigenartiges System der Metaphysik.

An wissenschaftlicher Bedeutung ist mit den beiden zuletzt Behandelten Sulzer nicht zu vergleichen. Denn J. G. Sulzer, der Weltweise,*) (1719—1779, von 1747 an in Berlin), wie Hirzel ihn in seiner weitschweifigen Apologie genannt hat, darf nicht nach dieser beurtheilt werden. Ebensowenig nach den wegwerfenden Bemerkungen, mit denen ihn die jungen Stürmer und Dränger abthun zu können meinten. Jener pries unkritisch das Haupt der Schweizer Verbrüderung, diese als Poeten, die etwas schaffen konnten, höhnten den Theoretiker, der Poesie in Regeln einzwängen und all das Rüstzeug für einen jungen Dichter wie das für einen Soldaten in Paragraphen zusammenstellen wollte. Insbesondere konnten die Neuesten, die ihre Götter ausschließlich verehrten, ihm nicht verzeihen, daß er fast ausnahmslos einem, den sie mißachteten, Bodmern, seine Beispiele entnahm und daß er durchweg in nüchterner Weise Moral predigte. Aber wenigstens das Philosophische an dem Werke erkannten auch sie an und manches Brauchbare fand auch die spätere Theorie in ihm. Sulzer war Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium, dann an der Ritterakademie, also praktisch an Schulen und theoretisch mehrfach

*) Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen, 2 Bände, Zürich und Winterthor 1779. Frankf. gel. Anz. (Neudr. v. Scherer u. Seuffert) Heilbronn 1883, S. 74—80, 664 fg. Der erste Artikel von Merck, der zweite wahrscheinlich von Goethe. J. G. Sulzers Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt. Aus der Handschrift abgedruckt, mit Anmerkungen v. J. B. Merian und Friedrich Nicolai, Berlin und Stettin 1809. — Für die Erkenntniß des ganzen Schweizer Kreises in Berlin: Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleims litt. Nachl. hgg. von W. Körte, Zürich 1804. Seine Briefe an Zimmermann in dem diesem von Bodemann gewidmeten Buche. Hannover 1878. Vgl. auch die lehrreichen Abschnitte bei Bartholmèß und Sayoux.

für Neueinrichtung oder Reform bestehender Lehranstalten in Anspruch genommen, doch ohne rechte Lust an Schuldingen und ohne den nöthigen pädagogischen Takt. Seit 1750 war er Mitglied der philosophischen Klasse der Akademie, deren Direktor er 1776 wurde. Er war, wie er sich selbst gelegentlich bezeichnet, „ein Amphibium, das mit gleicher Lust in der Welt und in dem ruhigen Wohnsitze der Wissenschaften lebte," weder ein tiefer Gelehrter noch ein fleißiger Arbeiter, sondern einer, der „wegen seiner auf Alles zerstreueten Neigung" nichts vollkommenes leistete. Sulzer schrieb eine Anzahl philosophischer Abhandlungen, die freilich kein neues System begründen halfen. Er, der auswärts als geistiges Haupt der Akademie galt und wirklich eine Zeit lang bestimmenden Einfluß auf sie übte, gehörte durchaus nicht der materialistischen Richtung an, die dort ihre Hauptvertreter besaß. Im Gegensatz zu ihnen, die sich über den Werth des Tugendbegriffs lustig machten oder ihren Werth für das Leben leugneten, pries er das moralische Genie, das Grundlage wahrer Tugend sei. Während jene nicht ohne Schadenfreude die Körperlichkeit der Seele und damit ihre Vergänglichkeit bewiesen zu haben glaubten, schrieb er einen Tractat, in dem er vom Standpunct des Naturforschers die schwierige Aufgabe unternahm, die Unsterblichkeit der Seele darzuthun und alle von den Materialisten vorgebrachten Gründe zurückzuweisen. Wichtiger als diese einzelnen Arbeiten, die heute, und nicht mit Unrecht gänzlich vergessen sind, bleibt die Vermittlerrolle zwischen deutschem und französischem Geist, die Sulzer nicht unrühmlich spielte und seine nie mißbrauchte litterarische Verwendung bei dem Könige, zu dem als einer der wenigen Litteraten er Zugang hatte. Ueberhaupt wirkte er weniger durch seine Schriften als durch seine Persönlichkeit. Ermunternd und rührend mußte für die Jüngeren und Kräftigeren sein, wie er, der Kränkliche, stets guten Muth und Thatkraft behielt. Was er zwei Jahre vor seinem Tode einem Vertrauten schrieb: „Ich bin seit etlichen Jahren mit dem Tode so vertraut worden, daß ich ihn unter die Zahl meiner

Bekannten und guten Freunde zähle, mit denen ich vertraulich umgehe," — das bewährte er durch den heitern Tod eines wahren Weltweisen.

Mit den Genannten ist das reiche wissenschaftliche Leben nicht erschöpft, das damals in Berlin herrschte. Es schien, als wollte man sich für die Entbehrungen entschädigen, die man unter der früheren Regierung erlitten hatte. Bald nach dem Abschluß dieses Zeitraums erschienen zwei biographisch-bibliographische Zusammenstellungen*) der preußischen bez. Berliner Schriftsteller, die ihre Grenzen etwas weit stecken, in Folge dessen eine überaus stattliche Zahl aufführen. Aus ihr und aus den Leistungen der Einzelnen erkennt man deutlich, daß die weit verbreitete Anschauung, die Aufklärung habe nur Oberflächlichkeit erzeugt und begünstigt, unhaltbar ist. Gehörten doch die meisten der selbstthätigen und gründlichen Berliner Gelehrten der Zeit und der Richtung der Aufklärung an. Aus dieser großen Zahl sollen, nachdem Philosophen, Theologen, die eigentlichen deutschen Schriftsteller und die Französisch Redenden bereits behandelt worden, nur einige Vertreter der Naturforschung, Jurisprudenz, Geschichtschreibung hervorgehoben werden.

*) Das erste von Denina vgl. oben S. 485 A. 2. Charakteristisch für die Bescheidenheit des Verfassers ist, daß er sich einen biographischen Artikel von 90 Seiten widmet, während er andere viel bedeutendere Männer mit 2 bis 3 Seiten abspeist. Die Artikel sind höchst ungenau, kurze Biographien und Charakteristiken, ohne bibliographisches Detail. Doch ist das Buch wegen seiner Zusammenfassung kaum zu entbehren. Sehr brauchbar ist das zweite Werk: Neuestes gelehrtes Berlin oder litterarische Nachrichten von jetztlebenden Berlinischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Gesammlet und herausgegeben von B. H. Schmidt und D. G. G. Mehring, 2 Bände, Berlin 1795, das freilich, wie schon der Titel besagt, nur jene Mitglieder der Fridericianischen Epoche nennt, ihre Werke kurz verzeichnend, die den Stifter und Namengeber der Zeit überlebten. Das erste Werk ist dem König Friedrich Wilhelm II., des zweiten erster Band der Königin-Wittwe, der zweite dem Minister Wöllner gewidmet.

Den Reigen mag A. F. Büsching*) eröffnen (27. September 1724 bis 28. Mai 1793, seit 25. October 1766 dauernd in Berlin). Seine Thätigkeit als Schulmann, von der noch die Rede sein muß, übte er bloß aus Gewissenhaftigkeit, nicht aus innerem Drang, denn von Beruf war er Gelehrter. „Hier im Schooß der Erde schlummert ihr Beschreiber", heißt es auf seiner Grabschrift. Aber damit ist nur ein Theil seiner ungeheuern schriftstellerischen Arbeit bezeichnet, seine fleißigen geographischen Arbeiten, Sammlungen, Zeitschriften, Darstellungen, die auch in Auszügen und, als Zeugniß ihrer großen Beliebtheit, in zahlreichen Ausgaben erschienen, gründliche, selten aus eigener Anschauung, sondern aus genauem Studium gedruckter und handschriftlicher Beschreibungen geschöpfte geographisch-statistische Nachrichten. Daneben behandelte er in vielen anderen Schriften — etwa 100 in einer fünfzigjährigen Arbeitszeit — allerlei pädagogische Materien, schrieb Lehrbücher auch zur Erlernung von Sprachen, sich dabei der Sprache bedienend, in der er unterweisen wollte, beschäftigte sich eingehend mit ästhetischen Fragen, in einer Weise, die selbst gewisse praktische Kenntnisse in einzelnen Künsten, z. B. der Steinschneiderkunst, voraussetzt, veröffentlichte theologische Untersuchungen, die, in geringem Zusammenhange mit den die Zeit bewegenden religiösen Fragen, philologische Feinfühligkeit mit eingehender theologischer kirchengeschichtlicher Kenntniß verbindet, und versenkte sich gern in die Vergangenheit, sowohl die, welche er miterlebt hatte, als die Geschichte der Männer, die in der Entwickelung der Wissenschaften eine Rolle gespielt hatten. Seine geschichtlichen Arbeiten sind fleißig, aber äußerlich; es sind Zusammenstellungen von Nachrichten, die mit Gründlichkeit aus den Quellen geschöpft sind, aber ohne den Versuch kunstmäßiger Verknüpfung oder philosophischer Darlegung. Geschichte ist ihm, wie den meisten seiner Genossen, trockene annalistische Erzählung.

*) A. F. Büsching's eigene Lebensgeschichte in vier Stücken, Halle 1789, eine auch sonst für Berlin nicht unwichtige Quelle. — Vgl. A. D. B. s. v. Heidemann, Gesch. des Grauen Klosters S. 225—252.

Ueberhaupt bleibt es merkwürdig genug, daß die Thaten Friedrich's unmittelbar so wenige Historiker lockten, daß sein und Voltaire's Vorbild so wenige Nachahmer hervorrief. Immerhin könnte dies Schweigen als Bescheidenheit und Charakterfestigkeit gedeutet werden: jene, weil die Geschichtschreiber überzeugt waren, hinter den erlauchten Vorbildern zu weit zurückzubleiben; diese, weil sie im Gegensatze zu den Dichtern, denen es stolzeste Aufgabe zu sein dünkte, den Helden ins Gesicht zu loben zu männlich) waren. Daher wurden im Zeitalter Friedrich's in Berlin und von Berlinern unverhältnißmäßig wenige geschichtliche Arbeiten geliefert: diese sind im Wesentlichen gelehrte Beiträge zur Aufhellung einiger dunklen Puncte der Vergangenheit. Das Prädicat des Fleißes und der Gelehrsamkeit kann man Samuel Buchholz (1717—1774) nicht versagen, der zwar kein Berliner war, dessen „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg"*) Berlin indessen nahe anging und in Berlin erschien, der aber Haupteigenschaften eines Geschichtschreibers: Kritik und Darstellungsgabe in sehr geringem Grade besaß. Seine Forschungen sind längst überholt und konnten nie zu einer Grundlage der Geschichte Brandenburgs dienen. Löblicheres läßt sich von K. J. W. Möhsen sagen (1722—1795)**), einem Berliner, der seiner Vaterstadt nicht untreu wurde. Er war ein außerordentlich beschäftigter Arzt, beim Hof und bei der Bürgerschaft gleich beliebt, mit vielen Ehrenstellen und Auszeichnungen bedacht. Trotz allen Eifers für seine Berufswissenschaft widmete er ihr selten seine litterarische Thätigkeit und bevorzugte, wenn er dies that, praktische Fragen, wie die der Pockeninoculation. Vielmehr von der Medicin, ihrer Entwickelung und der Geschichte ihrer Vertreter ausgehend, wandte er seinen Blick der allmäligen Ausbildung der Wissenschaft namentlich in der Mark

*) 6 Bände, Berlin 1765 ff., die letzten hrg. von J. F. Heynatz.
**) Schmidt u. Mehring II, 37—40, Allg. d. Biogr. XXII, 79—81.

Brandenburg zu. Dieser Ausbildung, vor Allem der des 16. Jahrhunderts, das der Geistesentfaltung so starke und vielfältige Anregungen gegeben hatte, widmete er seine Untersuchungen. Sie waren mit Geschmack und Geist geführt; außer historisch geschultem Sinn und gründlicher medicinischer Kenntniß besaß Möhsen auch ein seltenes Kunstverständniß von Münzen, Medaillen, Bildern und vermochte, mit solchen Hülfsmitteln ausgerüstet, Arbeiten zu liefern, die noch heute als wichtige Fundgruben bezeichnet werden dürfen.

Außer der Mark Brandenburg wurde auch die Stadt Berlin Gegenstand eindringender Untersuchung. An die Stelle inhaltsloser Declamationen, hochtönender Prunkreden (vgl. oben 130fg., 134fg., 239fg.), die dem Hörer und Leser nur den billigen Patriotismus der Oratoren kundgaben, trat nun gründlich unterrichtende Forschung und Darstellung.

Unter den Arbeitern dieser Richtung, freilich nicht den genialen Wegweisern, sondern den fleißigen Sammlern verdient G. G. Küster (1695—1776) einen Ehrenplatz, weil er Begründer der eigentlichen Berliner Geschichte war.*) Seit 1723 als Lehrer in Berlin thätig, von 1732 bis zu seinem Tode als Rector des Friedrich-Werderschen Gymnasiums widmete er seine ganze wissenschaftliche Muße der Betrachtung märkischer und Berliner Alterthümer. Außer in Programmen zur Gelehrtengeschichte bestand seine Thätigkeit besonders im Sammeln und Ediren älterer ungedruckter oder schwer zugänglicher Schriften und in Zusammenstellung einer brandenburgischen historischen Bibliographie, die noch heute als vollständiges und übersichtliches Handbuch geschätzt wird. Auch in seinem Hauptwerke „Altes und neues Berlin",**)

*) Vgl. A. D. B. 17, 435 fg. und die dort angegebene Litteratur. Notizen bei Wegele.

**) Johann Christoph Müllers, Cam. Regiae Berol. Advocati und Georg Gottfried Küsters, Gymnasii Fridriciani Rectoris, und der Königl. Preußischen Societät der Wissenschaften Mitgliedes, Altes und Neues Berlin. Das ist: Vollständige Nachricht von der Stadt Berlin, derselben

das er gemeinsam mit dem Kammergerichtsadvokaten J. Chr. Müller begann, aber allein fortführte, ohne es zu beenden, wollte er keine historische Darstellung, sondern eine Sammlung liefern und begehrte durchaus nicht den Ruhm eines anmuthigen Erzählers. Die vier mäßigen Foliobände dieses Werkes sind für die ältere äußere Geschichte Berlins, seiner Kirchen, Schulen, Aemter, Stadtverfassung, ein brauchbares Nachschlagebuch. Doch muß man bei dieser fleißigen, bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts reichenden und für diesen Zeitraum oben mannigfach benutzten Materialiensammlung zweierlei bedenken. Küster hat von einer eigentlichen Stadtgeschichte so wenig eine richtige Vorstellung, daß er einen Haupttheil seines Werkes den königlichen zufällig in Berlin befindlichen Aemtern und Behörden widmet, und so an Stelle eines Stadtbuches ein Staatshandbuch lieferte. Bei den vielfach angeführten meist geistlichen Schriftstellern und Gelehrten bot er ferner nur Aeußerliches: Lebensnachrichten und bibliographische Notizen; zu wirklichen Lebensdarstellungen machte er nicht die geringste Anstalt. Namentlich diese Aeußerlichkeit bei einem immerhin beschränkten Stoff bewirkte, daß das Buch

Erbauern, Lage, Kirchen, Gymnasiis; ingleichen von den Königlichen, und andern öffentlichen Gebäuden; dem Rath-Hause, dessen, und der Bürgerschafft Gütern, Vorrechten, Privilegiis und andern das Policey- und Stadt-Wesen betreffenden Sachen. Wobey dasjenige, so in Krieges- und Friedens-Zeiten von Anno 1106. biß itzo in hiesigen Residentzien merckwürdiges vorgegangen, aus Diplomatibus, guten und zuverläßigen, theils auch archivischen Nachrichten und den besten Auctoribus erzehlet wird. In fünff Theile verfasset, Mit Kupffern gezieret, und nöthigen Registern versehen. Erster Theil. Berlin, Bey Johann Peter Schmid. o. J. Die Vorrede der Autores ist vom 20. Sept. 1737. Auf den Titeln von Bd. 2—4 ist Küster allein als Verf. genannt, der 2. Band führt den Titel: Fortgesetztes Altes und Neues Berlin (darauf nähere Inhaltsangabe) Berlin. Zu finden in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung, 1752. Bd. 3: Des Alten und Neuen Berlin Dritte Abtheilung, deren Inhalt folgende Seite zeiget, Berlin, zu finden bey dem Autore, und in Commission im Hallischen Buchladen, 1756. Bd. 4: Des Alten und Neuen Berlin Vierdte Abtheilung enthaltend (danach Angabe des Einzelnen) Berlin, zu finden bey dem Autore. 1769.

nur in die Hände weniger Gelehrter kam, dies war wohl der eigentliche Grund, warum der 5. Theil, der 1769, einer Erklärung des Autors nach, fast fertig war, nicht erschien.

Ein fernerer Grund lag darin, daß ein anderes den gleichen Stoff behandelndes Buch mit großer Schnelligkeit die Gunst des Berliner Publicums gewann: Nicolai's Beschreibung.*) Der gewandte Autor, der hier wie sonst sein eigener Verleger war, verstand weit besser als der greise Rector Geschmack und Bedürfniß der Leser. Nachdem er in demselben Jahre, da Küsters letzter Band erschien, zuerst mit seinem Handbuch aufgetreten war, veröffentlichte er es zehn Jahre später in einer neuen völlig umgearbeiteten Auflage. Das wesentlichste Neue an dieser zweiten Ausgabe, die übrigens in einfachen, würdigen, von jedem Schwulst freien Worten dem Könige gewidmet wurde, war eine vollkommene Geschichte Berlins, nach Urkunden, handschriftlichen Chroniken, nach den Akten des Staats- und des rathhäuslichen Archivs, nach amtlichen Nachrichten und zahlreichen Mittheilungen hoher Beamten, endlich mit Beiträgen einzelner Freunde: Jacobsohn's über Handel und Fabriken, Biester's und Oesfeld's über Potsdam. Das Werk war in erster Linie für die Fremden bestimmt, gewährte aber unendlich mehr

*) Die 2. Aufl., die oben schon häufig citirt ist, führt folgenden Titel: „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten. Nebst Anzeige der jetzt lebenden Gelehrten, Künstler und Musiker, und einer historischen Nachricht von allen Künstlern, welche vom dreyzehnten Jahrhunderte an, bis jetzt, in Berlin gelebt haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind. Neue völlig umgearbeitete Auflage mit genauen Grundrissen der Städte Berlin und Potsdam. 2 Bände. Berlin, bey Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn 1779. 2 Bände durchpaginirt 1042 S. Darauf ein Anhang, als 4. bezeichnet (die 3 ersten behandeln: die k. Lustschlösser, Potsdam, jetzt lebende Gelehrte, Künstler, Musiker) besonders paginirt 111 Seiten: „Nachrichten von Künstlern, die ehemals in Berlin gewesen und deren Werke daselbst noch zum Theil vorhanden sind. Zum Schluß ein unpag. Register." — Die erste Auflage erschien 1769, die dritte 1786, weitere sind mir nicht bekannt.

als ein gewöhnlicher Fremdenführer. Abgesehen von dem Historischen, das ja in unsern modernen Reisehandbüchern auch nicht fehlt, ist mit besonderer Ausführlichkeit das behandelt, was wir einem Staatshandbuch zuweisen würden: die Beschreibung der Staats-, Hof- und Stadtämter füllt mehr als 100 Seiten. Das ganze Werk zerfällt außer den drei Theilen, welche die ebengenannten Dinge berühren, in folgende neun Abschnitte. Der erste gibt eine topographische Beschreibung der Straßen, Plätze und merkwürdigen Gebäude; der zweite handelt von den Einwohnern, also den Franzosen, Böhmen, Juden, den Eximirten, dem Militär; der dritte von allem, was Handel und Gewerbe berührt; der vierte von Religionen, Kirchen und Einrichtungen des Gottesdienstes; der fünfte von milden Stiftungen; der sechste von Akademieen, gelehrten Gesellschaften, Vorlesungen, Schulen; der siebente von Bibliotheken, Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen; der achte von Gebäuden, Gärten, Spazierfahrten, Vergnügungen, der letzte faßt Verschiedenes zusammen, was dem Fremden zu wissen nützlich ist: Posten, Taxen für Wirthshäuser und Miethskutschen, Verzeichniß von Speise-, Wein- und Kaffeehäusern. — Das Buch macht durch seine Schlichtheit, Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit noch heute einen höchst wohlthuenden Eindruck. Wer Nicolai den Eiferer kennt, der selbst in Werken freier Erfindung eine bestimmte Tendenz verfolgt, wird freudig überrascht von der gänzlichen Tendenzlosigkeit, die man am besten aus dem Kirchen und Religionen gewidmeten Abschnitte ersehen kann. Nirgends findet sich die Streitlust, welche die 12 Bände der „Reise durch Deutschland" verunziert — man denke nur an die hunderte von Seiten, in denen Wien und Tübingen abgekanzelt werden, wenigstens die an letzterem Ort erscheinenden Schriften — nirgends die Weitschweifigkeit, welche auch dem Geduldigsten die Lectüre dieser Bände unerträglich macht, nirgends auch ein apologetischer Ton, der dem Berliner bei Schilderung seiner Vaterstadt leicht entschlüpfen konnte. Alles wird ruhig, kurz, einfach dargestellt, mit

Behagen und Vertrauen folgt man dem unterrichteten und unterrichtenden Führer. Schon wegen dieser Leistung verdient Nicolai in einer Geschichte Berlins einen Ehrenplatz.

Man sollte meinen, daß diesem lebendigen Interesse für Heimath und vaterländische Geschichte auch eine starke Antheilnahme an der heimischen Sprache und ihrer Entwickelung zur Seite gegangen wäre*). Aber diese Meinung ist irrig. Nicolais Kampf gegen die Volkslieder, dem sein „kleyner feyner Almanach" entsprang, richtete sich nicht bloß gegen das Volksmäßige, das ihm niedriger als das Gebildete zu stehen schien, sondern gegen das geschichtlich Frühere, das ihm zugleich als das Tiefstehende galt. Für Sprachuntersuchungen hatten die Aufklärer wohl ein Lächeln übrig, wie Biester, der, wenn er auch nicht die Bedeutung von Adelungs Arbeiten überhaupt leugnete, zum mindesten als guter Preuße gegen dessen Ueberschätzung des Obersächsischen Front machte. Eine Ausnahme durch Schätzung sprachlicher Arbeiten machte K. Ph. Moritz (1757—1793, seit 1778 in Berlin)**). Von 1781 an veröffentlichte er eine Anzahl kleiner Arbeiten, zum Schulgebrauch und Selbstunterricht bestimmt, die theils dazu dienen sollten, ganz elementare Sprachregeln einzuprägen, die freilich den Berlinern aller Zeiten Schwierigkeiten machten, theils die Kunst des Briefschreibens zu übermitteln; außerdem feine prosodische Bemerkungen, die bei Schiller und Goethe Anerkennung und Benutzung fanden. Zu derselben Zeit, in der Moritzens Arbeiten erschienen, wurde in Berlin ein verdienstvoller Plan achtungswerth durchgeführt: die Sammlung mittelalterlicher Litteraturdenkmäler. Von dem Schweizer Chr. H. Myller***) (1740—1807, vgl. oben S. 509), der von 1767 bis 1788

*) Berl. Monatsschr. 1783 I, S. 194. Vgl. Raumer, Gesch. d. germ. Phil. I, 231. Für das Folg. das. 242, 258 ff.

**) Vgl. A. D. B. XXII, 308—320 und die dort verzeichnete Litteratur. Auch die Vorr. zum Neudruck des Romans „Anton Reiser" Heilbronn 1885.

***) Außer Raumer vgl. die Notiz A. D. B. XXII 521 u. f. Brief in

in Berlin lebte und mit den dortigen tonangebenden Schweizern in nächster Verbindung stand, wurden nämlich auf Bodmers Anregung, den er den „Sokrates unserer Zeiten" nannte, in dessen Umgang er allein sich wohl fühlte, von 1782 bis 1785 in einzelnen Heften, die später in zwei Bänden vereinigt wurden, das Nibelungenlied nebst sonstigen Dichtungen des Mittelalters von Heinrich von Veldecke, Hartmann v. d. Aue u. A. herausgegeben. Sie erhielten die bekannte sehr ungnädige Aufnahme des Königs (22. Februar 1784), der sie „nicht einen Schuß Pulver werth" achtete, sondern erklärte, in seiner Büchersammlung „dergleichen elendes Zeug" nicht dulden zu wollen und meinte, sie mögen in der großen Bibliothek ruhen, „wo er ihnen aber nicht viel Nachfrage verspreche". Die Königliche Verheißung ging freilich nicht in Erfüllung. Vielmehr wurde in Berlin und weit über die Grenzen der Stadt hinaus jene Sammlung, als die erste in ihrer Art, trotz Unvollständigkeit und unkritischen Textes, froh begrüßt und eifrig studirt. Sie eröffnete den Liebhabern deutscher Vergangenheit eine unbekannte Welt und blieb Jahrzehnte lang neben den Publicationen der Schweizerhäupter Bodmer und Breitinger die einzige Quelle, aus der man die deutsche lyrische und epische Litteratur des Mittelalters studiren konnte.

Von dem Streben, die Heimath zu ergründen, wurden auch die Naturforscher geleitet. Allerdings blieben sie in solch engen Grenzen nicht befangen: die Erforschung der gesammten Natur wurde ihre Aufgabe. Selbst die am 9. Juli 1773 begründete „Berlinische Gesellschaft naturforschender Freunde"*), deren ständiger Secretär und Wortführer der uns bekannte (vgl. oben S. 423) Martini war, beschränkte sich keineswegs auf Berlin.

Briefe der Schweizer 1804 S. 406. Joh. Crüger, Die erste Gesammtausg. der Nibelungen, Frkf. 1884. Einzelne Notizen auch in Rochows Litt. Corresp.

*) Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde 3 Bände. Berlin 1775—1777. Devisen auf Mitglieder der Ges. vgl. Berl. Neudr. II, 3, S. XXIX.

Nur ganz gelegentlich wurde von Berliner Witterungserscheinungen oder von Sternbildern gehandelt, die in der Hauptstadt beobachtet worden waren. Auch die Mitglieder dieser Gesellschaft gehörten nur zu einem Theile Berlin an; ein anderer setzte sich aus den übrigen Theilen Deutschlands, und aus fernen, oft recht entlegenen Ländern zusammen. Unter den Beitragenden sind wenigstens vier Berliner zu nennen: Achard, Bloch, Bode, Gleditsch.

Fr. Karl Achard*) (1753—1821) hat für Berlin ganz besondere Bedeutung dadurch, daß er die ersten Blitzableiter in Berlin einführte, z. B. auf den beiden Thürmen am Gensd'armenmarkt (1784), aber auch auf manchen Privathäusern, daß er nach dem Vorgange Mongolfiers den ersten Luftballon in Berlin steigen ließ (21. Dez. 1783), der seinen Weg nach Friedrichsfelde nahm, daß er aus türkischem Samen bei Lichtenberg eine Tabakspflanze erzielte, die einen guten Tabak gab, daß er, freilich auch nach französischem Vorgang (1794), den ersten optischen Telegraphen in Deutschland, zwischen Spandau und Bellevue, construirte, und daß er endlich, auf Grund Markgrafscher Entdeckungen, die Runkelrübenzuckerindustrie einführte. Durch diese praktischen Arbeiten, die, wie die letztgenannte, freilich weit über den hier behandelten Zeitraum hinausgehen, erwarb sich Achard größere Verdienste als durch seine zahlreichen, namentlich in den Akademie-Berichten veröffentlichten theoretischen Untersuchungen aus dem Gebiete der Physik.

Der beschreibenden Naturwissenschaft gehörten M. E. Bloch's**) (1723—1799, seit ca. 1760 in Berlin) Arbeiten an. Wie sein Glaubensgenosse Mendelssohn hatte er sich erst spät, unter großen Mühen, deutsche Sprache und Bildung aneignen können, füllte aber die Lücken seiner Jugendbildung so vollkommen aus, daß er den Unterrichtetsten gleich erschien. Er war ein sehr beschäftigter Berliner Arzt. Der Medicin waren jedoch nur seine

*) Vgl. A. D. B. I, 27 fg. König I, 421, 431. II, 269.

**) Für ihn und viele der Folgenden Schmidt-Mehring a. a. O. — A. D. B. II, 707 fg.

ersten und weniger bedeutenden Veröffentlichungen gewidmet. Seine Hauptleistungen 1782—1795 galten den Fischen; die zwölfbändige „Allgemeine Naturgeschichte der Fische", das ichthyologische Hauptwerk des 18. Jahrhunderts, das wenigstens für die heimischen Thiere als ausgezeichnet gilt, während es bei den ausländischen selbständige Kenntniß oder ausreichende Vorlagen vermissen läßt. Bloch's Leistungen verdienen umsomehr Anerkennung, als er durch keine königlichen Unterstützungen gefördert wurde, seine Arbeiten nicht in den Berliner Akademieschriften drucken lassen konnte — denn diese verschloß ihm, dem Juden, ihre Pforten, während zahlreiche auswärtige ihn aufnahmen — sondern sein kostspieliges Werk, mit 432 Tafeln, in deutscher und französischer Sprache auf eigene Kosten herausgeben mußte.

Joh. Ebert Bode, der Astronom*) (1747—1826, seit 1772 in Berlin), war weit glücklicher in seiner Stellung und in der Anerkennung, die er fand. Seit 1786 war er Direktor der Berliner Sternwarte. Mit seinen Beobachtungen und Berechnungen übte er auf seine Wissenschaft außerordentlichen Einfluß. Mit ihm beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Berliner Sternwarte, die seit Leibniz' Tagen sehr an Bedeutung verloren hatte. Das Interesse an Astronomie, das früher auf kleine Kreise beschränkt gewesen war, wurde nun ein allgemeineres dank seiner beliebten „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels", die zuerst 1768, noch 1858 in elfter Auflage erschien. Seinen Beobachtungen, wenn auch nicht ihnen allein, war die Entdeckung des Planeten Uranus zu danken, über die er 1784 ausführlichen Bericht erstattete. Seine Berechnungen, die im „astronomischen Jahrbuch" seit 1774 (zunächst für 1776) jährlich regelmäßig erschienen — er selbst konnte es 54 Mal herausgeben — erfreuten sich einer so großen Anerkennung, daß ein

*) A. D. B. III, 1, R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877 passim., bes. S. 459 fg.

zeitgenössischer Franzose sagte, „seitdem müssen die Astronomen deutsch lernen, denn diese Sammlung ist unentbehrlich".

Dem einseitigen Astronomen steht in J. G. Gleditsch*) (1714—1786, seit 1746 in Berlin) ein vielseitiger Gelehrter gegenüber, der sich grade durch seine Vielseitigkeit und Zersplitterung — er war Arzt, Botaniker, Forstmann — schadete. Immerhin war er bedeutend genug. Als Professor der Botanik am militärärztlichen Institut, als Director des botanischen Gartens, seit 1770 als erster Lehrer der Forstwissenschaft an der zu Berlin ins Leben gerufenen, hauptsächlich für das reitende Feldjägercorps bestimmten Forstlehranstalt leistete er Außerordentliches. Aber auch als Schriftsteller darf er als Schöpfer der Forstbotanik angesehen werden durch seine größere 1774 erschienene „Forstwissenschaft" und durch seine übrigen speciell der Mark Brandenburg gewidmeten Schriften, die, mögen sie auch in unseren Tagen Anlaß zur Kritik gegeben haben, zu jener Zeit eine neue Welt erschlossen und ihrem Autor Ruhm und Ansehen verschafften.

Nicht minderen Ruhm erwarben zwei Chemiker, deren Namen schon erwähnt sind: Pott und Marggraf.**) Beide waren die letzten bedeutenden Anhänger der Phlogistentheorie. J. H. Pott (1692—1777, seit 1735 in Berlin, vgl. oben S. 352) war Mitglied der Akademie und Professor der Chemie an der militärärztlichen Bildungsanstalt. Er überlebte seine Bedeutung und suchte vergeblich durch wissenschaftliche Kämpfe seine Gegner zum Schweigen zu bringen. So wurde namentlich seine Eintheilung der Erde in kalkige, gypsige, thonige, verglasbare bald bestritten, dagegen blieben seine Angaben über Einwirkung der Hitze auf

*) Allgem. d. Biogr. IX, 224fg. und die dort angeführte Litteratur.

**) Vgl. über beide H. Kopp, Die Entwickelung der Chemie in der neuern Zeit. München 1873 passim. A. D. B. XXVI, 486 und XX, 334—336. Ueber M. bes. A. W Hofmann: Ein Jahrh. chem. Forschung unter dem Schirm der Hohenzollern. Berlin 1881.

die verschiedenen Erden und Gesteine längere Zeit die Grundlagen alles chemischen Wissens.

Moderner war A. S. Marggraf, einer alten Berliner Familie angehörend, 1709 bis 1783. Auch er war Mitglied der Akademie, eine Zeit lang Director ihrer physikalisch-mathematischen Klasse, besaß aber bis zu seinem Tode allgemeine Schätzung und hohe Ehre. Sein größtes Verdienst war die Entdeckung des Zuckers in der Runkelrübe, deren praktische Verwerthung er Anderen überließ. Aber auch seine sonstigen Arbeiten, fern davon, abgelebt zu sein, beweisen den nahen Zusammenhang mit späteren Forschungen. Seine Untersuchungen über Natron und Magnesia, die einen großen Fortschritt der analytischen Chemie bezeichnen, sind bedeutsame Vorarbeiten Lavoisier's, die von diesem freilich nicht genügend gewürdigt wurden. Gewissermaßen darf er als Vorbereiter einer neuesten wichtigen Theorie angesehen werden durch seinen auf glückliche Versuche gegründeten Nachweis, daß bei Verpuffen mit Kohlenstaub das salpetersaure Salz der ersteren Bahn eine gelbe, das der letzteren eine bläuliche Flamme zeigt.

Die Chemiker standen damals mit den Medicinern*) in enger Verbindung. Mit Eller namentlich focht Pott litterarische Streitigkeiten aus; Marggraf wurde sein Nachfolger im Directorat der Akademie. Joh. Th. Eller (1689—1760, seit 1724 in Berlin) gehört großentheils der früheren Periode an. Er war Leibarzt Friedrich Wilhelm's I. (vgl. oben S. 170 A. 1). Seine schriftstellerische Thätigkeit war gering, aber seine praktische groß und einflußreich. Er war Professor am medicinisch-chirurgischen Institut und Mitdirector der Charité. Wesentlichen Einfluß übte er als Miturheber des 1725 erlassenen Medicinaledicts, das

*) Für alle im Folgenden erwähnten Mediciner: Biogr. Lexicon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker unter Specialredaction von E. Gurlt hrg. von A. Hirsch. 6 Bände. Wien u. Lpz. 1884—1888. Für Eller, Meckel, Selle A. D. Biogr. VI, 52fg.; XXI, 159; XXXIII, 682—684.

u. A. eine Staatsprüfung für Aerzte und Wundärzte vorschrieb, die in Preußen eine Praxis ausüben wollten.

Einer der bedeutendsten Mediciner der Fridericianischen Zeit war J. P. Meckel (1724*)—1774, seit 1748 dauernd in Berlin.) Er war ein sehr beschäftigter Arzt, nach alter Methode heftig und grob, nachlässig in Kleinigkeiten, bei schwierigen und verzweifelten Fällen von größter Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Er war Mitglied der Akademie, Professor am militär-ärztlichen Institut, erster Lehrer bei der an der Charité neueingerichteten Hebeammenschule. Seine Hauptstudiengebiete waren Anatomie und Physiologie; seine Arbeiten auf dem Gebiete des peripheren Nervensystems „gehörten zu den bedeutendsten anatomischen Leistungen und erregten die Bewunderung aller Zeitgenossen." Er wurde der Stammvater eines ganzen Medicinergeschlechts, das den Namen berühmt machte, seine Thätigkeit aber außerhalb Berlins suchte und fand.

Als berühmteste Aerzte nannte 1785 ein Beschreiber Berlins,**) der sonst an der Residenz herzlich wenig zu loben wußte, außer Schmucker, Cothenius, Voitus, die drei: Selle, Theden, Walther; die übrigen, so meinte er, könnte man in fahrende und gehende theilen, die ersteren, die schon viele, die letzteren, die noch wenig Patienten in die Grube befördert hätten.

Chr. G. Selle (1748—1800, seit 1756 in Berlin) genoß hohe Ehren. Er hatte als Arzt die Braut des russischen Großfürsten Paul nach Petersburg begleitet, war Leibarzt Friedrich's II., dessen Krankheitsgeschichte er schrieb und seiner Nachfolger, Arzt an der Charité, Professor, später Director des militär-ärztlichen Instituts, Mitglied der Akademie. Er zeichnete sich auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit aus. Als Einzeluntersuchung

*) So nach dem liebevollen éloge in den Nouvelles mémoires der Berl. Ak. 1775 S. 66 ff. Da M. 1743 in Berlin studirte, so dürfte die Angabe 1714 in den übrigen biogr. Werken nicht haltbar sein.

**) Charakteristik v. Berlin. Stimme eines Cosmopoliten in der Wüste. Berlin 1785.

gewann die 1773 erschienene methodische Darstellung der Fieberkrankheiten großes Ansehen. Als reiches Repertorium von Beobachtungen über Krankheiten, besonders die der Kinder, wurde sein in 8 Auflagen, sowie in einigen fremden Sprachen veröffentlichtes „Handbuch der medicinischen Praxis" geschätzt. Selle war außerdem philosophischer Schriftsteller und bekämpfte als solcher Kant's Anschauungen, die schon zu jener Zeit in Berlin Eingang erlangt und in einzelnen Collegen Selles, wie Marcus Herz, die eifrigsten Fürsprecher gefunden hatten.

J. Ch. A. Theden (1714—1797) arbeitete sich aus niedrigem Stand zu hoher Stellung. Er hatte keine akademische Bildung, war zuerst Barbier, dann Feldscheer und starb als 1. General-Chirurgus der Armee. Mit eisernem Fleiß hatte er die Lücken seiner Jugendbildung ausgefüllt: reiche Erfahrung und persönliche Autorität machten ihn zu einem hochangesehenen Mann. Er machte sich besonders verdient durch vielfache praktische Verbesserungen im Verbandwesen, schrieb eine Anzahl theoretischer Schriften z. B. den „Unterricht für die Unterwundärzte der Armee" und arbeitete sein Leben lang daran, schließlich mit dem gewünschten Erfolg*), den Armeeärzten einen besserklingenden Namen als den bisherigen (Feldscheer), und eine würdigere Stellung zu verschaffen.

Auch der Anatom J. G. Walther (1734—1818) nahm in der Berliner Gesellschaft eine hochangesehene Stellung ein. 1760 wurde er zweiter Professor der Anatomie, nach Meckel's Tode dessen Nachfolger in der ersten Professur. In den ersten Jahrzehnten seiner Wirksamkeit hatte er schöne Lehrerfolge, die er aber selbst durch allzulanges Verweilen in seinem Lehramte in Frage stellte.**) Zu seiner Zeit galt er als einer der geschicktesten Zergliederer; noch heute gelten seine Nervenpräparate außerordentlich viel. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in der

*) Vgl. die officielle Mittheilung in der Voss. Ztg. 11. März 1790.

**) Varnhagen, Denkwürdigkeiten I, 210.

Herstellung eines bedeutenden anatomischen Museums, das 1803 vom Staate angekauft wurde, dem Studium lange die nützlichsten Dienste leistete und als Grundlage für vielverbesserte Einrichtungen noch heute seinen Werth besitzt.

Von Wunderdoctoren und Betrügern, die sich großer Erfolge in der Heilkunst rühmten, war schon in anderm Zusammenhange die Rede (oben S. 366 ff.). Außer ihnen gab es wissenschaftlich gebildete Aerzte genug, die, trotzdem sie ihre Kunst ernst ausübten und die Würde ihres Standes hoch hielten, doch bei einzelnen Veröffentlichungen marktschreierische Titel wählten*) und durch deren Inhalt selbst auf Laien heutigen Tages einen recht sonderbaren Eindruck machen. Obwohl der Verfasser einer dieser Schriften der Charakterisirung seiner Pillen als Universalmittel ausdrücklich entgegentrat, klingt seine Beschreibung und Anpreisung doch durchaus so, als wenn er eines jener unwirksamen Mittel anpriese. Recht auffällig ist auch die stark hervortretende Frömmigkeit einzelner medicinischer Autoren. — Zu den medicinischen Raritäten jener Zeit gehört u. A. das Schmucker'sche Pulver**), dessen Genuß allein die Soldaten befähigen sollte, acht und mehr Tage, ohne jede weitere Nahrung auszuhalten. Ferner die 1767 aufkommende Beseitigung des Tollwurms bei Hunden durch das Ausschneiden einer unter der Zunge liegenden Sehne; endlich die sog. Mirov'sche Wunderkur, welche von dem in

*) Vgl. Georg Ernst Stahl's, Königl. Preuß. Hof-Raths und Leib-Medici. Gründlicher Bericht von seinen Balsamischen Blutreinigenden und confortirenden Pillen, wie auch auf sonderbahres Verlangen von des rothen Fluß- Magen- und Stein-Pulvers zuverläßiger sonderbahrer Würckung und rechtem Gebrauch. NB. Welche Schächtlein mit diesem meinem Signet nicht bedruckt verschickt werden, solche sind vor falsch zu achten, und dienet zur Warnung, daß meine Pillen sonst niemanden, wie er auch Nahmen haben mochte, in Händen sind, sondern bloß fälschlich davor ausgegeben werden müsten. Auf vieler Begehren zum dritten mahl wieder aufgelegt. Berlin und Potsdam bey Chr. Fr. Voß 1750. 48 SS.

**) Für das Folgende: König I, 172. 275. 402. — Impfung das. 297 fg. 335 fg. 365 fg.

Prenzlau ansässigen Dr. Schiffert zu Berlin zeitweise ausgeübt wurde. Von großer heilsamer Bedeutung dagegen wurde der Anfang der Impfung (der Pockeninoculation), der ins Jahr 1769 fällt. Doch blieb es zumeist bei Belehrungen der Behörden; eine 1774 für die öffentlichen Erziehungsanstalten angeregte allgemeine Einführung unterblieb, da ihre Unerläßlichkeit nicht eingesehen wurde. Auch die dicht bei Berlin (in Friedrichsfelde) an drei Kindern des Prinzen Ferdinand durch den Geh. Rath Muzelius vorgenommene glückliche Impfung hatte keine große Verbreitung des Impfens zur Folge; diese war erst eine Wirkung des von dem englischen Arzt Brown 1789 in Berlin an den königlichen Prinzen erprobten Verfahrens.*)

Auch unter den Medicinern kam es zu litterarischem Geplänkel. A. G. Marggraff wehrte sich 1749 in einer „abgezwungenen Vertheidigung" gegen die „Unwahrheiten und Beschimpfungen", die J. F. Henckel in der 4. Sammlung seiner „medicinischen und chirurgischen Anmerkungen" und zwar in einer Abhandlung über die „carieusen Knochen" wider ihn erhoben hatte.

Schließlich ist noch ein Wort von den Juristen zu sagen.**) Von der Berliner Gerichtsorganisation kann freilich nicht gesprochen werden, da sie, ebenso wie Alles, was Stadt- und Staatsverwaltung betrifft, dem Gegenstande dieses Buches fern liegt. Wohl aber ist von den litterarischen Anstrengungen zu

*) Vgl. einstweilen Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschl. III, 192.

**) Im K. S. Staats-Archiv in Dresden befindet sich Loc. 2653: Solennis sepultura Berolinensis corporis juris civilis anno 1748: Das öffentliche Leichenbegängniß des bürgerlichen Rechtskörpers zu Berlin im Jahre 1748. 5 SS. Fol. Im ganzen 7 Nummern, darauf ein appendix, zum Schluß nota über Satyr und satura. Es lohnte wohl einen Abdruck oder eine Untersuchung; bei einem flüchtigen Einblick, den ich in Dresden nahm, vermochte ich mir keine rechte Vorstellung von dem seltsamen Schriftstück zu verschaffen.

reden, die damals von Berlin aus und in Berlin gemacht wurden, um ein allgemeines Gesetzbuch zu schaffen.*) Einen Abschluß fanden diese Bemühungen zwar erst in der folgenden Periode, ihrem Geiste nach gehören sie aber durchaus in die Fridericianische Epoche und müssen wenigstens hier vorläufig angedeutet werden.

Die preußische Justizreform, die von Berlin ausging, ist an die Namen J. H. C. Carmer's (1721—1801) und Svarez (1740—1798) geknüpft, denen E. F. Klein (1744—1810, von 1781—1789, dann von 1800 bis zu seinem Tode in Berlin) als Dritter sich zugesellte. Carmer gab nicht bloß seinen Namen dazu her, sondern, wie einer seiner Mitarbeiter sagte: „sein Geist, seine Einsicht und sein Eifer belebten das ganze Unternehmen". Auch einzelne Andere traten, nachdem die früheren störenden Elemente abgewiesen waren, als hülfreiche Gesellen hinzu. Die Hauptkraft jedoch war und blieb Svarez. Er und der Minister kamen (1779 und 1780) aus einer reichgesegneten Wirksamkeit in Schlesien. Denn Carmer sorgte dafür, daß, als er, nach der plötzlichen Entlassung des Großkanzlers Fürst, in dessen Stellung berufen wurde, sein geschätztester Rath ihm bald folgte. Die ihnen gestellte Aufgabe bestand darin, die schon längst beabsichtigte Umgestaltung der Proceßordnung und der Gesetzgebung ins Leben zu rufen. Der König wünschte eine bessere Einrich-

*) Ich stütze mich hier vollständig auf A. Stölzel: C. G. Svarez. Ein Zeitbild aus der 2. Hälfte des 18. Jahrh. Berlin 1885. Vgl. P. Hinschius, Berl. Rectoratsrede 1889. Aus ihr sind die „ " bezeichneten Stellen entnommen. Für die ältere Zeit die tüchtige Arbeit, die leider nicht berücksichtigt werden kann, von F. Holtze: Das juristische Berlin beim Tode des ersten Königs. Berlin 1892. (Schriften des Vereins f. Berl. Gesch.) Im Allgemeinen ist zu vergleichen: Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten von Dr. Adolf Stölzel, Präsidenten der Justizprüfungskommission, vortragendem Rathe im Justizministerium, ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Berlin. Zwei Bände. Berlin 1888.

tung der Collegien, Reinigung der Proceßordnung von unnützen Formalitäten, Schaffung und Sammlung bestimmter deutlicher Gesetze. Statt der alten hauptsächlich aus dem geistlichen Recht genommenen, durch unzählige Zusätze schwerfällig und unverständlich gewordenen Proceßordnung wurde schon 1780 eine neue eingeführt, die auf frühere schon im Jahre 1750 ausgesprochene Ideen und mehrere 1766 und 1770 erlassene Verordnungen sich gründete. Sie ruhte auf dem Hauptfundamente, den Richter in den Stand zu setzen, die Wahrheit selbst zu finden, die Gesetze richtig anzuwenden und die Parteien gegen willkürliche Behandlung zu schützen. Wesentliche Vorzüge dieser neuen Ordnung waren der directe Verkehr des Richters mit den Parteien, während früher die Advocaten die einzigen Vermittler waren, Zeugenverhöre durch den Richter selbst, nicht mehr durch Subalterne. Es ist charakteristisch für den Geist jener Zeit, daß Monita, die von verschiedenen Seiten erhoben wurden, durch Briefe und officiöse Darstellungen vor dem gelehrten und ungelehrten Publicum widerlegt wurden, ja daß auch die Absicht vorlag, in ausländischen Zeitschriften gegen Verunglimpfungen des großen Werkes einzutreten. Doch wurden diese Monita und die Erinnerungen der Gerichte für die 1793 publicirte allgemeine Gerichtsordnung benutzt.

Das neue Gesetzbuch sollte ein allgemeines Recht, an Stelle des recipirten römischen, schaffen. Die Entstehung der Materialiensammlung und des ersten Entwurfs fällt in die Jahre 1781 bis 1784. Als Ideal, das ihm vorschwebte, bezeichnete Svarez, daß die Vorschriften des Gesetzbuchs deutlich, bestimmt, kurz und vollständig seien. Beim Tode Friedrichs war nur der Entwurf des ersten Theils, des Personenrechts, vollendet; auf den Bericht, mit dem ein Theil des Berichts ihm überreicht wurde, hatte der König geschrieben: „Es ist aber Sehr Dicke". Erst acht Jahre nach dem Tode des großen Königs 1794, nach mannigfachen Schicksalen, die später anzudeuten sind, konnte das „allgemeine Landrecht" veröffentlicht werden. Seine Mängel waren

nicht gering. Als solche hebt ein competenter Beurtheiler hervor: „die durch das Interesse der Gemeinverständlichkeit gebotene Beseitigung der juristischen Kunstausdrücke ohne ausreichende Ersetzung durch eine feste, freilich damals erst zu schaffende deutsche Rechtssprache, sowie das Bestreben, durch Vollständigkeit im Gesetzbuche möglichst alle zukünftigen Verwicklungen des praktischen Lebens zu erschöpfen, um auf diese Weise der Rechtspflege eine mechanische Sicherheit zu geben, die hierdurch bedingte ausführliche Casuistik, welche sich bemüht, alle erdenklichen Rechtsfragen durch besondere gesetzliche Bestimmungen zu lösen, endlich die damit zusammenhängende Vernachlässigung der Aufstellung allgemein leitender Grundsätze, welche allein der Rechtswissenschaft und dem Richter die Bewältigung der casuistischen Fülle des Lebens ermöglichen". Gegenüber solchen Mängeln standen die unverkennbarsten Vorzüge. Svarez war seinem Ideale nahegekommen und hatte, nach dem Urtheile der meisten gleichzeitigen und späteren Kritiker, ein Meisterwerk geschaffen. Das Werk „überragte durch die Reinheit seiner deutschen Sprache, welche noch heute nicht veraltet ist, durch seine einfache klare Fassung alle ihm unmittelbar vorhergehenden und gleichzeitigen Gesetze. Es sprach anschaulich, verständlich und eindringlich und vermied soviel als möglich zusammengesetzte Perioden und Einschachtelungen. Es entfernte sich von der unglückseligen Methode, seine gesetzgeberischen Gedanken durch Anziehung anderer Paragraphen, die wieder auf weitere mit Citaten angeführte Paragraphen, mitunter in mehrfacher Potenz, verweisen, zum Ausdruck zu bringen. Es bemühte sich, im Rahmen seiner Zeit und von ihrem Standpuncte aus, bei seiner Regelung der Rechtsordnung den socialen und wirthschaftlichen Gesichtspuncten möglichst gerecht zu werden. Endlich wurde es von epochemachender Bedeutung für die Entwicklung unseres Rechts dadurch, daß es zum ersten Mal für Deutschland den Dualismus des fremden wesentlich römischen Rechtsstoffes und andrerseits des deutschen und modernen beseitigte

und diese Elemente zu einem organischen Ganzen, einem einheitlichen Rechtssystem verband".

Unter den wissenschaftlichen Instituten verdient außer der Akademie die Königliche Bibliothek eine Erwähnung.*) Sie war von dem großen Kurfürsten begründet und 1660 eröffnet worden. Sie befand sich ursprünglich im Lustgarten über der Schloßapotheke. Große Fonds waren anfänglich nicht für die Bibliothek bestimmt. Der Grundstock wurde vielmehr durch Klosterbibliotheken, durch gelegentliche Erwerbung von Nachlässen, durch Geschenke und Vermächtnisse vermehrt. Das Interesse, das Friedrich I. ihr wie allen wissenschaftlichen Instituten zuwandte, zeigte sich besonders in der Bestimmung, daß jeder preußische Buchhändler zwei Exemplare der bei ihm erscheinenden Schriften der Bibliothek einzuliefern habe. Sein Nachfolger dagegen, Friedrich Wilhelm I., schaltete aus Verachtung alles Wissenschaftlichen mit der Bibliothek ebenso willkürlich wie mit allen ähnlichen Einrichtungen: er beschnitt stark ihre nicht allzureichlichen Mittel, indem er aus ihnen dem General v. Glasenapp eine jährliche Pension von 1000 Thlrn. bewilligte und schwächte ihren Bestand durch Ueberlassung aller mathematischen und naturwissenschaftlichen Bücher an die Akademie der Wissenschaften. Freilich mußte Platz geschaffen werden, weil (1735) die Spanheimische Bibliothek mit der bisherigen Sammlung in den engen Räumen vereinigt wurde. Während der ganzen Regierungsperiode Friedrich Wilhelms, von 1697 bis 1738 war Maturin Veyssière de la Croze**) Kgl. Bibliothekar, „eine Schatzkammer der Gelehrsamkeit", ein Mann mit einem wunderbaren

*) Vgl. Oelrichs Entwurf e. Gesch. der Königl. Bibliothek in Berlin, 1752. F. Wilken, Gesch. d. k. Bibl. Berlin 1829.

**) Vgl. F. L. Hoffmanns Mittheilungen im „Serapeum" 1859 Nr. 12 S. 182 ff. — Ueber Hackmann A. D. B. X, 297, der von dem hier Angeführten nichts erwähnt. — Ueber La Croze Formey, Mémoires I, 57 ff.

Gedächtniß und einer unerhörten Sprachkenntniß, seit 1718 auch Aufseher des Medaillen- und Antikenkabinets, der sogar 1739 beide Stellen seinem Adoptivsohn Jacques Gouillier de la Croze übertragen durfte. Nur wenige Monate (Nov. 1718 bis Febr. 1719) war ihm in F. A. Hackmann ein Oberbibliothekar vorgesetzt worden, einem in der Gelehrtengeschichte nicht ohne Ehre genannten Manne, der in Berlin eine Rolle wie Gundling spielen wollte, aber es kaum zu höherm Rang als Faßmann brachte und Berlin bald wieder verließ.

Auch für die Bibliothek begann mit Friedrich II. eine neue Epoche. Freilich wurde die Arbeit der Catalogisirung in dieser Periode fast ebenso vernachlässigt wie in der vorigen. Die Anschaffungen waren in den ersten Jahrzehnten nicht sehr beträchtlich, nur die Geschenke des Königs waren ziemlich bedeutend. Seit 1770, als der Friede gesichert und ein großer Theil der nöthigsten Arbeiten gethan war, wandte der König der Bibliothek erhöhtes Interesse zu. Eine hauptsächliche Vermehrung geschah durch den Ankauf der 5000 Bände starken Sammlung des Obersten Quintus Icilius. Größere Fonds zur Anschaffung neuer Bücher wurden bewilligt. Fast ausschließlich waren dies französische, mit deren Lieferung für 24,000 Thlr. in drei Jahren der Buchhändler Pitra betraut war; da dieser sich sehr unpünktlich zeigte, trat Bourdeaux an seine Stelle. Für solche Büchermengen reichte das alte Lokal nicht aus; daher kaufte der König 1774 einen Baugrund auf dem Platz am Opernhause, auf dem das Gebäude aufgeführt wurde. Im Jahre 1780 war der Bau fertig, die Verlegung der Bibliothek war erst im August 1782 vollendet.

„Ich habe in Berlin — so kündigte Friedrich seinem Voltaire 1778 die Errichtung des neuen Gebäudes an, — eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke wohnten vorher zu unanständig. Alexander der Große legte Homers Werke, wie billig, in das sehr kostbare Kästchen, welches er unter Anderm von dem Darius erbeutet hatte. Und ich? Ich bin kein Alexander und besitze keine Beute, aber ich habe nach meinen geringen Kräften das bestmögliche Behältniß für die Werke des Homer unserer Zeit erbauen lassen."

Die 30bändige Quartausgabe von Voltaires Werken ziert das neue Gebäude, das die seltsame Aufschrift nutrimentum spiritus empfing; doch war sie nicht der einzige Inhalt und gewiß nicht der ausschließliche Anlaß zur Errichtung des Gebäudes. Freilich wog das Französische, entsprechend der Sinnesart des Königs dermaßen vor, daß 1788 weder die Göttingischen gelehrten Anzeigen noch ein englisches critisches Journal darin zu finden war. Vielleicht hängt auch mit dieser Verachtung des Deutschen die Thatsache zusammen, daß so viele Berliner Wochen- und Monatsschriften aus jener Zeit in der Bibliothek fehlen: man forderte sie entweder von den Verlegern nicht ein oder hielt sie der Aufbewahrung nicht für werth.

Uebrigens wurde das anstoßende nach der Behrenstraße belegene Gebäude, das den Lesesaal und die Wohnungen der Bibliothekare enthielt, erst 1784 fertig. Das Hauptgebäude diente nur in seinem oberen Stockwerke den Zwecken der Bibliothek; das untere Stockwerk wurde bis zum Jahre 1814 zur Aufbewahrung von Militäreffecten und bis in die zwanziger Jahre zum Aufheben von Theaterdecorationen verwandt. Wie die wissenschaftlichen und Kunstanstalten überhaupt, so stand auch die Bibliothek unter einem Curator, einem höhern Hofbeamten oder Minister. Nicht dieser, sondern zwei Bibliothekare verwalteten die Bücherschätze. Der erste war, seit dem Tode des obenerwähnten jüngern la Croze (1765), der Hofrath Stosch, der das Amt eines Bibliothekars mit dem eines Aufsehers über die Kunst- und Naturalienkammer vereinigte. Eigentlich hatte der König die Aemter theilen wollen und Winckelmann,*) den berühmten Kunsthistoriker, sondiren lassen, ob er zu kommen

*) Justi, Winckelmann, 2. Band 2. Abth. Lpzg. 1872. S. 309 ff. Vgl. auch die oben S. 487 fg. erwähnte Stelle.

geneigt sei. Dieser, durch übertriebene Berichte seiner Berliner Freunde irregeführt, machte Forderungen, die wohl seiner Bedeutung, nicht aber der Stelle entsprachen, wie sie der König zu creiren wünschte, so daß dieser den großen Gelehrten, dessen unvergleichliche Stellung er schwerlich ahnte, — er soll ihn mit dem Epigrammendichter Ewald verwechselt haben — schroff abwies. Durch eine neue Verwechselung wurde als zweiter Bibliothekar (1767) der Benedictiner J. A. Pernetty*) berufen, ein unbedeutender Antiquar und Historiker, der seines Klosters überdrüssig war, während Friedrich dessen Verwandten oder Namensvetter, einen Philosophen, an sich zu ziehen gewünscht hatte. Da er sich mit Stosch nicht vertrug, so ging er 1783 nach seiner Heimath zurück. An seine Stelle kam 1784 J. E. Biester, freilich weniger ein Fachgelehrter als ein populärer Schriftsteller, dessen rücksichtslose Vertretung der Aufklärungsideen schon erwähnt wurde. Er verwaltete sein Amt Jahrzehnte lang mit emsiger Treue. Die Bibliothek, schon in früherer Zeit sehr lange, von 8 bezw. 9 bis 12 und von 2 bis 5 geöffnet, war, seit Einrichtung des neuen Lesezimmers, im Sommer von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, im Winter von 8 bis 5 zugänglich. Dagegen war das Ausleihen von Büchern sehr erschwert: nur wirkliche geheime Räthe sollten Bücher ohne Weiteres nach Hause erhalten; andere Benutzer bedurften einer ausdrücklichen Erlaubniß des Curators. Es fehlt an Nachrichten darüber, ob diese Erlaubniß oft nachgesucht und leicht ertheilt, ob das Lesezimmer viel benutzt wurde. Bei der ausgiebigen Benutzungszeit und der Kleinheit der Stadt, die ein schnelles Erreichen der Bibliothek möglich machte, wurde die deutschen Gelehrten so lästige Vorschrift, Bücher nicht nach Hause zu geben, wohl nicht drückend empfunden. Jedenfalls fehlte es nicht an Stimmen Einheimischer und Fremder, die voll Rühmens waren über die

*) Ueber einzelne seiner Schriften vgl. Corr. litt. III. 410, 515, V. 293, XIII. 325. (Vielleicht liegt an letzterer Stelle auch eine Verwechselung mit dem andern Pernetty vor.)

Kostbarkeit der Bücherschätze, und die den König für die neue Gnade priesen, die er der Wissenschaft erzeigt hatte, wenn auch der Berliner Volkswitz nicht ermangelte, den Baumannschen Bau als „des Königs alte Commode" oder „Minervens Commode" zu bespötteln.*)

Außer dieser öffentlichen Bibliothek und den Büchersammlungen der Kirchen, Schulen, Gerichte und gelehrten Institute gab es nach Nicolais Zählung (1779) 60 größere Privatbibliotheken. Ihre Besitzer gehörten den verschiedensten Kreisen an: es waren Prinzen, hohe Staats- und Stadtbeamte, Theologen, Aerzte, Juristen, Philologen, Privatgelehrte und Kaufleute, die alle bereit waren, Studirende mit ihren Schätzen zu fördern.

Zur Belehrung jüngerer und älterer Wissenschaftsbeflissener trugen öffentliche und private Vorlesungen bei, die schon zu jener Zeit zahlreich gehalten wurden. Sie waren so zahlreich und verschiedenartig, daß Berlin, lange bevor es eine wirkliche Universität wurde, die vielfältigsten Grundlagen einer solchen besaß. Außer dem medicinisch-chirurgischen Institut, das in der That fast einer medicinischen Facultät gleich zu achten war — die Charité, die freilich schon damals nicht für mustergültig betrachtet wurde, gegen welche jedoch die Hauptklagen erst im folgenden Zeitraum sich erhoben**), und die übrigen Krankenhäuser: Dorotheen-, Friedrichshospital, Irrenhaus, boten jüngeren Aerzten ein reiches Feld der Beobachtung — gab es vom General-Directorium gebotene Vorlesungen über Forst- und Bergwissenschaft, vom Justizdepartement eingerichtete über Gerichtsverfassung und über die verschiedenen Arten der Processe. Daneben wurden Privatvorlesungen

*) Vgl. Berl. Neudrucke II. 3. S. XXII. 77.

**) Ein Reisender, freilich von denen, die so ziemlich Alles tadeln (Charakteristik Berlins von einem Cosmopoliten II, 142), bemerkte schon im J. 1785: „Die innere Einrichtung ist nicht die beste. Die Krankenzimmer sind zu eng, mit bösen Dünsten und einer stinkenden Luft angefüllt. Der Kranken und Elenden sind zu viele . . . Die Behandlungsart ist nicht die liebreichste. Es fehlt an Reinlichkeit und die Chirurgen gehen oft sehr unbarmherzig mit ihren Patienten um."

über Physik, Astronomie, Chemie, Philosophie, Mathematik und schöne Wissenschaften*) gehalten. Die Lesenden waren nicht etwa arme Teufel, die sich einen Nebengroschen verdienen oder Anfänger, die sich bekannt machen wollten, sondern Männer von anerkanntem Namen und gefestigtem Ruf, wie Achard und Marcus Herz, Bode und Gleditsch.

Ueberblickt man alle diese wissenschaftlichen Einrichtungen und Anstalten, die zahlreichen Leistungen auf so verschiedenartigen Gebieten, den allgemeinen Bildungseifer und Wissensdrang, so muß man billigerweise staunen über den Wandel, der sich in einem einzigen Menschenalter vollzogen hatte. Gelehrsamkeit läßt sich nicht commandiren und abcommandiren, Liebe zum Wissen nicht auf Befehl einpflanzen und ausrotten; soviel aber darf man doch sagen: das durch den vorigen König verachtete geistige Leben brach gewaltsam hervor, nachdem die Binden von den Augen der Mächtigen weggezogen waren, und das großartige Beispiel des philosophischen Einsiedlers auf dem Thron, der sich nicht damit begnügte, der erste Feldherr und ein rastlos arbeitender Staatsbeamter zu sein, sondern seine Stunden der Muße durch Studien und Schriftstellerei ausfüllte, trug wirksam dazu bei, Wissen und Bildung, die den König glücklich und frei machten, auch in weite Schichten des Volkes zu tragen.

*) 1752 veröffentlichten Ramler und Langemack ein Programm von 8 Seiten: „Ankündigung eines Collegii der schönen Wissenschaften und eines Collegii der Rechte, Welche den 16. April des jetztlaufenden Jahres ihren Anfang nehmen sollen". Ramler gedachte jeden Wochentag außer Sonnabend von 10—11 seine Vorlesungen über schöne Wissenschaften, Briefe, Reden, Gedichte, mit Zugrundelegung von Batteux zu halten. Langemack wollte Nachmittags von 2—3 über des Kanzler v. Wolff institutiones juris lesen. Die Vorlesungen kamen zu Stande, aber in kläglicher Weise. Tres faciunt collegium, spottete Ramler, „einem so witzigen Kopf für ein halbes Jahr Witz zwanzig Thaler". Später besserten sich die Aussichten; Ramler las 1753 je 4 mal wöchentlich über Philosophie und schöne Wissenschaften. (Ein Ex. dieses Programms in Gl. A., Ramlers Briefe Bd. I.)

Siebzehntes Kapitel.

Schulen und Erziehung.

Eine neue Generation erhält ihr Gepräge durch die Schulen; diese hinwiederum erfahren und bezeugen eine tiefgehende Wirkung durch die Ideen, welche die Zeit beherrschen. Nun war in Berlin der französische Geist sehr mächtig; es war daher natürlich, daß er auf die Schulen seinen Einfluß übte. Da aber hauptsächlich die sog. höheren Klassen französirt waren, so ergab es sich von selbst, daß die Schulen, welche von den Kindern dieser Gesellschaftsschicht besucht wurden, jenen Einfluß verspürten. Von solchen Schulen waren es außer dem französischen Gymnasium, dem Collège, das immer eine Sonderstellung einnahm, in erster Linie die Privatschulen, die Pensionen, welche als Pflanzstätten französischen Geistes und französischer Sitte bez. Unsitte bezeichnet werden können. Nicht vergebens hatte Rousseau in dem Kampfe zwischen privater und öffentlicher Erziehung für die erstere Partei ergriffen; sein eindrucksvolles Wort hatte vielen Schwankenden ihre Ansicht bestimmt. Da nun in einer größern Stadt der rein häusliche Unterricht zu große Unkosten verursachte, so bildete sich ein Mittelding zwischen häuslicher und öffentlicher Erziehung aus: das Pensionswesen.

Die Blüthe desselben fällt in die Fridericianische Zeit. Schon damals traten vielerlei Uebelstände dieser Einrichtung hervor. Weil sie verhältnißmäßig mühelos reichen Gewinn versprach, so drängten sich viele Unberufene und Unwürdige hinzu. Da eine Unterstellung der Pensionen unter die öffentliche Unterrichtsbehörde

nicht durchgeführt war, so wußten sich Unternehmer daselbst einzunisten, welche mit nichts Anderem ihren Unterhalt zu verdienen im Stande waren, schiffbrüchige Candidaten oder wohlparlirende Französinnen, welche nach einer stürmischen Jugend einen ruhigen Hafen suchten. Ob gerade Lohgerber, bankerutte Kaufleute und Soldaten derartige Institute errichteten und in Flor zu bringen suchten, wie Cranz behauptet (Berlinische Correspondenz 1782, S. 180—184), mag dahingestellt bleiben; hungrige Informatoren, die sich solchen Pensionshaltern für den billigsten Lohn verdangen, gab es genug, elende Kreaturen, auf welche selbst die Hundeinformatoren mit Verachtung hinsahen, indem sie den feinen Damen gegenüber, welche ihnen etwas von ihren Forderungen abhandeln wollten, auf ihren Preisen mit der Entgegnung zu bestehen wußten: „Glauben Ihro Gnaden denn, daß ich ein lumpigter Magister bin."

Besonders schlecht waren die Mädchenschulen. Von einer ernsten Frau*), die freilich die schlimmen Folgen drastisch darstellen will, deren Wahrhaftigkeit aber schwerlich angefochten werden kann, werden diese Mädchenpensionen folgendermaßen geschildert:

„Es ist bekannt, daß die meisten Frauenzimmer, die dergleichen Schulen unternehmen, gezwungen sind, aus gewinnsüchtigen Absichten, ohne allen innern Beruf, sich in dies Fach zu werfen. Wenige besitzen eigene Talente und verlassen sich in Absicht des Unterrichts, den sie ihren Zöglingen zu geben versprechen, auf mitarbeitende Französinnen und Lehrer, zu denen sie mehrentheils diejenigen wählen, die am wohlfeilsten sind. Die allermeisten dieser Erzieherinnen sind selbst schlechte Mütter oder leichtsinnige Gattinnen gewesen. Viele stehen ihrem Berufe mit dem größten Widerwillen vor, sind wahre Kinderfeindinnen und haben an der ganzen theuer bezahlten Ausführung weiter keinen Antheil, als daß sie ihre anvertrauten Zöglinge ein wenig

*) Helene Unger, Julchen Grünthal. Eine Pensionsgeschichte. Berlin 1784, in den nächsten Jahren vielfach aufgelegt.

Putz machen lehren. Andere sind von dem elendesten Herkommen oder haben wenigstens eine ganz pöbelhafte Erziehung gehabt."

Die Folgen einer derartigen Erziehung waren, nach derselben Zeugin, die denkbar schlechtesten. Die Mädchen verloren ihre Frömmigkeit, ihr sittsames Wesen verwandelte sich in Geziertheit und Koketterie; statt wissenschaftlicher Kenntnisse erlangten sie nur eine mäßige Gewandtheit im Französischsprechen und etwas Grazie im Tanzen und in Manieren. Der Geschichtsunterricht bestand z. B. darin, daß man die römische Kaisergeschichte in Fragen und Antworten auswendig lernte, und es galt als etwas Besonderes, daß ein Mädchen zwei Bände von Daniels Geschichte Frankreichs durchgelesen hatte. Als einflußreiche verderbliche Lektüre werden Goethes Stella und Rousseaus Neue Heloise genannt. Verderblicher wirkte das Vorbild der Lehrer: des Zeichenlehrers, der die Schülerinnen zur Unwahrhaftigkeit verleitete, indem er ihnen anrieth, die von ihm angefertigten Arbeiten als eigene auszugeben und zu verschenken; des Musiklehrers, der mit den Locken der Schülerin spielte, während diese am Klavier saß, oder der als Begleiter einer Arie, die sie sang, den Text mit feurigen Blicken commentirte.

Aber nicht bloß in diesem Romane, der vielleicht Manchem nicht als ganz unverwerfliche Quelle erscheinen mag, sondern auch von Satirikern und ernsten Männern, z. B. dem mehrfach genannten Prediger Ulrich werden diese französischen Pensionen und Schulen aufs Heftigste getadelt.*) Außer den häßlichen Manieren der Lehrer wird insbesondere auch ihre Unwissenheit, selbst in der richtigen Anwendung der französischen Sprache hervorgehoben. Die Zustände müssen unerhört gewesen sein; sonst wäre es unbegreiflich, daß noch 1799 der Inspector Küster die sofortige

*) Dafür und für vieles Andere in diesem Abschnitt sind, wenn es auch nicht immer besonders bemerkt wird, die vorzüglichen Abschnitte in L. H. Fischers Buch „Aus Berlins Vergangenheit" Berlin 1891 S. 1—61 benutzt.

Aufhebung aller nicht conceſſionirten und das Eingehen der conceſſionirten franzöſiſchen Schulen nach dem Tode ihrer dermaligen Vorſteher und Vorſteherinnen forderte. Er wollte im Ganzen zwölf neu zu errichtende franzöſiſche Privatſchulen dulden, deren Leiter nur geprüfte Lehrer ſein ſollten.

Natürlich gab es auch beſſere Penſionen; vermuthlich waren die des Profeſſors Büchler und des Predigers Oelrichs von den erwähnten Uebelſtänden frei. — Nicolai zählt 8 für Knaben, 3 für Mädchen auf. — Die Penſionshalterinnen waren ausſchließlich Franzöſinnen; unter den Penſionsinhabern befinden ſich nur zwei Franzoſen. Viele Kinder wurden außerhalb der Penſionen von Sprachmeiſtern und anderen Privatlehrern unterrichtet. Außer den Penſionen gab es Privat- oder Familien-Schulen, meiſt Anſtalten, die zur Vorbereitung von Schülern für die Gymnaſien dienten. Von ſolchen Schulen, in denen vielfach Baſedows Principien befolgt wurden, werden die von Splittegarb, Benedictus und die des Predigers Maier genannt. Daneben gab es eine ziemliche Anzahl nach den einzelnen Gemeinden benannten, aber mit den Spitälern und Armenanſtalten in naher Verbindung ſtehenden Freiſchulen. Sie ſtanden unter Aufſicht von Predigern. Sie hatten ihren Namen daher, daß der Unterricht frei war, den Schülern wohl auch Lehrmittel und baare Unterſtützungen gegeben wurden. Der in dieſen Schulen ertheilte Unterricht war ein durchaus elementarer, ebenſo wie der in mehreren Garniſon- und Regimentsſchulen.

Die Armen- oder Freiſchulen wurden 1781 aufgehoben; die ſie beſuchenden Kinder (etwa 1000) wurden den Parochialſchulen überwieſen. Dieſe Parochialſchulen, von dem Kirchen-Miniſterium geleitet und überwacht, waren gleichfalls Elementarſchulen, deren Zöglinge Schulgeld zu entrichten hatten und die nun durch das Eindringen der ehemaligen Freiſchüler, für die das Armendirektorium ein winziges Schulgeld bezahlte, ſehr an Anſehen verloren.

Am ſchlimmſten waren die Zuſtände in den Winkelſchulen.

Dieſe — ſo drückte ſich Büſching in einem für den König beſtimmten Berichte 1768 aus — „werden von verdorbenen Predigern und Candidaten, von Soldaten, Handwerksleuten und Weibern gehalten, ſind theils deutſch, theils franzöſiſch, ohne Methode, ohne Zucht, ohne Aufſicht, ein unleugbares Verderben für unſere Stadtkinder und die ganze Stadt.“

Von einzelnen dieſer Schulhalter mag in Folgendem die Rede ſein.

Der eine von ihnen, der Erulant E. Boltz, beſchuldigte den Syndikus Wackenroder, dieſer habe ihm in Folge ſeiner Weigerung, deſſen Vetter zu unterrichten, Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wackenroder wies dieſe Beſchuldigung ſtolz zurück, er werde nicht einen Verwandten, „vor dem Thor nach einer Klippſchule und bei einem nicht recipirten Schulmeiſter“ ſenden; er ſcheint aber das Fortbeſtehen der Winkelſchule nicht weiter gehindert zu haben (1743). Schlimmer erging es einem anderen „freien“ Schulhalter, Geſtrich mit Namen. Er war von Beruf Schneider und von Geſinnung der Muſefeldſchen Secte zugethan, trat mündlich und ſchriftlich gegen die Prediger auf und gab mehrfach zu häßlichen Kirchenſcenen Veranlaſſung. Gerade deshalb, aus Abneigung gegen die „ſogenannten Geiſtlichen“, erſchien er 24 Berliner Bürgern zum Schulmeiſter geeignet. Magiſtrat und Oberconſiſtorium waren anderer Anſicht: ſie ſprachen dem Geſtrich die zum Schulmeiſter nöthige „Geſchicklichkeit und Conduite“ vollſtändig ab. Nicht glücklicher waren die Bürger, da ſie ſich, mit dieſem Beſcheide nicht zufrieden, an den König wandten. Von dieſem erging vielmehr der Beſcheid, „den Menſchen eine Zeit lang in ein Correctionshaus zu ſetzen und ihm die Schwärmerei austreiben zu laſſen“.

Aus der Nähe Berlins (Straußberg 1739) liegt das Zeugniß für einen Schneider vor, der als Küſter und Schulmeiſter angeſtellt werden ſollte. Danach konnte der Candidat deutlich buchſtabiren und leſen. Im Inhalt der Bibel, in der Aufeinanderfolge der heiligen Schriften war er nicht erfahren, verſprach

aber, sich zu üben. Den Katechismus kannte er auswendig; zum rechten Verständniß desselben vorzudringen, wollte er sich bemühen. Er verstand das Einmaleins, sang wohllautend und richtig. Die Anforderungen, die man an einen Berliner Elementarlehrer stellte, mögen nicht viel höher gewesen sein.

Denn auf welche Kenntnisse hin ein Candidat F. A. Schüler (1794) die Erlaubniß zur Anlegung einer Schule erhielt, wenn auch mit der ausdrücklichen Einschränkung, er selbst dürfe nur Unterricht im Rechnen ertheilen, spottet jeder Beschreibung. Als vornehmste Flüsse Deutschlands nannte er „Elbe, Ronne, Schwienemünde" und wußte von natürlichen und künstlichen Verbindungen, in denen sie zu einander standen, nichts zu sagen. Ueber die Kosmographie hatte er unklare Begriffe und ertheilte verworrene Antworten. Die Frage „Wie werden die natürlichen Körper in der Naturgeschichte eingetheilt?" beantwortete er wörtlich folgendermaßen: „Auf den Körper des Menschen und in denen producta, als Kaffee, Reiß u. s. w., wie und wo selbige wachsen und wie dessen Früchte beschaffen." Und ein derartiger Mensch, der weder die Fähigkeit besaß, richtig zu hören, noch die, auf die einfachsten Dinge sachgemäßen Bescheid zu ertheilen, wurde mit der Aufgabe betraut, die Jugend zu erziehen und die zum Unterricht geeigneten Männer zu wählen.

Die Methode des Unterrichts ließ überhaupt sehr viel zu wünschen übrig. Wenn man auch aus den folgenden Einzelmittheilungen keinen allgemeinen Schluß ziehen darf, so kann man doch daraus entnehmen, wie schlimm es in einigen Fällen zuging. Zwei Fehler machten sich in der Methode*) besonders bemerkbar:

*) Ausführliche Abhandlung der Litterarmethode hrg. von Hähn. Berlin 1777. Anderes A. d. Bibl. 52 St. 1. 54 St. 1. Ferner: Berliner Monatsschrift IV, 160—174. 338 fg. Das Hähn'sche Buch, aus dem die Beispiele S. 571 entnommen sind, ist natürlich kein Schulbuch, sondern eine Einführung für den Lehrer. B. S. L. bezeichnen die drei Abtheilungen der Elementarschüler. Die 1. Abtheilung lernte Namen, Form und Reihenfolge der Buchstaben; die 2. setzte buchstabirend die Silben zusammen und die 3. lernte wirklich lesen.

Vollpfropfen des Gedächtnisses durch Auswendiglernen, und das Schematisch-Aeußerliche des Erlernens. Das Erstere wurde besonders schlimm, wenn Knaben und Mädchen von sieben Jahren alle Einzelheiten der Mythologie auswendig wissen mußten. Das Letztere zeigte sich besonders beim Lesen. Bei diesem ging das Tabellarisiren voran. Eine solche Tabelle sah so aus:

$$\mathfrak{L}.\left\{\begin{array}{l}\mathfrak{B}.\\ \mathfrak{S}.\\ \mathfrak{L}.\end{array}\right.\left\{\begin{array}{l}\mathfrak{F}.\\ \mathfrak{N}.\\ \mathfrak{E}.\\ \mathfrak{A}.\\ \mathfrak{G}.\end{array}\right.$$

Die Auflösung lautete: Das $\mathfrak{L}$ = Lesen zerfällt in $\mathfrak{B}$ = Buchstabiren, $\mathfrak{S}$ = Syllabiren, $\mathfrak{L}$ = Lehre. Beim Lesen kommt es an auf $\mathfrak{F}$ = Figur, $\mathfrak{N}$ = Name, $\mathfrak{E}$ = Eintheilung, $\mathfrak{A}$ = Aussprache, $\mathfrak{G}$ = Gebrauch. Hatte man eine solche Tabelle inne, so wurde sie erweitert. Zu $\mathfrak{F}$ wurde z. B. hinzugesetzt: Gr. Kl., womit die großen und kleinen Figuren, d. h. Buchstaben, bezeichnet werden sollten. Auf das Tabellarisiren, d. h. das Aufzeichnen einer Tabelle durch den Lehrer, folgte das Katechisiren = Auswendig hersagen der Erklärung der Tabelle durch die Schüler; dann das Repetiren = Wiederholen einer Katechese; endlich das Exerciren, d. h. das Aufschreiben der Tabelle durch die Schüler und das Durchfragen derselben.

Aehnlich lernte man Latein. Eine dafür beliebte Tabelle hatte die folgende Gestalt:

$$\mathrm{Gr.}\left\{\begin{array}{l}\mathrm{E.}\\ \mathrm{S.}\\ \mathrm{Pr.}\end{array}\right.\left\{\begin{array}{l}\mathrm{c.\ v.}\\ \mathrm{d.\ v.}\\ \mathrm{fl.\ v.}\end{array}\right.$$

Dazu ist die Auflösung: die Gr = Grammatik, zerfällt in E = Etymologie, S = Syntax, Pr = Prosodie. Sie hat die Aufgabe, die v = voces zu c. d. fl. = cognoscere, dignoscere, flectere!

Noch unsinniger ging man in der Religion vor. Bei einer

für diese gebräuchliche Tabelle bedeutete dasselbe Zeichen zwei verschiedene Dinge. Auf die Frage nämlich: was ist bei der christlichen Religion zu bemerken, hatte man niederzuschreiben = d. B. d. B. d. J. Das hieß aufgelöst: Die Benennung, die Beschreibung, der Inhalt.

Man traut seinen Augen kaum, wenn man Derartiges liest. Und doch sind die angeführten Dinge nicht etwa Erfindungen Solcher, die veraltete Institutionen lächerlich machen wollten, sondern charakteristische Beispiele einer Lehrmethode, die im Schullehrerseminar und in der Realschule zu Berlin angewendet wurde.

Daher ist es gar nicht unmöglich, daß das folgende Stückchen, das in einer Schule zu Quedlinburg 1782 wirklich vorkam, auch zu Berlin seine Gönner fand. Dort wurden die Hauptstücke der Religions-Lehre an den fünf Fingern explicirt und zwar auf folgende Weise: Der Daumen bedeutet die Zehngebote, die beiden Gelenke die zwei Tafeln, der Zeigefinger den Glauben, der in drei Gliedern besteht; der Mittelfinger das Gebet, weil das Gebet das Mittel ist, das der Mittler uns gelehrt hat; daß der Finger am weitesten reicht, soll andeuten, daß das Gebet bis zum Himmel reicht; der Gold- oder Arztfinger zeigt an die himmlische Arznei wider die Sünde; der kleine (Ohr?) Finger bedeutet das Nachtmahl des Herrn, das drei Stücke erfordert, wie der Finger drei Gelenke hat, nämlich: Vorbereitung, Genießung, neuen Gehorsam.

Eine Reform solcher schier unglaublichen Zustände, sowohl der Schulhalter als der Unterrichtsweise, erfolgte in der Zeit Friedrich's von Staatswegen nicht. Der König, der sonst für wahre Aufklärung mit Wort und That bemüht war, wollte in einer wesentlichen Beziehung nichts von einer Reform wissen, indem er bei der Idee blieb „daß die Invaliden zu Schulmeistern genommen werden sollen. Er vermengt die Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen mit der Pflicht, brauchbare Menschen zu bilden". So schrieb 1783 der Minister Zedlitz an den

Freiherrn F. E. v. Rochow.*) Dieser (1734—1805), ein begüterter Privatmann, war der eigentliche Reformator des Volks- und Landschulwesens in der Mark Brandenburg. Auf seinem Gute Rekahn bei Brandenburg und in der Nähe dieses Gutes richtete er auf eigene Kosten Schulen ein und legte dem dort zu gebenden Unterricht seinen „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute oder zum Gebrauche in Dorfschulen" (zuerst 1772 erschienen) zu Grunde. Uebungen der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses gingen voran; Moral und Religion, natürliche Theologie folgten. Denn so großen Nachdruck Rochow auf den religiösen Unterricht in der Volksschule legte, so wollte er schon auf dieser Stufe dem Confessionalismus einerseits, dem Aberglauben andererseits steuern. Außerdem sollten die Gesetze über Gesellschaft und Obrigkeit, ferner Rechnen und etwas Geometrie, Gesundheitslehre und Grundzüge der Landwirthschaft, Gegenstände des Unterrichts sein. Rochow forderte, daß zu Lehrern an Volksschulen nur Candidaten der Theologie oder des Schulfachs genommen würden, daß diese Lehrer mindestens 100 Thaler fixes Gehalt hätten, daß sie in jeder Schule mindestens 2 Klassen, und zu Schulgebäuden anständige Häuser, mit hellen, durch Bilder und Modelle verzierte Zimmer hätten. In Berlin konnte Rochow, obwohl er nahe Beziehungen zu Büsching hatte, der ein Buch über seine Schulen schrieb, zu Nicolai, der einzelne seiner Schriften verlegte, zu einflußreichen Mitgliedern des Oberconsistoriums, dennoch die allgemeine Einführung seines Buches nicht durchsetzen. Der Minister, der, wie gezeigt wurde, mit Rochow in Verbindung stand und ihn manchmal besuchte, hatte die besten Absichten, erlangte vom König auch wohl ein Capital von 100 000 Thalern, dessen Zinsen zur besseren Besoldung der Landschullehrer verwendet wurden, konnte aber eine allgemeine Reform nicht durch-

*) Litterarische Correspondenz des Pädagogen F. E. v. Rochow mit seinen Freunden. Neu herausgegeben von F. Jonas, Berl. 1885, S. 191. Der Briefw. ist auch für das Folgende wichtig. Ferner A. d. Biogr. XXVIII, 727—734; endlich Rethwisch unten S. 576 A. 2.

setzen. Durch seine Privatinitiative kam es in Berlin zu einer praktischen Bethätigung Rochow'scher Ideen. Er richtete*), wie er dies schon in Friedrichshagen gethan, in der Nähe seines Hauses eine Berliner Armenschule ein, deren Lehrer er besoldete — Rochow war naiv genug, Bahrdt zum Lehrer vorzuschlagen, — von der er sich die besten Wirkungen auf sämmtliche Berliner Schulen versprach. Von ihrer Entwicklung ist freilich nichts Günstiges bekannt. Vielmehr wird in einem Berichte des Jahres 1788 die geringe pädagogische Geschicklichkeit des Lehrers (Ludwig) und die unerhörte Verwahrlosung des Raumes geschildert. „An 40 Kinder, fast alle aus den niedrigsten Ständen, waren in ein kleines dumpfiges Zimmer eingeschlossen, wo gar keine frische Luft hineinkommen konnte, denn man sah es an den Fenstern, daß sie lange nicht geöffnet waren".

Auch eine andere Unterrichtsreform, gleichfalls eine private, wurde versucht. Basedow, der zu seinem großen Elementarwerk ganz Deutschland tributpflichtig zu machen sich bemühte, überging auch Berlin nicht. In einem kleinen, besonders gedruckten Blatte**), schmeichelte er den Bewohnern der Hauptstadt, wie er ja denen gegenüber, von denen er Geld erlangen wollte, nicht zurückhaltend in seinen Lobeserhebungen war. „Nirgends könne er", so drückte er sich aus, „solchen Anklang finden, als in dem kleinern Publico der Weisern und Edlern in der großen und freimüthigen Stadt Berlin". Beifall, Freundschaft und Rath habe er erlangt; aber auch Hoffnung auf Geldunterstützung, die ihm nun wesentlich werde, sei ihm von einem Manne geworden, „der bei dem mich angehenden Berlinischen Publicum den Anlaß zu einer großen Wirksamkeit hat". Auf dessen Rath habe er als Probe des Elementarbuchs den ersten Anfang, den man Kindern vortrage, gewählt. Dieser habe zwar dem Freunde gar nicht, Anderen besser gefallen, nun sei er gedruckt und mit

*) Litt. Corr. S. 166, 174, 179 fg.

**) J. B. Basedow: An einige Berlinische Freunde 4 SS. 4°. 3. März 1769. (Jo. Gy.)

einigen Bemerkungen begleitet worden. Der Haupteinwand, welcher ihm gemacht worden, sei der, daß die Vereinigung von Sprach- und Sachkenntniß ihren Zweck verfehle. Solle er sein großes Werk ausführen, so müsse er unter den Christen in Berlin — „denn einige edelgesinnte Israeliten haben mir schon Hülfe geleistet" — 15 bis 20 Pränumeranten à 6 Louisd'or finden. Eine augenblicklich praktische Wirksamkeit übten die Basedow'schen Pläne in Berlin nicht aus.

Glücklicher als mit den niederen, war der Minister Zedlitz mit den höheren Schulen, deren Reform mit seinem Namen eng verknüpft ist. Sie war selbstverständlich nicht auf Berlin beschränkt, knüpfte aber naturgemäß zuerst an die Berliner als die nächstliegenden Schulen an.

Höhere öffentliche Schulen gab es immer nur noch die fünf, die zuletzt oben S. 245 erwähnt wurden, ja sie waren durch die 1767 erfolgte Vereinigung des Berlinischen und Köllnischen Gymnasiums auf vier zusammengeschmolzen. (Von den beiden zuletzt genannten Gymnasien waren kleinere nach dem Namen der Stadttheile benannte Schulen abgezweigt, die etwa unseren Vorschulen zu vergleichen sind.) Die sogenannte Schule auf der Dorotheenstadt war, wie es scheint, eine Schule niederer Ordnung.

Drei dieser Gymnasien verdienen, da das vierte, das französische, bereits ausführlich gewürdigt worden ist (oben S. 80 ff.) eine Besprechung. Sie nehmen aus dem Grunde ein großes Interesse in Anspruch, weil drei bedeutende Schulmänner, an ihrer Spitze stehend, den Anstalten, die vorher ein trübseliges Bild gewährt hatten, ihren Stempel aufgeprägt und ihr Wesen verändert haben. Es sind das Graue Kloster mit seinem Director Büsching, das Joachimsthal'sche mit Meierotto, das Friedrichs-Werder'sche mit Gedike, der später Büschings Nachfolger wurde. Büsching ist als vielseitiger Schriftsteller, Gedike als Führer der Berliner Aufklärung, Meierotto als erfahrener Pädagoge, besonders bekannt, die beiden ersteren in ihrer schulfremden Thätigkeit schon gewürdigt (oben S. 426 ff. und

540 fg.). Gedike erwarb sich ein etwas zweifelhaftes Verdienst durch die 1788 erfolgte Einführung des Abiturientenexamens. Meierotto*), ein Schüler des Gymnasiums, dessen Leiter er später wurde (1742—1800), einer der wenigen Schulmänner und deutschen Gelehrten überhaupt, die durch Friedrich d. Gr. einer längeren Unterredung gewürdigt wurden, war dazu ausersehen, als erster die vom Minister Zedlitz beschlossenen Schulreformen**) einzuführen. Ein Hauptpunkt dieser Reformen war die nachdrückliche Hervorhebung des Unterrichts in den beiden alten Sprachen.***) Sie wurden jetzt dermaßen tractirt, daß ein Verständniß der alten Autoren und eine sichere Handhabung im Gebrauch der Formen ermöglicht wurde, während früher, nach dem Zeugniß der Inspectoren, „in Secunda noch keine Sicherheit in Bestimmung der Modi und tempora verborum“ zu finden, des Griechischen ganz zu geschweigen, das früher gänzlich

*) Ueber Meierotto Brunn, Versuch einer Lebensbeschreibung 1801. Progr. des Joach. Gymn. 1801. Dort sind auch Mittheilungen über Meierottos Unterredung mit dem Könige, 22. Jan. 1783 gegeben, die hauptsächlich nach dieser Quelle von Gumbinner, „Fr. d. Gr. über deutsche Litteratur, Jugenderziehung und das J. Gymn.“ (Voss. Ztg. 1883 Sonntagsbeil. Nr. 3) dargestellt ist. — Ueber die Gesch. d. Gymn. Einzelnes in den Noctes Joachimicae Berlin 1750, in den Symbolae Joachimicae 1880. Einige nähere Nachrichten Berlin 1825. Eine ausführlichere Geschichte fehlt.

**) Vgl. C. Nethwisch: Der Staatsminister Frhr. v. Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Za. Fr. d. Gr. 2. Aufl. Berlin 1886. Die Cabinetsordre des Königs über die Schulreform 5. Sept. 1779 ist abgedruckt bei Nicolai, Anecdoten über Friedrich II. 1791, H. 5, S. 33—40.

***) Wenigstens in einer Anmerkung soll ein Denkvers mitgetheilt werden, der in halb scherz-, halb ernsthafter Art die Formen des lateinischen Verbums den Schülern einzuprägen bestimmt war. (Spen. Ztg. 19. Sept. 1776):

In mein Stammbuch geschrieben von meinem Informator
Mein Sohn! nimm ja das Praesens wohl in acht,
Weh dem, der es zum Imperfectum macht!
Perfectum ist nicht gnug auf Erden aufzufinden —
Plusquamperfectum kann der Weise nur empfinden!
Bedenke stets, was dein Futurum ist!
Flieh den Imperativ von Sünde, Trug und List:
Daß dein Infinitiv Gott und der Himmel ist!

im Verfall gewesen war. Aber die von Zedlitz geplante Reform sollte bei der Hebung des Sprachunterrichts nicht stehen bleiben. Ihre wesentlichen Punkte waren vielmehr folgende:

An das Lateinische schloß sich der Unterricht in der Rhetorik an, nach Anleitung Quintilians, auf die ganz besonderer Werth gelegt wurde, ebenso der in der Geschichte der Philosophie, wofür Cicero Meister und Wegweiser war. Ein Zweig der Philosophie, die Logik wurde nach Plato gelehrt; aber auch Wolff's Handbuch, das schon unter der vorigen Regierung zu Ehren gekommen war, sollte stets zur Hand sein. Erkennt man schon bei der Wahl dieser Unterrichtsgegenstände und der dazu verwendeten Hülfsmittel ein Vorwalten der Neigungen des Königs, so noch mehr in der Art, wie zwei andere Fächer, Religion und Französisch, gelehrt wurden. In jener zeigt sich die etwas nüchterne Aufklärungsmanier, in dieser die Vorliebe für eine Litteratur, die des Königs ganzes Interesse in Anspruch nahm. Geschichte, Geographie, Rechnen und Mathematik wurden mit einer erklecklichen Stundenzahl bedacht: bei dem ersten Gegenstand seine Wichtigkeit zur Bildung des Charakters, bei dem zweiten und dritten die praktische Nothwendigkeit besonders in den Vordergrund gestellt.

Außer der Durchführung dieser Reformen, zu der Meierotto in erster Linie gebraucht wurde, rührte von ihm die sehr bedenkliche Einrichtung des Fachklassensystems her, wonach bestimmte Gegenstände, z. B. Deutsch, Mathematik, Theologie, Schülern verschiedener Lateinklassen, also auch Knaben, deren Alter und Verständniß ziemlich auseinanderging, beigebracht wurden.

Umfassender war Büsching's Thätigkeit. Er mußte zunächst die unhaltbaren baulichen Zustände seines Gymnasiums ändern. Erst durch ihn geschah es, daß in der Schreibklasse Tische aufgestellt wurden, damit die Schüler nicht mehr nöthig hatten, ihre Hefte auf die Bänke zu legen und vor diesen zum Schreiben niederzuknien. Er sorgte für Leuchter, während die Schüler bisher die Lichte in ihren Händen hatten halten müssen. Aber auch die innere Reorganisation des Gymnasiums zum Grauen

Kloſter*), war ſein Werk. Er bewirkte das Aufhören der Privatlectionen, die über Gegenſtände ertheilt worden waren, die außerhalb des Gymnaſiums lagen und deswegen beſonders bezahlt werden mußten. Er führte das Schulgeld ein, verlegte die Ferien, die früher auf die Jahrmärkte gefallen waren, auf die Wochen der hohen Feſttage — Sommerferien gab es damals nicht, ſtatt deren ließ er während des Sommers zweimal in der Woche den Nachmittagsunterricht ausfallen — er vernichtete die an Schulfeſten üblichen Redeacte der Schüler, die deren Zeit und Kraft in ungebührlicher Weiſe in Anſpruch genommen hatten. Manches Verderbliche, wie das ſchon erwähnte Fachklaſſenſyſtem, erkannte er leicht in ſeiner Schädlichkeit. Für eine Seltſamkeit aber war er verantwortlich. Er traf nämlich die Einrichtung, daß bei der öffentlichen Prüfung jeder der anweſenden Angehörigen der Schüler beſtimmen durfte, in welchem Gegenſtande die Schüler geprüft werden ſollten, eine Einrichtung, die glücklicherweiſe nicht lange Beſtand hatte.

Die materielle Lage der Lehrer, ſelbſt der an höheren Schulen, war im Ganzen eine recht traurige. Sie wurde um ſo empfindlicher, je theurer die Zeiten waren, z. B. gegen Schluß des ſiebenjährigen Krieges und unmittelbar nach dem Kriege**). Da erſchollen Klagen Einzelner, des Rectors an der Dorotheenſtädtiſchen Schule, Nuglisch, daß ihm das Gehalt gar nicht, oder des Rectors und der Lehrer am Friedrichswerder, daß es ihnen in ſächſiſchen Dritteln bezahlt würde, wodurch ſie faſt die Hälfte verlören. Die letztere Eingabe (23. Juni 1763) unterſchrieb auch der verdiente G. G. Küſter mit zitternder Hand.

*) Vgl. Geſchichte des Berlinſchen Gymnaſii zum grauen Kloſter. Nebſt einer Einladung zum Jubelfeſte desſelben. Hgg. von A. F. Büſching. Berlin 1774. — Sammlung aller Schriften, welche bei der 200j. Jubelfeier des Berl. Gymn. z. Gr. Kl. von dem Oberconſiſt. R. Spalding, Büſching, Teller aufgeſetzt worden. 2 Abtheilungen. Berlin 1774. König I, 337. Heidemann vgl. oben S. 540 Anm.

**) Das Folgende nach den Akten G. St. A. Tit. CXIV sect. w. Nro. 34.

Am ſchlimmſten müſſen die Verhältniſſe am grauen Kloſter geweſen ſein. In dieſe wird man am beſten durch folgende bewegliche Klage vom 10. Auguſt 1762 eingeführt: „Rector u. ſämmtliche Collegen . . . . ſtehen bey der täglich ſauerſten Arbeit . . . in dem allerſchlechteſten Gehalte von der Welt. Der unterſte College hat zum Exempel zu ſeinem jährlich fixirten Gehalte 20, die beyden Baccalaurei jeder 32, Conrector und Subrector jeder 48, der Prorector 72 und der Rector nicht mehr als 135 Rthlr. Geldes zu genießen. Ein h. Collegium geruhet, mildeſt zu ermeſſen, wie ſelbſt die mehreſten Laquayen bey freyer Kleidung, Koſt und übrigen Beneficien einen järlichen größeren Lohn einzuheben haben, als einige von dieſen Dero Schullehrern. Sie erkennen huldreichſt, wie unmöglich es ſey, bey ſolchen Intraden zu irgend einiger Zeit, beſonders aber bey den jetzigen ſchweren Läufften und Theuerungen, zumalen mit zum Theil ſchweren Familien ſich der Schulden, des Hungers und Kummers und der täglichen Seufzer zu erwähren.“

Dieſe Klage, der eine weitere des Rectors, Prorectors und der beiden Cantoren angefügt war, man möge das ihnen gewährte Freiholz aus der Kämmerei nach der königlichen Taxe bezahlen, hatte zur unmittelbaren Folge den Beſchluß, den Lehrern bis auf beſſere Zeiten zuſammen jährlich 100 Thlr. zu gewähren. Solch beſſere Zeiten ſtanden im Hinblick auf die Streitſche Stiftung in Ausſicht; da aber die Dispoſition über dieſe Gelder lange nicht zu erreichen war, ſo wurde von 1766 an ein jährlicher Zuſchuß von 800 Thlrn. aus der Kämmereikaſſe gewährt, der, nachdem er einmal für kürzere Zeit ſuspendirt worden war, 1793 und 1805, wiederum geleiſtet wurde. Zu den Auskunftsmitteln für eine beſſere Geſtaltung der Verhältniſſe, die man damals vorſchlug, gehörte eine Vereinigung der oberen Klaſſen des Köllniſchen und Berliniſchen Gymnaſiums, eine Beibehaltung der unteren nur als Trivialſchule, auch das Abſchaffen des Currendeſingens der Schüler bei Leichenbegängniſſen, ihre Mitwirkung bei Opernproben, — das Letztere nicht

zum Zwecke, die der Schule zur Verfügung stehenden Mittel zu vermehren, sondern nur in der Absicht, die Würde der Schule zu erhöhen. Gerade dies indessen wurde nicht erreicht. In einer Marginalnote des Königs hieß es nämlich: „Das Singen muß bleiben, das Uebrige ist gut" *).

Das Berlinische Gymnasium und seine Lehrer kamen dann in bessere Verhältnisse durch den Genuß der Streitschen Stiftung.**) Ihr Stifter Sigismund Streit, geb. 13. April 1687, war der Sohn eines Berliner Handwerkers, verließ schon als 17jähriger Knabe Berlin, lebte von 1709 an in Venedig, seit 1754 in Padua, wo er in der Nacht vom 19. zum 20. December 1775 starb. Seit 1724 scheint er nicht in Berlin gewesen zu sein. Trotzdem bewahrte er seiner Vaterstadt und dem Gymnasium, auf dem er erzogen war, obwohl er harthörig und schwächlich, nur ungern die Elemente der gelehrten Bildung sich einpflanzen ließ, die größte Anhänglichkeit und schickte, seinen in niedriger Sphäre lebenden Verwandten entfremdet und der Stadt, die seinen Aufenthaltsort bildete, abgeneigt, seit 1751 einen großen Theil seines Vermögens nach Berlin, 1752: 13000, 1760: 50000 Thaler; die Hauptsumme kam nach seinem Tode; die Zinsen ließ er zunächst während seiner Lebzeiten zum Kapital schlagen. Trotz der großen Verluste, die durch das schlechte Geld im siebenjährigen Kriege und durch einen ungetreuen Mitdirector hervorgerufen wurden, betrug das Stiftungsvermögen im Jahre 1793 160649 Thlr. Die Summe war ungeheuer, wenn man bedenkt, daß bereits von dem Kapital ein neues Schulhaus und Wohn-

*) Schon Jahrzehnte vorher bekundete der König durch eine Verordnung (18. Oct. 1746, s. Critische Beitr. für Musik II, 270), die zwar nicht für Berlin ausschließlich, aber für Berlin ebensogut wie für das übrige Land galt, sein lebhaftes Interesse für den Musikunterricht in der Schule. Danach sollte, um dem Verfall der Singkunst zu steuern, die Nachlässigkeit aufhören, mit der in Schulen und Gymnasien der Gesangunterricht ertheilt wurde, diesem vielmehr drei Stunden wöchentlich eingeräumt werden.

**) Ueber Streit vgl. Büschings Programm 1776, Gedikes 1794, Heidemann a. a. O. S. 252 ff.

gebäude für Director und Lehrer aufgeführt waren. Die Zinsen dieses Kapitals wurden zu Gehaltserhöhungen für die angestellten Lehrer und zu Besoldungen für fünf neue Lehrer verwendet und zwar für solche des Italienischen, Englischen, Französischen, der Mathematik und leichter Materien aus Natur- und Völkerrecht; ferner für Lehrerwittwen und -Waisen, für Vermehrung der Bibliothek, für Freitische, für einen Schularzt u. Aehnl. Die Stiftung, deren Bestimmungen im Laufe der Zeit erhebliche Aenderungen erfuhren, war ein großer Segen für die verarmte Anstalt, ein leuchtendes Beispiel echter Bürgertugend, das treffliche Folgen haben mußte. „Wenn ich gestorben bin," schrieb Streit einmal, „werde ich zwar nicht hören, ob die Leute über mich richten, mich loben oder schelten; aber das ist so unmöglich nicht, daß mancher für sein Vaterland Gutgesinnte nicht auch wünschen sollte, demselben ein gleiches Zeichen seiner Liebe zu geben."

Wichtiger als die Entwickelung und theilweise Umbildung einzelner gelehrter Schulen war die Begründung einer neuen Lehranstalt, derengleichen es in Berlin noch nicht gegeben hatte. Ihr Stifter war Joh. Jul. Hecker (1707—1768), seit 1735 in Potsdam, 1739 in Berlin.*) Er war ein frommer Theologe aus Franckes Schule; als einen besonders wichtigen Bestandtheil seines theologischen Berufes betrachtete er die Sorge für den Unterricht. Als Hecker zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche eingeführt wurde (1739), mußte er von dem amtirenden Geistlichen den mahnenden Zuruf hören: „Er wird bei uns in Berlin eine sehr unartige und verwilderte Jugend antreffen. Um desto mehr lasse er sich angelegen sein, nach aller Möglichkeit an den jungen Gemüthern zu arbeiten, damit ihnen die Furcht des lebendigen Gottes eingeprägt werde." Er beherzigte den Zuruf in einer Weise, die seinem Namen in der Berliner Geschichte unvergängliche Dauer verschafft. Als Mann viel-

*) Vgl. oben S. 211 und S. 401 ff.

zum Zwecke, die der Schule zur Verfügung stehenden Mittel zu vermehren, sondern nur in der Absicht, die Würde der Schule zu erhöhen. Gerade dies indessen wurde nicht erreicht. In einer Marginalnote des Königs hieß es nämlich: „Das Singen muß bleiben, das Uebrige ist gut" *).

Das Berlinische Gymnasium und seine Lehrer kamen dann in bessere Verhältnisse durch den Genuß der Streitschen Stiftung.**) Ihr Stifter Sigismund Streit, geb. 13. April 1687, war der Sohn eines Berliner Handwerkers, verließ schon als 17jähriger Knabe Berlin, lebte von 1709 an in Venedig, seit 1754 in Padua, wo er in der Nacht vom 19. zum 20. December 1775 starb. Seit 1724 scheint er nicht in Berlin gewesen zu sein. Trotzdem bewahrte er seiner Vaterstadt und dem Gymnasium, auf dem er erzogen war, obwohl er harthörig und schwächlich, nur ungern die Elemente der gelehrten Bildung sich einpflanzen ließ, die größte Anhänglichkeit und schickte, seinen in niedriger Sphäre lebenden Verwandten entfremdet und der Stadt, die seinen Aufenthaltsort bildete, abgeneigt, seit 1751 einen großen Theil seines Vermögens nach Berlin, 1752: 13000, 1760: 50000 Thaler; die Hauptsumme kam nach seinem Tode; die Zinsen ließ er zunächst während seiner Lebzeiten zum Kapital schlagen. Trotz der großen Verluste, die durch das schlechte Geld im siebenjährigen Kriege und durch einen ungetreuen Mitdirector hervorgerufen wurden, betrug das Stiftungsvermögen im Jahre 1793 160649 Thlr. Die Summe war ungeheuer, wenn man bedenkt, daß bereits von dem Kapital ein neues Schulhaus und Wohn-

*) Schon Jahrzehnte vorher bekundete der König durch eine Verordnung (18. Oct. 1746, s. Critische Beitr. für Musik II, 270), die zwar nicht für Berlin ausschließlich, aber für Berlin ebensogut wie für das übrige Land galt, sein lebhaftes Interesse für den Musikunterricht in der Schule. Danach sollte, um dem Verfall der Singkunst zu steuern, die Nachlässigkeit aufhören, mit der in Schulen und Gymnasien der Gesangunterricht ertheilt wurde, diesem vielmehr drei Stunden wöchentlich eingeräumt werden.

**) Ueber Streit vgl. Büschings Programm 1776, Gedikes 1794, Heidemann a. a. O. S. 252 ff.

gebäude für Director und Lehrer aufgeführt waren. Die Zinsen dieses Kapitals wurden zu Gehaltserhöhungen für die angestellten Lehrer und zu Besoldungen für fünf neue Lehrer verwendet und zwar für solche des Italienischen, Englischen, Französischen, der Mathematik und leichter Materien aus Natur- und Völkerrecht; ferner für Lehrerwittwen und -Waisen, für Vermehrung der Bibliothek, für Freitische, für einen Schularzt u. Aehnl. Die Stiftung, deren Bestimmungen im Laufe der Zeit erhebliche Aenderungen erfuhren, war ein großer Segen für die verarmte Anstalt, ein leuchtendes Beispiel echter Bürgertugend, das treffliche Folgen haben mußte. „Wenn ich gestorben bin," schrieb Streit einmal, „werde ich zwar nicht hören, ob die Leute über mich richten, mich loben oder schelten; aber das ist so unmöglich nicht, daß mancher für sein Vaterland Gutgesinnte nicht auch wünschen sollte, demselben ein gleiches Zeichen seiner Liebe zu geben."

Wichtiger als die Entwickelung und theilweise Umbildung einzelner gelehrter Schulen war die Begründung einer neuen Lehranstalt, derengleichen es in Berlin noch nicht gegeben hatte. Ihr Stifter war Joh. Jul. Hecker (1707—1768), seit 1735 in Potsdam, 1739 in Berlin.*) Er war ein frommer Theologe aus Franckes Schule; als einen besonders wichtigen Bestandtheil seines theologischen Berufes betrachtete er die Sorge für den Unterricht. Als Hecker zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche eingeführt wurde (1739), mußte er von dem amtirenden Geistlichen den mahnenden Zuruf hören: „Er wird bei uns in Berlin eine sehr unartige und verwilderte Jugend antreffen. Um desto mehr lasse er sich angelegen sein, nach aller Möglichkeit an den jungen Gemüthern zu arbeiten, damit ihnen die Furcht des lebendigen Gottes eingeprägt werde." Er beherzigte den Zuruf in einer Weise, die seinem Namen in der Berliner Geschichte unvergängliche Dauer verschafft. Als Mann viel-

*) Vgl. oben S. 211 und S. 401 ff.

seitiger Bildung — er hatte ein besonders lebhaftes Interesse für Naturwissenschaft — und als Mann der praktischen Thätigkeit erkannte er, wie wenig für den Unterricht der Mädchen und derjenigen Knaben geschehe, welche sich nicht dem Gelehrtenstande widmen wollten. Der Abhülfe dieses Mangels galt seine Lebensarbeit. Das erste öffentliche Denkmal dieser Thätigkeit war seine 1747 erschienene „Nachricht von einer ökonomisch-mathematischen Realschule, welche bei den Schulen der Dreifaltigkeitskirche am Anfang des Maimonats dieses Jahres eröffnet werden soll"*). Die Schule stand in engster Verbindung sowohl mit den Armen- als Gelehrtenschulen der Gemeinde. Sie war für die jungen Leute bestimmt, die nicht zum Studiren, wohl aber „zur Feder, zur Handlung, zum Pachten von Wirthschaften auf dem Lande, zu schönen Künsten, zu den Manufacturen" tüchtig erachtet wurden. Außer den Sprach- (deutsch, lateinisch, französisch), den Schreib- und Rechenklassen waren Theologie und Geschichte, Zeichnen, Mechanik, Geometrie, Architektur, Geographie, Natur-, Handelswissenschaft und Oekonomie als Lehrgegenstände in Aussicht genommen; endlich sollte eine Curiositäten- und Extraklasse errichtet werden. In dieser Klasse sollten Heraldik, Alterthümer, Astronomie gelehrt werden. Denn wirklich bestand die Absicht, auch hier das Fachklassensystem einzuführen, von dem schon früher die Rede war. Zur Kennzeichnung der dem Stifter leitenden Gesinnung und des ihm angemessen scheinenden Tones seien einige Sätze mitgetheilt, in denen er die „Naturalien- oder

*) Außer dieser Schrift vgl. J. J. Heckers Ehrengedächtniß. Berlin 1769. Reden von Sadewesser, Woltersdorff nebst Heckers Lebenslauf. — Friedrich Ranke: J. J. Hecker, der Gründer der königl. Realschule. Berlin 1847. Ferner A. J. Hecker: Etwas über die Entstehung der Realschulen. Ein Beitrag zur pädagogischen Geschichte des 18. Jahrh. (Progr. des Friedr.-Wilh.-Gym. Berlin 1801.) Eine ganze Reihe von Programmen dieses jüngeren Hecker gehört gleichfalls dazu. Mir liegt eins vor, mindestens das fünfte der ganzen Reihe: Beschreibung der Berlinischen Königlichen Realschule. Der zweiten Abhandlung. Von den Lectionen dieser Schulanstalt. Viertes Stück. Progr. d. königl. Realschule von A. J. Hecker. Berlin 1782. Auch in der Folgezeit erschienen fast alljährlich Berichte.

Physikalische Klasse" begründet: „In ihr wollen wir unser Augenmerk nicht etwa auf die Schuhe der Chineser, auf die Trachten der Japaner, auf die afrikanischen Schlangen, auf die Tarantulen aus Italien oder auf andere Dinge von gleichem Werthe richten. Unser Vorsatz zielet vielmehr auf das wesentliche der natürlichen Dinge. Daher wir der Jugend das Nöthige von den sogenannten Simplicibus aus den drei Naturreichen, als von Mineralien, Metallen und Steinen, von Bäumen, Kräutern, Blumen, Holz, Samen und Früchten; von Thieren, Gewürmen und Insecten, die man in den Officinen gebraucht, wie auch das erforderliche von dem menschlichen Körper und dessen Beschaffenheit zur Erhaltung der Gesundheit bekannt machen werden. Wie mancher Mensch muß in der besten Blüthe seiner Jahre sterben, der noch wohl hätte leben können, wenn seine Gesundheit nicht durch ihn selbst wäre verwahrloset worden, oder wenn man ihm gesagt, wie er sich in Rücksicht auf Luft und Wasser, Essen und Trinken, Arbeiten und andere Sachen in Acht nehmen müsse."

Die Schule wurde eingerichtet, nicht ohne Bedenken der Anhänger des Alten, welche das Lehren solcher Dinge beanstandeten, „weil dadurch die Schüler zu klug werden könnten", nicht ohne Kopfschütteln der Anhänger, welche bange waren, woher die Mittel kommen sollten. Zur Beschaffung dieser Mittel bekam die Schule manche Freiheiten: eine Bücherlotterie, die Anlegung einer Buchhandlung, viele und große Geldspenden vornehmer Gönner, in 20 Jahren über 40 000 Thlr. Alsbald wurde ein neues Gebäude errichtet, es folgte ein botanischer Garten vor dem Potsdamer Thor, eine Maulbeerplantage, ein Modell- und Maschinensaal. Lehrer oder Candidaten wurden in die Bergwerke geschickt, um Mineralien heimzubringen und die Bergwerkskunde zu lehren; zu gleichem Zwecke lernte ein Anderer Glasschleifen und Drechseln. Zu den Sprachen trat italienisch und englisch; von anderen Fächern wurden eingeführt: Militär- und Civilbaukunst, Hydrostatik, Hydraulik, Fortification. Die Schüler-

zahl mehrte sich von Jahr zu Jahr. Unter Heckers Mitarbeitern ist namentlich (seit 1752) J. F. Hähn*), 1710—1789, in Berlin von 1752—1759, zu nennen. In manchem war er seinem eifervollen Director ähnlich: wie jener war auch er Theologe, wie er konnte er eine fast unbegreifliche Arbeitslast mühelos erledigen, wie er war er Praktiker und Theoretiker zugleich. Uns erscheint es schier unglaublich, wie derselbe Mann je ein Lehrbuch über Geometrie, biblische Geschichte und christliche Glaubenslehre schreiben konnte und Kenntnisse genug besaß, die zum Anschauungsunterricht nöthige „große reale Sammlung" der Schule mit Modellen von Pflügen, Butterfässern u. a. zu vermehren.

Ein neues Leben — das erkennt man aus dem Dargestellten — erblühte auch den Berliner Schulanstalten in dieser Periode. Gab es auch genug Reste alten Schlendrians und, namentlich in der Privaterziehung, mancherlei neue Auswüchse, so war doch das Bedürfniß nach Reform erkannt. In den verschiedensten Kreisen, von Seiten der Regierung und Privater, wurde mächtig an Herbeiführung einer glücklichen Wendung gearbeitet. Die Opferfreudigkeit reicher Bürger ebnete manche Schwierigkeiten; der gelehrte Unterricht wurde in neue Bahnen geleitet; der praktische Sinn suchte der Mittelschicht des Publicums auch ohne gelehrtes Rüstzeug die Möglichkeit einer umfassenden Bildung zu gewähren.

*) Vgl. A. D. Biogr., X, 373 fg. und oben S. 570 fg.

Achtzehntes Kapitel.

Theater und Musik.

Von deutscher Schauspielkunst war bis zu diesem Zeitalter in Berlin keine Rede (vgl. oben S. 254 ff.). Sie war bisher gehindert worden durch den herrschenden üblen Geschmack, auch durch die Hetzereien der Theologen. Jener war geblieben, diese waren geschwunden. Höchstens daß ein Prediger bei der Trauung eines Schauspielers ein böses Wort über dessen gottungefälligen Beruf brauchte oder daß er bei einer persönlichen Begegnung salbungsvoll redete und dabei — den Kürzeren zog. Nun aber waren aus dem Lager der Schöngeister selbst dem Theater Feinde entstanden: Rousseau's Wendung gegen die Schauspiele hatte wie Alles, was von dem Genfer Philosophen stammte, auch in Deutschland Anhänger gefunden. Gegen sie ergriff unter den Berlinern besonders Sulzer das Wort. In seinem ästhetischen Hauptwerke, wie in einer akademischen Abhandlung, erhob er gegenüber dem unvollkommenen augenblicklichen Zustand den vollkommeneren zukünftigen und betonte, um den Feinden von beiden Seiten entgegenzutreten, die moralische Wirkung der Schaubühne.

Eine wirkliche deutsche Schauspielkunst begann erst in den Zeiten Friedrichs, mehr unter ihm als durch ihn zu tagen*).

*) Für das Folgende vgl. die oben S. 35 A. angeführten Schriften. Wichtig ist ferner J. Ch. Brandes, Meine Lebensgeschichte, 3 Bände, Berlin 1799, 1800. Devrient, Gesch. der d. Schauspielkunst, Lpz. 1848, 2. Band. Ueber Koch A. D. B. 16, 380—383 (Anderes ist später zu erwähnen). Schönemann das. 32, 289—291.

Die Reform des deutschen Theaters, die von der Neuberin ausging, die Verbannung des Hanswursts und, was damit zusammenhängt, aber viel wichtiger ist, die Besserung der Stücke und die Veredlung des Spiels, hatte auf Berlin keine directe Einwirkung durch jene Principalin selbst, wohl aber eine indirecte durch ihre Schüler, d. h. durch die eine Zeit lang bei ihr thätig gewesenen Schauspieler Schönemann, Koch, Döbbelin.

Zunächst freilich schien es, als wenn die alten verderbten Zustände weiter fortdauern würden. Der „starke Mann" (oben S. 254 ff.) erhielt eine Erneuerung seines Privilegiums unter der Bedingung, nicht außer Landes zu gehen (28. Okt. 1740) und unter der ferneren „lauter innocente Sachen, so denen Zuschauern zu honnetem Amüsement und Ermunterung zum Guten gereichen können" zu spielen (22. Nov. 1741). Doch war weder in seinem Auftreten, noch in dem seines ähnlich gesinnten Concurrenten, Peter Hilverding, der gleich werthlose Hanswurstiaden zum Besten gab, eine Aenderung gegen früher zu spüren. Erst mit J. F. Schönemann's (1704—1782) Auftreten, der trotz Eckenbergs Protest ein Privileg erhielt (11. Juli 1742), begann eine neue Zeit. Nicht als wenn er ein großer Künstler gewesen wäre. Aber als treuer Bewahrer des in der Neuber'schen Truppe Gelernten, als ein gewandter Mann, namentlich dazu geschickt, bedeutende Kräfte heranzuziehen, unter denen der große Eckhof sich befand, verdient er Namen und Ansehen. Sehr große Erfolge erzielte er in Berlin nicht. Vielmehr mußte der schlechten Geschäfte wegen der Plan aufgegeben werden, ein großes deutsches Komödienhaus zu bauen, wozu der König Platz und Bauholz hergegeben hatte. Doch brach Schönemann in den Jahren bis 1749, in denen er zeitweilig in Berlin wirkte, mit der alten schlechten Tradition. Er schaffte den Hanswurst ab und bot dem Publicum zuerst Schäfer- und Singspiele dar, er gab Uebersetzungen älterer und neuerer französischer Komödien und Tragödien, ließ deutsche Originalstücke von Elias Schlegel, Gottsched, Lessing („der junge Gelehrte") aufführen und unterhielt sein loyales Publicum an fürstlichen Geburtstagen mit vaterländischen Stücken.

Vier Jahre lang besaß Berlin überhaupt kein deutsches Theater. Als aber Franz Schuch 1754 seine Bude auf dem Friedrichsplatz (dem jetzigen Gensd'armenmarkt) eröffnete, betrat er sie wieder mit Harlekinaden und extemporirten Burlesken, also mit einem Genre, mit dem die deutsche Bühne abgeschlossen zu haben wähnte. Freilich war er in diesem Fache ein großer, von Vorurtheilslosen und solchen, die sich an einer guten Posse ergötzen konnten, gern gesehener Künstler. Er war nicht ohne Bildung, von starkem urwüchsigen Humor. Man darf ihm zutrauen, daß er dem Propst Süßmilch, der ihm das Weglassen des schändlichen Hanswurst anempfahl, mit der Antwort abtrumpfte, das hieße dasselbe „als wenn Sie Ihren Teufel von der Kanzel lassen". Er machte die besten Geschäfte, die ihn verlockten, bald wieder nach Berlin zu kommen. Je öfter er kam, desto mehr beschränkte er die Herrschaft der Harlekinaden und ersetzte sie durch Lust- und Trauerspiele. Zu solchem Verfahren wurde er weniger durch bessere Einsicht als durch das Auftreten einer Concurrenztruppe gedrängt. Dies war die Ackermann'sche, die 1755 in Berlin spielte und schon durch ihre Principalin Frau Sophie Ackermann, früher verehelichte Schröder Ansehen und Erfolg gewann, die Schuch trotz seines Eckhof nicht zu erreichen, geschweige zu übertreffen vermochte.

Unterlag er so in dem augenblicklichen Kampf um die Gunst des Publicums, so blieb er in der Concurrenz um die Gunst der Mächtigen Sieger, denn er bekam 1755 das ausschließliche Privilegium für Preußen. Im Besitze dieses königlichen Gnadengeschenks konnte er ungestört in seiner Bude, später, seit 1759, da er sie abbrach, in einem festen, dem Donner'schen Hause, auf dem Platze des jetzigen Finanzministeriums, seinem burlesken Geschmacke fröhnen. Mit dem Festhalten an dieser Vorliebe that er weder sich noch den Berlinern ein Unrecht, denn nur bei Possen füllte sich sein Theater, während es bei

Tragödien leer blieb. Daher war es gewiß mehr Rücksicht auf die persönliche Beliebtheit des Schriftstellers, als Achtung vor dem Stück und seiner ganzen Art, daß er 1756 Miß Sara Sampson auf die Bühne brachte. Oft genug aber mögen die schlechten Zeiten, die Bedrängnisse der Occupation und die allgemeine traurige Lage während der Kriegszeit den Berlinern die Theaterlust, die ja auch durch Schuch in dem von ihm gemietheten Hause nur während einiger Monate befriedigt wurde, gründlich verleidet haben.

Stärker wurde diese Lust durch den französischen Pantomimiker Andreas Bergé erregt, der, außer den Pantomimen, wohl nur französische Operetten spielte. Er konnte, freilich nach dem Friedensschluß, 1764, durch Beifall und Zulauf namentlich der höheren Gesellschaftsklassen ermuthigt, es wagen, ein wirkliches Theatergebäude auf dem Monbijouplatz zu errichten. Dieser bedeutsame Entschluß des Franzosen wirkte auch bestimmend auf Franz Schuch den Sohn ein, der nach dem Tode seines Vaters (1764) die Leitung von dessen Truppe übernommen hatte und mit einer für ihn erneuerten auf deutsche Theaterstücke lautenden Concession in Berlin aufzutreten begann. Denn nun erbaute sich auch dieser, nachdem er zuerst in Bergé's Komödienhaus gespielt hatte, auf dem Grundstücke Behrenstr. 55 ein eigenes, das erste dem deutschen Theater in Berlin gewidmete Haus. Es lag im Hofe hinter einem stattlichen Wohnhause, war schmal und unbequem, höchstens für 800 Zuschauer geeignet, von außen mehr als einfach, wenn auch im Innern nicht ohne Eleganz.

In dieses neue Haus zog nicht nur ein neuer Director ein, sondern auch andere Leute und ein veränderter Geist. Dieser zeigte sich besonders darin, daß nun die Burleske definitiv aufgegeben wurde und meist Lust- und Trauerspiele zur Aufführung gelangten, wobei auch neben den früher schon bewährten die neuesten Autoren, z. B. Diderot und Chronegk Berücksichtigung fanden. Dieser Wechsel allein war es nicht, der Schuch's Glück

gefährdete. Weit mehr lagen die Ursachen in den vielen bei den Reisen in die Provinz nöthigen kostspieligen Transporten von Menschen und Theaterrequisiten; ferner in der schwelgerischen Lebensweise des Theaterleiters, seinen glänzenden Festen, dem Ankauf theurer Sachen, z. B. von Pferden, deren Erwerbung der Markgraf von Schwedt wegen des zu hohen Preises abgelehnt hatte; endlich in Schuchs leichtsinnigem Zutrauen zu Leuten, deren Redlichkeit er nicht erprobt hatte.

Das Theaterpublicum war sich im Ganzen gleich geblieben. Gar mancher Theaterfreunde Leidenschaft ist uns gut bezeugt.*) Unter ihnen nimmt Prinz Heinrich einen ziemlich hervorragenden Platz ein, neben ihm standen hohe Adlige, die gern Schauspieler an ihre Tafel luden. Die größte Zahl lieferten wohl die reichen Juden, die nicht bloß, ebenso wie die Angehörigen anderer Glaubensgesellschaften mit den Schauspielerinnen liebelten, deren wirkliche oder erborgte Reize ihnen gefielen, sondern auch die Schauspieler werkthätig unterstützten. Ein Beispiel, das Brandes erzählt, schildert recht drastisch diese Art Kunstmäcene. Einer bewunderte Brandes als Theophan in Lessings „Freigeist" und forderte zum Lohn für seine Bewunderung, daß der Schauspieler ihm eine Bitte erfülle. Nachdem er dies Versprechen erhalten, tadelte er, daß Theophan bei seinem sonst gewählten Anzuge so überaus einfache Schnallen trage, überreichte dem Schauspieler, indem er ihn an sein Versprechen gemahnte, seine eigenen, mit Edelsteinen besetzten und entfernte sich eilig, um dem Dank des Beschenkten zu entgehen.**)

*) Brandes, dem die folgenden Einzelheiten entnommen sind, nennt II. 59. 68. 255 eine ziemliche Anzahl Berliner Theaterfreunde und persönliche Bekannte.

**) Einen interessanten Einblick in diese Theaterliebe gibt folgende Stelle aus einem ungedruckten Briefe der Gattin Moses Mendelssohns an ihren Mann (13 Tamus 5537 = Juli 1767), die wegen der betheiligten Personen und wegen ihres ganzen Tons mitgetheilt zu werden verdient. Sie lautet: „Nachmittag kam Herr (K. G.) Lessing und holte mich mit Brendl und Recha zum Kaffee bei seiner Frau ab. Professor Engel war auch da. Wir tranken also da Kaffee und rudelten dabei auf die

Jedoch auch andere wirksamere Freunde zeigten sich für die Schauspieler. Ramler begann seine gewiß segensreiche Wirksamkeit, indem er den Schauspielern eine richtigere Deklamation beizubringen suchte. Die höchsten Anforderungen befriedigte auch er nicht. Immerhin war die von ihm empfohlene Unnatur, der getragene Ton, der stets pathetische Vortrag, noch immer besser als die von Döbbelin und Frau Neuhof geübte, mit rasender Leidenschaftlichkeit, gellender Stimme, wilder Beweglichkeit alle Rollen gleichfalls ermüdend eintönig zu gestalten. Einer der Genannten K. Th. Döbbelin (1727—1793) erhielt neben Schuch eine Concession, freilich mit der Bestimmung, daß er mit seinem Concurrenten nicht in Berlin zusammenspielen sollte. Er begann seine Thätigkeit am 10. Dez. 1767, abwechselnd in Bergé's und Schuch's Hause, als Miether in den Gebäuden seiner beiden Nebenbuhler, mit denen es freilich gelegentlich zu Irrungen und Prozessen kam. Er war kein bloß dem Ideal nachjagender Director, sondern ein Practikus, der Neues aufzusuchen verstand und das Gute festhielt, sobald es ihm Vortheil brachte. Zweimal gelang ihm ein großer Wurf, der für die Entwicklung des Berliner Geschmacks von der größten Bedeutung wurde: Minna von Barnhelm am 21. März,*) Romeo und Julie am 10. April 1768. Für seine Kasse erwies sich freilich die Einführung Shakespeares als ein Mißgriff, sei es in Folge des schlechten Spiels oder des geringen Verständnisses der Zuschauer; aber diese Einreihung des großen Britten in die Autoren der Berliner Bühne war ein theatergeschichtliches Ereigniß ersten

deutsche und französische Truppe. Ein jeder behauptet, daß es Unrecht wäre, von solchen elende Akteurs sich amusiren zu lassen. Was meinst Du wohl, lieber Moses, was wir nach dem Kaffee thaten? Wir Frauenzimmer gingen nach die französische Comoedie, die Mannsleute nach der deutschen. Aber das Schönste ist, wir amüsirten uns beider Seiten, ich werde mir sogar Mühe geben, öfter mit die Kinder rein zu gehen."

*) E. Schmidt, Lessing I, 486. Briefe an Lessing (Hempel XX, 2) S. 228 ff. 232 ff. Die erstere Stelle für Döbbelin wichtig, der in der A. D. B. fehlt.

Ranges. Dagegen brachte ihm das Lessing'sche Lustspiel, trotz oder vielleicht wegen seiner mannigfachen antipreußischen Spitzen Ehre und Gewinn. Es wurde binnen 4 Wochen 19 mal aufgeführt, unter fortwährendem Beifall des Publicums. Dieser kann nicht stimmungsvoller bezeugt werden, als durch den Bericht der Karschin: „Vor ihm [Lessing] hats noch keinem deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingeflößt und so durchgängig gefallen hätte."

Solches Glück lächelte Döbbelin keineswegs immer. Obwohl aber seine Schauspieler keine hervorragenden Künstler waren und obwohl sein Repertoire oft nur aus den vielgesehenen Stücken Weißens und der Franzosen bestand, so wußte er zur rechten Zeit immer wieder Zugstücke zu finden, durch die er seinem Publicum Unterhaltung und Aufregung verschaffte, wie Gerstenbergs „Ugolino" und Operetten wie die „Kohlenbrenner" und die „verliebte Unschuld". Außer durch sein eigenes Geschick wurde er durch das Mißgeschick der Anderen: Schuch's Schulden und Bergé's geringen Erfolg gefördert, so daß er von 1769 bis 1771, freilich nur den größeren Theil der Wintersaison in Berlin ausnutzend, dramatischer Alleinherrscher in Berlin blieb.

Unter solchen Umständen ist es höchst verwunderlich, daß Döbbelin von 1771 an Jahre lang nicht nach Berlin kam, nachdem Hch. G. Koch (1703—1775) in das Schuch'sche Privilegium eingetreten war und das Theater in der Behrenstraße gekauft hatte. Erklärlich wird diese Zurückhaltung höchstens durch den einen Umstand, daß gerade das Singspiel, zu dem Döbbelin sich zwar auch entschlossen hatte, zu dem er aber nicht die ausreichenden Kräfte besaß, so sehr den Geschmack beherrschte, daß Nicolai schreiben konnte: „Unser Publicum will nichts als komische Opern hören"*). In der That gab Koch vielfach die

*) Nicolai an Gebler 18. Mai 1772 in Werner: Aus dem Josephinischen Wien, 1888, S. 32. Vgl. das. S. 137, 139: Ueber die Kochsche Gesellschaft, ferner (Bertram) Ueber die Kochische Schauspielergesell-

Hillerschen Singspiele, außerdem Ballete nach deutschen und französischen Stoffen. Aber auch das moderne, namentlich den Franzosen abgesehene Lustspiel war vielfach vertreten, wovon von Stephanie, K. G. Lessing, Weiße, Gebler und Ayrenhoff die Kosten trugen — des Letztern „Postzug" fand besondern Beifall —; auch die Schauspiele moderner Franzosen kamen an die Reihe, am wenigsten Trauerspiele, unter denen Weißes Shakespeare-Verwässerungen größern Eindruck machten, als Lessings Emilia Galotti. Koch, der schon 1767, aber vergeblich, nach Berlin zu kommen getrachtet hatte, war ein seit Jahrzehnten bewährter Theaterleiter, der, von Gottsched ausgehend, sich in verschiedenen Arten und Städten versucht und behauptet hatte. In Berlin half ihm außer seiner Geschicklichkeit, die sich zuerst in der Herabsetzung der Preise zeigte, die Abwesenheit französischer Concurrenten und die Gunst einiger fürstlicher Personen. Er ließ durch gutes Zusammenspiel den Mangel an tüchtigen Einzelleistungen weniger fühlbar werden und durch beständige Neuheiten das Publicum kaum zu Athem kommen. Trotzdem regte sich gegen ihn der Widerspruch. In allgemeinen Zusammenstellungen wurde dem Spiel der Döbbelin'schen Truppe der Vorzug eingeräumt. Vielleicht um diese Gegner zum Schweigen zu bringen, wagte Koch, der bisher keinen so großen Erfolg davongetragen, wie Döbbelin mit der „Minna", zwei entscheidende Schritte. Der eine war, daß er im Gegensatze zu allen seinen Vorgängern, die immer nur eine mehr oder minder lange Saison in Berlin gemacht hatten, seit dem 3. März 1773 ununterbrochen in Berlin blieb. Der andere bestand darin, daß er, der vermuthlich wegen seiner Bevorzugung des Französischen von dem Könige eine „Distinction für andere gemeine Comödianten" erhalten sollte, nur nicht den Titel „Hofschauspieler", ein deutsches Originalstück auf die

schaft. Aus Berlin an einen Freund, Berlin u. Lpz. 1772. — Beantwortung des Schreibens .. von einem Freund aus Halle 1772. — Die erste Schrift nimmt Döbbelins Partei gegen einzelne (Berliner) Correspondenzen auswärtiger Blätter.

Berliner Bühne brachte, und damit den Namen eines in Berlin kaum gehörten Schriftstellers aussprach: Goethes Götz von Berlichingen. Dieses von vielen Kritikern als unaufführbar erklärte Stück gelangte am 12. April 1774 in Berlin zur erstmaligen Aufführung*). Sechs Tage hintereinander — im Ganzen 17 Mal unter Kochs Leitung — mußte das Stück des „Dr. Göde in Frankfurt am Main" dargestellt werden, der Zulauf des Publicums war groß, der Beifall, der dem Dichter mehr als den Schauspielern galt, mitunter stürmisch; die Kritiken der Zeitungen und Zeitschriften, trotzdem sie mit Hinweisen auf Shakespeare nicht sparten, sympathisch, ohne enthusiastisch zu sein. Aber die Meinung eines großen Kreises gab Nicolai wieder, wenn er in einem Briefe ausführte, der Beifall habe zumeist den Harnischen, den Costümen, die Koch nach seiner Auffassung getreu der alten Zeit nachahmte, und den neuen Dekorationen gegolten; die Ansicht der großen Partei der Französischgesinnten drückte Friedrich der Große aus, der in seiner Schrift über die deutsche Litteratur den „Götz" eine abscheuliche Nachahmung der Shakespeareschen Plattheiten nannte.

Diesem Zugstück allerersten Ranges konnte Koch kein ähnliches an die Seite setzen. Doch ließ er ihm Goethes Clavigo sowie einzelne Stücke von Vertretern der neuen Richtung folgen, wie Klingers „Zwillinge" und behauptete sich ziemlich ehrenvoll bis ans Ende. Er starb am 3. Januar 1775. Ins frische Grab rief ihm ein litterarischer Grabredner**) nach, daß es sein Bestreben gewesen, „aus seiner Bühne den lehrreichsten, den angenehmsten Tempel zu machen," und gab ihm das Zeugniß: „Nie hat sich wohl ein Theater den Beifall Berlins allgemeiner erworben, als dieses." Der „Horaz der Deutschen" aber hielt ihm eine poetische Standrede, in der einen größern Raum als die Lobpreisung des Dahingegangenen der Ausdruck der Hoffnung einnahm:

*) R. M. Werner, Die erste Aufführung des Götz von Berlichingen, Goethe-Jahrb. II, S. 80 ff.

**) Burmann, Für Litteratur und Herz 1775, S. 59, 63 fg.

Daß deutsche Fürsten Deutschlands eigne Schauspielkunst,
des Lebens Schule, jedes Standes Zeitvertreib
mit größerm Eifer unterstützen, als noch je
die welsche Bühne Deutschlands unterstützet ward.

Diese Hoffnung ging allerdings nicht in Erfüllung. Denn in dem, nach Kochs Tode, Döbbelin und seiner Frau ertheilten, alle Anderen ausschließenden Generalprivilegium waren zwar einzelne Erleichterungen enthalten, z. B. der Erlaß der Abgaben an königliche und städtische Kassen, außer an die Armenkasse, die Befreiung von den bisher üblichen, gewiß sehr lästigen Freibilleten an Behörden, aber keinerlei Förderung oder Unterstützung. Auch die Unterstellung des Theaterleiters unter das Generaldirectorium, dem er jederzeit Rechenschaft zu geben und ohne dessen Erlaubniß er sich nicht von Berlin entfernen durfte, war doch nur eine äußerliche Regelung, aber keine Anweisung eines festen Verhältnisses des Theaters zu Hof und Regierung.

So zog Th. Döbbelin, nachdem Koch's Wittwe noch bis zum 15. April gespielt hatte, in das Koch'sche Gebäude auf der Behrenstraße ein und eröffnete die letzte Theater-Periode während Friedrichs Regierungszeit. Dem Fremden, der nach Berlin kam und im Theater Unterhaltung für die langen Abende suchte, bot er nicht die erwünschte Befriedigung. Einer unter ihnen, Landolt, der das Bemühen Döbbelin's, allabendlich zu spielen, „als Tollheit" qualificirte, weil er dadurch seinen Schauspielern keine Möglichkeit zum Ausruhen gewährte, — in Wirklichkeit wurde im Winter der Freitag, im Sommer der Sonntag ausgelassen — nennt das Theater „das wegen seiner Schlechtheit berühmte" und schildert es mit folgenden nicht eben schmeichelhaften Worten: „Die acteurs sind abgezehrte unwissende Leute, die Bühne ist klein und schlecht dekorirt, die Bäume und Häuser, die da vorkommen, haben beinahe das gleiche Höhenmaß wie die Leute." Mit dem Decorationswesen war es überhaupt übel bestellt. „Gar närrisch ist's z. B.", heißt es im Theaterjournal (1783 S. 87), „anzusehen, wenn aus Wald Zimmer werden soll,

die eine Seite auch pflichtmäßig Gehorsam leistet, die andre aber — kömmt Zeit, kömmt Rath denkt und entweder bis Ende des Acts stehen bleibt oder höchstens in fünf bis zehn Minuten fein langsam und mitten im Agiren sich von dannen hebt."

Im Grunde sah diese Periode den vorausgegangenen fast zum Verwechseln ähnlich. Waren die Zustände auch nicht so schlimm, wie aus dem eben erwähnten Zeugniß hervorzugehen scheint, so war auch die letzte Periode von einer Blüthezeit recht weit entfernt. Unter den Mitgliedern der Truppe begann der freilich unzuverlässige und darum manchmal von Berlin flüchtige C. W. Unzelmann seinen eignen und den Ruhm einer ganzen Schauspielerfamilie zu begründen. 1783 trat Fleck hinzu und damit der erste wahrhaft große ständige Schauspieler der Berliner Bühne. Brückner mit Gattin, Withöft mit Tochter, aus der Koch'schen Gesellschaft übernommen, bewahrten alte Traditionen, Caroline Döbbelin und Susanne Mecour entzückten die Alten und Jungen und entflammten die Begeisterten zu poetischen Huldigungen*); berühmte Gäste, wie Brockmann (17. December 1777 bis 8. Januar 1778) und Fr. L. Schröder (24. December 1778 bis 1. Jan. 1779, 13. März 1780 bis April, und 24. 25. März 1781) besonders als Falstaff bewiesen wahrhaftes Können und regten ehrgeizige und fähige Mitspieler zur Nachahmung an. Das Repertoire wurde nicht wesentlich verändert. Das Singspiel, die komische Oper mit deutschen Componisten, wie Reichardt, Schweitzer, selbst Gluck und deutschen Textdichtern, wie Goethe, „Erwin und Elwire", Ramler und Wieland, behielt ihr Ansehen, ja vermochte ein höheres zu erlangen, seitdem Döbbelin nach Entlassung einer königlichen französischen Truppe einen Theil des Orchesters übernommen hatte und auch die Spieloper gelegentlich pflegte. Das französische Drama bewahrte, ja steigerte seine Beliebtheit, da

*) Proben s. Berliner Neudrucke II, 3, S. 168. 176 fg., vgl. dazu S. XLI. XLIII fg.

zu den erprobten Dichtern, wie Voltaire, neue Aufsehen erregende, wie Beaumarchais hinzutraten. Die deutsche Produktion war reichlich, ohne reich zu sein, wie schon die Namen Brandes, Eschenburg, Gotter, Plümicke, Schink, Wezel beweisen können. Unter ihnen wurde Plümicke, noch als Schauspieler, zum Schaden mancher Stücke, Bearbeiter, der mit großer Willkür und geringem Verständniß seine Thätigkeit übte. Neue dramatische Richtungen wurden in charakteristischen Erscheinungen gepflegt: die Ritterstücke in Törrings Agnes Bernauerin und Babos Otto von Wittelsbach, das Familiengemälde in Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht und Jäger, denen noch manche Ifflandiaden bis zur Alleinherrschaft des Gewaltigen in Berlin folgten. Neben solchem Mittelgut jedoch trat Werthvolleres hervor: Lenz' Hofmeister, der freilich durchfiel, Goethes Stella und Leisewitz' Julius von Tarent. Aber alle diese Aufführungen waren keine Ereignisse von bedeutendem Gewicht, die sich den großen Tagen früherer Perioden vergleichen ließen. Dagegen gab es auch damals einige Hauptactionen. Als ein solch wichtiges Ereigniß ist zu nennen: die 12malige Aufführung des Shakespeare'schen Hamlet bei dem schon erwähnten Brockmann'schen Gastspiele mit Caroline Döbbelin als Ophelia — nicht lange darauf folgten Macbeth und Lear —, eine Aufführung, von der ein Zeitgenosse übertreibend urtheilte, daß „seitdem die Schauspielkunst eine neue Epoche anhub". Bedeutsam war ferner Lessings Todtenfeier und die Aufführung seines Nathan, besonders auch die Erscheinung der ersten Schiller'schen Stücke.

Lessing's Todtenfeier*) fand am 24. Februar 1781 statt. „Emilia Galotti" wurde gegeben. Der Aufführung voran ging eine poetische Klage Engels, durch Fräulein Döbbelin vorgetragen, in der ein grade den Berlinern so geläufiger Gedanke zum Ausdruck kam, wie hoch der Ruhm des Dichters, wie allgemein die Trauer um ihn sein würde, wenn er ein Ausländer

*) E. Schmidt, Lessing II, 773, 809 (Litteraturnachweis); Nathan-Aufführung das. 577. 806.

wäre. Als zweite würdige Feier wurde eine Vorstellung des „Nathan" durch Döbbelin geplant, der in Lessing gradezu seinen Dichter sah. Schon 1779 hatte Karl Lessing seinen Bruder gefragt, was er dazu sagen würde, wenn Döbbelin den Nathan aufführen würde; der Dichter aber, der im Voraus dem Orte Heil und Glück gewünscht hatte, wo dies Wagniß versucht würde, sollte die erste Berliner, die erste Nathan-Aufführung überhaupt nicht erleben. Diese Aufführung, am 14. April 1783, war der Sache wegen für Döbbelin höchst ehrenvoll, hatte aber keinen rechten Erfolg, theils weil der Direktor in seiner maßlosen Heldenmanier kein angemessener Darsteller des Vertreters weisesten Maßhaltens sein konnte, theils weil die Zeit für das rechte Verständniß der Mäßigung, Wahrheit und Weisheit, wie sie in dem Stücke gepredigt werden, noch nicht gekommen war.

Ganz anders hatten nur wenige Wochen vorher (1. Jan. 1783) Schillers „Räuber" das Publicum ergriffen. Statt stiller Gleichgültigkeit erregten sie stürmischen Jubel in den 15 rasch einander folgenden Aufführungen, obgleich ihr nicht wie jenem begeisterte Lobreden, sondern höhnische Stachelreden voran und zur Seite gingen.*) Den Räubern folgte Fiesko am 8. März 1784, wiederum von Plümicke's Gnaden; am 22. Nov. 1784 Kabale und Liebe in ihrer unverfälschten Gestalt. Der Beifall, den alle drei Stücke fanden, war ein sehr großer, ebenso dem Dichter geltend, wie den Schauspielern; in den beiden letzten Dramen spielte Fleck die Hauptrolle. Hoffentlich kannten manche Zuhörer die echten Werke, denn Plümicke hatte in seinen Bearbeitungen arg gehaust. In den Räubern machte er Franz zum Bastard und entwickelte dies in einer langen Expositionsscene; den Schluß-

*) Der Kürze halber sei auch hier auf die neueste Bearbeitung verwiesen: J. Minor, Schiller, Berlin 1890, I, 409, 412 ff., 578, II, 207 fg. 211, 606. Die Kritiken in J. W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. 1. Bd. Leipzig 1882. Die Bearbeitung Fiesko's ist dem Minister von Werder gewidmet. C. M. Plümicke's Bearbeitungen erschienen Berlin 1783, 1784.

worten Karls „dem Manne kann geholfen werden“ ließ er eine Scene folgen, in der Schweizer den Führer und sich selbst tödtet. Im Fiesko änderte er das Schicksal der Julia, decretirte die Wiedereinsetzung des Andreas Doria, ließ am Ende Fiesko nach langen salbungsvollen Reden freiwillig in den Tod gehen, den von seinem Gegner befreiten genuesischen Herrscher aber an dessen Leiche ausrufen: „An dieser Wunde will ich verbluten.“ Gewiß waren für diese vom ästhetischen Standpunct völlig zu verwerfenden Bearbeitungen moralische, vielleicht auch politische Rücksichten maßgebend: der Verbrecher sollte schon auf der Bühne seinen Lohn bekommen; ein Schurke wie Franz durfte keines Grafen rechtmäßiger Sohn sein; der gewaltthätige Usurpator mußte dem rechtmäßigen Herrscher weichen. Weder durch solche Sünden, die straflos blieben, ließ sich das Publicum abschrecken, noch durch kritische Abtrumpfungen, die in Berliner Zeitungen und Zeitschriften zu lesen waren. Dort wurde mit Behagen der geringe Erfolg constatirt, den einzelne dieser Stücke auswärts gefunden hatten oder Beispiele des üblen Einflusses registrirt, den die Räuber übten; hier wurden die flammenden Worte mitgetheilt, durch die K. Ph. Moritz seine gewiß echte Erregung über Unnatur, Kraftverschwendung, verderbte Moral der Dramen ausdrückte. Schon damals aber mochte mancher tiefer Blickende die Kraftworte belächeln, mit denen Moritz von Schiller feierlich Abschied nahm (Voss. Ztg. 6. Sept. 1784): „Ich bin endlich einmal müde mehr Unsinn abzuschreiben: bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publicum durch falschen Schimmer blendet, ihm Sand in die Augen streuet und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiße kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen.“

Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß alle in

Berlin damals aufgeführten Dramen so unberlinisch wie möglich waren und auch die Zeit, in der sie entstanden waren, herzlich wenig berührten. Wenn auch die Comödie Laster und Unsitten, die im Schwange waren, geißelte, so war eine Lokalposse kaum im Entstehen. Zeitgenössische Vorgänge, wie Schlachten, Friedensschlüsse, fürstliche Geburtstage und Vermählungsfeierlichkeiten wurden durch besondere Festvorstellungen geehrt; aber in den bei solchen Gelegenheiten gedichteten und aufgeführten Stücken herrschte die frostigste Allegorie, die Zeit und Inhalt des aufgeführten Stückes kaum erkennen ließ.*) Von einem derartigen durch J. Ch. Brandes gedichteten Stücke, das zur Feier der Vermählung des Prinzen von Preußen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm II., mit Elisabeth Christine von Braunschweig gedichtet war (1765), kennen wir nur den Titel: „Berlin der Sitz des guten Geschmacks“. Es sollte jedenfalls eine ganz besondere Huldigung für die Residenz sein; der findige Theaterdirektor aber wußte es bei seinen Reisen in die Provinzen für Breslau, Danzig, Königsberg zu brauchen, ein beredtes Zeugniß dafür, daß das Berlinische nicht sonderlich im Vordergrunde stand. Und wenn ein Stück desselben Autors „Der Landjunker in Berlin oder die Ueberläftigen“, das freilich erst dem Ende dieser Periode angehört, wirklich in Berlin zur Aufführung gelangte, so mochten sich die Berliner weniger an ihrem Conterfei, als an der parodistischen übrigens stark verbrauchten Gestalt des Dorfjunkers ergötzen.

Döbbelin, der wegen seiner Rührigkeit und seiner instinctiven Erkenntniß des Bedeutenden Anerkennung verdient, erlangte nicht immer den gewünschten Erfolg. Die Vorwürfe, die man ihm

*) Auch später geschah Derartiges. 1776 wurde zum Geburtstag des Prinzen von Preußen Schink's „Der gute Fürst oder das Geburtstagsfest“ und ein pantomimisches Ballet „Der vom Ruhm gekrönte Held“ aufgeführt. Dazu gehört die am 25. Aug. 1782 aufgeführte Familienscene: „Friedrichs Geburtsfest gefeiert von einem Brennen auf dem Lande.“ In den folgenden Zeiten begnügte man sich mit patriotischen Prologen.

machte, bezogen sich auf sein unnöthig großes Personal, wodurch die wirklich Tüchtigen zu schlecht bezahlt wurden; auf sein ungleiches Verhalten den Schauspielern gegenüber, theils seine zu große Nachgiebigkeit, theils seine unnöthige Strenge; auf den geringen Eifer in Herbeischaffung von Novitäten; auf das Einreißenlassen schlechter Sitten in dem weiblichen Personal, dessen überlaute Courmacher in den Zwischenakten das Publicum belästigten*). In Folge solcher Zustände hatte er mancherlei Scherereien mit den Mitgliedern seiner Truppe, denen er Einfachheit und Zurückhaltung predigte, ohne mit seinen Ermahnungen durchzudringen. Er konnte es nicht hindern, daß eine alte Verordnung wieder in Erinnerung gebracht wurde, den Schauspielern nichts zu borgen, weil Forderungen vom Gericht ohne Weiteres abgewiesen würden. Sodann hatte er mancherlei Differenzen, die durch seinen übertriebenen Ehrgeiz und seine Prahlsucht erregt wurden, theils mit verdienten Schauspielern, die er nicht aufkommen lassen wollte, wie F. L. Schröder, theils mit Satirenschreibern, die seine mißglückte Reise nach Potsdam lustig verspotteten**), theils mit Kritikern, die seine und der Seinen Leistungen nicht so anerkannten, wie er es gern gesehen hätte. Endlich aber ging es mit seinen Einnahmen abwärts, wofür er die Kritiker verantwortlich machen wollte. Bis 1780 stiegen seine jährlichen Einnahmen; seitdem gingen sie zurück. Der Fall, daß an einem Abend, da eine Lessing'sche Tragödie zusammen mit einem Engel'schen Stückchen aufgeführt wurde, die Kasse nur 65 Thaler aufwies, war nicht gar selten. Um den pecu-

*) Berliner Theater-Journal für das Jahr 1782. Herausgegeben von B—n. Berlin 1783 bei Hesse. (Schink gewidmet.) Auch bezeichnet: „Ueber die Berliner Schaubühne", im Ganzen 6 Stücke, 540 SS. (Berichte über jede einzelne Vorstellung, Litterarisches, Gedichte, Klatsch, Schauspielercatechismus; Einzelnes: S. 216 ff. Emilia Galotti, S. 232 ff.: Gemmingen's Hausvater. S. 310 ff: Belmonte u. Constanze. S. 358 fg. Erwin und Elmire. S. 465 ff. Hamlet. S. 536 constatirt ein Ermatten des Interesses an der Operette.)

**) Berl. Neudrucke II, 3 S. 169 fg. vgl. XLI fg.

niären Nöthen entgegenzutreten, schaffte Döbbelin die Dutzendbillets ab, die von Aufkäufern, die solche um billigen Preis an sich gebracht hatten, mit großem Vortheil vertrieben worden waren. Doch half dies Mittel nicht viel, fast ebensowenig wie die Errichtung eines Sommertheaters im Jahre 1783.

So befand sich am Ende der ganzen Epoche das deutsche Theater in keinem besonders blühenden Zustande. An dieser Lage trug das geringe Verständniß des Publicums nur theilweise die Schuld. Die Hauptschuld lag an dem Director, der außer an den erwähnten Fehlern noch an dem litt, seine sehr einseitige Begabung nicht zu erkennen, der sich vielmehr Alles zutraute und durch diese Einbildung Vieles verdarb; sie lag ferner daran, daß das Theater der officiellen Anerkennung und thatkräftigen Unterstützung des Hofes völlig entbehren mußte, ohne die ein damaliges Theater in der Residenz nicht auskommen konnte. Diese Unterstützung wurde dem Theater im folgenden Zeitraum gewährt; kunstverständigere Directoren traten an die Spitze des Instituts, sie wurden von trefflichen Künstlern und von Hörern unterstützt, die mehr als die früheren wahre Kunst zu würdigen wußten.

„Daß die Musik in Berlin zu Hause ist, das ist eine ausgemachte Sache". Mit diesen Worten beginnt die Besprechung einer Schrift, des „kritischen Musikus an der Spree" (Voss. Ztg. 18. Okt. 1749). Fast gleichzeitig schrieb Lessing: „Die Opern sind das Hauptwerk des Berliner Theaters. Alles läuft im Winter in die Oper und stets hört man überall Opernarien singen und spielen". Freilich beklagte er sich, daß in Folge des freien Eintritts mehr die schlechten als die guten Elemente das Theater füllten. Und endlich bemerkte Quantz am Schlusse seiner Selbstbiographie (Marpurg, Beiträge I, 249): „Die hiesige Königliche Musik überhaupt, der dabei regierende vernünftigvermischte und reizende Geschmack in der theatralischen Com-

position, die verschiedenen braven italienischen Virtuosen im Singen, welche wir hier theils gehabt haben, theils noch besitzen; das gute Orchester, welches schon vom Jahre 1731 bis 1740 in Ruppin und Rheinsberg in einer Verfassung gestanden, die jeden Componisten und Concertisten reizen und ihm vollkommene Genüge leisten können, welches überdies vom Anfange der jetzigen Regierung an zu einem der ansehnlichsten in Europa vermehret worden ist und die verschiedenen hervorragenden Virtuosen, die sich in demselben befinden; alles dieses, sage ich, hat sich schon selbst so bekannt und berühmt gemacht, daß es ein Ueberfluß sein würde, jeden nach seinen Verdiensten hier insbesondere zu beschreiben".

Diese drei Zeugnisse mögen genügen, um den blühenden Zustand der Musik in der Periode Friedrich's des Großen zu begründen. An diesem hatte der musikliebende und -übende König, wie schon aus dem letzterwähnten Zeugnisse hervorgeht, hervorragenden Antheil.

Friedrich's Compositionsthätigkeit gehörte hauptsächlich der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege an; seine Musikliebhaberei verblieb ihm sein ganzes Leben.*) Seine Compositionen verriethen besonders den Einfluß der Meister, die schon in seiner Jugend ihn entzückt hatten: Quantz, Hasse, Graun. Sie bevorzugten das Zierliche und Niedliche, sie offenbaren, wie Spitta gesagt hat, „eine überraschende Weichheit des Gefühls, eine Seele, die in lächelnder Schwermuth und zarter, fast weiblicher, aber niemals weichlicher Klage ihr Genügen sucht". Auch mit diesen Arbeiten nahm er es ernst, wie mit allem, was er that: Reichardt's Bericht, er habe nur die Oberstimme aufgeschrieben und kurze Anweisungen notirt, nach denen seine Gehülfen die Begleitung schreiben sollten, beruht auf Erfindung. Während er seine litterarischen Arbeiten durch den Druck veröffentlichte, hielt er seine Compositionen zurück. Nichts davon, kleine Beiträge zu Anderer Opern abgerechnet, wurde bei seinen Lebzeiten bekannt; nur die Mitglieder der Capelle, die diese Stücke mit dem König oder vor ihm spielten, lernten sie in ausschließlich für sie angefertigten Abschriften kennen. Auch als Virtuose ließ er sich nur vor ihnen, einzelnen wenigen Musikern und ausgewählten Freunden hören; Alle, die über sein Flötenspiel berichten, bewundern dessen Reinheit und Fertigkeit, besonders die Schönheit seines Adagio-Vortrags.

*) Vgl. Spitta's Einleitung (1888) zu der Leipziger Ausgabe von Friedrich's II. musikalischen Werken.

Außer der königlichen Capelle*) gab es die aus 11 Mitgliedern bestehende des Prinzen Heinrich, deren Haupt Kirnberger war. Er hatte ursprünglich der königlichen Capelle angehört, diese aber verlassen. Diesem Wechsel müssen besondere Ursachen zu Grunde gelegen haben. Der Meldung der Thatsache fügt der Commentator des Marpurgschen Werkes (handschriftliche Noten im Ex. d. K. Bibl.) die Worte zu: „Hier hat der Herr Verfasser das Beste vergessen." Von einem der Musiker weiß derselbe zu sagen, daß er ein hübscher Mann gewesen. Auch die Prinzen Karl und Ferdinand hatten ihre Capelle. Der ersteren gehörten 17 Mitglieder an, darunter eine Harfenistin Petrini, von denen unser Anonymus nicht sehr respectvoll redet. Bei der Petrini schreibt er „ist über alle Berge"; von einem Clavierspieler sagt er „ist jetziger Kellerschreiber in Potsdam beim Könige", von einem anderen „ist toll geworden, hat sich jedennoch wieder gebessert", einen dritten bezeichnet er kurzweg „ein Pietiste", einen vierten, einen Violinisten, charakterisirt er „ist auch danach".

Daneben gab es Musiker bei hohen Herren, dem Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, dem Oberstallmeister von Schaffgotsch, Andere, die als Organisten bei Kirchen thätig waren.

Nur einige wenige unter diesen Künstlern können ausführlicher betrachtet werden. Zwei von ihnen gaben auch einem größeren Publicum zu Kunstgenüssen Gelegenheit.

*) Vgl. Marpurg, hist. krit. Beitr. I, passim.

Der Eine, Joh. Friedr. Agrikola, geb. 1720, seit 1741 in Berlin, gest. 1774, ausgezeichneter Gesanglehrer, Componist und theoretischer Schriftsteller, der z. B. 1749 zwei Streitschriften über die italienische Musik veröffentlichte, von 1754 bis 1776 sechs Opern, eine Anzahl Kirchenstücke componirte und nach Graun's Tode Director der Capelle war*), veranstaltete jeden Sonnabend bei sich ein Concert von Instrumental- und Vocalmusik.

Der Andere, Joh. Gottl. Janitzsch, geb. 1708, gest. 1763, seit 1740 in Berlin, ebenso wie Agrikola akademisch gebildet, war Capellmeister der Redoutenmusik und Componist der meisten der dort zur Ausführung gelangenden Tänze, aber auch von Cantaten, Trauermusiken, Quartetten, außerdem Stifter einer musikalischen Akademie, die jeden Freitag, außer während der Opernzeit, in seinem Hause stattfand.

Eine dritte musikalische Veranstaltung, Assemblée, wurde jeden Montag bei dem Kammermusikus Schaale gegeben**).

Daneben gab es seit dem 1. September 1749 die „Musikübende Gesellschaft“ ***), die aus einer privaten, bei dem Domorganisten Sack sich zusammenfindenden Gesellschaft erwachsen war. Sie vereinte Fachmusiker und Musikverständige. Letztere verdienten, wie der mehrfach erwähnte bissige Anonymus meint, „diesen Titel nicht, sondern waren große Stümper in der Tonkunst“. Dem Director Sack — seine Vorgänger waren Cochius und viele Jahre hindurch Riedt gewesen — schreibt er „übertriebenen Stolz und Grobheit“ zu, womit er die Gesellschaft „wie eine Compagnie Grenadiers“ behandle, und den Secretär Wolff nennt er „so weise und klug wie das Orakel zu Delphi“. Die Gesellschaft sollte höchstens aus 12 ordentlichen und 8 Ehrenmitgliedern bestehen,

*) Vgl. Ch. C. Rolle, Neue Wahrnehmungen zur Aufnahme und weiteren Ausbildung der Musik. Berlin 1784, S. 92—95.

**) Ueber ein wöchentliches Concert, das Ernst Benda und Bachmann (1776) gaben, vgl. Reichardt, Briefe e. aufm. Reisenden die Musik betr. Fft. u. Lpz. 1774, S. 32 ff.

***) Ausführlich Wolff in Marpurg hist. krit. Beiträgen I, 1755, S. 385—413.

meist höheren Officieren und Beamten. Jeden Sonnabend fand eine Versammlung beim Director statt, in der von den Mitgliedern vorher angemeldete Musikstücke vorgetragen wurden; Zuhörer waren nur die von den Mitgliedern eingeführten Gäste, bei deren Auswahl des beschränkten Raumes wegen strenge Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden. Der Anonymus meint, „der Einlassende habe sich benommen, wie einer, der gewohnt war, mit puren Gassenjungens umzugehn, wovon er Schulmeister war“.

Dieser starken Musikübung und Compositionsthätigkeit gingen ausgedehnte theoretische Arbeit und Musikschriftstellerei zur Seite. Erstere zu würdigen muß füglich Fachzeitschriften überlassen bleiben. Nur über die Zeitschriften mag hier ein Wort verstattet sein.

Die erste dieser musikalischen Zeitschriften ist „Der kritische Musikus an der Spree“. Trotzdem sie in Berlin erschien, trug sie kein Berliner Gepräge an sich, nahm wenigstens keine Notiz von Berliner musikalischen Vorkommnissen, Concerten oder Opernvorstellungen, sondern enthielt nur eine Reihe musiktheoretischer Abhandlungen, Uebersetzungen oder selbständige Arbeiten des Herausgebers F. W. Marpurg, des bedeutendsten Musikgelehrten seiner Zeit*). Unterbrochen werden diese Abhandlungen nur durch manche polemische Artikel, zu denen wirkliche oder fingirte Briefe den Anlaß geben, und durch Gedichte, gelegentlich auch frivolen Inhalts, unter denen das Lessing'sche „über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen“ wohl das merkwürdigste, wenn auch nicht das unterhaltendste ist. Der eigentlich kulturgeschichtliche Werth der Zeitschrift liegt wohl in ihrem Kampfe

*) „Der kritische Musikus an der Spree“. Berlin, bei Haude. 50 Nummern, 4. März 1749 bis 17. Febr. 1750. Mehr als ein Band ist nicht erschienen. Ich benutzte ihn durch die Güte des Herrn Siegm. Schott in Frankfurt a. Main. — Ueber M., geb. 1718, gest. 1795, von 1746, dann von 1763 an in Berlin vgl. A. D. B. XX, 407 fg.; Lessings Gedicht, Ausg. Lachmann-Muncker I, 248 ff.; L. H. Fischer a. a. O. S. 82 ff.

gegen die welsche Musik, in ihrem Eintreten für die deutsche Kunst und den deutschen Geschmack.

Auch desselben Herausgebers „Beiträge“ sind ein periodisches Werk*). Jeden Monat sollte ein Stück erscheinen, in Wirklichkeit haben die fünf, je sechs Stücke enthaltenden Bände 24 Jahre gebraucht (1754—1778), also fast ebensoviele Jahre, wie viele Monate in Aussicht genommen waren. Die Absicht war, sämmtliche in Deutschland neu erschienenen musikalischen Werke zu recensiren, von den fremdländischen Uebersetzungen oder Auszüge zu geben, selbständige theoretische Abhandlungen zu veröffentlichen, Biographieen bekannter Tonkünstler wie Nachrichten über deutsche und auswärtige Capellen, Theater, Musikgesellschaften mitzutheilen, über neue Erfindungen auf dem Gebiete der Tonkunst zu referiren, endlich den Schluß jedes Heftes mit einem Scherzgedicht und dessen Composition zu machen. Dieses Programm wurde jedoch nicht ausgeführt. Statt der verheißenen Scherzlieder, deren man 30 hätte verlangen dürfen, erschienen im ersten Bande 5 (darunter 2 von Lessing), im zweiten 3, in den folgenden gar keine. Immer mehr wurde die Zeitschrift zu einem Sammelplatz langathmiger deutscher und fremder Abhandlungen; die Nachrichten, die der Titel versprochen hatte, wurden immer seltener und bezogen sich, wenn sie kamen, mehr auf Pariser Zustände, ausländische oder wenigstens außermärkische, als auf Berliner. Eine Zusammenstellung deutscher Opern, ein Auszug aus Gottscheds bekanntem Theaterwerk, konnte ebensowenig anreizen, wie die Mittheilung einiger Sing- und Schäferspiele. Trotz des nicht sonderlich abwechselnden und anziehenden Inhalts war vielleicht weniger die Theilnahmlosigkeit des Publicums als die Ueberbürdung des Herausgebers, der fast allein die Beiträge lieferte, Schuld an dem langsamen und unregelmäßigen Erscheinen des Blattes.

*) Historisch-Kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik von Friedrich Wilhelm Marpurg. 1. Bd. Berlin 1754 bei J. J. Schützens sel. Wittwe. 2. Bd. 1756 bei G. A. Lange, bei demselben auch die übrigen Bände. 3. 1757, 4. 1758, 5. 1760—1778. Gleichfalls von Marpurg: Kritische Briefe über die Tonkunst mit kleinen Clavierstücken und Singoden begleitet von einer musikalischen Gesellschaft in Berlin. $2^1/_2$ Bde. 1760—1763.

Ein musikalisches Wochenblatt, das in Berlin 1762 herausgegeben wurde, fristete ein noch kläglicheres Dasein; nur zwei Nummern davon sind bekannt (Marp. h. cr. Beitr. V, 349).

Die musikalischen Hauptereignisse waren aber die im Kgl. Opernhause stattfindenden Opernvorstellungen.*) Der stattliche Bau, der bis zu dem Brande 1844 seiner künstlerischen Bestimmung diente, dessen Baugeschichte aber nicht im Einzelnen erzählt werden kann, wurde am 20. Juli 1741 begonnen. Da es doch nicht anging, wie der König wünschte, „den Bau binnen 2 Monaten zur Perfection zu bringen“, so war in aller Eile im Schlosse eine provisorische Bühne errichtet worden, auf der bereits im Winter 1741/42 Vorstellungen gegeben wurden. In dem neuen, überall mit Gerüsten umkleideten, äußerlich und innerlich unfertigen Hause fand am 7. December 1742 die erste Vorstellung, Cäsar und Cleopatra von Graun statt. Das Theater, 300 Fuß lang, 106 Fuß breit, hatte 7 Thüren, durch deren jede 5 Personen zu gleicher Zeit passiren konnten. Breite Treppen führten bis nach dem vierten Rang; geräumige Gänge hinter den Logen ließen für viele Personen Platz. Die Akustik war wohl beachtet. Besondere Sorge war für eine glänzende Beleuchtung getragen, die in den beiden ersten Jahren an jedem Abend 2771 Thlr. kostete. Es war Sorge getragen, daß durch Erhöhung des Parterres das ganze Theater in einen einzigen Saal verwandelt werden konnte. Auf der Lindenseite befand sich eine große Freitreppe. Ueber der Colonnade war ein großes Basrelief angebracht; ähnliche, welche ihren Inhalt aus den Apollo, die Musen, die berühmten Sänger des Alterthums betreffenden Sagen entlehnten, schmückten die übrigen Seiten des Hauses.

Seit 1742 wurde in der Oper während der Monate De-

*) Für das Folgende vgl. L. Schneider: Geschichte der Oper und des k. Opernhauses in Berlin. 1852.

cember und Januar an jedem Montag und Freitag gespielt,*) gewöhnlich ein oder zwei neue Opern in der Saison. Außerdem fanden im Sommer in Potsdam häufig Vorstellungen statt. Im Jahre 1754 zählte man 42 Spieler, Mitglieder der Capelle, meist Deutsche, je 4 Sänger und Sängerinnen, ausschließlich Italiener, dazu Choristen, Tänzer und Tänzerinnen. Die vorgeführten Opern hatten alle einen italienischen Text, selbst die aus französischen Lust- und Schauspielen entnommenen, die Componisten waren durchaus Deutsche: Graun, Hasse, Nichelmann, Agrikola. Unter den Musikern sind viele unbekannte Namen, wenige Meister, wie Graun, die Benda, Janitzsch, Quantz, zu dessen Namen der oben schon vielfach angeführte Unbekannte hinzuschrieb, „allen Respekt." Nicht alle blieben bei ihrem Gewerbe, von dem Waldhornisten Christian Renges meldet unser Gewährsmann, daß er abdankte und Bierschenk wurde.

Die Textdichter der zu Berlin aufgeführten Opern waren entweder bekannte italienische Dichter wie Metastasio, oder zu Berlin angestellte Hofpoeten, deren Namen und Werke längst in verdiente Vergessenheit gerathen sind: Bottarelli, Villati, Tagliazucchi, Landi. Ihre Texte wurden gleichfalls von einem Italiener Francesson Grugnanelli ins Deutsche übersetzt, einem ehemaligen Gardisten, der auch deutsche Werke ins Italienische übertrug. Der König, der freilich immer Theaterdirectoren anstellte: Baron Swerts, Graf Golofkin, Freiherr von Pöllnitz, Graf von Zierotin-Lilgenau, Baron Arnim, nahm den lebhaftesten Antheil an allem, was die Oper anging. Aus den erhaltenen Cabinetsordres an die Theaterdirectoren sieht man, daß der König über die geringsten Kleinigkeiten, wie Kleidung einer Tänzerin in einem neuen Ballet, selbständig entschied. Das gegen einen der Genannten geäußerte Wort: „Ihr werdet weit klüger handeln, wenn Ihr dasjenige thut was ich Euch befehle und Euch nicht

*) Verzeichniß bei Marpurg, Hist. krit. Beitr. I. 75 ff., 85 ff., 148 ff., 156 ff., 504 ff.

angewöhnt zu raisonniren, denn das leide ich durchaus nicht", bezeichnet ungefähr die Machtsphäre dieser Hofbeamten und den Ton, in dem zu ihnen gesprochen wurde. Auch dem Publicum suchte der König seine Meinung deutlich zu machen. Bei der Entlassung des Balletmeisters Potier (1743, oben S. 399) veröffentlichte er einen Zeitungsartikel, in dem er den Entlassenen den „allerärgsten Thoren" und den „allergröbsten Gesellen" nannte. Der König war es auch, der in Venedig 1743 die schöne in ganz Italien gefeierte Tänzerin Barbarina engagiren und die Unwillige mit Gewalt nach Berlin bringen ließ. Dort erwies er ihr — und mit ihm das ganze Berliner Publicum — die größten Huldigungen, bis sie bei ihm in Ungnade fiel. Sie ging nach England (1748), kehrte aber wieder nach Berlin zurück und heirathete trotz des Widerspruchs des Königs den Geheimen Rath von Cocceji, den Sohn des Großkanzlers. Der König benahm sich bei der ganzen Sache weit milder als der heftige Vater und die übereifrigen Justiz- und Polizeiorgane. Da er sah, daß die Sache einmal geschehen war und die Liebenden nicht einer flüchtigen Neigung, sondern ernstem Gefühl folgten, so ließ er Milde und Nachsicht walten. Sie lebte mit ihrem Gatten in Glogau und starb, von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben 1799.

Unter den an der Oper mitwirkenden Künstlerinnen wurde am berühmtesten die 1771 engagirte, schon damals allenthalben, auch durch Verse Goethes gefeierte Sängerin Demoiselle Schmeling, die erste Deutsche, die des Königs Vorurtheil „er wolle sich lieber eine Arie von einem Pferde vorwiehern lassen, als eine Deutsche zur Primadonna haben" glänzend zu Schanden gemacht hatte. Auch sie hatte, wie die Barbarina, mannigfache romantische Schicksale. Sie ließ ihren Vater aus Berlin ausweisen, verliebte sich in einen Musiker Mara und wollte ihn heirathen. Der König, der dies ungern sah, den Musiker in seinem Unwerth erkannte, ließ ihn geringfügiger Ursachen wegen verhaften, mußte ihn aber, um die Sängerin zu halten, die nach

Ablauf ihres Contractes zu gehen entschlossen war, freilassen, in die Heirath willigen und der Sängerin einen lebenslänglichen Contract zugestehen. Trotzdem gehörte sie keineswegs Zeit ihres Lebens Berlin an. Vielmehr blieb sie nur wenige Jahre, in denen sie, wie es Sängerinnen oft beschieden war, das ungetheilte Entzücken des Publicums hervorrief. Vielleicht war dasselbe theilweise dadurch veranlaßt, daß dieses, der französischen und italienischen Sängerinnen müde, froh war eine deutsche Künstlerin bewundern zu können. „Wer", so sagt ein damaliger Berliner Kritiker, „von Madame Mara die erste Arie als Artemisia gehört, und sein Herz ist nicht vor Wollust aufgeschwollen, daß er ein Deutscher sei, von dem könnten wir den Zweifel nicht gut unterdrücken, er verdiene keiner zu sein." Ein paar Jahre schien in der That volle Eintracht zu herrschen; der König, das Publicum, die Kritik waren entzückt. Doch auch hier kam es zum Bruch. 1776 ließ die Mara durch ihren Mann dem Könige schreiben, daß sie eine von Reichardt componirte Arie nicht singen möge. Zur Strafe ließ der König den insolenten Briefschreiber nach der Festung Spandau bringen, mit der manche Mitglieder der Berliner Oper intime Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatten; der Sängerin aber ließ er melden, sie werde bezahlt, damit sie singe, nicht damit sie schreibe. Schließlich fügte sie sich dem Befehl, sang aber das gebotene Stück Keinem zur Freude. Mußte sie sich auch augenblicklich dem höhern Gebot fügen, so setzte sie doch schließlich ihren Willen durch; sie ging aus Berlin fort, das ihr widrig geworden war, freilich um auch in Wien und Paris, wohin sie sich begab, nicht die Ruhe und das Glück zu finden, das sie begehrte.

Mit ihrem Entweichen (1779) war die künstliche Blüthe der Berliner Oper zu Ende. Sie war künstlich, weil sie in der Stadt, in der sie getrieben wurde, keine richtige Stätte, keinen wahren Boden fand. Es gab kein Ensemble, sondern einzelne Sterne und einen Haufen unbedeutender Mitwirkenden, die nicht mitzählten. Es gab keine Schule, sondern ein paar Paradevorstellungen in einigen

Monaten; kein Repertoire von bewährten Werken, sondern ein paar veraltete Zugstücke und dann wieder Werke immer derselben Meister in immer gleicher Manier. Es gab auch kein Publicum, denn die Anwesenden bestanden aus dem Hofe, den Beamten, der Generalität und den durch die Güte des königlichen Gastgebers Zugelassenen. So lange dieser Lust und Laune an seinem kostbaren Spielzeug behielt, blieb wenigstens der äußere Glanz; als dieser schwand, blieb überhaupt nichts mehr übrig. In einem späteren Rückblick legte Reichardt, dessen eigentliche Bedeutung für Berlin erst der folgenden Periode angehört, das traurige Bekenntniß ab: „Jedermann weiß es, daß die Berlinische italienische Oper in den letzten Jahren der vorigen Regierung zu einer solchen Schlechtigkeit herabsank, daß sie auch von keiner Seite mehr für den Künstler wahren Werth hatte; der König sah sie gar nicht mehr."

Unter den Musikern aus jener Zeit verdienen einige eine kurze Betrachtung: Quantz, Graun, Kirnberger, Bach.*)

Der Liebling Friedrich's, sein Lehrer und Meister auf dem vom König bevorzugten Instrument, der Flöte, war J. J. Quantz, 1697—1773. Nach einem sehr bewegten Leben, eifrigem Lernen in Deutschland, Frankreich, Italien und langer Beschäftigung in Dresden, lebte er seit Friedrich's Regierungsantritt in Berlin, weniger in öffentlicher, als in privater Stellung. Er hatte den König bei seinen Flötenstudien zu unterstützen, in den musikalischen Abendunterhaltungen mitzuwirken und für Flötencompositionen

*) Für das Folgende vgl. Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins, Berlin 1861. Ferner A. D. B. XXVII, 15—25 (R. Eitner), IX, 607 bis 609 (Fürstenau); über Graun auch Rolle a. a. O. 96—106; das Gedicht bei Marpurg, hist.-krit. Beitr. IV, 398 fg., A. D. B. XVI, 24—26 (Spitta). Quantz' Biographie von seinem Urneffen Albert Quantz. 1877. — Bitter: C. Phil. Em. und Wilh. Friedemann Bach 2 Bände. Berlin 1868 ff. Daf. I, 19—22 ein Besoldungsetat der „Capellbedienten" 1744/45, der die jährliche Ausgabe von 47,327 Thlr. 22 Gr. 9 Pf. aufweist. Graun und Quantz bekamen jeder 2000, Bach 300, die Barbarina 3000, „der neue Musikus" Mara 600 Thlr.

zu sorgen. Er befriedigte seinen königlichen Herrn in hohem Grade und entzückte ihn stets von Neuem. Er übte auf die Anstellung anderer Musiker in Berlin großen Einfluß aus, doch ohne sich je in den Vordergrund zu drängen. Denn hauptsächlich wirkte er als Theoretiker, Lehrer, auch als Componist für seine Schüler. In der letztgenannten Thätigkeit war er weniger bedeutend in seinen Liedern, als in seinen Instrumentalwerken, deren zarter, inniger, gesangreicher Ausdruck hauptsächlich in seinen Adagios gerühmt wurde.

Mehr an die Oeffentlichkeit als Componist trat K. H. Graun (1701—1759), der allein 36 Opern schrieb und aufführen ließ. Schon 1735 war er, zunächst als Sänger, vom Kronprinzen Friedrich nach Rheinsberg gerufen worden und trug mit seinem Gesange große Erfolge davon; bald nach der Thronbesteigung wurde er Capellmeister und war seitdem ausschließlich als Componist thätig. Er war der hauptsächliche Lieferant für die Königliche Bühne. Bedeutender als seine Opern waren jedoch seine Kirchenmusiken, von denen seine Trauermusik für das Leichenbegängniß Friedrich Wilhelms I. auf einen lateinischen Text Baumgartens und das Tedeum für die Schlacht von Prag hervorgehoben wurden. Bei festlichen Gelegenheiten im königlichen Hause, bei der Vermählung des Prinzen von Preußen und bei der der Königin von Schweden componirte er musikalische Prologe. Sein am meisten gerühmtes Werk, das bis vor wenigen Jahren regelmäßig zur Passionszeit in Berlin gehört wurde, ist seine Cantate „Der Tod Jesu" nach Ramler's Text. (Vgl. oben S. 475.) Das Werk galt damals als die größte Vollendung der Kirchenmusik. Recitative, Arien, Duette, Chöre, Tutti wurden gleichmäßig gerühmt und als ganz besonders kirchenmäßig bezeichnet*). „Und der Ausdruck der Worte und die darinnen liegende Empfindung! Wie er hier das ganze Geschäfte des vollkommenen Componisten verrichtet, wie er

*) Dies und das Folgende nach Reichardt, Briefe S. 54 ff.

den Gedanken der Poesie von allen zeigt, wie jede Wiederholung dazu dient, um ihn uns tiefer einzuprägen, wie diese niemals zum Ueberdrusse gereichet; und wie endlich der ganze Gesang und fast jede einzelne Stelle und Figur vortrefflich gewählt und dem Orte angemessen ist." Graun war ein Hauptvertreter des deutsch-italienischen Geschmacks. Sein Reichthum an Melodieen wurde besonders gerühmt: sie entsprachen, wie ein Zeitgenosse von ihm sagte, seinem leutseligen, freundlichen, zärtlichen Charakter. Nach seinem Tode wurde die Wirkung, die er übte, durch folgende Verse gefeiert, deren gute Gesinnung gewiß besser ist als ihr Ausdruck:

Wenn er im Schmerz der klagenden Cantate
Die Violine wimmern ließ,
Und jeder Strich, der sich der Saite nahte
Das Herze wie ein Dolch durchstieß ...
Dann riß er den, der sonst nicht fühlen konnte,
Zur heftigsten Bewunderung hin,
Und wer sich sonst mit Regungen verschonte,
Ward hier Gefühl und lauter Sinn.

Im Gegensatz zu diesen ausübenden Musikern und Componisten, die sich ganz und voll ihres Erfolges freuen durften, stand der Herausgeber und Biograph Grauns, J. Ph. Kirnberger (1721—1783, seit 1751 in Berlin), der Theoretiker. Als solcher war er wohl tiefer und origineller als Marpurg, besaß aber nicht dessen Gewandtheit. Er mußte sich in ziemlich abhängigen Verhältnissen, zuerst in der königlichen Capelle, dann in der des Prinzen Heinrich (oben S. 603) und der Prinzessin Amalie plagen und brachte die letzten Jahre seines Lebens in Krankheit und großem Elend zu. Während die übrigen Musiker der deutsch-italienischen Richtung angehörten und das Moderne liebten, stand Kirnberger einseitig auf der Partei der Deutschen und verehrte Sebastian Bach als einzigen Meister. Jene erlangten für ihre Leistungen unbedingten, vielleicht übermäßigen Erfolg, dieser, der mit der Sprache rang und für seine Gedanken nicht die nöthige Klarheit gewann, wurde nur von

Wenigen verstanden und mußte mit großer Heftigkeit, die eben dem Widerspruch entsprang, den er fand, für seine Anschauungen eintreten.

Lange gehörten auch zwei Vertreter der Familie Bach, Karl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann, Berlin an*). Jener (1714—1788) war von 1738 bis 1767, dieser (1710 bis 1784), von 1774 an bis zu seinem Tode in Berlin. Der Letztere, wegen seines Namens und wegen seiner Trefflichkeit im Orgelspiel zuerst sehr gefeiert, von der Gesellschaft gesucht und verhätschelt, sank bald tief und immer tiefer, so daß seine Berliner Jahre als eine große schwere Leidenszeit angesehen werden müssen. Philipp Emanuel dagegen, der sich freilich in Berlin nie sonderlich wohl fühlte, lebte dort und in Potsdam bis 1756 in anstrengender Thätigkeit als des Königs Begleiter auf dem Clavier, in hohen Ehren. Er stand bei der Prinzessin Amalie und anderen fürstlichen Persönlichkeiten in großer Gunst. Er war als Componist für Clavier, Orgel, Gesang, als Herausgeber der Werke seines Vaters thätig, freilich die väterliche Hinterlassenschaft nicht immer mit geziemender Pietät behandelnd. Unter den weltlichen Liedern, die er componirte, Liebes- und Trinkgesängen, anakreontisch-harmlosen, fröhlichen Gesängen befanden sich solche von Kleist, Gleim, Lessing und anderen Zeitgenossen. Ein besonderes Verdienst jedoch erwarb er durch die Composition Gellert'scher geistlicher Lieder (Berlin 1758). Er war, wie er sich selbst ausdrückte, von der „Vortrefflichkeit der erhabenen, lehrreichen Gedanken, wovon diese Lieder voll sind, dergestalt durchdrungen", daß er sie alle in Musik setzte. Es ist dies, wie sein Biograph bemerkt, eine Leistung, die ihn „in die Reihe der großen Erscheinungen stellt, durch welche die Kunstgeschichte in ihrer stetigen Entwicklung gefördert worden ist".

Ueberhaupt wurde Berlin während dieser Jahre der Vorort des lyrisch-musikalischen Lebens. 1753 und 1755 erschienen zwei

*) Ueber beide das Werk C. H. Bitters. Berlin 1868. 2 Bände.

Theile der „Oden mit Melodien", die letzteren fast ausschließlich von den eben charakterisirten Componisten. 1756 wurden in Leipzig „Berlinische Oden und Lieder" herausgegeben; dort und in Berlin erschienen in den nächsten Jahren noch manche Sammlungen geistlicher und weltlicher Lieder, die ebenso wie ihre Texte in Vergessenheit gerathen sind, über deren Bedeutung der Nichtfachmann aber sich des Urtheils enthalten muß.

Die Bedeutung Ph. Em. Bach's und zugleich die Wichtigkeit des damaligen Berlin für die Geschichte der Musik mag mit folgenden Worten seines Biographen gekennzeichnet werden: „Seine künstlerische Richtung ist aus der Rückwirkung hervorgegangen, welche des Königs wunderbarer Geist auf seine Umgebung ausüben mußte. Bach lebte am Hofe unter und mit Männern, die mit ihm demselben Ziele zusteuerten. Er überwog, vielleicht mit Ausnahme von Graun, ihrer Alle. Der Schöpfer des modernen Lieds und der neueren Musikschule für das Clavier erstarkte in seinem Streben, in seinem Wollen und Können in jener Sphäre, die bewußt oder unbewußt die Grundlage der Kunst, den Ernst und die Strenge des Stils mit dem Wohllaute der berechtigten sinnlichen Elemente in Uebereinstimmung zu setzen trachtete".

Neunzehntes Kapitel.

Sittliche und ökonomische Zustände.

Trotz der schweren Zeiten, die Berlin während der drei schlesischen Kriege durchzumachen hatte, trotz der großen Verluste, die Einzelne erlitten hatten, trotz des Wankens großer Häuser, der Bankerutte kleinerer, denen der König mit freigebiger Hand zu steuern suchte, trotz der Vielen, die im Elend und durch die Seuchen untergegangen waren, hatte sich in der Zeit Friedrich's des Großen Zahl der Bevölkerung und Reichthum der Einzelnen sehr vermehrt.

Die Zahl der Einwohner, die nach der üblichen Schätzung und Annahme 98,000 im Jahre 1740 betrug, hatte nach den ersten Kriegen 1746 eher etwas ab- als zugenommen. In den folgenden Friedensjahren bis 1755 stieg sie auf 126,661, um sich am Ende der siebenjährigen Kriegszeit, freilich mit völliger Abrechnung der Garnison, zu der auch immer Soldatenfrauen und -Kinder zugerechnet wurden, auf 98,090 zu vermindern. Die folgenden fünfzehn Jahre bis 1777 weisen eine für unsere Begriffe nicht übermäßige Vermehrung bis 108,355 auf. Da aber damals die Militärbevölkerung eine außerordentlich große war, fast ein Drittel der Civilzahl, nämlich 32,364, so war die Gesammtzahl der Bewohner 140,719. In ähnlichem Verhältniß stieg die Bewohnerzahl bis 1786, so daß man beim Abschluß der Periode etwa die Zahl von 150,000 erreicht, gegen den Anfang also immerhin eine Vermehrung von 50 Procent erlangt hatte.

Manche Beförderung des Handels und der Industrie geschah gewiß unter dem directen Einfluß und durch die Mitwirkung des Königs. Mehr aber vermochte der indirecte Einfluß. Wie die deutschen Poeten etwas Tüchtiges zu leisten suchten, um von dem Könige bemerkt zu werden, so setzten auch Geschäftsleute einen Ehrenpunkt darein, sich vor dem Könige auszuzeichnen. Die Stadt Berlin hatte das Verlangen, vor anderen Städten hervorzuragen, um ihrem Könige ähnlich zu werden, der es allen Fürsten zuvorthat.

Eine rege Handels- und Fabrikthätigkeit entwickelte sich in Berlin.*) Großhandlungen mit Produkten und Manufacturwaren entstanden, mit denen bald bedeutendere Wechselgeschäfte verbunden waren. Die ersten Courszettel gehören dem Jahre 1786 an. Zwanzig Jahre früher (17. Juni 1765) wurde die königliche Bank in Berlin errichtet, der im nächsten Jahrzehnt eine Anzahl Bankcomtoire in verschiedenen preußischen Städten folgte; die 1772 gegründete Seehandlung hatte das Vorrecht, ausländische Salze einzuführen, und betrieb einen ausgedehnten Handel mit Waaren, die sie zur See bezog. Der königlichen Tabaksadministration (1766) unterstand die alleinige Fabrikation und der Handel mit Tabak. Die Privatfabrikthätigkeit erstreckte sich auf die Wollenmanufactur, in der freilich das königliche Lagerhaus nach wie vor (vgl. oben, S. 280) besonders eifrig war: 1782 zählte man 336 Manufacturisten mit 3097 Stühlen. Daneben gab es Baumwollenspinnereien, Webereien feiner Tücher, Tuchwalkereien, Strumpfwirkereien, Lederindustrie, Teppichfabriken. In der Zeit Friedrich's des Großen entwickelte sich Seidenbau und Seidenmanufactur zu großer Bedeutung.**) Juden und Franzosen waren bei der gesammten Handels- und Fabrikthätigkeit in hervorragender Weise beschäftigt.

*) Vgl. die oben S. 278 A. genannte Schrift, ferner Nicolai's Angaben.

**) Darüber jetzt die Mittheilungen bei G. Schmoller: Acta borussica, 3 Bände, Berlin 1892, deren Einzelangaben zu benutzen außerhalb des Rahmens dieses Buches liegt.

Einer dieser Fabriken mag etwas ausführlicher gedacht werden, nicht weil ihre Betrachtung den Aufgaben dieser Schilderung näher liegt, sondern weil sich mit ihr ein eigenartiges litterarisches Denkmal verknüpft. Es ist die Porzellanmanufactur*) und ihr Begründer Gotzkowsky. Das Denkmal aber**) ist seine Selbstbiographie oder seine Rechtfertigungs- oder Selbstrühmungsschrift (oben, S. 302), in der er vielleicht der Wahrheit, gewiß aber nicht der Bescheidenheit gemäß alle die Verdienste auseinandersetzt, die er sich während der russischen Occupation und später durch Reisen ins Hauptquartier der Feinde erworben, und in der er ferner darlegt, daß er nicht etwa durch Unfähigkeit oder Spekulationslust, sondern durch die Wechselfälle des Krieges zu Grunde gerichtet worden sei. Es ist ein durch die darin mitgetheilten Actenstücke, Briefe und Notizen historisch sehr wichtiges, aber psychologisch recht unerquickliches Buch, in dem der Autor mit unerträglicher Geschwätzigkeit seine Beziehungen zum Könige und zu den sonstigen Großen auskramt, seine Belästigungen und Verluste als Wirkungen der undankbaren Welt und als traurige Folgen seines übergroßen Patriotismus darzustellen liebt, während der unbefangene Leser nicht umhin kann, zu meinen, daß bei größerer Vorsicht und geringerer Vielgeschäftigkeit der Autor für sich und die Seinen besser gesorgt hätte. Dann würde er den Stürmen eher widerstanden haben, ebenso wie viele andere damalige Geschäftsleute, die trotz der Kriegsunruhen unermüdlich ihrer Arbeit nachgingen und aus ihrem Patriotismus kein Geschäft machten.

Gotzkowsky's Name ist eng verknüpft mit der 1763 begründeten Porzellanmanufactur. Das Verdienst, die erste solche Manufactur in Preußen begründet zu haben, gebührt Wilh. E.

*) G. Kolbe: Geschichte der königlichen Porzellanmanufactur zu Berlin. Berlin 1863. — Eine ausführliche neue Arbeit steht in Aussicht.

**) Geschichte eines Patriotischen Kaufmanns. 1768. 192 SS. Dass. 2. Aufl. 1769 als „erster Theil" bezeichnet; der „zweite Theil", gleichfalls 1769, hat aber gar nichts mit G. zu thun. Neudruck: Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins, Heft 7, Berlin 1873.

Wegeli (1750), der das Geheimniß von Arbeitern aus der Fabrik in Höchst käuflich erworben haben soll. Diese Fabrik ging 1757 ein, Gotzkowsky errichtete 1761 eine neue mit den Beständen der alten, engagirte Künstler und gab sich mit der technischen und künstlerischen Vervollkommnung der Oefen, Fabrikate, Vergoldung große Mühe. Als er Bankerutt machte (1763), kaufte der König die Fabrik mit allen ihren Beständen für eine sehr ansehnliche Summe. Er errichtete 1765 ein neues Haus, das jedoch alsbald einstürzte und wieder aufgebaut werden mußte, gewährte namhafte Beiträge zur Verbesserung der inneren Einrichtung, verlieh der Fabrik mancherlei Freiheiten, verschaffte ihr das ausschließliche Recht der Porzellanfabrikation und führte ihr zwangsweise Käufer zu.

Man konnte dem Könige keinen größeren Gefallen thun, als die Fabrik zu besuchen und zu loben; vornehmere Fremde beeiferten sich daher, die Sehenswürdigkeit zu betrachten. Die Sorge des Königs und die Anstrengung aller derer, die sich ihm willig bezeigten, erzielten schöne Resultate: die jährliche Durchschnittseinnahme betrug über 90,000 Thaler, der Ueberschuß, der in die königlichen Kassen floß, etwa 20,000 Thaler. Die Geschmacksrichtung, der man folgte, war durchaus das Rococo, sowohl in der Form als in der Malerei. Die Porzellanfabrik producirte einfache Geschirre, kostbare Schmuck- und Gebrauchsgegenstände. Einer der werthvollsten war der große Tafelaufsatz, den 1772 der König der Kaiserin von Rußland schenkte: in der Mitte war die auf dem Thron sitzende Kaiserin zu sehen; um den Thron waren die mythologischen Gottheiten vereinigt; vor der Kaiserin stand die Themis; unten knieten die russischen Nationen in ihren Trachten. — Das Urtheil über die Erzeugnisse dieser Kunst- und Fabrikthätigkeit hat im Laufe der Zeiten manche Wandlung erfahren. Das übermäßige Entzücken der Zeitgenossen machte in der späteren Zeit einer tiefen Verachtung Platz, so daß die Erzeugnisse der Berliner Manufactur als Proben einer tiefgesunkenen Kunstübung betrachtet und einzelne Ueberbleibsel

als offenkundige Beweise gröblichen Ungeschmacks aufgezeigt wurden. Die neuere Zeit, die in der Huldigung für das Rococo große Fortschritte macht, läßt den Werken jener Zeit bessere Würdigung zu Theil werden und unterschreibt zum mindesten das Urtheil des Geschichtschreibers der Anstalt, der, wenn er auch manches Conventionelle tadelt, „die feine plastische Durchführung, Schönheit und Weiche der angewandten Farben und richtige Vermittlung derselben, geistvolle Behandlung der Malerei" durchaus zu loben weiß.

Schon aus diesen wenigen Notizen ergibt sich eine tüchtige Summe Arbeit, die in Berlin geleistet wurde. Denn Berlin war, was es seitdem immer geblieben ist, mögen damalige und spätere Gegner sagen, was sie wollen, eine Stadt eifriger Arbeit. Aber der Arbeiter, zumal der, welcher reichlichen Lohn erhielt, forderte auch seine Erholung. Er suchte sie in Vergnügungen, die er sich selbst bereiten konnte, in Darbietungen der Kunst, in officiellem Gepränge. Von den Genüssen, die, um von den feineren, nur Höhergebildeten zugänglichen Darreichungen der Poesie zu schweigen, durch Theater, Musik den Bürgern gewährt wurden, war bereits die Rede; von denen der bildenden Kunst ist noch zu sprechen. Unter dem, was officielles Gepränge zu gewähren vermochte, waren militärische Schaustellungen am beliebtesten. Den König zu sehen und in den paradeübenden Truppen die Krieger zu begrüßen, welche die glänzenden Schlachten geschlagen, war eine Hauptfreude der Einheimischen und Fremden.

Was sonst der König seinen Residenzbewohnern von Feierlichkeiten und Festveranstaltungen darbot, war ziemlich gering. Besaß er auch nicht die Nichtachtung seines Vaters gegen prunkvolles Auftreten, so war er doch von der Festfreudigkeit und Glanzsucht seines Großvaters weit entfernt. Je älter er wurde, desto weniger verließ er sein einsames Sanssouci. Auch erhielt er in höheren Jahren immer weniger Besucher, weil die Fremden den berühmten Mann in seiner arbeitsreichen und beschaulichen Stille kaum mehr zu stören wagten.

Officielle, d. h. vom Könige veranstaltete Feste gab es also damals in Berlin verhältnißmäßig wenig. Doch kamen sie gelegentlich vor und wenigstens eines mag auf Grund einer unmittelbar danach erschienenen Publication*) geschildert werden. Der Historiograph dieser Feste beginnt mit den Worten: „Die Vergnügungen der Helden müssen für die Nachwelt Interesse bieten" und setzt auseinander, daß die Späteren nicht bloß Kriegs- und Friedensthaten des Herrschers kennen, sondern auch erfahren sollen, daß er der prachtfreudigste gewesen.

Die von dem König zu begrüßenden Gäste, seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth und deren Gemahl, kamen am 8. August 1750 in Potsdam an. Am 8. August war Diner im Marmorsaal, am 9. italienisches Intermezzo im neuen Theater, am 10. Besichtigung von Sanssouci, daselbst im Musiksaal Concert, Ball im Hofe. Am 11. kamen die hohen Gäste nach Berlin und wurden von der Königin im Schlosse, von der Königin-Mutter in Monbijou empfangen und mit einem Mittagessen bewirthet. Am 12. war große Tafel bei der Königin, an der 30 Personen, darunter 20 Prinzen und Prinzessinnen theil-

*) Journal historique des festes que le roi a données à Potsdam, à Charlottenbourg et à Berlin à l'occasion de l'arrivée de leurs Altesses Roiale (sic) et Serenissime de Brandebourg-Baireuth au mois d'Août 1750. Imprimé chez Chrétien Frédéric Henning. 44 SS. in 4°. Im Orig. alles mit großen Buchstaben, daher fast ganz ohne Accente. (K. B.) Den Unterschied der Zeiten kann man schon in der ganz angemessenen, immerhin einfachen Ausstattung dieser Schrift erkennen. Zu Zeiten Friedrichs I. hätte man sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Folioband mit prächtigen Stichen herzustellen. — Die Memoiren der Markgräfin können von den Festen nicht reden, da sie nur bis 1742 reichen. Dagegen sprachen die Berliner Zeitungen viel von den Festen. Die Voss. Zeitg. theilt am 11. Aug. die Ankunft der Gäste mit; in der Nummer vom 13. Aug. ist vom Concert in Potsdam, dem Einzuge in Berlin, der Hauptprobe des Carousels die Rede; am 15. von der „Erleuchtung" in Potsdam und der 2. Probe, am 18. von der Hauptprobe, am 20. von dem Feuerwerk, am 25. von der „letzten und Hauptprobe" des Carousels. Dessen Beschreibung steht in der Nummer vom 27. Aug.

nahmen, wobei von dem goldenen Service gespeist wurde. So wechselten in einer gewissen Reihenfolge, durch wenige Ruhetage unterbrochen, Mittag-, Abendessen, Concerte, Theatervorstellungen. Von solchen, die im Opernhause, Monbijou und Potsdam stattfanden, werden die der italienischen Oper Phaëton (Uebersetzung des Quinaultschen Textes), Iphigenie von Racine mit Graun's Musik und zwei Comödien Molières genannt. (Vom deutschen Theater war natürlich nicht die Rede.) Die Glanzpuncte der Festlichkeiten waren, wenn man von den Redouten absieht, die auch sonst stattfanden, und einer am 24. auf dem Tempelhofer Felde abgenommenen Truppenrevue, eine Illumination und ein Carousſel. Jene, die mit einem großen Maskenball verbunden war, der erst um 3 Uhr Morgens sein Ende erreichte, fand am 18. in Charlottenburg statt: in blauem Lichte erschien das Monogramm der Königin-Mutter und der markgräflichen Herrschaften, mitten in einer Anzahl von Schwärmern, Flammengarben und griechischem Feuer. „Alles machte einen solchen Eindruck, daß man glaubte, Himmel, Erde und Wasser stünde in hellen Flammen.“ Das Feuerwerk, von Herrn Michelmann geleitet, bestand aus 12 Feuerrädern, 12 Streitfeuern, über 9000 Raketen, etlichen 100 Luftkugeln, 60 Bienenschwärmern, 50 Feuerfontainen und mehr als 300 Wasserkegeln. Die Vossische Zeitung, der die vorstehenden Einzelheiten entnommen sind, fährt in der Erzählung so fort: „Fast ganz Berlin nahm Theil an diesem königlichen Vergnügen und selbst der Himmel wollte, daß eine angenehme Nacht, welche die Stille und Helle von andern unterschieden, dasselbe desto bequemer machen sollte. Die ganze Nacht durch war der Weg zwischen hier und Charlottenburg voll Menschen, welche das Feuerwerk zu vielen tausenden heraus gelocket hatte und von dem vielfachen Zurufe der vergnügten Gesellschaften schallten die umliegenden Wälder so lebhaft wieder, als ob sie sich in so viel Menschen verwandelt hätten, als sie Bäume in sich hatten.“

Das Carousſel endlich, das Hauptstück des Festempfangs,

wurde am 25. Nachts veranstaltet und am 27. am Tage wiederholt. Zu seinem Leiter, zu einer Art von Festpräsidenten, wurde ein Graf Schaffgotsch bestimmt. Das Carousſel war halb Wettrennen, halb Ballet (Quadrille). Letzteres wurde durch die Vertreter von vier Völkerschaften: Römer, Carthager, Griechen, Perser geritten, ersteres von deren Führern, den drei Brüdern des Königs und dem Markgrafen Karl. Auf „dem großen Paradeplatz vor dem Garten des Königs“, d. h. dem damals viel weiter ausgedehnten Lustgarten, war ein Amphitheater errichtet, auf dem Prinzen, der Hof, die Generalität und die Gesandten Platz nahmen; eine niedrigere Tribüne war für die Prinzessin Amalie bestimmt, welche die Preise, drei goldene Ringe und ein Paar diamantne Manschettenknöpfe, zu vertheilen hatte. Der Festzug wurde durch den Stallmeister Froben eröffnet, ihm folgte der Zug der Römer. Dieser hatte folgende Ordnung: ein Paukenschläger und 8 Trompeter. Dann kamen: ein Fahnenträger, 4 Handpferde, von je zwei Stallknechten geführt, 8 Lictoren, 8 Sclaven, immer zwei zu zwei gehend, Graf Schwerin als eine Art oberster Heerführer, 8 Freigelassene, 2 Läufer, 4 Pagen, endlich der Prinz von Preußen, der älteste Bruder des Königs als römischer Consul. Bei allen vorerwähnten wird Kleidung und Schmuck bis ins Einzelste beschrieben; eine Vorstellung der außerordentlichen bei der Ausstattung verwendeten Pracht mag durch die Schilderung des Kostüms des Consuls hervorgerufen werden. „Sein Kleid war aus Goldbrokat, mit einem aus Diamanten zusammengesetzten Adler auf der Brust. Die aus feuerfarbenem Velours gemachten Epauletten und Schöße waren mit Stickerei und goldenen, mit Diamanten geschmückten Fransen besetzt. Solche Goldfransen befanden sich auch unten am Reifrock, der aus Silberstoff bestand. Der Gürtel, der zugleich als Degengurt diente, war aus schwarzem diamantbesetzten Velours. Der Prinz trug einen silbernen, gleichfalls mit Diamanten reich verzierten Helm, worauf man Romulus und Remus sah, die von einer Wölfin gesäugt wurden; ein goldener römischer Adler

bildete den Helmputz, mit einer Spitze von weißen Federn, aus der ein Reiherbusch hervorragte. Ueber dem Kleide hing ein aus Silbergaze gefertigter Mantel, der, als Zeichen der Consulwürde, mit Purpur verbrämt war; vorn und auf beiden Schultern war er mit Edelsteinagraffen befestigt. Die Schuhe waren aus feuerfarbenem goldgestickten Velours, mit goldenen Bändern zusammengehalten, auf denen Diamantrosen blitzten; ein goldener Degen steckte in einer mit Diamanten besetzten Scheide." In ähnlicher Ausführlichkeit wird der kaum minder kostbare Schmuck des Pferdes beschrieben. Der Prinz war von 6 Parteigängern (aventuriers): einem Markgrafen, einem Herzog und 4 adligen Officieren begleitet; jeder dieser Begleiter wieder von je einem Freigelassenen und einem Sclaven. Nach dem Einzug dieser 4 Völkerscharen fand, als Haupt- und Glanznummer, ein sechsmaliges Wettrennen der Führer statt, wobei Rang und Alter stets dermaßen respectirt wurden, daß der Aelteste und zugleich Höchste jedesmal als erster ans Ziel kam. Demgemäß wurde er auch mit dem ersten Preise begabt; die der Rangordnung nach nächsten mit den folgenden. Solche Rangordnung brauchte bei der Wiederholung des Festes nicht mehr gewahrt zu werden, da nun statt der Prinzen vier Adlige die Führung übernahmen. Sie kamen in folgender Reihe ans Ziel: Graf Kalckreuth, Baron Dankelmann, Graf Sulkowsky und Baron Montolieu und erhielten goldene Waffen von der Prinzessin Amalie, die wiederum das Amt der Preisspenderin übernommen hatte. Ihr und dem Feste überhaupt widmete Voltaire, der sich am ersten Tage unter den Zuschauern befand, folgende stark übertreibende Verse:

Jamais ni la Grèce ni Rome
N'eut des jeux si brillants, ni de plus dignes prix.
J'ai vu les fils de Mars sous les traits de Paris
Et Venus qui donnait la pomme.

Mit Wiederholung des Carousels waren die Feste trotz ihrer beinahe dreiwöchentlichen Dauer noch nicht zu Ende, sondern dauerten fast ununterbrochen bis zum 31. August, an

welchem Tage der König nach Schlesien abreiste. Die letzten Tage des Aufenthalts, den das markgräfliche Paar in Berlin nahm, waren stillem Familienleben gewidmet. Am 5. September reisten die fürstlichen Gäste ab; nur der Markgraf aber zog wirklich weiter, die Markgräfin, die in Potsdam erkrankte, blieb vier Tage dort und wurde dann nach Berlin gebracht, „von wo sie erst," wie der Berichterstatter schließt, „nach ihrer völligen Genesung abreisen wird, für die Hof und Stadt einmüthige Wünsche hegen."

Auch sonst wurden Fürstlichkeiten und fremde Gesandte in Berlin prächtig begrüßt, wie der syrische Prinz Victorius Nassor im Jahre 1746, der König von Schweden 1771, die Herzöge von York und Cumberland 1785, oder Achmet Effendi, der türkische Gesandte, 1763; aber niemals erreichten die Feste wieder die Dauer und Pracht der eben geschilderten. Andere, wie ein angeblicher Prinz, Joseph Abassi aus Palästina, mußten sich mit einer geringen königlichen Unterstützung begnügen. Die Ehre einer litterarischen Verherrlichung*) wurde aber nur dem Einzug des russischen Großfürsten Paul Petrowitsch (1776) zu Theil, der sich damals mit einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg verlobte.

Zu seinem Empfange waren große Vorbereitungen getroffen. Am Bernauer Thore, an der Königs- und Langen Brücke waren Ehrenpforten errichtet; alle mit vielen Verzierungen, die erste mit einer lateinischen Begrüßungsinschrift des Magistrats. Schon in Weißensee hatte ein Empfang stattgefunden. Bei dem Ein-

*) Ausführliche Beschreibung der Reise Sr. Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten von Rußland Paul Petrowitz von St. Petersburg an den Königl. Preuß. Hof nach Berlin, nebst den dabey vorgefallenen Feyerlichkeiten und Freudensbezeigungen, wie auch der Reise Ihro Kaiserl. Hoheit der Prinzessin Sophie Dorothea Augusta Louisa von Würtemberg—Stuttgard verlobten Braut des Großfürsten von Berlin nach St. Petersburg. Berlin bey Haude und Spener, 1776. 268 SS. (Vor dem Titelbl. die Abbildung zweier Denkmünzen: D. Berger sc.)

zug betheiligten sich Schlächter, Schützengilde und Kaufmannschaft. An jeder der Ehrenpforten standen weißgekleidete Mädchen, von denen je eine die Anrede hielt. Die Straßen waren mit Sand und Blumen bestreut. An einzelnen Straßenkreuzungen ließen Militär-Musikchöre ihre Weisen erschallen. Die Spener'sche Zeitung redet von dem „unbeschreiblichen Jubel so vieler unzähligen fremden und einheimischen Zuschauer, von denen alle Straßen in und außer der Stadt angefüllt waren" und begrüßt den Großfürsten mit einem Gedicht, dessen erste Strophe lautet:

Prinz, den zu künftgen großen Thaten
Die große Mutter selbst gebildt,
Der früh die Hoffnung seiner Staaten
Durch Huld und Weisheitslieb erfüllt!
Prinz, den die Tugend auserkoren
Des größten Throns einst werth zu sein,
O zeuch beglückt zu unsern Thoren
Zeuch froh bei deinen Freunden ein.

Die Vossische Zeitung brachte einen Festgruß an die Kaiserin Katharina, in dem die „Beherrscherin des Occidents" versichert wurde, ihr „Göttersohn" habe alle Herzen mehr als der Lenz erobert; Loos und Abramsohn verfertigten Medaillen, die Karschin dichtete ihre pflichtmäßige „Ode an Berlin" und Formey hielt zum Empfange des Großfürsten in der Akademie seine übliche Rede, Bernouilli eine solche in der académie militaire. Glänzende Diners und Soupers bei König und Königin, Cour bei dem Großfürsten, Feste bei den einzelnen Prinzen, z. B. ein von dem Prinzen Ferdinand im Thiergarten gegebenes, fanden statt. Bei letzterem wurde unter Zelten gespeist. „Der ganze Thiergarten wimmelte von einer Menge Zuschauer, auf deren Gesicht Entzücken, Ehrfurcht und Freude zu sehen war." Auch in Friedrichsfelde, Schönhausen, Charlottenburg und Potsdam fanden prächtige Feste statt; an letzterem Orte, wo der Fürst einem Gedicht der Schützengesellschaft nicht zu entgehen vermochte, wurde ein Manöver abgehalten. Am 5. August erfolgte die Abreise, unter

derselben Begleitung wie der Einzug. „Bei dieser Abreise," sagt die Voss. Zeitung, „unsers hohen und uns so werth gewesenen Gastes war der Zusammenfluß des Volkes in den Häusern und auf den Gassen eben so zahlreich, wie bei dem Einzuge und die lauten Segenswünsche der vielen gerührten Zuschauer bewiesen zur Genüge, daß Se. Kais. Hoheit sich durch Huld und Gnade ein immerwährendes Denkmal in den Herzen der hiesigen Einwohner gestiftet haben." Auch die Abreise zeitigte poetische Blumen, die den aus der Fabrik der Karschin hervorgegangenen nicht unähnlich waren, wie die folgende Strophe:

Seh ich den Himmel mit den Thränen sich vermischen?
Ja, es sind hohe Cherubim;
Die regnend Petrowitzens Pfad erfrischen;
Und Gott und Friedrich donnern ihm.

Noch wochenlang waren die Spalten der Berliner Zeitungen mit Nachträgen, z. B. einem Gedichte der Berliner Judenschaft, sowie mit Beschreibungen der Festlichkeiten gefüllt, die für den Großfürsten bei seiner Rückreise veranstaltet wurden.

Mit solchen vom König gebotenen oder gelegentlich durch das Erscheinen fremder Gäste ermöglichten Vergnügungen begnügte sich natürlich eine volkreiche Stadt nicht. Gelehrte und Dichter versammelten sich in ihren Clubs, die in die folgende Periode hinüberdauerten, wie der Montagsclub, und daher später gewürdigt werden sollen; die größere Menge liebte Unterhaltungen, bei denen das Geistige weniger vorwog als bei jenen Vereinigungen hochgebildeter Männer.

Zu diesen Vergnügungen gehörten in erster Linie Ausflüge in die Umgegend, die dem eingeborenen Berliner niemals reizlos erschien und Spaziergänge in den Thiergarten. Von einem solchen Ausflug und dem beliebtesten Aufenthalt im Thiergarten — den Zelten — muß noch bei den künstlerischen Darstellungen die Rede sein. Der Berliner Thiergarten, der grade in der Zeit Friedrich's manche Verschönerung empfing, und der damals eine

weit größere Ausdehnung hatte als heutzutage, bot Gelegenheit zu vielfachen Wanderungen.

„Spazierte man von den Linden nach dem Thiergarten", erzählt ein Zeitgenosse, Landolt, wie denn überhaupt nur einzelne zeitgenössische Notizen hier gegeben werden können, „so passirte man das Thor, an dem eine Wache stand. Diese zog, sobald ordentlich gekleidete Leute kamen, den Schlagbaum höher, obwohl man ganz bequem darunter durchgehen konnte. Sie that es aber in der Erwartung eines Trinkgeldes, das auch selten ausblieb, da der Berliner Bürger sich der Ehrenbezeugung freute, die eigentlich nur Leuten von Distinction erwiesen werden sollte. Die paar Thaler, die täglich einkamen, wurden, wenn der Erzähler recht berichtet ist, zwischen den Soldaten und deren Befehlshaber redlich getheilt."

Der Thiergarten diente auch zu Dejeuners im Freien. Als Schauplatz war das Tarone'sche Etablissement im Thiergarten beliebt, das der heutigen Louisen-Insel — damals „kleines Bassin" genannt — gegenüber lag. Gegen 10 Uhr morgens fuhren dort, nach den Schilderungen eines Zeitgenossen *) Kutschen vor, die vornehme Herren und Damen nebst einem Musikcorps abluden. „Da wurden Chokolade, Thee und Kaffee, Limonade, Orgeade, Ratavia und Persiko, Butterbrot mit Schinken und Braunschweiger Wurst, kaltes Rindfleisch und Danziger Liqueur servirt. Das Dejeuner und Tanzen dauerte bis 1 Uhr. Die Damen nach dem besten und feinsten Geschmack en negligé leicht und für Auge und Herz interessant gekleidet, glichen den Grazien."

Zu den beliebten Spaziergängen **) gehörte außer dem Thiergarten, dem Lustgarten und den Linden — auf den beiden letzteren waren besonders viel Juden anzutreffen — der Reußische Garten.

*) Altenburg 1779. Vgl. „Der Bär" XVIII, Nr. 27.

**) Das folgende nach Landolt's Reisejournal. Ueber den Reußischen Garten Nicolai S. 701. Das. auch von den übrigen Gärten Berlins.

Er lag in der Dammstraße. Er hatte hübsche Anlagen u. A. auch ein japanisches Lusthaus mit schöner Aussicht. Als eine seiner Annehmlichkeiten erschien den bescheidenen Zeitgenossen noch der Umstand, daß die Panke sich durch den Garten schlängelte. Von seinem Eigenthümer war er an einen Kaffeewirth vermiethet, der seinen Gästen außer leiblichen Genüssen auch künstlerische verschaffte durch Concerte und Theatervorstellungen. Für letztere war ein Bretterhaus aufgeschlagen, wo Döbbelin manchmal im Sommer spielte; gelegentlich, bei sehr großer Hitze, agirte er auch im Freien.

Während des Winters waren die Vergnügungen im Freien beschränkt. Es wurde schon Schlittschuh gelaufen, doch kann man von einem förmlichen Eissport nicht reden. Schlittenfahrten kamen gleichfalls vor; viel machte eine des J. 1775 von sich reden. Ihre Theilnehmer fuhren theilweise im Kostüm von Predigern mit großen Kragen und Perrücken, theilweise in dem von Teufeln, welche hinter den Predigern saßen. Neben den Schlitten ritten vermummte Teufel her, mit furchtbaren Hetzpeitschen und machten durch schreckliches Knallen und lautes Geschrei einen betäubenden und angsterregenden Lärm.

Das Hauptwintervergnügen bildeten die während der Carnevalszeit im Opernhause veranstalteten Opern und Maskenbälle (Redouten). Zu ihnen war der Eintritt einem Jeglichen unentgeltlich gestattet. Die Tracht war nur insofern vorgeschrieben, als die rothe Farbe für Masken und Capuchons allein dem Adel vorbehalten war; der Bürgerstand durfte diese Farbe nicht wählen. Er mußte sich ferner außerhalb der Schranken halten, die für den Hof bestimmt waren. Auf diesen Redouten ging es sehr wild und oft recht unanständig her. Da jeder Mann und jede anständig gekleidete Frau, wie es scheint, ohne Controle eingelassen wurden, so drängten sich die widerwärtigsten Elemente hinzu. Wenigstens meldete Gleim an Uz: „Auf dem bürgerlichen Platze findet man kein sprödes Mädchen . . . . Die grobe Wollust hat allenthalben die Oberhand". Im Jahre

1747 wurde verfügt*), daß die Offiziere um 10 Uhr zu Hause sein müßten, weil sie auf der Redoute und anderwärts zu viel Ausschweifungen begangen hatten.

Kann man also schon die ebengenannten Vergnügungen und das Publicum, das sich an ihnen betheiligte, nicht zu den feinsten rechnen, so gab es andere vielbesuchte Zerstreuungen, bei denen Publicum und Vergnügungsart noch weit minderwerthiger waren. Dies waren die öffentlichen Vergnügungslokale, in denen getrunken und getanzt wurde und in denen die Priesterinnen der Venus sich ihre Opfer holten.

„Bosen's Haus**) war der Versammlungsort für die Lustmädchen und ihre Gefährten. Aeußerlich ging es daselbst bei Essen, Trinken und Tanzen ganz ehrbar zu; man mußte den Anstand wahren. Nur Leuten, die eine wohlgespickte Börse besaßen, öffnete Madame Schuwitz***) ihr „angenehmes" Haus." Die Hauptzeit dieser Hoheprieſterin war doch wohl erst die folgende Periode, indessen forderte sie schon damals ihre Opfer, die sich später, als die gefällige Dame alt geworden war — noch mehr nach ihrem Tode — an der ehemals sehr Gefeierten rächten. Nach den Schilderungen der Zeitgenossen wurden in den eleganten

*) Aus Briefen Krause's an Gleim. (Gl. A.) 20. Dez. 1747. 30. Jan. 1748. In dem letztern heißt es über ein neues Ballet: L'Europe galante (nach Quinault's Dichtung): „Es werden 6 Sängerinnen dabei sein, ohne die Castraten und 20 Sultaninnen, die alle bis auf den Nabel entblößt gehen. Da soll man der Astroa Brustwehr recht zu sehen kriegen."

**) Nach Landolt's Reisejournal.

***) Standrede am Grabe der Madame Schuwitz. Ein Neujahrsgeschenk für Incroyables. Rastadt 1798. Der hier S. 40 genannte Kammergerichtsreferendar und Poet S., auch der Theater S* genannt, der aufgefordert wird, eine Trauercantate zu machen, ist Friedr. Schulz (1769—1845). — Vgl. ferner die in Berl. Neudrucken II, 3 S. XXXVIIIfg. genannten Schriften und Gedichte. Außerdem: Der Verfasser der Standrede am Grabe Madame Schuwitz an das Berlinische Publicum Rastadt 1798. Schreiben der Madame Schuwitz an den Verfasser und Verleger ihrer Standrede. Stralau in des Küsters Handbuchdruckerei 1800.

Räumen der Genannten, dem Lieblingsaufenthalte vornehmer Wüstlinge, wahrhafte Orgien gefeiert.

Eines der elegantesten dieser Vergnügungslokale war Vauxhall. Es ist vielleicht das einzige, das schon in dieser Periode seinen Geschichtschreiber gefunden hat*). Aber diese geschichtlichen Notizen lehren eben nicht viel mehr, als daß dort die leichtgeschürzte Muse ihren Einzug hielt und lose Priesterinnen der Venus ihre mühelos zugänglichen Altäre errichteten. Junge und alte Männer der sog. guten Gesellschaft trafen sich hier mit bekannten Buhlerinnen zu Gelage und Tanz; den Neueintretenden wurde es nicht schwer gemacht, Beziehungen anzuknüpfen; die Eingeweihten fanden Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern. Handschriftliche Bemerkungen eines Zeitgenossen setzen in den Stand, die fingirten Namen des Schriftchens mit den wirklichen zu vertauschen: unter einer alten Coquette v. Leerraum war eine Mlle Beauvré verstanden; ein großer Courmacher Frauenhold nannte sich in Wirklichkeit v. Kleist; ein sehr schönes Mädchen Christiane, hieß mit ihrem Vatersnamen Grappendorf; ihre Mutter war eine geborene Lehwald, in deren Salons sich Spieler und sonstige Vergnüglinge, nicht immer lautern Rufes zusammenfanden**).

*) Vauxhall's Beschäftigungen im Vauxhall zu Berlin gesammelt von einem Freunde des Vergnügens. 1. Stück. Berlin 1781. Das von mir benutzte Exemplar mit handschriftlichen Zusätzen im Jo. Gy.

**) In einer Anmerkung wenigstens seien aus (Fiedler's) Briefen über die Galanterieen von Berlin auf der Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier Berlin 1782 die „berufensten Tabagieen" zusammengestellt. Eine sehr feine Stellung unter diesen unfeinen Häusern nahmen Posen und Simon ein (auf letztern Ort beziehe sich Wegeners „Raritäten des Küsters von Rummelsburg.) Dann folgten: der schwarze Kater in der Linienstraße, die rothe Plumpe, die blecherne Kutte, das scharfe Eck und der lahme Gerber, alle vor dem Spandauerthore; der zottige Jude, Heil und Leger in der Französischen Straße; der lahme Frosch in der Jägerstraße; die Tranpule in der Bärenstraße; die Talkfabricke in der Kanonierstraße; Müller auf dem Haagischen Platze; die Jäschin in der Falkoniergasse; der goldene Huth, weiße Schwan, der Anker und Hanicken

Zu den beliebten Vergnügungen gehörten auch Schaustellungen wunderbarlicher Art. 1775 machte ein angeblich amerikanischer Tausendkünstler Jakob Philadelphia viel von sich reden. 1776 wird von einem $4^3/_4$ Jahr alten Virtuosen Nicolaus Zygmontowsky berichtet*), welcher durch Singen und Spielen — der Theaterzettel gibt nicht einmal an, auf welchem Instrument — diejenigen ergötzte, die auf dem ersten Platz 16, auf dem zweiten 8 Groschen zu zahlen bereit waren. Ein „Kunstspieler“**) Jos. Galle ließ ein „bewunderungswürdiges Frauenzimmer“ sehen, das trotz seiner $13^1/_2$ Jahr erst 28 Zoll groß war. Er wußte von ihr zu melden: „sie ist grade an allen ihren Gliedern, aber subtile wie ein Kind; sie macht ihre Aufwartung, tanzt wie eine Nürnbergische Bäuerin“. Das Vergnügen war für die Schaulustigen, die von Morgens 8 bis Abends 9 zugelassen waren, nicht theuer; es kostete, je nach den Plätzen 1 bis 4 Groschen, aber „Herren und Dames zahlen nach Belieben“. Derselbe zeigte auch „ein außerordentliches Thier, einen Pison jubatus, den er als „Haupt aller Thiere“ erklärte. Zu seiner Empfehlung sollten die folgenden Worte dienen: „Die Naturgeschichte von diesem Thiere ist gemacht worden von Mons. Buffon, dem ersten Naturkundigen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris“.

Als ein Elephant (der erste?) in Berlin gezeigt wurde, 1777 — 36 Jahre nach dem berühmten Rhinoceros, das täglich 60 Pfund Heu und 20 Pfund Brot fraß und dazu 14 Eimer

auf dem Weidendamm. Laborius und Brauchen in der Friedrichs- und Jägerstraße, Paul in der Schornsteinfegergasse. — Sommerconcerte in öffentlichen Gärten mit mancher Gelegenheit zu geheimer Belustigung boten Tändler in der Friedrichstraße, Krause auf dem Weidendamm. Gewöhnliche Concerte für das geringere Publicum fanden bei Mestack und Schuhmacher in der Landsbergerstraße, Jahn in der Kirchgasse statt.

*) Concertzettel in einem Sammelband des Jo. Gy. Vgl. auch Spener'sche Zeitg. 1776.

**) Theaterzettel, undat., ebenso wie der folgende im Text erwähnte, bei Drucksachen der 1780er Jahre liegend, Jo. Gy.

Wasser trank — hielt sich ein angesehener Schriftsteller J. G. Müchler (vgl. oben, S. 430) nicht für zu gut, eine Geschichte dieses Thieres zu geben, um die Schaulustigen gleichzeitig zu unterrichten*). Sein Bericht war eine ziemlich trockene Zusammenstellung aus den Notizen älterer Autoren und neuerer Reiseschriftsteller über Natur, Wesen, Aufenthalt, Feinde des Elephanten, ein Bericht, dessen Prüfung auf Grund unserer besseren Kenntniß sich gewiß nicht lohnt. Wohl aber dürfte es den modernen Leser, der selbst mitangesehen hat, wie weit die Dressur mit diesen zwar klugen, aber ungelenken Thieren gelangt ist, interessiren, folgende am Schlusse stehende „Nachricht von den Künsten, welche der Elephant, der hier in Berlin im Jahre 1777 gezeiget worden, gemacht hat“, zu lesen.

„1. Machte er den Zuschauern mit seinem Rüssel ein Compliment. 2. Nahm er ein Stück Brod auf dem Kopf. 3. Nahm er ein Stück aus der Tasche seines Kornacks oder Führers, und zwar aus welcher er ihn befahl. 4. Nahm er drey Stück Geld von der Erde, ließ es fallen, und auf Befehl nahm er es wieder auf, und steckte selbiges in die Tasche seines Wärters. 5. Nahm er seinen Wärter den Huth ab, drehete ihn mit dem Rüssel um, und setzte ihn wieder auf. 6. Nahm er eine Bouteille mit Punsch oder Wasser, zog den Stöpsel heraus, ließ den Trunck in den Rüssel laufen, trank ihn aus und gab die leere Bouteille wieder, ohne sie zu zerbrechen. Zum Beschluß macht er den Zuschauern nach indianischer Art sein Compliment“.

Für den ruhigen Bürger, der ohne rauschende Vergnügungen und ohne zweifelhafte Kunstgenüsse sich erholen und zerstreuen wollte, war durch mannigfache Locale gesorgt, in denen es einen guten Trunk gab. Wirthshäuser, nach ihrer Vornehmheit in drei Klassen getheilt, gab es — nach Nicolais Aufzählung — 42.

*) Geschichte des Elephanten, bey Gelegenheit des hier in Berlin angekommenen merkwürdigen Thieres, beschrieben. Nebst der Abbildung desselben. Berlin 1777. Zu finden in der Lange'schen Buchhandlung, dem Königl. Schlosse gegenüber. 45 SS. 8°.

Von ihnen war das vornehmste die Stadt Paris; von jungen Leuten*) wurde die „Stadt Rom" wegen der Schönheit der Wirthstochter Mamsell Christel bevorzugt. Die Mittagszeit war ½2. Manchem Fremden erschien dies recht spät; er klagte über den kurzen Nachmittag. Auch die Qualität des Essens behagte den Süddeutschen nicht. Die Taxen für Wohnung, Essen und Trinken waren mäßig; in den Wirthshäusern und Speisehäusern erster Klasse kostete Mittag- und Abendessen 16 bez. 12 Gr., in Herbergen untergeordneter Art 1 Gr. 6 Pf. Die Preise für Wein waren außerordentlich gering: französischer Wein wurde die „Quartbouteille" durchschnittlich mit 10 Gr. bezahlt, Rheinwein dagegen kostete das drei- und vierfache. An Kaffeehäusern, in denen auch Billard gespielt, an Kaffeegärten, in denen im Sommer auch Wein, Bier und kalte Küche verabreicht wurde, war kein Mangel. Dagegen scheint es eigentliche Bierhäuser nicht gegeben zu haben. Dies und der Umstand, daß es für Bier einen feststehenden Preis nicht gab, sondern daß jedes halbe Jahr eine neue Taxe veröffentlicht wurde, scheint zu beweisen, daß der Biergenuß damals keineswegs allgemein war. Berliner Biere gab es so gut wie gar nicht; die am meisten getrunkenen Biere stammten aus Berlins unmittelbarer Nachbarschaft**).

*) Dies und das Folgende nach Landolts Reisejournal.

**) Die folgende tabellarische Zusammenstellung aus dem Jahre 1745 ist dem „Bär" Jahrg. 15 Nr. 12 entnommen. Es kostete:

Brühan	das	Quart	1	Gr.	6 Pf.
Cotbusser Bier	„	„	1	„	4 „
Crossener	„	„	1	„	6 „
Garley	„	„	1	„	6 „
Zerbster	„	„	1	„	8 „
Lebuser	„	„	1	„	5 „
Bernauer	„	„	1	„	— „
Ruppiner	„	„	1	„	— „
Brandenburger	„	„	—	„	10 „
Fürstenwalder	„	„	—	„	10 „
Cüstriner	„	„	1	„	3 „

Um sich die übliche und nothwendige Stärkung zu verschaffen, bedurfte der solide Bürger gewiß keiner pekuniären Beihülfe. Wollten aber die vorhandenen Mittel für Extragenüsse nicht ausreichen, so glaubte auch schon der Berliner des 18. Jahrhunderts durch Spiel die etwaigen Lücken ausfüllen zu können.

Wie sehr in Berlin der Spielwuth gefröhnt wurde, ersieht man aus einer Zusammenstellung der bei dem Kaufmann Fromery (1749) vorräthigen Loose. Da gab es die Berliner Tapeten- und Geld-, die Bodensche Haus-, die Französische Armen-, die Potsdamsche Waisenhaus-, die Uhren- und Geld-, die neue sechsklassige, die Geld- und Galanterie-, Geld- und Bücher-, die Bandemersche, die Burgsche, die Breslauer Galanterie- und Waaren-, die Clever, Gesundbrunnen-, die Glogauer Bildercabinett-, die Magdeburgische teutsche Wallonische, die Französische Armen-Lotterie. Die wenigsten dieser Lotterieen hatten nur eine Klasse, die meisten drei bis sechs; der Einsatz schwankte zwischen 6 Gr. und 1 Thlr., betrug aber bei manchen Klassen 6 Thlr.

Um dem Uebel der auswärtigen oder ausländischen Lotterieen zu steuern, die häufig genug untersagt wurden und um die Staatseinnahmen zu erhöhen, wurde alsbald nach dem siebenjährigen Kriege eine Landeslotterie eingerichtet, wozu der Italiener Calzabigi den Plan entwarf.

Etwas anderes war die Berliner Klassenlotterie. Sie bestand (1781), wie man z. B. aus einem Plane entnehmen kann, aus 5 Klassen. Im Ganzen war sie in 16000 Loose eingetheilt, die, gemäß der Anzahl der Gewinne (1—4< 600, 700, 800, 1000) in den einzelnen Klassen, auf 15400, 14700, 13900,

Carthäuser	das	Quart	1	Gr.	6 Pf.
Cöp(enicker) Moll (?) . .	„	„	1	„	— „
Kuffen-Bier	„	„	1	„	2 „
alh(iesiges) Weiß-Bier . .	„	„	—	„	5 „
Gersten-Bier	„	„	—	„	5 „

12 900 herabgingen. Die letzte Klasse hatte 5120 Gewinne. Der Einsatz begann mit einem Thaler und wurde in jeder einzelnen Klasse um je einen Thaler höher. Die niedrigsten Gewinne waren 6, 10, 15, zweimal 18 Thaler, die höchsten 1000, 1200, 1500, 2000, 10 000. Außerdem gab es acht Prämien, die zwischen 50 und 100 Thalern Werth hatten, im Gesammtbetrage von 625 Thalern. Sie wurden den ersten und letzten Nieten und denen unmittelbar vor dem Hauptgewinn gewährt. Einnahme und Ausgabe schließen mit 211 000 Thalern ab.

Durch diese beiden Beispiele, die den Berliner Zeitungen gegen Anfang und Ende unserer Periode entnommen sind, ist die Spielsucht gewiß erwiesen, die übrigens durch unverwerfliche Zeugen*) bestätigt wird. Um so auffälliger ist daher eine Aeußerung Nicolais**) (an Gebler 1772): „das Lottoglück dürfte wohl bloß deswegen in Berlin nicht aufgeführt werden, weil das Lotto von dem Theile des Publici, der in dem Schauspielhause den Ausspruch thut, gehasset wird. Man hat dies an dem Lotteriespieler des jüngeren Lessings gesehen, der bei der ersten Vorstellung fiel. Die Unterthanen, denen gewisse Einrichtungen mißfallen, bezeugen ihren Unwillen wenigstens da, wo sie ihn bezeugen können.“ Man ist versucht, in diesen Worten mehr eine Ausrede zu sehen, mit welcher der schlaue Berliner die Verwendung für das schwache Stück des Wiener Staatsmannes ablehnte; denn, wenn K. G. Lessings „Lotteriespieler“ 1769 abgelehnt wurde, so lag es, wie der mitleidslose Bruder urtheilte, nicht am Stoff, sondern an des Stückes „platter Schwatzhaftigkeit und dem Mangel alles Interesses“.

Suchten sich Berlins Bewohner nach gethaner Arbeit gern

*) König, der dieser Zeit nahe genug stand, V, 2, 301 fg. Der Band erschien 1799. Vgl. das. I passim das Register. Die Privatlotterieen wurden 1775 verboten. Vorher waren zur Errichtung des Doms und der Realschule Lotterieen gestattet gewesen. Die erste Klassenlotterie ist von 1740.

**) R. M. Werner a. a. O. S. 33, E. Wolff, K. G. Lessing S. 38—40.

zu zerstreuen, so dachten sie im Ueberfluß freudig und reichlich der Nothleidenden. Jede Kirchengemeinde hatte ihre besonderen Armenanstalten. Stipendien, Aussteuer-Sterbekassen gab es in reicher Anzahl; das kgl. Berlinische Armendirectorium nahm sich in weitem Umfange der Armen an und versorgte, seinen Mitteln entsprechend, die Armen mit den nöthigen Bedürfnissen. Es veröffentlichte jedes Jahr die Zahl der von ihm verpflegten Armen; im Jahre 1777 waren es 5489 Personen.

Regelmäßig an die Oeffentlichkeit trat in den letzten Jahren dieses Zeitraums je eine deutsche und französische Gesellschaft, indem sie ihre Aufgabe dahin specialisirte, die Nothleidenden mit Brennholz zu versorgen. Erstere Gesellschaft wurde am 13. November 1779 begründet*); an ihrer Spitze standen Commerzienrath Ulrici, Prediger Ambrosi, Herr von Meierfeld. Sie ebenso wie ihre französische Schwester wirkten viele Jahre sehr segensreich. Ihre Mitglieder suchten die Armen in ihren Wohnungen auf und verfuhren nach der Auskunft glaubwürdiger Personen. Die Holzdarbietungen erfolgten im Jahre 1780 an 255, im Jahre 1783 an 638 Familien. Das zum Ankauf nöthige Geld vermehrte sich in ähnlicher Weise; gegen 661 Thlr. 16 Gr. im Jahre 1780, war 4 Jahre später eine Summe von über 2000 Thlrn. zur Verwendung vorhanden. Die nöthigen Geldsammlungen wurden beim Beginne des Winters eingeleitet durch sehr bewegliche, die Noth der Armen und die Freude des Spendens schildernde Gedichte, die in den Zeitungen veröffentlicht wurden und meist vom besten Erfolge begleitet waren.**)

Außer dieser echten nicht viel Worte machenden Wohlthätigkeit kennzeichnete die Berliner, wie ja heute noch, eine stark ausgesprochene Gutmüthigkeit. Diese rief eine Eigenschaft hervor, die mit dem Zunehmen der Bevölkerung, vielleicht auch in Folge veränderten Temperaments immermehr verschwindet, die dem

*) Näheres vgl. Berl. Monatsschr. 1784, III, S. 158 ff.

**) Eine Probe dieser Dichtung s. Geiger, Vortr. u. Vers. S. 158.

Reisenden im nördlichen und südlichen Europa so angenehm entgegentritt und den Aufenthalt in jenen Ländern sehr erleichtert: die Höflichkeit und Dienstfertigkeit Fremden gegenüber. Ein Beispiel dafür, aus dem Jahre 1749, das Büsching erzählt, mag für viele gelten: „Als ich am 10. Dez. unter starkem Schneegestöber und kaltem Wind ausging, um Sucro zu besuchen und in der Brüderstraße, nahe bei der Peterskirche war, bat ich einen bei mir vorübergehenden Mann, mir zu sagen, wo die Roßstraße sei. Sogleich erbot er sich, mich nach derselben hinzubringen. Dieses verbat ich, weil ich glaubte, daß der Mann durch diesen Gang etwas verdienen wolle und die Straße nahe sein müßte (wie sie es auch ist.) Er antwortete aber, es sei seine Pflicht und Freude, seinem Nächsten zu dienen . . . Ungeachtet des beschwerlichen Wetters und Weges ging er mit mir in die Roßstraße, ja er suchte das Haus, in welchem Sucro wohnte, und in diesem desselben Stube, auf und nachdem er mich zurecht gewiesen hatte, verließ er mich mit freundlichem Gesicht und Segenswünschen."

Neben solcher Gutmüthigkeit und Höflichkeit gab es genug schlichte Bürgertugend, die keine Belohnung suchte, aber gelegentlich doch solche fand. So wurde ein Schlächter G. E. Teichmann gerühmt*), der (1777) das Haus des Kaufmanns Krüger kaufte, nachdem er gehört, daß das Haus zur Bezahlung der Schulden des Verstorbenen verkauft werden müßte. Er nahm nur den aufgewendeten Kaufpreis von 4225 Thlr. zurück, als einige

*) Nachricht von einer schönen That. Berlin 1781. (Jo. Gy.; ebenso die folgenden Schriften.) Vorn das Bild des Schlächters. Auf Titel und Rückseite Vignette, die ihn in seinem Laden und den Moment darstellen, wie er der Frau einen Beutel in die Hand drückt. — Vgl. außerdem: Dem Prinzen Friedrich von Braunschweig gewidmetes Supplement zum zweyten Stück der Chronika von Berlin. Die Anekdote vom Schlachter Teichmann betreffend. Nebst der Silhouette des Prinzen. Berlin den 1. Apr. 1781. Ferner die Gegenschrift: Etwas zur Nachricht von einer schönen That 1781. Die „edle That" wird auch im Beytrag zur Chronika von Berlin, 2. Stück, Berlin 1787 S. 46 fg. gefeiert.

Jahre später ein Speisewirth George das Haus für 6500 Thlr. erwarb, überließ den Mehrbetrag der Frau, von der er während der Zeit, daß er Eigenthümer war, nur die Zinsen der Kaufsumme als Miethsgeld genommen hatte, um sich dadurch für eine Forderung von 400 Thlr., die er an den Verstorbenen hatte, bezahlt zu machen. Freilich gab es Andere, welche die Sache wesentlich anders darstellten und den edelmüthigen Bürger als einen geschickten Geldmann hinstellten, der durch Darreichung einer gut verzinsten Hypothek ein anständiges Geschäft gemacht hatte.

Erfährt man so gelegentlich etwas von dem Preise eines Hauses, vermuthlich eines kleinen, da es von jener Wittwe allein bewohnt wurde, so ist man über die Miethspreise der Wohnungen wenig unterrichtet. Die Zeitungen melden von freien Wohnungen, geben aber selten die Zahl der Zimmer an und fast niemals den Preis. Es ist wahrscheinlich*), daß mit dem zunehmenden Luxus auch die Lust an größeren und daher theueren Wohnungen stieg; in einer gelegentlichen Notiz (Berl. Monatsschr. II, 457) wird berichtet, es sei nichts seltenes, daß eine einzige Etage, besonders in der Nähe des Schlosses, für 3 bis 400 Thlr. und darüber vermiethet werde.

Eine saubere Stadt war Berlin nicht. Alle früheren Versuche, eine regelmäßige, gründliche Straßenreinigung einzuführen, hatten keinen ernsten Erfolg gehabt. Nicht ohne Witz beleuchtete ein Süddeutscher**) diese Zustände: „Bei nasser Witterung sind die Stiefel in dieser Königlichen Stadt ein eben so unentbehrliches Ding als bey Tisch der Löffel, um Suppe zu essen. In andern Städten pflegen die Straßen noch alle Woche gereinigt zu werden; in Berlin hält man damit die Ordnung, wie in den öffentlichen Schulanstalten mit der zahlreichen Jugend, die reglementsmäßig alle halbe Jahre purgiren muß. Bei trocknem

*) Vgl. König V, 2, S. 304 fg., V, 1, S. 159. 272.

**) Hebe. Ein Pendant zum Ganymed. Germanien 1782. (Verf. Jos. Winckler, Nürnberg.) S. 29 fg.

Wetter dagegen möchte man ein Mittel wünschen, die Augen zu beharnischen, so wie nach einem guten Regen ohne geharnischte und bestiefelte Füße kein Durchkommen ist. Ganze Wolken von Staub geben den auf den Spaziergängen wandelnden Menschenkindern das Ansehen der Götter, wenn sie, in Wolken gehüllt, dem Auge der Sterblichen ihren Glanz verbergen". Selbst gute Berliner, wie die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift (II, 465) nehmen nur die Gegend von Kölln und die höher gelegenen Theile der Friedrichstadt von der allgemeinen Schmutzregion aus.

Diesen Zuständen entgegenzutreten, versuchte Tobias Faudel aus Straßburg i. E.*). Er legte (21. Nov. 1775) einen Plan zur Straßenreinigung nach dem in seiner Vaterstadt gebräuchlichen vor, wodurch 5000 Thaler für die königlichen Kassen erspart und viele Invaliden beschäftigt werden könnten. Die Kosten des Unternehmens, dessen Leitung er beanspruchte, berechnete er für 150 Karren, ebensoviele Knechte, — die existirenden 25 Karren sollten dem Unternehmer umsonst überlassen werden — 30 Schirrmeister und Aufseher, 50 Weiber auf den öffentlichen Plätzen, mit 5110 Thaler. Diese sollten dadurch aufgebracht werden, daß jeder Wirth, der 5000 Berliner Häuser — die 1180, die mehr existirten, wurden nicht besteuert, weil sie in ungepflasterten Straßen lagen — je nach der Größe seines Hauses zwischen 12 Groschen und 1 Thaler 10 Groschen jährlich, daß ferner jedes einfahrende Fahrzeug (Schiff oder Wagen) 3 oder 6 Pfennig Straßenreinigungsgeld zahlen und daß das Fehlende aus dem königlichen Fonds entnommen werden sollte, der bisher 6740 Thlr. 12 Groschen betrug. Das Hausgesinde müßte täglich, im Sommer vor 8, im Winter vor 9 den Staub in Haufen zusammenfegen, der dann täglich abgeholt würde; zweimal in der Woche sollten die Rinnsteine aufgemacht und gesäubert werden. Faudel's Plan

*) Das Folgende nach den Akten des G. St. A. Tit. CXV sect. W. No. 1.

wurde einfach verworfen, weil er „zu starke Anlage an die Häuser mache". Daher wollte Faudel für die bisher bewilligte Summe, unter Stellung einer Caution, die Abfuhr des Straßenkoths übernehmen, die fürstlichen Gärten umsonst mit Dünger versorgen, die Eisfuhren für den Hof und für die städtische Eisgrube zum Gebrauch der Fleischer übernehmen, die öffentlichen Plätze und Brücken nicht nur einmal wöchentlich, wie es bisher geschehen, sondern so oft man wolle, reinigen lassen, und sich mit den Wirthen wegen der Müllabfuhr vergleichen, die von diesen privaten vergeben würde. Trotzdem blieb es beim Alten, besonders auf Beschwerden der Interessirten, z. B. der Schmiede, die das Eigenthumsrecht der alten Karren besaßen und diese nur auf zweijährige Pacht überlassen wollten. Hindernd war wohl auch das Entgegentreten von Industrierittern, z. B. eines Kaufmanns J. M. Dieterich, der für die Ueberlassung eines Geheimnisses, mittelst dessen 50 000 Thaler verdient werden könnten, das Unternehmen der Straßenreinigung und große Summen beanspruchte. Faudel beschwerte sich aufs Bitterste (11. Mai 1777) und schob die Schuld seines Mißlingens auf die Polizei-Unterbedienten. Er gab an, daß er bereits Stroh gekauft, Felder und Wiesen gepachtet habe, er wies auf die ihm ertheilten trefflichen Zeugnisse hoher Beamten hin und bemerkte „das ganze Publicum freut sich dieser neuen Einrichtung halben und jedermann wünscht bald den Anfang derselben, sowie es auch die Circulaires, die ich in Ansehung der Wegschaffung des Mülls aus ihren Häusern herumgehen lassen, mit solchen Ausdrücken unterschrieben, daß der allgemeine Beifall daraus zu ersehen". So ungünstig die Sache für Faudel zu liegen schien, so erhielt er doch gegen eine Caution von 1200 Thalern den Contract (9. 24. Juni); am 28. Juli 1777 wurde ein „Avertissement oder Verordnung das Gassenreinigungswesen betreffend" erlassen.

Trotz der Neuordnung wurde die Sache nicht wesentlich besser. Die Gründe dazu lagen in dem mangelnden Entgegenkommen der Hauswirthe, in der schlechten Aufsicht der Polizei,

in den ungebührlichen Forderungen, die man an den Unternehmer stellte, der sich bald mit Corsika verband (später übernahm der Inspector Schwan den Contract), endlich wohl auch in den geringen Mitteln, über die dieser verfügte. Es kam zu Klagen und Beschwerden. Das Polizeipräsidium erhielt einen Verweis über die fortdauernde Unsauberkeit (18. April 1778). Faudel entschuldigte sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe damit, daß er im Auftrage des Gouverneurs Fourage und Kanonen habe wegfahren müssen (22. April). Die Bewohner der Pankow-Gasse (zwischen Heilige Geist- und Spandauer-Straße) beschwerten sich darüber, daß bei ihnen seit sechs Wochen nicht reingemacht worden sei (17. Mai). Derartige Beschwerden vermehrten sich; auf eine solche antwortete der Unternehmer, nach aufgegangenem Froste hätten zuerst die kleineren Straßen abgemacht werden müssen, dann kämen die größeren an die Reihe; auf eine andere, er werde mit Kanonen- Erd- und Schuttfahren am Hallischen und Cottbuser Thor so belästigt, daß er seinen Verpflichtungen nicht nachkommen könne. (März, April 1780). In einer solchen Beantwortung werden von dem neuen Unternehmer Schwan 36 neue Karren und 48 alte als Bestand angeführt. Dieser muß seine Rechnung bei der Sache gefunden haben, denn er wollte 1782 die Erbpacht erhalten oder den Contract auf 15 Jahre verlängern. Aber die von ihm geschaffenen Zustände unterschieden sich nicht wesentlich von den früheren. Am 15. November 1781 erklärte das General-Directorium, es sehe in den Straßen so entsetzlich aus, „daß die Fußgänger in Gegenden, wo starke Passage ist, fast gar nicht mehr fortkommen könnten"; im December 1781 erhielten zwei Polizeimeister die besondere Aufsicht über das Gassenreinigungswesen, wodurch eine kleine Besserung erreicht wurde; am 2. September 1785 mußten in einem neuen Publicandum alte Uebelstände gerügt und ihre Abstellung dringend gefordert werden.

Vielleicht war diese Verfügung unmittelbare Folge nachstehender, damals in den Zeitungen veröffentlichten, „Bittschrift eines Dreckhaufens an die Polizey, eingereicht am Sonnabend" (König V, 1, 440):

Ich armes Häuflein Dreck
Lieg' hier wie Du's befohlen,
Seit Montag wie auf Kohlen;
Und Niemand holt mich weg!
O! Mutter Polizey!
Sey flehentlich gebeten,
Laß' mich nicht ganz zertreten,
Ich fließe schon wie Brey.
Kaum bin ich noch ein Hauf',
Soll ich auf deinen Karren
Hier noch acht Tage harren,
Löst sich mein Wesen auf.

Außer durch den Schmutz wurde der Verkehr auf den Straßen durch die sog. Appareils und Krambuden erschwert. Gegen beide erfolgte in den 70er und 80er Jahren ein förmlicher Sturm. Aber jene, d. h. die erhöhten Rampen vor den Thorbögen der Häuser, die oft den ganzen Bürgersteig einnahmen, sämmtliche Passanten also nöthigten, den schmutzigen Fahrdamm zu benutzen, wurden erst durch eine Verfügung vom 5. März 1787 verboten, diese nach manchen früheren erfolglosen Befehlen definitiv am 20. Juli 1787 untersagt*). Diese Krambuden verunzierten die schönsten Plätze, verengten den Bürgersteig, hinderten die Aussicht auf schöne Gebäude, machten, wie bei der Petrikirche und dem Molkenmarkt, die Durchfahrt beschwerlich und erwirkten auf Brücken, z. B. der Roß- und Gertraudtenbrücke, überaus gefährliche Zustände. Man bemühte sich in jener Zeit**) vergeblich, Brücken und Plätze von dieser

*) Vgl. Berl. Monatsschr. XII, 1788, S. 150 ff.

**) G. H. A. B. v. Lamotte: Gedanken von der Schädlichkeit der großen und unbeweglichen hölzernen Krambuden, wie auch der hölzernen Brücken über den Rinnen in den Straßen der Städte, 1775. — Derselbe: „Ueber die hölzernen Krambuden in Berlin." Berl. Monatsschr. 1787, X. Band, S. 166—172.

Last zu befreien, die Buden in die Behrenstraße längs der Gartenmauern zu verlegen, vor Allem dahin zu wirken, daß Victualien, Kurz- und Galanteriewaaren in solchen Buden nicht mehr feilgehalten, daß die hölzernen durch steinerne ersetzt, die vorhandenen aber nicht mehr zu Wohnungen benutzt werden sollten.

Der Straßenschmutz und die ebenerwähnten Belästigungen der Passanten mußte es den Vermögenderen, die doch nicht in der Lage waren, sich eigenes Gefährt anzuschaffen, räthlich erscheinen lassen, sich nach Transportgelegenheiten umzusehen. Die unter Friedrich Wilhelm I. gestatteten Fiaker hatten sich nicht bewährt; die Besitzer der zwei am Schlosse stehenden Sänften (Portechaisen), die Sänften und Privilegien vom vorigen Könige erhalten zu haben behaupteten, erklärten, manchmal in vier Wochen keinen Dreier einzunehmen. Trotzdem fand sich 1779 ein ehemaliger Lieutenant Clair*), der das Sänftenwesen neu beleben wollte. Er gerieth freilich in Schulden; ein Kaufmann Aschenborn machte das Unternehmen wieder flott und erhielt es einige Jahre. Der Plan, auf den am 24. Juni 1779 dem Erstgenannten das Privilegium ertheilt, und der anfänglich auch wirklich ausgeführt wurde, war folgender: Es wurden 50 Sänften angeschafft, für deren jede zwei Träger bestellt waren. Sie wurden an 21 Stellen: am Opernhause, vor den Palais, den Rathhäusern, an Brücken, an einzelnen Kirchen, am Kammergericht aufgestellt. Für einen gewöhnlichen Curs in einem Stadtviertel wurden 2 Gr., in zwei verschiedenen 4 Gr., hin und zurück mit halbstündigem Warten 6 Gr. bezahlt; Warten wurde viertelstündlich mit 1 Gr. berechnet. Nachts, d. h. October bis April bis 6, Mai bis September bis 9 Uhr, wo jede Sänfte mit zwei Laternen beleuchtet wurde, war Trage- und Wartegeld um ein weniges erhöht. Die Kleidung der

*) G. St. A. Tit. CXV. sect. k. No. 4. Eine Notiz bei König V, 1, S. 386.

Träger sollte im Sommer ein grauleinenes Collet mit blauen Aufschlägen und einer Mütze sein, worauf die Nummer der Sänfte stand, im Winter ein blauer Surtout mit rothen Aufschlägen. Der Unternehmer berechnete seine jährlichen Kosten auf 7950 Thaler, wozu wohl eine monatliche Abgabe von 4 Gr. pro Sänfte an die Magistratskämmerei gehörte, die er bei 60 auf 6, bei 80 auf 8 Gr. zu erhöhen versprach. Aber obgleich von dem Fortgang des Unternehmens und der Zufriedenheit des Publicums geredet wird, so hatte die Sache doch keinen rechten Erfolg. Zu den vielen Unannehmlichkeiten und Processen, die der Unternehmer hatte, gehörte auch folgende kleine Episode. Unter den aufgenommenen Inspectoren war auch ein jüdischer, Pick. Dieser hatte bei dem halben Krach des Unternehmens eine Sänfte als Pfand behalten und erbat, um diese zu nutzen, die Erlaubniß, 10 Jahre lang tragen zu lassen. Doch wurde diese Bitte als der Clair'schen Concession zuwiderlaufend abgelehnt, und diese Ablehnung aufrechterhalten (29. Januar, 19. Februar 1783), trotz der Angabe des Petenten, er sei von vornherein „angenommen worden, um die Judenschaft tragen zu lassen".

Die gänzlich ungenügende Straßenbeleuchtung, über die schon in den früheren Zeiträumen geklagt worden war, hatte sich nicht gebessert. Damit hing zusammen, daß die öffentlichen Sicherheitszustände sehr viel zu wünschen übrig ließen. Zeugniß davon gibt ein Edict vom 15. December 1763. Es besagte, daß, da die Nachtdiebstähle immer häufiger wurden, ein Jeder gehalten sei, Nachts auf den Straßen mit einer Fackel oder Laterne zu gehen, widrigenfalls er bestraft werden sollte. Aus dem Jahre 1747 gibt es eine interessante Nachricht (Ramler an Gleim), daß in Berlin eine große Diebesbande ihr Wesen treibe. Der Anführer verkleidete sich als Schornsteinfeger, wurde, da er aus einem Kamin herausstieg, verhaftet, schlitzte sich den Bauch auf und starb. Ramler berichtete auch, daß bei einem von Herrn von Bielefeld gegebenen Diner sich Diebe unter die Lakaien mischten und das gesammte Silberzeug forttrugen. Besonders

berüchtigt war ein Dieb Käsebier, der am 30. September 1748 öffentlich ausgestäupt wurde*). Der Name dieses Diebes wurde so populär, daß die Karschin noch 1784 eine Diebesgesellschaft als die „Bande des neuen Käsebier" bezeichnete. Bei dieser Gelegenheit jammerte sie, „daß die Räuberei in Berlin in nicht viel kleinerem Ansehn als zu Paris oder zu London sei"**).

Solche Uebelstände waren in erster Linie durch die mangelhafte Nachtwache verschuldet. Diese***) „besteht aus einer Anzahl in alle Straßen vertheilter, mit Spießen und Seitengewehr gewaffneten Nachtwächter. Sie rufen alle Stunden der Nacht ab, wie hoch es an der Zeit sei und stoßen dabei ins Horn, bei einer vorfallenden Feuersbrunst geben sie ein besonderes Zeichen." Ein charakteristisches Beispiel, das beweist, wie schwer es hielt, in dieser Sache Besserungen einzuführen und das zugleich interessante Einzelheiten kennen lehrt, sei hier aus den Akten mitgetheilt†). Am 10. September 1775 stellte der „Oberbäckmeister" Mitschke vor, man möge im Voigtlande (Rosenthaler Vorstadt) zwei Nachtwächter anstellen. Da ein solcher jährlich 48 Thlr. erhalte, so könne die erforderliche Summe durch eine Auflage auf die Wirthe und Miether zusammengebracht werden, die für die ersteren 8 bis 12 Gr., für die letzteren 4 Gr. betrage. Auf Grund dieser Bitte machte der Stadtpräsident Philippi den Vorschlag, von den 123 Hauseigenthümern 1 Gr. 6 Pf., von den 267 Miethsleuten monatlich 6 Pf. Brunnen- und Nachtwachtgeld zu erheben, auch in jenen Stadttheil eine Spritze hinzuschaffen, die aber nicht in einem besonderen Spritzenhause aufbewahrt, sondern miethsweise für 12 Thlr. jährlich

*) Letztere Notiz König V, 1, S. 116. — Ueber andere Diebstähle und deren Bestrafung das. S. 104. 136. 154. 259. 290. 358.

**) An Gleim Z. f. preuß. Gesch. XII, 720.

***) Ich bediene mich der Worte Nicolai's I, 309, als des einzigen existirenden Berichts.

†) G. St. A. Tit. CXV sect. I. Colonistensachen 2. Rosenthaler Vorstadt.

untergebracht werden solle. Darauf entgegnete die churmärkische Kammer, daß die vor dem Rosenthaler Thore angesiedelten Gärtner noch in einem Freijahre lebten, sich daher zu einem Beitrage für Unterhaltung der Nachtwächter schwerlich verstehen würden; doch würde, da das Voigtland nicht weitläufig bebaut sei, ein Nachtwächter genügen. Wirklich verweigerten, wie aus einem Berichte Philippi's (26. Febr. 1776) hervorgeht, die Gärtner jede Zahlung; die Eigenthümer jedoch waren, bis auf einzelne arme, zur vorgeschlagenen Zahlung bereit; die Miethsleute dagegen, Tagelöhner, Maurer, Zimmergesellen, Kupferschmiede, Handlanger, Spinner, Wollkämmer, Invaliden waren insgesammt nicht im Stande, eine Zahlung zu leisten. In Folge davon würde, wie Philippi ausrechnete, nur eine jährliche Summe von 81 Thlr. 18 Gr. aufgebracht werden können; daher sollte der König gebeten werden, die zur Besoldung zweier Nachtwächter, nebst jährlicher Kleidung, sowie den nöthigen Anschaffungen als Hörner, Pfeifen, Spieße noch fehlenden 30 Thlr. als Zuschuß zu geben. Diese Bitte wurde abgelehnt. Daher sah sich Philippi genöthigt, die armen Leute, die nach der Meinung der churmärkischen Kammer sich zu einer winzigen Abgabe verstehen sollten, um ihr geringes Eigenthum zu schützen, zu einem Beitrage heranzuziehen, berechnete diesen aber im günstigsten Falle auf 11 Thlr. jährlich, beantragte daher, die Equipirung der Nachtwächter von der Nachtwachtkasse zu übernehmen (12. Aug.). So geschah es denn; die Nachtwächter, deren Thätigkeit in dem entlegenen Viertel ebensowenig verlockend war, wie ihre Besoldung, wurden angestellt. Kaum war jedoch die Anstellung erfolgt, als Eigenthümer und Miether mit ihren Zahlungen Schwierigkeiten machten. Philippi, der solches berichtete, stellte dabei den Antrag (22. Jan. 1777), zwei „Verordnete" mit einem jährlichen aus der Nachtwachtkasse zu zahlenden Gehalte von 10 Thalern zu ernennen, um auf die flottirende Bevölkerung ein Auge zu haben und über ihre Verhältnisse von Zeit zu Zeit zu referiren. Doch wurde dieser Vorschlag, der nur Kosten gemacht,

aber keinen greifbaren Vortheil geboten hätte, abgelehnt; die Beamten walteten, wie es scheint, ungestört ihres Amtes.

Die Bestimmungen früherer Zeit über das Feuerlöschwesen blieben auch in dieser Periode in Kraft. Von verheerenden Feuersbrünsten wird nichts berichtet; auch die früher so häufig in Folge des Einschlagens von Blitzen entstandenen Feuerschäden wurden seltener, seitdem man unter besonderer Mitwirkung von Achard und Herz angefangen hatte, Kirchen, öffentliche Gebäude und Privathäuser mit Blitzableitern zu versehen. Aber die Löschvorrichtungen waren ungenügend, die Theilnahme der Bedienungsmannschaft unsicher. Selbst wenn das Löschen prompt vor sich ging, wurde nur die Weiterverbreitung des Brandes gehindert, Leib und Leben gesichert; die Betroffenen jedoch, die nicht rasch genug ihre Habseligkeiten retten konnten, hatten keinerlei Ersatz zu erwarten. Solchen Ersatz zu schaffen, war nur den Feuersocietäten möglich, deren Errichtung schon Leibniz in Aussicht genommen hatte. (Vgl. oben, S. 92). Jedoch dieser Plan war, wie viele ähnliche desselben Meisters, unausgeführt geblieben. Nun kam man mehr als zwei Menschenalter später, auf den alten Gedanken zurück, nachdem von Regierungswegen für die Gebäude eine königliche Assecuranz-Compagnie eingerichtet worden war. (31. Januar 1765).*) Aber auch diese Pläne waren nicht von Erfolg begleitet.**) Am schnellsten wurde der erste von dem Inspector Rosenberg angeregte (11. Febr. 1782), zurückgewiesen. Auf seinen Antrag, jeder Miether solle zur Bildung eines Fonds zur Feuerassecuranz vierteljährlich 6 Pf. zahlen, entgegnete der Magistrat, daß solches „auf keine Weise annehmlich, vielmehr dem Publicum nachtheilig" sei und setzte zur Erklärung hinzu, daß jetzt jeder Miethsmann, sobald das Feuer ausbreche, sich in seinem eignen Interesse mit Löschen beschäftige; er werde sich darum aber gar nicht bekümmern, sobald

*) Vgl. Nicolai I, 344 fg.
**) G. St. A. Tit. CXV, sect. m. Nro. 12.

er bei einer Assecuranz nur gewinnen könne. Drei Jahre später (6. Dec. 1785), traten angesehene Berliner Kaufleute: Seidenburg, Ebart, Heyl, Catel, Béringuier u. A. unter eingehenderer Darlegung der Verhältnisse mit einem ähnlichen Gedanken hervor. Sie überreichten, in Anbetracht dessen, daß durch Feuersbrünste oft ganz vermögende Leute an den Bettelstab gebracht würden, den Entwurf zu einer Feuersocietät oder „zu einer Gesellschaft vereinigter Freunde zur Unterstützung und Wiederaufhelfung durch das Feuer verunglückter Handlungstreibender Mitbürger." Die Gesellschaft sollte in vier Beitragsklassen zu 20, 10, 5 und 3 Thlr., mit einem kleinen Aufschlag zur Deckung der Verwaltungskosten, zerfallen; der Eintritt in die einzelnen Klassen sollte nicht frei gewählt werden, sondern sich nach der Art des Geschäfts und nach dem Orte richten, wo die Waaren untergebracht waren. An die Spitze der einzelnen Klassen sollten Vorsteher treten, die von den Mitgliedern zu wählen waren, die die Geschäfte besorgen mußten u. A. auch das Recht besaßen, die außer der Wohnung liegenden Waarenläger zu inspiciren. Die Mitglieder hatten sich beim Eintritt eidlich zu verpflichten, kein Feuer böswillig anzustecken und den Schaden nicht zu hoch anzugeben; in Concurs gerathene Mitglieder mußten austreten. Nur Mobilien und Waarenlager wurden angenommen; dagegen weder Häuser noch Juwelen, noch Gold und Silber, noch Dokumente. War der Schaden geringer als die Einlage des Verlierenden, so wurde er voll bezahlt, war er größer, so erhielt der Betroffene nur seinen Beitrag, außer wenn durch Ausschreibung neuer Beiträge die grade vorhandene Summe beträchtlicher wurde.

Dieser complicirte und unvollkommene Entwurf fand bei den Behörden keine freudige Aufnahme. Das Generaldirectorium, welches das Redliche und Gute in der Absicht der Petenten anerkannte, mißbilligte die gewählte Klasseneintheilung und wünschte eine Bestimmung des Beitrags nach der Größe und Gefährlichkeit des Objects, war nicht einverstanden mit der Leichtigkeit des Austritts und verlangte zuverlässigere Bestimmungen über Aus-

mittelung des Schadens, eine stärkere Controle der Mitglieder, auf deren Rechtschaffenheit man sich nicht unbedingt verlassen könne. Erschwerender noch als dieses geringe Entgegenkommen der Aufsichtsbehörde war die Erklärung der Bevollmächtigten der obengenannten Assecuranz-Compagnie. (Febr. 1786.) Sie führten aus, daß eine solche Societät weder nöthig noch nützlich, noch zulässig sei, da die Compagnie ihre Versicherungen nun auch auf Mobilien ausdehne: das Verfehlte des Planes liege in der Vernachlässigung des Unterschiedes zwischen gefährdeten und nicht gefährdeten Gegenständen und in der Nichtberücksichtigung des Werthes der Waaren. Auf Grund dieser Auseinandersetzungen wurden die Petenten einfach abgewiesen. (29. März 1786.) Gleichen Mißerfolg hatte das Gesuch zweier anderer Berliner Kaufleute C. Grebin und Schlük (23. März 1794), die um Einrichtung einer ähnlichen Societät als einer „öffentlichen Polizeianstalt" baten.

Die Errichtung einer derartigen Gesellschaft hätte dazu beigetragen, Sicherheit und Ordnung zu befördern. Die Herstellung und Vermehrung dieser ließ sich die Regierung aufs Aeußerste angelegen sein.

Der Sicherheit wegen, mehr noch um politisch Verdächtige alsbald zu greifen, war eine strenge Fremdenpolizei eingeführt. Für ihre Existenz und Thätigkeit liefert Lessing's „Minna von Barnhelm" II, 2 ein classisches Zeugniß. „Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden schon die weisen Verordnungen unserer Polizei ... Wir Wirthe sind angewiesen, keinen Fremden, weß Standes und Geschlechts er auch sei, vierundzwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, Heimat, Charakter, hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen." Dieses Zeugniß findet Bestätigung und Erweiterung in folgender Aeußerung eines österreichischen Reisenden, des Baron Scherzer (Brief an den Polizeiminister von Pergen 17. November 1794)*), die freilich mit einiger Vorsicht aufzunehmen ist:

„Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit Jemanden, der bei der königlichen geheimen Polizei angestellt war. Dieser eröfnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spionen in den großen Städten die Würthe, Traiteurs und Eigenthümer der Hotels garnis wären, für welche der König zum Theil ganz, zum Theil die Helfte des Zünßes bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung ertheilt, durch welche Einrichtung in diesen Häußern allen Fremden ihr Haab und Gut sicher und heylig ist, da die Würthe dem König mit ihrem Kopf dafür haften müssen, dahero auch von keinem Diebstahl in diesen Häußern etwas zu hören ist. Für das aber, daß der König für diese Würthe den Zünß zahlet, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar — wenn Jemand bei ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheinet — von seinen bey sich habenden Briefschafften täglich einen verläßlichen Prothocoll-Auszug der Geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich der Große weit verläßlicher als durch die Wiener Tagzetteln täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten angekommen und was allda seine Beschäftigung seye."**)

Durch Vorsichtsmaßregeln allein konnte man natürlich Verbrechen nicht vermeiden. Diebstähle kamen, wie schon oben erwähnt, genug vor. Aber auch schlimmere Eingriffe in Leben und Sicherheit der Bewohner zeigten sich.

---

*) Buchstäblich nach Erich Schmidt. Ein kleiner Lessingfund in: Sonntagsbeil. d. Voss. Ztg. Nr. 21. 1889. (Vgl. E. Schmidt, Lessing II, 795.)

**) Eins der wenigen Berliner Stücke, das einen Gastwirth, und zwar den „der Stadt Paris" schildert, „Das Religionsedict", 1789, Akt 2, weiß von solchen Dingen nichts; dort ist der Wirth nur der sehr devote Knecht seiner Gäste, der freilich schließlich auch mit Gewalt Ruhe in seinem Hause herzustellen weiß.

Im Allgemeinen waren die gegen Verbrecher verhängten Strafen sehr strenge. Straßenräuber sollten mit lebenslänglicher Festungsstrafe, Todtschläger, sobald der Tod des Opfers erfolgte, mit dem Tode gestraft werden. Die Verurtheilung eines Bedienten zum Tode auf dem Scheiterhaufen — der Schuldige erlitt seine Strafe am 15. August 1786*) — gab Veranlassung zu einer Bitte, die in den Humanitätsgedanken jener Tage begründet war. Der 29jährige aus Landsberg a. d. W. gebürtige Bediente hatte seinem Herrn tausend Thaler gestohlen und einen Brand erregt, um der Entdeckung der That vorzubeugen. Der Brand wurde, ohne wesentlichen Schaden anzurichten, gelöscht, das Geld von dem Hehler dem Bestohlenen zurückgeliefert, trotzdem der Thäter mit jener furchtbaren Härte verurtheilt. Dagegen erhob ein Schriftsteller seine Stimme. Er beantragte, den Schuldigen milde zu bestrafen, um ihm Reue zu ermöglichen. Zur Begründung solcher Milde wies er auf die Geringfügigkeit des verursachten Schadens hin und plaidirte für die Unzurechnungsfähigkeit des Thäters, der sich wirklich vor seiner That von einem Dienstmädchen ein Licht geben ließ, womit er den Brand erregte. Als fernere Gründe, dieser That gegenüber Gnade walten zu lassen, führte der öffentliche Vertheidiger an, der Thäter sei ein Landeskind, er sei jung, Sohn armer Leute, er sei vorher unbescholten, ja wegen seines Wohlverhaltens allgemein bekannt gewesen, er sei durch die allzu leichte Gelegenheit zum Diebstahl verführt worden und sei endlich durch den Widerstand seiner Mutter, die ihm den Heirathsconsens verweigert, dem Laster in die Arme getrieben worden.

Zu den Klassen, über deren Mangel an Moral man besonders klagte, gehörten auch die Dienstboten. Nach einer 1746

*) C. O. 13. März 1786. König V, 1, 456. — Das Folgende nach der kleinen Schrift: Bitte und Flehn um Mitleiden gegen einen Hausdieb und Mordbrenner. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1786, P. Bourdeaux. — Die Schrift ist unterzeichnet: Guilelmus a Nicaro. — Die zweite Auflage beweist das Interesse, das man damals an der Sache nahm.

erlassenen, 1778 erneuerten Gesindeordnung sollte eine nur für grobe Arbeiten verwendbare Magd 8—10 Thlr., eine solche, die auch zu feinen Näharbeiten tauglich war, 12 Thlr. jährlichen Lohn haben. Die Klagen, die über sie, vornehmlich in Lustspielen, außerdem auch in Sittenschilderungen laut wurden, und die gerade am Ende dieser Periode nicht selten sind, beziehen sich nicht allein auf Unsittlichkeiten, sondern eben so sehr, wenn nicht mehr, auf Untreue, Putzsucht, Pflichtvergessenheit, Undankbarkeit. Ein Klageruf einer Hausfrau*) macht als Ursache des Verderbens des Gesindes namhaft: Zahlenlotterie, Vergnügungen, Kleideraufwand. Zum Lotteriespielen benutzten sie das Eimergeld (wohl dem heutigen Marktgroschen entsprechend). Um tanzen zu können, nahmen die Köchinnen auf ihren Marktgängen bei einem Schneidergesellen in einem Garten der Landsbergerstraße für 2 gr. Unterricht. Sie trieben großen Aufwand, trugen „Dormösen“ Hauben mit Bändern, weshalb sie sich für grobe Arbeit zu gut hielten, einen „falbalirten“ Anzug mit einem „bekräuselten Flortuch“ nebst einer „flornen Schürze“, sie kräuselten Sonntags das Haar und thaten Puder und Pommade hinein. Bei solchen Klagen sah man, wie bei ähnlichen Lamentationen aller Zeiten, auf vergangene Tage wie auf glanzumflossene einer einfachen guten nicht wiederkehrenden Zeit zurück. Denen gegenüber, die das anspruchsvoll gewordene Gesinde für den alleinschuldigen Theil hielten, standen aber die ruhiger und gerechter Urtheilenden, welche den Gebietenden einen Theil der Schuld beimaßen. Aus diesem Gefühle des eigenen Unrechts entstanden Vorschläge, wie die Lage der Dienenden zu bessern sei.**) Sie sind noch sehr wenig tief und zeigen sowohl in der Art der Be-

*) Etwas über das weibliche Gesinde. Von einer Hausfrau unterzeichnet: F. A . . . . geb. R.; Berlin. Monatsschr. XI, 1788, S. 676—684.

**) Relationen 1755 (über das Blatt s. oben S. 402 fg.) S. 293 ff. 429 ff. 453 ff. 469 fg. 781 fg. 805 ff. Der erste Aufsatz führt den Titel: „Ohnmaßgebliche Gedanken von einer Societät, so zum Besten der Herrschaft und des Gesindes zu errichten.“

handlung der Frage, als in der Art der Vorschläge selbst, daß die Frage noch durchaus nicht für brennend gehalten, sondern einstweilen nur mit jenem philanthropischen Wohlwollen erörtert wurde, das diese Periode überhaupt kennzeichnet. Ein Vorschlag ging dahin, ein Büchlein zu entwerfen, worin die Pflichten des Gesindes und der Herrschaft aufgezeichnet sein sollten; das Büchlein sei dem Gesinde vorzulesen; Pfarrer und Lehrer sollten sich der Sache annehmen. Ueber die Art und Weise, wie dieser Vorschlag ausgeführt werden sollte, der übrigens von einigen bekämpft, von Anderen lebhaft befürwortet wurde, waren sich die Antragsteller wenig klar. Darüber mußten aber alle bald einig sein, daß eine Vorlesung der Pflichten doch nur eine sehr getheilte Wirkung thun würde, vielleicht die, Willige anzuspornen, Unwillige zu erbittern, keineswegs die, Alle zu friedlicher Ausübung ihrer Obliegenheiten anzuleiten. Daher trat als praktischerer Vorschlag hinzu, eine Gesellschaft zu errichten, welche diejenigen Dienstboten, die 4, 6 oder 8 Jahre treu gedient hatten, irgendwie belohnen sollte, durch Vermittlung einer anständigen Heirath, durch Versorgung in einem Hospital, durch Beförderung zu einer Bedienung, welcher sie gewachsen seien. Auch die Einführung einer besonders für die Dienstmädchen bestimmten Kleiderordnung wurde angeregt. Doch blieb es bei diesen allgemeinen Vorschlägen, die mannigfach hin und her discutirt wurden, ohne daß die praktische Ausarbeitung im Einzelnen angerathen wurde; zur wirklichen Ausführung kam es überhaupt nicht.

Aus Furcht vor Strafe, aus Unlust am Leben, das ihnen die erwarteten Freuden nicht gewährte, gingen viele Dienende und Höherstehende in den Tod.

Auch über die Zahl der Selbstmorde gibt es für jene Zeit eine interessante Zusammenstellung.*) Im Allgemeinen war von ordnungsmäßiger Statistik keine Rede. Zwar wurden die

*) Betrachtungen über die Berlinischen Selbstmörder. Berl. Monatsschr. XII, 1788, S. 200—223. 367—378.

Todtenlisten auf dem Rathhause angefertigt, aber sie waren häufig unvollständig, die Todesursachen wurden verschwiegen. Im Mai des Jahres 1766 meldete die Karschin an Gleim, seit Anfang des Jahres hätte ein Viertelhundert Menschen ihrem Leben ein Ende gemacht.*) Eine „Liste der Selbstmörder" wurde gelegentlich von dem Bettelvogt angefertigt, der die Aufgabe hatte, die Leichen aus dem Wasser zu ziehen. Aus einer Zusammenstellung von 1781—1786 zählt er zusammen 239 Selbstmörder. Da in diesen 6 Jahren etwa 30 000 Personen in Berlin starben, so kamen auf 1000 Gestorbene etwa 8 Selbstmörder, eine Zahl, die bedeutender war, als in irgend einer andern europäischen Großstadt. Von diesen 239 starben die Meisten, 136, durch Ertrinken, wobei denn wohl Manche durch Unglücksfälle umkamen, daher nicht auf das Conto der Selbstmörder zu setzen sind, 53 durch Erhängen, 42 durch Erschießen; 8 schnitten sich den Hals ab. Zu dieser großen Zahl der Selbstmörder lieferte das Militär das größere Contingent 132, während natürlich in der Bewohnerzahl der Civilstand bei weitem überwog (nach Nicolai gab es damals 111,635 Bürgerliche, gegen 33,386 Soldaten). Als Ursachen der Selbstmorde nennt der Berichterstatter nicht die durch Irreligion erzeugte Lebensunlust, sondern Hunger und Mühsal. Die Zeit, in welcher die größte Zahl der Selbstmorde vorkam, war April und Mai; für die Soldaten aus dem Umstande erklärlich, daß in die genannten Monate die schlimmste Zeit des Exercirens fiel, welche auch die schwersten Ausgaben für Wichse, Kreide u. dgl. von ihnen verlangte. Der großen Zahl der Selbstmorde der Soldaten entgegenzutreten, empfiehlt der Berichterstatter als wirksames Mittel eine bessere Behandlung; sodann Ausschreiben von Belohnungen für Diejenigen, welche die dem Ertrinken Nahen wieder zum Leben zurückbrachten.

Während die Zahl derer wuchs, die freiwillig aus dem Leben schieden, verringerte sich die Zahl derer, die sich in der

*) Zeitschr. f. preuß. Gesch. 12, 705.

Absicht, Nachkommenschaft zu erzielen, vereinigten. Die Zahl der Ehen wurde ganz auffallend kleiner.*) 1763 waren noch 1283 Ehen geschlossen worden, 1764 nur 1221, 1777 war die Zahl auf 901 gefallen, hob sich dann 1779 auf 1030. Die Durchschnittszahl von 1742 bis 1756 war 1148, von 1762 bis 1776 : 902; von 1776 bis 1778 : 824. Noch ungünstiger stellt sich das Verhältniß, wenn man die Zahl der Ehen mit der Bevölkerungsziffer zusammenstellt. 1712 heirathete der 49. Mensch, 1755 der 52., 1778 nur noch der 78. Der geduldige Schriftsteller, dem wir diese Nachrichten und Berechnungen verdanken, will als hauptsächlichen Grund der Verringerung der Ehen die in Folge des Krieges eingetretene Verminderung des Wohlstandes gelten lassen, doch wird man noch einen andern dafür wirksamen Faktor anführen müssen: die Zunahme der Unsittlichkeit.

Ueber dieses Kapitel ist von den Feinden der Aufklärung viel gehandelt, aber mehr gefabelt als bewiesen worden. Daß Immoralität eine Folge religiöser Aufklärung sein müsse, ist ein nur bei orthodoxen Theologen feststehender Satz. Die wahren Aufklärer wußten daher sehr wohl, was sie thaten, wenn sie den nothwendigen Zusammenhang von Moral und Theologie oder Religion leugneten. Sie konnten kraft ihres Gerechtigkeitsgefühls nicht in Abrede stellen, daß Berlin eine sittenreine Stadt zu sein aufgehört hatte, aber sie durften diese Abkehr von patriarchalischer Sitteneinfalt nicht auf die Läuterung religiöser Begriffe schieben. Daß Schwächlinge, ohne moralischen Halt, jetzt, da sie den Religionszwang von sich warfen, auch wähnten, aller sittlichen Verpflichtungen ledig zu sein, soll dabei natürlich nicht in Abrede gestellt werden.

Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß auch schon im Zeitalter Friedrich's des Großen eine larere Moral in Berlin

*) Vgl. den Bericht in den „Briefen über Berlin." (Berl. Monatsschr. 1783, II, S. 453.)

sich bemerkbar machte. Die Gründe liegen aber gewiß nicht in der Aufklärung, die als besonders charakteristisch für jenes Zeitalter gilt, sondern hauptsächlich in drei Puncten. Der erste ist, daß das Beispiel und die Controle von oben fehlte. Friedrich Wilhelm I. hatte ein strammes Regiment gehandhabt, ein fleckenloses Eheleben geführt und Niemandem das „Debauchiren" in irgend welcher Beziehung durchgelassen; Friedrich der Große lebte von seiner Frau getrennt, gab dadurch, wenn auch schuldlos, zu manchem Klatsch Veranlassung, und wollte sich grundsätzlich nicht in das Privatleben seiner Unterthanen mischen. Der zweite ist das Anwachsen Berlins zu einer Großstadt, die, wie das im Wesen einer großen Stadt liegt, unlautere Elemente unverhältnißmäßig rasch und viel an sich zog, welche glaubten, dort ihr lichtscheues Gewerbe mit gutem Erfolge betreiben zu können. Der dritte ist die Französirung der Stadt. Was zu jener Zeit von Frankreich kam, waren nicht mehr die arbeitsamen, sittenreinen, glaubensstarken Einwanderer von ehemals, sondern abgesehen von einzelnen tüchtigen Gelehrten und ernsten Schriftstellern, Abenteurer und galante Damen. Dazu kam die Lectüre unzüchtiger Gedichte und sehr freier Erzählungen, wie sie damals in Frankreich Mode waren, und bei der Vorliebe für französische Lectüre, die in den höheren Gesellschaftskreisen herrschte, auch in Berlin gepflegt wurde. Die französischen Bücher wurden in den Originalausgaben in den Buchhandlungen feilgeboten, außerdem aber in Nachdrucken verbreitet; es war selbstverständlich, daß sie eine üble Wirkung auf junge Leute übten, die nicht, wie verständnißlose Erzieher meinten, die Bücher bloß als Sprachmuster betrachteten, sondern auch den Inhalt als Vorbild anzunehmen geneigt waren. Trotzdem wird man von einer allgemeinen Verderbtheit schwerlich reden können. Berlin war schon damals besser als sein Ruf. Dieser Ruf war allerdings herzlich schlecht. Gemacht war er durch fromme Priester; bestärkt wurde er durch einzelne österreichische Schriftsteller, die ihren Haß gegen den siegreichen Staat durch Hohn

gegen dessen Hauptstadt zum Ausdruck brachten, bestätigt wurde er durch das Urtheil einzelner Schriftsteller von Ruf, Georg Forster (1779) und Christian von Stolberg (1775)*). Bei den Urtheilen der Genannten, die übrigens beide die Schönheit der Stadt sehr hervorheben, muß man die fromme Gesinnung des Letzteren und für den Ersteren den Umstand erwägen, daß der Urtheilende nur fünf Wochen in Berlin zubrachte. Er erklärte „die Frauen allgemein verderbt" und Christian Stolberg, der kaum vierzehn Tage in Berlin war, meinte, „der Ton der großen Gesellschaft ist affectirt und afterfranzösisch. Die Minister hoffärtig und die Weiber albern und gezwungen. Roth gefärbt und mit Federn besteckt wie die Schlittenpferde. Die abscheulichsten, widernatürlichsten Laster heben ihr Haupt öffentlich empor und haben besonders ihr Wesen in den prinzlichen Häusern, von da breiten sie sich aus und vergiften ein Volk, das den Damm der Religion längst durchbrochen hat". Solcher Zeugnisse gibt es noch mehrfache. In dem Bericht des englischen Gesandten (1772)**) heißt es: „Berlin ist eine Stadt, wo es weder einen ehrlichen Mann noch eine keusche Frau gibt. Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Klassen. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein sehr ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, denen Zartgefühl und wahre Liebe unbekannt sind und die sich Jedem preisgeben, der sie bezahlt."

Daß Solches thörichte Uebertreibungen sind, wird jeder Unverblendete ohne Weiteres zugeben. Aus ihnen allein Schlüsse zu ziehen, wäre ebenso ungerecht, als aus Besuchen der Redouten oder öffentlicher Tanzlokale (oben, S. 631) die Mo-

*) Forster's Brief z. B. bei Streckfuß I, 470; Christ. Stolberg's im Goethe-Jahrb. X, 144, Geiger, Vorträge 166. — Vgl. ferner Janssen, Stolberg I, 69; dort urtheilt Fr. L. v. Stolberg, 19. Dez. 1775, viel richtiger: „Man affectirt hier einen leichtsinnigen Ton, um die ennuis zu verbergen".

**) Die Stelle entnehme ich Mehring, die neue Zeit X, 2, 186.

ralität der ganzen Bevölkerung einer großen Stadt zu beurtheilen.

Solchen Uebertreibungen gegenüber ist es doch gut, ohne eben eine Apologie des Sittenzustands Berlins versuchen zu wollen, auf das Zeugniß eines französischen Schriftstellers hinzuweisen, der Jahrzehnte lang in Berlin lebte, Sticotti*). Ihm, der in seinem Heimathslande andere Zustände zu sehen gewohnt war, erschienen die Berliner Schönen schamhaft und grausam gegen seine Landsleute. Ein anderer französischer Beobachter**) drückt sich gleichfalls durchaus günstig über die Frauen aus. Er sagt von den Berlinerinnen und von den Bewohnerinnen Preußens überhaupt: „Die Frauen sind meist blond, sehr stark; ihre Taille hat weder die Feinheit noch die Eleganz der Engländerinnen; ihre Figuren sind nicht so lebhaft und aufgeräumt, daß sie zu entflammen vermögen; ihre Stimme ist sanft, aber nicht durchdringend; man empfindet in ihrer Nähe weder die Unruhe noch die holde Verwirrung, welche den Reiz der Liebe ausmachen. Die Lust nicht das Gefühl beleben ihren Taint und verschönern sie manchmal; sie sind und fühlen sich stets wohlgeboren. Die Damen des Hofes, noch sanfter und ehrsamer als die anderen, nehmen keine strenge abwehrende Miene, sind aber nicht weniger geachtet".

Wenn aber diese directen Beweise nicht genügen, dem könnte mit dem folgenden indirecten gedient sein. Eine Zeit großer Unsittlichkeit hinterläßt gar manche Zeugnisse ihrer Anschauung in der schönen Litteratur und Kunst. Von der einheimischen Litte-

*) Ueber Sticotti s. oben S. 510 ff. Ich setze aus seinem dem Berliner Thiergarten gewidmeten Gedichte Le Parc folgende Stelle wörtlich hierher: Mais en ces Dédales bizarres. Je vois, rajustant leurs attraits Ces nymphes de faveurs avares Qui dans Berlin sont si barbares Aux jeunes officiers français: La pudeur les fait disparaître. Ich glaube nicht, daß man die Stelle ironisch auffassen darf.

**) Le Spectateur en Prusse par M. de la Croix. Paris 1767. S. 45.

ratur ist schon die Rede gewesen; von einem unsittlichen Zuge, der in ihr vorkommt, kann aber kaum gesprochen werden. Ebensowenig zeigt die Kunst einen solchen Zug. Sie, die zu jener Zeit in ihrem hervorragendsten Interpreten ein stark realistisches Gepräge besitzt, weiß wohl Frohsinn und Lebensgenuß, einen gewissen Leichtsinn und volles Weltbehagen zu schildern, hält sich aber von der Ausmalung aller Scenen frei, die sich von dem Gebiete guter Sitten entfernen.

Zwanzigstes Kapitel.

Bildende Kunst.

In den früheren Zeiten war das, was man Berliner Kunst nannte, durchaus von dem jeweiligen Regenten bestimmt worden. Auf eine holländische Periode war eine französirende gefolgt; diese war unter dem nüchternen Soldatenkönig durch eine stillose, alles nivellirende abgelöst worden. Friedrich knüpfte auch in Kunstdingen an seinen Großvater an. Er brachte jedoch den französischen Geschmack zur ausschließlichen Herrschaft. Aber gerade unter seiner Regierung zeigte sich, daß Berlin nunmehr wohl der Anregung seitens des Hofes folgte, aber sich ihr nicht willenlos gefangen gab, daß es vielmehr die Kraft besaß, eine selbständige Richtung neben der vom König beschützten einzuschlagen*).

*) Für das Folgende P. Seidel: Friedrich der Große als Kronprinz in Rheinsberg und die bildenden Künste (Jahrb. d. kön. preuß. Kunstsammlungen Bd. IX, S. 108 ff.). — Die Uebersetzung der Verse Friedrichs von H. Hoffmann. Derf.: Friedrich der Große als Sammler von Gemälden und Sculpturen, a. a. O. Bd. XIII, S. 183—212. du Bois-Reymond, Friedrich II. in der bildenden Kunst, Lpz. 1887; E. Curtius: Friedrich II. und die bildenden Künste (Alterthum und Gegenwart II, 1882, S. 191 ff.). Vortrag R. Dohme's in der Kunsthistorischen Gesellschaft, Berlin, 29. Jan. 1892: „Friedrich II. als Bauherr", der auch noch an anderer Stelle benutzt ist. Ueber die Darstellungen Friedrich's in der Kunst vgl. das seltene Buch: Leben und Thaten Friedrichs des Einzigen, Königs von Preußen, in einer Reihe v. Kupferstichen u. Holzschnitten gesammelt von J. F. Krieger, Halberst. 1817.

Friedrich's Idylle in Rheinsberg war wie der Litteratur so der Kunst zu Gute gekommen. Sie glich, wie ein Zeitgenosse gesagt hat, einem Watteau'schen Gemälde. Französischen Geschmack verrieth jeder Kunstgegenstand, den Friedrich anschaffte. Solchen Geschmack hatte er auch für die Kunst von seinem Erzieher Duhan de Jandun und seiner Gouvernante Frau von Rocoulle gelernt. Darum hatte er, frühzeitig das Sammeln beginnend, Bilder von Watteau und Lancret, Pater, Boucher, Chardin, des ferneren weniger bekannte von Boulogne, Coypel, Carle van Loo und manchen Anderen angeschafft; von dem letztgenannten, den Friedrich vergebens suchte in seine Dienste zu ziehen, war ihm ein Bild „Jason und Medea", aus der Bayreuther Erbschaft zugefallen, auf dem die berühmte Clairon abgebildet war. Ein Bild Voltaire's, des Vielgeliebten, von einem französischen Meister gemalt, hing im Bibliothekzimmer, dessen Decke mit einem Wissenschaft und Litteratur allegorisch darstellenden Gemälde geziert war; Blumenstücke von Dubuisson schmückten das Schreibzimmer.

Friedrich lernte als Knabe Zeichnen und Malen, brachte es darin aber nur zu geringer Fertigkeit. Aus der Knabenzeit und der Cüstriner Periode haben sich einige Copien und wenige Porträts erhalten. Später übte er das Talent nicht sonderlich viel aus. Nur daß er, nicht gerade zum Vortheil seiner Bauten, Zeichnungen entwarf und nach ihnen Schlösser und andere öffentliche Gebäude ausführen ließ. War er in seiner Frühzeit geneigt, Andere abzuconterfeien, so war er, der freilich nie in demselben Grade wie sein Vater beflissen war, sein Bild malen zu lassen, doch wenigstens damals den Bitten derer zugänglich, die ihn abzubilden verlangten. Während der Kriegszeit aber schützte er das Fehlen der Schönheit und der Muße vor, und auch in späteren Friedenszeiten blieb er dieser offenbaren Abneigung getreu, von der er gelegentlich nur in der Weise abging, daß er, ohne dem Künstler eine Sitzung zu gewähren, während einer längeren Audienz, die er jenem einräumte, seinen Kopf nach den verschiedensten Seiten wendete.

Das Liebliche und Erfreuliche sollte nach Friedrich's Meinung in der Kunst dargestellt werden. Ihm, dem jedes aufdringlich Religiöse zuwider war, konnten religiöse Bilder nicht gefallen. Wie er Lancret's, den er sonst liebte, Höllenbilder verwarf, so mochte er auch Pesne nicht als Maler von Altarbildern sehen und sprach ihm gegenüber die Grundsätze aus, daß nur der Stoff den Erfolg verbürge, und daß der echte Künstler nichts schaffen dürfe, was seiner Begabung und somit wahrer Kunst unwerth sei. Diese Anschauungen sprach er in folgenden Versen aus:

Dein Pinsel, ich gesteh's, er darf Bewundrung fordern,
Doch schwerlich wird die Glut der Andacht vor ihm lodern.
Die Heiligen gib auf, die trüb' ihr Schein umkränzt,
Und übe deinen Stift an dem, was lacht und glänzt.
Er mag den heitern Tanz der Amaryllis zeigen,
Die Grazien hochgeschürzt, der Waldesnymphen Reigen;
Und immer sei gedenk: Dem Liebesgott allein
Dankt deine holde Kunst ihr Wesen und ihr Sein.

Das lebendige Kunstinteresse der Rheinsberger Zeit wurde geringer mit dem Beginn des Berliner Lebens und seiner ernsten, den ganzen Menschen fordernden Aufgaben, wenn der König auch noch manchmal namentlich über billige Ankäufe sich entzückt äußern konnte. Seine Gunst schenkte er nunmehr in weit höherem Grade der Litteratur, gemäß den Worten, die er einmal an Voltaire schrieb: „Die Geistesindustrie ist der mechanischen Industrie der Künstler bei Weitem vorzuziehen."

Doch verschwand die Kunstliebe und der mit ihr eng verknüpfte Sammeleifer in der Regentenzeit nicht ganz. Allmälig wandelte sich der Geschmack: von den Franzosen, die er als Kronprinz am meisten bewundert hatte, wandte sich Friedrich zu den Niederländern — war doch seine holländische Reise 1754 zu dem Zwecke unternommen, Bilder der großen Vlamen zu kaufen —, konnte aber bei Rubens und van Dyk nicht denselben erheiternden Eindruck gewinnen, wie ehedem bei den Franzosen. Für die großen Italiener gewann er dagegen nie ein rechtes Verständniß:

Rafael stellte er immer unter Correggio, und für einen größeren Künstler als die Meister des Cinquecento hielt er Pompeo Battoni. Gewisse Lichtwirkungen zog er der Darstellung des Schönsten vor, so daß er bei der Kunde von der Ausgrabung Pompejis zunächst die Frage that, ob die Alten das Helldunkel gekannt hätten. Die geringe Ausbildung seines Kunstgeschmacks zeigte sich in einem eigenthümlichen Schwanken seiner Anschauungen: bald verlangte er die ideale Darstellungsart in der Kunst, so daß er die Abbildung des Gewöhnlichen, Kleinbürgerlichen verachtete, bald trieb er den Realismus so weit, daß er die Wahl der römischen Imperatorentracht für sich, oder die des griechischen Kostüms für Voltaire ablehnte und auch in Kunstgebilden einen Jeden in der ihm eigenthümlichen Gewandung zu sehen begehrte.

Friedrich's Verhältniß zur Kunst war weniger Herzens-, als Verstandessache. Er sammelte nicht aus Begeisterung; die bildende Kunst war ihm vielmehr nur Mittel zum Zweck. Sein Gemäldesaal mußte gefüllt werden; daher konnte er schreiben: „Sobald ich genug Bilder erlangt habe, höre ich auf." Die kunstgeschmückte Umgebung war ein nothwendiger Bestandtheil der Art, wie er sich die Erscheinung des mächtigen Fürsten dachte. Daher war das wirthschaftliche Moment für ihn bestimmend. Auswärtige Künstler beschäftigte er vielfach, aber nicht gern im Ausland, sie mußten in Berlin oder Potsdam arbeiten; auch Rohmaterialien bezog er aus dem Inlande: statt sächsischen Sandsteins kaufte er magdeburgischen; aus Schlesien ließ er farbigen Marmor und Chrysopas kommen. Wenn er die Gobelinmanufaktur zu Grunde gehen ließ, so that er es, weil diese Teppiche der Mode der Zeit nicht mehr entsprachen; statt deren begünstigte er: Feuervergoldung, Herstellung von Schildpattarbeiten, Seidentapeten, Holzbildhauerei, Dekorationszeichnen. In den ersten Jahrzehnten seiner Regierung verbrauchte er für Erzeugnisse der Kunst und des Kunsthandwerks ungeheure Summen, die in keinem Verhältniß zu dem sonstigen Staatshaushalt standen; später wurde er sparsam, fast geizig, weil er das, was er wollte, erreicht hatte.

Trotz dieses ganz bestimmten Standpunctes war er nicht einseitig in der Auswahl der Kunstwerke, die er kaufte; doch bestimmte er das von ihm Erworbene nicht für öffentliche Sammlungen, sondern zunächst für den eigenen und den Genuß der Seinen, freilich mit der Maßgabe, daß auch das Publicum zu den Gärten und Tempelchen Potsdams Zutritt erhielt, in denen er seine Schätze aufstellte. Vielmehr schaffte der Liebhaber französischer und holländischer Kunstwerke, entweder selbst oder durch seine Unterhändler Gotzkowsky und Oesterreich, auch antike und Renaissance-Werke an. 1742 kaufte er die Antiken-Sammlung des Cardinals Polignac, bei der freilich mancherlei Täuschung mit unterlief, z. B. durch die sog. Familie des Lykomedes, eine „plastische Maskerade", zu der Lambert Siegisbert Adam eine Anzahl Fragmente durch entsprechende Kleidung und Geräthe in willkürlichster Weise zusammenstellte*). 1747 gelang ein Hauptkauf: der Adorant (Antinous) aus dem Besitze des Fürsten Liechtenstein, der dorthin nach manchen Wanderungen aus Fouquet's Sammlung gekommen war; 1753 ein in seiner Art nicht minder kostbarer Erwerb, die Jo des Correggio; 1767 prächtige Vasen und Bronzen aus der vente Julienne in Paris. Auch durch Geschenke, z. B. sehr werthvolle des Königs von Frankreich, wurden die Besitzthümer vermehrt, die die Grundlage unserer modernen Museen wurden; aus der Hinterlassenschaft der Markgräfin von Baireuth kamen alte und neue Werke; Merkur und Venus von Pigalle bereicherten die französische Abtheilung.

In der nächsten Umgebung Friedrich's während der Rheinsberger und in den ersten Jahren der Berliner Zeit lebten zwei Künstler, die geradezu seine Geschmacksleiter waren, und deren

*) „L. S. Adam und M. A. Slodtz in Paris arbeiten für den König." Aus ihrem Nachlasse kamen Werke an ihn durch Mettra's Vermittelung. Edm. Scherer, Grimm (Paris 1887) p. 465. Vgl. nun auch die Mittheilungen von Seidel, Jahrb. XIII, 190 ff.

Entfernung eine Aenderung in seiner künstlerischen Richtung hervorrief: Pesne und von Knobelsdorff.

Diese beiden Künstler verlangen an dieser Stelle eine Würdigung, obwohl der erstere in eine etwas frühere Periode hinüberragt. Antoine Pesne*) (1683—1757) lebte schon von 1711 an in Berlin, seitdem er durch das Porträt des Grafen Knyphausen Friedrich I. bekannt geworden war. Er blieb auch in der kunstarmen Zeit Friedrich Wilhelm's I. Berlin treu; wenigstens kehrte er von längerem Aufenthalt in Dresden, Paris und London immer wieder dorthin zurück. Er war hauptsächlich als Bildnißmaler thätig, erwarb als solcher großen Ruhm und hinterließ eine förmliche Galerie zeitgenössischer Bilder, aus der man mit Behagen eine frohmuthige, lebenskräftige Generation in ihren verschiedensten Repräsentanten erkennt, alle ungemein ähnlich, nur leider alle mit einer damals üblichen Verschönerungssucht dargestellt, die oft das besonders Charakteristische vermissen läßt. Unter seinen Bildnissen sind die des Königs und anderer Mitglieder des Königshauses hervorzuheben, eines der anmuthigsten das liebliche Bildchen der prinzlichen Geschwister, auf dem Friedrich sich durch seine Schwester Wilhelmine vom Trommelschlagen zum Blumenpflücken nicht wegziehen lassen will. Er liebte es ferner, seine behäbige, freundliche Gestalt, allein oder in Gesellschaft anderer Familienmitglieder darzustellen. Er führte charakteristische Erscheinungen des damaligen Berliner Lebens vor, die anmuthige Tänzerin Cochois, die spätere Gattin des Marquis d'Argens, die schöne Barbarina oder den Kupferstecher G. F. Schmidt und seine Gattin, den Bildhauer King und Andere. Eines seiner

*) Seidel, der auch hierfür benutzt ist, liefert eine eingehende Biographie, namentlich die Beschreibung des Deckengemäldes, Gazette des beaux-arts 1891, auch Sep.-Dr., 32 SS. Manches Neue über Pesne derf. im Jahrb. XIII, vgl. S. 258 A. 1. Ueber Pesne ferner: Dussieux, Les artistes français à l'étranger, Paris 1856, S. 58—66. S. 67 ff. auch Notizen über andere französische Maler und Bildhauer in Berlin. Sonst A. D. B. XXV, 430—432 und die das. erwähnte Lit. Viele Porträts von Pesne waren in der Rococo-Ausstellung, Berlin, Mai 1892, vereinigt.

prächtigsten Bilder ist das La Mettrie's. Aber auch die Hofgesellschaft, die Gefährten aus Friedrich's Zeit erscheinen in ihren charakteristischen Typen: neben den ernsten Arbeitern, Knobelsdorff mit seinem mächtigen geistreichen Kopfe, Jordan, dem schwermüthigen, weltabgewandten Gelehrten, die froh Genießenden, Gotter, Chasot, Keyserling mit seinem Lieblingsattribut der Flasche. Die Rheinsberger Zeit mit ihrer Freude und ihrer Lebenslust erscheint in diesen Bildern in wunderbarer Weise verkörpert. „In Composition", sagt Seidel, „Zeichnung und leuchtender Farbengebung stellt Pesne den Höhepunkt dessen dar, was im Berlin des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Malerei geleistet worden ist." Pesne, der seit 1711 der Akademie angehörte*), begann von seinem Eintreffen in Berlin an große Einwirkung auf eine ganze Reihe jüngerer Mitstrebender zu üben, die alle noch lange nach seinem Tode seinen Einfluß erkennen ließen. Seit seiner vielleicht durch Knobelsdorff veranlaßten Verbindung mit Rheinsberg betrieb er außer der Bildniß- auch die Decorationsmalerei. Von dieser ist als kennzeichnendstes Denkmal der Musiksaal des Rheinsberger Schlosses übrig geblieben; Pesne's Hauptleistung darin, ein für jene Zeit bedeutendes Kunstwerk, ist das große Deckengemälde. Es stellt die Rosse des Sonnengottes dar, auf deren einem ein Amor sitzt, während ein anderer, von dem Pferde herabgeschleudert, mit seinen Pfeilen am Boden liegt. Hinter ihnen ist Aurora umgewendet, um in die Pforten des Himmels einzulenken; vor ihnen schwebt die von Amoretten begleitete Venus. Die Nacht entflieht vor den Göttern des Lichts; ihre bösen Dünste werden von den Winden zerstreut. Mag, wie Manche annehmen, die Absicht bestanden haben oder nicht, Apollo selbst darzustellen und ihm die Züge Friedrich's zu leihen, so bleibt die Allegorie auf die zukünftige lichtvolle,

*) Vgl. K. Ak. der Künste zu Berlin. Verzeichniß der Mitglieder seit 1695. Abgeschlossen am 1. Oct. 1892. Berlin 1892. S. 3. Er ist der 29. Akademiker. G. F. Schmidt wurde Mitglied 1749, Rode 1756, Chodowiecki 1764, J. W. Meil 1766, J. H. Meil 1783.

der Kunst- und Litteraturentwickelung günstige Zeit, die mit der Thronbesteigung des Kronprinzen beginnen sollte, klar und deutlich genug.

Eine solche Zeit mit herbeizuführen, schien G. W. von Knobelsdorff ganz besonders geeignet.*) Knobelsdorff (1699 bis 1753), von Hause aus Soldat, seit 1729 in Berlin, trat nicht lange nach dem Beginne seines Berliner Aufenthaltes 1733 mit Friedrich in Verbindung. Nicht der Offizier, sondern der mit künstlerischen Neigungen und Fähigkeiten begabte Mann war es, der Friedrich's Vertrauen gewann. Ihm war schon in Cüstrin die Aufgabe zu Theil geworden, das Aeußere von Friedrich's Wohnhaus umzugestalten; in Rheinsberg trat zu dieser einen Aufgabe die fernere hinzu, auch für die Dekoration des Innern zu sorgen. Gerade in jener Zeit war er auch als Zeichner und Maler thätig. Er war dazu ausersehen, Zeichnungen für die geplanten Kupferstiche einer glänzenden Ausgabe von Voltaires Henriade zu machen. Ihm verdankt man ein Bild Friedrich's, das, ohne erheblichen Kunstwerth zu besitzen, dadurch von doppelter Bedeutung ist, daß es von einem dem Fürsten Nahestehenden herrührt und eine glückliche Studie aus dem vollen Leben gewährt, den Menschen darstellt statt den prächtigen Herrscher. Diesen Werth des Intimen, den Charakter des Lebensvollen und Gegenwärtigen, haben auch Knobelsdorff's übrige Bilder aus jener Zeit: sie schildern Vorgänge aus dem Gesellschaftsleben oder Personen aus dem nächsten Umgangskreise des Fürsten. Ein so vertrauter Lebensgenosse wie Knobelsdorff mußte auch Gesinnungsgenosse des Friedrich'schen Kreises werden. Ja, wie es in derartigen Fällen leicht zu gehen pflegt, er übertrieb die dort herrschende Frankomanie dermaßen, daß er selbst in Italien die Hauptwerke der italienischen Blüthezeit nur mit den Augen eines Franzosen des 18. Jahrhunderts ansah und sich über die

*) Vgl. Eloge von dem König selbst 1753. G. W. von Knobelsdorff von Wilhelm v. K. Berlin 1861. P. Seidel in Jahrb. 9, S. 113 ff. A. D. B. XVI, 305—307.

begeisterte Lobpreisung der Meisterarbeiten des Cinquecento durch die Italiener nur lustig machte.

Hatte Knobelsdorff aber in Italien nicht die Italiener schätzen gelernt, so gewann er daselbst Bewunderung für die Antike, die ihm dort zum ersten Male in zahlreichen vollgültigen Werken entgegentrat. Wie mancher Deutsche vor ihm gelangte auch er grade in Rom zur Werthschätzung der hellenischen Baukunst. Diese nachzuahmen hatte er in den ersten Regierungsjahren Friedrich's vollauf Gelegenheit; sobald ihm etwa die Lust, Französisches nachzuahmen, entgegentrat, zeigte sich Knobelsdorff als entschiedener Gegner des Modernen, zu Gunsten des Alten. Er wurde zum Surintendant aller königlichen Schlösser und Directeur en chef sämmtlicher Bauten ernannt. Als solcher hatte er eine große Inspectionsthätigkeit zu üben, die sich weit über Berlins Grenzen erstreckte. Für Berlin besonders und seine allernächste Umgebung kommen außer der durch ihn erwirkten Einrichtung des Thiergartens der Umbau des Charlottenburger Schlosses und der Neubau des Berliner Opernhauses in Betracht.

So großen Einfluß Friedrich seinem Freunde Knobelsdorff gewährte, so ließ er sich doch nicht ausschließlich von ihm leiten. Er hatte seine eigenen Ideen. Wenige Jahre nach Friedrichs Tode wurde freilich der große König als Bauherr lebhaft getadelt. Dies geschah in dem Werke*) von Heinr. Ludw. Manger, der seit 1753 in königlichen Diensten stand, seit 1775 Mitdirector, später alleiniger Director der königlichen Bauten geworden, zuletzt allerdings bei Friedrich in Ungnade gefallen war. Manger gab dem Könige Ungerechtigkeit, Eigensinn,

*) Manger, Baugeschichte von Potsdam, bes. unter der Regierung Friedrichs II., 3 Bände, 1789. 90. Ueber Manger A. D. Biogr. XX, S. 189. Die Ausführungen im Text nach Cornelius Gurlitt, Friedrich der Große als Architect, Westermann's Monatsh. Okt. 1890, S. 100—129. Vgl. ferner Dohme und Gurlitt: Architectur und Kunstgewerbe des 17. und 18. Jahrh. Berlin 1890 fg. Dohme's Vortrag oben S. 661 A.

übelangebrachte Sparsamkeit schuld. Er bezeigte die größte Lust, jedes Verdienst Friedrich's an den Bauten seiner Regierungszeit in Abrede zu stellen. Aber diese Behauptung ist durchaus übertrieben und spricht in ihrer Ungerechtigkeit nicht sowohl gegen den König, als gegen den Schriftsteller und Architecten, der sich auf Kosten seines Herrn zu bereichern versuchte.

In der ersten Zeit stand der König zwar ganz unter seiner, d. h. der französischen Einwirkung. Namentlich in dieser Zeit lassen sich gewisse, von Dohme nachgewiesene Fundamentaltheorien, die den Franzosen entlehnt sind, bei ihm aufzeigen. Es war ihm unangenehm, daß Jemand über ihm wohnte, daher der eingeschossige Bau in Sanssouci. Er wollte nichts unter sich haben, so daß er das ebengenannte Schloß nicht unterkellern ließ, und um das Treppensteigen zu vermeiden, brachte er im Stadtschloß von Potsdam eine Rampe an, vermöge deren er aus dem ersten Stock alsbald ins Freie gelangen konnte. Er war ein abgesagter Feind der Säulen an den Fassaden. Er liebte die großen halbrunden in der Mitte mit Ornamenten reichbesetzten Fenster. Er wünschte seine Schlösser mit reich geschmückten Balustraden zu sehen, deren durch reiche Phantasie überraschende Figuren, Vasen von den armen Bildhauern pro Stück für acht Thaler geliefert wurden.

Mitte der fünfziger Jahre trat in Friedrich's Anschauungen über Architectur ein Umschwung ein: eine stärkere Hinneigung zum Classicismus und eine Nachahmung des Stils der Italiener. Die freilich schon 1747 begonnene Hedwigskirche in Berlin sollte eine Nachahmung des Pantheon werden; die Potsdamer Paläste und Bürgerhäuser sehen aus wie „verkleidet in den Gewändern italienischer Großen". Eine zweite spätere Wandlung bezeichnete die dritte Stufe in Friedrichs Bauthätigkeit: die Hinneigung zu der romantischen, sodann zu der ernsteren Seite des englischen Bauwesens, dem „begeisterten Palladianismus," wie sie in dem Berliner Opernhause (dem Werke Knobelsdorff's), weniger deutlich im Palais des Prinzen Heinrich (von

Boumann) hervortritt, endlich ganz besonders in den durch Gontard aufgeführten beiden Kuppeln auf dem Gensd'armenmarkt, die in den Spitzen zweier zu Greenwich errichteten Kirchen ihr direktes Vorbild haben. Es war wohl nicht grade die Absicht des Königs, nun den französischen, italienischen, englischen Mustern auch das deutsche anzuschließen. Thatsache ist jedoch, daß bei dem Bau der königlichen Bibliothek zu Berlin der in Wien zu der Fassade der Hofburg gemachte Entwurf des Wiener Architecten Fischer von Erlach zu Grunde gelegt wurde, dessen barocker Stil mit den umstehenden Prachtgebäuden so seltsam contrastirt.

Den Berliner Bürgerhäusern wendete der König weit geringere Aufmerksamkeit zu als sein Vater. Während er in Potsdam, wo er freilich beständig residirte für 616 Häuser die colossale Summe von 3,150,000 Thalern zahlte, hielt er sich Berlin gegenüber in bescheideneren Grenzen. Nur in den Vorstädten wurde ziemlich stark gebaut und die dort stehenden theilweise recht elenden Hütten in stattliche Häuser verwandelt. Im Gegensatze zu seinem Vater legte er bei seinen Bauten auf das Wie erheblichen Nachdruck; ihm kam es nicht mehr wie jenem darauf an, daß gebaut wurde, sondern er wünschte ein zierliches Aussehen, ja übertrieb wohl diese Forderung manchmal auf Kosten der innern Bequemlichkeit. Hohe Beamte, die Häuser geschenkt bekamen, waren mit den großen Räumen unzufrieden, die sie möbliren und heizen mußten. Um den gelegentlich geäußerten Wünschen nach schneller Erledigung der Bauaufträge nachzukommen, wurde schlecht gebaut. Häusereinstürze gehörten daher nicht zu den Seltenheiten. Fast ebenso schlimm war die alsbald nach dem Bau eintretende Entwerthung der Gebäude. Häuser, deren Bau den König 14,000 Thaler gekostet hatten, wurden bald nach ihrer Vollendung mit 8000 Thalern taxirt und verkauft.

Zu solch befohlener Bauthätigkeit wurde nach wie vor den Betroffenen Zuwendung von Grund und Boden, Baumaterialien,

Geldern zu Theil.*) Doch regte sich grade gegen diese Gunst, welche ja für Viele eine drückende Last, für Manche Anlaß zu völligem Ruin war, offenkundiger als früher, der Widerstand; ein Bürger beklagte sich gradezu über das ihm auf diese Weise zu Theil gewordene Geschenk; Andere beschwerten sich über die Dächer der am Gensd'armen-Markt erbauten Häuser, so daß der Kaufmann und Commissarius Bärs es für nöthig hielt, mit 44 andern Bürgern den König seiner Ergebenheit zu versichern und um Fortdauer der königlichen Gnade zu bitten. Der König beschied in einer Antwort, welche Schmerz und Aerger über die erlittene Kränkung deutlich erkennen läßt, die Petenten dahin (15. Okt. 1782), daß er niemals die Schuldigen mit den Unschuldigen vermengen werde. Aber sein Eifer, die Stadt baulich zu verändern, erkaltete sichtlich seit den üblen Erfahrungen, welche er gemacht hatte.

Einen bedeutsamern Schmuck als durch die Gebäude erhielt Berlin durch seine Denkmäler. Auch die schöne Sitte, Berlin durch die Denkmäler Verstorbener zu schmücken und darin den Nachlebenden Vorbilder zur Nacheiferung aufzustellen, war in den Zeiten Friedrich Wilhelms I. abhanden gekommen. Friedrich II. führte sie wieder ein. Statt der Pietät jedoch, welche die meisten Herrscher bei Aufstellung von Denkmälern leitete, ließ er die Dankbarkeit walten. Nicht seinen Vorfahren oder gar, was bei ihm eine verzeihliche Eitelkeit gewesen wäre, sich selbst, ließ er Bildsäulen errichten, sondern den Generalen, denen er seine großen Erfolge verdankte. Auf dem im Jahre 1749 vor dem Johanniterpalast angelegten Wilhelmsplatz, der zum Paradeplatz bestimmt war, wurden während Friedrichs Regierungszeit die Denkmäler von vier Helden des siebenjährigen Krieges aufgestellt**):

*) Für das Folgende vgl. Berlinische Correspondenz 1. Stück 1782. Ferner Berl. Monatsschr. II, 461 ff.

**) Vgl. König I, 123. 302. 401. 445. Für Schwerin's Denkmal Berliner Neudrucke II, 3, S. XXXIX und 161 fg. Zieten's Denkmal wurde erst 1794 errichtet. Vgl. Varnhagen, Winterfeldt. Berl. 1836, S. 233.

Schwerin (1769), Winterfeldt (1777), von den Brüdern Künz aus Cassel, Seidlitz (1781), Keith (1786). Das erste fand zwar wegen des Mischmaschs alter und neuer Bekleidung und Verzierung lebhaften Tadel, erregte aber Bewunderung für den König, der die Thaten der Seinen so rühmlich zu lohnen wußte. Die drei anderen setzten die Zeitgenossen zunächst dadurch in Verwunderung, daß sie nicht in römischer oder griechischer Gewandung, sondern in der Kleidung erschienen, in der man sie während ihres Lebens zu sehen gewohnt gewesen war, sie erfreuten durch ihren lebendigen Ausdruck und die Geschicklichkeit des Künstlers. J. P. A. Tassaert, der Bildner der Seidlitz'schen Statue, gehörte mit Fr. Gasp. Adam und Sigisb. Michel zu den französischen Bildhauern, die für Friedrich in Berlin thätig waren.*)

Die officielle Vereinigung der Berliner Künstler war und blieb die Akademie der Künste. Sie konnte sich nicht gleicher Berücksichtigung wie ihre den Wissenschaften dienende Schwesteranstalt rühmen. Nach der kurzen Blüthe bald nach ihrer Begründung schien sie dem gänzlichen Verfall bestimmt zu sein.

Eine sehr schwere Schädigung erlitt sie und das gesammte Berliner Kunstleben durch den 1743 erfolgten Brand des königlichen Marstalls, über dem die Zimmer der Akademie sich befanden, einen Brand, durch den viele noch von Friedrich I. herstammende Sammlungen, z. B. Abgüsse von Antiken, zu Grunde gingen. Es nützte auch nicht viel, daß das Gebäude wieder aufgerichtet wurde; dadurch erlangte die Anstalt nicht Wiedererstattung des Verlorenen und die Räume nur auf dem Papier, da die Mittel zur Instandsetzung der Zimmer fehlten. Ein Kaffeeschenk, der wohl eine kleine Pacht zahlte, nahm die Räume ein, welche der Kunst zu dienen bestimmt gewesen waren. Auch

*) Von ihrer Thätigkeit ist bisher wenig bekannt. P. Seidel, dessen letzterschienene Arbeit (Jahrb. XIII) ich eben noch vor Drucklegung dieser Bogen benutzen konnte, will ihr Leben und ihre Arbeiten für den König in einer besonderen Studie behandeln.

die Ernennung eines neuen Directors, der zugleich den Titel Hofmaler führte (1753), bedeutete nicht viel. Allerdings nimmt der neuernannte Blaise Nicolas Le Sueur eine weit höhere Stelle in der Kunstgeschichte ein, als der frühere F. W. Weidemann. Dieser 1668—1750, seit 1702 in Berlin, war eine Zeit lang ein beliebter Porträtmaler. Jener aber, Blaise Nicolas Le Sueur, dem sein berühmter Namensvetter und Vorgänger in der Malerei Eustache Le Sueur zwar Abbruch that, „bildete die jüngeren Künstler musterhaft". Dies sagt kein Geringerer als Gottfried Schadow (Kunstansichten S. IV fg.), der von dem Rector bekennt, daß er fast seine ganze Zeit und Kraft dem Lehramte widmete. „Seine Vorbilder, insbesondere die weiblichen Akte, dienen bis heute (1849) in den Klassen als Vorlageblätter." Auch Philipp Hackert, in seiner von Goethe herausgegebenen Selbstbiographie, rühmt ihn gleich sehr als Künstler und als Menschen.

Die Zustände der Akademie waren, wie man aus einem 1765, auf Veranlassung des Obersten Quintus Icilius abgestatteten Bericht Le Sueur's entnehmen kann, die denkbar traurigsten. In den 12 Jahren seines Directorats hatte die Anstalt nur 200 Thaler jährliche Einkünfte. Um den allerdringendsten Bedürfnissen zu genügen, legte der Director, wie es scheint, 40 Thaler jährlich zu, gab außerdem seine Wohnung als Unterrichtsraum für die Schüler her und lieferte ihnen unentgeltlich Heizung und die nöthigen Materialien. Solcher Schüler gab es 150, die außer von dem Director noch von einem Maler, einem Mathematiker und von Zeichenlehrern unterrichtet wurden.

Zur Abstellung solch unhaltbarer Zustände machte Le Sueur (16. Mai 1765) folgende bescheidene Vorschläge: 1. Einräumung des alten Locals; 2. Bewilligung von jährlich 2000 Thalern für Besoldung der Lehrer, Anschaffung von Materialien, ferner Gewährung einer nicht genannten Summe für Remuneration eines Castellans, Bezahlung eines lebenden Modells und Herstellung von fünf Preismedaillen; 3. Ernennung von zwei Professoren des Figurenzeichnens, je einem des Ornamentzeichnens und der Mathematik und von zwei Adjunkten für den Zeichenunterricht.

Nur eine einzige dieser billigen Forderungen und zwar diejenige, die gar keine Kosten verursachte, nämlich die Einräumung des alten Locals, wurde bewilligt, aber auch sie erst nach mehrmaligen Vorstellungen Anfang 1770. Zu derselben Zeit wurde eine Vereinigung der Akademie mit dem Oberbaudepartement als eine Verbindung des Nützlichen und des Schönen in Erwägung gezogen, aber von den Akademikern nicht gebilligt. Dieser gab es damals 16, von denen mit dem Director vier als Lehrer thätig waren, vier sich Rectoren nannten, darunter der Hofkupferstecher Schmidt, die übrigen sich einfach als Mitglieder bezeichneten, darunter Chodowiecki, Meil, Rode. Weder die Rectoren noch die Mitglieder übten irgendwelche akademische Lehrthätigkeit aus; freilich bekam auch keiner von ihnen Gehalt oder Pension.*) Akademische Zusammenkünfte fanden nicht statt. Die Unterrichtenden waren außer Le Sueur Wagner, Robert, Krüger.

Eine wesentliche Aenderung erfuhren die Verhältnisse erst unter dem Directorat von Bernhard Rode (seit 1783), den auch die oben mit ihm genannten Künstler durch gutachtliche Aeußerungen unterstützten. Doch wäre es den Anstrengungen der Akademie allein nicht gelungen, eine neue Organisation zu erlangen, wenn sie nicht in dem Minister Heinitz einen Curator erhalten hätte**), der diesen stolzen Namen mit Recht verdiente. Durch ihn wurde die Idee angeregt und ausgeführt, der Akademie eine praktischere Richtung durch Ausbildung und Unterricht von Handwerkern zu geben und ihre Mittel durch Gewährung der Hälfte des Ueberschusses der Bergwerks- und

*) Dies nach Ledebur vgl. oben S. 155 Anm.

**) Sowohl Rode als Heinitz fehlen in der A. D. B. Ueber Heinitz, Reimann, Abhandl. über Fr. d. Gr., Gotha 1891, wo aber gerade diese Seite der Thätigkeit wenig berührt wird. Ueber Rode vgl. den unten S. 681 ff. folgenden Abschnitt.

Hüttenkasse zu vergrößern. Der Zuschuß wurde später auf 1200 Thaler normirt. In der Sitzung des akademischen Körpers (11. Febr. 1786) kam eine Neuordnung der Akademie zu Stande, aus der folgende wichtigere Bestimmungen hervorzuheben sind: An Stelle des ehemaligen Protectors trat der Minister Heinitz; die jährlich abwechselnden Directoren wurden durch einen auf Lebenszeit erwählten Director ersetzt, der eben vermöge dieser längeren Amtsdauer geeigneter schien, die Interessen der Anstalt zu vertreten. Rectoren wurden sechs statt der bisherigen vier ernannt, und zwar Chodowiecki, die beiden Meil, Frisch, Tassaert, Meyer. Die Akademie sollte von nun an das Recht haben, „kunstliebende Subjecte" zu Ehrenmitgliedern zu wählen; zur Förderung ihrer Zwecke war die Herausgabe einer Zeitschrift in Aussicht genommen, deren erster Band erst 1788 erschien: als wesentlich wurde die Veranstaltung einer Kunstausstellung bezeichnet.

Zur Unterstützung dieser auf Neubegründung der Akademie hinzielenden Bestrebungen diente eine in Bestätigung und Ausdehnung früherer Privilegien erlassene königliche Verordnung (29. April 1786)*). Danach sollte jeder bei der Berliner Akademie immatrikulirte Künstler seine Kunst frei und ungehindert üben dürfen; außerdem war jedes von einem solchen verfertigte Kunstwerk gegen fremde Nachahmung oder eigenmächtigen Verkauf durch Andere geschützt.

Die erste von der Akademie veranstaltete Berliner Kunstausstellung**) wurde am 20. Mai eröffnet und am 3. Juni 1786 geschlossen. Sie wurde am 19. Mai von der Königin besucht, die in Begleitung sämmtlicher Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses erschien. Die Ausstellung enthielt 335 Nummern. Die Werke waren in drei Zimmern aufgestellt, in deren einem sich die Arbeiten von Schülern und Dilettanten befanden.

*) Meusel a. a. O. 29 H. S. 307—309.

**) Vgl. Berliner Zeitungen von 1786; Illustr. Katal. der Jubiläums-Ausstellung, Berlin 1886, Einl.

Darunter waren auch Zeichnungen einiger Fürstlichkeiten, z. B. des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. In einem vierten Zimmer standen die Modellsachen der Akademie, in einem fünften Gemälde alter fremder Künstler. Da die damaligen Akademiemitglieder aus ihren eigenen Arbeiten nicht eine völlige Ausstellung zu Wege bringen konnten, so hatte man Bilder früherer Mitglieder, besonders ehemaliger Rectoren und Directoren von Terwesten bis Le Sueur und Dubuisson zusammengebracht, zur Ehrung der Alten und Aneiferung der Jungen. Man gab sich, wie es in dem Vorbericht zu dem Verzeichniß der ausgestellten Kunstwerke hieß, der Hoffnung hin, in nicht zu langer Zeit auswärtigen Kunstanstalten gleichzukommen und war gewiß, in gerechtem Tadel und Beifall der Kunstverständigen Anregung zum Fortstreben zu finden.

Aus den im Verhältniß mit heutigen Zuständen wenigen und dürftigen Urtheilen, die über die Ausstellung gefällt wurden, mag nur das eine Chodowiecki's hervorgehoben werden*). Er sagt: „Sie zeigt, wie weit unsere Akademie noch neben andern Akademieen, die viel jünger sind als sie, zurück ist, und wieviel Schritte sie noch machen muß, um jene einzuholen." Chodowiecki schlug auch die ersten Preisaufgaben für Zeichnungen und Thon- oder Wachsreliefs vor: Tod Schwerin's; Hintritt des zu Thränen gerührten Königs an das Lager seines entseelten Feldmarschalls. Ueber den dritten Vorwurf mag Chodowiecki selbst sprechen: „Der blessirte Major Kleist liegt nackend, mit einem russischen Husarenmantel bedeckt, neben einem Wachtfeuer; ein russischer Husar wirft ihm ein Achtgroschenstück auf den Mantel." Die Bescheidenheit in dem Urtheile des großen Meisters verdient ganz besondere Beachtung. Bemerkenswerth ist auch, daß in diesen Preisaufgaben, zu denen früher und später antike Themata vorzugsweise gewählt wurden, die glanzvolle Gegenwart oder die unmittelbare Vergangenheit ihre Gegenstände bieten mußte.

*) Monatsschrift der Ak. d. K. Berlin 1788, I, 20 fg.

Ankäufe auf dieser ersten akademischen Ausstellung Berlins sind schwerlich vom Könige verfügt worden, sonst war er ein eifriger Käufer und Sammler. Ueber seine Ankäufe von Bildern und Statuen ist schon berichtet; hier sollen noch einige Notizen über seine Neigung zu Werken der Kleinkunst folgen.

Unter den Kunstwerken, welche bei dem König beliebt waren und von ihm gern zur Vertheilung an verdiente Männer benutzt wurden, sind kostbare, aus schlesischen Steinen gearbeitete, mit farbiger Goldfassung und Brillanten geschmückte Dosen zu erwähnen. Es sind „Meisterwerke der Goldschmiedekunst und Edelsteinfassung, in welchen das Rococo wahre Triumpfe feiert“*). Sie sind von so hohem Werth, daß sie von den Nachkommen der Beschenkten an den Krontresor zurückgegeben werden mußten. Es ist nicht unmöglich, daß einzelne dieser kunstvollen Werke, bei denen besonders die in Karneol und anderen Steinen geschnittenen Reliefsiguren und die in farbigem Golde und kleinen Brillanten ausgeführten Amoretten, mythologischen Figuren bewundernswerth sind, in Berlin gearbeitet wurden. Als treffliche Künstler in diesem Fache, als Vollender sehr geschätzter Silber-, Gold-, Boule-, Bronze-, Mosaik-Arbeiten werden der Schweizer Joh. Melch. Kambly, seit 1745 in Berlin, später in Potsdam, der Hofsteinschneider Joh. Ad. Hanf (1715—1776) und E. M. Diemar, geb. 1720, der ältere, letzterer ein geborener Berliner, genannt.

Von den durch Friedrich gekauften Kunstgegenständen**), die seit 1830 einen Bestand der Königl. Museen in Berlin bilden, verdient die durch Winckelmann's Catalog berühmt gewordene Sammlung Philipp's von Stosch von geschnittenen Steinen und Glaspasten eine Hervorhebung (1765). Auch italienische Bilder von Albani werden gekauft; den Ankauf eines Raphael, für den der König von Polen 30 000 Dukaten bot (Sixtinische Madonna?) lehnte der König in einem oft angeführten Schreiben ab. Die Sammlungen (Kunstkammer), denen F. W. Stosch vorstand (vgl. oben S. 561), waren so gut wie unzugänglich, sie wurden nur gezeigt, wie Büsching meldet, wenn die Erlaubniß des Königs erlangt worden, „alsdann begiebt sich Herr Stosch aus Berlin nach Potsdam, um diese kostbaren Kunstwerke vorzuweisen“.

*) Vgl. eine Notiz Voss. Ztg. 1890, 24. April. Einzelne Angaben, Nicolai, Anh. 98. 102.

**) Für das Folgende J. Friedlaender: Die Königl. Kunst- und Alterthumssammlungen vor 1830 in: Zur Gesch. d. K. Mus. in Berlin 1880, S. 12 ff.

Zu den Kunstschätzen des königlichen Hauses gehörten auch die in Rheinsberg verwahrten des Prinzen Heinrich, die nach dem Tode des Prinzen (1803) versteigert wurden und sich in alle Welt zerstreuten. Er hatte eine wahrhafte Leidenschaft für die Künste. Seine Schätze*) setzten sich zusammen aus den früher im Besitz des Kronprinzen befindlichen und aus Bildern, die hauptsächlich aus Paris bezogen waren. Es waren zumeist holländische Bilder — dem Inventare nach Werke der ersten Meister — aber auch einzelne französische von Eustache Lesueur und Watteau. Außer den Bildern hatte der Prinz von seinen Petersburger und Pariser Reisen Teppiche, Porzellane, Bronzen und Marmor-Medaillons mitgebracht, vor Allem aber eine Anzahl Porträtbüsten, die von dem berühmten Houdon gefertigt waren: Büsten des Prinzen selbst und einzelner hervorragender französischer Schriftsteller.

Außer den königlichen, gab es Privatsammlungen. Unter diesen soll zunächst die Streit'sche hervorgehoben werden**), die dem grauen Kloster vermacht worden war. Vor der Streit'schen Schenkung hatte das Gymnasium nur zwei unbedeutende Bilder

*) Paul Seidel, die Kunstsammlungen des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrichs des Großen in Jahrb. d. preuß. Kunstsamml. XIII, 55—67.

**) Vgl. Sammlung aller Schriften, bei der zweihundertjähr. Jubelfeier des Berlinischen Gymnasiums S. 109 fg. Meusel, Miscellaneen I, 2, S. 11—19. Ueber Streit vgl. oben S. 580fg. F. Bellermann, Progr. des Wohlthäterfestes. Berlin 1850.

besessen, den Stifter der Bibliothek, J. K. von Tiefenbach, wie er als Kind mit einem Hunde spielte, und eine Darstellung des großen Brandes im Jahre 1712. 1757 und 1763 schenkte Streit eine größere Anzahl Bilder (im Ganzen 40), um deren Aufstellung sich die Maler Gerhard und Krüger verdient machten. Es waren Bilder heimischer Künstler sowie italienischer und holländischer Meister. Die Hauptgruppe (11 Bilder) war venezianischen Ansichten und Vorgängen gewidmet, mehrere von Antonio Canaletto. Sehr zahlreich waren biblische Vorwürfe vertreten, theilweise Copieen Rubens'scher Gemälde, wenige mythologische, einzelne allegorische. Die realistische Manier der Holländer war nur durch zwei Proben, eine Frau, die ihre Brille in der Hand hält und einen Alten, mit Tabakspfeife und Beutel, wirksam vertreten. Auch die Zeit und die Umgebung des Schenkers fehlte nicht. Es war nur billig, daß Gemälde des Stifters vorhanden waren — vielleicht hätte man sich mit einem statt der drei übergebenen begnügt und auf die Porträts der Verwandten Verzicht geleistet —; und es verstand sich von selbst, daß in einer preußischen Anstalt Bilder des Herrscherpaares und des früheren Königs Friedrich Wilhelm's I. vertreten waren. Die letzten drei Gemälde rührten von Pesne her.

Die sonstigen Privat-Gemälde und Kunstsammlungen verzeichnet Nicolai, der die in den Schlössern befindlichen Gemälde auf 1000 berechnet. Privatsammlungen waren zahlreich und außerordentlich gut ausgestattet. Daß ihr Inhalt für Berlin größtentheils verloren, entweder durch Nachlässigkeit zu Grunde gegangen, oder in Folge der Ungunst der Zeiten nach dem Auslande verschleppt worden ist, muß der Kunstfreund lebhaft bedauern. Die Besitzer jener Schätze, hohe Beamte, Adlige, reiche christliche und jüdische Kaufleute, Daum, Splittgerber, Veitel Ephraims, Vater und Sohn, Gelehrte wie Möhsen, Maler wie Chodowiecki, Meil nannten ihr eigen oder glaubten wenigstens viele treffliche Stücke aus der holländischen und italienischen Glanzzeit bei sich zu beherbergen. In den Verzeichnissen sind von jenen Boll,

Jordaens, Rembrandt, Rubens, Teniers, Terbourg, Wouvermanns, von diesen Carracci, Caravaggio, Correggio, G. Reni, Tintoretto, P. Veronese, L. da Vinci und viele Andere vertreten, viele nicht bloß mit einem Werke. Einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich die Franzosen des 18. Jahrhunderts. Weit geringere Theilnahme fanden die Deutschen, speziell die Berliner, unter denen man eigentlich nur B. Rode häufiger begegnet.

So wenig es möglich war, alle in Berlin weilenden Franzosen, Schriftsteller, Gelehrte zu behandeln, so wenig kann es hier versucht werden, sämmtliche Künstler der Fridericianischen Zeit aufzuzählen. Daher sei es gewagt — denn ein Uebergang in ein fremdes Gebiet bleibt immer ein Wagniß — von fünf Künstlern zu reden, die alle zu ihrer Zeit eine große Bedeutung hatten und alle etwas specifisch Berlinisches besaßen, Rode, Meil, die Therbusch, G. F. Schmidt und Chodowiecki. Die drei ersten sind heute fast völlig vergessen, während die beiden letzten ihren Ruhm als die lautersten Vertreter der Fridericianischen Zeit bewahrt haben*.)

Christian Bernhard Rode**), geboren in Berlin 1725, ge-

*) Ueber Berliner Kunst „Nachricht von Berlinischen Künstlern und Kunstsachen" (T. Merkur 1776 II, 261—281); wichtige Bemerkungen über F. Reclam, G. F. Schmidt, B. Rode, Falbe, Mad. Therbusch, Frisch, Meil, Chodowiecki, Krüger, D. Berger, Saler, Bodenberg, Glume, Eckstein. — Ueber G. F. Schmidt bes. a. a. O. III, 248 ff. — Phil. Hackert's Selbstbiogr. (von Goethe bearbeitet) kommt für Berlins Kunstgesch. wenig in Betracht. Hackert war nur als Schüler 1753—1762 in Berlin. Sein Gemälde der Zelten bei Berlin (Rococo-Ausstellung, Berlin 1882) gibt ein hübsches Bild Berliner Lebens.

**) Rode. (Fehlt in der A. D. B.) Vgl. Abbildungen berühmter Gelehrten und Künstler Deutschlands nebst kurzen Nachrichten ihrer Leben und Werke, Berlin 1780. S. 39—54. (Am Schluß Ramler's Ode. Ueber den ihm gewidmeten Kupferstich D. Bergers nach einem Bilde Chodowiecki's 1772. Meusel, Misc. Erf. 1779. 2. H. S. 39 fg. (Die Seitenzahl ist verdruckt); Verzeichniß der auswärtigen Gemälde des Berlinischen Historienmalers Hrn. Director Rode. — Conz.: Rode in Berlin, Gedicht. — Berl. Monatsschr. 248—263, 292 ff. Notiz über Rode, Berl. Corr. 1783, S. 780 fg. Benutzt sind ferner etwa 200 Radierungen, Handzeichnungen, Kupferstiche in G. L. St. Nagler's Künstlerlex. Bd. 93, 270—280.

ſtorben 1797, war ein Schüler Pesne's und vollendete ſeine künſtleriſche Bildung durch eine Reiſe nach Frankreich und Italien. Zeitgenoſſen rühmten an ihm „tiefen in Wahrheit, Schönheit und Vollkommenheit eindringenden Blick, Oberherrſchaft über die Einbildungskraft". Bei allem Beifall, den er bei den Zeitgenoſſen fand, hatte er manchen Angriff zu ertragen. Ramler, der in ſeiner Ode „An Herrn Bernhard Rode" den Künſtler ſehr feierte, gab davon und zugleich von ſeiner Beſcheidenheit, ſeiner Ruhe jedwedem Angriff gegenüber Zeugniß in der an den Meiſter gerichteten Frage:

Welche Gottheit dir Feuer zu deinen Schöpfungen einflößt,
Und dieſe kalte Sanftmuth, eiteln Aberwitz
Still zu dulden, den Neid mit keinem Gemälde zu ſtrafen,
Den Hohn mit keinem Blick?

Heute iſt er faſt völlig vergeſſen. Die Berliner Jubiläumsausſtellung von 1886 enthielt von dem ſo Fruchtbaren ein einziges Bild.

Sein Arbeitsgebiet war ein weites, um ſo weiter, als er die von ihm gemalten Bilder ſelbſt radirte, viele andere Radirungen, z. B. nach Schlüter'ſchen Vorlagen anfertigte, außerdem eine große Maſſe Zeichnungen entwarf, die zu Buchilluſtrationen benutzt werden ſollten, nicht immer aber nach ihrer Beſtimmung behandelt wurden. Er berückſichtigte faſt gleichmäßig die bibliſche und die weltliche Geſchichte. Seine bibliſchen Bilder, deren einige, von ihm geſchenkt, in der Marien- und Petrikirche Aufnahme gefunden haben, bieten einen förmlichen Commentar zur Geſchichte des Alten und Neuen Teſtaments. Aus der Geſchichte faſt jedes Patriarchen iſt ein Gegenſtand gewählt; von Adam bis Tobias treten die wichtigeren Perſönlichkeiten auf. Der Künſtler wählte nicht immer Hauptvorgänge. Neben bedeutſamen Momenten aus der Geſchichte Joſeph's, der Verſuchung durch Potiphar's Weib und ſeiner Erkennungsſcene mit den Brüdern, Hiskia's Tod, Simei's Errettung durch David, nahm er auch manche Ereigniſſe, bei denen die Selbſtbeſchränkung des

Künſtlers verwunderlich erſcheint. Statt Iſaak's Opferung ſtellte er den Augenblick dar, wie Abraham ſeinem Sohne das Opferholz abnimmt, und neben der Heilung des Tobias von der Blindheit kam der Streit mit ſeinem Weibe um eine heimgebrachte Ziege zur Darſtellung. Oft ſucht man verwundert nach dem Motiv, das den Künſtler zur Behandlung reizte, wie etwa bei dem Blatt „Ahab's Wagen wird gewaſchen". Unter den dem neuen Teſtament entnommenen Bildern herrſcht Chriſtus vor. Einzelne Züge aus dem Leben, wichtige, oft dargeſtellte, wie das Abendmahl, oder weniger oft behandelte, wie: Chriſtus gibt ſich dem Thomas zu erkennen (Altarbild der Marienkirche), wechſeln mit Momenten des Endes und des Lebens nach dem Tode: Grablegung, Himmelfahrt, Auferweckung der Todten, jüngſtes Gericht, einem ungemein figurenreichen Bilde; dagegen vermied er, wenigſtens in größeren Bildern, peinliche Vorgänge, wie die Geißelung wiederzugeben, auch die Kreuzigung ſtellte er ſelten dar. Außer Chriſtus erſcheinen Petrus und Paulus in Hauptſtationen ihres Lebens. Bei dieſen ſcheute er ſich nicht, auch Widriges, z. B. mehrfach Pauli Geißelung vorzuführen. Die Reue des Judas lockte ihn zu wiederholten Malen. Sein Chriſtustypus iſt unſchön. Nichts erinnert in ihm an den idealen Menſchheitslehrer, weder die göttlich ſchöne Geſtalt noch der unſäglich körperlich und ſeeliſch Leidende kommt hier zu ſeinem Rechte. Am deutlichſten zeigt ſich dieſe Unfähigkeit in einem großen Blatte: Chriſti Verhör. Auf demſelben erſcheint der Verhörte wirklich wie ein armer Schächer, der keine Ahnung ſeines Werthes beſitzt, während die Richter und die Zeugen, die günſtig geſinnten und die begierig auf eine Verurtheilung harrenden lebendig charakteriſirt werden. Insgemein ſind es die Alten, Männer und Frauen, die dem Künſtler beſſer gelingen, beſonders die Helfenden, die Samariter; wenn nur nicht bei Darſtellung der Männer der ewig gleiche kurzgeſchorene Vollbart ſo einförmig wirkte. Jungen Leuten und Frauen weiß er nicht die erforderliche Anmuth zu geben. Seine Frauen ſind Puppen

ohne Leben, selbst die Darstellung des Nackten, bei der das Fleisch nicht gespart wird, ist auch da, wo der Künstler es erstrebt, ohne jeden sinnlichen Reiz. Die nüchterne, rein verstandesmäßige Auffassung des Künstlers zeigte sich in einem Bilde: „Das Almosen der Heuchler wird mit Posaunen ausgeblasen", wo man wirklich die mächtigen Posaunen und die Hände der Bläser neben dem gar keinen heuchlerischen Eindruck machenden Spender sieht, oder in einem anderen: „Ein Samariter gießt Oel in die Wunden eines unter die Mörder gefallenen Mannes, vor welchem ein Schriftgelehrter und ein Pharisäer betend vorüber gegangen sind". Man muß es eine Verirrung des Geschmacks nennen, wenn Vorgänge, die nur zum Verstande, nicht zur Einbildungskraft sprechen, die daher so unbildlich wie möglich sind, zur künstlerischen Darstellung gewählt wurden.

Auch die weiten Pfade der Weltgeschichte durchlief unser Künstler. Er wählte aus der ägyptischen so gut wie aus der preußischen seine Stoffe. Griechische und römische Geschichte blieben ihm nicht fremd. Für letztere waren ihm Plutarch's Lebensbeschreibungen Lieblingsführer; in der ersteren wählte er gerne Sagen, behandelte mehrmals die Geschichte Alexander's und stellte, vielleicht gereizt durch Ramler's oben erwähnten Vorwurf, nicht ohne Hinblick auf eigene Kritiker dar, wie Apelles, der ein Bild der Göttin Venus gemalt hatte, einem kritischen Schuster den Rath gab, bei seinem Leisten zu bleiben. Dem Minister Hertzberg malte er für dessen Landhaus zu Britz Scenen aus der Geschichte der Landwirthschaft, seine Blicke nach China wendend, um Hertzberg's Verdiensten um die Seidenzucht zu huldigen, oder indem er dessen römische Collegen Curius und Cincinnatus in ihrer der Politik abgerungenen landwirthschaftlichen Muße darstellte. Aus der preußischen Geschichte lockten ihn, abgesehen von Albrecht Achilles, der Annahme der Reformation durch Joachim II. und dem Uebergang des großen Kurfürsten über das Haff, den er in höchst anziehender Art, den

Führer und sein Pferd nach Schlüter'schem Vorgange behandelnd darstellte, besonders die Vorgänge der eigenen Zeit. Zwei dieser Bilder mögen mit den Worten eines Zeitgenossen beschrieben werden: „1. Herzog Leopold von Braunschweig, welcher in der ausgetretenen Oder bei Rettung der Nothleidenden ertrunken war, wird wiedergefunden und von Schiffern aus dem Wasser gezogen. 2. König Friedrich Wilhelm II. hält mit der einen Hand ein Steuerruder, welches mit einem Oelzweig umwunden ist und drückt mit der andern eine Wagschale ins Gleichgewicht, welche die neben ihm schwebende Gerechtigkeit hält. In der einen Schale liegen Krone und Scepter, in der andern eine Pflugschar und ein Hirtenstab". Gern wendete er sich den zeitgenössischen Helden zu. Zeugnisse davon sind die vier Grabbilder (Garnisonkirche), die er Schwerin, Winterfeldt, Keith und Kleist widmete, den Verstorbenen die Göttinnen des Ruhms, des Sieges, der Freundschaft zugesellend. In diesen Zeichnungen stört manches Traditionelle in den allegorischen Frauengestalten und manches Conventionelle, wie das gar zu häufig gewählte, daß ein Weib, neben der Büste oder dem Medaillon stehend, durch eine vor die Augen gehaltene Hand das Trauern ausdrücken soll. Aber die eigentlichen Porträts — zu denen bekannter Personen ist noch das des Ministers Hertzberg zu rechnen — sind oft von großer Schärfe und Treue und auch die weniger Bekannter, z. B. der Malerin Therbusch, und die Unbekannter, wie das des Predigers Bruhn und eines Berliner Bürgers Voigt mit seiner Gattin bezeugen ein löbliches Streben nach Individualisirung. Auch in den Dienst der Dichter und Schriftsteller seiner Zeit stellte er sich gern: Rabener's Satiren entnahm er manchen Stoff. Ramler erwies er für dessen laute Rühmung den Gegendienst, die Prachtausgabe seiner Oden mit zahlreichen Illustrationen zu versehen. Aber auch als Illustrator wählte er mit Vorliebe geschichtliche Werke, z. B. von Bünau, M. J. Schmidt, Schröckh, und stellte anschaulich und verständig bedeutsame Vorgänge des deutschen Mittelalters dar. Nur selten versah er es darin, wie

in einer völlig humoristisch wirkenden Wiedergabe Tells, in welcher das dumm glotzende Kind, Geßler, der auf dem Pferde sitzend, den Apfel über dem Haupte des Knaben hält, die Frau, die den mit einem unförmlichen Bogen ausgerüsteten Tell zurückzuhalten scheint, durchaus nicht den gewünschten grausigen Eindruck hervorbringen können.

Auch des Heimischen und Persönlichen gedachte Rode bisweilen. Der märkischen Landschaft, besonders dem schon genannten Hertzberg'schen Gute widmete er einige Blätter, die freilich mehr ein geschichtliches Interesse beanspruchen. Weit mehr als die heimische Landschaft würdigte Rode die heimische Kunst. Wiederholt trat er als Schlüter's Copist auf, z. B. indem er „Neue allegorische Blätter nach verschiedenen halberhobenen Arbeiten Andreas Schlüter's" Berlin 1772 herausgab. Diese seine Radierungen nach Schlüter's Vorlagen gehören zu dem Besten, was er schuf. Sie legen Zeugniß ab von der Unterordnung eines selbstthätigen Künstlers unter einen Größern, die damals wie heute selten war. Hätte sich Rode nur in seinen eigenen Schöpfungen von dem Gewaltigen mehr anregen lassen, dem er so geschickt nachzubilden verstand! Endlich bekundete er in zwei Bildern seine Pietät gegen seine Eltern (Marienkirche). Freilich mehr als künstlerischen Geschmack: Die Mutter stellte er dar, wie sie aus dem durch Engel geöffneten Sarge stieg und von der Ewigkeit den Ort ihrer Bestimmung gezeigt erhielt; an des Vaters Grabe saß die Hoffnung, einem entfliehenden Schmetterling nachsehend. Rode war kein tonangebender Meister, aber ein fleißiger, vielfältig angeregter und mannigfach anregender Arbeiter, der unverdienter Weise in völlige Vergessenheit gerathen ist.

Die beiden Brüder Meil, durchaus ähnlich in ihrer Thätigkeit, dürfen wohl zusammengefaßt werden. Der Aeltere*), Joh. Wilh. Meil (1729—1803, seit 1774 in Berlin), war ein vielseitiger Künstler und ein gebildeter Mann. Als Knabe schon hatte er modelliren gelernt und war weniger durch Unterweisung, als durch selbständige Versuche zum Malen, Steinschneiden, Radiren gekommen. Während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in Leipzig war er dem Professor Christ näher getreten und hatte sich in dessen Vorlesungen und im Verkehr mit ihm eine tüchtige archäologische Bildung verschafft. Der jüngere, C. P. Heinr. (1733—1805, schon seit 1752 in Berlin), war gleichfalls in Leipzig wissenschaftlich vorgebildet und nahm in Kunst und Leben eine seinem Bruder gleiche Stellung ein; beide waren eine Zeit lang Directoren der Akademie.

*) Ueber den älteren Meil, Selbstbiographie in Meusel, Miscellaneen art. Inh. Ers. 1779 I, 2. H. S. 1—9. Verz. sämmtl. Titelkupfer u. Vignetten-Abdrücke . . . gesammelt von F. L. Hopffer. Berlin 1809.

Der Brüder Meil Thätigkeit umfaßte fünf Jahrzehnte, von 1750—1800. Auch sie waren in erster Linie Radirer wie Rode, nach dessen Zeichnungen sie nicht selten arbeiteten. Aber im Gegensatz zu ihm traten bei Meil zwei Momente hervor, die freilich erst bei Chodowiecki vollendet in die Erscheinung traten: Humor und Realismus. Das biblische Gebiet schwand fast völlig bei ihnen, fast die einzige Ausnahme machen die Zeichnungen zu Bilaubé's Joseph, das Geschichtliche blieb wenigstens nicht im Vordergrunde stehen, jedenfalls folgten sie bei ihren geschichtlichen Blättern nicht eigener Erfindung. Noch waren es auch bei ihnen vielfach zeitgenössische Dichtungen, die ihr Zeichentalent in Anspruch nahmen, aber schon traten neben Ramler und dem mit besonderer Liebe behandelten Ewald von Kleist, die zu Allegorischem und Mythologischem vielfache Veranlassung gaben, die Karschin, Lange, Willamov, auch Nicolai, der der wirklichen Welt näher führte. Als Beispiel ihrer Allegorie mag ein (nicht ausgeführter) Versuch zu Kleist's Gedichten gelten: ein Kind, das von einer Biene gestochen wird, worüber ein Satyr lacht. Mit dem Ganzen sollte das Sinngedicht, mit dem Honig das An-

Ueber den jüngeren die Notiz A. D. B. XXI, 216. Ueber beide Nagler's Künstlerlex. Bd. 9, S. 5—8. Die von beiden illustrirten Werke und zahllose Blätter in G. L. St.

genehme und Gefällige, mit dem Stachel der Biene das Strafamt dieser Gedichte bezeichnet werden. Nahe verwandt mit dieser Allegorie war der Versuch, die Eigenart eines Dichters auszudrücken, wie etwa im Titelkupfer zum französischen Diderot: die Tragödie, die sich erstechen will, wird von Cupido zurückgehalten, Hymen schwingt seine Fackel dazu, zur Andeutung, daß Diderot's Dramen eine Mischung von Tragischem und Komischem enthielten und vergnüglich endeten. Dagegen sind die Kupfer zu „Sebaldus Nothanker" (4. Aufl. 1799, wiederholt in einer billigen Ausgabe 1814) gute Abschilderungen des wirklichen Lebens, vermöge deren Meil mit Chodowiecki in glückliche Concurrenz trat. Denn neben Jenes Darstellungen können sich Meil's Blätter sehen lassen, etwa das, wie Propst Puddewustius und Diakon Pypfnövenius den Archidiakon Makligius, dem sie einen Besuch abstatten, in sehr unpriesterlicher Toilette damit beschäftigt finden, auf einem Salatfeld den Dünger auszubreiten, oder die Scene, in welcher ein verhungerter Handwerker, der aus Noth den vorübergehenden Herrn angegriffen, von dessen Edelmuth gerührt den Stock wegwirft und ihm zu Füßen fällt, oder die andere, wo Sebaldus, von seinem heuchlerischen Begleiter, der ihn vor Seelenverkäufern gewarnt, in eine „Unterkammer" gestoßen wird, wo 30 elende Kreaturen verkümmern. In diesen Zeichnungen weiß Meil mit vielem Glück die thätige Menschengüte zur Anschauung zu bringen und zugleich für das Elend, das er darzustellen hat, die Theilnahme der Beschauer zu erregen.

Die Welt und das Leben, wie sie sich dem Künstlerpaare darstellten, zu schildern, gaben die folgenden zwei Werke die hauptsächlichste Anregung: Engel's Mimik und das Spectaculum naturae et artium. Die Kupfer des ersteren (Ideen zu einer Mimik, 2 Theile, Berlin 1785 fg.) schließen sich den bis ins Einzelnste gehenden Vorschriften des Textes aufs Allergenaueste an, trotzdem ist der Künstler in diesen 59 Figuren glücklich inspirirt. Ganz trefflich sind z. B. die Figuren aus einer Scene von

Babo's „Otto von Wittelsbach": die Neugier des Helden, der von Ritter Friedrich sich einen Brief vorlesen läßt, und die Entrüstung, da er ganz Anderes zu hören bekommt, als was er vermuthen durfte. Den vorgeschriebenen Ausdruck der Liebe, des Zorns, der Schmeichelei weiß er glücklich zu treffen. Ausgezeichnet ist die satirische Darstellung einer Tänzerin, die in einer Pantomime, zu der Corneille's Horace die Idee gab, die Drohung versinnbildlichen sollte, man werde sich selbst zerfleischen: die hochbusige, sehr umfangreiche Dame, deren Kostüm das unrömischste ist, das man sich denken kann, und bei der höchstens Kopftuch und fliegende Haare an die zürnende Römerin erinnern, fährt heftig mit ihrer geballten Faust an den weit aufgerissenen Mund. So zeigt sich in dem ganzen Werke ein glückliches Zusammenarbeiten des Künstlers mit dem Kunstgelehrten, und seitens jenes eine selbständige Beobachtung des wirklichen Lebens.

Das Spectaculum, ein damals beliebtes Handbuch, zwang den Künstler, Ackerbauer und Handwerker in ihren verschiedensten Beschäftigungen, die Thätigkeit der Menschen zu Land und Wasser, in Krieg und Frieden, ferner allerlei Geräthe, die zu jeder möglichen Hantirung gebraucht wurden, darzustellen. Auch sonst scheute er sich nicht, Dinge des täglichen Lebens zu wählen: Kutschen und Portechaisen, Tische und Möbel aller Art. Und da er nicht wie Rode in einer eingebildeten Welt lebte, oder bloß der Vergangenheit anzugehören schien, so scheute er sich nicht, das wiederzugeben, was ihm auf den Straßen der Stadt oder bei seinen Streifereien auf dem Lande begegnete: ein altes Bettelweib mit einem Kinde, einen Juden mit einem runden Hut, einen andern mit einem Muff, der ein paar alte Schuhe unter dem Arme trägt, einen Brauerknecht, der, bei seinen Fässern stehend, Tabak raucht.

Manche Blätter der Brüder Meil sind von glücklichem Humor erfüllt. Wie sie überhaupt bei Darstellung des Heiteren, Fröhlichen lieber als bei der Vorführung des Ernsten und

Traurigen verweilten, wie sie z. B. das Mutterglück in sehr anziehender Weise zu schildern und anmuthige Frauen mit dem Zauber echter Weiblichkeit zu umkleiden wußten, so wendeten sie sich geradezu humoristischen Scenen zu, die von fern an Hendschel'sche Skizzen erinnern. Dieser Art sind die Blätter, die Betrunkene vorführen, oder das, auf dem man einen Knaben sieht, der, mit langen Hosen angethan, auf einem Stock reitet, oder die, auf denen Kinder auftreten, die, auf Stelzen gehend, sich wie alte Leute angezogen haben und sich gegenseitig necken. Am drastischsten wirkt das „Finkeljochem" bezeichnete Blatt: ein Schusterjunge mit herabhängendem Strumpf und zerrissenen Hosen, der in einer Hand eine Flasche trägt und halb lustig, halb betrübt, bald auf die Armseligkeit seiner Kleidung, bald auf den in der Flasche enthaltenen Reichthum blickt.

Außer diesem unschuldigen Humor liebte Meil auch die kecke Satire. Der Künstler, der verschiedenen Schriften Moses Mendelssohn's, sowie dem Berlinischen Journal für Aufklärung Vignetten voransetzte, konnte kein Heiligenverehrer sein. Sein Titelkupfer zu dem von A. G. v. Bretschneider gedichteten „Almanach der Heiligen"*) ist ebenso wie die in diesem vorkommenden 12 Kupfer keine Verklärung. Das zeigte deutlich Meil's oder seines Biographen Beschreibung des ersteren: „Ein Marktschreier mit vielen Heiligenbildern, Paternostern und Kreuzen behangen, hält in der rechten Hand ein zusammengebundenes Packet mit der Aufschrift: „Heilige fürs ganze Jahr" und mit der Unterschrift: „Kauft's, kauft's, oder ich schmeiß' es weg"." Noch deutlicher jedoch zeigte sich diese Tendenz in den Heiligenbildern, mit denen die nicht unwitzigen, aber knotigen und

*) Der Almanach in G. L. St. — Näheres darüber bei Meusel, Verm. Nachr. und Bemerkungen, Erl. 1816, S. 28 fg., dessen Lob übertrieben ist, und Göckingk, Reise des Hrn. v. Bretschneider nach London u. Paris, Berl. 1817, S. 50 fg. Der Almanach wurde von Herrn von Oesfeld in Berlin herausgegeben, das Mscr. ging durch Nicolai's Hand. Bei Göckingk heißt der Künstler irrthümlich Moril.

zotigen Verse Bretschneider's begleitet wurden. Mit großem Behagen werden hier die Heiligen als beschränkte Dümmlinge, stolze Laffen, Spaßmacher oder Sinnenmenschen dargestellt. Christophorus, der mit seinem Kreuz einem Teufel entgegentritt, wird absichtlich wie eine Rothhaut dargestellt, die einem Europäer den Garaus machen will. Ulrich, der seine Kappe ausschüttet und die Maus, die diese benagt hatte, mit Fluchworten zur Erde streckt, sieht wie ein armer Schächer aus. Die heilige Ursel, die vor einem lüsternen Mönch steht, hat das Aussehen einer Erzkokette, und der beschnittene Wundermann Mayer, ein einäugiger, lahmer, buckliger Schneider — „nach den vernünftigen und jetzt allgemein beliebten Grundsätzen der Toleranz sei es uns erlaubt, auch einen jüdischen Heiligen zu besingen," sagt der Text —, der einen Pfaffen in die Luft prellt, weil dieser dem Könige gerathen, die Juden zu vernichten, ist gewiß der kläglichste Heilige, der jemals zur Anschauung gebracht worden. Als Gegenbild zu diesem mehr als dürftigen Heiligen tritt der Johann von Capistrano, der mit dem „Bischofshut von Schreibpapier", der „seines heiligen Hauptes Zier ist", halb wie ein Heiliger und halb wie ein Narr ausschaut. Das Ende der Heiligenverspottung schließt sich dann würdig dem Anfange an: ein Heiliger strebt, von Rauchwolken getragen, in die Höhe; statt eines Menschenantlitzes aber zeigt er ein Schafsgesicht.

Außer diesen Künstlern soll auch eine Künstlerin erwähnt werden, Anna Dorothea Therbusch, geb. von Lisiewska, geboren in Berlin 19. Juli 1722, gest. das. 9. Nov. 1782. Man wird zwar heute nicht mehr mit ihrem ersten Biographen*) sagen „Sie besaß nicht nur jenes große Talent, wodurch sie sowohl in Ansehung des Colorits, als der Magie der Kunst, dem Rubens'schen Pinsel unstreitig am nächsten kam; an Schönheit der

*) Lebensumstände der im J. 1782 zu Berlin verstorbenen Madonna Therbusch, anonym, in Meusels Misc. artist. Inhalts, 17. H. Erfurt 1783, S. 266—275. Diderot, Oeuvres, Paris 1875—77, Bd. XI. XVIII. IX. XX. Die Hauptstellen XI, 256, 263 (Salon de 1767).

Ideale aber, und besonders an Anmuth, diesen noch übertraf", wenn man auch dessen Zusatz „sie hatte den durchdringendsten Verstand, das feinste Gefühl und den edelsten Charakter" trotz seiner Superlative gelten lassen mag. Schon von ihrem Vater hatte sie Zeichnen gelernt, in den ersten Jahren ihrer Ehe wurde sie theils durch das Widerrathen ihrer Schwiegermutter, theils durch die Geburten vieler Kinder und die dadurch erfolgte Kränklichkeit an Ausbildung ihres Talentes gehindert. Erst 1761 unternahm sie eine Kunstreise nach Stuttgart und Mannheim, der später (1765—1770) eine lange mit vielen Widerwärtigkeiten erfüllte Reise nach Paris, Belgien und Holland folgte, lebte von da an dauernd in Berlin, wo sie bereits 1773 den Tod ihres Gatten zu beklagen hatte. Den Stoff zu ihren Gemälden entnahm sie der Mythologie: aus den Erzählungen über Pan, Venus, Adonis, Jupiter und Antiope; einzelne derartige Bilder, auch eine zum Opfer geführte Iphigenia, malte sie im Auftrage des Königs. Ihn, die Mitglieder der königlichen Familie, besonders den Prinzen Ferdinand von Preußen, in dessen Hause sie besonders bekannt war, darzustellen, wurde ihr mehrfach vergönnt. Viel gerühmt wurde ihr eigenes Bild, das hoffentlich auf den Beschauer einen bessern Eindruck machte, als die folgende Beschreibung eines Zeitgenossen, „in einem Kniestück an einem offenen Fenster sitzend und mit einer den Entwurf einer Zeichnung überdenkenden Miene, die sie auf das vor sich habende Papier bringen will." Großes Interesse erregte ihr 1892 in der Rococo-Ausstellung in Berlin aufgehängtes Bild, das den Buchhändler Nicolai mit seiner Familie, acht Köpfe stark, darstellte, ein tüchtiges gut ausgeführtes Bild, das den etwas philisterhaften Zug, der in den damaligen Berliner Bürgerfamilien vorhanden war, zu vollkommener Erscheinung brachte, ohne dadurch langweilig oder unangenehm zu werden.

Als sie in Paris war, machte sie ein Miniaturbild des berühmtesten Kunstkritikers jener Zeit, Diderot. Dieser rühmte und höhnte sie abwechselnd. Zuerst nannte er sie das beste Geschöpf von der Welt; dann bezeichnete er die Meldung von ihrer Abreise als „die gute große glückliche Nachricht," gab ihr Eitelkeit und Narrheit schuld und heftete ihr den Schandnamen der „unwürdigen Preußin mit verrücktem Kopf und verderbtem Herzen" an. Auch in der Beurtheilung ihrer Künstlerschaft zeigte er Gegensätze. Einmal äußerte er sich entzückt von ihrer Cleopatra, bewunderte die Wahrheit ihres Naturstudiums, schrieb ihr Talent zu und war froherregt darüber, daß sie als Frau und gar als Autodidactin so viel zu leisten vermöge, dann aber brauchte er grade bei Gelegenheit ihres Naturstudiums das grausame Wort „man ist entweder arm, klein, niedrig, oder man ist erhaben, Frau Therbusch ist aber nicht erhaben." Die Ursache dieser Zwiespältigkeit im Urtheil liegt wohl darin, daß die Künstlerin, überreizt und anspruchsvoll, unbekannt in einem fremden Lande, vielleicht auch unpraktisch in Geldangelegenheiten den leicht erregbaren Critiker viel plagte und dadurch von der Liebe zum Haß umstimmte. „Sie ist Autodidakt, ihr durchaus hartes und männliches Können zeigt dies deutlich. Sie besitzt den Muth, die Natur anzurufen und zu betrachten. Sie sprach mit Entschiedenheit zu sich: ich will malen. Sie hat den rechten Begriff von Schamhaftigkeit: denn sie stellte sich unerschrocken vor das nackte Modell, im Glauben, daß nicht das Laster das ausschließliche Vorrecht habe, einen Menschen zu entkleiden. Sie lebt ganz ihrer Kunst, aber ist noch so völlig Kind, daß sie überaus empfindlich gegen jedes über sie gefällte Urtheil ist und über einen großen Erfolg toll werden oder sterben könnte. An Talent fehlte es ihr keineswegs, um in Frankreich großen Eindruck hervorzubringen, ihr fehlte Jugend, Bescheidenheit, Schönheit, Coquetterie. Sie hätte unsere Meister rühmen, bei ihnen Unterricht nehmen, sich mit ihrer ganzen Person ihnen darbieten müssen." — So viele französische Künstler und Schriftsteller fanden in Berlin Beschäftigung, Nahrung und Ansehen. Dem gegenüber ist es lehrreich zu betrachten, wie es einer Berlinerin erging, die in Frankreich ihr Glück suchte.

Ein Berliner echten Schlages, ganz nahe von Berlin in Schönerlinde geboren 24. Jan. 1712*), also im buchstäblichsten Sinne ein Zeitgenosse Friedrichs und in Berlin am 15. Jan. 1775 gestorben, war G. F. Schmidt, als Kupferstecher der allererste seiner Zeit. An den Bildnissen seiner zeichnenden, malenden, bildenden Genossen, wie sie von den Meistern selbst oder von eifrigen Schülern geschaffen wurden, könnte man achtlos vorübergehen; wer einmal Schmidt's leuchtendes Antlitz gesehen hat, das er selbst 1752 gezeichnet und gestochen hat, der bleibt gefesselt**). Ein Kopf voll Leben und Geist, voll Güte und Humor, jugendlicher scheinend, als er es seinen Jahren nach war, mit schwellenden, nicht unsinnlichen Lippen, mit einem Ausdruck, der Frohsinn, Arbeitslust, Selbstbewußtsein deutlich verkündet. Gegenüber manchen griesgrämischen, pedantischen, mühevoll arbeitenden Genossen ein auf seine Kraft vertrauender ganzer Mensch.

Paris und Petersburg beherbergten den Künstler eine Weile; die erstere Stadt 1737 bis 1744, die letztere 1757 bis 1762; auch diesen Städten kam wie Berlin seine Kunst zu Gute. Aber obgleich manche seiner trefflichsten Arbeiten in den beiden letzteren Städten entstanden sind, so kommen an

*) Catalogue raisonné de l'oeuvre de feu G. Fr. Schmidt. London 1789. — Schmidt's Werke oder beschreibendes Verzeichniß sämtlicher Kupferstiche und Radirungen, welche der berühmte Künstler G. Fr. Schmidt, K. Pr. Hofkupferstecher, Mitgl. d. K. Ak. zu Berlin, Paris und der kais. zu St. Petersburg von a. 1729 bis zu seinem Tode 1775 verfertigt hat. Nach der franz. Ausg. frei bearbeitet, mit versch. Vermehrungen und Verbesserungen versehen hgg. von L. D. Jacoby, Kunsthändler. Berlin 1815. (Mit einem Stich Berger's nach einer späteren Zeichnung Schmidt's.) — Wessely, G. F. Schmidt, Berlin 1887. Ders. A. D. B. XXXI, 726—728. H. Longhi, Calcographia 1830, übers. von Goethe (Hempel) 28, 599 fg.

**) Ein wundervolles Blatt in G. L. St., die noch andere sehr schöne Blätter Schmidt's enthält. In derselben auch die im Text behandelten Hauptwerke: Oeuvres du philosophe de Sans-Souci au donjon du Château avec privilège d'Apollon, 3 Bände in 4° 1750—1752; Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg. 3 Bde. Berlin 1767 bei C. F. Voß 4°. (Mit ders. Aufschrift: au donjon; ich kenne nur die Ausgabe: d'après l'original.)

dieser Stelle doch nur seine Berliner Werke in Betracht, sowohl die, die dort gearbeitet sind, als die, welche dortige Persönlichkeiten angehen. Wie jeder damals lebende Berliner und Preuße wendete er dem Könige seine besondere Aufmerksamkeit zu; die Prachtausgabe einiger Werke des königlichen Schriftstellers zierte er mit seinen Zeichnungen und Stichen.

Unter diesen sind besonders reizvoll Schmidt's Gruppen nackter Kinder. Sie wiederholen sich mehrfach, aber sie erfreuen stets. Eine Hervorhebung verdienen: zwei Knaben, deren einer auf einem Schwan reitet, während ein anderer das Thier mit Blumen bekränzt; drei, die mit einem Stabe spielen, auf dem eine Narrenmaske befestigt ist; drei andere, die sich jagen: einer ist bereits hingefallen, der zweite läuft ängstlich vor dem dritten davon, der ihm die Zunge herausstreckt.

Aber ein wichtigerer Vorwurf war das Bild des Königs selbst nach einem Gemälde Pesne's und herrliche Stiche damals bekannter Persönlichkeiten. Auch als Radirer war er für Rembrandt'sche Werke, für die er eine ganz besondere Vorliebe besaß, thätig. Seine Arbeit auch in dieser Richtung wurde sehr gerühmt. Longhi, dessen Urtheil durch Goethes Uebersetzung bekannt geworden, sagt von ihm: „Der Künstler ist einer der größten, dessen sich die Kupferstechkunst zu rühmen hat, er wußte die genaueste Reinlichkeit und zugleich die Festigkeit des Grabstichels mit einer Bewegung, einer Behandlung zu verbinden, welche sowohl kühn als abwechselnd und manchmal mit Willen unzusammenhängend war, immer aber vom höchsten Geschmack und Wissen. . . . Hätte er die Geschichte in großem Sinne wie das Porträt behandelt und hätte ihn die Ueberfülle seines Geistes nicht manchmal irre geleitet, so könnte er die oberste Stelle in unserer Kunst erreichen. Ist ihm dies nicht gelungen, so bleibt er doch einer der trefflichsten Meister und der erfahrenste Stecher."

Daniel Chodowiecki*) (1726—1801, in Berlin seit 1743)

*) Ueber Chodowiecki, Heinecke, Nachricht von Künstlern und Kunstsachen bis 1768. Verzeichniß seiner Kupferstiche, Berlin, Mylius, 1775.

Er war zuerst Lehrling bei einem Kaufmann, begann früh aus Liebhaberei Emaille-Dosen zu malen und widmete sich seit 1754 ernstlich der Kunst. Pesne, Le Sueur, Rode wurden seine Lehrer. Zunächst warf er sich auf die Miniaturmalerei, seit 1756 begann er zu radiren. Hier fand er das eigentliche Feld seiner unvergleichlich fruchtbaren Thätigkeit. Bis zum Jahre 1781 zählte er selbst 399 verschiedene Radirungen, wobei häufig zwei bis zwölf Blatt als ein einziges Werk bezeichnet und berechnet wurden. Bis zum 8. October 1784 war die Zahl der Blätter auf 527, bis 1787 auf 573 gestiegen, der genaueste bis jetzt vorhandene Catalog zählt 950 Nummern. Chodowiecki lebte 60 Jahre fast ununterbrochen in Berlin, eine Fahrt nach seiner Heimath Danzig abgerechnet, von der er ein köstliches Album zurückbrachte, und kleinere Reisen nach Leipzig, Dresden, Halle, Dessau. Er nahm unter seinen Kunstverwandten und in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung ein. Mit den berühmtesten Berlinern war er befreundet; mit auswärtigen Berühmtheiten stand er in freundschaftlicher und geschäftlicher Correspondenz; Fremden war er eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Nachtrag bis 1778 in Meusel, Miscellaneen artistischen Inhalts, Erfurt I, 1779, S. 30—41. Lebensbeschreibung nebst Verzeichniß der Werke das. H. 5, S. 3—43. (Aufsätze von ihm H. 4, Entgegnung darauf H. 5.) — Das. H. 7, 3—14. H. 9, S. 131 ff. H. 22 (1785), S. 227—235. H. 30, (1787), S. 338 ff. (letztere drei Artikel von Ch. selbst). Engelmann, Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche, Lpz. 1857 (mit Biogr. von A. Weise). Nachträge und Berichtigung, Lpz. 1860. Neuere Reproductionen aus Daniel Chodowiecki's Künstlermappe, Berlin, Amsler u. Ruthardt (Handzeichnungen) (1885). Von Berlin nach Danzig. E. Künstlerfahrt im J. 1773 von D. Ch. Facsimiledruck. Berlin, das. (1884). Ch. Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen. Berlin, Mitscher u. Röstell, o. J. Dass. Neue Folge, gleichfalls o. J. Von neuerer Litteratur ist benutzt: Hettner, Gesch. d. dtsch. Lit. d. 18. Jh. II, 622 fg. — Woltmann, Hogarth u. Chodowiecki in: Aus 4 Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgesch. Berlin 1878. S. 147. (Vers. in A. D. B. IV, 133—135.) R. Dohme, Kunst u. Künstler. 1. Abth. 2. Bd. 39 H. — Benutzt sind ferner die reichen Mappen in G. L. St.; einzelnes im Kgl. Kupferstichcabinet.

In neuerer Zeit hat man ihn, nicht um ihn zu loben, mehrfach mit Nicolai zusammengestellt. Wie mir scheint mit Unrecht. Denn mag er auch mit Nicolai den Vorzug scharfer Beobachtung und den Nachtheil einer gewissen Nüchternheit der Phantasie gemein haben, so unterscheidet er sich von ihm, wenn es überhaupt angeht, einen schaffenden Künstler mit einem Kritiker zu vergleichen, in drei wesentlichen Puncten. Zunächst durch seine Tendenzlosigkeit. Aufklärer war er zwar auch trotz Nicolai, aber er war viel zu gebildet und zu wenig kampflustig, um stets die Aufklärung zu vertheidigen und ihre Gegner zu verfolgen: außer feisten Pfaffen und heuchlerischen Frömmlern wußte er auch wackere Priester und einfältige Fromme darzustellen. Sodann durch seine Vielseitigkeit. Während Nicolai stets an einem Stoffe klebte, ewig in derselben Zeit zu leben meinte, so daß er einen Fortschritt nicht begriff, und das Neue, schon weil es neu war, rücksichtslos verurtheilte, wechselte Chodowiecki seine Stoffe und ging vorwärts mit der Zeit. Mit Lessing und den Aufklärern hatte er angefangen; er schritt fort zu Goethe („Leiden des jungen Werther"), die Nicolai bespöttelte, lieh seine Kunst der zweiten Generation der Stürmer und Dränger (Schiller's „Kabale und Liebe"), die anderen Berlinern unverständlich blieb, hatte Freude und schaffte sie Anderen an Vossens Louise, die vermeintlichen Idealisten platt erschien, und an „Hermann und Dorothea", in die sich die Antirenienleute nicht finden wollten. Er bannte sich an ein Land so wenig wie an eine Gattung. Versuchte er doch das für ein Kind des 18. Jahrhunderts schwierige Unternehmen, das „Lob der Narrheit" des Erasmus, das Weltzustände des 15. Säculums schilderte, zu illustriren und führte es geistreich durch, wenn er auch Holbein, den Zeitgenossen des holländischen Satirikers, nicht erreichen konnte. Ja, er wagte sich an viele Stücke Shakespeare's, an denen freilich seine Kraft versagte. Englische Moralisten und Romanschriftsteller, daneben Voltaire und Rousseau, aber auch Sedaine, der russischen Katharina Aphorismen wie die Perle der spanischen Dichtung, Don Quixote,

wußte er zu schätzen und ohne ängstliche Treue und Localfanatismus doch einem jeden ein gewisses fremdes Colorit zu verleihen. Jahrzehnte lang hatte er in seinem Streben, das wiederzugeben, was er sah, die Männer mit Zöpfen, Haarbeutel und Degen, die Damen mit hohen Frisuren und Reifröcken dargestellt; ihm aber hing der Zopf so wenig hinten, im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Nicolai, daß er ohne Bedenken und ohne Schmerz nun auch die neue Tracht: das geringelte Haar, das griechische Damenkleid, den Cylinderhut mit gleicher Virtuosität wiederzugeben wußte. Endlich unterschied er sich von Nicolai durch seinen feinen Humor. Der Berliner Aufklärer blieb bei aller seiner Bedeutung plump und wurde grob, wenn er witzig sein wollte. Der Berliner Künstler war ein feiner Humorist. Mit behaglicher Laune schilderte er das bürgerliche Leben in allen seinen Verzweigungen. Er moralisirte gern und karrikirte wenig. Darum mochte er es nicht leiden, wenn man ihn mit Hogarth verglich, denn von dessen Schärfe und Bosheit war er gänzlich entfernt. Auch er hatte, nach einem schönen Worte Goethe's, Unnatur, Verderbniß, Barbarei und Abgeschmacktes zu schildern, aber er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen. Er besaß eine Fülle von Laune, oft übermüthigen Humor. Dies bekundete er nicht bloß in ganzen Darstellungen, wie etwa in der Wallfahrt nach Französisch-Buchholz, einer parodistischen Darstellung der Seinigen, die er damit für eine verregnete Landpartie trösten wollte, sondern durch die zahllosen Einfälle, die ihn bei jeder Arbeit gleichsam überwältigten und von ihm, damit er sie nur los wurde, in den Rand der Platten geritzt wurden.

Chodowiecki's Arbeiten zerfallen in zwei Klassen: Illustrationen zu den Werken Anderer und freie Erfindungen. Die ersteren stehen weit über den meisten Buchillustrationen. Sie sind von dem Text inspirirt und sind doch auch ohne ihn leicht verständlich. Der Künstler war ein geistreicher und gebildeter Mann, der ein wirklicher Bundesgenosse des Dichters wurde, nicht sein

Sklave blieb. Man hat neuerdings den Versuch gemacht, „Minna von Barnhelm" mit diesen Illustrationen neuzudrucken; mit dem besten Erfolge: sie wirken ebenso lebensfrisch wie das Lustspiel selbst. Es würde sich lohnen, weiter zu gehen. Bei Sebaldus Nothanker würde es sich ohne Zweifel ergeben, daß der Zeichner noch weniger ermüdet als der Autor; aber sollte nicht auch bei Voltaire's „Candide" die Jugend mehr auf Seiten des Künstlers als des Dichters sein?

Chodowiecki's eigene freie Erfindungen galten dem bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Leben, wie er selbst fest im Bürgerstande wurzelte. Er besaß ein gesundes Naturgefühl und wußte, ohne sentimental zu werden, seine wirkliche oder seine Adoptivheimath darzustellen. Nicht das Schöne in der Natur reizte ihn, sondern das Einfache und Schlichte, das, was durch seine malerische Stimmung Eindruck auf ihn machte oder sein Gemüth bewegte. Er besaß ferner dichterisches Vermögen und Phantasie genug, um sich allerlei Situationen auszumalen und die Wirkungen gewisser Zustände zu erdenken. So schuf er eine ziemliche Anzahl Folgen von zwölf und mehreren Stichen, auf denen allerlei Narrheiten, Heirathsanträge, Damenbeschäftigungen u. ähnl. dargestellt wurden. Grade in solchen Folgen offenbarte er seinen ganzen erquicklichen Humor. Er besaß sodann wohlthuende Freude an seinem Familienleben und gewährte durch dessen wiederholte Schilderung einen reizvollen Einblick in sein Heim, schalkhaft und zärtlich, aber ohne Ruhmredigkeit sich und die Seinen in der Ruhe und in der Arbeit, in harmlosem Geplauder und in munterer Geselligkeit vorführend.

Was uns aber an diesem Berliner Künstler ganz besonders auffällt, ist, daß er ein Berliner auch in seinen künstlerischen Darbietungen war. Er klügelte wenig mit seiner Phantasie aus, sondern griff keck ins Leben hinein. Seine Illustrationen und freien Erfindungen waren die Wiedergabe dessen, was er vor sich sah, auf den Straßen, in den Häusern. Aber auch bestimmte Tagesvorgänge hielt er mit seinem Griffel oder seiner Nadel

fest. Zwar von den gewaltigen Kriegsereignissen hielt er sich im Ganzen zurück. Zunächst weil er sie nicht wirklich mit ansah, sodann weil er seine Unfähigkeit erkannte, Historisches darzustellen. Darum hütete er sich selbst Berlins Occupationen 1757 und 1760 zu schildern, obwohl ihm einzelne Scenen daraus trefflich gelungen wären. Dagegen ist aus der Kriegszeit ein Blatt erhalten, welches das Fehlen anderer sehr bedauern läßt: russische Gefangene in Berlin 1758 von preußischen Soldaten escortirt, von Berlinern, unter denen auch des Künstlers Frau, mit Wohlthaten unterstützt. Es ist ein hübsches Blatt, in dem die zerlumpten, hungrigen, wilden Feinde ungemein charakteristisch dargestellt sind. Später hatte der Künstler Gelegenheit genug, in Kalendern die Geschichte des siebenjährigen Krieges zu illustriren; aber auch hier wählte er nur einzelne Scenen mit wenigen Personen, deren Mittelpunkt der König war. Der Friedensschluß, des Königs Rückkehr in seine Residenz wurde von dem Künstler durch eine Allegorie gefeiert, eine Kunstart, in der er kein Meister war: in römischer Imperatorenkleidung reitet der König, dem sieben Feldherren folgen, in die Stadt; neben dem Pferde schreitet der Friede; über ihm schweben weibliche Figuren, Wohlstand und Sieg; er wird empfangen von der Stadt, einer weiblichen Figur mit einem zur Erde gebückten Bären; Alles wird überstrahlt von dem Auge Gottes!*)

Weit mehr auf seinem Felde bewegte sich Chodowiecki, wenn er wirkliche Berliner Vorgänge, wie etwa den Empfang der türkischen Gesandtschaft schilderte. Es sind köstliche Blättchen von derber Laune und Satire, in denen diese Bewohner fremder Länder, oder Berliner Typen, wie der Planetenleser Paul, die Wunderdoctoren oder ein Bauer dargestellt werden, der mit offenem Maule in die „ernsthaften Bauerngespräche" hineingrinst; culturhistorisch ungemein wichtige Bilderbogen, in denen Berliner Kopfputze, Hüte, Trachten vorgeführt werden

*) Andere Allegorien verzeichnet Krieger S. 46, z. Th. mit Versen.

oder die Blätterreihe „Berlinische Folgsamkeit", in denen die Art illustrirt wird, wie eine feine Dame, ein Stutzer, ein Hausirer, ein altes Ehepaar einen Hund mit sich führt. Der Künstler schildert sein Berlin auch wie es sich ergötzt und sein Ausblick aus dem Thiergarten auf die Zelten mit den feinen Kutschen, den Promenirenden, den einsamen Bänken und Kaffeeschenken gewährt ein treues Abbild Berliner Lebens.

Je kleiner die Blättchen, um so entzückender die Frische und Lebenswahrheit. Mit Recht spricht Lichtenberg von seinem „noch nie erreichten Talent, auch in den kleinsten Figuren Seele darzustellen." Eine vergangene Zeit gewinnt hier aufs Neue fast ein gegenwärtiges Dasein.

So gern Chodowiecki auch kleinbürgerliches Leben darstellte, so suchte er, der wie alle Berliner dem großen Könige eine enthusiastische Verehrung bezeigte, auch den größten Zeitgenossen im Bilde festzuhalten. Hier stritt sein Wollen mit seinem Können, leider oft vergebens. Es herrscht in dem Künstler ein ewiges Ringen, mit diesen Zügen und dieser Gestalt sich abzufinden, den gebietenden Fürsten auf dem Throne, den mächtigen und glücklichen Schlachtenlenker für Mit- und Nachwelt dauernd darzustellen. Aber auch hier gelingt ihm mehr das Menschliche als das Historische. An seine Staatsactionen kann man nicht glauben, aber seine Bildchen kleiner menschlicher Vorgänge, wie der König den alten Ziethen besucht, wie er von seinem Großneffen stürmisch aufgefordert wird, ihm seinen Ball zurückzugeben, machen uns den Herrscher lieb und werth. In der echt menschlichen Güte des großen Helden fand der menschlich gute Künstler den passenden Stoff.

Ueber den Tod des Königs hinaus währte des Künstlers Treue. Unter den zahlreichen künstlerischen Darstellungen, die nach dem Tode des Monarchen erschienen, nimmt Chodowiecki's Blatt — die Hälfte eines Fächers — eine hervorragende Stelle ein. Diese Apotheose ist freilich auch eine Allegorie, zwang also den Künstler in eine Art, die nicht die seine war. In der That

sind die drei Götter, die aus den Wolken her den gestorbenen Helden empfangen: Jupiter, Mars, Apollo fast Carricaturen gleich zu achten. Aber das Hauptstück: Friedrich selbst, den linken Arm auf Minerva, den rechten auf Themis gestützt, zum Himmel emporstrebend, ist außerordentlich schön. Den alten abgelebten Helden stützen schöne, jugendkräftige Frauen: fast nichts Irdisches ist mehr an diesem Leibe; im Haupte, das mit einem Lorbeerkranz geschmückt ist, glänzen die Augen wie verklärt gen Himmel. Der Gedanke, der dem Bilde zu Grunde liegt, ist ungemein rührend und erhebend: der Herrscher, dessen nimmermüde Lebensgefährtinnen Gerechtigkeit und Weisheit gewesen, erlangt in der Ewigkeit einen unvergänglichen Platz neben Kriegskunst, Dichtung, Herrschermacht.

Nicht beredter konnte Berlin seinen Fürsten zum Tode geleiten, der ihm neuen Glanz gegeben und seine Weltstellung begründet hatte.

Schluß.

Am 17. Aug. 1786 früh am Morgen starb Friedrich fern von Berlin, wie er fern von seiner Residenz gelebt hatte. Man kann nicht sagen, daß in der Berliner Bevölkerung eine allgemeine, der Größe des Verlustes entsprechende Trauer herrschte. Der König hatte zu sehr die Hauptstadt gemieden, zu eifrig dem französischen Wesen gehuldigt, zu rücksichtslos in manchen Verwaltungsangelegenheiten durchgegriffen, um bei der Menge, die ihren Herrscher sehen will, die in Sprache und Wesen mit ihm eins zu sein begehrt und die unter allen Eigenschaften seine Milde am meisten schätzt, völlig verstanden und geliebt zu werden. Gar manche athmeten auf, wie befreit von schwerem Druck. Gerade sie hatten bald Veranlassung genug, nach der dahingegangenen Heldengestalt sich zu sehnen und den Geist zurückzurufen, der geschwunden war*).

Gewiß gab es ehrlich Trauernde. Officieren und Gemeinen, die an die Bahre traten, rannen die Thränen über die Wangen. „Zum Ruhm aller Lakayen und Pagen", schrieb der Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm III., „muß ich sagen, daß wahre Betrübniß auf ihren Gesichtern zu sehn war, und daß man sehn konnte, wie sehr sie ihren König betrauerten."**)

*) Das Stimmungsbild von Berlin, das (v. Cölln) Vertraute Briefe I, S. 11 entwirft, ist 1807 nicht 1786, mit zu genauer Beachtung der inzwischen vergangenen 20 Jahre, entworfen.

**) Koser, Die letzten Tage Friedrich's d. Gr., Deutsche Rundschau XII, 11, S. 204.

Im Allgemeinen aber drücken die oben S. 421 fg. mitgetheilten Stellen über Cherifdir und sein Volk gewiß besser als loyale Versicherungen die Stimmung und das Urtheil der Berliner über ihren König aus. Und wer dächte nicht an Goethe's bekanntes, während seines kurzen Berliner Besuches gesprochenes Wort, daß er „die Lumpenhunde" über ihren Herrn habe „raisonniren" hören.

An die Stelle der Volkstrauer trat eine officielle Trauer, die vielleicht um so lebhafter war, je weniger sie gefühlt wurde. Zahlreiche Reden wurden gehalten*). In gar manchen kam der Ernst der Lage, die Größe des Verlustes, die Dankbarkeit, die man dem großen Todten schuldete, zu würdigem Ausdruck. Auch gar viele Gedichte wurden verfaßt und veröffentlicht.

Doch ist es überaus charakteristisch, daß die meisten patriotischen Dichter, welche am Grabe Friedrich's ihre poetische Thräne weinten, alsbald seinem Nachfolger mindestens eine dichterische Huldigung darbrachten; noch seltsamer aber, daß Friedrichssänger, die bei Lebzeiten des Großen kein Ende ihres Sanges finden konnten, nun, da er todt war, schwiegen, wie Ramler,

*) Im Druck erschienene, in Berlin gehaltene Gedächtnißreden und -Predigten auf den Tod Friedrichs II. kenne ich folgende: Boysen, C. L. Conrad, J. D. Cube, J. S. Diterich, J. C. G. Dreßel, J. A. Hermes, Herold, C. F. W. Herrosee, Ch. W. Krause, J. F. Ch Löffler, Lüdecke, Miethmann, A. R. Ratcke, F. S. G. Sack (in zwei Auflagen erschienen), J. J. Spalding, W. A. Teller (gleichfalls in zwei Auflagen), J. H. F. Ulrich, Wessely, übers. von Bendavid, F. C. Wilmsen, J. F. Zöllner. Auch manche der auswärts gehaltenen Predigten wurden in Berlin gedruckt. — Die meisten, am Tage der Gedächtnißfeier, 10. Sept. 1786, gehalten, führen einfach den Titel: Rede, Trauerrede, Gedächtnißpredigt; Wilmsen's Predigt ist betitelt: „Was es für eine Namensgröße und Unsterblichkeit sey, die Gott unserm verewigten Könige, Friederich den Zweiten gab?" — Auch an Cantaten, Beschreibungen der letzten Stunden ist kein Mangel; für die officielle Trauerfeier wurde gedruckt: „Das letzte Lebewohl dem Heiligen Schatten Friedrichs des Großen . . bey der feyerlichen Leichenbestattung in der Garnisonkirche zu Potsdam mit Stimmen, Flöten, Saiten dargebracht den 9. Sept 1786." Berlin G. J. Decker. Mit gegenüber gedrucktem lateinischem Text.

schwiegen, um sich bei dem Nachfolger desto eifriger zu insinuiren. Nur der wackere Gleim brachte dem Einzigen nach seinem Tode wie bei seinem Leben ausschließliche Huldigung dar.

Predigten aber und Lieder enthielten Worte, nichts als Worte. Unter den gesprochenen Worten in gebundener und ungebundener Rede, so zahlreich sie auch erschollen, ist kein einziges, das die Größe des Verlustes ganz ausspräche. Nicht einmal Schubart's ossianischer Gesang „Friedrich's Tod", zwar nicht in Berlin gedruckt, aber dort, wie man erzählte, in tausenden von Exemplaren verkauft, macht eine bemerkenswerthe Ausnahme. Nur einigermaßen möchte Schubart's im Todesjahr, aber vor dem wirklichen Ableben des Königs gedichteter Hymnus „Friedrich der Große" der Bedeutung des Moments entsprechen. Dort redet der Dichter, nachdem er die Thaten des Helden aufgezählt und die seiner in der Unsterblichkeit wartenden Gefährten genannt hat, den greisen König mit den Worten an: „Stark kämpftest du den Kampf des Lebens; Stark wirst du kämpfen den Kampf des Todes. Deinen Herrschergeist gab dir Gott, Erhalten wird dir Gott Diesen Herrschergeist. Huldlächelnd wird Er deiner Seele sagen: „Du schwurst im Drange der größten Gefahr, Als König zu denken, zu leben, zu sterben! Und Wort hast du gehalten. Man bring' ihm die Krone, Die leuchtender strahlt, Als alle Kronen der Erde! Denn Friedrich, meines Lieblings Geist, Ist's werth, ewig Kronen zu tragen"."

Einsichtige waren der Ueberzeugung, daß nicht bloß ein großer Mensch gestorben, sondern eine bedeutende Epoche zu Ende sei. „Er ist gestorben, wie man es ihm wünschen mußte, und ist groß geblieben bis ans Ende. Sein Nachfolger wird Mühe haben, nach einem solchen Vorgänger ein großer Mann zu werden." So schrieb Georg Forster*), der mit Berliner Kreisen enge Fühlung hatte. Und einen Monat später äußerte er: „Den

*) Forster an Spener, 4. Sept. und 4. Oct. 1786, Archiv f. d. Stud. n. Spr. LXXXVII, S. 176. 179.

Tod des großen Königs mag Europa nur beweinen; denn nunmehr ist der Schimmer von Aufklärung und Denkfreiheit wohl auf immer dahin, womit man sich einmal schmeichelte, so lange sein großes Beispiel den Ton angab. Jetzt wollen wir uns vor dem Magus Magorum beugen und das Urim und Thummim, welches den Blick ins Reich der Geister öffnet, bei den wahren Weisen suchen, denen der Lapis eine Kleinigkeit ist."

Statt eine Menge Zeugen zu hören, die doch nur dasselbe Zeugniß, wenn auch mit verschiedenen Worten, ablegen könnten, sei zum Schluß eine Anekdote*) erzählt, die in ihrer Schlichtheit den Eindruck des großen Ereignisses ergreifend wiedergibt.

„Als die Trauerkunde vom Tode des großen Friedrichs zu Berlin eintraf, gab's plötzlich in allen Straßen dieser Stadt einen außerordentlichen Auflauf, und, wie es gewöhnlich bei solchen Fällen ist, die wenigsten der Mitlärmer und Mitrenner wußten die Ursache davon. Der größte Haufen fiel in die Meinung, es müsse wo brennen, und so erhob sich nun allenthalben das Geschrei: „Feuer!" — Custine, welcher sich damals zu Berlin befand und die wahre Ursache des Auftritts sich dachte, lag ruhig in seinem Fenster, als ihm eine gegenüber wohnende Dame zurief: „Wo brennt's denn?" — „Ach!" erwiderte Custine, „es brennt nirgends; aber zu Potsdam ist ein großes Feuer ausgegangen."

*) Anekdoten aus dem Leben des Generals Custine 1794, S. 24. Custine's Memoiren (Hamb. u. Fft. 1794) sprechen nicht von diesem Ereigniß, da sie erst mit den Revolutionskriegen beginnen.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 16 ist das Werk K. Freih. v. Ledebur's: König Friedrich I. von Preußen, Beiträge zur Geschichte seines Hofes sowie der Wissenschaften, Künste und Staatsverwaltung jener Zeit, Leipzig 1878 und 1880, nachzutragen.

Zu S. 45 vgl. „Deutsche Revue" Juli 1892: „Die Hohenzollern und der Dom zu Berlin". Danach beauftragte König Friedrich I. gegen Ende seiner Regierung den Baumeister Jean de Bodt mit einem Plane für einen neuen Dom. Zum Bau dieser Kirche war eine Summe von 400,000 Dukaten in Aussicht genommen; für den Künstler selbst waren 10,000 bestimmt.

Zu S. 54 A.: Das Gedicht steht auch bei Küster I, 24. Zu S. 62 ff. (Schade) ist auf Küster I, S. 383—407; zu S. 65 ff. (Porst) auf Küster I, 256 fg., 413—416 zu verweisen.

Zu S. 129 A. *** ist Breysig statt Breyer zu lesen.

Zu S. 169, 10 ff., 174, 25: Gegen Friedrich Wilhelm's I. unbedingte eheliche Treue spricht die von A. F. Büsching, Eigene Lebensgeschichte, Halle 1789, S. 143 erzählte, durch Roloff gut bezeugte Geschichte.

Zu S. 198: Das Gedicht Reinbeck's mit dem Gedicht Lange's, auf das es eine Entgegnung bildet, und mit „ausgleichenden" Versen Jablonski's ist auch gedruckt Berl. Corr. 1783, S. 582 fg.

S. 235 Z. 18 fg. ist Fénélons st. Fontenelles zu lesen.

Zu 271 ff.: Ein Geschenk Stan. Rücker's wird erwähnt bei Heidemann, Gesch. d. Gr. Klosters S. 197, 203.

Zu 323 A.: Der Brief ist nicht aus dem Jahre 1808, sondern vom 25. Mai 1814.

Zu S. 329: Eingriffe des Königs bei Ernennung von Pfarrern finden sich selten. Folgendes bedarf noch der Aufklärung. Am 16. Nov. 1741 wird in der Voss. Ztg. die Rede angezeigt, welche der Geh. Kriegsrath und Stadtpräsident von Neuendorf am 8. Nov. bei Gelegenheit der Propstwahl in Cölln an der Spree gehalten hat. Am 30. Nov. dagegen heißt es das.: „Die Wahl des Herrn Oesfelds zum Propste bei der Gemeine S. Petri in Cölln an der Spree ist von Ihro Königl. Majestät nicht bestätiget, sondern Höchstdieselben haben den Doct. und Prof. Theol. Prim. in Königsberg Herrn Quandt zum Nachfolger des seligen Herrn Reinbecks zu ernennen allergnädigst geruht". (Ueber Quandt vgl. de la litt. all., hgg. von Geiger, Heilbronn 1883, S. IVfg., 16.) Nun wurde aber weder Quandt noch Oesfeld, sondern Süßmilch Reinbeck's Nachfolger. Vgl. B. H. Schmidt, Gesch. d. Petrikirche, 1809, S. 60fg.

Zu S. 413: Ein Journal français de Berlin erschien 1784 bei C. F. Nellstab.

Zu S. 510, Z. 2: Specielle Erwähnung hätte das 1774 auf dem „Gensd'armenplatz" von Boumann dem Aelt. erbaute „franz. Comödienhaus" verdient. Vgl. Abbildung und Geschichte in Schäffer und Hartmann, Die königl. Theater in Berlin, 1886, S. 275fg.

Zu S. 529ff.: Wie sehr derartige Fragen damals in der Luft lagen, bezeugt Goethe's Notiz 7. Jan. 1797: „Diskussion mit dem Abbé Sabbadier über die Nothwendigkeit die Vorurtheile zu unterhalten" (Tagebücher, Weimar. Ausg. II, 52). Daselbst III, 26 auch eine Notiz über eine 1750 von der Akademie gestellte Frage: „Wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen", Berlin 1750, und die Abhandlung des Pastors Fein, die den Preis davontrug.

S. 597 A., S. 599 A. und 429. Lessing's Todtenfeier wurde am 27. Febr. wiederholt. Vgl. Litteratur- und Theaterzeitung 1781, I, 159, vorher 137. Diese Zeitung 1778—1781 in je 4 Theilen hätte eine kurze Erwähnung verdient. Doch lernt man aus der „Chronik des hiesigen Theaters" und anderen Theater-Notizen nicht sonderlich viel. 1779, I, 36 heißt es: „Die Beschränktheit des theatralischen Artikels ... der wir nicht abhelfliche Maaße schaffen können."

S. 645fg. Die von mir hier und vielfach sonst in der Handschr. benutzten Briefe Ramler's an Gleim sind gedruckt bei Pröhle, Fr. d. Gr. u. d. dtsche Lit. 1872, S. 209fg.

Den Abschnitt S. 565—584 hat Herr Schulinspector Dr. L. H. Fischer, 601—615 Herr Dr. Max Friedländer, 661—702 Herr Geh. Reg.-Rath R. Dohme durchzusehen die Güte gehabt; ihre werthvollen Bemerkungen, für die ich auch an dieser Stelle besten Dank sage, durfte ich benutzen. Auch Herrn O. Göritz schulde ich wiederum Dank für seine mir bei der Correctur gewährte Unterstützung.

Berlin, 12. November 1892.

Ludwig Geiger.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032250363

VOLUME 2

943B45 G275
2

Columbia University
in the City of New York
Library

BOUGHT FROM
THE
CARL SCHURZ FUND
for the
Increase of the Library
1900

Gpl

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Zweiter Band.

Schwarzfd.
cd

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Von

Ludwig Geiger.

Zweiter Band

1786—1840.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1895.

943 B45
G275

Vorwort.

Diesem zweiten und letzten Bande habe ich nur wenige Bemerkungen voranzuschicken. Er erscheint ein Jahr später, als bei der Veröffentlichung des ersten in Aussicht gestellt wurde. Wäre es angegangen, so hätte ich ihn noch länger zurückgehalten, um noch mehr zerstreutes Material herbeizuschaffen und um dem Ganzen eine größere Abrundung und Vertiefung zu geben. Das Drängen anderer Arbeiten und der Wunsch des Verlegers beschleunigte den Abschluß.

Auch dieser Band ist wie der erste in drei Bücher getheilt. Während aber die Zeitabschnitte in den Büchern des vorigen Bandes von ziemlich gleicher Länge waren, ist hier die Zeitdauer eine ziemlich verschiedene. Die Gründe dieser Abgrenzung müssen sich aus der Darstellung selbst erklären. Es liegt im Wesen jener Periode, daß im zweiten Buch die Politik eine größere Rolle spielt; gleichwohl durfte auch hier nicht der Versuch gemacht werden, die politisch-geschichtlichen Vorgänge zu erzählen. Ebenso war es wohlerwogene Absicht, daß eine Charakteristik Friedrich Wilhelm's II. und seiner Umgebung gegeben wurde, eine solche Friedrich Wilhelm's III. aber nicht. Wesen und Charakter dieses Königs tritt in vielen einzelnen Bemerkungen derartig hervor, daß für den Leser ein vollständiges Bild daraus entstehen soll.

Andererseits weist dieser Band wesentliche Verschiedenheiten gegen seine Vorgänger auf. Die hauptsächlichsten sind der Fortfall der Kapitel, welche Musik, bildende Kunst, sittliche und ökonomische Verhältnisse behandelten. Der Grund davon liegt nicht etwa darin, daß die letzteren an Wichtigkeit verlieren und die ersteren keine rechte Entfaltung haben. Vielmehr ist, wie Jeder weiß, das Gegentheil der Fall. Aber die Fülle des anderweitig zu behandelnden Stoffes war so groß, daß ich absichtlich eine besondere Betrachtung dieser Dinge nicht gab; sie wurden vielmehr nur gelegentlich gestreift. Auch in vielem Anderen that Beschränkung noth. Wenn in den die Wissenschaft behandelnden Kapiteln die Naturwissenschaften zu kurz kommen, so liegt das nur daran, daß ich mir keine Kompetenz zur Besprechung dieser meinen Studienkreisen entfernt liegenden Gegenstände zutraute.

Die Quellen, die ich benutzen durfte, sind ziemlich dieselben, wie die des vorigen Bandes. Im Berliner Geh. Staats-Archiv (G. St. A.) sind mir zwei Reihen von Aktenstücken besonders nützlich gewesen: R 77 = R 77 D XVI Acten des Ministers von Dohna, Polizeirapports aus Berlin, vol. 1—8; R 76 I = R 76 I 505—508 Oberschulcoll. der Churmark. Der Berliner Königlichen Bibliothek (K. B.), besonders der Göritz-Lübeck-Stiftung (G. L. St) verdanke ich das sehr reiche gedruckte, der letzteren auch einiges handschriftliche Material. Die reichen Schätze dieser Bibliothek, die unermüdliche Gefälligkeit und die umfassenden Kenntnisse ihres Leiters bereiteten mir wesentliche Förderung. Neu benutzt ist außer einzelnen gelegentlichen handschriftlichen Mittheilungen (vgl. z. B. die Anmerkungen auf Seite 26, 35, 144, 238, 327, 396, 480, 492, 500, 569) vor Allem die reiche Sammlung der Böttiger-Briefe aus der Kgl. öff. Bibliothek in Dresden. Sie sind meist als „Brief von und an Böttiger" ohne weitere Quellenangabe citirt. Eine Benutzung des Archivs der Akademie der Wissenschaften war mit Rücksicht auf die Local- und Personalverhältnisse unmöglich.

Herr Dr. Reicke in Königsberg, Herr Prof. Stoll in Kassel ertheilten mir auf Anfragen freundliche Auskunft. Allen Instituten und Privaten, die mich bei meinem Werke unterstützten, sage ich zum Schluß dieser Arbeit, die mich viele Jahre beschäftigt hat, herzlichen Dank.

Berlin, 26. October 1894.

Ludwig Geiger.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Seite

Niedergang und Entartung 1786—1808 1

Erstes Kapitel.

Neue Zustände . . . . . 3—57
Friedrich Wilhelm II. 3
Seine Gemahlin Friederike Louise 5
Mirabeau 6
J. Ch. Wöllner 6
Religionsedict und Gegenschriften 7
Geistliche Examinationscommission 11
Censuredict und seine Folgen 12
Vorgehen gegen die Schule 14
Spott gegen Wöllner und Genossen 16
Bischoffswerder 19
Gräfin Lichtenau (Wilhelmine Encke) 21
Wirkung auf die Sittlichkeit 24
Verbrecherlitteratur 26
Geister und Gespenster 28
Plan zum Denkmal Friedrich's des Großen 30
Ehrung deutscher Schriftsteller 30
Germanisirung der Akademie 31
Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise 32
Litterarische Huldigungen für das neue Königspaar 34
Gentz' Sendschreiben 36
Feier des neuen Jahrhunderts 38
Säkularfeier des preußischen Königthums 38
Französische Revolution. Erster Eindruck 40
Allmähliche Veränderung der Stimmung 44
Schriften und Gedichte 50
Maßregeln der Regierung 53

Zweites Kapitel.

Seite

Dichter und Schriftsteller . . . . . 58—97
Alte und neue Zeitungen 58
„Friedenspräliminarien" 60
Reichardt's „Deutschland" 61
„Minerva" 62
Gentz' „Deutsche Monatsschrift" und „Histor. Journal" . . . 63
Woltmann's „Geschichte und Politik" 64
H. W. Seyfried's „Chronik von Berlin" 65
„Der Zuschauer" 66
„Berliner Allgemeine Anzeigen" 67
Französische Zeitschrift 68
„Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" 69
„Velocifer" 70
Volkslyrik 71
Berliner Musenalmanache 1790—97 72
Müchler's Taschenbuch der Toilette 85
Franz Alexander von Kleist 86
Romane. Engel's „Lorenz Stark" 89
Moritz' „Anton Reiser" 91
Orientalische, Sitten-, Räuber-Romane 94
Humoristischer Roman. Langbein 96
Romansammlungen 97

Drittes Kapitel.

Unterricht und Wissenschaft . . . . . 98—130
Tabellarische Aufnahmen 98
Religionsuntersuchung 99
J. J. Bellermann 101
Böttiger's Berufung 101
Pädagogische Zeitschriften 102
Friedrichswerdersches Gymnasium 103
Beamtenstellung der Lehrer 104
Mädchen-, Privat-, Handelsschulen 105
Eschke's Taubstummeninstitut 106
Pestalozzi. Plamann'sche Anstalt 108
Gewerbsschulen 109
Veterinär-(Thierarznei-)schule 110
Medicinisch-chirurgische Pepinière 110
Krankenwärterschule 111
Die Charité. Litt. Kampf und Reform 112
Wissenschaftliches Leben. Vorlesungen 115
Arbeiten über deutsche Litteraturgeschichte 116

Seite

Horn. v. d. Hagen 118
Geschichte. Joh. v. Müller 119
K. F. Becker 119
Woltmann 120
Ancillon 121
Arbeiten über Berlin 121
Philosophische Studien. Kant 123
Kant's Freunde und Gegner. Kiesewetter. Nicolai 124
Studium Kant's. Die Juden 126
Lazarus Bendavid 128

Viertes Kapitel.

Die Romantiker und ihre Gegner . . . . . 131—154
Ludwig Tieck 131
A. F. Bernhardi 134
W. H. Wackenroder 135
Aug. und Friedr. Schlegel 136
„Lucinde". „Florentin" 136
Shakespeare-Uebersetzung 138
Das Athenäum 139
A. W. Schlegel's Vorlesungen 141
Varnhagen's und Chamisso's Musenalmanach 142
Clog. Meier 144
Gegner der Romantik. Jenisch 145
Garlieb Merkel 146
Kotzebue 147
Schlegel und Kotzebue. „Ehrenpforte" und „Expectorationen" 148
„Der Freimüthige" 151

Fünftes Kapitel.

Theater . . . . . 155—185
Reorganisation. Engel und Ramler 155
Repertoire unter der neuen Theaterleitung 158
Iffland's Theaterdirection 160
Eindruck auf das Publicum 161
Iffland als Director 162
Neue Stücke: Schiller. Goethe 163
Neue Stücke: Kotzebue. Werner 164
Iffland und seine Schauspieler 165
Kotzebue als Theaterdichter 167
Iffland als Theaterdichter 171
Andere Teaterdichter: Engel 173
F. L. W. Meyer. Seyfried 175

Seite

Herklots 176
Rambach 177
„Berlinische Dramaturgie" 178
Dramaturgische Zeitschriften und Sammelwerke 182

Sechstes Kapitel.

Gesellschaften und Clubs . . . . . 186—206
Feste 186
Berühmte Fremde: Schiller 187
Jean Paul 188
Gall 189
Frau von Staël 190
Die Salons 191
Buchhändlergesellschaften 192
Henriette Herz 193
Rahel Levin 195
Montagsclub 199
Mittwochsgesellschaft 200
Donnerstagskränzchen 201
Philomatische Gesellschaft 203
Luftfahrten 204

Siebentes Kapitel.

Die Franzosenzeit 1806—1808 . . . . . 207—248
Stimmung vor dem Ausbruch des Krieges 207
Eindruck und Folgen der Schlacht bei Jena 210
Benehmen der Bevölkerung beim Einzug Napoleon's 212
Fahnenflucht Einzelner. Joh. v. Müller 214
K. J. Lange's „Nordischer Merkur" und „Deutscher Herold" . 216
Lange's „Telegraph" 218
Vossische Zeitung 219
„Beobachter an der Spree" 220
Heinsius' „Der preußische Hausfreund" 221
„Der Freimüthige" 223
„Das Vaterland" (Gubitz) 223
Broschürenschreiber. H. v. Held. F. Buchholz 224
Die „Feuerbrände" und der „Löscheimer" 226
Die „Lichtstrahlen" 227
„Berliner" und „Preußische Charaktere" 228
Langbein's „Zeitschwingen" 229
„Sirius oder die Hundspost" 230
Achim v. Arnim's Lieder 231
Benehmen der Franzosen 233

Seite

Noth der Zeit. Krankheiten. Beschäftigungsanstalten . . . 234
Galantes Leben . . . 236
Vergnügungen . . . 237
Theater . . . 238
Litterarische Stimmung . . . 239
Kühne Aeußerungen Einzelner . . . 240
Fichte's „Reden an die deutsche Nation" . . . 241
Rückkehr der preußischen Truppen . . . 243
Einzugsfestlichkeiten . . . 244
Verhöhnung Lange's . . . 245
Die Versuche und Hindernisse Karl's . . . 246

Zweites Buch.

Wiedergeburt und Befreiung 1808—1815 . . . 249

Achtes Kapitel.

Neue Epoche wissenschaftlichen Lebens . . . 251—271
J. G. Fichte . . . 251
F. A. Wolf . . . 256
F. D. E. Schleiermacher . . . 261
Wilhelm v. Humboldt . . . 267

Neuntes Kapitel.

Patriotische Stimmung 1809 . . . 272—290
Städteordnung . . . 272
Noth der Zeit . . . 273
Tugendbund . . . 274
Justus Gruner, Polizeipräsident . . . 275
Gruner's Stimmungsberichte . . . 276
Theater . . . 280
Censur . . . 281
Kotzebue's „Biene" . . . 282
Achim v. Arnim . . . 286
Fr. Schlegel . . . 286
Buchhändler Reimer . . . 287
Einzug des Königspaares . . . 288

Zehntes Kapitel.

Gründung der Universität . . . 291—301
Erster Gedanke zur Errichtung der Universität . . . 291
Weitere Bemühungen . . . 293
Beyme . . . 294
W. v. Humboldt . . . 295

Seite

Berufungen . . . 296
Eröffnung der Universität . . . 296
Niebuhr . . . 297
Brentano's Gedicht . . . 298
Schmalz' Rectoratsrede . . . 299
Gedeihliche Entwickelung der Universität . . . 300

Elftes Kapitel.

Vor dem Sturme 1810—1812 . . . 302—330
Tod und Denkmal der Königin Luise . . . 302
Gedichte auf die Königin. Kleist. Werner. Brentano . . . 304
Staatliche Reformen . . . 305
Neuordnung der Akademie . . . 306
Wissenschaftliche Bestrebungen . . . 307
Mesmerismus . . . 308
Zeitungen. Censur . . . 310
Mangel an Patriotismus . . . 311
Wehrhaftmachung der Nation . . . 312
F. L. Jahn . . . 313
Das Turnen . . . 314
Der „Deutsche Bund" . . . 315
Jahrbuch „Hertha" . . . 316
„Die Musen" . . . 316
Fouqué . . . 317
Graf Löben (Isid. Orientalis) . . . 317
Adam Müller's Vorlesungen . . . 318
Sittliche Zustände . . . 319
Lustbarkeiten verschiedener Art . . . 320
Theater . . . 321
Körner's Stücke . . . 322
Goethe . . . 323
Heinrich v. Kleist . . . 324
Durchzug der Franzosen . . . 328

Zwölftes Kapitel.

Die Befreiungskriege 1813—1815 . . . 331—355
York's That . . . 331
Einzug der Russen und Preußen . . . 332
Aufruf „An mein Volk" . . . 334
Freiwillige Spenden . . . 335
Poetische Aufrufe . . . 336
A. v. Blomberg . . . 337
Betheiligung der Berliner am Landsturm . . . 339

Seite

Mai- und Augusttage 1813 340
Feier der ersten Siege 343
Pariser Friede. Einzug der Truppen 345
Neue Schlachten. Endgültiger Friede 347
Dichtungen von Brentano und Arnim 348
„Der preußische Correspondent“ 349
Berliner Dichtungen 350
Fouqué. Varnhagen. Hundt 351
Censur 352
Uebereifriges Deutschthum 353
Religiöse Stimmung 354
Ernste Auffassung der Zeitumstände 354

Drittes Buch.

Fünfundzwanzig Friedensjahre 1815—1840 357

Dreizehntes Kapitel.

Goethe . . . . . 359—388
Aufnahme der Jugendschriften 359
Berliner Nachdrucke 360
Ehrungen Goethe's 362
Xenien und Antixenien 364
Die Romantiker und ihre Gegner 368
Officielle Verbindung Das Theater 370
Enthusiasten 372
Zelter 373
Dorothea Veit 373
Henriette Herz 374
Rahel Levin 375
Amalie v. Helvig. Bettina v. Arnim 376
Die Hofkreise 377
Die Künstler. Schadow. Rauch 378
Die Musiker. Felix Mendelssohn 380
Vertreter der Wissenschaft. Schultz. Henning. Hegel . . . 382
Jahrbücher für wissensch. Kritik 384
Theater 385
Die Dichter bes. die Mittwochsgesellschaft 387

Vierzehntes Kapitel.

Die Reaction . . . . . 389—413
Deutschthümelei in der Sprache 389
„Deutsch“ und „Teutsch“ 391
Die Gesellschaft für deutsche Sprache 392

Seite

Deutsche Geschichte 393
Auftreten gegen die Juden 394
Die Burschenschaft 395
Das Wartburgfest 396
Kotzebue's Ermordung 397
Demagogenriecherei. Sand. Jahn 400
Der Tertianer Wackernagel 402
Censuredict 403
Seltsamkeiten der Berliner Censur 404
Censur gegen das Theater 405
Leihbibliotheken 406
Allgemeine preußische Staatszeitung 407
Stimmung der Bevölkerung 408
Schleiermacher 409
Union 410
Liturgie. Widerstand des Magistrats 411
Gesangbuch. Kirchenverfassung 412

Fünfzehntes Kapitel.

Die jüngere Romantik . . . . . 414—436
Die „Bundesblüthen“ und die „Sängerfahrt“ 414
Chamisso 415
Fouqué 421
E. T. A. Hoffmann 423
Michael Beer 427
Die Juden 430
Ludwig Robert 431
F. v. Uechtritz 434
Romantik in der Malerei 435

Sechzehntes Kapitel.

Litterarisches Stillleben . . . . . 437—475
Der „Gesellschafter“ 437
Andere Zeitschriften 438
Kalender 439
Musenalmanach von J. Curtius 440
Almanache 1830, 31 und Parodie 441
Moritz Veit 442
Karl Werder 443
Franz Kugler 444
Wilh. Wackernagel 445
Andere Berliner Dichtungen 446
Mittwochsgesellschaft 447

Seite
Sonntagsgesellschaft. Tunnel 449
L. Lesser (Liber) 450
Langbein 453
D. Leßmann 454
Rellstab und Häring 456
Häring's (W. Alexis') „Cabanis" 457
Rellstab's „1812" 459
Neue Zustände 461
Der ästhetische Thee 462
Zunahme der Bevölkerung 463
Litterarische Schilderungen der Stadt 464
Droschken 465
Straßenzustände und Beleuchtung 467
Mäßigkeitsverein 468
Höhere Geselligkeit 469
Das Stägemann'sche und Mendelssohn'sche Haus 470
Musik und bildende Kunst 471

Siebzehntes Kapitel.

Das Theater . . . . . 476—515
Das neue Gebäude 476
Die neuen Leiter: Brühl und Redern 477
Das Repertoire 479
Raupach 480
P. A. Wolff 486
Clauren 487
Karl Blum 488
Der König und das Theater 490
Theologischer Ansturm 491
Berühmte Gäste 492
Heimische Schauspieler 492
Schauspielerinnen und Sängerinnen 494
Die Oper. Spontini 494
Weber's Freischütz 497
Privattheater Urania 499
Das Königstädtische Theater 499
Cerf, Besitzer der Concession 500
Wesen und Repertoire 501
Henriette Sonntag 502
Goethe's Todtenfeier 504
Theater und Politik 505
Theaterdichter: L. Angely 506
Julius v. Voß 507

Seite
Karl v. Holtei 509
Dramaturgische Zeitschriften 511
Saphir's Zeitschriften bes. der „Courier" 513
J. Curtius' „Estafette" 514

Achtzehntes Kapitel.

Berliner Witz . . . . . 516—540
Saphir als Begründer 516
Saphir und seine Gegner bes. Wackernagel 517
Saphir und Fr. Förster 520
Saphir als Humorist 521
Frau du Titre 524
L. Drucker, der vergnügte Weinhändler 525
Humor bei Denkmälern 526
Humor bei Gelehrten 527
Berliner Witze 527
Adolf Glaßbrenner 528
Beckmann's „Eckensteher Nante" 531
Glaßbrenner Novellen und Politik 534
Politisirende Eckensteher und politische Witze 536

Neunzehntes Kapitel.

Erwachen des politischen Sinns . . . . . 541—570
Theilnahme der Bürgerschaft am politischen Leben 541
Umgestaltung der Stadt. Cholera 542
Fabriken. Eisenbahn 543
Post 543
Tägliches Erscheinen der Zeitungen 544
Auswärtige Zeitungen 544
Theilnahme für die Griechen 545
Interesse für die Polen 548
Enthusiasmus für die Julirevolution 548
Börne's Briefe aus Paris 550
Fr. v. Raumer's Briefe 551
Gans' Vorlesungen 552
Politische Broschüren 552
Jarcke's „Politisches Wochenblatt" 553
Ranke's „Historisch-politische Zeitschrift" 555
Aufstände in Berlin 556
Demagogenverfolgungen 557
Universität und Politik 558
Die Göttinger Sieben 559
Censurmaßregeln 559

Seite
Das junge Deutschland 560
Rahel Levin 562
Bettina v. Arnim 563
Charlotte Stieglitz 565
Theodor Mundt 567

Zwanzigstes Kapitel.

Wissenschaftliches Leben . . . . . 571—619
Gelehrtes Berlin 571
Privatgelehrte: Meusebach 572
Varnhagen v. Ense 573
Clausewitz 575
Hohe Staatsbeamte: Süvern 576
Reform der Gymnasien 577
Altenstein, Unterrichtsminister 578
Joh. Schulze, Geh. Rath 578
Gymnasien 579
Realschule 581
Städtische Schulen 582
A. G. Spillecke 582
A. Meinecke 583
„Griechheit" und „Gesetzlose" 584
Ph. Buttmann und Zumpt 585
Geschichte der Universität 586
Universität und Regierung 589
Theologen: Neander 590
Hengstenberg 591
Juristen: Gans 593
Savigny 594
Historiker: Wilken 596
Raumer 597
Ranke 598
Geograph: K. Ritter 601
Philologen: Boeckh 601
Lachmann 604
Philosophen: Hegel 606
„Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" 611
Privatvorlesungen 613
Naturforscher-Versammlung 613
Naturwissenschaft 614
Alexander v. Humboldt 615
Tod des Königs. Schluß 617

Erstes Buch.

Niedergang und Entartung.

(1786—1808.)

Erstes Kapitel.

Neue Zustände.

Der Gegensatz Friedrich Wilhelm's II. zu seinem großen Vorgänger trat in vielen Dingen hervor. Friedrich Wilhelm I. war gefürchtet, Friedrich II. von ferne angestaunt, dabei aber bekrittelt worden, Friedrich Wilhelm II. wurde geliebt. War der Vater des großen Friedrich in sehr unsanfte Berührung mit seinen Unterthanen getreten, hatte dieser selbst sich in unnahbarer Ferne gehalten, so trat der neue König in nahe Beziehungen zu dem Volke. Man sehnte sich nach einem Fürsten, den man lieben konnte und gab dem den Namen des „Vielgeliebten", der seinen Vorgängern gegenüber gewiß der am wenigsten Würdige und Thätige war. Der Berliner war und ist im Grunde seines Herzens loyal; diese Loyalität bekundete sich gerade Friedrich Wilhelm II. und den Seinigen gegenüber. Des Königs Geburtstag wurde regelmäßig durch Reden mannigfachster Art, durch Gedichte und verschiedene Huldigungen gefeiert.*) Als des Königs Schwester, die Prinzessin von Oranien, am 2. Juli 1789 nach Berlin kam**), wurde sie schon in Schöneberg vom Polizeipräsidenten eingeholt, in feierlichem Zuge von Kaufleuten und Gewerken nach der Stadt geleitet, wobei die Kaufmannschaft „in scharlachfarbenen Ober- und weißen Unterkleidern mit orangefarbenen Cokarden und Hüten" erschienen war. Händler der

*) Für das Jahr 1789 vgl. Hinweisungen und Auszüge in Geiger, Vorträge und Versuche, Dresden 1890, S. 168fg.

**) Das Folgende nach der Voss. Zeitg. Jahrg. 1789.

verschiedensten Art kündigten Waaren mit irgend einer Huldigung für die Prinzessin an, z. B. einer „Orange Schnupftabak", von dem er rühmte, „dieser Tabak ist orange couleur, von orange Geruch und orange Papier". Für die Prinzessin wurden Festpredigten von Sack gehalten; sie wurde Ehrenmitglied der Akademie der Künste; sie erschien in einer ihr zu Ehren veranstalteten Sitzung der Akademie der Wissenschaften, in welcher Achard verschiedene Versuche über Verwandlung der phlogistisirten in dephlogistisirte Luft anstellte; durch den Glanz des brennenden Phosphors wurde folgende verborgen angebrachte Inschrift mit einem brennenden Glanze unvermuthet dargestellt: L'éclat le plus vif cède à celui dont brille l'auguste Wilhelmine. Der Empfang der Prinzessin in Charlottenburg war von großer Pracht; eine zur Feier ihres Geburtstages (7. August) abgehaltene Redoute im Opernhause von nie gesehenem Glanz; ein Land- und Wasserfeuerwerk brachte der Prinzessin große Huldigungen; Blumen und Gedichte wurden ihr überreicht, in denen sie als Blumengöttin und Herzenskönigin gefeiert wurde.

Alle diese Huldigungen galten doch in erster Linie dem Könige selbst. Ihm, dessen „unbegränzte Güte", dessen „wahre Tugend" allgemein anerkannt sei, wollte die Muse, wie sie in einem Gedichte zur Feier der Redoute 1788*) erklärte, ihre Kräfte mit größerem Eifer weihen als seinem Vorgänger. Mochte dieser Schrecken einer Welt gewesen sein, „doch Friedrich Wilhelm ist die Liebe". Friedrich Wilhelm II. (geb. 25. September 1744, gest. 16. November 1797) war eine imponirende Erscheinung, ein schöner, kräftiger Mann, der noch in seinem Alter seines Eindrucks auf Frauenherzen sicher war. Er war kein Krieger, obwohl er gelegentlich Kriegslust zeigte, und kein Diplomat, obgleich er sich die Meisterschaft auf diesem Gebiete zutraute. Er war ein Fürst des Friedens, nicht ohne Kenntnisse und nicht ohne Sinn für Bildung. Er beschützte die Künste, liebte vor

*) Vgl. Berliner Neudrucke II, 3, S. 6.

Allem die Musik, in deren Ausübung er freilich kein Meister war wie sein Vorgänger. Dem französischen Wesen Jenes setzte er, keineswegs bloß aus Widerspruchsgeist, ein deutsch-nationales entgegen: er pflegte die deutsche Litteratur, begünstigte das deutsche Theater und wirkte darauf hin, daß in der Berliner Akademie die deutsche Sprache statt der französischen eingeführt wurde. Auch in manchem Anderen zeigte er den Gegensatz gegen seinen großen Oheim. War dieser ein Weiberfeind gewesen, der, wie er sich selbst der Frauen enthielt, so Weiber an seinem Hofe nicht duldete, so war jener, vermöge eines stark ausgebildeten sinnlichen Hanges, zeitlebens den Weibern unterthan. Hatte dieser kraft seines klaren durchdringenden Verstandes alles Uebernatürliche von sich gewiesen, so hatte jener, wie es bei schwachen anlehnungsbedürftigen Naturen leicht vorkommt, eine Neigung zum Mystischen, Uebersinnlichen, er liebte alchymistische Spielereien und glaubte an die Einwirkung von Geistern. Wenn dieser endlich auf sich selbst stand, sein erster Minister war, Alles still in seinem Innern erwog und Freunde und Vertraute, mochten sie nahe oder fern leben, mehr von dem Geschehenen unterhielt, als das Zugeschehende mit ihnen erwog, so brauchte jener unselbständig, wie er war, Rathgeber und Mitwisser, irrte sich aber nicht selten bei der Wahl derselben und schenkte sein Vertrauen oft Unwürdigen.

An diesem Hofe spielte die Königin noch weniger eine Rolle, als unter der früheren Regierung. Sie war fromm und liebte die Einsamkeit. „Dein Scepter ist die Gütigkeit und Sanftmuth deine Krone" sang man von ihr.*) Wie bei Kriegsliedern an den König, so wandte man sich mit Friedensphantasieen an die Königin. Aber „die Göttinnen des Trostes und der Hoffnung"**) erschienen verwundeten Herzen doch wohl mächtiger und wirkungsvoller, als in der schwächlichen Phantasie eines ungenannten

*) Berl. Gedichte (Neudr. II, 3, S. 90).

**) Eine Phantasie, erzählt Ihrer Maj. Friederike Louise Königin von Preußen, Berlin im Rosenmonde 1793. 4 Bll. (Samml. d. V. f. d. G. B.)

Schriftstellers. „Diese große und gute Fürstin," so heißt es in einer bald nach dem Regierungsantritt des Königs erschienenen Schrift*), „wird ihren Unterthanen durch die vielen Tugenden und vortrefflichen Eigenschaften, die sie an ihr entdecken, von Tage zu Tage theurer; ihr Vergnügen ist wohlzuthun, ihrem Gemahl die aufrichtigste Ergebenheit zu bezeigen und im Zirkel ihrer Kinder einer stillen Freude zu genießen."

In Mirabeaus Briefen**), den merkwürdigen Beobachtungen eines scharfsinnigen, wenn auch nicht tendenzlosen Ausländers, kommt einmal die eine traurige Antwort vorausahnende Frage vor: „Was wird das Schicksal eines Landes sein, in das die Priester, die Visionäre und die Buhlerinnen sich theilen werden?" Die Zeit der Wöllner, Bischoffswerder, Lichtenau ist in diesen Worten vorherverkündigt.

J. Chr. Wöllner***) ist der „intriguante Pfaffe", wie ihn Friedrich der Große in dem Bescheide auf sein Gesuch um Erhebung in den Adelsstand so unvergleichlich richtig charakterisirt hat. Er war Pfarrer, dann Landwirth, Beamter des Prinzen

*) „Geheime Briefe über die preußische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's des Zweyten." Utrecht 1787. S. 64.

**) Ueber Mirabeau in Berlin vgl. Alfred Stern, Das Leben Mirabeau's, Berlin 1889, I, S. 192ff. — Brief an Friedrich Wilhelm, Uebersetzung mit Gegenschrift, S. 205, A. 1. — Die Histoire secrète de la cour de Berlin ou correspondance d'un voyageur français, depuis le 5. juillet 1786 jusqu'au 19. janvier 1787 ouvrage posthume erschien in 2 Bänden 1789 o. O. Auch deutsch: Geheime Geschichte des Berliner Hofes. 2 Theile. Cölln 1789. Dagegen E. L. Posselt: Ueber Mirabeau's Histoire secrète de la cour de Berlin. Aus authentischen Quellen, Carlsruhe 1789; und Baron de Trenck: Examen politique et critique d'un ouvrage intitulé: Hist. secrète; Berlin o. J., auch ins Deutsche übersetzt: Trenck contra Mirabeau u. s. w. Leipzig 1789. — Zur Kritik der „Geheimen Geschichte" Stern, S. 210fg.

***) Ueber Wöllner: A. Teller, Gedächtnißrede. Erinnerungen an das Ministerium W. Leipzig 1846; Sack, Zur Geschichte des geistl. Ministeriums W., Zeitschr. f. hist. Theol. 1862; J. D. E. Preuß, Zur Beurtheilung W., Zeitschr. f. preuß. Landeskunde 1865. — Allgemein, apologetisch: P. Cassel, Friedrich Wilhelm II., eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung. Gotha 1886. — Speciell für Preßverhältnisse

Heinrich. Er schloß sich dem Orden der Rosenkreuzer an, einer geheimen, von unbekannten Obern geleiteten Verbindung, die im Besitze uralter Theologie, alchymistischer Geheimnisse, wirksamster Universalmittel zu sein behauptete. Er kam mit dem späteren König in Verbindung und veranlaßte dessen Aufnahme in den Orden (1781), wurde sein Vertrauter und hielt ihm in Friedrichs letzten Jahren Vorträge über verschiedene Gegenstände der Verwaltung. Schon in diesen eiferte er wider die Aufklärung und deren Folgen. Sobald Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangt war, überschüttete er nicht nur seine Ordensgenossen mit Ehren und Auszeichnungen, sondern ließ sich auch durch sie zu feindlichen Schritten gegen die Aufklärer bestimmen. Als ihr Opfer fiel der Minister Zedlitz; an seine Stelle wurde Wöllner (3. Juli 1788) zum Chef des geistlichen Departements und zum Justizminister berufen. Zwei Verordnungen kennzeichneten die Gesinnung des neuen Staatsmannes und bestimmten das geistige Leben Berlins: das Religions- und das Censuredict.*)

Schon am 9. Juli wurde das erstere erlassen. Seine wichtigste Bestimmung ist § 7. Der König habe zu seinem Leidwesen bemerkt, „daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Confession erlauben, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt wegleugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthums völlig zuwider und die Grundsäulen des Glaubens der Christen am Ende wankend machen würde. Man entblödet sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer,

Kapp's Veröffentlichungen: Actenstücke zur Geschichte der preußischen Censur- und Preßverhältnisse unter dem Minister W., Archiv für Gesch. des Buchhandels, Bd. IV, V. — Für Wöllner und die gesammte Zeit: M. Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrich des Großen bis zu den Freiheitskriegen. 2 Bde. Leipzig 1880.

*) Vgl. außer den S. 6 A. *** erwähnten Schriften Geiger, Vorträge, S. 177ff., 191fg.; G. Frank, Gesch. der protest. Theol., III, 174ff.

Deisten, Naturalisten und anderer Sekten mehr wiederum aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen Aufklärung unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen; den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich das Geheimniß des Versöhnungswerks und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder überflüssig, mithin sie damit irre zu machen und auf diese Weise dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten. Diesem Unwesen wollen wir nun in unseren Landen schlechterdings um so mehr gesteuert wissen, da wir es für eine der ersten Pflichten eines christlichen Regenten halten, in seinen Staaten die christliche Religion, deren Vorzug und Vortrefflichkeit längst erwiesen und außer allem Zweifel gesetzt ist, bei ihrer ganzen hohen Würde und ihrer ursprünglichen Reinigkeit so wie sie in der Bibel gelehrt wird und nach der Ueberzeugung einer jeden Confession der christlichen Kirche in ihren jedesmaligen symbolischen Büchern einmal festgesetzt ist, gegen alle Verfälschungen zu schützen und aufrecht zu erhalten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer preisgegeben und dadurch Millionen unserer guten Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebett nicht geraubt und sie also unglücklich gemacht werden." In einem ferneren Paragraphen war bestimmt, daß kein Geistlicher, Prediger und Schullehrer sich dieser Irrlehre mehr schuldig machen dürfe. Halte der Geistliche die Ueberzeugung der Aufklärer für wahr, so möge er sie im Herzen haben, aber „er müßte ein Amt niederlegen, wozu er sich selbst aus obiger Ursache unbrauchbar und untüchtig fühlt".

Solche Drohworte richteten sich in erster Linie gegen Berliner Prediger und Schriftsteller. Diese äußerten sich daher zuerst

über das Edict. Teller, Spalding, Sack, Büsching, Diterich*) reichten, nachdem der Erstgenannte schon vorher um Dispens von seinem Predigeramt gebeten hatte, eine Schrift dem König ein, ihre Bedenken gegen das Edict enthaltend. Sie wurden nicht angehört, sondern laut einer an den Großkanzler v. Carmer gerichteten Ordre von diesem, Dörnberg, Wöllner, zurechtgewiesen, daß ihre (der Oberconsistorialräthe) Milde und Nachgiebigkeit Schuld an dem Umsichgreifen irreligiösen Unfugs trage. Auch einzelne charaktervolle Schriftsteller traten gegen das Edict auf. Außer dem Zopfschulz (I, 357 ff.), dem aufklärerischen Theologen, sind unter den Verfassern der etwa 100 damals erschienenen Schriften besonders gelehrte Laien und populäre Satiriker bemerkenswerth. Als Vertreter der ersteren mag Heinrich Würzer gelten, als der der letzteren K. F. Bahrdt.

Würzer's Schrift**) war dem Könige selbst gewidmet. Der Autor protestirte gegen einzelne Worte des Gesetzes, z. B. „Dreistigkeit" und „Unwürdigkeit", die sich mit dessen Würde nicht vertrügen, wendete sich aber besonders gegen seine allgemeine Tendenz. Als solche betrachtete er erstens die neue Bestätigung der alten Glaubenssätze, zweitens die Errichtung der protestantischen Inquisition und drittens Belohnungen und Strafen, welche den Gehorsamen und den Zuwiderhandelnden bestimmt waren. Aber er gab mehr als eine bloße Bekämpfung eines erlassenen Gesetzes. Er leugnete z. B., daß die Bibel das geoffenbarte Wort Gottes sei; er stellte in Abrede, daß eine Religion bürgerlicher Verordnungen und Anstalten bedürfe, um bei ihrer Würde geschützt zu werden, und er wollte nicht gelten lassen, daß der König das Recht habe, ein bestimmtes Religionsedict zu erlassen. „Es läßt sich schlechterdings kein Grund ersinnen, weswegen ein Regent in Hinsicht auf die Religion seines Landes andere Rechte haben sollte, als erstlich diejenigen, die ihm als

*) Ueber alle diese s. Bd. I passim, bes. 335 ff.

**) Bemerkungen über das preuß. Rel.-Edikt nebst einem Anhang über Preßfreiheit. Berlin 1788.

dem Oberhaupt des Staates zukommen, um die öffentliche Ruhe zu erhalten und alle von dem Fanatismus oder von den Zänkereien der Geistlichen zu besorgenden Unruhen zu verhindern, und dann die Collegiatrechte der Kirche, insofern diese dieselben ohne Verletzung irgend eines Menschenrechtes behaupten und dem Landesherrn übertragen könne."

K. F. Bahrdt's Lustspiel*) schildert zunächst einen betrunkenen, in einem nahe bei Berlin belegenen Dorfe lebenden Pfarrer Blumenthal als Autor des Edicts. Er schlägt zwar seine Hausgenossen zu Boden, kann aber deren gegen das Gesetz gerichtete Angriffe, die in einer Befürwortung der Sectirer, Trennung der Moral von der Religion, der Kirche vom Staat gipfeln, nicht abwehren. Diesen Pfarrer nun führt der Dichter nach Berlin und läßt den Gierschlund, der sich dem Wirth gegenüber als Nüchternheitsapostel darstellt, im Wirthshaus mit den Aufklärern und deren Gegnern zusammenkommen. Diese Wirthshausscene, die voll von Anspielungen auf kleine litterarische Vorgänge jener Zeit ist, endet mit einer großen Prügelei der Betheiligten. Blumenthal begibt sich, nachdem der Wirth die Gäste entfernt hat, im dritten Act zu Wöllner und wird von ihm eingeweiht in die mancherlei Intriguen, welche er und seine Creaturen am Hofe des Königs mit Irreleitung des gutgesinnten aber schwachen Monarchen ausführen. In einer Staatsrathssitzung, die in demselben Act folgt, wird das Religionsedict von den Ministern unterschrieben, zwei Secretäre und der Großkanzler Carmer sehen traurig einer neuen schlimmen Zeit entgegen. Der letzte Act — der vierte fällt aus dem Rahmen heraus und enthält Angriffe gegen die Universität Halle — spielt im Berliner Thiergarten und ist angefüllt mit Gesprächen verschiedener Spaziergänger über das Religionsedict. Der Handwerker, der Neugeadelte, der Prediger, alle sind unzufrieden mit den neuen Bestimmungen. Der uns bekannte Zopfschulze wird

*) Das Religions-Edict. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Eine Skizze. Thenakel 1789. Gedruckt durch J. M. Bengel.

verherrlicht, und das Ganze endet mit einer Glorifikation des Kronprinzen. Denn er, der hinter einer Hecke die Gespräche mitangehört hat, ruft aus: „Geist meines Onkels! umschwebe mich, leite mich, bis ich zum Ziele gelange, wo ich ganz in dir leben und wirken werde! — Dann sollen alle die Großinquisitors und Geisterseher und Rosenkreuzer ihren Lohn bekommen, für alle die Schande, die sie dem preußischen Staate und Throne zugefügt haben."

Alle drei Schriftsteller wurden für ihre Kühnheit bestraft. Bahrdt schmachtete lange im Gefängniß, Würzer bekam einen scharfen Verweis, Schulz ward nach langem Processe, in dem er vom Kammergericht und Consistorium zwar nicht als „protestantisch-lutherischer", wohl aber als „christlicher" Prediger erklärt wurde, seines Amtes entsetzt.

Diesem Religionsedict folgten andere Bestimmungen. Dazu gehörte, nachdem die Einführung einer Neubearbeitung von J. S. Diterich's 1754 zuerst erschienenem Lehrbuch an dem einmüthigen Widerstand der Theologen gescheitert war, die Anbefehlung (1792) des Catechismus „Die christliche Glaubenslehre", nach Henke's Urtheil „eines der armseligsten Bücher in seiner Art". Dazu gehörte ferner die Bestimmung einer Examinationsordnung und die Einsetzung einer Examinationscommission — letztere gegen den starken, aber unbeachteten Widerspruch des Oberconsistoriums. Ihre Mitglieder waren außer Silberschlag und Woltersdorff besonders H. D. Hermes (1734—1800) und G. K. Hillmer (geb. 1758)*), beide unbedeutende Schriftsteller, die, um eine Rolle zu spielen, sich an Wöllner drängten — der erstere ein bornirter orthodoxer Theologe, der wenigstens der einmal ausgesprochenen Ansicht treu blieb, der letztere gar nicht theologisch vorbereitet, unfähiger Dichter und Uebersetzer, der, sobald er seine klägliche Rolle ausgespielt hatte, im Dunkel verschwand. Ihr Werk war eine Ueberwachung geistlichen Lebens

*) Vgl. A. D. B. XII, 197, (Hillmer fehlt) und Meusel s. v.

und theologischer Lehre, Unterjochung der Prediger, Förderung öden Buchstabenglaubens und Vernichtung jeder selbständigen geistigen Regung. Gegen diese Thätigkeit herrschte nicht bloß bei den Rittern der Aufklärung stiller Ingrimm, sondern lebhafte Indignation von allen Seiten. Die Berliner Prediger, die trotz mancher Denunciationen im Ganzen unbehelligt blieben, unterwarfen sich weder wie Kant noch empörten sie sich offen wie die Hallenser Professoren, sondern verharrten ruhig bei ihren Anschauungen, verloren jedoch die begeisterte Freudigkeit an Lehre und Leben. Auch die wahrhaft Frommen konnten an solchem Regiment keine Freude finden. Frömmler und Heuchler waren die Einzigen, die jubelnd den Beginn ihres Regiments begrüßten.

Mit dem Religions- steht das Censuredict in nahem Zusammenhang. Es wurde am 19. December 1788 erlassen. Seine Bestimmungen selbst waren nicht streng. Die Schriftsteller wurden nur unter die Bestimmungen des gemeinen Rechts gestellt, Drucker und Verleger nur mit Geldstrafen belegt, höchstens bei gewohnheitsmäßiger Umgehung der Censurbehörde mit Entziehung ihres Privilegs bestraft. Gegen das Edict richtete sich daher nur eine Schrift.*) Sie rügte die durch die Censur dem Drucker entstehenden Kosten und Zeitversäumnisse und bemängelte namentlich den Paragraphen, der einzelne dem Censor entgangene Stellen für nachträglich straffällig erklärte und Privatpersonen berechtigte, wegen Beleidigungen Verleger und Drucker zur Rechenschaft zu ziehen.

Weit schlimmer als das eigentliche Gesetz waren die Bestimmungen, die sich daran schlossen.

*) J. F. Unger, Einige Gedanken über das Censuredict. Berlin 1789. Unger an Bertuch (ungedr.) 29. März 1789: „Ich habe es gut gemeint, das ist aber auch alles; sie beweist wenigstens, daß wir noch nicht so unterdrückt und im Joch des Zwanges liegen, da wir uns noch erfrechen konnten, Erinnerungen gegen eine königliche Verordnung zu machen. Sie wird aber nichts helfen. Das ist noch der beste Trost Derer, die dieses Edict veranlaßten."

Der Hauptschlag erfolgte im Oktober 1791. Damals wurden, da Schlüter, Zöllner u. A. sich als sehr milde Censoren bewiesen hatten, Hermes' und Hillmer's strenger Censur alle theologischen und moralischen Bücher, sowie alle Brochüren, Zeit- und Gelegenheitsschriften unterstellt. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" wanderte, um den Censurplackereien enthoben zu sein, nach Kiel, die „Berlinische Monatsschrift", nachdem einem Artikel Kants das Imprimatur verweigert worden war, nach Dessau. Für die Nicolaische Zeitschrift blieb es dabei nicht. Ihr, als der Hauptstütze neologischer Bestrebungen wurde der Debit in Preußen entzogen und erst nach vielen beweglichen Vorstellungen Nicolais und anderer Berliner Buchhändler wiedergestattet. Die Wiedereinführung dieses Hauptorgans der Aufklärung (7. April 1795) konnten die Censoren nicht verwinden. Sie suchten Nicolai für den Inhalt verantwortlich zu machen, was dieser mit dem Hinweis darauf ablehnte, daß er gar nicht mehr Verleger sei und versuchten ganz am Ende ihres Regiments (23. Dezember 1796) noch einmal einen wiewohl erfolglosen Ansturm wider ihn und sein Blatt. Selbst die politischen Berliner Zeitungen wollte Hillmer unter seine Censur bekommen, weil einmal in die Spenersche sich ein angeblich antireligiöser Artikel verirrt hatte; doch wurde den Zeitungen nur verboten (Juli 1793), in Zukunft überhaupt theologische Aufsätze oder Recensionen zu bringen. Eine neue Verschärfung der Censurbestimmungen beantragten Hermes und Hillmer im März 1794. Sie baten, den Berliner Buchhändlern anzubefehlen, das halbjährliche Verzeichniß ihrer Verlagsartikel Hillmer vorzulegen, ferner ihm jede verdächtig erscheinende Schrift zur Durchsicht zu übergeben. Trotz des entschiedensten Protestes der Berliner Buchhändler, trotz des Widerspruchs der churmärkischen Kammer wurde der Antrag der Obercensoren genehmigt. Die Wirthschaft dieser Censoren kann durch einige Beispiele illustrirt werden. In Kosegartens Predigten strichen sie Stellen und setzten dafür andere ein; Zeitschriftaufsätzen fügten sie große Anmerkungen

hinzu, die als solche der unglücklichen Autoren gelten mußten. Eine Abhandlung von Heynatz durfte nicht gedruckt werden, weil es darin hieß, eine Stelle im Buche Johannes werde von vielen Philologen für unecht gehalten; der Druck von Ewalds „Urania" wurde wegen eines Aufsatzes von Lavater verboten, mit der Begründung: „der Verfasser habe nicht die rechte Meinung von Gott." Eine noch weitere Verschärfung wurde seitens der Censoren beantragt und von Wöllner unterstützt (Februar, März 1796). Sie wollten die Strafen für Buchdrucker und Verleger merklich erhöhen, namentlich aber den beim Kammergericht und anderen Collegien angesetzten Censoren zur Pflicht machen, auch Romane und andere Schriften, die ganz von theologischen Dingen handelten oder einzelne theologische Stellen enthielten, der Commission vorzulegen. Doch scheint es nicht, daß diese neue Forderung, die schließlich alle litterarischen Erscheinungen der Commission überliefert hätte, genehmigt wurde.

Nach Religion und Presse kam die Schule an die Reihe. Zedlitz hatte ein Oberschulcollegium eingerichtet — Meierotto und Gedike gehörten neben Wöllner zu seinen Mitgliedern —, das ein Unterrichtsgesetz vorbereiten sollte. Aber weder zu einem solchen Gesetze noch zu einer Schulreform kam die neue Behörde, die durch Zedlitz' Sturz (April 1788) ihr geistiges Haupt verlor. Nur über den Religionszustand der Schulen wollte man wachen. Darüber reichte die Immediatcommission einen Bericht*) ein (31. 12. 93), in dem es hieß, „daß wir in Hinsicht der niederen und Parochialschulen die göttliche Güte preisen, welche fast die meisten dieser Schullehrer bei dem Sinn erhalten hat, die reine unverfälschte Wahrheit auf echt biblische Art der Jugend beizubringen". 15 Lehrer wurden als vortrefflich oder gut, 3 als ganz unmoralisch bezeichnet, 5 andere als Männer charakterisirt, „welche theils die Hauptwahrheiten des Christenthums nur kalt berührten, theils in der Person Jesu Christi nur einen Lehrer, in seiner Erlösung nur Befreiung vom Aberglauben und jüdischen Vorurtheilen, in der Bekehrung nur eigene Besserung und Ablegung der Fehler und Schwächen finden wollten und überhaupt den Mangel eigener Erkenntniß durch Abweichung von dem biblischen Vortrag und durch neuern neologischen Modeton deutlich zeigten." Unterricht und Kenntniß in den Gymnasien stehe höchstens auf derselben Stufe, wie in den niederen Schulen; manchmal sei es schlimmer, „besonders können wir von dem Friedrichswerderschen Gymnasium nach Pflicht und Gewissen nichts Anderes sagen, als daß der den jungen Leuten gegebene Religionsunterricht nicht nur nicht wahrhaft christlich, sondern sowohl in der Wahl der vorgetragenen Materien als auch in der Behandlungsart derselben nach dem jetzt herrschenden Ton von der Erkenntniß der eigentlichen Heilslehre abführend und durchaus schriftwidrig befunden worden." Es wurde daher beschlossen, daß in jeder Classe jedes Gymnasiums zwei Stunden in der Woche Religionsunterricht zu ertheilen sei und zwar in der Unterstufe nach dem Handbuch des Mores, in der obern nach der „christlichen Lehre im Zusammenhang." Die unmoralischen Lehrer wurden abgesetzt, die lauen gewarnt, allen, auch den Inspectoren eingeschärft, „daß die wahre christliche Religion nach den Confessionsbüchern unserer evangelisch-lutherischen Kirche treu und redlich gelehrt werden soll und daß die Lehrer bei befundener Renitenz unfehlbare Remotion zu gewarten haben." Lehrer und Inspectoren erklärten darauf, daß das Geforderte geschehen sei oder geschehen würde.

In dumpfem Groll duldeten die Berliner die Herrschaft Wöllners und seiner Spießgesellen.

Nichts zeigt den Gegensatz der Berliner Volksstimmung bei seinem Kommen und Gehen besser als der Hinweis auf einige ihm gewidmete litterarischen Betrachtungen. Als er zum Minister ernannt wurde, sang die regierungsfreundliche und fromme

*) G. St. A. R. 76, I, 521.

Tochter der Karschin*), die von der Mutter Sangeslust und Sangesunfähigkeit geerbt hatte:

Über alles, was im ganzen Lande
Wahrheit predigt, Sitte lehrt,
Hat nun Aufsicht, im Ministerstande
Wöllner, den der König ehrt.

Auf die reinste Lehre wird Er halten;
Keines Schriftverdrehers Hand
Darf hinfort am Glaubenspfeiler spalten,
Der Jahrhunderte bestand.

Als er aber am 11. März 1798 ging, nachdem er noch das königliche Schreiben vom 27. Dezember 1797, durch welches die Prüfung der Geistlichen in würdiger Weise wiederhergestellt wurde, in seiner inquisitorischen Weise zu deuten versucht hatte, wurde er vom Berliner Volkswitz sehr stark verspottet**). Er wurde als der Esel gehöhnt, der sich von seinem Dorfe aus, wo er ganz unbemerkt gelebt hatte, entfernt und zum obersten Haupt erhoben hatte, der im Verein mit Blindschleich und Maulwurf (Hillmer und Hermes), regiert hatte, von Schafen und Gänsen hofirt, nun aber vom Löwen, zu dem die Klagen der übrigen Thiere gedrungen, verjagt worden war.

Auch sonst fehlte es nicht an litterarischen Neckereien des mächtigen aber gehaßten und verachteten Mannes, Neckereien, welche theils zur Zeit der Macht, theils zu der der Ungnade erschienen und bald offen, bald in manchen Umhüllungen die Ansichten ihrer Verfasser ausdrückten. Kleine Hiebe gegen Wöllner wurden gelegentlich ausgetheilt in dem Epos eines ungenannten Verfassers***), das den Gesangbuchstreit (s. oben Bd. I,

*) Gedichte der Frau v. Klencke, 1788, S. 274.

**) Die Thiersitzung Eine bisher noch ungedruckte Fabel. Vom gekrönten Dichter Philibunkus in Philadelphia. Berlin 1798. Zu haben bei C. F. Weiße. 4 SS. in 4°. Mit den Bildern der angegebenen Thiere, ferner des Fuchses und des Zöllners in Holzschnitt. (Sammelband der G. L. Stiftung.)

***) Die Duncias des Jahrhunderts oder der Kampf des Lichts und

S. 330 ff.) behandelnd, den erfolglosen Zug einer aufgewiegelten Dorfgemeinde nach Berlin beschreibt, durch seine apologetischen Worte über den Gielsdorfer Schulz und andere Aufklärer die Zugehörigkeit seines Verfassers zur Lichtpartei verräth und in dem damals tonangebenden Manne einen Vertreter der Finsterniß sah. Auch ein vielbändiger Roman*), der in absichtlich dunkler Sprache zahllose Abenteuer zusammenhäufte, gedachte des „Meinungssystems", wie hier das Religionsedict bezeichnet wird. Wöllner wurde hier als „Levenzow", als verderblicher Rathgeber des „Herzogs", als ein dem Kronprinzen Verhaßter dargestellt; von dem Edikt selbst gesagt, „es verdunkele der Sonne Licht gleich einem Heuschreckenheer." Der stärkste Schlag gegen Wöllner wurde aber nach seinem Rücktritt in einem satirischen Gedicht**) geführt, dessen Verfasser boshaft genug war, den Namen des Gehaßten als Autor des Pasquills und dessen Mitarbeiter als Verleger anzugeben. Die theologischen Verhältnisse Preußens und Berlins bilden den einzigen Gegenstand des etwas zu langen Gedichtes. Sein wesentlichster Zweck sollte wohl sein, die Unzuträglichkeit der Lösung religiöser Fragen seitens der Staatsbehörde darzuthun. Nicht sowohl auf die Beantwortung der fünf dem von dem Fürsten berufenen Theologenconvent vorgelegten Fragen z. B.: Wer schuf die Welt? Schreibt sich das Uebel in der Welt von einem Gott her? Wie ist der Zustand nach dem Tode? kam es dem Dichter an, sondern auf eine Lobpreisung der Aufklärung und auf eine Verdammung

der Finsterniß. Ein heroisch-komisches Gedicht in zwölf Gesängen. Berlin 1793.

*) Dreyerley Wirkungen. Eine Geschichte aus der Planetenwelt tradirt und so erzählt. 6 Bände. Germanien 1789 und 90.

**) Fürstbürger Phosphorus oder die Allerweltpfaffenharlekinade von Wöllner. Eine komische Geschichte aus der Sphäre des Mondes. Neueste Auflage. Alethiopel, bei Hermes, Hillmer u Compagnie, o. J. Das Gedicht hat 500 siebenzeilige Strophen und 130 gelehrt klingende Anmerkungen.

der Lichtfeinde. Wie eine wehmüthige Erinnerung an vergangene Zeiten klang die Strophe:

O Freiheit, Freiheit, Silberton
Dem Ohr, so wie dem Herzen,
Gespielin der Religion
Und Linderin der Schmerzen;
Dein Lob erscholl dort überall,
Auf hohen Bergen, tief im Thal,
In Tempeln und in Hallen.

In tapferer Art wurde die Aufklärung gepriesen und das lichtscheue Wesen mancher Kämpen denuncirt:

Zwar Einge mögen Lucifern,
Den Lichtfreund, Teufel nennen,
Weil sie den klaren Morgenstern,
Aufklärung sonst, verkennen,
Und wahrlich mag gewissen Herrn
Verhaßter sein der Klarheitsstern
Als Belial und Teufel.

War in diesen Worten des Fürsten wohl schon auf Wöllner hingedeutet, so wurde er in den Schlußstrophen deutlich genug gezeichnet. Auf eine lange Rede des Fürsten hin haben sich die Theologen entschlossen, im Lande des Verstandes zu bleiben.

Der weise Fürst erlaubte gern
Den Pfaffen ihre Bitte.
Sie dankten diesem guten Herrn
Und lernten seine Sitte.
Nur ein Rabbiner unterwand
Sichs, auszuschlagen den Verstand
Und pfropfte seine Flasche.

Er nahm beschenkt mit reichem Gut,
Wozu er noch gestohlen
(Denn das stak längst in seinem Blut),
Und schrie: Ihr Herrn, empfohlen!
Sie aber riefen: bleib ein Thor!
Und reit' als Esel nach wie vor
Zurück auf Deinem — Esel!

Wie gegen Wöllner, so richtete sich der Berliner Witz auch gegen seine Genossen, Hermes und Hillmer. Man verglich sie

mit den Invaliden, die ehemals durchs ganze Land reisen und umherschnüffeln mußten, ob sie selbstgebrannten Kaffee fänden, der als Contrebande betrachtet wurde. Wie diese, so gingen sie, die an Fuß und Hand gesund, aber an Kopf und Verstand lahm seien, überall umher, suchend, „Wer etwas Selbstgedachtes lehre, denn selbstgedacht ist jetzo Contreband.“*) Beide wurden in Folge eines Berichtes des Ministers Schulenburg (3. März 1798) entlassen (sie erhielten je 500 Thaler Pension statt ihres Gehaltes von über 2000 Thalern) mit dem Hinweis darauf, „daß sie bei dem neuen Oberschulcollegium entbehrlich seien, da sie in ihren bisherigen Verhältnissen nichts geleistet hätten und auch fernerhin keinen Nutzen bringen würden“.**) Hermes erbat in einem späteren Schreiben (19. Januar 1805), nachdem er einen Ruf nach Kiel angenommen, den Fortgenuß seiner Pension bis zu Ende des Etatsjahres, da er „wegen seiner notorischen Dürftigkeit“ sonst nicht leben könne.

In Mirabeau's Andeutung war Wöllner der Pfaffe, Bischoffswerder (1740—1803) der Visionär. Er, der sich seit 1776 in Friedrich Wilhelm's unmittelbarer Nähe befand, beherrschte den Fürsten durch die Geheimbünde, in die er ihn einführte, durch die Wunder, die er ihn schauen und ahnen ließ, durch das Lebenselixir, in dessen Besitz zu sein er vorgab. Im Ganzen war dieses Treiben gewiß verhängnißvoll für den Staat, aber da es im Wesentlichen auf die Hofkreise beschränkt blieb, ohne große Bedeutung für das geistige Leben der Hauptstadt. Zudem ist es schwer, da die Veranstalter dieser Versammlungen keine Bekenntnisse hinterlassen haben, die späteren Berichterstatter mit Lust Unverbürgtes zusammenrafften, die wirklichen Vorgänge zu erkennen. Vielleicht kommt ein Anonymus***) der Wahrheit am nächsten, der am Anfange der Regierungszeit schrieb und

*) Mitgetheilt im Neudruck des Gentz'schen Sendschreibens an Friedrich Wilhelm III., Brüssel und Leipzig 1820, S. XI A.

**) G. St. A. Cab. Acten, Rep. 89. 30f.

***) Geheime Briefe über die preuß. Staatsverfassung 1787, S. 70fg.

durch Nennung eines Namens specielle Kenntnisse verräth. Er schreibt: „Das Zimmer, worin die geheimen Künste getrieben werden, stellt ein Viereck vor, und an den Seiten ist in einem mäßigen Zwischenraum eine große Anzahl kleiner und niedriger Ofen angebracht, wodurch der magische Dunst und das die Augen einnehmende Räucherwerk nach Gefallen unterhalten werden. In der Mitte dieses Tempels, in einiger Erhöhung, zeigt sich die Gestalt eines Geistes, im weißlichen Gewande, von leichtem, seidenem Zeuge, das wegen seiner besonderen elastischen Beschaffenheit und anderer erforderlichen Eigenschaften aus Frankreich verschrieben werden muß. Aber die Gestalt dieses Geistes ist nur die Hülle, womit in der großen Geisterstunde der Körper eines Mannes, der zum geheimen Orden gehört und der heimlich in der Gestalt des Geistes Platz nimmt, bedeckt wird. Derjenige, der zu diesem frommen Geschäfte auserlesen worden, ist ein Sachse, Namens Steinert, ein Mann, der das besondere Talent besitzt, die Bauchsprache zu sprechen, das ist, einen hohlen Ton aus dem Innern seiner Brust hervorzuholen, der die dumpfe Sprache eines aus der anderen Welt vorgeladenen Geistes nachahmen soll. Man versteht sich überdem auf die besondere und geheime Kunst, dem Geiste, vermöge des an einem nicht sichtbaren Orte angebrachten magischen Spiegels und erforderlicher Bilder oder Abdrücke, die Gesichtsähnlichkeit des zu seinen Vätern versammelten Todten zu geben, den man aus dem Reiche der Schatten hervorruft."

Was aber auch in den Zusammenkünften gesagt und gethan worden sein mag, zweierlei steht fest: erstens, daß die Veranstalter und Mitwirker dieser Gespensterscenen einen gewaltigen unheilvollen Einfluß auf den König gewannen, dadurch, daß sie den Furchtsamen durch Einflüsterungen ihrer angeblichen Geister zu Allem brachten; zweitens, daß das lichtscheue Wesen, so sehr auch klare und energische Männer dagegen protestirten, von den Hofkreisen aus Eingang in andere Cirkel gewann und die Errungenschaften früherer Zeiten stark bedrohte.

Die dritte der von Mirabeau gekennzeichneten Trias war Frau von Lichtenau. Sie zwingt zu einem Eingehen auf ähnliche Frauen, auf die sittlichen Verhältnisse des Hofes überhaupt.

In den Gedichten auf die Redoute des Jahres 1788, welche dem oben angeführten unmittelbar folgen, wird unter den Frauen nur eine einzige nicht fürstlichen Geblüts gefeiert, die Gräfin von Ingenheim. Redlichkeit, so heißt es, umkränzt von blumenreicher Munterkeit, strahle aus ihren Augen; sie errege überall Erstaunen und Entzücken. Dies Entzücken hatte sie besonders beim Könige hervorgerufen, als sie noch Julie v. Voß und Hoffräulein bei der Wittwe Friedrich's des Großen war. Der leicht entzündliche König entflammte für sie, die Höflinge begünstigten die Neigung. Das schöne Mädchen hielt, trotzdem es den König liebte, auf seine Ehre; der Widerstand entzündete die Leidenschaften noch mehr, die vielen, selbst durch die Prinzessinnen gebotenen Gelegenheiten, mit der Geliebten zusammenzutreffen, versetzten den König in einen Zustand jugendlichster Leidenschaftlichkeit. Um sich von solchem Zustande zu befreien, that der König Unerhörtes. Er ließ sich bei Lebzeiten seiner Gattin, unter Zustimmung eines gefügigen Consistoriums, mit seiner Schönen, später mit deren Nachfolgerin, der Gräfin Dönhoff, trauen, lebte mit den Genannten in ehelicher Gemeinschaft auf irgend einem seiner Schlösser, hob die von diesen Frauen geborenen Kinder selbst aus der Taufe, nannte die eine der Genannten öffentlich „meine liebe Frau" und zwang seine eigne Gattin, ferner die Wittwe seines Vorgängers sowie die Prinzessinnen, diese Nebenfrauen als Ihresgleichen zu behandeln, einzuladen und bei den von jenen gegebenen Festen zu erscheinen.*) Derartiges, von Seiten echter Moral viel verwerflicher als das gewöhnliche Zusammenleben

*) Alle diese Einzelheiten aus den authentischen Aufzeichnungen: 69 Jahre am Preußischen Hofe. Von Sophie Gräfin von Voß. Leipzig 1876. Die Memoirenschreiberin ist die Tante der Julie und verehrt den König aufs Höchste trotz seiner Schwächen.

mit Concubinen, war am preußischen Königshofe noch nicht vorgekommen.

Trotz dieser unsittlichen Handlungsweise büßte der König wenig von seiner Popularität ein, die hochgeborenen Gräfinnen wurden eher bemitleidet als verachtet; aller Haß wendete sich gegen eine Dritte, gegen die langjährige Geliebte des Königs, die Gräfin Lichtenau. Und doch war diese vielleicht die am wenigsten Schuldige.

Wilhelmine Encke*), die Tochter eines königlichen Musikers, geboren 29. December 1762, erregte schon in früher Jugend Aufsehen durch ihre wunderbare Schönheit. Sie wurde dem Prinzen wohl schon bekannt, als er noch mit seiner ersten Gattin, Elisabeth Christine von Braunschweig zusammenlebte (die Ehe wurde getrennt am 21. April 1769), und trat ihm näher, kurz nachdem er sehr bald nach der erwähnten Scheidung die Verbindung mit Friederike Louise von Hessen-Darmstadt eingegangen war. Der Prinz unterrichtete sie, gab ihr und empfing von

*) Ueber die Lichtenau vgl. Bailleu in der A. D. Biogr. XVIII, 534ff. Authentisches Material enthält nur die von Schummel bearbeitete „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie." 2 Abtheilungen. Leipzig und Gera 1808. (Auch französisch übersetzt von J. F. G. P. Paris 1809.) Dort sind viele Schriften genannt, welche Angriffe auf die Lichtenau enthalten, besonders v. Cölln's, der kurz vor seinem Angriff der Gräfin einen Heirathsantrag gemacht und einen Korb erhalten hatte, „Vertraute Briefe", auf die in anderem Zusammenhange zurückzukommen ist. Die meisten Schmähschriften erschienen 1798, also unmittelbar nach dem Sturz der Gräfin oder einige Jahre später, z. B. 1800: A. W. Baranius, Versuch einer Biographie der Frau Gräfin v. L. — Sie haben meist schon ziemlich verlockende Titel, manche nicht minder anreizende Titelbilder, z. B. „Saul der Zweyte, genannt der Dicke, König von Kanonenland". Berlin und Potsdam; „Empfindsame Reise der Prinzessin Ananas nach Großglogau" (dem Verbannungsorte der Gräfin). Riez bei Beeskow; und die von A. Riem herrührende Schrift „Infernale", Eine Geschichte aus Neu-Sodom, meist dramatisirt. Mainz. (Mit dem Doppeltitel): Der Substitut des Behemoth, oder: Leben, Thaten und Meinungen des kleinen Ritters Tobias Rosemond. Eine Geschichte aus uralten Zeiten. Bagdad gedruckt vor der Sündfluth. — Eine Aeußerung Hirt's im Briefe an Goethe, G. J. XV, 68fg.

ihr, mit dem eignen Blut geschrieben, ein Gelöbniß der Treue (27. Januar 1770) und erhielt von ihr bis zum Jahre 1780 fünf Kinder, die, soweit sie am Leben blieben, standesgemäß ausgestattet wurden. Die Geliebte des Königs selbst lebte in anständigem, nicht prunkvollem Haushalt auf einem Landgut und in einem Stadthause, führte seit 1780 den Namen des Kämmerers Rietz, mit dem sie, um ihr der Welt gegenüber eine Stellung zu geben, verheirathet worden war und seit 1796 — das Patent trägt freilich die Jahreszahl 1794 — den einer Gräfin Lichtenau. Sie war und blieb fast drei Jahrzehnte die treue Gefährtin des Königs. Sie war, nachdem ihre körperlichen Reize auf den Fürsten keinen Einfluß mehr übten, seine Freundin und seine Vertraute. Sie war weder Kupplerin und Gelegenheitsmacherin, noch Spionin und Diebin. Sie war keine Dirne, sondern ein Weib, das, in früher Jugend auf schiefe Bahn geleitet, die Folgen des ersten Fehlers muthig trug. Sie war kein Tugendspiegel, aber auch keine Heuchlerin. Sie war wohlthätig und guten Regungen nachgebend, „Menschenfreundin" wird sie, lange nach den Tagen ihres Glanzes, von Freunden genannt. Sie liebte das Vergnügen und die Behaglichkeit, war wohl nicht frei von Selbstsucht und von Begehrlichkeit für die Nächststehenden, aber Schwelgerei und wollüstiges Treiben blieben ihr fern. Die Gesellschaft, die sie in ihrem Hause versammelte, war anständig; die Vergnügungen, mit denen sie dieselbe unterhielt, brauchten das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen. Sie zählte ihre Freunde und Freundinnen in den höchsten Kreisen, nicht etwa bloß unter den Spießgesellen und Creaturen des Machthabers, sondern unter Deutschen und Ausländern, die durch Geist und Stellung hervorragten. Eine Frau, der Philipp Hackert sich ehrfurchtsvoll nahte und die Aloys Hirt begeistert pries, konnte keine Verworfene sein. Schönheit und Klugheit mochten ihr später noch manche Triumphe verschaffen, die sie nicht immer mit keuscher, grausamer Strenge zurückwies, aber ihre Haupteigenschaft war Treue. Diese bestimmte den König,

bei ihr auszuharren, wenn Herz und Sinne auch anderweitig beschäftigt waren. Und Treue war es, welche sie an den König fesselte, als die Anderen flohen, Treue, welche sie antrieb, ihn zu pflegen, bis sie selbst niedersank. Sie hätte in diesen letzten Wochen hoffnungsloser Krankheit des Königs fliehen können, denn sie wußte wohl, was sie seitens des Kronprinzen und seiner Rathgeber zu erwarten hatte, aber sie zog es vor zu bleiben, um ihr Treugelübde zu lösen. Sie wurde in einen Proceß verwickelt, aber nicht bestraft, wie ihre Feinde gehofft hatten. Nach einer kurzen Zeit der Ungnade erhielt sie von Friedrich Wilhelm III., der ihr erbittertster Gegner gewesen war, ihre Güter zurück und manche Privilegien obendrein. Solche Vergünstigungen wären nicht eingetreten, wenn der gerechte Fürst sich nicht von dem Ungrund der Beschuldigungen überzeugt hätte, an die er ehedem selbst geglaubt. Die Libellisten, welche sich nach dem Sturze der Gräfin auf das daliegende Opfer gestürzt hatten, um ein gnädiges Zuwinken des Siegers zu erhaschen, verstummten allmählich; die 1808 erschienene Apologie der Gräfin blieb, obgleich damals kein Mangel an Pamphletisten war, unwiderlegt. Man hatte ein Opfer verlangt, für die Zeit einer kostspieligen und entsittlichenden Mätressen-Wirthschaft; nun hielt man sich an die, welche am meisten genannt worden, am längsten einen Nebenhof gebildet hatte und den jähen Wandel des Geschicks an sich selbst erfahren mußte.

Die Wirkung solch offenkundiger Verderbnisse am Hofe auf das sittliche Leben Berlins war fürchterlich und langandauernd. Jetzt erst wurde die Corruption allgemein und immer weiter schritt die Entnervung und Erschlaffung vor, die auch als ein Moment für den jähen Sturz von 1806 genannt werden muß. Die Periode Friedrich Wilhelms II. ist die Blüthezeit der Madame Schuwitz, der Königin der galanten Damen, die eine schier unerschöpfliche Litteratur*) hervorrief und für die außerhalb Berlin

*) Außer den Bd. I, S. 630 angeführten Schriften vgl. ferner: Apologie der Mad. Sch. Berlin 1793; Sch., Elise, oder Abenteuer und

lebenden als Inbegriff des modernen Babel galt.*) Es ist wohl nicht übertrieben, wenn ein damaliger Berichterstatter (1793)**) die Zahl der Freudenmädchen, die er in 4 Classen eintheilt, auf 3000 angibt. Außer dieser geduldeten, privilegirten Prostitution zog nun aber auch in die höheren Kreise die Zuchtlosigkeit ein, die sich mit dem Mäntelchen der freien Liebe deckte oder sich als wahre Leidenschaft ausgab, für die es keine Gesetze und keine bindenden Verpflichtungen gab. Entführungen kamen häufig vor; noch häufiger das freche Eindringen des „Hausfreundes" in die Rechte des Mannes oder widerwärtiger Weiberwechsel.

Ein recht trauriges Zeugniß für die sittlichen Zustände bildet z. B. die Thatsache, daß eine Nichte von Henriette Herz mit Vorwissen der Tante in so wenig jungfräulichem Zustande heirathete, daß sie nach kaum 3 Monaten ein Kind zur Welt brachte. Die Tante beklagte solche Geschehnisse mit dem wohlfeilen Trostwort: „Wie die Menschen durch ihre Unmäßigkeit sich die schönsten Zeiten verderben — das Erhöhen durch Entbehren

Erfahrungen einer deutschen Buhlerin. Berlin (Altona) 1796; Poponius, Epitaph der unsterblichen Verdienste der Mad. Sch. Fft. u. Lpz. 1798. Ueber die „Standrede auf Mad. Schuwitz" bemerkte Sander an Böttiger, 3. Februar 1798, welcher sie zuerst Tieck zuschrieb: „S. 27 die 2 ersten Verse sind aus meiner Uebersetzung der Iphigenia, sowie die 2 ersten S. 43 aus Herthegen's Trauercantate auf Fr. Wilh. II. . . . Die beiden Buchhändler und die Buchhändlerfrau sind Himburg, Oehmigke und Mad. Schöne." Wie weite Kreise sich für derartige Litteratur interessirten, zeigt ein Brief des ernsten Archäologen A. Hirt an denselben Böttiger, 10. Februar 1978: „ à propos! Sie kennen doch schon die Standrede am Grabe der Mad. Schuwitz? Sie hätten wohl nicht geglaubt, auch ein Plätzchen darin zu verdienen: aber so geht es den Leuten, die Iffland loben. Sollten Sie dieses Produkt, das hier rasend gelesen und gekauft wird, so daß ich seit vierzehn Tagen kein Exemplar um keinen Preis habe haben können, noch nicht gelesen haben, so werde ich es Ihnen doch zu senden suchen."

*) Bürger an Göckingk 1792 vgl. Vjschr. f. Littgesch. III, 464.

**) Kosmop. Wanderungen durch einen Theil Deutschlands. Leipzig 1793. S. 184 fg. Als Pensionshalterin wird hier auch eine Madame Etsch genannt. Als Besonderes wird angeführt, daß die privilegirten Liebhaber von den Mädchen bezahlt werden.

verstehen die Gemeinen nicht. Die Verschämtheit ist aus der Welt gewichen und zwar nicht aus dem schönen Grunde, weil die Welt unschuldig ist.“ *)

Wollüstlinge aller Art haben das Gruseln gern und erfreuen sich, trotz der offen erklärten Abneigung vor dem Verbrecher und seinen Thaten, an den Nachrichten über beide. Stoff genug zu solcher Freude bot jene Zeit, wie wenigstens an einem Beispiel gezeigt werden soll. Im August 1789 hatte der Schlächtergeselle Christ. Lenz in der Nähe von Berlin die Post beraubt und drei Personen dabei getödtet. Er floh, wurde gefangen und hingerichtet und zwar, wie eine zur Warnung erlassene Anzeige des Generalpostamts lautete „auf einem mit einer Kuhhaut bedeckten Schinderkarren nach dem Richtplatz geschafft und mit dem Rade von unten auf vom Leben zum Tode gebracht und der Körper aufs Rad geflochten.“ Der Verbrecher wurde zum Heros einer ganzen Litteratur.**) Gleich nach seiner Ergreifung erschien: „Wahrhafte und ganz umständliche Beschreibung der wunderbaren Gefangennehmung des L. mit dessen accuratem Bildniß in Lebensgröße.“ Das Bild wurde auch besonders auf schönem Schreibpapier verkauft, „um es in Rähmen zu fassen.“ Dann erschien eine Schrift über die „Jugendjahre des Inquisiten“, der in einem besonderen Blättchen eine „Beurtheilung“ folgte. Diese wurde abgelöst durch die „authentische und ausführliche Lebensbeschreibung des berüchtigten Posträubers und grausamen Mörders Ch. L., wie auch vollkommene Nachricht, wie es bei dem Morde zugegangen nebst einem passenden allegorischen Kupferstich mit dessen deutlicher Erklärung.“ Wenige Wochen später wurde ausgeboten: „Des Mörders Lenz schaudernes Selbstbekenntniß.“ Die Hinrichtung (19. Januar 1790) machte dieser Schundlitteratur nicht nur kein Ende, sondern

*) Henr. Herz an Börne (ungedruckt), 24. März 1806: Die Hochzeit am 24. Nov. 1805, die Geburt am 1. März 1806.

**) Vgl. Voss. Ztg. 1789, 1790. Berlinische Merkwürdigkeiten derselben Jahre.

brachte sie erst recht zur Blüthe. Schon am 23. hieß es: „Weil soviele Leute in Gesellschaft geäußert, da sie doch so Vieles von dem Deliquenten L. gelesen, auch die ganzen wahrhaften Umstände seines Sterbetages, wie der Zug mit ihm geschehen, auf welche Art er executirt und was sonst dabei Merkwürdiges vorgefallen, wissen möchten, so kündigt man alles ganz wahrhaft niedergeschrieben dem Publikum für 6 Pf. an. Nebst accuratem Abriß seiner Hinrichtung.“ Vielleicht ist dies dieselbe Schrift, die u. d. T. „L.' Leichenzug und schreckliches Ende“ feilgeboten wurde. Fast gleichzeitig erschien, in Nachahmung einer vor einem Jahrhundert sehr beliebt gewesenen Manier: „Gespräch im Reiche der Todten, zwischen dem in Berlin hingerichteten L. und Joh. Weiß, welcher in Spandau kurz zuvor gerädert worden.“ Gleichfalls, wie in früheren Zeiten, ergriff auch ein Geistlicher das Wort in dem Schriftchen: „Das Betragen des Mörders und Posträubers L. in seinem Gefängniß vor dem Inspector Ambrosi.“ Den Beschluß machte: „Ausführlicher, jedoch kurz und erzählungsweise gefaßter Auszug aus den gerichtlich verhandelten Inquisitionsakten wider den berüchtigten wegen des begangenen dreifachen Mordes, Post- und Straßenraubes unter gefängliche Haft gebrachten Schlächterknecht J. Ch. L.“ *)

Man sollte, wenn man diesen Wust überblickt, kaum glauben, daß ein halbes Jahrhundert der Aufklärung vorübergegangen und noch weniger, daß die Menschheit damals mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt war. Doch das war eben die traurige Wirkung vornehmer Beispiele, daß man sich mit Dirnen erlustigte, Räuber gruselnd verehrte und an allerlei Erscheinungen glaubte. Nicht mehr wie früher (Bd. I, S. 365 ff.) trieben einzelne Wundermänner ihr Wesen, sondern allerlei Spuk, bei dem dreiste

*) Mit Recht tadelte schon die Berl. Corr. 1790 St. 3 die vielfache Beschäftigung der Zeitungs- und Brochurenschreiber mit Lenz. „Entweder sollten sich die Herren Autoren zu dergleichen Henkersgeschichten gar nicht drängen oder wenigstens nicht bloß mit fader Enumeration begnügen, sondern philosophische und psychologische Reflexionen mit einweben.“

Betrüger, geschickte Taschenspieler, gelegentlich auch unterrichtete Naturkundige die Hand im Spiele hatten, wurde in geheimen Gesellschaften zum Ergötzen Aller oder zur schreckhaften Warnung für Wenige vorgenommen. Wie gereizt die Einbildungskraft war, welch' thörichte Märchen geglaubt wurden, wie selbst die an Amt und Geist Hochstehenden sich herabließen, derartige Spukgeschichten ernst zu nehmen und zu untersuchen, zeigt folgender Vorfall, der durch die Erwähnung in der „Walpurgisnacht" Unsterblichkeit erlangt hat.

Dort constatirte der arme Proktophantasmist (Nicolai), da das Teufelspack trotz seines Scheuchens nicht verschwinden will, daß dies nach keiner Regel frage: „Wir sind so klug und dennoch spukts in Tegel."*) In diesem nahe bei Berlin belegenen Dorfe, in dem noch 1830 W. v. Humboldt Gespenster sah, wurde Wochen lang und zwar im Hause des Oberförsters Schulz ein nächtliches Gepolter gehört. War es Wirkung des von einem Straßenjungen verübten Unfugs oder Geräusch eines langen und dicken Pflocks, der an einer Schnur an der Gartenmauer befestigt war — worüber die Wachsamkeit eines beherzten Polizisten den besten Aufschluß hätte geben können — die Dörfler glaubten, und die Residenzbewohner stimmten lebhaft ein, daß allnächtlich ein Poltergeist dort erscheine, ein Gespenst umgehe. Wenn man nun auch darauf hinwies, daß das Geräusch nur gehört wurde, sobald Niemand im Corridor auf und abging — blieb es unbeachtet, so wollte das Gespenst seine Kräfte nicht verschwenden — und wenn auch ein Ungläubiger boshaft bemerkte, der Geist poltere lauter, seitdem man in Berlin soviel von ihm rede, die Sage vom Poltergeist blieb bestehen; einzelne Feinhörige wollten sogar wissen, es sei das Gespenst einer Dame, die noch kein Grabdenkmal erhalten habe. Von dieser die Gemüther bewegenden Angelegenheit meldete Oberforstmeister v. Burgsdorf, der an den Spuk glaubte, der naturforschenden Gesellschaft in Berlin, daß sich besonders zu Mondscheinszeiten an einem mit Eisenblech beschlagenen Kasten, der auf einem mit Mauersteinen gepflasterten Corridor stände, ein seltsames Geräusch hören lasse. Auf eine solche Anzeige hin wurden wirklich von der Gesellschaft zwei Commissionen entsendet, deren einer Bode und Meierotto, deren anderer Karsten, Klaproth, Zöllner angehörten. Die Mitglieder der Commission hörten das Dröhnen, Rascheln, Klopfen, sie sahen nichts, constatirten das Schwinden des Geräuschs, sobald sie in die Nähe des Kastens kamen und waren ehrlich genug ihrer Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß hier kein Spuk, sondern der Unfug eines im Hause sehr bekannten Störenfrieds vorliege. Daß jedoch ernste Männer Derartiges einer Untersuchung werth achteten, ja, wie es scheint, eine ganze Nacht opferten, um sich von einem Spaßvogel oder Nichtsnützigen äffen zu lassen, zeigt, wie weit man von wirklicher Aufklärung sich entfernt hatte. Ja, Nicolai selbst, der Häuptling und reine Verstandesmensch, der noch ein Jahrzehnt vorher jeden Geisterseher vor seinen Richterstuhl geladen und verdammt hätte, veröffentlichte anknüpfend an die Tegeler Sage, „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen", worin er erzählte, daß er, freilich in einer Zeit schweren Kummers und heftiger Erregung Geister und Gestalten verschiedenster Art gesehen habe.

*) Loeper, Goethe's Faust I, 180, Varnhagen, Bl. V, 273fg., Berl. Bl. 1797, II, 161—179. Denkw. u. Tagesgesch. der Mark Brandenb. 1797, IV, 1048—1054, 1799: 1110ff, 1218, 1265ff. Neue Berl. Monatsschr., Bd. I, S. 321ff., 1800, III, S. 436ff., IV, S. 297ff.

Kein Wunder, daß, wenn in Bürgerhäusern Gespenster spukten, auch im Schlosse der Geist der weißen Frau wieder umzugehen anfing. Im Zeitalter der Aufklärung hatte man diese Sage bekämpft oder rationalistisch gedeutet;*) jetzt berichtete man wieder davon als von etwas Selbstverständlichem.**) Ein

*) Vgl. oben I, 370, für die Sage überhaupt das. S. 201.

**) Erscheinung der weißen Frau im Schlosse und ihre merkwürdige Prophezeiung u. s. w. 1799. (K. B.) — Dagegen richtete sich die in Berlin 1799 erschienene Schrift: „Die weiße Frau auf dem Schlosse zu Berlin. Ein Gespenst, welches über zwey Jahrhunderte sein Ansehen behauptet hat" von Biester. (S. A. aus den „Berlinischen Blättern".)

Soldat, der in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1799 die Wache im Schlosse hatte, sah sie nicht nur, sondern hörte sie auch und zwar eine Prophezeiung über die reichliche Ernte des kommenden Sommers und einen nach 200 Jahren bevorstehenden nicht vollständigen Weltuntergang.

Soweit war man, wenige Jahre nach Friedrich's Tode, von Friedrich's Geist entfernt. Trotzdem war man ihn zu ehren beflissen. Private Ehrungen erfolgten durch Ausgaben seiner Schriften, Anekdotensammlungen, historische Arbeiten, die seine gesammte Regierungszeit oder einzelne Kriege betrafen; durch Gedichte, in denen man sich um so lauter als Friedrich's Söhne bekannte, je weiter man von solcher Sohnschaft entfernt war; öffentliche Ehrenbezeugungen erfolgten durch die damals begonnenen Versuche, dem großen Könige ein Denkmal in Berlin zu errichten. Concurrenzen wurden von der Akademie ausgeschrieben, Gutachten eingeholt, Entwürfe, darunter auch von dem alten Chodowiecki eingereicht und ausgestellt.*) Es dauerte aber noch viele Jahrzehnte, bevor der Plan definitive Gestalt gewann und wirklich ausgeführt wurde.

Mit seinem Plane, dem großen Vorgänger ein Denkmal zu errichten, befriedigte der König damals die Berliner nicht. Vielmehr waren sie boshaft genug**), bei der Kunde des Denkmalplans das heftige Epigramm zu belächeln:

Ein Denkmal Ihm, den nie ein Brennen-Sohn vergißt?
Sein Denkmal ist in unserm Herzen;
Doch Du erinnerst uns mit Schmerzen,
Daß Er gestorben ist.

Nur in einer Beziehung war eine erfreuliche Aenderung eingetreten. Die Nichtachtung deutscher Schriftstellerei und die Bevorzugung französischen Wesens hatte einer methodischen Begünstigung deutscher Geistesarbeit Platz gemacht. Sie bekundete

*) Näheres jetzt bei K. Merckle, Das Denkmal König Friedrich's des Großen. Berlin 1894.

**) Mitgetheilt im Neudruck des Gentz'schen Sendschreibens an Friedrich Wilhelm III. Brüssel und Leipzig 1820. S. XI A.

sich in der Reorganisation des Theaters, in der Schaffung eines vom König privilegirten deutschen Schauspiels, ferner in der Gewährung von Pensionen an alte und in huldvollem Lächeln an junge Schriftsteller, endlich in einer Germanisirung der Akademie.

Die Akademie der Wissenschaften, der ehemals der König vorgestanden, erhielt nun unter Herzberg einen neuen Charakter. Viele neue Mitglieder wurden aufgenommen. Doch fehlte es auch nicht an Verlusten. Einer der empfindlichsten war, daß einer der größten Mathematiker aller Zeiten J. L. Lagrange (1736—1813), der durch Friedrich den Großen berufen, an Euler's Stelle das Direktorat bekleidet, von der Berliner Gesellschaft sich aber so völlig entfernt hatte, daß man seinen Namen kaum begegnet, 1787 fortging. Er schied mit einem Witzwort. Da er, aus der letzten Sitzung kommend, lange auf seinen Wagen warten mußte, rief er aus: „Es ist leichter, in die Akademie hinein, als aus ihr heraus zu gelangen."

Ihre specielle Germanisirung erfolgte durch den genannten Herzberg, von dem eine „Deputation zur Bearbeitung und Vervollkommnung der deutschen Sprache" aus Mitgliedern der Akademie gegründet wurde. Sie stellte Preisaufgaben und veröffentlichte Sammlungen von Beiträgen ihrer eigenen Mitglieder.*) Der Minister betheiligte sich selbst an den Arbeiten. Als Beispiel und Richtschnur wurden Leibniz' unvorgreifliche Gedanken, freilich mit einer französischen Uebersetzung veröffentlicht; als Ziel erschien ein vollständiges Wörterbuch. Unter den freudigen Mitarbeitern an dem großen Werke, das sich als eine Fortführung längst vergessener Leibniz'scher Ideen gab, darf K. Ph. Moritz nicht vergessen werden.

Zu den Versuchen der Sprachverbesserung gehört auch eine kleine Schrift Hillmers**), die ihres Verfassers, nicht ihrer Be-

*) 2 Bände. Berlin 1793. Vgl. ferner Jahrb. d. preuß. Mon. I, 269. A. Hildebrand in Grimm's D. Wb. V, S. VII fg.

**) Bemerkungen und Vorschläge zur Berichtigung der deutschen Sprache und des deutschen Styls von G. F. Hillmer. Berlin 1793.

deutung wegen hier genannt werden mag. Sie machte keine weitgehenden Reformvorschläge, sondern stellte mancherlei Nachlässigkeiten im Gebrauche der Präpositionen, müßiger Buchstaben, Wörter, Gallicismen fest, Nachlässigkeiten, von denen einige noch heute in der Unterhaltungs- und Schriftsprache vorkommen.

Die Nennung Hillmer's mag aber noch aus einem anderen Grunde geschehen. Selbst in die Akademie nämlich drängten sich die Obscuranten ein. Wenigstens sprach man davon, daß Hermes an Moritz' Stelle treten solle. Biester und Nicolai*) bewarben sich damals vergeblich; das Gesuch von Marcus Herz wurde trotz Herzberg's Unterstützung abgelehnt; eine Abweisung, die an diejenige Mendelssohn's erinnert.

Wie Friedrich Wilhelm I. gegen Friedrich I., so bildet Friedrich Wilhelm III. einen bewußten Gegensatz gegen Friedrich Wilhelm II. Die beiden Söhne setzen der Prunkliebe und der Schwelgerei ihrer Väter soldatische Einfachheit und Nüchternheit gegenüber.

Beim Tode Friedrich's I. hatte wenig Schmerz, noch weniger Freude geherrscht. Die Theilnahme der Bürgerschaft an öffentlichen Dingen war noch nicht entwickelt genug, um sich in demonstrativer Weise zu äußern. Ganz anders 84 Jahre später bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. Man hatte unter der früheren Regierung, der man ja zu ihrer Zeit mit großen Erwartungen entgegengesehen hatte, geseufzt; nun hoffte man eine neue große Periode zu erleben, in welcher jeder Makel der frühern verwischt, alles Schlimme durch Glänzendes und Gutes ersetzt werden sollte. Aus diesem Grunde war die litterarische und künstlerische Huldigung, die man dem neuen Königspaare, dem braven Könige und der schönen Königin zu Theil werden ließ, außerordentlich und um so bemerkenswerther, als sie völlig spontan war.

*) Göckingk S. 18 sagt, „an ihrer Stelle trat ein Hofmeister bei Mad. Rietz ein."

„Die Königin", schrieb damals Graf Einsiedel, „ist ein Ideal von Schönheit und Anmuth, sie erobert alle Herzen, nicht aber um sie für sich zu behalten, sondern um die Beute dem Könige darzubringen."

Schon bei ihrem Einzuge als Kronprinzessin nach ihrer Vermählung war sie sehr gefeiert worden.*) Ehrenpforten und Triumphbogen waren für sie errichtet. Handwerker und Kaufmannschaft wetteiferten mit Huldigungen, auch die Judenschaft hatte sich mit einer poetischen Begrüßung eingestellt. Unter diesen Gedichten fanden sich freilich Seltsamkeiten genug, z. B. die, daß die jüngere Prinzessin mit den Versen angeredet wurde: „In dem Blumenparadiese Friedrich Wilhelms strahlst auch Du, Dich verpflanzet heut Luise In ihr Herzens-Monbijou". Aber redliche Gesinnung und Ausdruck echter Empfindung boten die Strophen:

Dich sehen, — ach noch mehr! Dich nunmehr unser nennen!
Prinzessin! welch ein himmlisch Glück!
Dein neues Vaterland wird gern mit uns bekennen
Du kömmst vom göttlichen Geschick!

Ja Dich empfangen unsre frohen Lobgesänge,
Und freudig beugt sich unser Knie;
Laut jubelt überall die ungezählte Menge:
„O Preußens neuer Glanz ist Sie."

Die Stimmung der Berliner beim Regierungsantritt des neuen Paares wird durch folgenden Brief (12. Febr. 1798)**) am besten charakterisirt:

„Wir sind wirklich unbeschreiblich glücklich in allem Betracht. Daß ein junger König mit der kalten, ruhigen Ueberlegung, mit Mißtrauen gegen sich selbst und ohne Kleinmuth die Sachen so führt, als wäre er 40 Jahre alt, davon weiß ich aus

*) Louisens und Friederikens, Kronprinzessin, und Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen, geb. Prinz. v. Meckl.-Strelitz, Ankunft und Vermählung in Berlin, Dez. 1793. — Vgl. Z. f. Gesch. der Juden in Dtschl. Bd. IV.

**) Nicolai an Halem, H.'s Selbstbiogr. Anh. S. 195fg.

der Geschichte kein Beispiel. Wir bekommen Alle neues Leben. Der König hat aufgeklärte und rechtschaffene Leute um sich, und er zeigt, bei sehr vieler Festigkeit, wo es nöthig ist, überaus viel Gütigkeit und Milde. Unter den jetzigen Regenten ist kein einziger, der ihm auch nur von weitem gleicht. Gott erhalte uns ihn noch funfzig Jahre! Er ist dabei ein Muster an Simplicität in seiner ganzen Lebensart, ohne alle Affectation, und giebt ein Beispiel von häuslicher Glückseligkeit, dergleichen man im bürgerlichen Leben selten siehet, und an einem Königlichen Paare auch wohl noch nie gesehen hat."

Laute Feste fanden nicht statt. Ein Berichterstatter*) meldet darüber: „Der Tag der Huldigung war mehr rührend als glänzend. Der König hatte die lauten Freudenbezeugungen durchaus verboten, und es war sogar den fremden Gesandten, welche ihre Wohnungen erleuchten wollten zu erkennen gegeben worden, daß sie den König verbinden würden, wenn sie die Illumination unterließen. Auf diesem Wege dürfte es ihm in Berlin schwer fallen die Einfachheit, die er der Menge zum Muster aufstellen will, beliebt zu machen. Denn das Volk sieht dergleichen Veranlassungen, wo es sich, wenn auch auf eigene Kosten, lustig machen und laut jubeln kann, aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt an, denn das Fest und die Freude sollte nicht sowohl dem Könige gelten, sondern ihm dem Volke selbst."

Mehr werth als diese Volkszurufe, die nicht immer Grademesser der wirklichen Beliebtheit sind — Friedrich Wilhelm III. wurde der Menge erst nach den Unglücksfällen und der folgenden Befreiung recht sympathisch — waren die Begrüßungen ernster Männer.

Auch der alte Gleim konnte sich nicht enthalten, noch einmal in die Harfe zu greifen. 1799 dichtete er: Der König und die Königin.

*) Graf Detlev v. Einsiedel an C. G. Körner, Berlin 14. Juli 1798, in Rudolf Brockhaus, Th. Körner, Leipzig 1891, S. 73 fg.

Wer Ihm und Ihr ins Auge sieht,
Dem bleibt nicht mehr sein Auge trübe,
Der singt im Herzen gleich ein Lied,
Dem Frieden und der Liebe.*)

Unter diesen Begrüßungen steht das Erscheinen einer speciell der neuen Regierung gewidmeten Zeitschrift obenan.

Unmittelbar nach dem Beginn der neuen Herrschaft, aber ohne die Absicht die alte zu schmähen, wurden die Jahrbücher**) veröffentlicht. Ihr Programm „ein Repertorium aller Gesetze, ein Gesammtbild aller Verwandlungen des Staats und geistigen Lebens" zu bieten, erfüllten sie zwar nicht, aber sie gaben mancherlei davon mit Offenheit ohne Rücksichtslosigkeit. Berliner Verhältnisse werden vielfach besprochen: Theater, Lebensmittelpreise, Mortalitätstabellen. Gedichte an hohe Personen, Reisebeschreibungen über Berlin und andere Städte der Monarchie waren ebenso zahlreich vertreten wie populäre Aufsätze der mannigfachsten Art; Technisch-Merkantilisches fand mit Patriotischem ziemlich gleiche Berücksichtigung; Pädagogisches und Religiöses, beides im Sinne der Aufklärung. Der kurzen Abfertigung der Theaternovitäten standen eingehende sehr lobende Berichte über Schillers Wallenstein gegenüber.

Unter den litterarischen Huldigungen für das neue Königspaar war die in dem genannten Journale selbst abgedruckte, von Novalis herrührende „Glauben und Liebe oder der König und die Königin" kürzer als „Blumen"***) bezeichnet, die bedeutendste. Dem, für den sie bestimmt war, gefiel sie freilich nicht. „Herrn Unger ist", so meldete ein Zeitgenosse, der es genau wußte, „auf Befehl des Königs durch das Polizeidirektorium angedeutet worden, er solle nicht mehr solchen Unsinn in den Jahrbüchern drucken lassen."†)

*) Gleim an Schadow 23. Juli 1799, Empfehlungsbrief für Voß. Schadow-Nachl. K. Nat. Gall., Berlin.

**) Jahrbücher der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Dritten. Berlin, Unger 1798—1801, je 3 Bände.

***) Jahrb. für die preuß. Mon. Juli 1798. In Novalis' Werken. Von der neueren Litt. sei hier nur erwähnt: Just Bing, Novalis, Hamb. u. Lpz. 1893.

†) Sander an Böttiger 27. Juli 1798.

Ein solches Urtheil darf nicht Wunder nehmen. Denn der Hof war unlitterarisch. Lieblingsschriftsteller des Königs wie der Königin war Lafontaine. Mit Kotzebue unterhielt man persönliche Beziehungen, eine Folge des Ergötzens, die man an seinen Dramen fand. „Vor Jahr und Tag“*) lautet ein Bericht 1803, „las man beim Thee Wagners Gespenster. Erst Delbrück (der Erzieher des Kronprinzen) hat unseren Königlichen Hoheiten dargethan, daß Engel's Philosoph für die Welt existire.“ Später wurde wohl Jean Paul wenigstens bei der Königin zu Gnaden aufgenommen; der König beharrte auch ihm gegenüber in einer Ablehnung, die von Verachtung nicht weit entfernt war.

Novalis' tiefsinnige Dichtung mochte freilich auch anderen Lesern der „Jahrbücher“ dunkel erscheinen. Im Wesentlichen war es eine Verherrlichung der Liebe, die als die treibende, belebende, Alles beherrschende, selbst höher als das Königthum stehende Kraft gepriesen wurde; König und Königin erschienen, eben weil sie liebten, als Gipfel und Krone der Schöpfung. Die mit ihnen beginnende Zeit wurde als „das Ende des Haders“ durch folgende Verse charakterisirt:

Lange währte der Zwist, es konnte keiner ihn schlichten;
Mancher schöne Krystall brach in dem feindlichen Stoß,
Nur die Liebe besitzt den Talisman ewigen Friedens,
Da nur, wo sie erscheint, fließen die Massen in Eins.

Die eigenartigste Begrüßung aber erhielt der König durch einen seiner Unterbeamten, den preußischen Kriegsrath Friedrich von Gentz, wohl den vornehmsten politischen Schriftsteller jener Tage.**) In seinem offenen Sendschreiben wies Gentz auf zahlreiche Mißstände hin, die sich in das Regierungssystem eingeschlichen hatten, und mahnte den König um Abstellung. Er lobte Vieles, die Rechtspflege, die Verwaltung, um ungescheuter

*) Sander an Böttiger 12. Februar 1803.

**) Sendschreiben an Seine königliche Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht 16. Nov. 1797. Berlin 1797. Vgl. oben S. 30 A. **.

tadeln zu können, verherrlichte die Armee, deren beständiges Gerüstetsein zum Krieg er wünschte, um doch als Ziel des Strebens für den neuen König die Abwendung jedes Krieges zu erklären. Kritiker Gentz' wollten als seine Hauptmahnung errathen, daß Preußen Oesterreichs Feind und Frankreichs Freund sein müsse.*) Hauptsächlich jedoch war es ihm um die berühmt gewordene Mahnung für Gedanken- und Preßfreiheit zu thun. Er wies auf die Verderblichkeit jeder Bedrückung hin und auf die Unmöglichkeit, eine solche durchzuführen, wenn man nicht ein Inquisitions-Tribunal zur Hand hätte, ferner auf die Erbitterung, die Bedrückungen hervorrufen. Dann fuhr er fort: „Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern sogar am Ende rühmlich wird. Tausend bösartige Insekten, die ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstigt von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, in die unbewahrten Gemüther des Volks und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der besseren Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt. Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblickten, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung.“

Gentz erhielt auf seinen Brief wohl keine directe Antwort. Der König soll**) dem Kabinetsrath Menken gesagt haben:

*) Tadel des Sendschreibens des Berliners an seinen König. Am Rhein 1798.

**) Das Folgende nach Sanders Briefen an Böttiger, 2., 19., 23. December 1797.

„Danken Sie dem Verf.", worauf dieser erwiderte: „Ew. Majestät sollten die Schrift wohl erst lesen, sie verdient Ihre Aufmerksamkeit", und der König sagte: „Nun so muß es damit noch bleiben, ich will sie lesen, sobald ich Zeit habe." Die Schrift fand in Berlin nicht unbedingten Beifall. Herz erklärte, es sei nicht eine einzige neue Idee darin, nur das ganz Gewöhnliche; und Friedr. Delbrück, sonst Gentzens Verehrer, meinte, das Schreiben habe Künstelei und stehe doch weit unter der edlen Einfachheit der Alten. Schlimmer verfuhr mit Gentz ein Pasquill, das damals in Berlin circulirte. Sein Sinn war „Dich sollte die Nation zu ihrem Repräsentanten gewählt haben? Dich, der Du mit Deinen eigenen Finanzen so schlecht stehst, gewählt haben, um dem Könige Rath über Finanzen zu geben? Dich, der Du den fanatischen Burke übersetzt, der Du den Mallet du Pan, den Prediger des Kriegs, commentirt hast? Dich, der Du ein redliches Mädchen verführen und hinterher auslachen konntest?"

Ernste Mahnungen, wie die in Gentz' Schrift ausgesprochenen, erklangen vergeblich. Trotz des besten Willens des Regenten und seiner Rathgeber wurden die Schäden, an denen man krankte, nicht gebessert. Auch große Gedenktage, der Wechsel des Jahrhunderts und der Säculartag des preußischen Königsthums, brachten keinen Umschwung.

„Wir haben das neue Jahrhundert"*), so meldet ein Zeitgenosse, „ohne alle öffentliche Feierlichkeit angefangen, eine theatralische [von Rhode] und eine oder mehrere geistliche in den Kirchen ausgenommen. Zöllner hat sich sehr ausgezeichnet: sein Vortrag ist durch besonders dazu verfertigte und von Reichardt componirte Chöre der Greise, Männer, Jünglinge, Kinder unterbrochen worden und hat große Wirkung gethan. An Privatfesten hat es nicht gefehlt."

Das erwähnte Festspiel Rhodes wurde am 1. Januar 1801 auf dem Theater aufgeführt**). Das alte Jahrhundert wurde

*) Sander an Böttiger 3. Januar 1801.

**) Die Feier des Jahrhunderts, ein Vorspiel mit Gesang und Tänzen von J. G. Rhode. Musik von Weber, Tänze von Lauchery. Gedruckt bei J. W. Schmidt. 23 SS.

durch die Zwietracht verdrängt, diese durch den Genius Preußens verjagt; letzterer, das neue von Charis mit einem Kranz geschmückte Jahrhundert begrüßend, schwang sich mit ihm in die Höhe. Die redenden Personen des Spiels priesen einzeln und zusammen Vaterland und König, huldigten der Vergangenheit, besonders Friedrich dem Einzigen, als dessen Hauptthat die „Entzündung der Fackel der Aufklärung" gefeiert wurde.

In den Berliner Kirchen fand am 1. Januar 1801 eine Feier statt. Zu einer solchen Feier, nicht bloß in Berlin, sondern im ganzen preußischen Staate hatte ein königliches Edict vom 10. Dezember 1800 die Anregung und die Bestimmung für manches Einzelne gegeben. Dadurch wurden die Prediger aufgefordert, einen schicklichen Text zu wählen, um das Gefühl der Gemeinde für das gemeine Beste und den Landesherrn zu beleben, den Gottesdienst mit einem feierlichen Gebet zu beginnen und zu schließen, Mittheilungen über die interessanten Schicksale des Orts und der Bevölkerung anzufügen. Charakteristisch genug fehlte auch in diesem Edict und daher wohl in den auf Grund des Edicts gehaltenen Predigten jeder Hinweis auf den Ernst der Zeit und jeder Ausblick in die Zukunft, auch hier wog die verderbliche Meinung vor, daß die stolze Vergangenheit eine sichere Gewähr für eine gedeihliche Zukunft biete.

Fast noch stiller ging die Säcularfeier des preußischen Königthums vorüber (1801). Unter den Gelegenheitsschriften, die dazu erschienen, sei Woltmanns „Das brandenburgische Haus" genannt, in dem Preußens Streben für Deutschlands Einheit gefeiert wurde, ein damals nicht eben zeitgemäßer Gedanke.

Es bedurfte nicht eigentlich solcher Gedenktage, um an die Vergänglichkeit der Zeit und der Institutionen erinnert zu werden. Die gewaltige Umwälzung in Frankreich predigte solches Vergehen laut genug. Durch die Revolutionsstürme ward zwar Preußen und Berlin nicht in unmittelbare Mitleidenschaft ge-

zogen; aber die neuen Ideen respectirten keine Landesgrenze; die Revolutionskriege, an deren ersten preußische Truppen theilgenommen hatten, lehrten die Bedeutung des Feindes ahnen und die Eroberungszüge, denen halb Europa schon zum Opfer gefallen war, redeten eine nur zu verständliche Sprache.

Daher ist es nöthig, einen kurzen Blick auf die Art zu werfen, in der die französische Revolution in Berlin betrachtet und aufgenommen wurde.

Liest man die Berliner Zeitungen des Jahres 1788, so kann man nicht ahnen, daß man am Vorabend welterschütternder Ereignisse steht, und daß die Blicke der ganzen gebildeten Welt auf Frankreich gerichtet sind. Schon die Stellung des Pariser Artikels ist merkwürdig genug. Er hat keinen hervorragenden, äußerlich markirten Platz, sondern er steht hinter den Berichten aus Kopenhagen, Gothenburg, Petersburg. Diese fehlen fast in keiner Nummer und nehmen einen breiten Raum ein; jener fehlt nicht selten und ist meist kurz. Die Berichte sind trocken genug. Zwar läßt sich die Vossische Zeitung am 12. Juli aus Paris vom 30. Juni melden: „Man hofft, es werde dem Könige gelingen, die Ruhe wiederherzustellen, und man hält eine Veränderung des Ministeriums für ein kräftiges Mittel, allem ferneren Unheil vorzubeugen, welches desto größer werden würde, wenn die in Gährung befindlichen Provinzen sich vereinigten, und das Militär sich weigerte, der Vollzieher strenger Befehle zu sein." Man merkte also, daß Gefahr im Verzuge war. Der Widerstand der einzelnen Parlamente gegen den König und gegen die Verfügungen des Ministeriums wurde berichtet, die Verbannung derselben wird registrirt, besondere Aufmerksamkeit den Bewegungen in der Bretagne gezollt, welche sich, wie es am 9. August heißt: „zu einem feurigen Widerstand rüstet, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben." Aber wenn es auch sonst an trüben Andeutungen nicht fehlte, die z. B. bei dem Bericht über Stürme und Hagelwetter in die Worte gefaßt wurden: „sogar

die Elemente scheinen sich vereinigt zu haben, unser schönes Land mit Schrecken zu erfüllen", — im Ganzen herrschte das Bewußtsein der Stärke und Sicherheit vor; nicht selten heißt es, daß der König eine friedliche Lösung erhoffe, oder es wurde das naive Wort gebraucht: „die Minister verdoppeln ihre Standhaftigkeit" (26. Juli).

Daneben fehlte es nicht an offiziösen Abwiegelungen und Dementirungen allarmirender Nachrichten; gelegentlich wurden auch Notizen über Feste und Gesandtschaften gegeben, als wenn man im tiefsten Frieden lebte. Irgendwelche nähere Theilnahme an den Ereignissen fehlt durchaus, eine Ansicht der Berliner Zeitungsschreiber über die französischen Ereignisse sucht man vergebens. Vielleicht tritt ihr Standpunkt in einer Anekdote hervor, die sich in einer Pariser Korrespondenz vom 4. September findet. Es ist in derselben von einer neuen und furchtbaren Aufregung bei Gelegenheit einer Anleihe des Staatsraths die Rede. Der Berichterstatter versäumt nicht von der starken Baisse an der Pariser Börse zu sprechen, welche auf die Nachricht von jener Anleihe eingetreten sei, und erzählt zuletzt: Eine der Schweizer Garden, welche das Palais de justice jetzt bewachen, sagte kürzlich einem Bürger, der ihn fragte, was er am Tempel der Gerechtigkeit mache: „Wir bewachen das Grab bis zur Auferstehung." Aus der Antwort, mag sie nun wirklich so ertheilt worden sein oder nicht, geht deutlich der sinistre Humor der Betheiligten hervor, die das Grausige der Verhältnisse sehr wohl kannten oder ahnten.

Später war freilich Ton und Antheilnahme der Berliner Zeitungen einigermaßen verändert. Sie werden in einer sehr merkwürdigen Aeußerung Stolbergs folgendermaßen charakterisirt: „Deutsche Zeitungen, dieser Abschaum des Gemeinorts-Kleinmuths und knechtischer Kannengießerei, sagen nun Wahrheiten, welche der große Montesquieu umhüllen müßte. Der Monarchisten Ausdrücke werden gemäßigter, und keiner wagt es, die edlen Belgen Rebellen zu nennen, selbst hier nicht, in diesem Berlin, welches Friedrich, sobald er todt war, einzig und Menschenfreund nannte.

Jede Zeitung wetzet jetzt an dem Griffel, welcher in dauernde Tafeln die Schmach der sklavischen Panegyristen und der Götzen eingräbt, welche man groß nannte, weil Millionen ihnen den Schutt zuhäuften, auf welchem sie hoch standen." Die so bezeichnete Stimmung ist ein Nachklang derjenigen, die man am besten aus folgender Aeußerung von Friedrich Gentz, December 1790 (an Garve) erkennt: „Das Scheitern dieser Revolution würde ich für einen der härtesten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie ist der erste praktische Triumph der Philosophie, das erste Beispiel einer Regierungsform, die auf Prinzipien und auf ein zusammenhängendes consequentes System gegründet wird. Sie ist die Hoffnung und der Trost für so viele alte Uebel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehen, so würden alle diese Uebel zehnmal unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz, eingestehen würde, daß die Menschen nur als Sclaven glücklich sein können, und wie alle große und kleine Tyrannen dieses furchtbare Geständniß nutzen würden, um sich für das Schrecken zu rächen, was ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hatte."

Wie Gentz dachten auch die übrigen Kreise der höher Gebildeten. In der hervorragendsten Zeitschrift Berlins der Berlinischen „Monatsschrift" (vgl. oben Bd. I, 426 ff.), deren Leiter, wie Gentz gelegentlich meinte, „in Berlin den Ton angab", hatte einige Jahre vorher ein Gedicht „die Freiheit Amerikas" gestanden, das mit den folgenden Versen schloß*): „Die eiserne Fessel klirrt Und mahnt mich Armen, Daß ich ein Deutscher bin. Euch seh ich holde Scenen schwinden, Sinke zurück in den Schacht

*) Die hier und im Folgenden angeführten Verse Berl. Neudr. II, 3. — Dort S. XVI ist eine ganze Reihe Sammlungen genannt, die damals in Berlin erschienen. J. Gf. R. Agricola: Gedichte an das franz. Volk, Corday; Frage und Antwort, Berlin 1794, ist, wie so Vieles aus jener Zeit, jetzt nicht mehr aufzutreiben.

und weine." Nun veröffentlichte dieselbe Zeitschrift ein Gedicht, das mit folgenden Versen begann: „Es ist kein Trug der Phantasei, O Freund; was mir ein Traum geschienen, Ist hohe Wahrheit; wir sind frei. Das alte Joch der Sclaverei, Das mancher Sclav mit Brutusmienen Uns vorwarf, brach Ein Tag entzwei; Und meine Gallier verdienen, Was ein despotisches Geschlecht Verrosten ließ, den schönsten Namen, Den Adams Enkel je bekamen, Den Namen Franken nun mit Recht." Im Verlaufe dieses Gedichts wurde Paris als Stadt der Freiheit gepriesen, und die Segnungen aufgezählt, die bereits in der kurzen Zeit des Bestehens der Umwälzung den Völkern geschenkt seien, und die ihrer im Verlaufe der Bewegung noch warteten.

Wie groß die Wißbegier und Antheilnahme der Berliner an den französischen Ereignissen war, mag aus folgenden Angaben ersehen werden.*) Seit Juli 1789 stand der Artikel „Paris" häufig an der Spitze der Berliner Zeitungen unmittelbar nach den offiziellen Nachrichten. Die Berathungen der Kammer werden mit großer Ausführlichkeit mitgetheilt. Zunächst kündigte der Buchhändler Vieweg an, er werde John Howards Bemerkungen über die Bastille herausgeben mit einem Grundriß „dieser fürchterlichen Festung, die jetzt zur Ehre der Menschheit ihrer Vernichtung so nahe ist". Zugleich meldete er das Erscheinen einer „Geschichte des Aufruhrs in Paris," die nicht aus Zeitungen zusammengestellt sei, sondern „von einem daran theilhabenden Manne herrühre", sie sollte wöchentlich, jeden Donnerstag ausgegeben werden. Fast unmittelbar darauf erschien bei Unger „Beschreibung und Geschichte der Bastille während der Regierung Ludwig XIV., XV., XVI." und „Linguets Denkwürdigkeiten der Bastille" und bei Wewer „die unerhörte Bastille oder Sammlung echter Beiträge zur Geschichte derselben." Auch einzelne Persönlichkeiten erregten solches Interesse, daß ihnen be-

*) Die nachfolgenden Notizen sind der Voss. Ztg. 1789/90 entnommen; bei den Ankündigungen der Buchhändler über Berliner Novitäten läßt sich heute oft gar nicht mehr constatiren, ob diese erschienen sind.

sondere Schriften gewidmet wurden, z. B. „Raynal, der Redner der Nationalversammlung im Jahre 1789.“ Nicht weniger als drei politische Zeitschriften wurden damals angekündigt. Die erste hieß „Annalen der Menschheit“ (Aug. 1789), deren Ankündigung mit den Worten schloß: „O ihr Edlen, die mit uns harmonisch fühlen, ohne daß wir sie kennen, wo ihr auch immer seid, deren Blut stärker wallt bei den Namen: Menschenwohl und Menschenrechte — laßt uns einander die Hände reichen, uns brüderlich umarmen und unsere Kräfte vereinigen zu dem großen Zwecke, unsere Brüder glücklicher und besser zu machen.“ Die zweite war das „Neue Staatenjournal“, von dem jedenfalls einige Hefte bei Petit und Schöne, dem damaligen eigentlichen Berliner Colportagebuchhändler, erschienen — Herausgeber war wohl der berüchtigte „Edle von Grossing“. Als dritte wurde im September 1790 angekündigt „Journal für Menschenrechte, Volksrechte und Volksglück, den Fürsten Deutschlands geweiht.“ Unter den selbständigen auf die Revolution im Allgemeinen sich beziehenden Schriften seien drei genannt, die allerdings meist von Nichtberlinern herrührten: „Friedrich Schulz, Geschichte der großen Revolution in Frankreich“ 1790, zu deren Empfehlung gesagt wurde, daß der „berühmte Verf. vor und während der Revolution in Frankreich“ gewesen sei; „C. Girtanner, Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution“ 1791; endlich „J. H. Tiefstrunk, Ueber Staatskunst und Gesetzgebung. Zur Beantwortung der Frage: Wie kann man gewaltsamen Revolutionen am besten vorbeugen oder sie, wenn sie da sind, am sichersten heilen?“ 1791.

Aber die Stimmung der Revolution gegenüber änderte sich wie in Deutschland so auch in Berlin. Hier wie dort wurden die Begeisterten bald kleinlaut und verkehrten ihren anfänglichen Jubel in heftige Verdammung. Dazu trugen einerseits die radikalen Theorieen der Freiheitsmänner und deren Umsetzung in blutige Thaten bei, andererseits die im Einverständnisse mit andern Mächten auf Grund der in Frankreich erfolgten Bedrohung des monarchischen Prinzips geschehene Kriegserklärung Preußens. Jene jagten den Bedenklichen Angst ein, diese erweckte in den Patrioten kriegsmuthige und siegesgewisse Stimmung. Der Kriegsmuth äußerte sich in starken Stellen, z. B. in der folgenden:

„Wohlan, Ihr Preußen! zum Gefecht Mit Galliens Rebelln!
Tod und Verderben dem Geschlecht Der Henkerzunft Gesellen!“

Das Siegesbewußtsein diktirte die Verse: „Doch eitle Furcht!
Man kennt ja schon Franzmännsche Kriegeszucht: Ein Kernschuß bringt die Legion Der Feinde gleich in Flucht.“ Mit starkem Aufwande von Gelehrsamkeit und Witz wurden die Libertiner zurechtgewiesen und die sich vornehm dünkenden französischen Barone, „die Kopfwegputzer, die Ratten Deutschlands und Schmarutzer“ zu einem von plumpen Deutschenhänden bereiteten aber doch schmackhaften Diner eingeladen. Damals erschien auch und zwar in der Spenerschen Zeitung (17. Dez. 1793 Nr. 151) ein Lied unter dem Titel: „Berliner Volksgesang“ God save the king*), das bald in Preußen populär, aber erst durch die Bemühungen Louis Schneiders im Jahre 1833 die eigentlich preußische Nationalhymne wurde. Es ist das Lied „Heil Dir im Siegerkranz“. Doch wird die Armseligkeit der damaligen litterarischen Verhältnisse besonders klar dadurch, daß dieses sog. preußische Lied, das in einer Broschüre 1801 als

*) Goedeke V, 437. Vgl. auch P. Bartels, Zur Gesch. der preuß. Königshymne, Ztg. für Litt., K. u. Wiss. des Hamb. Corr. 1894 Nr. 7. Eine der schlimmsten Stellen ist in Str. 2, „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns“, die außer dem entsetzlichen Reim noch einen sinnlosen Gegensatz bietet; im Original hatte es statt des gesperrten Wortes geheißen: „Unterthans“. Die 5. Strophe, wie sie jetzt üblich ist, entspricht dem Schuhmacher-Harries'schen Original gar nicht mehr. Dort hatte sie gelautet:

Sey Friedrich Wilhelm hier
lange der Preußen Zier,
des Landes Stolz:
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst!
Bürger-Verdienst erwärm'
an Deiner Brust.

Verpflanzung aus dem Englischen gerühmt wurde, nichts anderes war als ein Plagiat, das sich der Lübecker Domherr B. G. Schumacher mit dem bereits 1790 erschienenen „Lied für den dänischen Unterthan" des Flensburger Heinr. Harries erlaubt hatte. Zudem hatte der Plagiator schlechte Reime eingefügt, unpassende Umstellungen vorgenommen, den friedlichen Ton der dänischen Hymne in einen kriegerischen verwandelt, drei Strophen seiner Vorlage aber, die sich speziell auf Dänemark bezogen, die einzigen, in denen ein wahrhaft poetischer Schwung zu spüren war, einfach weggelassen.

Die Wißbegier der Berliner nach Nachrichten vom Kriegsschauplatze und nach Meldungen über die Ereignisse der französischen Hauptstadt hielt sich mindestens auf der gleichen Höhe wie einige Jahre vorher. Am 2. Februar 1793 stürzte Jedermann*) nach dem Posthause, um die neuangekommenen Zeitungen zu sehen, denn man wußte ja längst von der Verurtheilung des Königs und seiner bevorstehenden Hinrichtung. Aber erst am nächsten Posttage, am 4. Februar erfuhr man die am 21. Januar geschehene grausige That. Damals lasen „Soldaten auf den Straßen den Hintritt Ludwig's vor und deklamirten Gelegenheitsgedichte darüber, so wie sie sonst im bevorstehenden Ausmarsche über einen zum Tode verurtheilten Delinquenten zu verkünden und zu verkaufen pflegten." Wenige Tage später ereignete sich ein höchst seltsamer Aufzug: „Auf einem der Hauptplätze der Königsstadt erschien mit einmal, wie die geharnischten Männer des Jasons aus der Erde, eine Schaar junger, lebhafter, munterer Leute, die die Augen aller Vorübergehenden auf sich zogen — denken Sie sich diese unvermuthete Erscheinung mitten in dem Schoße der Einigkeit — Was aber das sonderbarste von allem war, die Rüstung dieses streitbaren Haufens — Schwerter von — Holz, Mützen à la Jacobin von — Papier, und das Feld-

*) Wochenschrift „Der Zuschauer" (s. unten S. 66 fg.) S. 141, 153, 165; die starke Gegnerschaft der genannten Zeitschrift gegen die Revolution geht aus Stellen wie Seite 32, 35, 49, 344 hervor.

geschrey? — Freyheit und Gleichheit der Gassenjungen." Die Polizei steckte die „Jakobiner-Novizen" in den Ochsenkopf. Der Auflauf hatte auch keine weiteren Folgen, doch für die damals herrschende Stimmung ist er höchst charakteristisch.

Eine mindestens offiziöse Aeußerung über die Stellung des Berliner Hofes zur französischen Revolution findet man in einer Rede, welche Hertzberg am 6. Oktober 1791 in der Akademie hielt.*) Schon 1789 hatte er es hier nöthig gefunden, in einer akademischen Rede zu beweisen, daß die preußische Regierung nicht despotisch sei. Jetzt wendete er sich, nachdem er die äußeren Umwälzungen, d. h. die Weltumgestaltungen durch Alexander den Großen, die Römer und die Völkerwanderung behandelt, die religiösen kurz berührt und von den inneren die englische, holländische, amerikanische erwähnt hatte, direct zu der französischen, der „außerordentlichsten, die die Geschichte kennt". Ohne im Einzelnen ein Urtheil fällen zu wollen, erkennt er, der freilich in mancher Beziehung größere Mäßigung gewünscht hätte, an, „daß sie dazu beitragen kann, die Mißbräuche der vorigen vielleicht mehr aristokratischen als despotischen Monarchie zu verbessern, die Last der Nation durch eine genauere Staatswirthschaft und durch die Tilgung der zu großen Schulden zu vermindern." Freilich war Hertzberg kein großer Prophet, indem er meinte, Frankreich werde bessere Beziehungen zu seinen Nachbarstaaten anbahnen und Gleichgewicht und allgemeine Ruhe Europas sichern.

Aber damit war begreiflicher Weise von einer Billigung der Revolutionsideen nicht die Rede; vielmehr folgte gegen sie bald ein Hauptschlag.

Am 31. August 1791**) wurde der bisherige Censor historischer Schriften Schlüter angewiesen, eine ihm vorliegende Schrift über die französische Revolution zu gestatten, da es doch nicht

*) Ueber äußere, innere und religiöse Staatsrevolutionen. Aus dem Französischen übersetzt.

**) Für das Folgende Kapp, Archiv a. a. O. IV.

mehr möglich sei, die Kenntniß dieser Begebenheit und der ihr entsprechenden Grundsätze zu unterdrücken, jedoch „alle gegen die Regierungen, gegen die Treue, den Gehorsam, die Unterwürfigkeit der Unterthanen, gegen höhere Stände, gegen Obrigkeiten anstößige Sätze und Ausdrücke zu streichen und zu mildern und keinen gefährlichen Grundsatz stehen zu lassen, der auf Verbreitung des demokratischen Giftes abzielet". Wenige Monate später (1. Februar 1792) wurde dem Kammergericht ein Reichsschluß zur Nachachtung mitgetheilt, der die Unterdrückung aller aufrührerischen Schriften befahl. Da aber dem Könige diese allgemeine Bestimmung nicht genügte, so wurde nach längeren Berathungen des Staatsministeriums den Buchhandlungen und Buchdruckereien — von beiden zusammen gab es damals in Berlin 46 — die genaueste Befolgung des Censuredicts und die Unterdrückung schädlicher Schriften zur Pflicht gemacht. Ursprünglich sollte der Handel mit allen auswärtigen Büchern und Zeitschriften, z. B. auch der Jenaer Litteraturzeitung, verboten werden, doch wurde dies Verbot mit Rücksicht auf den daraus entstehenden Ruin des Berliner Buchhandels nicht erlassen. Wiederholt wurde in den Erklärungen der Minister ausgeführt, daß in Preußen, besonders auch in Berlin, eine Billigung oder Einwirkung des Aufruhrgedankens nicht vorhanden sei. Trotzdem kam einzelnes bedenkliche vor. Jenisch veröffentlichte eine Ode „auf die gegenwärtige Lage Frankreichs", in der die Fürsten über das Wanken ihrer Throne mit starken Worten belehrt und bedroht wurden, von Recht und Freiheit, ihren Feinden, ihren Lohn zu empfangen; er wurde wegen des also kundgegebenen „Aufruhr- und Aufwiegelungsgeistes" ernstlich verwarnt (November 1792). Auswärtige Zeitungen, die in revolutionärem Sinne schrieben, wie die Trenck'sche Monatsschrift und der Niedersächsische Merkur, wurden verboten.

Um von den damals in Berlin erschienenen Schriften eine Vorstellung zu geben, mögen drei etwas näher betrachtet werden. Die eine, in seichter Aufklärungsmanier geschrieben, von

J. L. Ewald, einem nicht talentlosen Vielschreiber, der übrigens nur selten das Wort über Politik ergriff: „Ueber Revolution, ihre Quellen und die Mittel dagegen"*) wollte „dem menschlichsten Fürsten", dem die Schrift gewidmet war, zwei alte Wahrheiten lehren, die eigentlich nur als eine einzige gelten können, daß nämlich Menschen immer Menschen bleiben, wenn man sie menschlich behandele, und daß Menschlichkeit der Grund aller Ruhe in Gesellschaftszirkeln und im Staate sei. Ganz anders trat Würzer (vergl. oben S. 12) in seinem „Revolutions-Catechismus" auf. Er wollte die Mordscenen vom 2. September 1792 nicht gerade in Schutz nehmen, warnte nur vor übertriebenen Nachrichten und begrüßte die Erklärung der Menschenrechte als eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte. Im Allgemeinen wollte er zwar, daß Staatsumwälzungen nicht durch Bürgerblut erkauft würden, hielt sie aber für nothwendig, weil alles Menschliche der Veränderung bedürfe, und erklärte sie nur dann als vom Uebel, „wenn Freiheitsschwindel und unvernünftige Liebe zu Neuerungen ihre Quelle sind". Die politische Freiheit definirte er so: „Sie besteht in dem Rechte des Volkes, d. h. aller Staatsbürger, sich von einer freiwillig dazu bestellten oder doch gebilligten öffentlichen Macht nach gewissen genau bestimmten Grundsätzen regieren zu lassen" und erklärte es für nothwendig, daß das Volk das Recht habe, die das Wohl des Staates betreffenden Einrichtungen und Verordnungen zu machen. Im Besondern stellte er zwei Forderungeu auf: 1. die Preßfreiheit mit der Begründung: „sie hilft durch ihren wohlthätigen Einfluß mit jedem Tage die Schritte der Regierung zur Vollkommenheit zu beschleunigen", 2. das Aufhören aller Standesunterschiede, denn „alle Staatsbürger, alle Klassen derselben ohne Ausnahme müssen an der Freiheit gleichen Antheil haben, weil

*) Beide Schriften Berlin 1793, Ewald's Schrift in 2. Aufl. Von dems. erschien 1801 in Berlin eine ähnl. Schrift: „Gemeingeist" und 1797 das. die (übrigens unpolitischen) Fantasien auf der Reise und bei der Flucht vor den Franken.

alle ohne Ausnahme zum Staate gehören und mit Recht auf die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft den gleichen Anspruch machen."

In einer dritten Schrift von A. F. Cranz*) „Wort der Beherzigung an die Fürsten und Herren Deutschlands" redete der Verfasser in prophetischer Weise als Warner und Mahner, der es noch ungewiß ließ, ob die Revolution die Alles überfluthende Morgenröthe sei, die das Licht der Welt schickt, oder die Macht, die Alles in ihrem Dunkel begräbt. Schon er wies darauf hin, daß Bücherverbote nichts nützten, sondern nur die Angst der Betroffenen bewiesen.

Weit wichtiger indeß als alle diese einzelnen Schriften waren die Auseinandersetzungen zweier wirklicher Politiker, damals gewiß der ersten der Nation, Friedrich von Gentz und Georg Forster. Gentz 1764—1832 (vergl. oben S. 36 fg.) lebte von 1786—1802 in Berlin; Forster, der nur ganz vorübergehend in Berlin lebte, darf hier genannt werden, weil seine Schriften nicht nur in Berlin erschienen, sondern wegen seiner persönlichen Beziehungen und der großen für ihn herrschenden Sympathie dort außerordentlich viel gelesen wurden. Forster, der von Haus aus kein Politiker war, sondern 1792 äußerte, er müsse jetzt ins politische Fach pfuschen, weil der Buchhändler es verlange, war mit seinem Herzen bei der Sache, die er nicht aus freien Stücken aufgesucht hatte. Gentz, der die Politik als seine Lebensaufgabe betrachtete, arbeitete nur mit dem Verstande. Von Georg Forster erschienen damals zwei größere Werke in Berlin.**) Sie sind beide, wie schon ihr Titel sagt, nicht in

*) Vgl. über ihn Band I, Seite 432. Seine Schrift ist behandelt bei Wenck „Deutschland vor 100 Jahren", Band II, Leipzig 1890, der in seiner sonst trefflichen Darstellung von Berlin wenig spricht.

**) Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai, Juni 1790, in 3 Bänden, 1791—94, übrigens ein glänzendes Zeugniß für die damalige Berliner Typographie. — Kleine Schriften, ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens, 5 Bände, 1794—97. Ein früherer, als I bezeichnet, war 1789 in Leipzig erschienen. Hauptsächlich kommt für unseren Zweck Band VI (5) in Betracht. Die betreffenden Aufsätze waren früher in der Berliner Zeitschrift „Friedenspräliminarien" erschienen. Beide Werke in der Vossischen Buchhandlung.

erster Linie politisch, enthalten vielmehr Betrachtungen des Naturforschers, Kunstliebhabers, Geographen, Historikers, Beobachtungen des Volkslebens, der Sitten, Schilderung wissenschaftlicher Zustände und Persönlichkeiten. Aber mitten in ganz unschuldigen Betrachtungen kommen Kraftsätze vor wie der folgende: „Niemand soll mir wieder mit dem elenden Gemeinplatz kommen, den jetzt mancher Apostel des Despotismus herumträgt, und den ich schon zum Ekel wiederholen hörte, daß die Aufklärung Schuld der politischen Revolution sei." Bei der Schilderung Lüttichs setzte er die Entstehung der Gewalt, die Bildung des Rechts auseinander und kam zu vielen Sätzen, die eine unmittelbare Anwendung auf die Zeitverhältnisse zuließen. „Das Geheimniß aller anmaßenden Regenten, auf dessen Untrüglichkeit sie getrost fortsündigen, liegt in den Erfahrungssätzen, daß der Mensch, der einmal ein unveräußerliches Recht aus den Händen gegeben hat, sich unglaublich viel bieten läßt, was er als Freier nimmermehr geduldet hätte." Ganz besonders war es das ideale Entzücken des Schwärmers über die neuerwachte Freiheit, das in den „Erinnerungen aus dem Jahre 1790" und den „Parisischen Umrissen" zum Ausdruck kam. In ähnlicher Weise, wie Campe, Johannes von Müller und andere Philantropen, Philosophen und Historiker aus Paris in einer Art Taumel, wahrhaft berauscht von dem elementaren Ausbruch des Freiheitsgefühls, zurückkehrten, schrieb auch Forster unmittelbar nach Anfang der Revolutionsbewegung: „Ein Sturm der Begeisterung hob die ganze Nation zur Höhe des Selbstgefühls; Mensch zu sein, war der schöne Stolz von 25 Millionen, das erste und letzte Ziel ihrer Befreiung." An einer anderen Stelle erklärte Forster, allerdings nach dem Vorgange eines französischen Schriftstellers, die

große französische Bewegung als „die wichtigste und erstaunenswürdigste Revolution der Sittlichkeit, Bildung und Entwickelung des ganzen menschlichen Geschlechts." Als ihre Wirkungen zeigte er auf: die Entstehung einer öffentlichen Meinung, die Herbeiführung des anspruchslosen Christenthums des Herzens und des Geistes, die Vernichtung der Selbstsucht, die Ertödtung der Habsucht, des Geizes, mit einem Worte der feilen Knechtschaft, zu welcher der Mensch herabsinken konnte, der Abhängigkeit von leblosen Dingen. Dieser Idealismus leitete ihn in Betrachtungen der Revolutionsbewegung fast bis zu seinem Ende. Erst, als er zu erkennen glaubte, daß keine Tugend in der Revolution sei, ekelte sie ihn an.

Im Gegensatz zu diesem Verherrlicher der Freiheitsgedanken vertrat Gentz nach kurzem Freiheitstraum, von dem oben eine merkwürdige Probe mitgetheilt ist, den anti-revolutionären Gedanken, ohne freilich in der ersten Zeit den Anspruch des Volkes auf Theilnahme an der Regierung zu leugnen. Gerade er verkündete die von Forster bekämpfte Ansicht, daß das Uebermaß der Aufklärung die Anarchie begründet habe. Er erklärte die Menschenrechte, „wovon die großsprecherischen Gesetzgeber Frankreichs prahlten, welche die leidende Menschheit mit einem Traum von Gesundheit äfften, um sie gleich darauf verdoppeltem Elend zu überantworten," für „hochtönende und nichtssagende Declamationen". Im Gegensatz dazu wollte er die Kant'schen Menschenrechte als elementare Vorstudien gelten lassen, und vertheidigte, je länger seine politische Schriftstellerei dauerte, die Lehre der alten Staatskunst, daß nicht das Volk, sondern die Regierungen den Hauptfactor des Staatslebens bildeten. Aus diesem Grunde übersetzte er Schriften von Franzosen und Engländern über d. h. gegen die Revolution und gab in Vorreden, mit denen er diese Uebersetzungen begleitete oder in selbständigen Aufsätzen, die er in schon bestehenden Berliner Monatsschriften schrieb, oder als wichtigste Beiträge der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschriften veröffentlichte, seinem Unwillen über die Volksherrschaft

oder über „die neueste politische Büberei" in starker Weise Ausdruck.

Gentz' Meinung war jedoch nicht die allgemeine. Trotz der schauderhaften Ereignisse in Frankreich herrschten nach wie vor Sympathien für das Land; nur gab die Polizei mehr Acht, daß diese sich nicht hervorwagten.

„Jetzt (1793) wird von Seiten der Polizei," sagt ein verständiger Beobachter,*) „auf jeden Schreier sehr Acht gegeben, und die Folge ist, daß weniger geschrieen, weniger in den Tag hinein getadelt, aber desto mehr im Stillen gemurrt wird . . . Wenn indessen der Courrier du Bas-Rhin von öffentlichen Unruhen redet, die hier vorgefallen sein sollen, so ahmt er hierinne unsern deutschen Zeitungsschreibern nach, die sich durch elende Lügen und Verleumdungen alle Tage verächtlicher machen." Derselbe Berichterstatter meldet geradezu von Polizeispionen, die, in öffentliche Versammlungen geschickt, über die Reinheit der politischen Ueberzeugungen wachen sollen.

Denn daß damals in Berlin eine gewaltige Aufregung vorhanden war ist zweifellos. Zwar ist die in einem Briefe Knigge's**) (15. November 1792) stehende Aeußerung: „In Berlin soll der P. H. (Prinz Heinrich) aufgefordert sein, an die Spitze der Unzufriedenen zu treten, indessen erbittern die wüthenden aristokratischen Schriftsteller durch ihre elenden Schmähungen Manchen, der sich sonst ruhig halten würde", in ihrem ersten Theil gewiß nur ein bloßes Gerücht, aber als Ausdruck der auswärts über Berlin verbreiteten Meinung ist auch ein solcher Bericht bemerkenswerth. Wenn es daher auch, wie der oben angeführte zeitgenössische Berichterstatter bemerkt, es keine öffentlichen Unruhen in Berlin gab, so kamen doch Widersetzlichkeiten der Bürgerschaft gegen die städtischen Behörden vor, die von der Regierung als schlimme Vorboten einer etwaigen

*) Kosmopolitische Wanderungen durch einen Theil Deutschlands. Leipzig, W. Heinsius, 1793. S. 130fg., 207.

**) Halem's Selbstbiographie, Anhang S. 149.

allgemeinen Erhebung betrachtet wurden. Daher wies der Minister von Voß in einem Schreiben an das Polizeidirectorium*) (7. Mai 1794) bei einer Streitigkeit zwischen den Bandfabrikanten und den Posamentirern darauf hin, „es sei sehr bedenklich, bei solchen Vorgängen statt Ernst und Nachdruck zu gebrauchen, sich durch Furcht verleiten zu lassen, den Aufrührern, was sie verlangen, zuzugestehen. Es leidet keinen Zweifel, daß dies das sicherste Mittel ist, sie für den Augenblick zu beruhigen; es ist aber ebenso gewiß, daß ein solches Verhalten unruhige Köpfe in ihrem Begehren, immer weiter zu gehen und bei jeder Gelegenheit den obrigkeitlichen Verfügungen Trotz entgegenzusetzen, verleitet."

Vielleicht wurde das Polizeidirektorium gerade durch eine solche Aufforderung veranlaßt, gegen friedliche Bürger ungerecht, übermäßig streng zu verfahren, denn es wurde in einer späteren Aufforderung angehalten, gegen Ruhige glimpflich zu Werke zu gehen, und in einem Schreiben (31. Juli 1794) wurde der ganze Magistrat wegen seines Benehmens gegen die Bürger getadelt. Es hieß darin: „Nicht durch Heftigkeit und Ungestüm, sondern durch Willfährigkeit in dem Hören der Supplikanten und durch ein gelassenes, verständiges, ernsthaftes, schonendes Bedauern derselben wird das Ansehen der vorgesetzten Behörde aufrecht erhalten, und ich muß die Beobachtung eines solchen Benehmens den Mitgliedern des hiesigen Magistrats um so mehr empfehlen, da ich theils selbst mehrmals Gelegenheit erhalten habe, von hiesigen Einwohnern, welche über eine sehr harte Behandlung von Seiten des Magistrats laute Klage führten, eine äußerst vernünftige und bescheidene Vorstellung ihrer Anliegen zu hören, theils aber, wenn die Mitglieder des Magistrats sich ein anstößiges Betragen gegen die hiesigen Einwohner erlaubten, es abzusehen ist, daß die Subaltern-Officianten des Magistrats-Collegiums hierin bald nachahmen werden." Aus dem folgenden

*) G. St. A. CXV Sect. w. 15.

Jahre lassen sich nur zwei bestimmte Ereignisse anführen, welche die Stellungnahme der Regierung gegen die revolutionäre Anschauung in Berlin kennzeichnen, die Entlassung Reichardt's und die Confiscation einer Broschüre Riem's. Jener — Kapellmeister und Musikdirektor in Berlin, Herausgeber des in Berlin erscheinenden Journals „Deutschland" und des zu Altona veröffentlichten „Frankreich" — wurde vermuthlich auf das Angeben des Kanzlers von Hoffmann, der ihn als wüthenden Demokraten bezeichnete, entlassen, und weder die Intervention seiner Gönnerin, der Fürstin von Dessau*), noch seine durchaus heftige, rein persönlich gehaltene, auf seine politischen Gesinnungen durchaus nicht eingehende Schrift**) vermochten die Rücknahme der Entlassung zu bewirken. Wenn aber Riem wegen seiner Broschüre***) wirklich aus Berlin verwiesen wurde, so würde diese Verweisung eine ungewohnte und ziemlich unerklärliche Härte beweisen, denn die genannte Schrift erörtert fast ausschließlich finanzielle Verhältnisse und könnte in diesem Theile höchstens einer gewissen Indiscretion geziehen werden; der politische Theil ist außerordentlich kurz. Er untersucht und verneint die Frage, ob Oesterreich, England und Rußland gegen Preußen in ein Bündniß getreten seien und bezeichnet es als das Interesse Europas, England nicht zu stark werden zu lassen, Frankreich und Holland als Gegengewicht gegen England zu erhalten. Höchstens mochte folgender Schlußpassus Anstoß geben: „Preußen „fehlte", da es bei seinem Frieden ohne Mitwirkung des Kaisers einen großen Theil Deutschlands ausschloß;" eine Kritik, die aber doch die Strenge der erwähnten Bestrafung nicht rechtfertigen würde. Jedenfalls

*) Auch die Lichtenau gehörte zu seinen Gönnern. Dafür wird folgende kennzeichnende Anekdote erzählt. Als der König ein Urlaubsgesuch des Kapellmeisters nicht bewilligen wollte, ging die L. zu ihm und drohte: „Majestätchen, du mußt." (Briefe Sander's an Böttiger.)

**) Ueber die Schändlichkeit der Angeberei. Berlin 1795. Vgl. bes. S. 45.

***) Europa in seinen politischen und finanziellen Verhältnissen. Erstes Heft 1795.

wurde, vielleicht in Folge jener Vorgänge, damals die Verfügung erlassen, „daß alle herauskommenden Zeitschriften dem Polizeipräsidio unmittelbar vorgelegt und da entweder ihr Veto oder ihr Imprimatur erwarten sollen." Die Zeitschrift, die dies mittheilt*), freilich mehr eine jener rasch vergehenden Skandalchroniken als ein ernstes Blatt, meint, diese Verfügung sei „kein Kind einer schwarzen Despotie gegen Gedanken- und Preßfreiheit, sondern ein wohlthätiger Sprößling väterlicher Fürsorge, unter dessen schützendem Schatten die vaterstädtische Litteratur immer besser gedeihen wird.

Nur ganz gelegentlich übte der König politische Kritik oder Censur. Als er 1796 in einem Kalender die französische Zeitrechnung (nach der Revolution)**) erwähnt, in einem andern ein Bild Kosciusko's fand, ließ er beide confisciren.

Trotz der Härte dauerten die Sympathien für die Revolution fort.

Ein Zeugniß dafür findet sich in der Meldung eines auswärtigen Beobachters, der, obgleich er nur kurze Zeit in Berlin war, scharf zusah.***) „Die große Menge", so schrieb er, „ist überhaupt in Berlin besonders reizbar und mehrere Aeußerungen haben deutlich zu verstehen gegeben, daß es an Aufwieglern nicht fehlt; ein Glück ist es nur, daß dergleichen Ausbrüche der öffentlichen Unzufriedenheit durch die weisen Vorkehrungen einer aufmerksamen Polizei und eines furchtbaren Militärs mit Leichtigkeit unterdrückt werden können."

Im Allgemeinen dürfte man sagen, daß der gegen früher bemerkbare Unterschied darin bestand, daß, während es sich bisher um allgemeine Freiheitsverherrlichung gehandelt hatte, nun die specielle Vorliebe für Frankreich, besonders für Napoleon als

*) Camera obscura 1795, S. 357 ff. Sie nennt von damaligen Berliner Zeitschriften noch zwei: „Die Berliner Peitsche" und „Der Bienenkorb".

**) Sander an Böttiger 24. December 1796.

***) Einsiedel an C. G. Körner 1798, in R. Brockhaus, Th. Körner, Leipzig 1891, S. 74.

den Retter aus der Noth, sich hervorwagte. So wurden 1799 auf den Straßen und in den Tabagien zwei Blätter bedenklichen Inhalts für einen Dreier verkauft.*) In dem einen theilte ein Musketier schlimme Prophezeiungen für den König und sein Haus mit, die er in der Nacht vom 31. März auf den 1. April von der weißen Frau gehört haben wollte. In dem andern „Der neu entstandene ägyptische Prophet Bonaparte" wurde gelehrt, daß ein gewaltiges, das Land verwüstendes Ungeheuer durch Bonaparte, „einen von Gott hoch erleuchteten, geistvollen Mann, von dessen Seite alles Gute herkomme", getödtet würde. Dieser Lehre aber wurde die gewiß nicht bloß für Aegypten berechnete Erklärung hinzugefügt: „Das immerwährende Flattern der Flügel (des Ungeheuers) bedeute, daß ihr Volk nach der edlen Freiheit seufze und mit niedergeschlagener bekümmerter Seele nach einem von Gott gesandten Mann die äußerste Sehnsucht trage, um bald von ihm erlöset zu werden, welches nun durch die Ankunft Bonaparte's in eine vollkommene Erfüllung gebracht worden zu sein scheint."

Die Zeugnisse, die im Obigen aus Briefen, Broschüren und Aktenstücken über die Stimmung der Berliner zur französischen Revolution mitgetheilt sind, und die wegen ihrer Zerstreutheit kein vollständiges Bild zu geben vermögen, beweisen zwar nicht einen allgemein herrschenden, durchaus gereiften politischen Sinn, aber jedenfalls eine lebhafte, den im eigenen Lande herrschenden Ideen nicht immer wohlwollende Antheilnahme. Auch die damals erscheinenden Zeitschriften und Dichtungen fanden Gelegenheit, sich mit dem Weltereigniß abzufinden.

*) Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. der Mark Brandenb. 1799. Bd. VII, S. 772 ff.

Zweites Kapitel.

Dichter und Schriftsteller.

An Zeitungen und Zeitschriften war kein Mangel. Von einigen Erzeugnissen beider Kategorien war schon die Rede (oben S. 40 ff.).

Das Monopol der beiden Haupt-Berliner Zeitungen dauerte fort, trotz aller Versuche es zu durchbrechen. Selbst von diesen ging die eine, die Spenersche schlecht und auch die Vossische wurde in ihrer Entwickelung dadurch gehindert, daß sie eine Privatanzeige nicht eher aufnehmen durfte, bis sie im Intelligenzblatt gestanden hatte (Göckingk S. 27.) Die „Neue Berlinische Zeitung", die auf Grund des Realschulprivilegs 1796 erschien (vergl. Bd. I, S. 407 ffg.), führte ein kurzes freudloses Dasein.

Eine wesentliche Vermehrung erfuhren die beiden privilegirten Zeitungen durch vielfache amtliche und private Bekanntmachungen, unter denen auch Familienanzeigen immer häufiger wurden. Litterarische Artikel kamen gleichfalls öfter vor; ständig blieb eine Zeit lang die Theaterrubrik. Ein sehr erwünschter Zuwachs, eine Fremdenliste, die seit 1803 von der Spenerschen Zeitung gebracht wurde, unterblieb seit dem 3. Oktober 1805 und zwar mit folgender seltsamen, für die Zustände jener Zeit höchst charakteristischen Begründung. „Bei der gegenwärtigen Anhäufung von politischen Artikeln unterbleibt einstweilen die Anzeige der hier angekommenen Fremden und zwar um so eher als sie ihren Zweck, eine vollständige Uebersicht aller einpassirten Fremden zu liefern, nie hat erfüllen können, weil viele Fremde

nicht öffentlich gemeldet sein wollen, andere unter fälschlich sich beigelegtem Namen einpassiren, sehr viele zu der Zeit, wenn ihre Namen in der Zeitung zu lesen, bereits wieder abgereiset waren, auch manchen Ausländern, z. B. solchen Personen, die von der benachbarten Grenze ohne besondern Urlaub, oft nur auf 24 Stunden hierherkamen, durch die ihnen selbst unbewußte öffentliche Nennung ihres Namens in ihren Wohnorten Unannehmlichkeiten zubereitet worden sind."

Die gewaltigen politischen Ereignisse am Anfange des 19. Jahrhunderts mußten das Verlangen nach einer anders gearteten Zeitung erregen. Solches gedachte Joh. v. Müller*) zu befriedigen durch die Zeitschrift: „Die Zeiten. An Teutschland. Eine periodische Schrift" (Oktober 1804); später (Ende 1805) tauchte der Gedanke auf, ein offiziöses Journal unter Müller's Leitung herauszugeben; aber aus allen diesen Plänen wurde nichts. Ein großes offiziöses Blatt oder „offiziell raisonnirendes", wie es auch hieß, „der Zuschauer", unter Mitwirkung von Joh. von Müller und Buchholz sollte bei Sander durch G. Merkel**) herausgegeben werden. Dieser behauptete, den Beifall des Königs, die Zusage von Materiallieferung durch die Minister, von Relationen zweier Gesandten zu haben; er wollte mit dem Moniteur „einen Kampf auf Leben und Tod führen", doch kam auch dieses Unternehmen nicht zu Stande. Von K. J. Langes journalistischen Unternehmungen ist besser in anderem Zusammenhang zu handeln.

Diejenigen Berliner Leser, die den Mangel einer wirklichen politischen Zeitung schwer empfanden, wurden durch die mannigfachen politischen Zeitschriften einigermaßen entschädigt. Wenige unter ihnen haben wirkliche Bedeutung. Eine vielbändige***)

*) Vgl. J. v. Müller's Briefe an Bertuch „Im neuen Reich", 1881, II, S. 621 ff.

**) Dies aus den ungedruckten Briefen G. Merkel's an Böttiger, 9. Nov. 1805 ff.

***) Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg, hgg. von J. W. A. Cosmann und Th. Heinsius, 6 Bände (3. u. 4. Bd.

kommt höchstens als patriotische Chronik in Betracht, eine andere *), die sich auch politische nannte, hörte auf, „weil sich die politischen Angelegenheiten zu ändern scheinen" und sollte beim Ausbrechen des Krieges u. d. T. „das verwirrte Europa oder Kriegs- und Revolutionsnachrichten" wieder aufleben. Diesen Kriegs- und Revolutionsnachrichten, mit besonderer Betonung der Friedensaussichten und -Hoffnungen dienten die „Friedenspräliminarien" von Huber (Berlin bei Voß 1794—96, 10 Bände). Aber auch sie hatten keinen Erfolg. „Sie mußten aufhören", schrieb Sander an Böttiger 9. Dec. 1796, „weil am Ende die Kosten nicht mehr herauskamen. Es war mit ihnen von Anfang an versehen. Das erste Stück kam zu Johanni heraus und war nicht auf die größere Klasse von Lesern berechnet, so wenig wie die nächstfolgenden. Dann wurde nicht monatlich ein Stück geliefert. Kurz, die Zeitschrift konnte garnicht in wirkliche Aufnahme kommen. Als sie durch Oelsners und Lafontaines Beiträge interessanter wurde, war die Anzahl der Stücke schon zu hoch herangewachsen, als daß nun noch viele Käufer eintreten konnten. Oft ließ es Huber auch an Mscr. fehlen, und dann mußten blinde Passagiere mit auf den Postwagen. Zuweilen schickte er auch etwas, das er für ganz neu hielt und das, wenn es den weiten Weg von Neufchâtel bis Berlin gemacht hatte, schon seit einigen Wochen in der Minerva oder in einem anderen Journale gedruckt zu lesen war. Zu dem allen kam nun noch, daß Huber einen so eingeschachtelten, mystischen, hieroglyphenartigen Stil schreibt."

Als eigentliches Berliner Revolutionsjournal wird Reichardt's

wird Fischbach als Mitherausgeber genannt), Berlin 1796; Belitz und Braun, D. u. T. d. M. Br. und der Herzogthümer Magdeburg u. Pommern, Bd. 7—10, Berlin 1798—99; D. u. T. der Preußischen Staaten, hgg. von Cosmann, 6 Bände, neu numerirt, Berlin 1801—1803.

*) Berlinische Correspondenz historisch-politischen und litterarischen Inhalts. Eine periodische Schrift von einem Cranzianer und Nicht-Cranzianer. Berlin 1790. 12 Stücke. — Gelegentlich werden darin zwei Zeitschriften „Der Lauf der Welt" von Bremer und „Volksspiegel" von Mühler stark getadelt.

„Deutschland" *) angesehen. Aber wie es litterarisch unbedeutend war, sich von Auszügen nährte oder verjährten Kleinkram wiederaufwärmte, so ist es auch in erster Linie nicht als politisches Journal zu betrachten. „Eine kurze Uebersicht des politischen Zustandes Deutschlands" war einer der 12 Theile, den der Herausgeber versprach. Doch blieb es bei allgemeinen Freiheitsdeclamationen bei einer vornehmen Beurtheilung der Schwäche und Hilflosigkeit der Männer der Partei. Nirgends fand sich eine directe Billigung und noch weniger etwa ein Aufruf zur Revolution, selbst da nicht, wo es nahe lag, sich mit den Revolutionsideen eins zu fühlen, wie in dem Gedicht „Auf Georg Forsters Kenotaph", wo es hieß:

Und mit dürstendem Geist umfaßtest Du, was Dir als Freiheit
Lange ersehnt, was als Trost menschlicher Brüder erschien.
Auch den Nebel voll flüchtiger Farbe ersahst Du, in welchen
Man sie hüllte, doch zeigt Nebel dem Schiffenden Land!
Redliche streben, sie zu enthüllen. Verlarvte Gestalten
Täuschen Viele. Du sankst, eh' Dir der Schleier entfiel.

Daß mehrfach die Fügsamkeit unter die französische Herrschaft entschuldigt, wenn auch nicht gerade vertheidigt wurde, war mehr ein Zeichen des damals in Deutschland fehlenden Mannesmuths als eine Verherrlichung Frankreichs. Eine solche könnte man höchstens in einem Gedicht „Gallia und Germania" sehen, wo beide als Schwestern geschildert werden, von denen die eine aus dem Schlafe erwacht, nach schweren Krisen ihr Glück gefunden hat, während die andere noch schläft. Aber der Schluß des Gedichts:

Bald erwachet die Hehre und führet zum menschlichen Glücke,
Das sie so schwer sich erstrebt, ihre Geliebten hinzu.
Sieh, schon scheuchet der Morgen die finstern Gestalten der Hölle,
Und die Menschheit schießt feurige Strahlen empor

soll doch eigentlich nur bedeuten, daß auch Deutschland der Neu-

*) Berlin, Unger 1796, 4 Bände. Das von demselben hgg. Journal „Frankreich" erschien in Altona. Ueber „Deutschland" s. Xenien Nr. 46ff. E. Schmidt's und Suphan's Bemerkungen (Weimar 1893) S. 116fg.

ordnung der Dinge, die nun einmal durch die Revolution in die Welt gekommen war, theilhaftig werden sollte.

Von größerer Bedeutung waren drei Journale, nicht von Litteraten herausgegeben, die heute über Politik und morgen mit ebenso geringer Sachkenntniß über Anderes schrieben, sondern von wirklichen Politikern: Archenholz, Gentz, Woltmann.

Die Minerva*) erschien nur ein halbes Jahr in Berlin. Ihr Herausgeber, der Historiker Archenholz, der vom September 1790 bis Juni 1792 in Frankreich weilte, unternahm es, von dieses Landes Schicksalen seine Volksgenossen zu unterhalten. Er stellte die Nothwendigkeit der Revolution nicht in Abrede, sondern schilderte die Zustände des alten Regimes grell genug, bemängelte aber die Entwicklung seit 1791 und hatte zu den „unerfahrenen schwachmüthigen Gesetzgebern" geringes Vertrauen, das immer geringer wurde, je mehr die Ereignisse fortschritten. Er haßte die Jacobiner und erklärte ihre Wirksamkeit für verderblich. Doch billigte er die Ausschließung der französischen Prinzen und Emigrirten überhaupt, trat nachdrücklich für Preßfreiheit ein. Vornemlich betonte er jedoch, „daß die Höfe, allein durch ihre Gesandten unterrichtet, eine gänzlich falsche Vorstellung von der gewaltigen Kraft Frankreichs hätten und daß die „vereinigte Macht Europens zu schwach sein dürfte, die alte Ordnung der Dinge in Frankreich wieder einzuführen." Vielmehr erklärte er es schon 1792 nicht für unmöglich, daß die französischen Freiheitsarmeen deutsche Provinzen in Besitz nehmen und lange behaupten könnten.

Die 1795—1799 von Gentz (s. S. 52) herausgegebene „Neue deutsche Monatsschrift" hatte keinen rechten Erfolg; theils deswegen, theils wegen der Verschärfung der Censur sollte sie schon nach dem ersten Jahrgang aufgegeben werden; sein „historisches Journal" erschien mit Unterstützung der Regierung.**) Gentz, einer

*) Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts, herausgegeben von J. W. von Archenholz. Januar bis Mai 1792. Berlin, J. Fr. Unger, seitdem in Hamburg.

**) Göckingk S. 53, 74. Ueber beide Journale Mendelssohn-Bartholdy,

der eifrigsten Zeitungsleser, der für ein von ihm zu gründendes Repertorium der Revolutionsgeschichte 4 deutsche, 5 französische und 3 englische Zeitungen posttäglich durchlas, veröffentlichte auch in seiner Zeitschrift geistvolle Essays, die den Durchschnitt damaliger politischer Artikelschreiberei weit überragten. Er vertheidigte mit Lebhaftigkeit den Satz, daß gesetzgebende Macht und Regierung in einem Verhältniß politischer Wechselwirkung zu einander stehen müßten, verherrlichte englische Verfassungseinrichtungen und protestirte gegen Grundsätze und Ereignisse der französischen Revolution.

Eine noch feindlichere Haltung gegen die Revolution nahm Gentz' historisches Journal*) ein. Der ehemalige Revolutionsschwärmer und Freiheitsverkünder predigte hier in politischen Abhandlungen und geschichtlichen Auseinandersetzungen seine Abneigung gegen die französische Erhebung. Das war sein gutes Recht, um so mehr, als er schon wie erwähnt seit Jahren in Einleitungen zu Uebersetzungen französischer und englischer Schriften seinen Irrthum bekannt und gesucht hatte, seine ehemalige Lobpreisung vergessen zu machen. Auch bewies er politischen Scharfsinn dadurch, daß er immer entschiedener auf Englands hohe Bedeutung hinwies. Bedenkt man indessen, daß diese Lobpreisung der Staatstüchtigkeit der Engländer keine uninteressirte war, sondern in der Hoffnung auf englische Pensionen und als Dank für wirklich empfangenes Geld ausgesprochen wurde, daß auch Oesterreich manche liebedienerischen Blicke und Zurufe empfing, die alsbald ihren klingenden Lohn erhielten, so wird man in diesem s. g. politischen Propheten doch bald den unzuverlässigen Mantelträger sehen. Weit schlimmer aber war es, daß Gentz**), der auf Antrieb des Ministers Schulenburg zum Zweck der Herausgabe des Journals von einem großen Theil seiner Amtsobliegenheiten befreit und mit einer bedeutenden Zulage beschenkt

Gentz. Dorf. A. D. B. VIII, 578 fg. Gentz an Garve S. 104, Tagebücher (1873) I, 1, S. 19.

*) Berlin 1799—1800.

**) Sander an Böttiger, undatirt, jedenfalls 1799. .

wurde, die Interessen seiner Auftraggeber nicht genügend wahrnahm und sich fremden, wenn auch nicht geradezu feindlichen Mächten verkaufte. Das Beispiel dieses hochbegabten aber charakterlosen Mannes, der auch in seinem sittlichen Verhalten das schlimmste Vorbild war, wirkte unheilvoll auf die vielen feilen Streber, die nicht einmal ihres Herrn und Meisters Talent besaßen.

Ganz anders verfuhr K. L. von Woltmann, Historiker und Diplomat, 1770—1817, der als Geschäftsträger deutscher Fürsten und Städte in enger Verbindung mit den tonangebenden Männern der Residenz in Berlin mit Unterbrechung von 1799—1812 lebte. Er gab in Berlin bei Unger die Zeitschrift „Geschichte und Politik" heraus.*) In dieser Zeitschrift, die nur zuerst Beifall fand, später langsam hinsiechte, auch mancherlei Schwierigkeiten der Censur zu bestehen hatte, suchte er seine historische und politische Ansicht darzulegen. Jene war, daß die Menschen unaufhaltsam dem Ziele einer vollendeten Entwickelung aller ihrer Kräfte entgegenschreiten, diese war Bewunderung für die Revolutionsideen und für deren gemäßigte Vertreter, die Girondisten, Abneigung gegen die wüthenden Schlächter wie Robespierre und Hoffnung auf Napoleon als Retter Frankreichs und Europas. Da ihm Geist und Gemüth dieses Gewaltigen gleich bewundernswerth erschienen, so machte er sich zum freiwilligen Herold seines Wesens und seiner oft bedenklichen Thaten. Später zweifelte er an der Fähigkeit Deutschlands, sich selbst zu erheben, wurde aber, als diese Befreiung doch geschehen war, einer der eifrigsten Rufer im Streit.

Die damaligen Berliner hatten jedoch im Großen und Ganzen weniger Interesse an den weltbewegenden Ereignissen der großen, als an den nichtigen Vorfällen der kleinen Welt. Auf jeden Leser hochpolitischer Darlegungen kamen gewiß hundert Liebhaber des Klatsches. Aber auch für diese wurde reichlich

*) 6 Bände, jeder zu 12 Stücken, 1800—1805. Vgl. Woltmann's Selbstbiographie, sämmtliche Werke, 1827, I. — Ueber Woltmann als Historiker s. Kap. 4.

gesorgt. Ein klassisches Beispiel für diese Winkelblätterlitteratur, die bisher selten vorkam (vgl. Bd. I, S. 431 ff.), seitdem aber Mode wurde, ist die „Chronik von Berlin".*) Ihr Herausgeber H. W. Seyfried (1755—1800), ein Frankfurter, der nur wenige Jahre seines bewegten Lebens in Berlin zubrachte, mit Theaterdichtern, selbst Schiller und Goethe bekannt, Schauspieler und dramaturgischer Schriftsteller war, bewies seine Vorliebe für das Theater auch in dieser Zeitschrift. Denn die eingehenden, mit Liebe und Kenntniß geschriebenen Theaterberichte sind gewiß das Beste an ihr, wenn nicht das einzig Gute. Sonst zeigte sich der Herausgeber als ein Volksschriftsteller, wie er nicht sein soll, mit dem falschen Biedermannston, der im Namen des Volkes redete, ohne das geringste Recht, für das Volk zu sprechen, und ohne Kenntniß seiner Bedürfnisse. Er polemisirte gegen die Aufklärung, als wäre diese an dem materiellen Uebel und sittlichen Verderben der Massen schuld und ließ sich natürlich die Juden als Zornobjekt nicht entgehen. Er gefiel sich in wohlfeilem Patriotismus und erstarb, nicht ohne Berechnung, voll Devotion vor jedem Beamten. Für jeden Gaukler und den Unternehmer irgendwelcher Lustbarkeit hatte er so laute Reklametöße, daß

*) Ueber Seyfried A. D. B. XXXIV, 111 fg., wo die Berliner Thätigkeit nur kurz gestreift, unsere Zeitschrift gar nicht berührt wird. Sie führt den Titel: Chronik von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten. Eine periodische Volksschrift. Herausgegeben von Tlantlaquatlapatli. Mit einem Titelkupfer. Berlin 1789—92. Petit u. Schöne, im Ganzen 12 Bändchen. Das Titelkupfer ist ein rohes sog. Porträt des T. In der linken Hand trägt er eine Fahne mit der Inschrift: „Freund gegen Freund, Schurck gegen Schurck". Vorn angeheftet ist das Bild einer üppigen Frauensperson mit der Unterschrift: „Frau T. geb. von Ipsilischnipsilischnipsi" und den Versen: „Mein Tlantlaquatlapatli bleibt Fürwahr der beste Mann, Er ist's, der mir die Zeit vertreibt Und mich ernähren kann." Das unter dem Namen dieser Frau, an der nichts komisch ist als der Name, herausgegebene „Blumengärtchen", Berlin 1789—90, ist nur theilweise von ihm. — Gegen Tl. richtete sich z. B. folgendes Pamphlet: „Nöthige Ehrenrettung des Berliner Schlächtergewerks gegen ihre Mitbürger anderer Stände. Trepanirung des Ehrenschänders Tl. wegen seiner pasquillantischen Ausfälle", 1789.

man ihnen die erfolgte oder erwartete Bezahlung anmerkt. Das Schlimmste an der Zeitschrift aber war, daß ihr Schreiber — denn Schreiber und Herausgeber waren wohl eins — sich schamlos in Familiengeheimnisse eindrängte und unangenehme Geschehnisse boshaft enthüllte, daß er sich in Zweideutigkeiten, pikanten Anspielungen gefiel und beim Auftischen widriger Geschichten, mochten sie nun dem Leben entnommen oder frei erfunden sein, den Moralisten machte, der sich tugendhaft gebärdete, nachdem er möglichst frivol geredet hatte.

An Nachahmungen solcher Volksschriften, die von den Massen begierig gelesen wurden, vielleicht eben weil sie jedes litterarischen Gehalts bar waren, war kein Mangel. Nur eine einzige mag erwähnt werden: „Der Zuschauer", oder „Der Zuschauer und Moqueur", wie später der Titel lautete, der zum Mindesten in 4 Bänden von Ende 1793 bis Ende 1794 erschien und dann aufgegeben wurde, weil er „zu wenig einbrachte". Er sollte im Gegensatz zur „Berliner Chronik", die eine Schrift „für den Pöbel" gewesen, eine Volksschrift werden, wurde aber, je länger er fortschritt, seinem Vorgänger trotz der beabsichtigten Unähnlichkeit zum Verwechseln ähnlich). Er verbreitete sich über die Vorgänge in der guten, mehr aber über die Erlebnisse in der schlechten Gesellschaft, suchte zwar anfänglich einen strengen Sittenrichter zu spielen, malte aber später das sittenlose Treiben weitschweifig aus. Berliner Typen, z. B. die herumziehenden Savoyardenknaben, wurden geschildert, Berliner Moden, z. B. die, daß Mädchen die Haare ihrer Geliebten trugen, wurden gegeißelt, Berliner Gewohnheiten, z. B. die Allgewalt des Stammtisches, an welchem freilich statt der Weißen Kottbuser oder Fredersdorfer Bier die Hauptrolle zu spielen hatte, dargestellt. Mit großer Ausführlichkeit wurden die Theatervorstellungen recensirt, gelegentlich erfolgte eine Polemik gegen Zeitungs- oder Broschürenschreiber seitens des ungenannten Herausgebers. Einmal verbot die Censur eine Parodie auf das in einer anderen Berliner Zeitung zu Ehren von Frau Unzelmann abgedruckte

Gedicht. Fast kein Beitrag ist unterzeichnet, eine Ausnahme machen nur ein Gedicht des Taubstummenlehrers Eschke und Poesieen eines früh verstorbenen Fr. Kutsche. Nur ganz gelegentlich finden sich unterzeichnete Beiträge allgemeineren Inhalts, wie ein von hervorragenden Männern ausgehender Plan zur Erziehung armer Kinder zwischen 6 und 14 Jahren, wie denn überhaupt Aufsätze über Erziehung in der Zeitschrift einen sehr großen Raum einnehmen. Außer den Zuständen der Stadt wurden politische Angelegenheiten ausführlich behandelt; der Autor war ein heftiger Gegner der Revolution und gedachte der Hinrichtung des Königs von Frankreich und des traurigen Schicksals seiner Hinterbliebenen mit innigster Theilnahme.

Während derartige Zeitschriften dem geistigen Leben Berlins wenig dienten, so daß ein näheres Eingehen auf sie überflüssig erscheint, betonten andere Journale das litterarische Moment.

Im Jahre 1788 begannen verschiedene neue Blätter zu erscheinen, die alle sehr kurzlebig waren. Von Cranz ein „Journal von Berlin", das der früher Band I, Seite 433 charakterisirten Zeitschrift ähnelte, die „Berlinischen Jahrbücher", endlich die „Berliner Allgemeinen Anzeigen litterarischen Inhalts". Die letzteren, die zweimal wöchentlich erschienen und es mindestens auf 84 Nummern brachten*), deren Herausgeber nicht genannt ist (Riem verwahrt sich ausdrücklich) gegen die Autorschaft; die Mitarbeiter bezeichnen sich höchstens mit Chiffern), wollten kein Concurrenzunternehmen gegen die allgemeine deutsche Bibliothek sein, sondern häufiger als jene erscheinend die Bevölkerung der Hauptstadt schnell von dem allgemein Litterarischen und die auswärtigen Leser mehr von dem eigentlich Berlinischen unterrichten. Sie polemisirten stark gegen die genannten Jahrbücher, gegen Seyfried, gegen Gedike, dessen Jesuitenriecherei getadelt wurde, besonders gegen die Berlinische Monatsschrift, deren Kampf gegen Schwärmerei und Cryptokatholicismus verspottet wurde.

*) Unvollständiges Exemplar in der Königl. Bibliothek.

Sie selbst standen auf durchaus freisinnigem Standpunkte, waren mäßig aufgeklärt und verherrlichten durchaus die Grundsätze der Kantischen Philosophie. Daneben waren sie besonders bemüht, Friedrich den Großen zu feiern und die ihm gewidmeten Schriften anzuzeigen. Gegenüber dem Historischen und dem Geographischen, welches Letztere in eigenthümlicher Weise bevorzugt wurde, stand Philologisches und Litterarisches im Hintergrunde.*)

Auch französische Zeitschriften lebten wieder auf. Eine dieser Neugründungen**) ist freilich unbedeutend genug. Bemerkenswerth ist an ihr höchstens, daß sie in näherer Verbindung mit der Akademie stand, über deren Sitzungen berichtete und ihre Arbeiten verzeichnete. Sonst waren die wissenschaftlichen, belletristische Vorgänge der Zeit behandelnden Beiträge recht unbedeutend: eine Komödie des citoyen Desforges machte höchstens Aufsehen durch die Art, wie man den Autor benannte und Ab-

*) In einer Anmerkung mag wenigstens, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, nach den Anzeigen der Berliner Zeitungen, eine Reihe von Zeitschriften aufgezählt werden, von denen die meisten in den Jahren 1789—1791 thatsächlich zu Berlin erschienen, jetzt aber völlig verschollen sind. „Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit", „Würzer: Etwas wider die Langeweile und Feiertage", „Neumodischer Jahrmarkt von allerhand Waaren für Jedermann", „Publikum und Theater", „Seyfried, Preußische Annalen merkwürdiger Gegenstände, Anekdoten und Schriften", „Monatsschrift für den gesitteten Bürgerstand". 1795 werden angeführt: „Der Berlinische Bienenkorb, eine Wochenschrift" und „Berliner Peitsche, Bürgerblatt von Hans von Strippeknall". Die letztere und einzelne andere nennt und behandelt L. H. Fischer a. a. O. S. 75 ff. Aber auch Zeitschriften, die mehr als ein Jahrzehnt später herausgegeben wurden, hatten kein besseres Schicksal. So z. B. die 1805 sicher im August und September veröffentlichte „Der kleine Berliner Merkur, eine Tagesschrift zum Nutzen und Vergnügen des Publikums". Sie war unpolitisch. Das Chronikartige trat mehr hervor als das Unterhaltende und Gemeinnützige. — Andere, vielfach angekündigte Journale erschienen wohl gar nicht, z. B. „Merkwürdige und unterhaltende Brieftasche. Ein neues wöchentliches Volksblatt oder lesenswerthe Aufsätze eines biederen Deutschen." 1804.

**) Journal littéraire de Berlin 1794. — Die Kgl. Bibliothek besitzt zwei Hefte davon.

handlungen, wie die „über die Ungerechtigkeit, welche von der deutschen Delikatesse an einem sehr soliden Theile des menschlichen Körpers begangen wird", vermochten nur durch ihre Seltsamkeit zu wirken.

Das von Rambach, in Gemeinschaft mit L. W. Meyer, dann mit Feßler herausgegebene „Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" (1796—1800, im Ganzen 10 Bände) war kein einheitliches Organ: ihm zu Folge wechselte die Zeit gar oft ihren Geschmack. Zuerst war das Blatt gegen Goethe aufgetreten, dann nahm es die Angriffe zurück; auf eine antischlegel'sche Periode folgte eine solche, in der die Brüder besser behandelt wurden; eine Befehdung Kotzebue's wurde auf dessen energische Antwort hin als Uebereilung bezeichnet. Dies Berliner Blatt brachte vielerlei über Berliner Kunst und Litteratur, bitterböse Kritiken Bernhardi's über das Theater, die schließlich den Bruch zwischen Rambach und Feßler herbeiführten und Daniel Jenisch's (Gottschalk Necker's) satirische Bilder, die mehr die Schatten- als die Lichtseiten der Residenz hervorhoben. Es berücksichtigte Philosophisches, z. B. Fichte's Angelegenheit, und Politisches, ohne dabei revolutionsfreundlich zu werden, ja sprach auch, um den Damen angenehm zu sein, von Moden. Es hatte tüchtige Männer unter seinen Mitarbeitern, in Berlin und außerhalb der Stadt, nahm aber, weil es nicht besonders streitbar war, keine hervorragende Stellung ein.

Die Fortsetzung des Archivs, „Kronos", die Rambach ediren wollte, erschien nicht. Die Zeitschrift „Eunomia", die Feßler und Rhode herausgaben, — im zweiten Halbjahr Feßler allein — entsprach ihrem stolzen Programm, eine Zeitschrift des 19. Jahrhunderts zu sein, sehr wenig, denn kaum etwas darin gemahnte an eine neue Zeit; abgestandene wissenschaftliche Aufsätze wechselten mit unbedeutenden politischen Berichten, Theater-Kritiken, in denen nicht grade Enthusiasmus für Schiller herrschte, und Gedichten. Bedeutendes Aufsehen machte eigentlich nur Schadow's litterarische Anzapfung von Goethe's Kunsturtheilen und als

Kuriosum mag Müchler's Gedicht: „Der Kritikaster und der Trinker" gelten, in dem die drei Strophen des Liedes „Im kühlen Keller sitz ich hier" drei parodirenden des Recensenten vorangestellt wurden.

Wie seltsame Blüthen die Zeitschriften-Litteratur trieb, sieht man aus der folgenden: „Velocifer. Eine auf Lebensweisheit und Lebensgenuß wie auch Vaterlandswohl abzweckende Wochenschrift von einigen Geschäftsmännern herausgegeben zur Unterstützung eines vaterlosen Knabens" (1805), von der jedenfalls 13 Stücke erschienen. Ihr Unternehmer war ein Pensionär Zaumsegel, der eigentliche Herausgeber der Justizrath Krünitz, der sonst nur durch einige ökonomische Veröffentlichungen bekannt ist. Die Beitragenden sind fast niemals genannt, sondern nur mit Chiffern oder Anfangsbuchstaben bezeichnet. Der Inhalt der Zeitschrift gemahnt an die schlechten Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, Belehrendes wechselt mit Unterhaltendem ab; außer Novellen finden sich Räthsel und Anekdoten. Manche der letzteren sind übrigens derart, daß sie dem jungen Mann, zu dessen Unterstützung die Zeitschrift erscheinen sollte, nicht gerade zur erbaulichen Unterhaltung gedient hätten. Ein ganz besonderes Zeugniß des geringen litterarischen Bedürfnisses, das die Herausgeber besaßen und befriedigen wollten, ist der von ihnen gebrachte Auszug „Aus dem Tagebuche eines jungen Mannes auf einer Reise nach Rom", nämlich des Bedienten, der die Familie Wilhelms von Humboldt nach Italien begleitete und 1803 in Rom starb.

Schon in den genannten Zeitschriften waren vier Arten der sog. schönen Litteratur: Lyrik, Epos, Roman und Drama vertreten, doch verdienen alle vier noch eine besondere kurze Würdigung.

Der patriotischen, überhaupt der politischen Lyrik ist (oben S. 43 ff.) bereits gedacht; von der Volkslyrik sind verhältnißmäßig wenige Proben*), und auch diese theilweise aus späterer Zeit bekannt, die in munterm Tone, manchmal mit frischer Empfindung,

*) Berlin in der Volksdichtung von Joh. Bolte. Berlin 1890.

häufig in sehr nüchterner Auffassung Naturschilderungen enthalten oder gesellschaftliche Zustände darlegen.

Noch weniger als diese Gedichte und das früher (S. 45) erwähnte Huldigungslied, das, wenn auch von dem Volke gesungen, kein Volkslied ist, können die von F. G. Bothe herausgegebenen Volkslieder*) als deutsche Volkslieder bezeichnet werden. Es sind vielmehr zum allergrößten Theil Uebersetzungen aus dem Englischen, im Wesentlichen aus Percy's Sammlung, einige aus Thomas Moore und anderen englischen Dichtern z. B. Shenstone. Diese Uebersetzungen sind entweder vom Herausgeber oder von Freunden, manchmal werden sogar die Bürger'schen Nachbildungen mit wenigen Veränderungen gegeben. Unter diesen Volksliedern findet sich ein einziges, das größte des ganzen Bandes „Die Prinzessin von Sinadon", das allerdings nach Volkslieder-Motiven von dem Herausgeber selbst gedichtet ist. Außer den englischen sind manche französische, auch lateinische, nur sehr wenige deutsche, von denen eins aus Jung Stilling, eins selbst aus Opitz entnommen ist. Der Herausgeber giebt seinen Liedern Anmerkungen und Einleitungen, gelegentlich auch den ursprünglichen Text mit. Die Volksdichtung charakterisirt er als „die erhabenste aller Dichtungen. Große und wichtige Wahrheiten und Begebenheiten sind ihr Hauptgegenstand. Sich selbst vertrauend, fliehet sie Putz und eiteln Flitterstaat, sie wandelt unter allen Ständen, allen Altern umher und ist überall anziehend, überall lehrreich." Wie wenig er aber den eigentlichen Begriff der Volkslieder erkennt, geht daraus hervor, daß er seine Sammlung in erster Linie dafür bestimmt: den moralischen Sinn des Volkes zu schärfen und zu veredeln, daß er die „Aftervolkslieder", d. h. wohl die eigentliche wirkliche Volksdichtung, „zu verdrängen und die verehrten Modedichter" durch seine Sammlung auszustechen wünschte.

*) Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken. Berlin 1795, bei Himburg. „Vater Gleim, dem deutschen Volksdichter gewidmet". Eine seltene Sammlung, in meinem Besitze.

In diesen Zusammenhang gehören wohl auch die Gelegenheitsgedichte, die gerade am Ende des Jahrhunderts besonders zahlreich waren. Poetische Neujahrswünsche, auf seidenen Bändern gedruckt, zierlich, oft prächtig ausgestattet, waren damals Mode; 1799 ließ der unternehmende, selbst poetisch veranlagte Drucker und Buchhändler W. Dieterici „Ein Dutzend Neujahrskarten für jede Familie passend. Auch zu Geburtstagen sehr zweckmäßig" erscheinen*). Der allgemeinen Dichterwuth konnten sich auch die Nachtwächter nicht entziehen. Ihre in unerhört holprigen Versen abgestatteten Glückwünsche enthielten, außer den üblichen Bitten und Segenserflehungen, namentlich lüsterne Schilderungen des Geschlechtslebens und bramarbasirende Hinweisungen auf die bekannte Tapferkeit des preußischen Heeres**).

Neben dieser Volkslyrik bestand nun auch eine Kunstlyrik, deren Vertreter ihre Gedichte in Zeitschriften und Einzelsammlungen erscheinen ließen, besonders gern aber, einem Zuge der Zeit folgend, in Musenalmanachen mit den Erzeugnissen der Genossen vereinigten. Diese Berliner Musenalmanache erschienen 1791—1797***). Ihr Aussehen ist höchst unscheinbar. Sie erschienen im kleinsten Sedez-Format, auf gewöhnlichem Druckpapier, in schlichter Ausstattung, nur der letzte Band hat etwas größeres Format, sieht aber nicht glänzender aus. Eine Musikbeilage, manchmal mehrere, ist jedem Bande beigegeben. Vorn steht ein Titelkupfer. In den ersten Bänden, in denen die Pietät vor dem alten noch größer war, als später, das Bild je eines

*) Toeche, 100 Jahre des Geschäftshauses E. S. Mittler, Berlin 1889, S. 15. — In der Spenerschen Zeitung 1791 werden Neujahrswünsche in Gold für 16 Thlr. angekündigt. Bei diesen Neujahrswünschen begegnen viele Geschmacklosigkeiten. Bei einer Strohhütte findet sich die Inschrift: „Gott gebe sie Dir voll Freude"; bei einem Hahn: „Wenn dieser Hahn wird krähen, wird meine Liebe aufhören".

**) Herzlicher Glückwunsch des Nachtwächters zum neuen Jahr nebst dessen treu gemeinten Ermahnungen. Ohne Jahr, sicher 1800. 8 SS Samml. d. V. f. d. Gesch. Berlins.

***) Ein letzter von Walter 1802. Näh. bei Goedeke IV, 369.

„Alten", Ramlers und der Karschin, später allegorische Bilder von schlechtem Geschmack. Wenn man in dem Almanach von 1793 eine recht vollkommene, stark entblößte Dame auf einem Altar, um welchen Amoretten Blumengewinde befestigen, ein Kränzlein niederlegen sieht, so möchte man kaum ahnen, daß jene Dame die Poesie ist, wenn man nicht durch ihre wehenden Locken und die Leier in ihrer Hand an die Richtigkeit dieser Deutung gemahnt würde. Auch Apollo ist gelegentlich dargestellt. Aber nach wirklich künstlerischen Motiven, bedeutsamen Schilderungsversuchen darf man dabei nicht fragen.

Der Almanach fristete ein kümmerliches Dasein. In den sieben Jahren seines Bestehens hatte er nicht weniger als 4 Verleger: Matzdorff, Franke, Hartmann, W. Oehmigke d. J. Vielleicht wäre noch ein Fünfter herangezogen worden, wenn nicht der letzte Herausgeber Berlin verlassen und damit die Herausgabe eines Berliner Almanachs aufgegeben hätte. Denn nicht derselbe Herausgeber stand während der ganzen Zeit an der Spitze des Unternehmens. Vielmehr sind die ersten zwei Bände von K. H. Jördens, die fünf letzten von J. Ch. Bindemann und F. W. A. Schmidt herausgegeben. Diese Verschiedenheit der Herausgeber bildet nicht den einzigen Unterschied der beiden Gruppen. Neben dem äußern Unterschied ist auch der innere bemerkbar, daß in den zwei ersten Jahrgängen in großer Zahl höhere Beamte, selbst ein geheimer Kriegsrath, den Dichtergaul besteigen, während in den letzten den Jüngeren die Bahn geöffnet, zuletzt ausschließlich eingeräumt wird.

Von den drei Herausgebern ist der erste, Karl Heinrich Jördens (1757—1835), der bekannteste, aber zugleich dichterisch der unbedeutendste. Sein (allerdings der spätern Zeit 1806 bis 1811 angehöriges) sechsbändiges Werk „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten"*) ist noch heute ein brauchbares Nachschlagewerk,

*) Ueber Jördens und Bindemann, sowie die anderen kurz genannten Dichter s. Goedeke sowie A. D. B. Für Schmidt von Werneuchen. Bibliographie und Auswahl seiner Gedichte in Berl. Neudr. I, 4, hgg.

wenn es auch weder durch Vollständigkeit noch durch sicheres Urtheil ausgezeichnet ist. Er war kein Glücklicher. In Berlin freilich (von 1776 bis 1791) konnte er mit seiner Stellung, zuerst am Schindlerschen Waisenhause, dann am Köllnischen Gymnasium zufrieden sein. Denn sowohl seine Lehrthätigkeit als namentlich seine vielen Schulbücher, Lehrschriften und Uebersetzungen brachten ihm Anerkennung ein. Später jedoch ging es abwärts mit ihm, obwohl es scheinbar vorwärts ging. Er wurde nämlich außerhalb Berlins zum Leiter verschiedener Schulanstalten berufen, hatte aber in diesen Stellungen kein Glück. Auch in seiner Familie blühte ihm kein Heil. Litterarische Versuche, von denen er Ruhm erwartete, zerstörte er selbst. Seine Beiträge zum Almanach sind sehr geringfügig, sie bestehen nur in einer prosaischen Abhandlung über Ramler und einer poetischen „Epistel an einen Freund" bei Uebersendung Ramlerscher Oden, in welcher dieser Dichter als Mutherwecker und Anreger zu wackrer Thätigkeit gefeiert wird.

Der zweite, Ernst Christoph Bindemann*) 1766—1845, ebenso langlebig als sein Vorgänger, war glücklicher als jener. Auch ihm mußte es seltsam vorkommen in höheren Lebensjahren so völlig veränderte litterarische Zustände zu sehen; aber der Rückblick auf Früheres, auf seine eigene Stellung gab ihm größere Freude. Er war ein glücklicher Mensch, als Schulhalter, Pfarrer, Gatte und Vater. Das ganze idyllische Glück eines deutschen ländlichen Pfarrhauses kostete er aus; denn der Stadt Berlin, wo er seine ersten Kenntnisse erlangt und seine Lebensgefährtin gefunden hatte, gehörte er nur bis 1793 an. Auch

von L. Geiger, Berlin 1889. Anerkennung von Schmidt's Poesieen durch J. Trojan, „Neues und Altes von Tegel" (Nat. Zeitg. Sonntagsbeil. 39, 25. Sept. 1887) und Th. Fontane, Wanderungen d. d. Mark. — Auch Arnim (Steig Arnim I, 135 fg.) lobt die Gedichte, von denen er einzelne citirt als „reich, originell, individuell".

*) Ueber ihn Petrich, Stargarder Programm 1878, mit dessen Beurtheilung ich nicht übereinstimme.

seine litterarischen Arbeiten brachten ihm Lob. Seine Theokritübersetzung wurde von Voß und Jakobs anerkannt, neuerdings von Eduard Mörike ihres „natürlichen Ausdrucks" wegen gerühmt und der eignen Uebertragung vielfach zu Grunde gelegt. Bindemann lebte nicht bloß den Büchern und dem Amte, sondern auch der Zeit. Es ehrt ihn, daß er in der Zeit allgemeiner Fahnenflucht für Schill eintrat und muthig ein Verhör bestand, das wegen dieser kühnen That über ihn verhängt wurde.

Als Uebersetzer verkündete Bindemann Lob des Studiums der alten Sprachen, besonders des Griechischen; nur dies sei im Stande eine Litteratur zur Blüthe zu bringen. Die Alten, vornehmlich Theokrit, betrachtete und ehrte er als seine Vorbilder. Wenn er auch nicht eigene Lieder zu ihrem Ruhme anstimmte, so bekundete er den Einfluß, den sie auf ihn geübt, besonders in seiner eifrigen Pflege der Form. Dadurch gewann er vor seinen Mitarbeitern den Vorzug leichter Versifikation, glücklicher Handhabung antiker Metra, guter Reime, Sangbarkeit seiner Lieder, den selbst die mißgünstigen Beurtheiler an ihm hervorzuheben wußten.

Freilich muß man sich hüten ihn zu überschätzen. Denn man braucht nur seine Gedichte „An den Mond" oder „Beim Wasserfahren" mit den ähnlich überschriebenen Goethischen zu vergleichen oder gar seine Ballade „Edwiga" in einem Athem mit einer Schillerschen zu nennen, um den großen Abstand zu überblicken, der ihn von den Heroen trennte. Auch Humor besaß er nicht. Seine Epigramme, eigene und angeeignete, sind überaus schwach. Er war ein ernster Mann, der im würdigen Ausdruck ernster Gedanken am glücklichsten war. Nur den weisen Genuß des Lebens erklärte er als „Gesetz" in seinem „Lustrevier." Er verehrte Gott und lehrte, daß die Tugend in dankbarem Aufblicke zu Gott bestehe. Grübeln war seine Sache nicht. An der Schöpfung sich zu freuen, am ganzen Gewebe, an den blühenden Rosen, das war sein Gottesdienst; —

Grübelnd löset der Thor Fäden und Rosen sich auf.

In der Natur erblickte er die weiseste Lehrmeisterin der Tugend und daher der Gottesidee. Ihre Freuden im Winter und Sommer zu besingen, wurde er nicht müde; stets war er bereit, Freundschaft und Liebe in der Natur doppelt zu genießen. Wie er in der Freundschaft und Liebe nicht das Aufregende und Leidenschaftliche, sondern das stille, heimliche Glück „das Stübchen so reinlich und nett“ suchte und pries, so suchte er in der Natur das Liebliche und Kleine auf. Er besang nicht die Gaben des Bacchus, sondern „des Knasters süße Gewalt“; statt Bergesriesen und gewaltiger Ströme verherrlichte er die märkische Landschaft und sein Dörfchen. Er war unermüdlich im Lobe des Landlebens und in feierlicher Absage städtischer Etikette.

Während Jördens und Bindemann jetzt als Dichter völlig vergessen sind, wird der Dritte, F. W. A. Schmidt, wohl genannt, aber verspottet. Da seine Verurtheilung in spöttischer Weise von keinem Geringeren als von Goethe ausgesprochen wurde, so ist sie allgemein bekannt und als unumstößlich angenommen. Aber sie bedarf der Berichtigung. Eine solche ist in neuerer Zeit von Kritikern, wie Jakob Grimm und Goedeke, von Dichtern, diesen berufensten Urtheilern in poetischen Dingen, wie Trojan und Fontane, ausgesprochen worden.

Schmidt (1764—1834) lebte in der ersten Hälfte der neunziger Jahre als Prediger am Invalidenhause in Berlin, seitdem als Pfarrer in dem nahegelegenen Dorfe Werneuchen. Er blieb dauernd mit Berlin verbunden und huldigte gern seinen dortigen Freunden. Fern von dem Mittelpunkt der Ereignisse entfremdete er sich nicht den Vorgängen seiner Zeit, sondern widmete dem Neuen lebhaftes Interesse, ebenso wie er die Großthaten der früheren Zeit bewunderte. Seine Vorliebe jedoch war nicht der Stadt, sondern dem Dorfe, nicht den äußeren Vorgängen, sondern dem Innenleben zugewendet: die ihn umgebende Natur, das Leben seines Dörfchens, die stillen Freuden seines Hauses und die lebhaften Empfindungen seines Herzens fanden in ihm ihren Sänger.

Als Nachfolger der idyllischen Poeten des 18. Jahrhunderts pries Schmidt die stille ländliche Ruhe. Nur zwei Momente arbeitete er mehr aus. Das eine ist der Gegensatz wider städtischen Luxus, Lärm und heftiges Gelüste; das andere die bis in das Einzelne und Kleinste gehende Beschreibung der ländlichen Natur. Das erstere führte leicht zu Ungerechtigkeit und Uebertreibung, das letztere zu Kleinlichkeit, die lächerlich werden könnte. Von beiden hielt unser Dichter sich nicht frei. Doch mit gesundem Sinne und löblichem Ausdruck stellte er ländliche Einfachheit der städtischen Prunkliebe und Etikette, Freiheit in der Bewegung dem Zwange, unverdrossen den Körper stählende und den Geist befreiende Arbeit der entnervenden und nicht einmal Freude gewährenden Vergnügungssucht gegenüber. Mit immer neuer Empfänglichkeit beobachtete er das Erwachen der Natur, das Walten der verschiedenen Jahreszeiten, weidete sein Auge am Wachsthum jeder Pflanze und erquickte sein Ohr am Summen jedes Gethiers; die Beschäftigung des Landmanns dünkte ihm der poetischen Verklärung werth, und die ganze Mark, welche bisher kaum einen Dichter gereizt hatte, der Thiergarten und die Jungfernhaide, die Pichelsberge und Tegel, Fahrland und Werneuchen fanden an ihm ihren Sänger. Genügsamkeit und Bescheidenheit, die für seine Dorfverherrlichungen und seine Landschaftsschilderungen charakteristisch sind, kennzeichnen auch seine Liebespoesie. In ihr findet sich kein leidenschaftliches Stammeln, kein eifersüchtiges Wüthen, kein durch kleinliche Bangigkeit erzeugtes Verzweifeln, sondern eine ruhige, freundliche, in den Zeiten des Brautstandes nicht sichtbar erhöhte, während der langen Jahre der Ehe nicht in Kühle verwandelte Neigung. Er war froh im Besitze seiner Gattin, die seine Anschauungen und seine stillen Freuden theilte, und sang seinen Kindern gern Tändelliedchen vor. Als sein Liebchen todt war, das mit ihm „sich ein einsam Oertchen gesucht, wo's heimlich sich kann freuen, von Lärm und Lauschern fern“, da war auch für ihn des Lebens Freude zu Ende, und er dichtete:

Was zurück ich lasse: mit Bedacht,
Wird mir's nach zu höherm Glücke streben.
Was ich konnte, hab' ich fest vollbracht,
Und so nehme Gott dies arme Leben.

Bindemann und Schmidt waren die tonangebenden Dichter ihres Kreises, aber nicht die einzigen. Hochberühmte Namen wird man in der Mitarbeiterliste nicht finden, aber manche tüchtige Männer, die in ihrem Gebiete sich bewährten. Zu ihrer Zahl gehört der Vielschreiber Jenisch, der Etymologe, Alterthumsforscher und Psycholog K. Ph. Moritz, der dänische Dichter und Philosoph v. Brinckmann, Stägemann, der sich später als Staatsmann einen Namen erwarb, von später ziemlich bekannten Dichtern K. Müchler und L. Th. Kosegarten, auch einige auswärtige, wie A. G. Meißner u. A.

Die Themen, welche die Genannten und Ungenannte behandeln, unterscheiden sich kaum von denen, die von den Chorführern angeschlagen wurden. Natur und Liebe sind die Hauptgegenstände, welche von jenen wie von diesen besungen werden.

Der eifrigste Liebesdichter war wohl F. A. v. Stägemann. Man kennt ihn mehr als patriotischen Verherrlicher der späteren Zeit; aber auch seine Liebesgedichte sind einer Betrachtung nicht unwerth.*) Sie sind fast ausnahmslos an Amanda gerichtet, unter welchem Namen er wohl seine spätere Gattin, die gleichfalls dichterisch beanlagte Elisabeth, bezeichnete. Sie sind gut ausgedrückte, leider oft in Sonette gepreßte Klagen über Härte, Freudenausbrüche über Liebeszeichen, spielende und ernste Betrachtungen eines mit dem Alterthum vertrauten Geistes, Darstellungen gewöhnlicher Vorgänge aus dem Leben der Geliebten, die sich von Trivialität möglichst frei halten.

Religion wird in den Gedichten wenig berührt, höchstens um kurz in ganz conventioneller Art ein Zeugniß der eignen Gläubigkeit abzulegen. Polemik gegen Andersgläubige findet sich

*) M. A. 1792, S. 155; M. A. 1794, S. 3, 56, 97, 108, 149, 159; M. A. 1797, S. 123.

gar nicht. Nur einmal werden die Franzosen wegen ihrer Einführung der Vernunftreligion gehöhnt. Der Dichter Agrikola meint ironisch, daß diese Einführung den Franken nicht zur Schande gereiche, „weil die Vernunft in ihrem Lande, sonst keine freie Wohnung hat."*)

Schon diese Stelle zeigt, daß die im Revolutionszeitalter lebenden Dichter die große Umwälzung jenseits des Rheins nicht gleichgültig mitansahen. Bei dieser Betrachtung macht sich eine zwiefache Auffassung geltend. Es gab Aufruhrfreunde auch in Deutschland oder, wie ein gesinnungstüchtiger Poet sich ausdrückte: „Schon vergiftet der Hauch des Aufruhrs Teutoniens Fluren." Diese Freunde, freilich recht gemäßigte, kamen zum Wort. Meist wiesen sie auf die bestehende Ungleichheit, die Bedrückung des Volkes, die Bevorzugung des Adels hin. In einem Nachruf auf den berühmten Hippel heißt es: „Bürgertugenden nur adeln den Bürger der Welt." Als besonders eigenthümlich muß hervorgehoben werden, daß gerade Adlige, Männer und Frauen, das Wort in menschen- und bürgerfreundlicher Gesinnung ergriffen. In einer „Bittschrift eines pommerschen Rekruten an seinen Officier" ließ Fritz Freiherr von Walther und Cronegk den Soldaten klagen:

Warum verfährst du hart mit mir
Und schlägst so auf mich ein?

und ihn, zur Begründung einer besseren Behandlung, die Worte brauchen:

Ich bin des Vaterlandes Sohn,
Ja auch so gut wie du . . . .
Vergiß es nicht, denk immer dran,
Daß Menschen Brüder sind.

Auch andere Zustände mißfielen den Dichtern. Sie beklagten außer dem Mangel an gleichmäßiger Behandlung auch den Mangel an Gerechtigkeit überhaupt. Denn nicht bloß des Witzes

*) M. A. 1795, S. 56. Die sonstigen angeführten Stellen 1791, S. 4; 1797, S. 156; 1792, S. 54fg., 82, 120, 145, 163.

wegen wurde von einem Dichter folgender scharfe Vers gebraucht:

Vor Zeiten trug die Göttin eine Binde,
Jetzt aber ist ihr Antlitz frei,
Damit sie die Dukaten finde
Und noch die Braten nebenbei.

Schlimme öffentliche Zustände wurden aber damals in Deutschland wie in Frankreich der Regierung und den Fürsten schuldgegeben. Schlechte Rathgeber, Schmeichler wurden für manche traurige Folgen verantwortlich gemacht. Wiederum eine Adlige, Susanne von Bandemer, geb. von Franklin, war es, welche in einem Gedichte: „Fehler der fürstlichen Erziehung" darstellte, daß ein junger Fürst Alles gelernt habe und mit den Versen schloß:

Zwei Reisende befragten einen alten Mann
An seinem Hofe: Sagt uns, aber ungeheuchelt,
Was euer Prinz am besten kann?
Gut reiten, sprach er; denn kein Pferd hat ihm geschmeichelt.

Wenn man auch nicht sagen kann, daß die Forderung der Gleichheit und Brüderlichkeit mit ähnlicher Entschiedenheit wie die nach Freiheit laut wurde, so wurden doch Anklänge daran vernehmbar. Als der „eine Mann" d. h. der einzig schätzenswerthe wird einmal der bezeichnet, welcher

Mit Mannes Sinn und Mannes Kraft
Den Unterdrückten Recht verschafft

und die Gesinnung gab sich kund, die wohl als ein gutes Erbe der Aufklärungszeit bezeichnet werden kann, daß eine Sonne Allen scheine, ein Gott für Alle lebe, dem es gleich gelte, welche Schrift von den Menschen für göttlich gehalten werde,

wenn jeder die nur hat,
Die er uns selbst ins Herz geschrieben,
Die Menschen alle brüderlich zu lieben.

Im Gegensatze zu dieser, wenn auch nicht revolutionären, so doch neuerungsfreundlichen Strömung ist eine andere, antirevolutionäre, royalistische bemerkbar. Zur Erregung dieser Stimmung wirkten drei Momente mit: der anererbte Haß gegen

Frankreich, die Furcht, durch die Revolutionsheere angegriffen, ja vernichtet zu werden, die eingewurzelte Liebe zum Königshause. Jener Haß bekundete sich schon durch Ablehnung der französischen Dichtung. Ein Dichter,*) der sich in einer schwerfälligen Ode des antiken Versmaßes bedient, konnte sich nicht entbrechen zu sagen, daß er, während er dem hohen Ziele des Ruhmes zustrebte, „verachtend blickt' auf Galliens Tändeleien". Die Furcht, daß Frankreich seinen Siegeszug immer weiter ausdehnen werde, war in jenen Jahren nicht unbegründet. Es ist anerkennenswerth und bildet einen rühmlichen Gegensatz zur bramarbasirenden Sprache späterer Jahre, daß die Dichter den Feind, der ihnen droht, nicht unterschätzen. So wendet sich einer „an Teutonia" mit folgenden Versen:

Verachte nicht den oft besiegten Krieger!
Er führt ein blank gewetztes Schwert
Für Phantasie und neuen Heerd;
Und würd' er deiner tapfern Heere Sieger,
Zerfleischt' er grausam dich, so wie der Tiger
Die Beute, die sich sträubend wehrt.

Darum betrachtete er es als eine um so ruhmvollere Aufgabe, einen solchen Feind zu besiegen. Zu diesem Zwecke müßten die Deutschen „den Modeprunk pariſischer Sirenen", in welchen sie sich vergafft hätten, aufgeben, sie müßten sich innerlich und äußerlich auf den gewaltigen Kampf vorbereiten. Das Vaterland, so schließt er, „wenn es der Zwietracht Höllenfeuer dämpft, ist des Barden Leier, äonenlang des Nachruhms werth". Von der Unvermeidlichkeit eines gewaltigen Ringens auf Leben und Tod haben die Dichter jedoch keine Ahnung. Daher jubeln sie dem Frieden von 1795 mit Begeisterung zu, wähnend, daß mit diesem Frieden ein Ende aller Zwietracht gekommen sei.

Die Abneigung gegen Frankreich im Allgemeinen und gegen

*) Mehring, M. A. 1795, S. 107 ff. „An Teutonia" von Agricola 1795, S. 111 ff. Die Friedensgedichte von C. F. Köhler, K. Müchler, R. Agricola 1796. Gedichte auf den König, den Kronprinzen, die Prinzessinnen passim. „An den 24. Jan." M. A. 1797, S. 66.

die französische Revolution im Besondern stärkte das monarchische Gefühl und vermehrte die Neigung der Dichter, ihre Treue zum Herrscherhause zu verkünden. Festliche Ereignisse in der Königsfamilie wurden besungen. Man ersieht aus solchen Gedichten, wenn sie auch nicht hervorragende Poesieen sind, daß die Gesinnung, welche diesen Versen zu Grunde liegt, eine freiwillige, wahrhaftige ist. Sie hervorzurufen bedurfte es keines Anstoßes von außen her. Daß aber die Bethätigung dieser Königstreue, mochte sie auch ungeboten dem Herzen des Volkes entstammen, mit einem gewissen Warnungssignal gegen Frankreich versehen wurde, ergibt sich aus folgenden Versen, die einem Gedicht auf den Geburtstag Friedrichs des Großen entnommen sind:

Laßt in weltbürgerlicher Zunft,
Uns jährlich Friedrichs Fest erneuern!
Wir wollen seinen Jahrstag feiern
Als den Geburtstag der Vernunft.

Und es geschah gewiß nicht ohne Absicht, daß man aus dem Nachlasse der Karschin Siegeslieder, die dem siebenjährigen Kriege angehörten, mittheilte, daß man den alten Ramler von Zeit zu Zeit zu einem patriotischen Verse veranlaßte, — die Gedichte sollten vielmehr als Zeugen einer großen Periode dienen, in welcher Preußen der ganzen Welt Trotz geboten und französische Heere niedergeworfen hatte.

So gern die Almanachsdichter sich als Angehörige des preußischen Staats bekundeten, so wenig ließen sie erkennen, daß sie Berliner waren. Wie die meisten Naturschilderungen der Dichter jener Zeit, so hatten auch die Dichtungen im Almanach wenig Gegenständliches. Die paar Gedichte, welche sich mit Berlin beschäftigen, kann man auf diese Stadt nur beziehen, weil der Titel darauf hinweist. Die „Abendempfindungen im Thiergarten bei Berlin“*) könnten auch anderswo empfunden sein; nur der in folgenden Versen stark auftretende Lokalpatriotismus verräth den Berliner:

*) Schrader, Almanach 1794, S. 96 fg.

Mag die Schweiz mit ihrer Schöne prangen!
Könnt' ich froher sein am Genfersee?
Könnt' ich inniger am Jura hangen,
Als am Ufer unsrer stillen Spree?

Auch Berliner Persönlichkeiten wurden verhältnißmäßig selten angesungen. Während die Karschin noch eine Virtuosität darin besaß, zahlungsfähige Gönner anzudichten, scheuten sich die Jüngeren vor solchen Buschklepper-Ueberfällen auf die Börsen ihrer Beschützer. Daher finden sich in den späteren Jahrgängen meist nur Verse auf Gleichstehende. v. Voß gab seinem Entzücken Ausdruck, da er Burmann Klavier spielen hörte oder Th. Heinsius verherrlichte in einem Gedicht an seinen Collegen Köpke die Freundschaft und mahnte ihn zur Tugend.*) Auch wenn J. A. v. Beyer den Minister Mauschwitz feiert, so galt sein Lob nicht dem hochstehenden Beamten, sondern „meiner Seele vertrautestem Freund.“ Nur einmal werden in ausführlicher Weise Berliner Litteraten und Beamte, der genannte Minister, die Häupter der Berliner Aufklärung, Gelehrsamkeit und Kunst gefeiert. Dies geschah in einem Gedichte von S. G. Küster, „der Freundschaftsbund“, das die Schilderung des der Geselligkeit gewidmeten Donnerstagkränzchens und zugleich den Glückwunsch zu dessen fünfundzwanzigjährigem Bestehen enthielt.

In allen diesen Almanachgedichten wog der Ernst vor. Berliner Witz begegnet man selten. Ein Humorist unter den Dichtern war der alte Burmann, der ja wirklich unter Thränen lächelte (vgl. Bd. I, S. 481 ff.). Der Satiriker der dichtfrohen Gesellschaft war Herklots. Er, der viele Jahre hindurch Prologe, Epiloge und Festgedichte für das Königliche Theater dichtete, trat in den Almanachen als Verfasser kleiner, nicht unwitziger Epigramme auf. In diesen spottete er der Frauen und machte sich über manche gesellschaftlichen Unsitten lustig. Er nahm

*) M. A. 1797, S. 77, 156; 1792, S. 1 ff. — Küster M. A. 1791, S. 110—129. Das Gedicht ist auch separat gedruckt. Vgl. Voss. Zeitg. 30. Juli 1890, 1. Beil. S. auch unten S. 176, 200 fg. Burmann M. A. 1794, S. 161 ff. Herklots 1797, S. 44, 85.

manchmal einen Anlauf grob zu werden, gab aber bald den Versuch auf. Seine Satire begab sich niemals auf die bedenklichen Gebiete der Politik und Religion, sondern blieb ruhig auf ebener Erde, wie etwa in dem Gedichtchen „Der Wunderthäter“:

Der Küfer Steffen, ohne Spaß,
Thut nie erhörte Wunder:
Er zapfet aus demselben Faß
Oft Landwein und Burgunder.

Die Almanache, heute so gänzlich verschollen, fanden auch damals weder lauten noch allgemeinen Beifall. Daß einer derselben sogar Censurbedenken erregte, ersieht man aus einem Gedicht „Auf einen Professor in ***, wo dieser Almanach verboten war“.*) Aber selbst diese Reklame nützte nichts. Die Kritik wollte von dem Almanach nicht mit Lob reden. Goethe's oben bereits angedeuteter Spott gegen die „Musen und Grazien in der Mark“ ist bekannt. Minder bekannt, aber nicht minder heftig, waren Kritiken von Schlegel, Tieck, Göckingk und einigen Ungenannten. Auf solche Recensionen zu schweigen war nicht Sache der Angegriffenen. Sie waren wie die meisten nicht durch Lob verwöhnten Dichter übel auf die Kritiker zu sprechen. Den Recensenten überhaupt liebten sie als einen Mann darzustellen, der weder durch Frauenlächeln noch durch Kunstgebilde, weder durch Schönheit der Natur noch durch auserlesene Genüsse irgend welcher Art zu reizen sei, der vielmehr nur befriedigt werden könne, wenn man ihm einen „Meßcatalogus“ bringe. Die Recensenten des Almanachs insbesondere striegelten sie durch ein „Fabelchen: Die Biene und der Esel.“ Darin schilderten sie, wie die Honig sammelnde Biene von dem Esel ausgescholten werde; er könne die Blumen nicht leiden, betrachte nur die Disteln als Konfekt und schreie Jeden schimpfend mit Ja an, der ihm nicht Disteln

*) 1796. S. 70. Der Professor hieß, wie aus den Versen hervorgeht, Hofmann. — Die weiter angeführten Gedichte 1796, S. 145, unterzeichnet X.; Bindemann's Verse 1797. Die vernichtende Recension der Almanache durch Tieck in dessen kritischen Schriften; Schlegel im Athenäum Bd. 3.

reiche. Der Dichter aber beendet seine Fabel mit folgender Moral:

Da thust du recht dran, armer Wicht,
Denn Blumen sind für Esel nicht.

Solche Abfertigung indessen, die von Selbstüberhebung nicht frei ist, kennzeichnet das Wesen dieser Berliner Dichter nicht vollständig. Sie waren nicht unempfänglich gegen das wahrhaft Bedeutende, das zu ihrer Zeit erschien. Schmidt, der durch Goethe Gezüchtigte, soll des Strafenden Gedichte gern gelesen und den Seinen empfohlen haben. Bindemann veröffentlichte „bei Ankündigung der bekannten Zeitschrift“ folgende Distichen, durch die er das gemeinsame Werk der Dioskuren sympathisch begrüßte:

An die Horen.

O willkommen bei uns, ihr langsam wandelnden Horen,
Bringet die griechische Zeit gütig uns wieder zurück!
Führt uns den blumigen Pfad! wir stiegen auf Klippen der Staatskunst,
Irrten in des Systems finsterer Krümmung umher.
Windet der Menschheit Kranz! — Noch blühen am Hügel die Rosen,
Und es reichen sie euch eure Geweiheten zu.

Durch solche Ahnung eines Höhern, durch solche neidlose Anerkennung einer neuen Zeit, die sich vorbereitete, erwarben unsere Dichter das Anrecht, Beachtung zu fordern und aus der Zahl ehrwürdiger Antiquitäten erhoben zu werden.

Ein Taschenbuch ganz besonderer Art ist das von Karl Müchler herausgegebene „Berlinische Taschenbuch der Toilette, geschrieben auf 1796“ mit einem hübschen Kupfer von Jury. Seine litterarischen Beiträge, durchaus für die Frauenwelt bestimmt, preisen das häusliche Leben, die glückliche Liebe, die Vernunft, welche sich mit Schönheit paart, ohne letzterer den Vorzug zu geben. Es geizte freilich nicht nach Originalbeiträgen, sondern druckte ruhig ein Gedicht Bürger's nach, gab eine Uebersetzung aus dem Englischen und stellte in der Rubrik „für Stammbücher“ neben manchem Eigenen vieles Angeeignete zusammen, z. B. auch Goethe's „Edel sei der Mensch“ und ähnliche schon damals beliebte Sprüche. Seinen praktischen Zweck

bekundete es durch Einnahme- und Ausgabe-, Wasch-, Gewinn- und Verlust-Tabellen für das ganze Jahr, die etwa die Hälfte des ganzen Büchleins einnehmen. Schade, daß in dem Exemplar, das mir vorliegt, die kleinen Pergamentblättchen, die in der Waschtabelle stehen, nicht ausgefüllt sind; man könnte sonst hübsche Schlüsse auf eine Berliner Haushaltung jener Zeit ziehen. Im Allgemeinen sind die zum Gebrauch dienenden Gegenstände wohl dieselben wie heutzutage; nur dürften „Waschschuhe" für Kinder seltener geworden sein, „Untermützchen" und „Pohlröcke" für Kinder bedürften einer Aufklärung. Unter der „Damenswäsche" gemahnen „Rondo, Kontuschen, Kornetten" an eine entschwundene Zeit, auch „Kamisöler" dürften sich heute nicht mehr finden; kein Mann trägt heute wohl mehr „Kolrets" und „Vorärmel", und ob man jetzt noch einen Schlafrock zur „Männerwäsche" rechnet, erscheint mindestens zweifelhaft.

Als selbständiger Lyriker, der sich am besten den Almanach-Dichtern anreiht, verdient Franz von Kleist hier einen Platz. Franz Alexander von Kleist, geboren 24. December 1769 in Potsdam, früh Officier, verließ bald den Soldatenstand, lebte seit 1790, wenn auch nicht dauernd, in Berlin und starb 1797.*) Er begann damit, Schiller, dem er äußerlich so ähnelte, daß noch in neuester Zeit sein Bild für das des großen Dichters gehalten wurde, zu widerlegen, indem er dessen „Göttern Griechenlands" das „Lob des einzigen Gottes" entgegensetzte, schrieb patriotische Schriften und versuchte sich in Epen, Dramen und auf dem weiten Gebiete der Lyrik. Man thut ihm zu viel Ehre an, wenn man ihn wegen einiger nicht unkräftiger Verse auf Mirabeau mit seinem Namensvetter Heinrich von Kleist zu-

*) Zwei neuere Monographien von Ackermann und Schwering, Berlin 1892. B. Schulze, Nord und Süd, 1893, vgl. Goedeke 5, 458. Hohe Aussichten der Liebe, 1791; Glück der Liebe, 1793; Glück der Ehe, 1796; alle 3 bei Vieweg, Berlin; zusammen: Liebe und Ehe in drei Gesängen, Berlin 1797, bei demselben; Zamori oder Philosophie der Liebe, 1793; Sappho 1793 bei Voß; Vermischte Schriften 1797. Sämmtliche schöne Originaldrucke in der G. L. St.

sammenstellt und ihn über Grillparzer erhebt, weil dieser in seiner dramatischen Bearbeitung desselben Stoffes „Sappho" manche Berührung mit dem Vorgänger zeigte, bei der dahingestellt bleiben mag, ob sie wirklich als Plagiat oder nur als Benutzung derselben gemeinsamen Quelle angesehen werden muß. Jedenfalls war Grillparzer nicht so geschmacklos, dem Werke eine gelehrte Vorrede von beinahe 50 Seiten und eine fast ebenso lange Nachrede über dramatische Dichtkunst beizugeben. Kleist war ein liebenswürdiger Dichter. Seine Schriften erfreuen noch heute als Meisterwerke der Typographie und durch herrliche Stiche nach Jury und Catel's Zeichnungen von Bolt und Bollinger gestochen. Die Originalausgabe der Sappho ziert ein Stich Chodowiecki's. Leben und Dichten war bei Kleist nur eins. Die Geliebte, die er in jungen Jahren heimführte und deren Bild er manchen seiner Dichtungen voranstellte, blieb die Göttin, der er zeitlebens huldigte. Die „hohen Aussichten der Liebe" und deren Fortsetzung „Glück der Liebe" und „Glück der Ehe" sind trotz des fremden Namens „Minona" und trotz vieler Anspielungen auf das Alterthum ihr gewidmet. Es sind wohlgeglättete Verse, mit viel Pathos, schrecklichen Uebertreibungen und manchen entsetzlichen Reimen, voll Tugendsalbaderei und etwas philisterhafter Lobpreisung des Hymen, der als Schöpfer der Menschlichkeit und Staatengründer mit unnöthiger Polemik gegen Rousseau gepriesen wird. Freundschaft und Liebe waren auch die Götter, die er in seinem langen, vielleicht in den Xenien verspotteten Epos „Zamori" besang, einem Epos, das wegen seiner mühevoll gearbeiteten, des Wohlklangs nicht entbehrenden Stanzen — 529 sind freilich eine arge Zumuthung — Achtung verdient, die Nachahmung Wieland's aber zu deutlich an der Stirne trägt, ohne dessen leichte Anmuth und heitere Ironie zu erreichen. Es ist von lyrischen Partien mehr als billig durchzogen, verbrämt die sehr dürftige Handlung mit allzu langen Reflexionen und gelegentlichen Anspielungen auf zeitgenössische Vorfälle und Thorheiten. Verherrlichung der Tugend und Verkündung der Auf-

klärungsideen tritt auch hier hervor, und daß gelegentlich Friedrich der Große vorkommt, darf bei einem Kleist nicht wundernehmen. Seine Beziehungen zu Zeitgenossen, sowohl Dichtern als Politikern und Kriegern, schildert er am besten in seinen Oden und Liedern, die in den „Vermischten Schriften" gesammelt sind: neben lahmer Verspottung von Goethe's Elegien eine Lobpreisung Gleim's, neben einer Chronik des Jahres 1790, die gereimten Zeitungsberichten ähnlich ist, prosaische und poetische Verherrlichungen Herzberg's. Sein „Denkmal deutscher Dichter in drei Gesängen", vielleicht durch Bodmer veranlaßt, athmet streng loyale Gesinnung und ist von einer rührenden Kritiklosigkeit. Gegenüber dem Lob der Mittelmäßigkeit aller Zeiten und Orte wirkt ordentlich erhebend die Verherrlichung Lessing's, so schlecht auch die folgenden Verse sind:

O, wann könnte Deutschland dich vergessen,
Der du mehr als Hellas' Dichter bist,
Ehrfurchtsvoll wird dich der Forscher messen,
Der einst stolz Thuiskon's Größe mißt.

Die Gerechtigkeit, mit welcher der ehemalige Gegner Goethe's und Schiller's diese beiden Großen zu würdigen versucht, macht einen guten Eindruck, obgleich die Lobverse auf Goethe nicht viel enthusiastischer sind als die auf Eschenburg und Meißner, mit denen sie umrahmt sind. Die Huldigung seines Herzens jedoch gewährte er Wieland, Gleim und seinem Namensvetter, dem Heldendichter Ewald von Kleist; gleich ihm den Doppellorbeer des Kriegers und Poeten zu erringen war der Traum seines kurzen Lebens.

Die Romanlitteratur jener Zeit ist außerordentlich zahlreich. Wollte man alle Romane besprechen, die damals in Berlin gedruckt wurden, so könnte man viele Bogen füllen. Doch muß es hier genügen, auf einzelne wenige besonders beliebte Arten hinzuweisen.

Zunächst auf den Familienroman, der in J. J. Engel*)

*) Ueber Engel siehe unten Kapitel V. Eine wirkliche Biographie existirt nicht. Der Artikel in der A. D. B. ist dürftig. Bibliographisch genau Goedeke Bd. V, 473 ff. Für Lorenz Stark ist eine Ausgabe von Joseph Kürschner in Spemann's Collection hinzuzufügen. Die typographisch glänzend ausgestattete Ausgabe seiner Werke, Berlin 1801—6, 12 Bde., Mylius'sche Buchhandlung, zeigt Engel's Beliebtheit am Anfang dieses Jahrhunderts. Das ungünstige Urtheil Goethe's (17. December 1795) und Schiller's (23. December) ist mir wohlbekannt.

seinen Vertreter fand. Der Roman „Lorenz Stark", den man nicht mit Unrecht ein Lieblingsbuch unserer Großväter genannt hat, ist ein Buch, das wie mit einem Schlage eine abgelebte Zeit vor uns hinzaubert. Es wurde in der vornehmsten Zeitschrift jener Zeit, „den Horen", zuerst veröffentlicht 1795, obwohl es fast 30 Jahre vorher begonnen worden sein soll, und ist nur in wenigen Einzelausgaben verbreitet. Es ist keine aufregende Geschichte, sondern ein gut erzählter, man könnte sagen alltäglicher Vorgang, ohne sonderliche Intriguen. Die Sprache in ihrer ruhigen durchsichtigen Klarheit, in ihrer kunstlosen Kunst erinnert an Lessing, die vorgetragenen Anschauungen sind durchaus die der Aufklärungszeit. Der Verstand herrscht entschiedener darin als die Phantasie. Man möchte es mehr zur didaktischen als zur epischen Prosa zählen. Liebe und Bekenntniß der Wahrheit, Einfachheit der Lebensführung, Schlichtheit im äußeren Auftreten, ernste und gewissenhafte Pflichterfüllung wird gelehrt. Die Gestalten, die in dem Buche auftreten, sind die Bewohner eines einfachen Bürgerhauses, das Ganze athmet die tüchtige, ehrenfeste Bürgerlichkeit, das patriarchalische, gute, wohlgeschmückte Wesen unserer Vorfahren. Engel wollte, wie man sagt, in dem Hauptheldeu seinen Großvater schildern. Man könnte meinen, daß auch andere Personen aus Berliner Bürgerkreisen ihm bei der Zeichnung vorschwebten. Das Ganze ist weniger eine Erzählung als eine Charakterstudie, denn daß der junge Stark schließlich die Wittwe Lyk heimführt und den Starrsinn des Vaters besiegt, könnte mit wenigen Worten erzählt werden. Die Hauptsache ist die Charakteristik des Vaters und des Sohnes. Alte und neue Zeit treten einander in diesen beiden Personen entgegen: der erstere, der verständige menschen-

freundliche, großmüthige Mann „mit den ernsten Falten des Sittenrichters und dem heimlichen Lächeln des Spötters", der nichts kennt als Arbeit und Wohlthun, aber auch die Belohnung für seine gute Thaten einheimsen möchte durch lautes Lob und stille Achtung, und der die Welt nach seinem Muster umzuschaffen geneigt ist, der letztere, dem Vergnügen nicht abhold, auf eine elegante äußere Erscheinung bedacht, überzeugt von seinem Werth und empört darüber, daß der Alte ihm nicht die verlangte Schätzung angedeihen läßt, von diesem seinem Trotz und manchen Jugendstreichen jedoch durch die Liebe geheilt. Mit feinem Humor werden die kleinen Schliche erzählt, welche Frau, Schwiegersohn und Tochter unternehmen, um den Alten zu bekehren und den Sohn zu modeln. Mit einem Geschick, das den erprobten Frauenkenner verräth, werden drei weibliche Charaktere plastisch geschildert: die schwache Alte, die trotz aller Liebe unter dem Joche des Eheherrn seufzt, die schalkhafte, thätige, entschlossene Tochter, die vor einer kleinen List nicht zurückschreckt, endlich die Liebhaberin, eine junge Wittwe, die in ihrer ersten Ehe durch die Verschwendung ihres Mannes viel litt, erfolglos dagegen ankämpfte und doch als hauptschuldig an diesem tollen Treiben und dessen üblen Folgen betrachtet wurde. Die Scene, in welcher diese Frau durch Stark's Tochter zum Bekenntniß ihrer Liebe für den Bruder genöthigt werden soll, ist von entzückender Anmuth. Es ist schade, daß solche Bücher, die das Behagen des Kleinlebens, die Tüchtigkeit thätigen Wirkens, die Freude am Dasein in beweglicher Rede, mit liebenswürdigem Humor, ohne Effecthascherei und ohne Sentimentalität schildern, heute so gänzlich verschollen sind.

Das klassische Beispiel für den autobiographischen Roman bot Karl Philipp Moritz*). Dieser vielseitige, schon mehrfach er-

*) Vgl. über M. Bd. I, S. 399fg., 546, 598. Der Roman „Anton Reiser", ein psychologischer Roman, 4 Theile, Berlin 1745—90. Neudruck in den deutschen Litteraturdenkmalen XXIII. Heilbronn 1886. Der 5. Theil von Klischnig, 1794, verdient nicht mehr den Titel psychologischer Roman.

wähnte Mann, Archäolog, Sprachforscher, Pädagoge, Philosoph, der in die Tiefen der Mystik hinabstieg, wurde auch Romanschreiber. Nicht weil er Lust am Fabuliren hatte, sondern weil er das Bedürfniß fühlte, das, was er erlebt und gelitten hatte, Andern zu erzählen. Dieses Bedürfniß wurde verstärkt durch das Streben, Andere zu belehren, und durch den Drang, sich über seine eigene Entwickelung klar zu werden. Daher könnte man das Werk ebenso gut einen pädagogischen Roman nennen wie einen psychologischen, welchen letzteren Titel der Autor wählte. Es ist kein Meisterwerk, vielmehr läßt die Komposition Manches zu wünschen übrig. Viele Wiederholungen machen einen üblen Eindruck, die Zusammenstellung unnöthiger Dinge ermüdet und absichtliche Unklarheiten, wie die nur durch Anfangsbuchstaben angedeutete Bezeichnung von Männern und Städten verwirren den Leser. Allen diesen kleinen Mängeln aber stehen große Vorzüge gegenüber. Die unbedingte Wahrheitsliebe, die für große Dinge aus dem schlichten Ton der Erzählung sich ergibt, aber selbst in geringfügigen Kleinigkeiten durch Zeitgenossen, wie Reichardt und Iffland bestätigt wird, sodann die Schilderung des niederen Volks, des Handwerkerstandes, in dem der nach Höherem strebende und zu Höherem bestimmte Knabe sich abplagen muß, endlich aber, und dies ist die Hauptsache, die künstlerische Vorführung der Entwickelung eines Menschen, der nicht bloß in der Sturm- und Drangperiode der deutschen Litteratur lebte, sondern seine eigene Sturm- und Drangzeit durchmachte. Denn es ist nicht die Geschichte seines ganzen oder des größeren Theils seines Lebens; der Frühverstorbene — er erreichte nur ein Alter von 36 Jahren — gab vielmehr nur Schilderungen seines Jugendlebens bis 1776. Den an äußeren Vorgängen reicheren Theil seines Lebens: die italienische Reise, das dortige Zusammenleben mit Goethe, die Berliner Zeit darzustellen unterließ er wohl absichtlich, theils, weil er Unangenehmes über sich selbst und Widriges über einflußreiche Persönlichkeiten hätte sagen müssen, theils, weil er grade durch den Umgang mit Goethe völlig aus der Stimmung

jener dargestellten Zeit herausgerissen war. Jenes Lebensbruchstück, das Moritz veröffentlichte, war erfüllt von leidenschaftlicher Liebe zu Litteratur und Theater. Daneben spielt das religiöse Leben eine große Rolle. Der Autor schwankte zwischen Mysticismus, Lebensüberdruß und Wollust des Schmerzes. Er war erfüllt von tiefer melancholischer Stimmung, die durch einsame Spaziergänge, Kirchhofsbesuche verstärkt und bis zu Selbstmordversuchen gesteigert wurde. Der Eindruck der Dichtungen des 18. Jahrhunderts auf sein empfängliches Gemüth war so groß, daß er für Poesie fast unterschiedslos schwärmte. Aber von mächtigstem Einfluß wurden Shakespeare und die Leiden des jungen Werthers; die Darstellung dieses Einflusses bildet den Höhepunkt des Buches. Einer Nachahmung von Goethe's Dichtung galten wiederholte Versuche, die Moritz seine Unfähigkeit dichterischer Gestaltung deutlich zeigten. Doch stak die Werther-Stimmung so fest in ihm, daß sie sich bis aufs Aeußerlichste erstreckte, ja daß sie in ihm den sehnlichsten Wunsch erzeugte, in der Nähe des Gefeierten, wenn auch als sein Bedienter zu leben. Als schwer arbeitender und wandernder Handwerksbursche, als Gymnasiast in Hannover, als Student zu Erfurt wurde Moritz von der Sehnsucht nach dem Theater gepeinigt und erhoben, mannigfache Versuche Schauspieler zu werden, schlugen fehl, und der Autor entläßt uns mit der Scene, wie Reiser nach Leipzig kommt, um in ein dortiges Theater einzutreten, zu seinem Schmerze jedoch erfährt, daß der Direktor mit der Kasse durchgebrannt ist. Das Buch ist das wahre Bekenntniß eines strebenden Menschen, der seine Fehler freilich etwas vergrößert, wenn nicht gar sich Laster andichtet, frisch geschrieben, lebhaft empfunden, „Zeugniß idealer Gesinnung und realer Anschauung. Vorführung eines Zeitbildes und Ausmalung von Stimmungen und Zielen, die bei den Strebenden aller Zeiten sich wiederholen könnten." Daher gewährt das Buch den großen Vortheil, daß der Leser, der mitfühlend die Geschichte des Helden verfolgt, das Bewußtsein hat, daß der irrende Knabe nicht dem Untergange geweiht sein kann, sondern bestimmt ist, zum vollreifen Mann sich zu entwickeln.

Diesen beiden Hauptarten des Romans, dem autobiographischen und dem Familien-Roman, dessen Vertreter auch in der allgemeinen deutschen Litteratur mit Ehren genannt werden, schließen sich speziell Berlinische an, die nur eine örtliche und zeitliche Berühmtheit besaßen, heute aber gründlichst vergessen sind. Dies gilt in erster Linie von dem rührenden weinerlichen Roman, dessen Hauptautor, Lafontaine, in Berlin vielleicht seine getreueste Gemeinde fand (vergl oben S. 36). August H. A. J. Lafontaine 1758—1831, seit 1791 als Erzähler thätig, schrieb eine große Bibliothek zusammen. Ursprünglich folgte er den Bewegungen der Zeit, berührte die pädagogischen Streitigkeiten und entnahm den Revolutionsbewegungen seine Stoffe, ohne freilich die Blutscenen und die wirkliche Revolutionsgeschichte zu berühren. Dann ahmte er jeder Moderichtung, auch den Räuber- und Ritter-Romanen nach, bis er zuletzt rein ins Schablonenhafte gerieth und die gleichgültigsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben behandelte. Nur eins bewahrte er bis zuletzt, die Aufklärungsgedanken, die Lobpreisung der Tugend und den Kampf gegen Standesvorurtheile. Seine gelehrte Bildung suchte er beständig durch die Einfügung philosophischer Brocken und gelegentliches Vorbringen gelehrter Untersuchungen zu bekunden. Seine Erzählungen machen aber auf den, der verurtheilt ist, sie zu lesen, den Eindruck vollendetster Talentlosigkeit. Er arbeitete mit den gröbsten Mitteln und pflegte nicht einmal seinen Stil. Er machte selten einen Ansatz zur Beschreibung der Gegenden und Menschen oder zur Charakterschilderung. Dem Zufall wies er die wichtigste Rolle an. Die Liebe ließ er fast immer beim ersten Anblick entstehen und Mann und Weib in Verzückung setzen. Mit Vorliebe behandelte er sittliche Verirrungen, vermied es aber trotz seiner priesterlichen Nachsicht gegen menschliche Schwächen, mit einem gewissen technischen Geschick in Frivolität zu gerathen. Seine Hauptfähigkeit bestand in weiner-

licher Rührseligkeit, sodaß er bei den Romantikern, obwohl Einzelne aus ihrem Kreise mit ihm gut bekannt waren, nach seinem eigenen Namen die Bezeichnung des „Wassermanns" trug. Merkwürdiger Weise entging er dem Strafgericht der Xenien. Seine Leser waren in ganz Deutschland zerstreut, und man darf sagen, daß er Jahrzehnte hindurch besonders bei Frauen und Mädchen Lieblingsautor war. Die größte Gemeinde fand er aber in Berlin, wo ein Haupttheil seiner Schriften in Einzel- und Gesammtausgaben in wiederholten Auflagen erschien, und wo persönliche Freunde und bezahlte Buchhändlerknappen für Ausbreitung seines Ruhmes sorgten.

Als spezielle Berliner Eigenthümlichkeiten mögen jedoch, abgesehen von den gänzlich belanglosen Klatschgeschichten, die in Wochen- und Monatsschriften dem lesehungrigen Publikum verabreicht wurden, einzelne eigenthümliche Produkte angeführt werden.*) Zunächst das Werk eines frühreifen Mädchens, Sophie Helmine Weger (später verehelichte Wahl), die, in Berlin geboren, 15jährig, den Roman „Emiliens Reise nach Paris oder die Macht der Verführung" schrieb, in dem die Zurückführung einer Verirrten zur Tugend dargestellt wurde. Sodann „Orientalische Gemälde" (1802) von Saul Ascher (1767—1822), der auch sonst mannigfach, nicht immer zu seinem Ruhme, litterarisch thätig war. Sein Werk verdient weniger wegen seines Werthes eine Hervorhebung, als wegen der Berücksichtigung, die dem damals grade in Berlin sehr großen jüdischen Lesepublikum zu Liebe von einem Schriftsteller jüdischen Glaubens einem orientalischen Stoffe gezollt wurde. Doch handelt es sich hier mehr um orientalische Namen, als um wirklich östliches Colorit. Die Geschichten, die Ascher möglicherweise aus Quellen des Orients zusammenstellt, wollen nicht etwa Haremsgeheimnisse verrathen und Zuchtlosigkeit empfehlen, sondern — übrigens in ziemlich

*) Vgl. Goedeke, der auch für das Vorige zu vergleichen ist, V, 476, 480, 517.

ungeschickter Darstellungsweise und mit seltsamen Stilhärten — die Wahrheit verherrlichen, Anspruchslosigkeit preisen und die traurige Lehre verkünden, daß das Leben Anstrengungen und Verdienst nicht immer nach Gebühr belohne. Ja, der Autor scheint soweuig im Osten zu beharren, daß er deutsche, vielleicht sogar Berliner Zustände satirisch streift und in dem „goldenen Bruchstück" — der Lehre eines Philosophen, bei deren Anhören der Landesfürst in einen tiefen, langersehnten Schlaf fällt — möglicherweise eine Persiflage der Fichtischen Philosophie versucht hat.

Als Vertreter der Berliner Sitten — oder, was damals und später ziemlich dasselbe sagen wollte, Unsittenromans, mag Joh. Ch. Siede 1765—1806*) gelten, der in angesehener Stellung viele Jahre in Berlin lebte und später das, was er durch erotische Schriften gesündigt hatte, durch erzieherische Arbeiten zu sühnen suchte. Seine Romane sind, wenn man die übrigen nach „Emilie Sterner" beurtheilen darf, jammervolles Lesefutter. Ab und zu findet sich in ihnen zwar ein Ansatz zur Charakteristik und Naturschilderung, aber meist herrscht die Lust an abenteuerlicher, wildbewegter, romanhafter Erzählung vor, in der Kinderraub und Vergiftung eine Hauptrolle spielen, Darstellungen idyllischer Unschuld mit rührseligen Declamationen abwechseln, hauptsächlich aber grobsinnliche Scenen mit cynischem Behagen ausgemalt, Verführungs-, Ehebruch- und Mätressen-Geschichten trotz scheinbarer moralischer Entrüstung mit vielen schlüpfrigen Einzelheiten dargestellt werden.

Auch die in ganz Deutschland beliebten Spitzbuben- und Räuber-Romane waren in Berlin durch eine Abart vertreten. Rambach bearbeitete theils allein, theils das früh entwickelte Talent einiger Schüler, wie Tieck und Bernhardi, mißbrauchend, in „Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniff-Genies"

*) Vgl. unten 3. Kap. Fehlt in der A. D. B. Goedeke V, 517. Von den dort angeführten Romanen habe ich mir nur „Emilie Sterner" 2 Bde., Berlin 1793, verschaffen können.

(Berlin 1790—91, 2 Bände) die Geschichte des bayrischen Hiesel, in der er den plumpen Räuber und Wilddieb wie einen herrlichen Helden behandelte, und stellte in dem Buche „Die eiserne Maske“ (1792), einer schottischen Geschichte, die schaurigen Erlebnisse eines an düsterster Verstimmung Leidenden dar.

Der humoristische Roman fand in Langbein seinen Vertreter. Sein „Thomas Kellerwurm“ (Berlin, Schüppel 1806), um das beste Erzeugniß dieser Gattung zu kennzeichnen, ist die Geschichte eines adligen Dickwanstes, der eigentlich zu nichts zu brauchen ist, der sowohl sein väterliches Vermögen, als manche andere ihm durch Erbschaft zufallende Summen verschwendet, als Kadett, Referendar, Kammerjunker, Major, zuletzt als Oberküchenmeister durch seine Faulheit, Feigheit und Freßsucht übel besteht, jüngeren Mädchen durch Galanterie, alten Jungfern durch Frömmelei zu gefallen sucht und sich von ihnen ernähren läßt, bis er sich schließlich als Sammler zu einem Luther-Denkmal aufspielt und dabei, vom Schlage gerührt, stirbt. Der Roman, der mit Vorliebe in kleinen Städten und an kleinen Höfen spielt, ist gut erzählt und gewährt auch heute noch eine nicht ermüdende Lektüre. Langbein hebt die Lächerlichkeiten, insbesondere der kleinen Höfe, gut hervor, verweilt auch einmal bei Berlin, wobei dessen thätiges Leben gelobt und ein verunglückter Gang durch die Friedrichstraße, ebenso wie eine nicht minder verunglückte Stellwagen-Parthie nach Charlottenburg beschrieben werden. Es ist höchst ergötzlich, den Romanhelden auf allen seinen Fahrten zu begleiten, um so mehr, als der Autor nicht sparsam ist mit seinen satirischen Ausfällen, in denen er die Romantiker als Lobredner der Faulheit und als Sonettisten, die Gleichheitsschwärmer und übertriebenen Puristen, die Aufklärer und die übermäßigen Bevorzuger des Adels in gleicher Weise bedenkt, mit besonderer Vorliebe aber bei Gall und der Schädellehre verweilt, einmal z. B. in recht amüsanter Weise das Gehirn seines Helden auf die Organe der Kochkunst untersuchen läßt (s. S. 9, 16, 90, 60, 142, 166, 251, 289 fg., 305 ff.).

Den Durchschnitt des den Berlinern gebotenen Romanlesefutters bezeichnet das Journal der Romane.*) Außer je einem vier- und einem zweibändigen Roman waren es meist kürzere Erzählungen, auch ein Band Märchen; die wenigsten von allen waren Originalarbeiten, z. B. von der schreibfertigen Gattin des Verlegers (vgl. Bd. I, S. 566 fg.), die bei weitem meisten Uebersetzungen, von denen zwei, nicht werthvoller als die übrigen, dadurch litterarisches Interesse erregen, daß sie von Charlotte von Schiller herrührten und sich vielleicht der bessernden Hand Schillers zu erfreuen hatten.

Die schöne Litteratur jener Epoche bietet weder ein einheitliches noch ein erfreuliches Bild. Es war keine Zeit des Aufschwungs und der Vollendung, sondern des Sinkens. Berlin zehrte an altem Ruhm. Um mit den Stätten konkurriren zu können, wo eine die Welt mit ihrem Glanz erfüllende Litteratur sich gestaltete, bedurfte es einer gründlichen Erneuerung von innen heraus.

*) Berlin bei Unger 1800—1802. Mir sind 11 Bände bekannt. — Ueber das von Charlotte von Schiller herrührende vgl. Schiller und Cotta, S. 353.

Drittes Kapitel.

Unterricht und Wissenschaft.

An die Errichtung neuer großer Lehranstalten wurde in jenem Zeitraum nicht gedacht. Wohl aber erfolgte i. J. 1797*) für das gesammte Schulwesen des Staats, also auch Berlins, eine tabellarische Aufnahme. Ueber den äußern und innern Zustand wurden die genauesten Angaben gefordert und ertheilt: über Zahl der Klassen und Schüler, über die persönlichen und ökonomischen Verhältnisse der Lehrer, über deren Lehrmethoden, über die Schulsammlungen, über Beneficien der Schüler, über deren Prüfung und Zuchtmittel.**)

*) G. St. A. R 76, 546.

**) Einzelnes aus den Berichten über die Realschule soll hier mitgetheilt werden. Die Schule hatte (1799) 6 Klassenzimmer, 11 Klassen, 987 Schüler. Die Realschule zerfiel in 3 Abtheilungen: in ein Pädagogium, eine Kunst-, eine Handwerker- oder deutsche Schule. In der ersten ward der fremdsprachliche Unterricht bevorzugt, in der zweiten der technische, in der dritten der elementare; viele Fächer waren allen drei Abtheilungen gemeinsam, nur die Lehrart verschieden. Mit der Schule war eine Pensionsanstalt verbunden, in der verschiedene Stufen, in Bezug auf Essen und Wohnung, unterschieden wurden: die der obersten zahlten für Essen, Wohnung, Bett, Heizung, Beleuchtung, Schulreinigung, Tinte $65^1/_2$, die der untersten 30 Thlr. vierteljährlich; dazu kamen für jeden jährlich noch etwa 7 Thlr. Weihnachts- und Trinkgelder. Die Sammlungen umfaßten Geometrie, Mechanik, Aërometrie, Hydrostatik und Hydraulik, Maschinen oder Modelle zu solchen, für Hydrotechnik, ferner Bergbau, Hüttenwesen, beschreibende Naturwissenschaften, Physik, Astronomie, Chronologie, Geographie, Oekonomie, Manufaktur, bürgerliche und Kriegs-Baukunst, Numismatik, Physiologie und Archäologie. Den Lehrern war besonders zur Pflicht gemacht, „durch einen wahrhaft gottseligen Wandel den Schülern vorzuleuchten". Unterricht wurde täglich

Die Entwickelung der früher genannten Gymnasien und höheren Lehranstalten braucht nicht im Einzelnen verfolgt zu werden, da tiefgreifende Aenderungen nicht eintraten. Doch mag darauf hingewiesen werden, daß die ältere Generation von Lehrern und Leitern dahinging; Meierotto starb 1801, Fr. Gedike 1803. Von dem Nachfolger des Letzteren muß später noch die Rede sein.

Einen Augenblick schien es, daß das Wöllner'sche Regiment den Schulen von Neuem drohte. Am 9. Sept. 1803*) wandte sich das kurmärkische Oberkonsistorium an den König mit der Klage, daß in den Berliner Gymnasien die Religiosität nicht genug gepflegt werde. Grund zu solcher Klage gaben die allgemeinen Erfahrungen der Konsistorialräthe, im Besonderen aber eine Beschwerde des Hofpredigers F. Stosch, 1750—1821, des reformirten, litterarisch nur durch einige Predigten bekannten Ephorus des Friedrich-Werderschen Gymnasiums. Dieser hatte in einer Eingabe vom 23. Juni die traurigen Zustände jenes Gymnasiums überhaupt gerügt, vornehmlich aber sich darüber beschwert, daß in ihm nicht genug auf Religion und Religions-

(natürlich außer Sonntags) von 7—11, 2mal von 11—12, 4mal von 2—6 ertheilt, d. h. 42 Stunden wöchentlich. Zu diesem Unterrichte gehörte weder Turnen noch Singen, noch Schreiben, vielmehr wurde gelehrt: Französisch (9), Latein (3), Deutsch (3), Englisch (2), Mathematik (8); die übrigen Stunden vertheilten sich auf Religion, Naturwissenschaft, Zeichnen, Geographie, Geschichte, Buchhaltung. (Im Friedrich Wilhelms-Gymnasium waren nur 36 Stunden, täglich von 7—11 und 4mal von 2—5, wo in drei französischen (4), drei griechischen (3), vier deutschen (2), fünf lateinischen Klassen (8 Stunden) gelehrt wurde.) Die Stunden begannen sechs Minuten nach dem Schlage. Bei Bestrafungen wurden die Lehrer daran erinnert, daß sie nicht das Amt eines strafenden Richters, sondern eines züchtigenden Vaters verwalteten. Die Stundenmasse war und blieb in allen Berliner Schulen dieselbe. Erst 1809 erinnerte Humboldt in einem Schreiben an Sack mit Rücksicht auf das Berlinische Gymnasium: „Vielleicht wird doch eine Verminderung der Lectionen nöthig sein, weil, soviel der unterzeichneten Section bekannt ist, die Kinder in den unteren Klassen mit Lehrstunden gar zu sehr besetzt sind und von der Masse der Lehrgegenstände fast obruirt werden."

*) G. St. A. R. 76, I, 497, 499, 509 Vol. 2.

kultus gehalten werde. Das Zutreffende einer derartigen Beschwerde wies zwar der damalige Rektor F. L. Plesmann (1755 bis 1807, der nur mit ein paar Programmen an die Oeffentlichkeit trat) von sich und seinen Kollegen ab, gab jedoch zu, „daß vielleicht einige ehemalige Lehrer jenen Ruf veranlaßt hätten." Der Hofprediger dagegen warf den Lehrern Lauheit, Ueberhebung über die Prediger vor, leugnete, daß er bei solchen Angaben von Parteilichkeit und Priesterarroganz getrieben werde und faßte seine Meinung in dem Satz zusammen: „Ich für mein Theil kann mir die Ueberzeugung nicht nehmen, daß in den Schulen eine nicht unbedeutende und nicht zu übersehende Quelle der Nichtachtung der Predigergeschäfte fließt."

Die Klage des Consistoriums wurde an das Ministerium gebracht. J. E. v. Massow, als Vorsteher des Oberschuldepartements Wöllner's Nachfolger, erließ an das genannte Gymnasium (14. Okt. 1803) und an die beiden anderen Berliner höheren Lehranstalten eine Verfügung zur Steuer des „immer allgemeiner werdenden Geistes der Lauheit für Religion und deren Cultus." In ihr verlangte er 1. Wiederaufnahme des Klassen-Gebetes und Gesanges am Anfang des Unterrichts; 2. regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes und Befragen der Schüler nach der letzten Sonntags-Predigt; 3. ehrfürchtige Gesinnung bei der alle halbe Jahre stattfindenden Abendmahlsfeier; 4. Frömmigkeit der Lehrer, die sich auch in ihren Vorträgen zu bethätigen habe; 5. stärkere Hervorhebung des Dogmatischen im Religionsunterricht, statt des Historischen. Auf dieses Schreiben ist nur die Antwort des grauen Klosters erhalten, das nach Gedike's Tod ohne Leitung war. Es ist von G. L. Spalding verfaßt (1762—1811), dem Sohne Joh. Joachims (Bd. I, 336 fg.), einem tüchtigen, besonders durch seine Quintilian-Ausgabe sehr verdienten Lehrer, und von vortrefflichen Männern, die als Alterthums-Sprachforscher, Pädagogen und Patrioten einen hohen Rang einnahmen, Heindorf, Heinsius, J. F. Delbrück, Köpke und V. H. Schmidt unterzeichnet. Mit großem Freimuth wurde die moralische und

religiöse Integrität der Lehrer dargethan, die strikte Innehaltung kirchlicher Gebräuche durch die Lehrer und zweckmäßiger religiöser Unterricht behauptet, dagegen die Unmöglichkeit erwiesen, den Kirchenbesuch der Schüler zu überwachen, Predigten abzuhören und den Gesang wieder einzuführen, der bei Unzulänglichkeit der Räume, Verspätung der Schüler und Unfähigkeit der Lehrer einen Chor zu leiten eine wahrhafte Erbauung nur vernichten statt erhöhen müßte. Das würdevolle Actenstück, das seinem Verfasser alle Ehre macht*), schloß mit den Worten: „Ein vorlauter und unehrerbietiger Ton über Religionssachen, wenn er sich auch auf den Lippen der Jünglinge dieser Stadt hören läßt, kann keineswegs sofort den Lehrern zur Last fallen, von welchen dieselben geleitet werden. Der Geist der Zeit, das Beispiel der Eltern, besonders der Vornehmeren, wirkt weit hinaus über den Eifer auch des gottesfürchtigsten Lehrers." Die Angelegenheit hatte keine weiteren Folgen; man mag annehmen, daß solche kräftige Aeußerungen den Regierenden Vertrauen einflößte für die Männer, denen die Erziehung der Jugend anvertraut war.

Das Gymnasium, aus dessen Mitte ein derartiges Actenstück hervorging, erhielt 1803 in J. J. Bellermann einen kräftigen Leiter. Dieser (1754—1842), der Ahn einer bedeutenden, noch heute segensreich wirkenden Lehrerfamilie, war ein ausgezeichneter Direktor, der die ihm untergeordnete Lehranstalt zu neuem Flor brachte, ein ungemein vielseitiger und fruchtbarer Gelehrter, der auf den Gebieten der Theologie, Pädagogik, Philologie namentlich der orientalischen und der Naturwissenschaften zahlreiche und achtungswerthe Arbeiten hinterließ.

Vor Bellermann war Gurlitt in Hamburg in Aussicht genommen. Seitens der Regierung wünschte man, nachdem B. schon gewählt war, K. A. Böttiger in Weimar als Nachfolger Gedike's in allen seinen Stellen nach Berlin zu ziehen.**) Da dies, namentlich durch Zöllner's entschiedenen Widerspruch, vereitelt

*) Wörtlich abgedruckt Voss. Ztg. 1893, Sonntagsbeil. 35.

**) Vgl. Böttiger's Berufung n. Berlin, „Euphorion" 1894, 2. H., S. 350 ff.

wurde, wurde ihm, auf Beyme's Betrieb, in dem neuorganisirten Schuldepartement auf ehrenvollste Art eine Stelle als Oberconsistorialrath angeboten, die ihm, da die alten Mitglieder Zöllner, Teller, Sack, bald mit Tode abgingen, den allergrößten Einfluß verschafft haben würde. In den verschiedensten Kreisen, denen der Schriftsteller, Buchhändler, Künstler und Staatsmänner: Kotzebue, Merkel, Sander, Nicolai, Schadow, Uhden, begrüßte man diese Berufung mit Freuden; im letzten Augenblick lehnte Böttiger, wahrscheinlich Privatverhältnisse halber, die Stelle ab. Es ist müßig, sich in Combinationen darüber zu verlieren, ob dieser vielgewandte Mann, der seine Vielgeschäftigkeit nicht immer segensreich anwandte, Berlin zum Heile gereicht hätte; doch mag man annehmen, daß auch ihn der größere Wirkungskreis gemodelt und manchen unlauteren Einflüssen, die sich in der Kleinstadt stärker geltend machten, entzogen hätte.

Der damals erwachte pädagogische Eifer zeigt sich auch in der neuerblühenden pädagogischen Litteratur. Eine Schrift Sack's*) lehrt die Zustände des Landschulwesens der Mark in tristester Beleuchtung kennen: die Schullehrer waren untüchtig und litten Mangel — es gab unter 627 nur einen, der über 250, dagegen 59, die zwischen 10 und 20, sogar 21, die unter 10 Thalern Einnahme hatten; die Schulhäuser, wenn es überhaupt welche gab, waren „verfallene Bretterhütten oder finstern, dumpfen Stockhäusern" ähnlich; der Schulbesuch war, da die Eltern ihre Kinder in der Wirthschaft brauchten und das „Schulgehn als eine Art von lästigem Hofedienst ansahen", im Winter schlecht; der Unterricht war dürftig, weil es den Lehrern an einem Methodenbuch und an einer seminaristischen Vorbildung mangelte. Als einziger Lehrstoff der Volksschule wurde gefordert: Schreiben, Rechnen, Lesen, Singen, klare Begriffe von der Beschäftigung des Landmannes, Landesgesetze, vaterländische Geschichte**) — nicht Welthistorie —, Religion und Pflichtlehre.

*) Fr. J. G. Sack, Ueber die Verbesserung des Landschulwesens vornehmlich in der Churmark Brandenburg. Berlin 1799.

**) Als hierzu brauchbar wurde empfohlen: Vaterländisches Lesebuch für Land- und Soldatenschulen. Berlin, Unger.

Das geforderte Seminar wurde 1803 in Berlin errichtet und half einige der gerügten Mängel abstellen.

Fr. Gedike*), der erprobte Pädagoge, gab eine Zeitschrift heraus. Sie sollte für den Volks- und Jugendlehrer das sein, was Klein's Annalen für den Juristen waren, gab aber trotz ihres Doppeltitels dem Schul- vor dem Kirchenwesen bei weitem den Vorzug. Ihr Hauptwerth bestand und besteht noch heute in ihrer Aktensammlung, in den zahlreichen königlichen Cabinetsordres, sowohl damals als früher erlassenen, und in den Berichten der obersten Schulbehörden. Doch beziehen sich die mitgetheilten Berichte und Verfügungen ausschließlich auf die Provinzen, nicht auf Berlin.

Gedike war eine Zeitlang auch Leiter des Friedrichswerderschen Gymnasiums gewesen, dessen Lehrer besonders schlecht gestellt waren. Die Akten**) sind voll von beweglichen Klagen der Lehrer über die nicht ausreichenden Gehälter, Klagen, denen durch wiederholte mäßige Beihülfen begegnet wurde; selbst die gewährten Besoldungen mußten kläglich erbeten, um nicht zu sagen erbettelt werden. Auch unter dem Rectorat Bernhardi's änderten sich diese Zustände nicht. Charakteristisch für jene Zeit mag der Umstand genannt werden, daß (1800) das Stadtgericht die Klage eines Chorschülers wegen einer über ihn verhängten Disciplinarstrafe gegen den Director annahm. Darüber beschwerte sich Bernhardi; Staatsrath Uhden forderte vom Magistrat Bericht; doch ist in den Akten weiter nichts über die Angelegenheit erhalten.

Das Mädchenschulwesen blieb in den Händen von Privaten; allzusehr dürften sich hier die Zustände gegen früher (vergl. Bd. I, 568) nicht gebessert haben. Von einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände, verbunden mit einem Seminar, gibt es dürftige Kunde.***) Frau Ernestine von Krosigk, geb.

*) Annalen des preußischen Schul- und Kirchenwesens, Berlin, 1. Band, 3. Heft, und 2. Band, 1. Heft, Berlin 1800 u. 1801.

**) G. St. A. R. 76, 499, 500.

***) G. St. A. R. 76, I, 539.

von Krüger (1767—1843), die auch einige Bände Novellen und Gedichte veröffentlichte, gründete eine solche und erhielt auch für das Seminar einige Jahre hindurch Unterstützung. Nach einem Bericht Nolte's — die Anstalten standen unter dem Oberschulcollegium — waren die pädagogischen Kenntnisse der Leiterin unbedeutend, die Leistungen mäßig und der Besuch schwach. Im Seminar waren zwei Schülerinnen, eine von 20 und eine von 12 Jahren, in der Schule 12, die ohne Classeneintheilung, ohne Lehrmittel, von der Leiterin nebst drei Lehrern in wenigen Stunden unterrichtet wurden.

Uebrigens hatten die Lehrer, im Gegensatz zu anderen königlichen Beamten, die Verpflichtung, die Feuerwache zu übernehmen. Als Heinsius einmal ablehnte (1804),*) wurde er vom Polizeidirectorium belehrt, daß die königlichen Beamten nur bis zu den expedirenden Secretären herab von der Verpflichtung frei seien, und aufgefordert, sich zu fügen mit besonderer Rücksicht darauf, „daß die Feuerwache keine bürgerliche Last ist, sondern zu den gesellschaftlichen Pflichten gehört, deren Ausübung jedes Individuum der Commune von demjenigen zu verlangen berechtigt ist, welcher mit demselben in einer Societät lebt."

Privatschulen für die Kinder höherer Stände und Parochialschulen für ärmere Kinder bestanden in gewohnter Weise. Für die Lehrer der letzteren Stufen wurde 1797 eine Wittwenkasse eingerichtet; unter den Begründern und Leitern der Privatschulen wird der bekannte Schriftsteller und Gelehrte Feßler genannt. Als Cerf, Privatlehrer des Englischen, und der später berühmt gewordene Meyer Hirsch, Lehrer der Mathematik, um die Erlaubniß zur Anlegung einer Privatschule baten (14. April 1794), wurden sie abgewiesen, „weil dergleichen Institute schon überflüssig vorhanden sind."**)

Zu den bestehenden Schulanstalten trat 1790 eine neue,***)

*) Bellermann'sche Briefs. G. L. St., Bd. 4.

**) G. St. A. R. 76, I, 519.

***) G. St. A. R. 76, 514.

das von J. M. F. Schulze aus Dessau gegründete „Handlungsinstitut". Der Begründer gerieth freilich gleich anfangs in Collision mit J. C. Siede, der bereits die Erlaubniß zu einer Handelsakademie besaß. Beide wandten sich mit Schriften an das Berliner Publikum, der erstere mit dem „Sendschreiben an die Herren L. F. und H., das zu stiftende Handlungsinstitut betreffend", der letztere mit einer „Rede an edle Männer der Kaufmannschaft", auf die Schulze in einem dicken Opus antwortete: „Rechenschaft an das deutsche Publikum von dem, was er seit Jahren für seine Lehr- und Erziehungsanstalt gedacht, empfunden, geredet, geschrieben, gethan und gelitten hat." Die Kaufmannschaft erklärte Handelsakademieen, wie beide sie gründen wollten, für überflüssig, wünschte eine Handelsschule für Knaben, die sich dem Geschäfte zu widmen gedächten, trat aber doch mit Schulze in Verbindung, der 1791 eine „Bürger- und Handelsschule" eröffnete. Siede, der in demselben Jahre seine Handelsakademie errichtet hatte, mußte, nachdem zwei jämmerliche poetische Bittschreiben an den König erfolglos gewesen waren, seine Anstalt schließen. Die Schulze'sche Schule, deren Curatoren verschiedene Gildeältesten waren, wollte in sehr seltsamer Weise Elementar- und Handelsschule vereinen, wurde aber seitens der Regierung auf letztere beschränkt, auch der Titel „Bürgerschule" ihr aberkannt. Von der allgemeinen Religionsvisitation 1793 wurde die Schule zwar ausgeschlossen, der Religionslehrer, Prediger Mehring, aber zu einem Bericht über den von ihm ertheilten Unterricht genöthigt. Wiederholte Bitten des Curatoriums (von 1793 an) um eine staatliche Unterstützung blieben ohne Berücksichtigung. Sie wurden endlich 1802 gewährt, als der Geh. Kriegsrath Kunth sich der Anstalt annahm.*) Aber weder das gewährte Geld noch die neue Direction, an deren Spitze

*) Vgl. Fr. und P. Goldschmidt, Kunth, Berlin 1888, S. 33fg. — Aehnlicher Art scheint auch die „neue Erziehungs- und Industrie-Anstalt" gewesen zu sein, über welche die N. Berl. Monatsschr., 18. Band, 1807, S. 183ff. genauere Auskunft gibt.

Kunth selbst trat und an welcher der Mathematiker E. G. Fischer und der Kaufmann und Moralphilosoph David Friedlaender sich betheiligten, konnten den Untergang der Anstalt aufhalten. Doch erwirkten sie das Gute, daß Nutzen und Nothwendigkeit der Gewerbeschulen in weiteren Kreisen erkannt wurden.

Ein für unglückliche Kinder bestimmtes Erziehungsinstitut mag eingehender geschildert werden, da der Begründer es verdient und zufällig reichlicheres Material dazu vorhanden ist.*) E. A. Eschke 1766—1811, ein fleißiger Litterat, der mit Romanen und Gedichten debutirte, dann juristische Studien trieb und fast drei Jahrzehnte hindurch die verschiedenartigsten Beiträge für alle möglichen Berliner Zeitschriften lieferte, beschäftigte sich seit 1788 praktisch mit der Erziehung von Taubstummen und schrieb im Laufe der Zeit eine kleine Bibliothek über dies Spezialfach. Als er 1788 die Erlaubniß erbat, eine derartige Anstalt als eine staatliche zu begründen, wurde er auf Grund eines Gutachtens Meierottos abgewiesen, der ausführte, solcher Unglücklichen gäbe es in Berlin zu wenige und sie würden, selbst wenn sie Unterricht erhielten, nicht in den Stand gesetzt werden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Trotzdem begann Eschke sein Institut Ende desselben Jahres in Niederschönhausen mit einem königlichen Gehalt von 150 Thlr., nachdem der König erklärt hatte: „Ich wünsche dem Manne, der Menschenliebe und Geschicklichkeit genug besitzt, sich dieser von der Natur Verlassenen hilfreich anzunehmen, die vorzüglichste Unterstützung.“ Trotz vielfältiger Empfehlung, besonders seitens der verwittweten Königin, konnte ein Jahrzehnt hindurch eine wirksamere Beförderung des Unternehmens durch den Staat nicht erreicht werden; nur geringfügige Zuschüsse wurden gewährt. Von 20 Zöglingen bezahlten 2; die Kosten des menschenfreundlichen Unternehmers waren so groß, daß er sein ganzes väterliches Vermögen aufbrauchte. Endlich 1799 wurde er Professor und Direktor des Taubstummeninstituts mit einem mäßigen Gehalt (600 Thlr.), freier Wohnung in dem der Anstalt zugewiesenen Hause in der Linienstraße und einem jährlichen Zuschuß von 100 Thlr. für die Kost jedes armen Kindes. Doch blieb diese Bewilligung nur auf dem Papiere. In Wirklichkeit wurde (1801) unter 21 Schülern von 5 gar nichts, für einen 12, für andere zwischen 70 und 120 Thlr. bezahlt; nur 2 vermögende Schüler waren darunter, die 200 bezw. 300 Thlr. entrichteten. Eschke und seine Frau ertheilten, nur unterstützt von einem Schreib- und Zeichenmeister — 1803 wurde ein ehemaliger Schüler der Anstalt als Lehrer angestellt — sämmtlichen Unterricht, waren aber, da das Häuschen nur 4 Stuben, 1 Stübchen und eine Anzahl Kammern umfaßte, in dem Raume äußerst beschränkt; „wir haben nicht ein Stübchen für uns, sondern leben mitten unseren Zöglingen“. Zu dieser materiellen Noth kam noch die gemüthliche Kränkung, die gleichzeitig erfolgte verhältnißmäßig großartige Dotation des Blindeninstituts.*) In Rücksicht darauf kam Eschke, der Berufungen nach Dorpat und Petersburg abgelehnt, — wofür er übrigens ein beträchtliches königliches Gnadengeschenk erhalten hatte — um seinen Abschied ein (September 1806), wurde aber durch eine bedeutende Erhöhung seiner Besoldung gehalten. Von den von ihm gestellten Bedingungen wurde nur eine einzige, die Erhöhung der Pension für die aus der Königlichen Chatulle unterstützten Zöglinge gewährt. Die Franzosenzeit brachte auch ihn mit seinen 34 Zöglingen in die größte Noth; nach dem Frieden wurden die Verhältnisse einigermaßen geregelt. Zwar klagte er im Juni 1809, daß von seinem Gehalt 2400, und von dem ihm gewährten Chatullengeld 2475 Thlr. rückständig seien; aber manche Wunde des bei allem

*) G. St. A. R. 76, I, 541, 549. Eine ältere Druckschrift: Ahlemann, Beschreibung des Taubstummen-Inst. in Berlin, 1804. Eschke fehlt in der A. D. B. Vgl. über ihn Meusel, Bd. 2, 9, 13. — Ein abfälliges Urtheil über Eschke's Charakter bei Varnhagen, Verm. Schriften II, 157—159.

*) Die Blindenanstalt von Zeune wurde unmittelbar vor den Unglückstagen, am 4. Oct. 1806, errichtet.

Eifer eitlen Mannes war durch die Gewährung des Titels eines Oberschulraths geheilt. Sein persönliches Ansehen war so groß geworden, daß er kurz vor seinem Tode, wie es scheint, in nicht sehr loyaler Weise die zeitweilige Befreiung seiner Anstalt von einer ihm lästig dünkenden Beaufsichtigung durchsetzen konnte. Seine Leistungen verdienen rückhaltloses Lob und gewährten seiner Anstalt unter den Schwesteranstalten eine hervorragende Stellung.

Schon damals begann in Berlin, das sich ehemals für Basedow begeisterte, das Interesse für Pestalozzi's Methode. Die wirkliche Einführung der letztern in die Schullehrerseminarien, die Umgestaltung des Volksschulwesens, die dazu nöthige Entsendung besonders fähiger Candidaten nach Yverdun*), gehört der spätern Zeit seit 1808 an und darf gradezu als eines der Mittel bezeichnet werden, durch die man den gesunkenen Volksgeist zu heben gedachte. Eine solche Reform ist ein Theil des Werkes der Nicolovius und W. v. Humboldt, von denen der Letztere an Pestalozzi schrieb: „Wir werden aufleben in deinem Licht und du wirst auch in uns Wunderkräfte wecken." Die erste schon 1805 nach Pestalozzi's Grundsätzen geleitete Schule in Berlin, war die von Plamann. Diese Unterrichtsanstalt**), begründet von J. E. Plamann 1771—1834, erhielt ungeheuren Zulauf, erreichte aber ums Jahr 1830 ihr Ende. Die Anstalt wurde alsbald ein Sammelplatz patriotischer Lehrer, Jahn, Friesen, Harnisch; merkwürdige Menschen, wie Marius Schmidt, Männer, die später hervorragende Stellungen einnahmen, wie Eiselen, Klöden, August waren kurze Zeit an der vom Staate subventionirten und beim Publikum sehr beliebten Anstalt beschäftigt. Leiter und Lehrer der Anstalt wurden durch Wort und Schrift, Disputationen und Zeitungsartikel Kämpen für die Pestalozzi'sche

*) Näheres bei H. Morf, Zur Biographie Pestalozzi's. Winterthur 1889, IV.

**) Vgl. F. R. Bredow, Plamann. Breslau 1836; W. Harnisch, Mein Lebensmorgen. Berlin 1865. S. 169 ff.

Methode, von der sie freilich nur die Grundlage, nicht alle kleinen Aeußerlichkeiten annahmen, und feierten ihren Sieg oft, ehe er wirklich errungen war.

War die letztere Anstalt im Wesentlichen für Kinder der s. g. höheren Stände bestimmt, so wurden nur für Kinder der Armen Erwerbschulen errichtet.*) Auf Anstiften Goßler's hatte sich (18. März 1793) eine Gesellschaft gebildet, die Schulen begründete, in denen Kinder von 6—14 Jahren in den nöthigen Religions- und sonstigen Schulkenntnissen unterrichtet, sowie an eine ihren Fähigkeiten angemessene Beschäftigung gewöhnt wurden. Die Anstalten, obwohl von dem Könige gern gesehen und von einem Comité hoher Staatsbeamten geleitet, wurden durch Beiträge Privater unterhalten, die im Jahre 1798 den Höchstbetrag von 3673 Thlrn. erreichten; zwischen 1801—5 erhielten sie einen Antheil an der Einnahme für die Opernvorstellungen, von 1817 an erhielten sie eine ansehnliche (2500 Thlr.) jährliche Beihilfe seitens des Königs. Bis Ostern 1795 waren durch reichlich fließende milde Beiträge 4 Schulen mit 276 Kindern errichtet worden; weitere 4 folgten bis 1799; eine neunte erst 1829. Die segensreiche Wirkung der neuen Einrichtung bestand darin, daß die sonst verwahrlosten Kinder zur Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Reinlichkeit angehalten wurden. Eine öffentliche Prüfung, die am 19. Juni 1795, verbunden mit einer Ausstellung der Handarbeiten stattfand, erregte großes Interesse; das am 22. Juni auf dem Weinberge vor dem Rosenthaler Thor für die Kinder gegebene Fest vereinigte die Gönner des Unternehmens und gewann ihm neue.

Unter den neuen damals begründeten Lehranstalten verdient wenigstens eine zu einem besonderen Zweck bestimmte eine Hervorhebung, weil sie, wenn auch mit großen Veränderungen bereits über 100 Jahre besteht, die Veterinärschule, aus der die

*) Thym in der Berl. Monatsschr. 1796, Febr., Bd. 27, S. 97—118. Eine kleine Schrift von Schmidt. Berlin 1792. Jubelschrift 1843, eine Bearbeitung der letzteren Monographie. 1862.

kgl. thierärztliche Hochschule hervorging.*) Hervorgegangen aus eigener Initiative des Königs Friedrich Wilhelm II., der 1787 Naumann und Siek nach Charenton und Wien geschickt hatte, um die dortigen Anstalten kennen zu lernen, war sie hauptsächlich zur Heranbildung von Roßärzten und zur wissenschaftlichen Unterweisung der Huf- und Fahnenschmiede der Cavallerieregimenter bestimmt. Die Zöglinge hatten einen dreijährigen, theils theoretischen, theils praktischen Cursus durchzumachen, der außer Thierarzneikunde, Pferdezucht und Hufbeschlag auch verwandte Gebiete, Apothekerkunst, Chemie und Physik berührte.

Auch eine andere Lehranstalt, die mit dem Militärwesen in enger Verbindung stand, wurde 1795 ins Leben gerufen und besteht noch heute: die medicinisch-chirurgische Pepinière.**) Sie hatte den Zweck, junge Leute durch einen vierjährigen Lehrgang zu Wundärzten für das Militär zu erziehen und zugleich die schon vorhandenen, großentheils sehr rohen und unwissenden Unterärzte des Heeres weiter auszubilden. Bei der verschiedenartigen, oft recht unbefriedigenden Vorbildung der jungen Leute wurde außer dem eigentlichen medizinischen Fachunterricht auch eine Unterweisung in den allgemeinen Bildungsfächern z. B. Französisch und Philosophie ertheilt; grade diese, besonders Kiesewetters Vorlesungen, boten den Höherstrebenden die meiste Anregung. Unter den medizinischen Lehrern (vergl. Band I, S. 553 ff.) war der Stifter dieser Anstalt, zugleich der bedeutende, geniale Begründer der Militär-Sanitätsverfassung Joh. Görcke (1750—1822, seit 1767 in Berlin), der die preußischen Militärärzte auch außerhalb Preußens zu Ehren brachte und ihnen in

*) Vgl. Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. der Mark Brandenburg, 1796, II, S. 800 ff. Festschrift bei dem Jubiläum 1890. Aeltere Schrift von Albers 1841.

**) Eine lebendige Schilderung gibt Varnhagen, Denkw. des eign. Lebens (1870) I, 191 ff., dessen Worte im Text benutzt sind. Fernere Schrift von Preuß 1819. Ueber Görcke A. D. B. IX, 371 fg. Kleine Schrift über Mursinna Berlin 1811. E. v. Bergmann, Berl. Universitäts-Rede 1893.

trübster Zeit selbst von Feinden Anerkennung verschaffte; neben ihm mag Chr. L. Mursinna (1744—1823, seit 1772 in Berlin) genannt werden, als ein Autodidakt, der sich durch Fleiß und Geschicklichkeit vom Barbier zum Generalchirurgus erhob; er war der erste, der in Berlin Staaroperationen machte und rühmte sich 867 ziemlich oder ganz glücklich ausgeführt zu haben.

Unter den damals auftauchenden Plänen zu neuen Schulen mag ein charakteristischer, der zu einer Krankenwärterschule genannt werden.*) Die als Schüler Aufzunehmenden sollten hauptsächlich Invaliden, nicht unter 25, nicht über 50 Jahr alt, untadelhaft ehrlich, nüchtern und keine Tabaksraucher sein. Der Unterricht sollte etwa ein halbes Jahr dauern, praktisch und theoretisch sein; auch Vorlesungen wurden für nöthig erachtet, weil die existirenden Bücher zu hoch seien, überdies auch die Wärter die Bereitung von Medizinen lehrten, was zu vermeiden sei. Die Wärter müßten vielmehr durch Eid verpflichtet werden, den Kranken niemals nach eigener Ansicht Mittel anzurathen; als Taxe für Tag und Nacht wurde 16 gr. festgesetzt.

So wenig diesem flüchtigen Hinweis auf ärztliche Bildungs-

*) Oppenheimer in N. Berl. Monatsschr. 1799, II, S. 205, 223. In der Anmerkung wenigstens soll darauf hingewiesen werden, daß am Anfang des Jahrhunderts immer neue Anstrengungen gemacht wurden, die Impfung einzuführen. Das preuß. Medicinaldepartement war das erste des Continents, das am 11. Juni 1801 an sämmtliche Medicinalcollegien die Aufforderung richtete, Versuche über die Impfung anzustellen. Die Empfehlung wurde wiederholt am 12. Juni 1802; am 21. October 1802 wurde das Schutzpocken-Impfinstitut in Berlin eingerichtet. Erwähnenswerth ist ferner die Verordnung des Coll. med. et sanitatis vom 7. Jan. 1804 (Spenersche Zeitg. 19. Jan.). Danach waren im Jahre 1803 in Berlin 281 Kinder an „natürlichen Menschenpocken" gestorben, während in Wien im gleichen Zeitraum 137, in Kopenhagen 5. Der bestallte Impfarzt Bremer, der Letzteres mittheilte, und allwöchentlich die Zahl der an Pocken gestorbenen Kinder angab, meinte, Berlin, das sonst in der Beförderung alles Nützlichen vorangehe, werde doch jetzt nicht zurückstehen. — 1804 erschien von G. F. Sack eine Schrift über die Schafpocken und deren Einimpfung. An der zahlreichen populären Litteratur über Impfung betheiligen sich auch andere Berliner, z. B. Rambach mit seinem (in Magdeburg wirklich aufgeführten) Familiengemälde „Die Kuhpocken".

anstalten eine Beschreibung der Hospitäler folgen soll, so mag doch auf eine Reihe von Schriften hingedeutet werden, die sich mit den Zuständen der Berliner Charité beschäftigen.*)

Den Anstoß zu dem litterarischen Kampf scheint ein Angriff in einem verbreiteten satirischen Taschenbuch gegeben zu haben. J. D. Falk, der Weimarer Satiriker**), der kurze Zeit in Berlin war, äußerte sich mit grimmigem Hohn über die ungesunde Lage der Charité, das Zusammenpferchen von Gesunden und Genesenden und die Ueberlieferung der Kranken als Versuchsobjekte in die Hände ungeübter Doctoren. Gegen diesen Angriff veröffentlichte Biester (Berl. Blätter, April 1798) eine lebhafte, aber ungeschickte Vertheidigung, in der er alle Beschuldigungen als unbegründet zurückwies. Daß aber schwere Mängel bestanden, bekannte offen W. Prahmer, der lutherische Geistliche der Anstalt, und zwar Mängel an Aufwartung, an ordentlichem Essen, an reinlicher Wäsche. Er constatirte, daß Melancholische, ohne Beaufsichtigung gelassen, einander schwer verwundet, daß Weiber, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, als Köchinnen verwendet wurden. Er gab Schilderungen des Essens und der Wäsche, die man nicht ohne Schauder lesen kann. Prahmer's Ausführungen wurden von einem weniger competenten Ungenannten unterstützt. In einem Journal (Neueste Staatsanzeigen IV, 3) wurde die treffliche Behandlung der Thiere in

*) Eine Anzahl dieser Schriften von Prahmer, Falk in einem Sammelband der K. B., c 7106; dieselbe auch in G. L. St. C. H. E. Moritz, Treue Erzählung meiner gehabten Schicksale in der Charité, 1803, ist unbedeutend.

**) Falk, Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire, hgg. von J. D. Falk, Leipzig 1798. Die Vorrede ist Weim., Okt. 1797 datirt. Ueber die Charité, S. 107 fg. Doch sagt L. Tieck, Krit. Schriften I, 126: „Das ganze Buch scheint mir darauf angelegt, Berlin zu persifliren, aber es ist wohl nicht nöthig, es zu apologisiren, da die Unkunde des Verfs. sich zu sehr verräth, um eigentlich aufzufordern, gegen ihn zu sprechen." — Ueber die Verunreinigung der Spree als „bestes Mittel zur Entvölkerung der Residenz", Falk, S. 99 A. — S. 103 werden als „fg. stille und laute Wirthschaften für die niedere Volksklasse", z. B. „Der hölzerne Schlafrock" und „Der schwarze Kater", genannt.

der Thierarzneischule der unwürdigen der Menschen in der Charité gegenübergestellt: während ein an der Bleikolik leidender Arbeiter trockenes Brot bekomme, erhalte ein krankes Pferd zur Stärkung Chokolade. Im Wesentlichen auf Prahmer stützte sich Falk in seiner Antwort an Biester, stellte aber diesem „Gegenstück" noch alphabetisch geordnete poetische Denkwürdigkeiten voran, durch die er die Lacher jedenfalls auf seine Seite brachte.*)

In Folge dieser Angriffe wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt. An diese richtete Prahmer eine neue Schrift, in der er Wünsche und Vorschläge zur Abstellung der bisherigen Mißbräuche äußerte. Von der Commission wurden die Anschauungen dieses unterrichteten und wohlgesinnten Mannes gebührend beachtet, durch sie wurden wesentliche Reformen eingeführt**), die lehrreiche Blicke auf die früheren Zustände gewähren. Dem Krankenhaus wurde eine jährliche Einnahme von 10 000 Thlr. auf die Lotteriekasse angewiesen, der ordinirende Arzt Fritze sollte die Oberaufsicht über die Oekonomie führen, in der Anstalt wohnen, daher eine angemessene Entschädigung für seine Stadtpraxis erhalten; die Charité sollte nicht mehr unter dem Armendirectorium, sondern unter der gemeinsamen Aufsicht zweier Etatsminister stehen; die Haupt-Irrenstation sollte, da das Irrenhaus

*) Die zahmsten dieser Knittelverse mögen wenigstens an dieser Stelle mitgetheilt werden:

E. Essen: Ward schmackhaft zubereitet von
Den Schönen aus dem Pavillon
Wer sie nur sieht, kriegt Appetit:
Erkenn' es dankbar, mein Gemüth!

F. Fröfche: Sie quaken im Gesundheitsbad
Der Charité dies Jahr gar sehr,
Und Stuten tranken Chokolat
In der École vétérinaire.

**) Nachricht von den neuesten Verfügungen über die Charité, Neue Berl. Mon. 1798 Jan., S. 7 ff. — Später wurden in Denkw. u. Tagesgesch. d. Mark Br., 1799, Bd. 8, S. 1126—1198, 1298 ff., 1354 ff., Aufsätze von Kriege, Zöllner, Prahmer über denselben Gegenstand veröffentlicht. — Auch Merkel mischte sich, durch Falk, wie er behauptet, aufgefordert, in den Streit, vgl. Eckardt, Merkel 169.

in der Krausenstraße am 1. September 1798 abgebrannt war, in das der Charité geschenkte Gebäude der Zuckersiederei in Neu-Kölln verlegt werden. Forderungen von eisernen Bettstellen für jeden Kranken wurden abgelehnt; jedem dagegen ein angestrichener Schemel gewährt; Rouleaux sollten für die Fenster nach der Sonnenseite angeschafft werden. Die Zimmer wurden besser ventilirt, die Betten wurden weiter auseinander gerückt; unheilbare Wahnsinnige erhielten ein besonderes Zimmer. Die Kost wurde verbessert; Wäsche für 1400 Thlr. neu gekauft. Die Wärter erhielten einen monatlichen Gehalt von 2 Thlr. Auf 25 innere und 20 äußere Kranke kam je eine Wärterin; auf 12 melancholische ein Aufwärter, ferner auf 20 noch eine Aufwärterin und auf 50 noch ein Aufwärter zu Nachtwachen und groben Arbeiten. Das übrige Personal bestand aus 4 Küchen-, 8 Putzmägden und 8 Einheizern. Schon aus diesen Zahlen, die einen Fortschritt bedeuten, erhellen Zustände, die unseren hygienischen Anschauungen schnurstracks widerstreiten, zu deren Abhilfe aber in erster Linie nicht die Erkenntniß, sondern die erforderlichen Geldmittel fehlten.

Im Jahre 1800 wurde Chr. W. Hufeland (1762—1831) zum Leiter der Charité berufen und wußte nicht nur die ihm untergebene Anstalt zu fördern, sondern auch durch seine Persönlichkeit und seine Leistungen der Wissenschaft, der er diente, in weitesten Kreisen Achtung zu verschaffen.

Auch außerhalb der Schulen wurde in Berlin viel gelesen*)

*) Lesebedürfniß und Lesestoff der Berliner werden gleichermaßen charakterisirt durch die „Journal- und Lesegesellschaft", deren Fortbestehen die Wittwe Martini anzeigte (Spen. Ztg. 19. Dec. 1789). Sie zerfiel in zwei Klassen. Die eine umfaßte die Journale und zwar die Allg. Litt. Ztg., die Göttinger, Gothaer, Hallischen, Erfurter, Frankfurter, Greifswalder, Nürnberger gelehrten Zeitungen, Döderlein's theologische und Beckmann's physikalische Zeitschrift, die allgemeine deutsche und die Bibliothek der schönen Wissenschaften, Berlinische Monatsschrift, Schlözer's Staatsanzeigen, Journal von und für Deutschland, Deutscher Merkur, Weckherlin's hyperboräische Briefe, hannöversches Magazin. — Die zweite Klasse

und gearbeitet. Sein litterarischer Ruhm war sehr groß und wurde von zufälligen Besuchern laut verkündet.

„Berlin," schrieb einer von ihnen,*) „ist der Mittelpunkt alles Schönen und Großen, das der Deutsche zu leisten bisher vermochte, und auch die Künstlerhände fremder Meister haben diese Stadt verschönert, und so verdient sie der Wohnort eines mächtigen und gebildeten Fürsten zu sein, der hier mitten unter den aufgeklärtesten und denkendsten Männern der deutschen Nation und unter deren gebildetsten Theil wohnt!"

Unter den verdienten Schriftstellern einer früheren Generation außer den schon erwähnten, wie Nicolai, Ramler u. A. lebte z. B. G. v. Göckingk in Berlin (von 1793 an) in hoher amtlicher Stellung (gest. 1828). Aber seine Leier war verstummt und sein Interesse für die werdende Litteratur gering. Nur einem abgeschiedenen Freunde, Nicolai, widmete er eine ausführliche Schilderung.**)

Für Verbreitung des wissenschaftlichen Geistes sorgten Vorlesungen der verschiedensten Art. Fast alle***) Professoren des medicinisch-chirurgischen Instituts kündigten auch Vorlesungen außerhalb des Instituts an. Die damaligen Professoren waren: J. Th. Sprögel, Joh. G. Walter, Joh. Fr. Fritze, Chr. Friedr. Ahlemann, Joh. Christ. Mayer, H. Chr. Pein, D. Chr. Knape, C. L. Mursinna, Joh. G. Zeucker, die von ihnen gelesenen Gegenstände Physiologie, Anatomie, klinische Medicin, Materia Medica, Chemie, Botanik, Chirurgie und Osteologie. Die meisten der öffentlich gehaltenen Vorlesungen fanden zweimal die Woche zu gleichmäßigen, nicht gerade niedrigen Honorarsätzen statt. Manche

---

bestand hauptsächlich aus Romanen, die, da sie natürlich wechselten, nicht genannt wurden, und aus zwei Modejournalen. Nach dem Tode der Wittwe Martini setzte ihr Schwiegersohn, der vielgenannte Pfarrer Brumbey, die Lesegesellschaft fort.

*) Gustav Hehn, Vater Victor Hehn's, 1801, mitgetheilt von Th. Schiemar, Balt. Monatsschr. XL, S. 160.

**) Briefe von ihm 1793 ff. sind in Kap. 1 benutzt.

***) Das Folgende nach Annoncen der Berliner Zeitungen 1789—92.

der Lesenden bemerkten, daß sie „mit höchster Genehmigung" oder „auf höchsten Befehl" lasen, so von Burgsdorff über Forstwissenschaft und Goßler über das neue bürgerliche Gesetzbuch. Der letztere hob, wie manche seiner Collegen, hervor, daß er eigentlich nicht für Rechtsverständige, sondern für gebildete Bürger seine Vorträge einrichte. Juristische Vorlesungen gleichsam über sein eigenes Werk hielt der Obertribunalsrath Klein, physikalische Herz und Achard — der letztere mußte einen Winter aussetzen, weil sein Auditorium sich nicht heizen ließ, astronomische Bode, philosophische Moritz, Kiesewetter, C. F. Fischer, Siede (der Schulmann und Romanschriftsteller), dessen Vorlesungen „Ueber Welt- und Menschenkenntniß" so besucht waren, daß zwei Kurse eingerichtet werden mußten. Vorberg hielt rhetorische, von Karsten mineralogische, von Lamprecht Vorlesungen über Theorie der Handwerke, Manufakturen und Fabriken.

Ueber das wissenschaftliche Treiben selbst mögen einige Notizen unterrichten, welche die der Sprache, Geschichte und Philosophie gewidmeten Bestrebungen zu würdigen versuchen.

Mit den von der Akademie und von Privaten herrührenden Beiträgen zur wissenschaftlichen Erkenntniß der deutschen Sprache (oben S. 31fg.) hängt die Bearbeitung der deutschen Litteraturgeschichte zusammen. Hier gebührt Berlin das Verdienst, auf einem unbetretenen Gebiet den Führer gespielt zu haben. Daß die damaligen Leistungen durch spätere weit übertroffen wurden, thut diesem Verdienste nicht den geringsten Eintrag; es wäre ungerecht, deswegen die früheren Arbeiten in den Hintergrund zu stellen. E. J. Koch (1764—1834, von 1768—1805 in Berlin) gab, angeregt durch seinen Meister Wolf ein Compendium oder „Grundriß der Sprache und Litteratur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod" (2 Bände, 2. Auflage, Berlin 1795—98) heraus. Dies sorgsame, meist bibliographische Verzeichniß ist noch heute in Folge seiner Reichhaltigkeit brauchbar und wurde noch 50 Jahre später von Goedeke seiner Arbeit zu Grunde gelegt, wenn auch Koch's Methode, den Stoff nach

Dichtungsgattungen zu zersplittern und damit die Dichterpersönlichkeiten zu zerstören, verworfen wurde. Nicht minder war Franz Horn (1781—1837, in Berlin fast ununterbrochen seit 1803) ein Anreger. Als Dichter war er unbedeutend.*) Mir liegt die Ausgabe seiner Gedichte, Berlin 1820, mit mancherlei handschriftlichen Zusätzen von seiner und seiner Gattin Hand vor, die aber nicht im Stande sind, seinen Dichterruhm zu erhöhen. Aber durch seine drei litterarhistorischen Werke „Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredtsamkeit" (1805), „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Litteratur Deutschlands während der Jahre von 1790—1818" (1819) und „Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luther's Zeiten bis zur Gegenwart" (4 Bände, 1822—29), um einzelner kleinerer Arbeiten zu geschweigen, gab er den Anstoß zu einer eifrigen Thätigkeit. Er war redselig und gelegentlich unklar, kein Gelehrter, der unverdrossen Material zusammenbrachte, und kein Künstler, der in glänzender Weise darzustellen verstand, aber ein verständiger Beurtheiler, der sich von den Ausschreitungen der Parteien fern hielt, und der, wie er als einer der ersten Uhland's und Heinrich von Kleist's Verdienste richtig würdigte, jenes sonst noch damals übliche Schwärmen für eine goldene Zeit fahren ließ, in der Rabener als Lucian gepriesen und ein Sulzer und Genossen verhimmelt wurden. Mag er auch die ästhetischen Kämpfe der Schweizer und Sachsen gänzlich verkennen und sie geistreichelnd als einen Streit von Nichts, durch Nichts und zu Nichts verwerfen, mag er überhaupt in ästhetischen Dingen (Schillers Recension über Bürger) unverständig urtheilen, mag er in seiner Periodisirung (Hölty nach Goethe und Wieland) verkehrt sein, in eitlem Selbstlob sich vordrängen, gelegentlich thörichte Grundsätze andeuten, z. B. daß alle Dichtungen zu verwerfen seien, die den Frauen gefielen, so beurtheilt er doch im

*) Vgl. Goedeke III, alte Ausgabe, 136ff. u. A. D. B. s. v. Ein biogr. Denkmal über ihn von seiner Frau erschien Leipzig 1839.

Ganzen die einzelnen Richtungen gerecht, z. B. die Romantiker, zu denen er nicht gezählt sein wollte, hob weniger bekannte Dichter hervor, z. B. Andreas Gryphius, wußte Klopstock enthusiastisch zu würdigen, trat für Lessing's poetische Begabung energisch ein, erkannte Goethe voll an, obwohl er ihn gewiß nicht erschöpfend als den Dichter des Gemüths in seiner Allseitigkeit bezeichnete, und trat muthig für Schiller ein, nicht bloß gerührt durch seinen frühen Tod, sondern durch die Erkenntniß seiner Bedeutung zu einer Zeit, in der diese Bedeutung keineswegs allseitig anerkannt wurde. Kurz, er besaß die Hauptfähigkeit des Litterarhistorikers, das wahrhaft Große nach seinem Werthe zu schätzen und darzulegen.

Tiefer waren die litterarischen Bestrebungen, die von F. v. d. Hagen (1780—1856, von 1801—11, von 1825 dauernd in Berlin) und J. G. Büsching, 1783—1829, seit 1810 von Berlin entfernt, Sohn des verdienten Berliner Schulmanns (I, 540 fg., 575 ff.), ausgingen. Mit ernstem Sinn, wenn auch nicht immer mit zureichender Kraft, bald überholt durch gesündere Einsicht und stärkere Kraft Größerer, gaben sie 1809 und 1810 ein „Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst" und 1812 einen „Litterarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrh.", heraus. Hagen's großes Verdienst in diesen und zahllosen anderen Publikationen, die sein langes Leben durchziehen, besteht darin, daß er in Deutschlands trübsten Tagen durch die Wiederbelebung des Nibelungenliedes als des großen nationalen Epos vaterländischen Sinn erweckte und stärkte. Mag diese Ausgabe (Probe 1806, Edition 1810) kritisch ungenügend, mögen die meisten seiner Arbeiten aus jener früheren Periode, sowie aus der späteren, ungründlich sein, wie J. Grimm aus wissenschaftlichem und Andere aus persönlichem Gegensatze darthaten, so verdient Hagen wegen seiner rastlosen Arbeit, wegen seiner geistvollen Anschauungen, wegen seiner virtuosen Vielseitigkeit, große Beachtung. Grade diese Eigenschaften brachten dem Publikum bedeutenden Gewinn,

während ihn eigensinniges Beharren auf seinen Irrthümern für wissenschaftliche Arbeit ungeeignet machten.

Außer der Philologie wurde die Geschichte eifrig behandelt. Das Geschichtsstudium erhielt durch Johannes von Müller's Aufenthalt in Berlin (seit Anfang 1804) neue Anregung. Man hatte auf ihn, der alsbald den Titel eines Hofhistoriographen und geheimen Kriegsraths erhielt, als auf eine der Hauptstützen des wissenschaftlichen Lebens in Berlin gerechnet. Aber das, was die etwa gleichzeitig mit ihm nach Berlin kommenden Hufeland für die Medizin (s. oben S. 114), Fichte für die Philosophie (siehe unten), wurden, vermochte er theils wegen seiner Fahnenflucht, theils wegen seiner mehr auf eine breite litterarische, ja wohl auch politische, als eine specielle Lehrwirkung gerichteten Bemühungen, nicht zu werden. Zudem war seine bedeutendste Leistung, sein großes Werk über die Schweizer Geschichte fast vollständig erschienen, ehe er nach Berlin kam. Aber die Anregung, die er persönlich und brieflich auf jüngere Leute übte, war eine große, und die historischen Pläne, die er faßte, freilich ohne sie auszuführen, waren hochbedeutend. Er war es, der zuerst die Bedeutung der Relationen venetianischer Gesandten erkannte, freilich ohne sie zu nutzen. Er erwog die Herausgabe einer Quellensammlung für die Geschichte des Mittelalters in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften, allerdings ohne nur den ersten Schritt zu der Ausführung zu thun. Er bekam unter den ehrenvollsten Ausdrücken den Auftrag, eine Geschichte Friedrich's des Großen zu schreiben, kam aber über vorläufige Durchforschung der Materialien nicht heraus.*)

Erwähnt mag werden, daß damals 1805 das noch jetzt bekannte und geschätzte Werk K. F. Becker's, eines Berliners, 1777—1806, als Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer vollendet wurde, (9 Bände von 1801 an), dem alsbald eine neue Bearbeitung unter dem Titel „Weltgeschichte für die Jugend"

*) Ueber seine politische Zeitschrift s. oben S. 59, seine Stellung während der französischen Occupation unten S. 214 fg.

folgte, die erst nach dem Tode des Verfassers im Druck vollendet wurde. Die 3. bis 5. Auflage dieses Werkes wurden als K. F. Becker's Weltgeschichte von Woltmann bearbeitet. Das ziemlich rasch vollendete Werk des jugendlichen und von seinem Lehrer, F. A. Wolf, geliebten Schülers, erlangte durch seine lehrhaft-pädagogische Art große Bedeutung und fand auch außerhalb Berlins, weite Verbreitung. Der Herausgeber dieses Werkes war Woltmann. C. F. Woltmann*), angeregt von Müller, ein Schüler Spittler's, der vielleicht seinem Meister Müller den Plan einer Quellensammlung für das Mittelalter nahe legte, gehörte zu denen, die durch ihr Streben und ihre allgemeine Thätigkeit mehr Beachtung verdienen, als durch ein einzelnes Werk. Denn weder seine „Geschichte der sächsischen Kaiser", bei welcher die Darstellung viel Gewandtheit zeigt, die Forschung freilich ungenügend war, noch seine philosophisch-historischen Arbeiten „Ueber ältere und neuere Menschengeschichte", die von Schiller schnöde als Mischung von Impudenz, Niaiserie und Tollheit verurtheilt wurden, noch seine „Geschichte der Reformation", obwohl bemerkenswerth durch ihre verhältnißmäßig große Objectivität trotz guter protestantischer Gesinnung, bei der Schiller die Breite und Kleinigkeitskrämerei des Erzählers mißfiel, noch endlich seine mehrfachen geschichtlichen Versuche über einzelne Staaten, sind wirklich bleibende Geschichtswerke geworden. Auch minder scharf Urtheilende, z. B. W. von Humboldt, erklärten 1801, „Woltmann hat nie viel bedeutet, jetzt bedeutet er weniger als je", und Andere tadelten seine gesuchte, fast verworrene Sprache.

Im Gegensatz zu Woltmann, dem Franzosenfreunde, der sich doch eine Schwenkung nach der deutschen Seite vorbehielt, stand Ancillon, der eifrige Napoleonhasser, „gleichsam ein Guß

*) Für das Folgende vgl. die betr. Artikel der A. D. B. und der Biogr. universelle, Wegele, Historiographie passim; Einzelnes Humboldt-Schweighäusser, S. 47, Memoiren des Frhrn. v. S – a, I, 190 ff. Goethe-Schiller'scher Briefw. Nr. 201, 763, Jansen, Aus Oldenburgs vergangenen Tagen viels. bes. S. 190 fg. Woltmann als Politiker oben S. 61.

von französischer und priesterlicher Eleganz, Würde und deutschen Humanitätsideen." J. P. F. Ancillon (1766—1837) war ursprünglich Theologe, später Politiker und übte als solcher nicht immer eine heilsame Wirkung. Sein 1803 nach kleineren historischen und historisch-philosophischen Versuchen erschienenes „Tableau des révolutions dans les systèmes politiques depuis le quinzième siècle" (4 Bände, 1823 neugedruckt, deutsch übersetzt 1804—6) war ein vielgerühmtes Werk, eine Philosophie der Geschichte der neueren Zeit. Das Verdienst dieses Buches war mehr politisch als historisch. Es wollte die Geschichte des europäischen Gleichgewichts erzählen, dessen Nothwendigkeit erweisen und that dies zwar mit manchem Zwang, den es den Ereignissen anthat, doch in klarer, nur selten geschraubter Ausdrucksweise. Der Verfasser genoß wegen dieser Schrift größere Ehre, als mancher tiefgründliche Forscher, wurde Mitglied der Berliner und Pariser Akademie und in der letzteren als würdiger Erbe Leibniz' begrüßt.

Es bleibt immerhin merkwürdig genug und ist gewiß ein Zeichen von Gleichgültigkeit gegen nationales Wesen, daß Darstellungen und Erforschungen der brandenburgisch-preußischen Geschichte so gut wie garnicht erschienen. Herzberg's Versuche waren älter; höchstens begegnen in den Abhandlungen der Akademie einzelne, die märkische Geschichte oder Geographie betreffende Arbeiten Erman's und Biester's. Auch die damaligen Zeitschriften sind arm an Beiträgen über die Landesgeschichte. Nur von einigen Versuchen, die der Stadtgeschichte zuzurechnen sind, ist ein Wort zu sagen.

Die Häuser waren bisher nicht numerirt gewesen. In Folge davon war die Bezeichnung in Adreßkalendern eine sehr umständliche gewesen (vgl. Bd. I, S. 116).

Daher machte (Jan. 1798)*) der Polizeipräsident Eisenberg den Vorschlag, sämmtliche Häuser der Stadt, innerhalb der Ring-

*) Jahrb. der preuß. Mon. 1798, Anz. S. 1—20. auch separat erschienen.

mauer, fortlaufend von links nach rechts zu numeriren, beginnend mit dem Schloß, von da über Schloßplatz, Schloßfreiheit nach dem Lustgarten, mit der Charité als letzten Nummer schließend. Dagegen erhob sich Kosmann mit dem Vorschlage, jeder Straße und jedem Platze ihre eigenen Nummern zu geben.*) Beide Vorschläge verwarf Oesfeld**), jenen, weil 4stellige Zahlen — er taxirte die Häuserzahl auf 8000 — schwer auszusprechen und die Nummern von Ortsunkundigen unauffindbar seien, diesen, weil bei der großen Zahl von Gassen dieselben Nummern zu oft vorkommen würden. Er beantragt daher seinerseits, jeder der s. g. Städte und Vorstädte besondere mit verschiedenen Farben bezeichnete, auf Blechschildern aufgedruckte Nummern zu geben, auch Straßenbleche anzuheften. Diese Numerirung war beliebt worden, so daß dann bald ein wirkliches Einwohnerverzeichniß, das erste seiner Art, eine Aufzählung der Straßen und genaue Registrirung der Einwohner, erscheinen konnte.***) An solche Veröffentlichungen schlossen sich andere an†), die freilich keinen Fortschritt gegen Nicolai bedeuteten. Nützlicher als derartige Nomenclaturen, die einen wissenschaftlichen Werth nicht beanspruchten, war eine medizinische Belehrung††), die man als Vorläufer moderner hygienischer Vorschriften bezeichnen kann: es wurde nämlich bei

*) Denkw. der Mark Brandenburg, 1798 Febr.

**) Jahrb. a. a. O., S. 39—49. Vgl. das. Bd. III, Anz. S. 153 ff. Vgl. auch Berl. Bl. 1798, Bd. I. S. 143 ff.

***) Neue anschauliche Tabellen von der gesammten Residenzstadt Berlin, oder Nachweisung aller Eigenthümer, mit ihrem Namen und Geschäfte, wo sie wohnen, die Nummer der Häuser, Straßen und Plätze, wie auch die Wohnungen aller Herren Offiziere hiesiger Garnison, zum zweitenmale dargestellt von Neander v. Petersheiden, Königl. Preuß. Premier-Lieutenant im Artillerie-Corps, Berlin 1801. — Die erste Auflage war 1799 erschienen.

†) Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend. Enthaltend alles Merkwürdige und Wissenswerthe von dieser Königsstadt und deren Gegend. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde von Joh. Christ. Gädicke. Berlin 1806.

††) Ludwig Formey, Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin. Berlin 1796.

einer Aufzählung der einzelnen Brunnen angegeben, was alles in dem Wasser eines jeden gefunden worden sei.

In erster Linie unter den damals gepflegten Wissenschaften stand die Philosophie. Kant's System beherrschte um jene Zeit die Geister. Der Sieg Kant's in Berlin war nicht mühelos gewesen.*) Nicht gerade feindlich stellte sich zu ihm die officielle Vertreterin der Wissenschaft, die Akademie. Sie, deren Mitglied Kant am 21. November 1786 zugleich mit dem Hallenser Eberhard geworden war, suchte eine Art Mittelstellung einzunehmen. Schon 1791 hatte die Akademie eine Preisaufgabe „Ueber die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolff" gestellt, gewiß im Hinblick auf Kant. Dieser fühlte sich selbst zur Beantwortung veranlaßt, wurde aber mit seiner Schrift nicht rechtzeitig fertig, dagegen betheiligten sich Reinhold, Hülsen und Maimon an der Bearbeitung. Im Jahre 1796 stellte sie eine Preisaufgabe „Ueber den Grundwerth der Entdeckung des Herrn Professor Kant in der Metaphysik, Moral und Aesthetik", wobei D. Jenisch das Accessit erhielt. Der eifrigste Gegner Kant's in Berlin war Nicolai. Nicht nur, daß er in seinen in Berlin erscheinenden kritischen Zeitschriften die Leibgarde seiner Getreuen gegen Kant auftreten und in seinem Verlage antikantische Schriften, denen er gelegentlich langathmige Vorreden voranschickte, besonders die des vielschreibenden J. Ch. Schwab erscheinen ließ, er selbst zeigte sich oft als kampfbereiter Gegner. Nicolai, der von sich behauptete, daß er Kant's sämmtliche Werke gründlich gelesen, die kritische Philosophie 12 Jahre studirt habe,

*) Für das Folgende verdanke ich Nachweisungen der unermüdlichen Freundlichkeit des Herrn Dr. Reicke in Königsberg. — Gottschalk Necker's Satire, Berlin in Berl. Neudr. II, 2. — Biester, Ueber Kant in der N. Berl. Monatsschr. 1804, Bd. 11, S. 277—291. — Rosenkranz, Gesch. der Kantischen Philos. 1840. — Trendelenburg, Ueber die philos. Thätigkeit der Akad. im vor. Jahrh. (Bericht über die Verhandlungen im Jahre 1852), S. 393—416. — Kiesewetter vgl. Varnhagen, Denkw. I, 196 ff., A. D. B. XV, 730.

bevor er öffentlich davon gesprochen, äußerte sich zunächst 1796 in einem Aufsatze, bei dem er seinen Namen nicht nannte, über Kant, hielt dann im 11. Bande seiner Reise durch Deutschland ein Strafgericht über die kritische Philosophie und legte im Sempronius Gundibert in vielerlei Seitensprüngen der Erzählung seine Meinung über Kant und dessen System dar. Der hochfahrenden Art seines Tadels entsprach dann eine verächtliche Entgegnung Kant's, ein paar Worte in der Einleitung zu den „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre", in der von dem unkritischen Ignoranten gesprochen wurde, „der willkürlich ignorirt, was er nicht aufkommen lassen will." Gegen die halbe Seite Kant's schrieb Nicolai eine Vorrede von 74 Seiten zu den in seinem Verlage erscheinenden „Neun Gesprächen zwischen Christian Wolff und einem Kantianer." Kant hielt alle diese Angriffe für wichtig genug, um in seinen „zwei Briefen über die Buchmacherei" Nicolai zu antworten. Gegen diesen wurden dort Beschuldigungen erhoben, die er (Nicolai) folgendermaßen präcisirte: „der Unwissenheit; der Buchmacherei; daß ich mich zum Narren mache; daß Gundibert verzerrt und verächtlich sei; daß ich die Gegenstände auf den Kopf stelle; über Theorie und Praxis (deren nothwendige Uebereinstimmung Nicolai behauptet, während Kant die Möglichkeit eines Widerspruchs beider statuirt hatte). Gegen solche Beschuldigungen nun führte Nicolai sein schwerstes Geschütz auf, ein Buch von 266 Seiten, das er „Ueber meine gelehrte Bildung" betitelte, das aber, wie schon diese Anfangsworte des sehr ausführlichen Titels beweisen, auch über vieles Andere als über die Kantische Philosophie handelte. In den Kant gewidmeten Stellen zieh Nicolai den Philosophen der gröbsten Mißverständnisse und Widersprüche. Seine Widerlegung gipfelte in dem Satze, daß „ein Quentchen gesunder Menschenverstand sehr oft viel mehr ist, als 6 Centner vonvornige kritische Philosophie." Seitdem versuchte Nicolai fast ein Jahrzehnt lang diesen gesunden Menschenverstand gegen Kant und alle nach ihm auftretenden Philosophen zu Ehren zu bringen, ein Versuch, der in

Folge des verkehrten Standpunkts wie der Ueberlegenheit der Gegner kläglich scheiterte.

Gegenüber diesem Gegner und anderen ähnlichen war nun ein Heer von Kämpfern zur Vertheidigung des Meisters bereit. Der fruchtbarste, wenn auch vielleicht nicht der eigenartigste, Vertreter der Kantischen Philosophie in Berlin war J. G. C. Kiesewetter, ein Berliner (1766—1819), der 1788 in Königsberg Kant's Schüler gewesen war, 1792 nochmals bei ihm gehört hatte und seit 1793 Professor der Philosophie an der militärärztlichen Bildungsanstalt in Berlin war. Seine schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich in die Zeit von 1795 an fällt, war sehr groß. Sie sollte nicht den Gelehrten dienen, daher nichts Neues bringen, sondern war, wie es auf dem Titel seines „Versuches einer faßlichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie", der nach und nach in vier Auflagen verbreitet wurde, hieß, ausdrücklich „für Nichteingeweihte" bestimmt. In diesem Sinne behandelte er die Logik, die Kritik der Urtheilskraft und der reinen Vernunft, gab Auszüge aus den „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik" und verfaßte eine gleichfalls in mehreren Auflagen erschienene „Logik zum Gebrauch für Schüler." Kiesewetter, der Kant's eifrigster Correspondent aus Berlin war, ihn über litterarische, politische Dinge, auch über Klatsch unterrichtete, fühlte sich in dieser Rolle eines Apostels völlig wohl und verzichtete auf Mittheilung der Resultate eigenen Denkens, höchstens bekämpfte er einzelne Gegner seines Meisters wie Herder. Fast mehr noch als durch seine Schriften, obwohl grade auch sie Kreise erschlossen, welche durch die schwerflüssige Schreibart des Autors nicht hatten eröffnet werden können, wirkte Kiesewetter durch seine Vorlesungen; gar manche Jünglinge mochten wie Varnhagen von ihnen „unwiderstehlich hingerissen" worden sein; aber auch das große Publikum, das seine Privatvorlesungen besuchte, ein Publikum, das sich zum Theil aus Prinzen und den Mitgliedern hoher Adelsfamilien zusammensetzte, schenkte dem Lehrer und dem, dessen Lehre er verkündete, fortdauernden Bei-

fall. So wurde die Kant-Gemeinde in Berlin eine ungemein zahlreiche. Sie bestand aus hohen Beamten, unter die selbst der Minister Zedlitz zu rechnen ist, aus Lehrern, von denen einer, A. C. Michelsen, Kant die Uebersetzung eines Euler'schen Werkes widmete, und der in der Vorrede ihn den „Tiefgründenden" nannte, aus Officieren, besonders aus unabhängigen Schriftstellern, vielfach denen, die aus dem Kreise der Aufklärer hervorgegangen waren. Denn die Berlinische Monatsschrift, ihr Hauptorgan, war auch diejenige Zeitschrift, in der die meisten kleineren Abhandlungen Kant's erschienen, die ja, wie erwähnt, dem Philosophen und der Zeitschrift starke Schwierigkeiten bereiteten, durch die allein, nicht etwa durch eine Divergenz der Anschauungen, die Vereinigung beider gelöst werden mußte. Diese kleinen Abhandlungen bereiteten die Leser der Zeitschrift, die im Wesentlichen dem gebildeten Publikum angehörten, auf die großen Werke vor, oder dienten für diejenigen, denen das Studium der Werke zu schwer war, als das einzige Mittel, Kant's Größe kennen zu lernen.

Die Beschäftigung mit Kant war in der Uebergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert förmlich Mode geworden, auch bei den Damen, die im Besuch von philosophischen Vorlesungen eine Art von Sport fanden. Sie ersetzte die Mendelssohn'sche Philosophie und die der Aufklärer, die vor ihr geherrscht hatte. Man wird nicht irre gehen, wenn man den ungeheuern Erfolg, den die Kantische Philosophie in Berlin hatte, einen Erfolg, der nur später von der Hegel'schen erreicht, wenn nicht übertroffen wurde, drei Momenten zuschreibt: ihrer Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu Feindschaft gegen das Christenthum, ihrem stark ausgeprägten politischen Freiheitssinn, der sich z. B. in Kant's Stellung zur französischen Revolution bekundete, und ihren so entschieden formulirten moralischen Forderungen, die als Fortsetzung und Ausbildung des Tugendbegriffs der Aufklärungszeit erschienen.

Daraus erklärt sich auch, daß gerade die Juden so überaus

warme Anhänger Kant's und fleißige Verkünder seines Ruhmes und seiner Lehre wurden. Neben Kiesewetter steht Markus Herz,*) freilich weniger einflußreich durch Schriften als durch Vorlesungen, ein tüchtiger, sehr beliebter Arzt, Philosoph und Physiker, ein Mann von großer Klarheit des Denkens, einfach in seiner Sprache, nüchtern in seiner Auffassung, dem modischen Gesellschaftstreiben ebenso abhold wie der modischen Litteratur, die nicht im Stande war, ihm die Lessing'sche Zeit und Richtung, an der er sich gebildet hatte, zu ersetzen. Er hatte Kant gehört und gesprochen, war mit ihm in einem philosophischen Briefwechsel verblieben und genoß des Philosophen Werthschätzung, auch nachdem die persönliche Verbindung zwischen beiden geschwunden war. Unselbständiger als Herz war David Friedlaender, der ebenso wie Herz aus Königsberg stammte, aber den größten Theil seines Lebens (bis 1834) in Berlin zubrachte. Wie jener war er ein Getreuer Mendelssohn's, der zeitlebens die goldene Epoche der Litteratur nur in der Mendelssohn'schen Aera zu sehen vermochte. Er war kein Gelehrter von Fach, sondern ein Kaufmann, der mehr in Briefen und geselligen Gesprächen als in Schriften seine Meinung verbreitete und seine Hauptaufgabe nicht in der Mittheilung und Geltendmachung philosophischer Lehren, sondern in einer unermüdlichen, auf praktische Ziele gerichteten, mit Sachkunde und großem, freiem Blick nicht etwa um kleinlichen Vortheils willen geführten Kampf für die ethische und politische Befreiung seiner Glaubensgenossen erkannte, aber kraft seiner Verbindungen und seines Ansehens, seine philosophischen Kenntnisse

*) Ueber die drei genannten jüd. Schriftsteller m. Gesch. der Juden in Berlin; meine B. Fr. H. gewidmeten Artikel in der A. D. B. und zahlreiche Notizen in der Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschland. 5 Bde. Braunschweig 1886—92; für B. und Fr. Einzelnes in m. „Vorträge und Versuche", Dresden 1890; Friedl.'s charakteristische Briefe an Böttiger in der Allg. Z. d. Judenth. 1894 — Vgl. auch Band I, S. 394 ff. Sal. Maimon, der mit den Erwähnten oft zusammen genannt wird, bleibt hier unerörtert, weil er doch nur vorübergehend in Berlin war. Ueber ihn L. H. Fischer a. a. O., S. 61—73.

und Ueberzeugungen gerade in solche Kreise brachte, die einer leichteren Umprägung vollwichtiger Münze bedurften, um sie in Kurs zu setzen und zu gebrauchen. Der eigenartigste unter diesen jüdischen philosophischen Schriftstellern war jedoch Lazarus Bendavid (1762—1832, in Berlin geboren und gestorben). Sein Streben war Unabhängigkeit, und die von ihm selbstgefertigte Grabschrift lehrt, daß er sie, nach der er in seinem ganzen Leben rang, vor seinem Tode erreichte. Er lebte in seiner Jugend in behäbigen Verhältnissen, daher blieb ihm der furchtbare Kampf gegen das äußere Elend erspart, der die meisten seiner höherstrebenden Glaubensgenossen in die traurigste Lage brachte, nur der Streit für die Befreiung des eigenen Geistes mußte von ihm ausgekämpft werden. Aber auch in diesem Kampfe konnte der Sieg nicht mühelos erreicht werden; der Schritt von dem Judenknaben, der von einer Talmudschule zur andern geschickt und von halbgebildeten Lehrern unverständig und erbarmungslos behandelt wurde, bis zu dem Manne, der von Kästner als ebenbürtig in der Mathematik gerühmt, als Philosoph von der Akademie mit einem Preise geehrt wurde, war kein kleiner. Er hat in einer höchst anziehenden Selbstbiographie (Berlin 1806) beschrieben, welche Anstrengungen er dazu machte. Nachdem er 1797 versucht hatte, in den preußischen Justizdienst zu treten, aber mehrfach wegen seines jüdischen Glaubens abschlägig beschieden worden war, ging er nach Oesterreich, hielt in Wien zuerst in einem Hörsaale der Universität, dann im Palast des Grafen Harrach Vorlesungen und lehrte Kantische Philosophie. Später, als ein allgemeines Verbot gegen die Fremden ihm in Oesterreich nicht länger den Aufenthalt gestattete, ging er nach Berlin zurück und setzte dort seine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer und Schriftsteller, eine Zeitlang als Redacteur der Spener'schen Zeitung fort, in welcher Thätigkeit er sich durch seine Umsicht zur Zeit der französischen Herrschaft nicht geringes Verdienst erwarb. Dann war er Jahrzehnte lang Leiter einer jüdischen Schule, die kaum mehr als eine Armenschule war, und bewahrte für jüdische Dinge,

über die er schon 1793 eine kleine Schrift geschrieben hatte, großes Interesse, das er noch 1823 bei der Begründung der Wissenschaft des Judenthums lebhaft bethätigte. Trotz seiner untergeordneten amtlichen Stellung kam er in Folge seiner Schriften mit den bedeutendsten Männern Berlins in persönliche, mit auswärtigen in briefliche Berührung, wurde von Johannes von Müller geschätzt, von Goethe und Schiller schon zur Zeit, da er Beiträge in die „Horen" schickte, trotz gelegentlicher Ausstellungen nach Verdienst gewürdigt, von Heine als „ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet, wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Kant" charakterisirt, von Börne dagegen, der als junger, leichterregbarer Mensch dieses ihm fremde Wesen nicht begreifen konnte, wegen seiner scheinbaren Eitelkeit verhöhnt. Bendavid blieb während seines ganzen Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie. Als solcher veröffentlichte er zunächst die Vorlesungen, welche er über die verschiedenen Schriften Kant's gehalten hatte: „Ueber die Kritik der reinen", „der praktischen Vernunft", „Ueber die Kritik der Urtheilskraft", Wien 1795—97 („Reine Vernunft", 2. Auflage, Berlin 1802). Während er aber in diesen Schriften nur die Lehre seines Meisters Kant dem größeren Publikum in anziehender Gestalt vorzutragen sich bemühte, schrieb er auch selbständige, philosophische Arbeiten. Eine Arbeit „Ueber den Ursprung unserer Erkenntniß", Berlin 1802, wurde von der Berliner Akademie mit einem Preise gekrönt, andere, wie: „Versuch einer Rechtslehre", Berlin 1802, und zwei ästhetische Schriften: „Beiträge zur Kritik des Geschmacks", Wien 1797, und „Versuch einer Geschmackslehre", Berlin 1799, sind zwar beide fast völlig vergessen, besitzen aber noch jetzt durch ihren Stil und ihre Gewandtheit, die damals mächtigen Ideen darzustellen, geschichtliches Interesse. Auch in den folgenden Jahrzehnten beharrte Bendavid auf seinem Standpunkte. Als er bemerkte, daß andere

Philosophen herrschend wurden, versuchte er keine schriftstellerische Opposition, sondern zog sich schweigend und grollend zurück.

Als Kant starb, schrieb Biester in der von ihm geleiteten Monatsschrift einen warmen Nachruf, der in erster Linie Kant's Verhältniß zur Monatsschrift würdigte, aber Raum ließ auch für allgemeine Betrachtungen, die gewiß die Stimmung vieler Berliner Kreise zum besten Ausdruck brachten. „Nie hat ein Buch", so hieß es darin, „in der lesenden und noch mehr in der schreibenden Welt eine so allgemeine, eine so anhaltende Sensation gewirkt, als Kant's Kritik", und ferner: „in ihm (Kant) vereinigen sich auf bewunderungswürdige Weise Tiefsinn mit Scharfsinn, glücklicher Witz mit echtem Wissen, Originalität, Erhabenheit, Stärke mit Milde, Feinheit und zartem Sinn."

Viertes Kapitel.

Die Romantiker und ihre Gegner.

Während viele Berliner Litteraten in voller Harmlosigkeit ihrem Dichtervergnügen nachgingen, höchstens den politischen und wissenschaftlichen Zeichen der Zeit lauschten, indem sie ihr Verhältniß zur französischen Revolution oder zu Kant's Umsturz der Philosophie klarlegten, bereitete sich eine litterarische Revolution vor, die in Berlin ganz anders gespürt wurde, als „Sturm und Drang" dreißig Jahre früher: die Romantik. Ihr Wortführer in Berlin war Ludwig Tieck, ein Berliner.*) Er war als Sohn eines gut situirten Berliner Handwerkers am 31. Mai 1773 geboren. Durch die Erzählungen der Mutter und durch den Geschmack des Vaters wurde er auf die Litteratur hingewiesen, unter Gedike's Leitung, ohne ganz von ihm abhängig zu sein, gebildet, im Hause Reichardt's, der durch seine vielseitige Anregung, durch sein allem Neuem zugängliches Wesen mehr wirkte, als durch seine litterarischen Leistungen, zu praktischem

*) Für Tieck außer seinen Werken: Köpke, 2 Bde., Leipzig 1855; die Einleitung Minor's bei Kürschner, Bd. 144—145; B. Steiner, „Tieck's Volksmärchen", Berlin 1893; für die Romantik überhaupt Haym, Romantik, Berlin 1870; G. Brandes, Litteratur des 19. Jahrhunderts, Bd. II, 2. Aufl., Leipzig 1887. Zum Urtheil über Tieck die wichtige Stelle Grillparzer's, 5. Ergänzungsband, Stuttgart 1888, Seite 103. Das Gedicht gegen das junge Deutschland 1837 in Klee's Ausgabe 1892, vgl. damit Köpke 276. — Bibliographische Vollständigkeit soll in diesen Nachweisen durchaus nicht angestrebt werden; sie sind vielmehr so kurz, wie nur irgend möglich.

Philosophen herrschend wurden, versuchte er keine schriftstellerische Opposition, sondern zog sich schweigend und grollend zurück.

Als Kant starb, schrieb Biester in der von ihm geleiteten Monatsschrift einen warmen Nachruf, der in erster Linie Kant's Verhältniß zur Monatsschrift würdigte, aber Raum ließ auch für allgemeine Betrachtungen, die gewiß die Stimmung vieler Berliner Kreise zum besten Ausdruck brachten. „Nie hat ein Buch", so hieß es darin, „in der lesenden und noch mehr in der schreibenden Welt eine so allgemeine, eine so anhaltende Sensation gewirkt, als Kant's Kritik", und ferner: „in ihm (Kant) vereinigen sich auf bewunderungswürdige Weise Tiefsinn mit Scharfsinn, glücklicher Witz mit echtem Wissen, Originalität, Erhabenheit, Stärke mit Milde, Feinheit und zartem Sinn."

Viertes Kapitel.

Die Romantiker und ihre Gegner.

Während viele Berliner Litteraten in voller Harmlosigkeit ihrem Dichtervergnügen nachgingen, höchstens den politischen und wissenschaftlichen Zeichen der Zeit lauschten, indem sie ihr Verhältniß zur französischen Revolution oder zu Kant's Umsturz der Philosophie klarlegten, bereitete sich eine litterarische Revolution vor, die in Berlin ganz anders gespürt wurde, als „Sturm und Drang" dreißig Jahre früher: die Romantik. Ihr Wortführer in Berlin war Ludwig Tieck, ein Berliner.*) Er war als Sohn eines gut situirten Berliner Handwerkers am 31. Mai 1773 geboren. Durch die Erzählungen der Mutter und durch den Geschmack des Vaters wurde er auf die Litteratur hingewiesen, unter Gedike's Leitung, ohne ganz von ihm abhängig zu sein, gebildet, im Hause Reichardt's, der durch seine vielseitige Anregung, durch sein allem Neuem zugängliches Wesen mehr wirkte, als durch seine litterarischen Leistungen, zu praktischem

*) Für Tieck außer seinen Werken: Köpke, 2 Bde., Leipzig 1855; die Einleitung Minor's bei Kürschner, Bd. 144—145; B. Steiner, „Tieck's Volksmärchen", Berlin 1893; für die Romantik überhaupt Haym, Romantik, Berlin 1870; G. Brandes, Litteratur des 19. Jahrhunderts, Bd. II, 2. Aufl., Leipzig 1887. Zum Urtheil über Tieck die wichtige Stelle Grillparzer's, 5. Ergänzungsband, Stuttgart 1888, Seite 103. Das Gedicht gegen das junge Deutschland 1837 in Klee's Ausgabe 1892, vgl. damit Köpke 276. — Bibliographische Vollständigkeit soll in diesen Nachweisen durchaus nicht angestrebt werden; sie sind vielmehr so kurz, wie nur irgend möglich.

Betriebe der Litteratur, zu schauspielerischen Bemühungen hingelenkt. Nach einem Studienaufenthalt in Halle, Göttingen, wo er Bürger's Einfluß gespürt, sich im Englischen vervollkommnet, das ihm schon durch seine Beschäftigung mit Shakespeare nahegetreten war, und Erlangen, wohin ihn Nürnberg, die altdeutsche Kunststadt, gelockt hatte, kehrte er im Herbst 1794 wieder nach Berlin zurück. Er war Nicolai empfohlen, gehörte aber nicht zu dessen Richtung. Was ihn und die Seinen von den Aufklärern trennte, war zunächst die rückhaltlose Bewunderung Goethe's, die für Berlin von Moritz ausgegangen war. Seine Entfremdung von den Aufklärern entstammte aber nicht nur der Lobpreisung dieses größten Schriftstellers, sondern dem Gegensatz der Naturen. Dem vernunftmäßigen, nüchternen, protestantischen, gegen das Leben kurzsichtig abgewandten Sinn der Früheren setzte er phantastische, vor dem Uebernatürlichen nicht fliehende, sondern sich wollüstig darein versenkende, fromm-katholisirende Naturliebe, ja Naturschwärmerei entgegen. Es war eine eigenthümliche Ironie des Zufalls, daß Tieck's erste Werke, die, aus solchen und anderen Elementen zusammengesetzt, die ersten poetischen Erzeugnisse der Berliner Romantik, wenn nicht der Romantik überhaupt waren, im Verlage Nicolai's und seines Sohnes erschienen. Es sind die Volksmärchen, herausgegeben von Peter Lebrecht 1797, deren Titel, nicht der Inhalt, anknüpfte an „Peter Lebrecht. Eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten", mit der Tieck neben einigen anderen Versuchen „gewissenloser Fabrikarbeit", ein älteres belletristisches Unternehmen des Nicolai'schen Verlags „Die Straußfedern" vermehrt und abgeschlossen hatte. Die Volksmärchen bedeuteten einen Fortschritt durch ihren Hinweis auf die Volkslitteratur, für den Tieck freilich außer seinem Freunde Wackenroder (s. unten S. 135) den Vorlesungen seines Lehrers Koch (s. oben S. 116) verpflichtet war. Da jedoch Tieck nicht bloß Herausgeber, sondern auch Dichter war, wiederholte er nicht nur die alten Märchen, sondern veränderte ihren Ton, gelegentlich auch ihren Inhalt und fügte, so gut er es manchmal verstand, die

schlichte Erzählungsart der Alten nachzuahmen, eine Anzahl Lieder von moderner Empfindung hinzu. Sodann wühlte er, seiner Eigenart entsprechend, gern im Schreckhaften, indem er finstere Dämonen heraufbeschwor und von ihrem Eingreifen in Menschenschicksale schaudernd erzählte. War er schon mit diesen seinen Sprüngen aus den Bahnen der gesunden Vernunft den Aufklärern in die Quere gekommen, so noch mehr mit seinen eingestreuten Satiren gegen die Nützlichkeitsrichtung der Aufklärung, gegen die platte Auffassung der Poesie überhaupt und vornehmlich des Theaters als einer moralischen Besserungsanstalt. Diese Tendenz kam in den dramatischen Märchendichtungen noch deutlicher zum Ausdruck. Unter ihnen war für Berlin die wichtigste „Der gestiefelte Kater", ein Kindermärchen in 3 Akten mit Zwischenspielen, einem Prolog und Epilog, das durch seinen Zusatz „aus dem Italienischen" den Hinweis auf den besonders nachgeahmten Vorgänger Gozzi enthielt. Die Tendenz des wunderlich aus Drama und Märchen gemischten, durch diese Mischung jeder künstlerischen Einheit entrathenden und trotz oder wegen seiner tollen, nur vermittelst eines Commentars verständlichen, Einfälle herzlich ermüdenden Stückes, war die weitere Verspottung des Berliner Theatergeschmacks. Diese Verspottung wurde in dem genannten Märchen und seinen Nachfolgern dadurch vorgenommen, daß dem Publikum ein ganz unsinniges Märchen vorgespielt wurde, in dem die Zuschauer oft selbst mitspielten und sich lustig machten über Böttiger, Iffland, Kotzebue und andere Schriftsteller, die in den Berliner und auswärtigen Kreisen den Ton angaben. In ähnlicher Weise, nicht drolliger und nicht wirkungsvoller, sondern nur ausgelassener, spöttelten die anderen Märchenspiele „Zerbino", „Die verkehrte Welt" über das Wesen der Aufklärung, über gelehrte Bildung und die gesammte Litteratur jener Tage. In allen diesen Spielen bewährte Tieck nicht die Kunst des Lustspieldichters, sondern die Geschicklichkeit des Fratzenmachers; es ist charakteristisch, daß er, der mit solcher Wildheit das Alte berannte, vierzig Jahre später

die „Altgewordenen über Spuk und alberne Phantome“ tröstete, die damals sich wieder mächtig zeigten. In seinen Bestrebungen hatte Tieck zwei Berliner Genossen, von denen einer sein Abbild, der andere sein Anreger war. Der erstere war Bernhardi, der letztere Wackenroder.

A. F. Bernhardi*) (vgl. oben S. 103) war geboren 1769 und auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium unter Meierotto gebildet. Gleich Tieck, mit dem er sich früh verband, war er in Rambach's litterarischer Frohnarbeit groß geworden. Die Verbindung mit Tieck hielt er aufrecht durch seine Vermählung mit Tieck's Schwester, die freilich übel genug ausging und seine Abhängigkeit zeigte er in seinen litterarischen Produktionen. Auch diese waren dazu bestimmt, den Gegensatz zwischen alter und neuer Richtung anschaulich zu machen; bald verspottete er in Familie „Sebald“ oder „Der edle Nachtwächter“ Iffland'sche Rührseligkeit, bald schilderte er satirisch in anderen Stücken seiner Bambocciaden das ganze Philistertreiben oder gab dort und in den „Nesseln“ Karrikaturen der Berliner Gesellschaft, der Officiere, der Juden und Jüdinnen oder persiflirte geradezu den Gegensatz Tieck's und Nicolai's. In seinen Theaterkritiken (1795), die schon durch ihre scharfe Sprache Aufsehen erregten, bekämpfte er unerbittlich die dramatischen Productionen, wie die Leistungen der Künstler, denen er später (1802) größere Gerechtigkeit widerfahren ließ, und unter denen er Fleck stets besonders auszeichnete. Doch faßte er sein Credo in die Worte zusammen: „Es ist unstreitig, daß sowohl das Theater und die Schauspielkunst wie die dramatische Dichtkunst in Deutschland im tiefsten Verfalle liegt.“ Die poetischen Producte seiner Gattin bedeuteten nicht viel. Ueber Sophie Bernhardi urtheilte Clemens Brentano: „Es ist von ihr

*) „Bambocciaden“, 3 Thle., 1797—1800. „Nesseln“, 1798, Haym 867 fg. „Reliquien“, 3 Bde., Altenburg 1847. (Zur Kritik Haym 117, Anm. 1.) Kynosarges, Quartalsschrift, Berlin, 1 (einz.) Stück, 1802 (G. L. St.). Passow, Leben in Briefen, S. 142. Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's (des Sohnes), Leipzig 1893. Ueber Sophie Bernhardi, das Urtheil von Clemens Brentano bei Steig, Arnim I, S. 24 ff.

ein Band Märchen und Traumbilder von unerhörter Bildung der Verse, grober Imitation und entsetzlicher Langerweile erschienen.“ Bernhardi's Wesen und Persönlichkeit tritt aus diesen seinen unbedeutenden Jugendwerken nicht hervor. Vielmehr war er ein hervorragender Schulmann, der lange Zeit an der Spitze höherer Berliner Lehranstalten stand. Durch seine „Sprachlehre“ (1801 und 3) wurde er Bahnbrecher der neueren Sprachwissenschaft. Er war, wie Passow 1811 schrieb „mitunter kraus und scheinbar verwirrt, aber sprühend von Genialität, Kraft und originaler Laune, so etwas von Mephistopheles, eine durchaus seltene Natur.“

Der andere Berliner, der bestimmend auf Tieck einwirkte, war W. H. Wackenroder (1773—1798), der Sohn des Berliner Bürgermeisters. Sein Kultus war die Freundschaft und seine Religion die Kunst. Seine „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, künstlerische Confessionen, enthielten wie die Schriften der jungen Romantiker überhaupt, einen lauten Protest gegen die handwerkmäßige Uebung der Kunst, zugleich aber die Lehre, daß der Künstler nicht bloß können, sondern empfinden müsse, daß die mit Religion verschwisterte Kunst und das Leben eins, daß Kunst der Gegenstand eines Heiligenglaubens sei. In ähnlichen Sätzen sprach er in den „Phantasieen über die Kunst“, die Tieck mit vielen eigenen Beiträgen herausgab (1799), mit starkem Hinweis auf die Tragik des eigenen Lebens, dem ein völlig ausgereiftes Schaffen nicht gegönnt war, mit Verherrlichung der Musik, die er am liebsten zu seiner Lebensbeschäftigung gemacht hätte und mit sicherer Beurtheilung der altdeutschen Kunst, deren Werth er als einer der ersten erkannte. In dieser Luft und Stimmung entstand Tieck's Roman „Franz Sternbald's Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte“ (2 Bände 1798), der ursprünglich eine deutsche Künstlergeschichte, etwa ein Gegenbild zu Vasari werden sollte, aber ein Bildungs-Roman wurde. Auf dieses seltsame Werk wirkte das Vorbild „Wilhelm Meister's“ nur äußerlich; laxe Moral ward gepredigt und

schlüpfrige Scenen wurden mit Vorliebe ausgemalt. Das eigentlich Bedeutungsvolle lag nur in den schwärmerischen Naturbetrachtungen und in dem lebhaften Eintreten für deutsches Wesen und deutsche Kunst.

Diese drei jungen Männer, Tieck, Bernhardi, Wackenroder, erhielten durch zwei Nichtberliner, die Brüder Friedrich und Wilhelm Schlegel, einen Zuwachs und eine Stärkung. In den Werken der beiden Brüder wie in denen der Genannten sollten Kritik und Dichtung verbunden sein, aber doch blieb letztere nach der gesammten Befähigung der Brüder gewaltig hinter der ersteren zurück.

Beide lebten nur kurze Zeit in Berlin, Friedrich von 1797 bis 1800, August Wilhelm von 1801 bis 1804. Viele ihrer Werke erschienen in Berlin, auch noch später, als die Brüder fern von Berlin lebten. Aber nicht die letzteren, sondern die Werke der Berliner Zeit, die auf Berlins geistiges und sittliches Leben einflußreich wurden, sind hier zu schildern, Friedrich's „Lucinde", August Wilhelm's Vorlesungen, Beider „Athenäum".*)

Die als Roman bezeichnete „Lucinde" (1799) ist kein Roman, sondern ein absichtlich zusammenhangloses Gemisch von Briefen, Fragmenten, Aufsätzen, Erzählungen. Das Buch ist eine Verklärung der sinnlich-geistigen Leidenschaft, die Friedrich zu Dorothea Veit, der Tochter Mendelssohn's, gefaßt hatte, eine Verherrlichung des Müßiggangs, der Frechheit, der kraftlosen Kunstbegeisterung, die seine Eigenthümlichkeiten waren. Diesem Dichter war das Leben nicht zu Thaten und Sorgen bestimmt, sondern eigentliches Geschäft des Daseins war ihm männliche Freundschaft und Liebe zum Weib. Er umarmte die Geliebte „mit ebensoviel Ausgelassenheit wie Religion". Erotische Scenen mit Lucinde und einer früheren Geliebten — wenn nicht etwa seine Schwägerin Caroline bei diesem Porträt Modell gesessen —

*) Bibliographisches Goedeke, Grundr. alte Ausg. III, 8ff. Die neuere Litt. ist außerordentlich reich, bes. wichtig Friedrich's Briefe an Wilhelm, hgg. v. Walzel, Berlin 1890.

malte er schlüpfrig aus und ließ diesen lüsternen Schilderungen tiefklingende Darlegungen über Emancipation des Fleisches folgen. Sich selbst und seinen ganzen Kreis schilderte er mit erschreckender Wahrhaftigkeit und vertrat offen dessen Tendenz: die Befreiung des Weibes und die Identität von Poesie und Leben, wie er dies sich zu gestalten versucht hatte. Dicht neben schönen Schilderungen kindlichen und weiblichen Wesens, der Einigkeit und Ewigkeit des Liebesgefühls und der Beseligung der Mutterfreuden stehen freche und rohe Aeußerungen über das Geschlechtsleben und orakelhafte Predigten unklarer Philosophie. Dies Evangelium der Pflichtlosigkeit und des Sinnencultus fand in Schleiermacher einen Vertheidiger, und einen dichterischen Verherrlicher in August Wilhelm, der den Bruder pries, daß er „den himmlischen Gefilden die hohe Gluth der leuchtenden Lucinde" entführt habe. Vertheidiger und Dichter schämten sich später des Werkes und seiner Empfehlung. Ein paar arge Zoten (in der Lucinde) wurden durch Cartons weggeschafft.*) M. Herz urtheilte derb: „Der eine Theil ist eine gemeine prosaische Schweinigelei, der zweite eine poetische und der dritte Unsinn."

In engem Zusammenhang mit der Lucinde steht Dorothea's „Florentin" (Berlin 1801, als erster Theil bezeichnet). Er kann in gewissem Sinne ein Gegenstück zur „Lucinde" genannt werden. Denn der Held, mag er nun Friedrich Schlegel oder einen andern vorstellen, Maler und Bummler, „der schöne Leichtsinn", wie er einmal genannt wird, ist ein Thatenlustiger, der doch thatenlos durchs Leben geht, ein Sinnenmensch, der kein Bedenken hat, eine Frau auf Probe zu nehmen, und ein so geringer Verfechter des festen Gefüges der menschlichen Gesellschaft, daß er sich kein Gewissen daraus macht, einen Mörder, dessen Schuld er erkennt, durchzuhelfen. „Er hat," so wird einmal im Roman über ihn geurtheilt, „die zarteste Scheu für die Sinnenfreiheit anderer

*) Sander an Böttiger 22. Juni 1799.

Personen." Aber der Roman war nicht bloß ein Abklatsch fremden Vorbildes, er war nicht wie die „Lucinde" eine Verklärung der Sinnlichkeit und eine Verherrlichung gemeiner Lust, sondern eine Darstellung der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Welt, des mächtigen, unklaren Verlangens nach anderen, besseren Verhältnissen, sodann eine Lobpreisung wahrhafter, Herz und Sinn gefangennehmender Liebe. Er war erfüllt von echter Begeisterung für die Kunst, wobei wiederum die Musik ihren ehrlichen Antheil neben ihren Schwestern erhielt, und zeigte Spuren eines gesunden Humors, der gegenüber den sonstigen forcirten Witzanstrengungen der Romantiker förmliches Wohlbehagen erregt.

Noch bedeutungs- und einflußloser als diese poetischen Werke waren die in Berlin erschienenen und zum Theil dort gearbeiteten Trauerspiele der Brüder: „Jon" und „Alarcos", die bei den modernen Lesern nur als unfreiwillige Komik wirken, schon von den Zeitgenossen ausgepocht wurden und von einem Zeitgenossen (Brentano) also beurtheilt wurden: „Der ‚Alarcos' ist wirklich das Schlechteste, was ich kenne, und eigentlich gründlich komisch mit solcher Künstlichkeit schlecht zu sein." So bedeutungslos nun auch die dichterischen Werke der Brüder waren, so hatten ihre Nachdichtungen und theoretischen Untersuchungen großen Werth und erlangten mit Recht nachhaltigen Einfluß. Von den Nachdichtungen waren die aus der spanischen und italienischen Litteratur für die gesammte zeitgenössische Dichtung folgenreich, denn sie boten ihr durch Form und Inhalt ein breites Feld zur Nachahmung. An poetischer Schönheit wie an innerem Werth stehen aber jene Nachbildungen hinter der Shakespeare-Uebersetzung Wilhelm's zurück, die 1796 zuerst in Zeitschriften, unter anderen auch in dem Journal „Deutschland" (s. oben S. 61) veröffentlicht und dann besonders, 16 Stücke in 8 Bänden, gleichfalls in Berlin 1797—1801 gedruckt wurde. Sie fand nicht unmittelbar die gebührende Würdigung und Nachahmung, aber sie blieb das Meisterwerk, von dessen Erscheinen die Wiedergeburt und Allgewalt Shakespeare's in Deutschland zu datiren ist.

Besondere Bedeutung gewann auch die von den Brüdern herausgegebene Zeitschrift „Athenäum".*) Diese, die, wie unterrichtete Buchhändler mittheilten, damals freilich wenig Käufer und Leser fand, war von ganz anderem Kaliber, als die bisher in Berlin erschienenen, vielgelesenen, schönwissenschaftlichen Journale. Beide Brüder hatten sich zu ihrem gemeinsamen Feldzug gründlich vorbereitet und ausgerüstet. Wilhelm hatte in der Jenaischen Litteratur-Zeitung eine große Anzahl Kritiken geschrieben, in denen er, in den ästhetischen Wegen Schiller's und Goethe's wandelnd, statt absprechender Kritiken zergliedernde Beschreibungen mit Entschiedenheit des Urtheils und Empfänglichkeit für das Formschöne, freilich mit einer seltsamen Vorliebe für Didaktisches und Satirisches, geliefert hatte. Friedrich hatte in dem großen, ausdrücklich gegen Nicolai gerichteten Aufsatze über Lessing und in dem noch breiteren über die Römer und Griechen seine Theorien über Romantik wortreich und unklar zu begründen gesucht. Eine Zeitlang hatte er sich mit Reichardt zu dem „Lyceum der schönen Künste" (Berlin 1797, 2 Theile) verbündet, aber bald die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung eingesehen. Nun traten sie vereint in der neuen Zeitschrift rücksichtslos auf, wie sie gleich am Anfang bekannten, unverständlich, wie sie sich am Schluß selbst rühmten. Die Zeitschrift war im Wesentlichen ihr litterarisches Eigenthum, denn die übrigen Beitragenden waren wie Dorothea und Caroline, Bernhardi und seine Gattin mit Kleinigkeiten, Schleiermacher und Hülsen mit unwesentlichen Arbeiten vertreten. Die kritischen Leistungen der Brüder, besonders Wilhelm's, ihre Würdigung bedeutender Erscheinungen z. B. Klopstock's und Goethe's, ihre scharfe Verurtheilung schlimmer Schmierer wie Lafontaine's

*) „Athenäum", eine Zeitschrift von A. W. Schlegel und Friedrich Schlegel. 3 Bände in je 2 Heften. Berlin 1798—1800. Der erste bei Vieweg, der zweite und dritte bei Frölich.

waren vortrefflich. Die zahlreichen Anbohrungen von Voß, Matthisson, Schmidt dagegen waren mehr grob als witzig, die Anklagen gegen Jenisch und andere dürftige Gesellen entbehrten der Originalität und das heftige Poltern gegen Wieland wurde durch seinen Mangel an jeder Pietät widrig. Ihre Kritiken waren jedoch nicht nur negativ, sondern sie wurden positiv anregend dadurch, daß durch sie die wissenschaftliche Litteraturgeschichte in Deutschland begann, wenn auch die grundlegenden Leistungen, an denen die Brüder selbst in hervorragender Weise betheiligt waren, einer späteren als der hier behandelten Zeit und anderen Orten als Berlin angehörten. Trotz aller nicht zu leugnenden Bedeutung jedoch hatten sie manche Gebrechen und zeigten unselige Folgen. Sie, die gegen die litterarische Unfehlbarkeit auftraten, prahlten mit einem unausstehlichen Selbstbewußtsein; sie, die Front machten gegen das Reclamewesen, gefielen sich in schwülstiger Lobhudelei der Genossen. Sie hüllten sich absichtlich in Unklarheit, die nur dem Eingeweihten durchsichtig wurde; sie spielten mit Ironie und Geist und brachten Schiefes vor, nur um neu zu erscheinen. Gewiß steckt namentlich in den Fragmenten, z. B. der Verherrlichung der Alten, dem congenialen Erfassen Goethe's viel Geistvolles, Wahres, Originelles, Muthiges, z. B. in den Aeußerungen über Christenthum und Spinoza, selbst Gemüthstiefes, aber all' dies steht neben vielem Thörichten, Schiefen oder Halbwahren. Ein Paradoxon, z. B. folgendes „die französische Revolution, die Wissenschaftslehre und Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Jahrhunderts" ist entweder ein Unsinn oder kurzsichtige Vermischung weltgeschichtlicher Factoren mit einem hochbedeutenden und einem ziemlich vergänglichen Werk. So ist der Eindruck der einzelnen Aufsätze in der ganzen Zeitschrift noch heute kein anderer als in Schiller's Tagen: „Mir macht," klagte Schiller selbst, „diese naseweise, schneidende und einseitige Manier physisches Weh."

Zu den Romanen und dem Athenäum traten Wilhelm's Vorlesungen. Zu Jena, wo er als Professor über Aesthetik,

deutsche Sprache und Dichter des Alterthums las, hatte er weder Zulauf noch Erfolg gehabt; in Berlin hoffte er sein Publikum zu finden und täuschte sich nicht in seiner Hoffnung.

A. W. Schlegel's Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst (1801—1804)*) waren, wie selbst Gegner zugestehen mußten, vielbesucht. Sie handelten über die Kunstlehre und gaben eine Geschichte der klassischen und der romantischen Litteratur. Unter jener wurde die Poesie der Alten verstanden, wobei nur wenige Streifzüge in Epos und Lyrik des 18. Jahrhunderts gethan wurden — unter dieser im Wesentlichen Litteratur des Mittelalters und Italiens. Schlegel's Darstellung der Litteraturentwickelung begründete eine neue Wissenschaft: sie brach mit der alten Manier der Aufzählung von Büchertiteln und verweilte, statt sich bei der Durchnahme der Kleinen aufzuhalten, nur bei den Großen, Werke der Ausländer in geschmackvollen Uebersetzungen vorführend. Der Redner sagte seinen Zeitgenossen überhaupt, den Berlinern insbesondere, die stärksten Wahrheiten. Das Rühmen der Zeitgenossen, es in Litteratur und Wissenschaft unendlich weit gebracht zu haben, bekämpfte er entschieden, indem er die Werthlosigkeit der vielgepriesenen Romane, Dramen, Journale und gelehrten Zeitschriften darlegte, die Gebildeten nur als hungrige, aber leichtgesättigte Näscher an den Producten der Meßcataloge, das Volk als die einzig wirklichen Leser charakterisirte. Den Anspruch der Berliner, durch die Aufklärung das Geistesleben gefördert zu haben, zerpflückte er grausam, suchte das Heilsame ihres Einflusses auf Philosophie und Moral in Abrede zu stellen, bezeichnete die von jener so hochgehaltene Toleranz als verkleideten Indifferentismus und wünschte dem Cultus des Verstandes entgegen die Phantasie, Träume und Mythologie wieder zu Ehren zu bringen. Solch überkräftiger Negation, die sich in hämischen Angriffen auf den alten Nicolai zuspitzte, entsprach nun freilich das positive Programm wenig; worin die neue Schule das

*) Vollständig erst gedruckt von J. Minor, Heilbronn 1884, 3 Bde. — Ausführlich Haym, S. 764—854.

Wesen einer großen Zeit sah, wurde kaum berührt; selbst begeisterten Zuhörern mochte der polternde Redner seltsam erscheinen, der Lessing und Goethe nur mit Vorbehalt lobte und in seine Phrase: „er halte das meiste Poetische, was die Deutschen in der letzten Periode verehrt hatten, für durchaus null", stillschweigend Wieland — wohl auch Herder — und gewiß Schiller einschloß.

Die Brüder Schlegel galten einer Schar von Jüngern als Meister und Führer; das Organ dieser strebenden Jünglinge war ein Musen-Almanach, der in den Jahren 1804—6 erschien.*) Als seine Herausgeber nannten sich Adalbert Chamisso und K. A. Varnhagen, die bei dieser Edition wie im Leben überhaupt mit Wilhelm Neumann eng verbunden waren. Von den beiden ersten, dem kunstreichen Prosaiker und dem zwei Nationalitäten in sich verschmelzenden Dichter, muß noch in anderem Zusammenhange die Rede sein; Wilhelm Neumann verdient schon deshalb hier eine Stelle, weil er der einzige Berliner (geboren 1781, gestorben 1834), sowie der von den Dreien am wenigsten bekannte und damals jedenfalls der hervorragendste war. In seinen Dichtungen liebte er durchaus italienische Klänge, ahmte Petrarca nach, wählte wie jener Freundschaft und Liebe als Hauptthemata und bediente sich fast ausschließlich des Sonetts. Er besaß große Geschicklichkeit in der Behandlung von Versen und Reimen, wußte zu tändeln, verlor sich aber nicht in Tändeleien; durch die Gegenwart erdrückt, suchte er aus der Vergangenheit Kraft zu entnehmen, wurde aber nicht völlig durch den Widerstand, den die Welt auf ihn übte, geschwächt, sondern sobald die Gemeinheit sich wider ihn rüstete, „erwacht die Kraft und glimmt der Freiheit Funke." Er huldigte Tieck, obwohl er ihn mehr als Mitkämpfer denn als Meister begrüßte, erkannte als einen hohen Meister Goethe an,

*) Neudruck des letzteren, Berl. Neudr. II, 1, Berlin, Paetel 1889. In der Einleitung daselbst alles nähere Bibliographische u. Biographische. Walzel, Chamisso (Kürschner's D. N. Litt.) bietet trotz seiner Verheißungen nichts Neues.

den er in glücklich gewählten begeisterten Tönen zeitlebens pries. Die drei Jünglinge, der eine angehender Arzt, der zweite Officier, der dritte Kaufmann, seit 1803 in inniger Freundschaft verbunden, waren weder Streber noch Parteimenschen, weder von Selbstlob triefend noch nach Freundeslob lüstern, sondern von idealem Eifer und einem schönen Verlangen nach harmonischer Ausbildung erfüllt. Indem sie einen Stützpunkt für ihre Bestrebungen suchten, geriethen sie auf die Vertreter der jungen Schule. Ihnen folgten sie, ohne sich sclavisch zu beugen. Daher theilten sie ebenso wenig die katholisirend-mittelalterliche Neigung der Romantiker wie deren Abneigung gegen Schiller, huldigten dagegen gleich jenen Goethe, den sie in Gedichten priesen und, wie z. B. Chamisso in seinem Faust-Fragment bei aller Selbstständigkeit der Erfindung, nachahmten. Sie wandten sich der südlichen Poesie zu, theils durch Annahme ihrer Strophenform, theils durch Uebersetzungen. Sie verklärten schwärmerisch Liebe und Freundschaft und besaßen, indem sie im Reich der Phantasie umherflatterten, für die traurige sie umgebende Wirklichkeit wenig Sinn; daher schilderten sie überaus selten die Natur und äußerten fast nichts über des Vaterlandes Noth. Außer den Herausgebern und ihrem Engverbündeten waren von Berliner Dichtern Hitzig, der sich später als Biograph und Kriminalist verdient machte, und Ludwig Robert, der noch an anderer Stelle zu würdigen ist, mit Beiträgen vertreten, Fichte und Theremin, August Bode und Bernhardi steuerten einige Beiträge bei. Die in den drei „grünen" Bänden vereinigten Dichtungen, wenn auch von Meisterschaft weit entfernt, waren doch keineswegs bloß dilettantische Spielereien, sondern ernste Bestrebungen der grünenden Jugend und hätten ein besseres Geschick verdient als ihnen zu Theil wurde, denn sie wurden wenig gelesen, wenig gekauft, dagegen tüchtig innerhalb und außerhalb Berlins verspottet. Ihr Hauptverspotter war Garlieb Merkel. Varnhagen mit Neumann, denen sich als Dritter Bernhardi zugesellte, rächten sich, indem sie unter falschem Druckorte (Köln bei Hammer) die „Testimonia

auctorum de Merkelio", d. i. „Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" veröffentlichten. Sie war eine Sammlung von Zeugnissen gegen Merkel, theils wirklichen, früher gegen ihn gethanen Aeußerungen, heftigen, nicht selten unbilligen Gedichten und Prosastücken, theils Aussprüchen berühmter Autoren gegen irgend einen Gegner, die nun auf Merkel übertragen wurden. Es war eine grobe Antwort auf eine grobe Herausforderung, der dann auch der Befehdete nebst seinen Freunden die Antwort nicht schuldig blieben.

Neben dieser zwar jugendlich unfertigen, aber ein frisches Streben verrathenden Sammlung erscheint Friedrich Schlegel's Almanach ziemlich greisenhaft.*) In einem Bande von über 400 Seiten führt er seinem Publikum ein Roland-Epos aus Turpin's Chronik, Nachdichtungen aus Spee und prosaische Reisebriefe aus Deutschland und Frankreich vor, in denen das Poltern gegen Rubens ein Lächeln abnöthigt, und höchstens die Verherrlichung des Kölner Doms historisch bedeutsam ist. Nur in den letzten 2 Bogen bietet er ein paar Gedichte, an denen einige nur mit Chiffern bezeichnete Freunde mitarbeiteten. Aber die Liebeslieder darin sind schwülstig, rührend ist allein die Treue, die dem früh gestorbenen Novalis geweiht wird.

Zu den seltsamsten romantischen Dichtungen, die in Berlin erschienen — der Verfasser war freilich ein Breslauer —, gehört das Drama „Horribunda" von Wilhelm Elogius Meier, das von Clemens Brentano „als das witzigste, erhabenste und genialste, was ich lange gelesen"**) charakterisirt wurde, das man aber als eines jener übergenialen Produkte bezeichnen muß, bei denen der Leser oft nicht weiß, ob der Verfasser sich selbst dabei etwas gedacht hat. Es ist ein Gemengsel toller Scenen, in denen Dichter, Schüler, Schriftsteller, genial scheinende Männer und

*) Poetisches Taschenbuch für's Jahr 1806. Friedrich Schlegel. Berlin, Unger 1806.

**) Ungedruckter Brief an Caroline v. Günderode, 1806. „Horribunda" ebenso wie „Eros" Berlin, Maurer 1805. (K. B.)

Frauen auftreten; Träger der alten und neuen Zeit stehen sich gegenüber, Horribunda, die Vertreterin der alten, wird von den Rettern der neuen Zeit ermordet, im Orkus finden sich dann die Verkannten, bei deren Schilderung es an Spöttereien gegen die Aufklärung, gegen Kotzebue, gegen Lessing's Gegner nicht fehlt, während andererseits auf der Oberwelt das wüste Treiben der neuen schriftstellerischen Richtung gegeißelt wird. Derselbe Meier hat eine Sammlung „Eros" herausgegeben, in der sich außer Liebesgedichten, die der sonderlichen Originalität entbehren, ein Roman und ein Zeitstück finden, unter den Gedichten auch ein großes „Goethe's Geburtstag", wo Iphigenie, Faust, Egmont, Clärchen, Tasso, Stella und Götz zur Beglückwünschung des Dichterfürsten erscheinen.

Eine Richtung wie die eben geschilderte, die dem bestehenden Denken und Dichten so rücksichtslos entgegentrat, mußte bei den Angegriffenen Widerspruch erregen. Dieser Widerspruch wurde in einzelnen früher charakterisirten Zeitschriften laut. Er erstreckte sich bis auf das Theater (siehe unten Seite 166); hauptsächlich erhob sich jedoch gegen die neue Richtung eine Trias, bestehend aus einem Philosophen, einem Kritiker und einem Dichter. Der Philosoph war als erster auf dem Platze; dieser, Daniel Jenisch, Prediger, Philosoph (vergl. oben S. 123) und Kulturhistoriker, Dichter und Satiriker, der in einem langathmigen Gedichte „Borussias" die Thaten Friedrich's im siebenjährigen Kriege nach dem Muster der alten Epen mit viel oratorischem Beiwerk verherrlicht, die Xenien mit einem langen Commentar „Litterarische Spießruthen" begleitet, das Leben der Stadt Berlin satirisch beleuchtet und, fast noch ehe das alte Jahrhundert zu Ende war, die Summe daraus gezogen hatte, war höchst wahrscheinlich der Verfasser der satirischen Schrift „Die Diogenes-Laterne", Leipzig 1799. Sie brachte Invectiven gegen Schlegel und Fichte, besonders aber Anzüglichkeiten über das Verhältniß zwischen Friedrich und Dorothea,

die der erstere in seiner Heftigkeit bei Gericht anhängig machen wollte.*)

Jenisch hatte die Eigenthümlichkeit, zu bellen und zu beißen, wenn er weder gereizt noch angegriffen war. Ihm war es ein Bedürfniß, zu Zeiten zu reden und von sich reden zu machen. Da er aber kein Berufskritiker war, so hatte er mit der einmaligen Darlegung seines Standpunkts genug. Nicht so der Kritiker der Trias Garlieb Merkel. Dieser (1776—1850) lebte 1800—1806 mit kleinen Unterbrechungen in Berlin. Er hatte sich einige Zeit in Weimar aufgehalten, dort mit Böttiger befreundet und vermuthlich von diesem die Ansicht einimpfen lassen, daß von den damaligen großen deutschen Schriftstellern eigentlich nur Wieland und Herder ganz bedingungslos anzuerkennen seien und ihren Ruhm verdientermaßen genössen. Seitdem trat er gegen Goethe und Schiller auf, von denen der erstere nur in Invectiven, die er bei Lebzeiten secretirte, seinen Groll ausließ, und gegen die Romantiker, unter denen freilich Schlegel und Bernhardi ihm die ersten Sticheleien grob genug heimgezahlt hatten. Den tödtlichen Schlag gegen alle seine Feinde glaubte er in seiner zu Berlin erscheinenden periodischen Schrift „Briefe an ein Frauenzimmer" zu führen. Ihr Hauptzweck war der Kampf gegen die Romantiker. Diesen führte Merkel nicht nur mit Schimpfwörtern, indem er „Lucinde" einen Mistkäfer, die

*) Ueber D. Jenisch Goedeke V, 448, A. D. B. Die Satiren „Berlin" sind schon oben S. 123 genannt. Die Borussias erschien 1794, die Schrift über die Xenien 1796, eine dreibändige Culturgesch. 1801. Die „Diogenes-Laterne" habe ich mir nicht verschaffen können. Daß Jen. Verf. davon sei, schließt man aus Fichte's Leben II, 344; A. Schleierm. Leben III, 135. — Merkel s. A. D. B. Eckardt, Garl. Merkel, Berlin 1887. — Die Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten (Sondertitel des 1. Bandes: neuesten) Produkte der schönen Litteratur, hgg. von G. Merkel, 4 Bde., Berlin 1800—1802, über 1000 Seiten. — Litteratur über Kotzebue s. unten Kap. 5. Der „Hyperboräische Esel" erschien Leipzig 1799. — Schlegel's „Ehrenpforte" o. O. 1800, auch in Schlegel's Werken, Bd. II; Kotzebue's „Expectorationen" (1803), neuerdings abgedruckt bei J. W. Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen, Berlin 1885, Bd. III.

„Ehrenpforte" ein „Schandmal der deutschen Litteratur" und das Athenäum, „einen Sumpf voll äsopischer Frösche, die gern Stiere schienen" nannte, sondern durch Aufzählung ihrer Seltsamkeiten, ihres orakelhaften Tons, ihrer Parteileidenschaft, ihrer Unsittlichkeit, ihrer Verskunst, die sie für Poesie ausgäben. Er tadelte auch außer den Brüdern Schlegel, die übrigen Romantiker so heftig, daß der Buchhändler Sander, in dessen Hause sie alle verkehrten, erklärte, er sei nur Commissionär, nicht Verleger der „Briefe". Merkel wurde auf diese Anzapfungen hin tüchtig angegriffen, spielte aber nicht den Beleidigten, sondern veröffentlichte die Entgegnungen der Befehdeten. Er sprach über Goethe sehr von oben herab und über Schiller's Dramen, wie ein nicht immer zufriedengestellter Gönner, ja wünschte diesen geborenen Dramatiker lieber als ernsten Heldendichter zu begrüßen. Jean Paul wollte er nur sehr bedingt gelten lassen, unbedingt nur Wieland, Herder, Kotzebue. Doch hatte er am Tadel mehr Behagen, als am Lob, erfreute sich höchstens, wenn er des Zerzausens Großer müde geworden war, am Hervorzerren kleiner Geister, vermochte aber nicht, trotz aller seiner Mühen, ihnen langes Leben einzuhauchen.

Merkel wurde erst dann den Gegnern nicht ungefährlich, als er sich mit Kotzebue vereinte. Dieser allzufruchtbare Schriftsteller, der als Theaterdichter noch später zu würdigen ist, und der namentlich in letzterer Beziehung von den Romantikern seit ihrem Auftreten furchtbar befehdet worden war, hatte naturgemäß einen heftigen Grimm gegen diese seine Feinde gefaßt, der sich speciell in Ausfällen gegen die Brüder Schlegel Luft machte. Schon ehe er nach Berlin kam, hatte er in seine Komödien vielfache Anspielungen auf sie aufgenommen. Hauptsächlich gegen sie war seine Posse „Der hyperboräische Esel, oder die heutige Bildung" gerichtet, in welcher er zunächst die schwerverständliche Sprache der Brüder aufs Korn nahm. Wie übel die Brüder diesen Hohn, der allerdings viel witziger und geistreicher hätte vorgetragen werden können, empfanden, ergibt sich vor Allem aus der Thatsache, daß A. W. Schlegel, der

sonst mancherlei Schimpfreden ruhig über sich ergehen ließ, auf diese antwortete, und aus der Art, wie er erwiderte.

Schlegel antwortete nämlich in der „Ehrenpforte und Triumphbogen" für den Theaterpräsidenten von Kotzebue. Sieht man von der Herzensrohheit ab, die darin besteht, die Verbannung eines Unschuldigen oder zum mindesten Unglücklichen zum Gegenstande des Spottes zu wählen, so wird man manches aus der Sammlung von Epigrammen, Sonetten, Gedichten und Dramen, aus denen die „Ehrenpforte" zusammengesetzt ist, geistreich finden. Verschwenderisch ausgestreuten Witz, den manche Verehrer der Romantik in der seltsamen Schrift gefunden haben, vermag ich freilich nicht darin zu entdecken, dagegen kräftig ausgedrückte Grobheiten gegen Kotzebue's Charakter, Dichtweise und Lebensbeziehungen. Der Catalogue raisonné der Kotzebue'schen Schriften ist unerhört witzlos und in dem Drama „Kotzebue's Rettung oder der tugendhafte Verbannte" ist doch nur die Idee recht geistreich, daß die Persönlichkeiten der Kotzebue'schen Dramen, von La Peyrouse und dem Souffleur aufgesucht und zusammengebracht, sich vereinigen, um Kotzebue's Rettung zu bewirken. Dagegen ist die Ausführung recht platt, die Schilderung Kotzebue's, der mit Benjowsky in Sibirien weilt, äußerst gemein und höchstens der Gedanke witzig, wie der Dichter nach Deutschland zurückkommt, ohne daß er nöthig hat, seinen Flucht- und Bestechungsversuch auszuführen, und dort mit Böttiger zusammentrifft, der auch ihn entwickeln will, wie er es bei Iffland gethan.*) Kotzebue ließ eine ziemlich lange Zeit verstreichen, bis er

*) Zur Beurtheilung der Ehrenpforte mag folgender ungedruckte Brief Göschen's an Böttiger (Dresdener Bibl.) willkommen sein. „Die Ehrenpforte, welche der Athenäumsorden sich selbst errichtet hat, ist von mir gestern angestaunt. Solche Zoten, wie Benjowsky mit der P. macht, verfehlen ihre Wirkung nicht. Ein unwiderstehlicher Ekel reißt einem die Broschüre aus der Hand und wirft sie in den Winkel. Ich fürchte nicht, daß Sie sich einen Augenblick darüber geärgert haben. Elende abgedroschene Wortspiele, z. B. wie Bue; aus lange vergessenen Dingen einen Kohl aufwärmen, was kann das für Nutzen den Herren bringen? Was kann es meinem Freund V (ieweg) für Nutzen bringen, ein solches Ding

diesen plumpen Stoß abwehrte. Er besaß Taktik genug, um zu wissen, daß er nicht mit denselben Waffen und in einer der früheren ähnlichen Angriffsart vorgehen dürfe. Daher wartete er Zeit und Gelegenheit ab. Diese fand sich, als die beiden Brüder, die in ihren kritischen Tempeln sich gern als einzige Götzen des Dramas verehren lassen wollten, in den von ihnen gedichteten Dramen „Jon" und „Alarcos" gezeigt hatten, daß ihnen die Befähigung zum Drama völlig abging. Da erschien Berlin 1803 Kotzebue's bitterböses Pamphlet „Expectorationen, ein Kunstwerk, zugleich ein Vorspiel zum Alarcos."

In diesem Drama treten Goethe, der Große, Falk, der Kleine, A. W. Schlegel, der Wüthende und Fr. Schlegel, der Rasende auf, unterhalten sich über Goethe's Größe, die Kleinheit der Anderen und rüsten sich zu einem Feldzug, in welchem es die Beweihräucherung Goethe's und die Vernichtung seiner Nebenbuhler gilt. Sie zählen ihre Anhänger auf, die ihnen ergebenen Zeitschriften, die Stücke, welche sie spielen lassen, die Mittel, deren sie sich bedienen wollten und erhalten des Meisters Segen zu dem Werke, welches zu seiner Erhöhung bestimmt ist. Da schläft Goethe ein, lächelt und schnarcht. „A. W. Schlegel setzt die Melodie seines Schnarchens sogleich auf Noten und preist es der Welt als rein musikalische Musik und als Musik der Musik . . . Der kleine Falk nimmt den Augenblick wahr, wo Goethe schläft und redet über entsetzlich viele Dinge entsetzlich viel." Außer der allgemeinen Tendenz dieser Satire, Goethe und den Seinen heftige Streiche zu versetzen, die gewiß nicht immer

zu drucken; doch Campe war ja im Bahrdt mit der eisernen Stirn angegriffen! und der Mensch bleibt Mensch.

Unterdeß mag Freund Merkel ruhig seinen Gang fortgehen. Dürft ich rathen, so ließ er bloß den Titel und die Scene in Sibirien, zwischen Benj., Kotzebue und P. abdrucken, ohne weiter ein Wort dazu zu sagen, als etwa: gegen solche Waffen wisse er nicht zu kämpfen, er empfehle sich also den Verfassern höflich und auf immer."

Auch Schlegel erhielt übrigens — freilich wegen späterer Sünden — seinen „Triumphbogen" in „Briefen aus Berlin", Hanau 1832, S. 72—74.

trafen, verfolgte auch Kotzebue den weiteren Plan, die Brüder Schlegel lächerlich zu machen. In dieser Absicht wurden besonders die Berliner Verhältnisse gestreift und unter diesen die obenerwähnten Schlegel'schen Vorlesungen hervorgehoben. Ueber sie hieß es:

„Sie müssen es glauben, besonders die Damen,
Die sollen mich auf dem Katheder sehn,
Mich preisen und kein Wort verstehn.
Die werden haufenweise zu mir rennen
Mit Cicisbeen und Ridicülen,
Ein Stündchen sitzen auf meinen Stühlen,
Damit sie nachher sagen können:
„Als das Collegium ward gelesen,
Bin ich auch ein paarmal dabei gewesen.
Und während ich strickt' an meinen Strümpfen,
Habe ich lernen auf Wieland schimpfen
Und die Göttinger verunglimpfen
Und über Virgil die Nase rümpfen,
Die ganze Aesthetik in einer Nuß
Kostet mich nur zwei Friedrichsd'or,
Dabei hab' ich meinen schönen Fuß
Gezeigt der ganzen Versammlung vor,
Und mein elegantes Negligée
Ist auch nebenher bewundert worden.
Was nun gedruckt wird im Süden und Norden,
Das kritisir' ich an der Spree
Nach dem echten kritischen Maßstab,
Bei dem es immer sehr viel Spaß gab."

Witz und Grobheit dieses Pamphlets sind der vielgepriesenen „Ehrenpforte" Schlegel's durchaus ebenbürtig. Nur während Schlegel sich gleich nach der ersten Anzapfung seiner Satire offen genannt hatte, suchte Kotzebue sich feig zu verstecken. Er handelte diesmal genau so erbärmlich, wie 15 Jahre vorher bei „Bahrdt mit der eisernen Stirn." Er leugnete z. Th. mit elenden Ausflüchten die Autorschaft ab, obwohl sich das gesammte eigenhändige Manuscript bei dem Buchhändler Quien befand, der es bereitwillig vorzeigte.*) Dies verstimmte seine hohen Gönner;

*) Sander an Böttiger 4. Dec. 1803.

die Gemüthsmenschen aber verdroß, daß K. alsbald nach seinem so übermäßig zur Schau getragenen Schmerz über den Tod seiner Gattin ein solches Pasquill schreiben konnte.

Fast ein Jahr bevor die Expectorationen erschienen, hatte Kotzebue eine Berliner Zeitschrift begründet. Vornehmlich war er zu dieser Gründung wohl dadurch veranlaßt worden, daß Leipzig seit 1801 die „Zeitung für die elegante Welt", begründet von K. Spazier, übrigens einem Berliner, besaß, welcher in dieser die Romantiker pries, ihre Gegner aber, nachdem er sie anfänglich milde behandelt hatte, dem Gelächter preisgab. Gegen diese Zeitschrift und gegen die neue Richtung in der Litteratur überhaupt war nun der von Kotzebue gegründete „Freimüthige oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser" gerichtet. Er erschien viermal, später sogar fünfmal die Woche in je 2 Quartblättern mit Kunst- und Musikbeilagen, später auch mit der Inseratenbeilage „Litterarischer und artistischer Anzeiger"; nach der Vereinigung mit Merkel's „Ernst und Scherz" wurde der Doppeltitel „Der Freimüthige und Ernst und Scherz" den Namen der beiden Herausgeber vorangestellt.

Der „Freimüthige"*), an dem außer den Herausgebern, Huber, August Lafontaine, Kuhn, Böttiger, Schadow, Iffland unter ihren Namen mitarbeiteten, — Wieland zur Mitarbeit zu veranlassen gelang nicht trotz lockendster Anerbietungen — hatte zahllose ungenannte Correspondenten. Von ihnen gab Kotzebue an Böttiger (26. Febr. 1803) folgende Aufzählung: „Willemer in Frankfurt, der hiesige russische Minister Alopeus (von ihm ist der Aufsatz über Suwarow), Hofsecretär v. Eschrich in Wien, Kammerrath v. Apell in Cassel, Friedrich Laun (Schulz), Beck in Mannheim, Mme. Pereira geb. Arnstein in Amsterdam, Graumann in Neapel, Hagemann in Rom, Richter in Moskau, Hofrath Lafontaine in Warschau (Uebersicht der polnischen Litteratur), Professor Pölitz und Secretär Winkler in Dresden, Hennings in Plön (von ihm eine scharfe Beurtheilung des Bildes, welches in Weimar den

*) Das Folgende nach Merkel's und Kotzebue's Briefen an Böttiger.

Preis erhalten), Schröder, Gouverneur des Prinzen Heinrich allhier, Baron Leonhardi in Frankfurt, Roose in Wien, Kammerrath Bothe in Breslau, sogar der alte Wittenberg in Hamburg. Ich darf sogar sagen, der König liefert mir Beiträge; denn die Berichtigung wegen der preußischen Fahne kam unmittelbar von ihm und ist aus Berichten seiner Minister gezogen. Einer derselben hatte es an Archenholz schicken wollen, aber der König antwortete: „Wozu das? Ich habe ja den Freimüthigen.“ Diese Hofgunst wird auch sonst bestätigt; auch der römische und der russische Kaiser waren regelmäßige Leser des Blattes. In späterer Zeit traten noch gar manche Mitarbeiter hinzu. Aus dem Jahrgange 1805 mögen von bekannteren Namen — sehr viele Aufsätze sind gar nicht oder nur mit einzelnen Buchstaben unterzeichnet — Fr. Kind, Fr. Buchholz, Schreiber, Haug, Gildemeister in Bremen, K. Witte der Vater, von Frauen Julie von Bechtolsheim und Therese aus dem Winkel genannt werden. Merkel trat bald zurück, schmollte ein Weilchen, gab (siehe oben S. 151) kurze Zeit ein anderes Blättchen heraus, trat aber nachher wieder hinzu. Ende 1805 schied Kotzebue aus der Redaktion und Merkel, der anderer Geschäfte wegen nur die Oberaufsicht behalten wollte, nahm Friedrichsen zum geschäftlichen Leiter. Nach Sander wurde Frölich Verleger oder eigentlich Commissionär — beide bald die Romantiker, bald ihre Gegner in ihr Haus und in ihren Verlag ziehend — endlich Matzdorf, doch war dieser Wechsel nur in persönlichen Verhältnissen begründet. Mitte 1804 wurden 2000 Exemplare abgesetzt. Böttiger war eifriger Mitarbeiter, sein Jahreshonorar betrug 400 Thaler. Von ihm war der warme Aufsatz über Huber, über den nicht weniger als 5 Aufsätze einliefen, während nach Herder's Tod kein Einziger das Wort ergriff, von ihm auch der Nekrolog Schillers.

Der „Freimüthige“ war von Anfang an nicht bloß als ein antiromantisches, sondern auch als ein anti-Weimarisches Blatt geplant. Kotzebue wollte seinem Zorne gegen die Weimaraner

Luft machen. Am liebsten hätte er mit Böttiger's schicksalsreicher Besprechung von Schlegel's Jon begonnen; jedenfalls sammelte er alle Unzufriedenen um sich und griff alle Vertheidiger der Dichter-Dioskuren an. Zahllos sind die gegen diese, besonders gegen Goethe geäußerten bissigen Bemerkungen und oft verstieg sich der thörichte Zorn zu maßlosen Schimpfereien und ungeheuerlichen Verdächtigungen.*) So unwürdig nun auch der gegen Goethe angeschlagene Ton ist — die Bemerkungen gegen die Romantiker waren nur ein grober Keil auf einen groben Klotz — man wird danach die ganze Zeitung nicht beurtheilen dürfen. Sie war für Berlin jedenfalls eine völlige und erwünschte Neuerung. Sie belehrte durch ihre kurzen Notizen und ihre längeren Aufsätze in recht unterhaltender Weise über die Vorgänge auf den Gebieten der Politik, Litteratur und Kunst, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in fremden Ländern. Sie bewies eine nicht abzuleugnende journalistische und redactionelle Geschicklichkeit. Es soll nicht geleugnet werden, daß Kotzebue und Merkel dem Skandal nicht abhold waren, aber man thut ihrem Blatte großes Unrecht, wenn man es etwa zu den Skandalblättern rechnet. Theologisches und Philosophisches wurde in der Zeitung gestreift, selten eine antikatholische Tendenz gezeigt, Toleranz gegen die Juden weniger durch aufklärerisches Predigen bekundet als durch Mittheilung günstiger Verfügungen für sie

*) Gegen den Freimüthigen richtet sich „Freimüthigkeiten. Ein Seitenstück zu den Expectorazionen und zugleich ein blöder Mitbewerber um den von Herrn v. Kotzebue ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel. Abdera.“ 136 SS. Es ist ein Drama, halb in Prosa, halb in Versen, worin das Publikum mitspielt, die Schauspieler improvisiren, der Lampenputzer eine Rolle hat. Es richtet sich im Wesentlichen gegen Kotzebue, der als Hilarius — G. Merkel als Theobald — auftritt, daneben der Harlekin, Apollo, Amor. Die Natürlichkeitsrichtung, das Rührungsstreben werden persiflirt, Kotzebue's Verhältniß zu den Romantikern, gelegentlich auch zu den Weimaranern, wird behandelt. Doch fehlt es nicht an Spöttereien gegen Jon, Fr. Schlegel, Gall, die Kantische und Fichtische Philosophie, Hirt (Aufsatz über Laokoon) u. Aehnl. Das Ganze nicht sonderlich witzig, aber ein charakteristischer Beitrag für die herrschende Stimmung.

aus Rußland oder durch Hinweis auf ihre Geistesarbeit, z. B. ihre Schulen. Oeconomische Einrichtungen wurden ausführlich besprochen, Naturwissenschaftliches in großen Abhandlungen und eingehenden Recensionen behandelt. Für die bloße Unterhaltung sorgten Aphorismen, Anekdoten, Epigramme, gelegentlich auch Uebersetzungen aus fremden Blättern. Das Berlinische trat nicht übermäßig in den Vordergrund, doch wurde ein Ueberblick über Theater und Kunst geboten, gerne aber nannte sich das Blatt ein Berlinisches und bekundete sich noch lieber als ein preußisches.

In den letzten Monaten hatte Merkel, der sich auch für einen Politiker hielt, mehr Politisches als früher gebracht und in Folge dessen kleine Differenzen mit der Censur gehabt. Er war, wie zu seinem Ruhm gesagt werden muß, ein unerschrockener Kämpfer für die deutsche Sache gegen die Franzosen, selbst als dieser Kampf gefährlich war. Mit Recht durfte er (Juni 1816) bei der Ankündigung eines neuen Blattes „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige" sagen, er schmeichle sich, „daß es noch nicht ganz vergessen sei, wodurch er sich im Jahre 1806 die Nothwendigkeit zuzog, seinen Freimüthigen plötzlich abbrechen und Deutschland verlassen zu müssen."

Die Antiromantiker behaupteten zunächst das Feld, doch behielten sie nicht den Sieg.

Nicht mit klingendem Spiel zog die Romantik in Berlin ein: ihr erstes allzu siegesgewisses Auftreten sah vielmehr einer Niederlage ähnlich. Wenige Jahre später indessen war die Romantik da, siegreich, fast Alleinherrscherin. Die Zeit der Vernünftigkeit und Aufklärung ging mit ihren Hauptträgern dahin. Ein junges Geschlecht zog ein, schwörend auf den Namen Goethe: Männer und Frauen, die an Shakespeare und den Südländern Formensinn und Geschmack gebildet und gereift hatten, die das Mittelalter verklärten und dem Pulsschlag der eigenen Zeit lauschten, und die als Hauptgegenstände ihrer Poesie mit immer neuem Eifer wählten: Natur und Phantasie, Religion und Vaterland.

Fünftes Kapitel.

Theater.

Das Theater hatte sich am Ende der vorigen Epoche in starkem Verfalle befunden (vergl. Bd. I S. 585—600). Dieser Verfall wurde durch pecuniäre Unterstützung und wirkliche Theilnahme des neuen Königs aufgehalten.*) Trotzdem wurde die Zeit von 1786—96 keine Blütheperiode. Fast unmittelbar nach dem Tode Friedrich's des Großen eröffnete Döbbelin (5. December 1786) das neue Nationaltheater, aber schon am 1. August 1787 wurde er von seiner Directionsstelle entfernt, zunächst als Regisseur beibehalten, aber 1790 nach vielen Unzuträglichkeiten, die sich hauptsächlich aus seiner großen, durch Spiel und unordentliche Wirthschaft erwachsenen Schuldenmasse ergaben, entlassen und starb am 10. Februar 1793. Während seiner Directionsführung hatten Schröder, Jünger, Dyk, Gotter, „Maria Stuart" von Spieß außer Uebersetzungen aus dem Französischen die Kosten des Repertoires bestritten. Einmal war „Coriolan" von Shakespeare, freilich in einer Uebersetzung von Dyk, auf der Bühne erschienen.

An Döbbelin's Stelle trat ein Directionscomité, bestehend aus Ramler (Band I S. 471 ff.), Engel (oben S. 88 ff.) und dem

*) Quellen und Litteratur außer den S. 177 ff. charakterisirten Zeitschriften, Brachvogel, Geschichte des kön. Theaters, Berlin 1878, 2. Band. J. V. Teichmann's Litt. Nachl., hgg. v. Dingelstedt, Stuttgart 1863. Schäffer u. Hartmann, Die königlichen Theater (Statistik), Berlin 1886. L. H. Fischer's mehrfach angeführtes Buch bringt Einzelnes. Die Litt. über Iffland vgl. A. D. B. Anderes (bes. Handschriftliches) ist in den Anmerkungen angeführt.

Oberfinanzrath Beyer, von denen letzterer Verwaltungsbeamter, die beiden Schriftsteller artistische Leiter waren. Alle Uebelstände eines dreiköpfigen Comité's, von dem zwei Mitglieder des Theaters wenig kundig, der dritte nur theoretisch damit bekannt war, zeigten sich auch hier. Das eigentliche Haupt war Engel. Seine Besoldung war kläglich. Sie betrug 632 Thaler, wofür er seine übrigen gutbezahlten Stellen hatte aufgeben müssen, während der Operndirector Freiherr v. d. Reck 3000 Thaler und nebenbei sehr ansehnliche Geschenke erhielt. Dazu kam, daß Engel in geschickter Weise zwischen dem Willen des Königs, der oft genug selbständig Engagements oder Aufführungen von Stücken befahl, und den Forderungen des Kämmerers Rietz, des Namengemahls der Gräfin Lichtenau, und des genannten Operndirectors laviren mußte. Er mußte ferner Döbbelin gegenüber, welcher Besitzer der Theatergarderobe war, seine Diplomatengeschicklichkeit erproben und fortdauernd dem herrischen, launischen, litterarisch ungeschulten Publikum bald Nachgiebigkeit, bald Strenge zeigen. Unter diesem Publikum thaten sich die Lieutenants vom Regiment Gensdarmes besonders ungebührlich hervor, neben ihnen andere Adlige, die seltener auf dem Wege von Bittschriften, häufiger auf dem der Drohungen oder Ruhestörungen ihren Willen durchzusetzen versuchten. Der geplagte Director hatte außerdem Eifersüchteleien, Streitigkeiten, ja Schlägereien der Schauspieler nachdrücklich und streng zu bestrafen. Er mußte die Schauspieler anleiten und die eingereichten Stücke, selbst diejenigen beliebter Autoren, verbessern. Einen eigentlichen Dramaturgen gab es ebenso wenig wie einen Theaterdichter. Das letztere Amt begehrte H. W. Seyfried und führte als Unterstützung für sein Begehren an, daß er bei einer Uebersiedelung nach Preußen ein Vermögen von 6—8000 Thalern ins Land bringen würde. Herklots machte damals und später die Prologe und Theaterreden. Die meisten Dichter erhielten sehr geringe Honorare: gedruckte Dramen, selbst von Berliner Autoren, auch solchen, die mit der Noth des Lebens zu kämpfen hatten, galten

für vogelfrei. Auch für erfolgreiche Bühnenwerke wurde meist nur eine einmalige kärgliche Renumeration gewährt. Selbst Kotzebue, der durch Beifall Verwöhnte, forderte und erhielt nur mäßige Summen. Ungeheuerliche Ansprüche, wie die C. L. Heyne's (A. Wall), der ein volles Drittel jeder einzelnen Vorstellung begehrte, wurden mit ein paar Friedrichsd'ors abgefunden.

Nach Döbbelin's Weggang war Fleck Regisseur. Beyer wurde durch Geheimrath von Warsing ersetzt. Ramler, um Vieles befragt, schloß sich meist den Vorschlägen Engel's an. Der letztere führte mancherlei Reformen ein: der Anfang der Vorstellungen wurde von 5 auf $5^1/_2$ Uhr verlegt, die Schauspieler zu strenger Disciplin angehalten, besonders auch dazu, ihre handschriftlichen Rollen nicht weiter zu geben, damit nicht, wie dies früher geschehen war, Aufführungen seitens anderer Directoren stattfinden konnten, theatralische Schaustellungen in Bier- und Weinwirthschaften wurden inhibirt, die zahllosen Freibillets auf 10 beschränkt, unter denen auch eins für die alte Karschin sich befand — sie erhöhten sich aber bis zum Ende von Engel's Directionsführung wieder bis auf 130 — Abonnements eingerichtet, von denen das allererste Madame Schuwitz nahm, die sich für ihre Pensionärinnen eine recht sichtbare Loge auswählte. Engel war eigentlich ein behaglicher Mann, der zu solch strammer Arbeit wenig geeignet war. „Ja die großen Gelehrten," so bedauert der Wirth in einer damaligen Posse,*) „sind gemeiniglich schlechte Esser. Doch unserm Professor Engel schmeckt's dennoch. Der kann essen wie ein Drescher und trinken wie ein Mainzer Domherr." Er soll einmal voll Zorn über die Nichtbefolgung seiner Edicte ausgerufen haben: „Der Engel hat Gesetze gegeben, aber kein Teufel will sie halten." Neben vielem Guten und Richtigen, das Engel einführte, machte er Fehler und gab sich Blößen. Zu jenen gehörte, daß er trotz Heinitz' Widerspruch dem Decorationsmaler Verona ein allzu leicht erlangtes Monopol gewährte; zu

*) Das Religionsedict 1789. 2. A., 1. Scene, Die Anecdote, Gesellschafter 1818, Nr. 202.

diesen, daß er trotz des mehrfach ausgesprochenen Wunsches des Königs Mozart's „Zauberflöte" abwies unter dem Vorwande, daß die Inscenirung zu viel Schwierigkeiten mache, und unter dem andern, daß der Text zu jämmerlich und zu mystischen Inhalts sei. Es ist nicht undenkbar, daß er zu der letzteren Ausflucht getrieben wurde durch die Furcht, durch die Aufführung sich des allgewaltigen Wöllner Zorn zuzufügen, oder daß er in der That sich scheute, die Schwäche seines Könnens der schwierigen Inscenirung gegenüber zu bekunden. Das Schlimmste aber war, daß er das vielfach vom König gewünschte und trotzdem abgewiesene Werk plötzlich, als der König im Felde war, zur Aufführung brachte. Unmittelbar darauf erfolgte seine brüske Entlassung, die ein vor vier Jahren eingereichtes, aber seitdem von Engel gewiß längst vergessenes Entlassungsgesuch zum Vorwande nahm.

Die achtjährige Wirksamkeit Engel's war keineswegs eine erfolglose. Im Verhältniß zu den geringen Mitteln, die aus den Eintrittsgeldern und der regelmäßigen königlichen Beihülfe flossen — nur selten traten außerordentliche königliche Bewilligungen für kostspielige Decorationen hinzu — wurde Manches erreicht. Außer dem Schauspiel wurde die deutsche Oper gepflegt, während das königliche Opernhaus, das, meist nur in der Carnevalszeit umsonst geöffnet, erst seit 1789 gelegentlich gegen Eintrittsgeld zugänglich gemacht wurde, der Pflege der italienischen Oper diente. Schauspieler und Schauspielerinnen, selbst die berühmte Unzelmann, waren, soweit es ihre Stimmmittel zuließen, verpflichtet, als Sänger aufzutreten, ja, sie konnten selbst genöthigt werden, im Ballet mitzuwirken. Das Repertoire war von dem unter der früheren Direction üblichen nicht sehr verschieden. Von Schiller's Stücken wurde „Don Carlos", natürlich ohne jede Entschädigung für den Autor (20. November 1788),*) von

*) Vgl. Schiller an Körner I, 247, der die große Wirkung des Stückes auf den König constatirt. „Mir macht nur dieses daran Spaß, daß Engel und Ramler so armselige Hunde sind, um nicht einmal ihren

Goethe's Werken „Die Geschwister", beide mit großem Beifall aufgeführt, von Shakespeare erschienen „Der Kaufmann von Venedig" und „Macbeth" in den damals üblichen schlechten Bearbeitungen auf der Bühne; von klassischen Werken ist außerdem Racine's „Athalia" zu nennen. Aber die Erfolge aller dieser und der von früher her beliebten deutschen Repertoirestücke verblaßten gegen die Kotzebue's, der mit vielen seiner kleinen Lustspiele, besonders aber mit seinen Schauspielen „Menschenhaß und Reue" und „Die Indianer in England" die Bühne geradezu beherrschte, — „Benjowsky" wurde aus ästhetischen und politischen Gründen zurückgelegt — und gegen Iffland's Schauspiele, die sich seit 1790 die Berliner Bühne eroberten, wie „Dienstpflicht" und „Spieler". Fast noch größer als der Beifall, den sich diese deutschen Dramatiker erwarben, war der, welcher den deutschen Opern zu Theil wurde, letzterer zugleich ein Sieg der einheimischen gegen die ausländischen Producte. Von Mozart errangen außer der „Zauberflöte" „Figaro's Hochzeit", „Don Juan" und „Titus", von Gluck „Iphigenie" und „Alceste" die schönsten Erfolge, zu denen mehr noch als der Theaterleiter die geschickten Kapellmeister Weseley und B. A. Weber das Ihrige beitrugen.

Das Interregnum der Herren Ramler und von Warsing, in dem von einer Herrschaft eigentlich kaum die Rede war, war von sehr kurzer Dauer. Eines der wenigen wichtigen Ereignisse aus dieser Zeit war die Stiftung eines Pensionsfonds für die Mitglieder der Schaubühne. Bei dieser Gelegenheit hielt Fleck eine Dankrede (vergl. Annalen Heft 15 S. 3 ff.). 1796 wurde A. W. Iffland, auf den der kunstliebende König schon seit Jahren sein Augenmerk geworfen hatte, und der ohne Zuthun, ja ohne Benachrichtigung der Directoren zum Gastspiel eingeladen worden war, zum Generaldirector ernannt, Ramler wurde seiner

Geschmack auf der Bühne behaupten zu können." Eine andere Stelle über Zwistigkeiten zwischen Ramler und Engel daselbst, Bd. I, 132. Ueber Engel's Abschiedsgesuch Schiller's Briefe, ed. Jonas IV, 41 vgl. 480.

Stelle enthoben, Warsing blieb als Justizkommissar und Iffland begann allein seine segensreiche Wirksamkeit.

Die wahre Blütheperiode des Berliner Theaters ist durch den Namen Iffland bezeichnet. A. W. Iffland (1759—1814) kam als Gast Ende 1796 nach Berlin. Ueber den Eindruck, den er auf der Bühne und in der Gesellschaft machte, schrieb ein Zeitgenosse*): „Unser Publikum läßt Iffland volle Gerechtigkeit widerfahren. So oft er spielt, wird das Orchester gedrängt voll Zuschauer und die Musik muß hinter dem Vorhange sein. Schon um $3\frac{1}{2}$ Uhr (um $5\frac{1}{2}$ geht das Schauspiel an) ist das Parterre, das etwa 450 bis 500 Menschen, sitzende und stehende, fassen mag, gedrängt voll, so daß man wenigstens nicht mehr zum Sitzen kommen kann. Auch habe ich mich gefreut, daß unsere Berliner so manchen kleinen schönen Zug richtig fühlen und den Künstler durch ein leises Lächeln oder durch Bravo von einzelnen Stimmen belohnen. Der Mensch Iffland wird sich über Berlin ebenso wenig beschweren als der Schauspieler. Man reißt sich ordentlich um seine Gesellschaft und kann seiner nur selten habhaft werden. Bis jetzt ist es an unserem Hofe noch ohne Beispiel, daß ein Schauspieler bei Prinzen gegessen hat; Iffland ist aber von der Prinzessin Ferdinand und auch von unserem Kronprinzen zu Tische gebeten worden."

Der Eindruck schwächte sich mit der Zeit kaum ab. Beweis dafür sind die enthusiastischen Urtheile in den Tageszeitungen und den Theaterzeitschriften.

Besser als die gewerbsmäßigen Kritiker unterrichtet über Iffland ein unparteiischer jugendlicher Beurtheiler, der 1801 längere Zeit in Berlin zubrachte:**) „Man vergißt auch ihn und sich selbst, wenn man ihn auf dem Theater sieht. Die Wahrheit seines ganzen Spiels, die künstliche Natürlichkeit seiner Declamation und Action, die völlige Abwesenheit jeder Manier,

*) Sander an Böttiger 19. November 1796.

**) Gustav Hehn, der Vater von Victor H., an seine Mutter, mitgetheilt von Th. Schiemann, Balt. Monatsschrift, Bd. 40, S. 160.

die edle Ungezwungenheit und Gewandtheit jeder noch so geringfügigen Bewegung, die weise Oekonomie mit seiner Stimme, der Mangel am Uebertriebenen u. s. w. sind Vorzüge, die er in einem Grade besitzt, den Niemand übertreffen kann. Man vergißt, wenn er spielt, daß man einen Schauspieler sieht, man glaubt in der wirklichen Welt zu sein, man möchte sich mit in die Handlung, mit in das Gespräch mischen, weil man bei einem Bekannten zu sein glaubt. Alles an ihm ist Natur, und dies ist bei ihm die Wirkung der feinsten und gedachtesten Kunst! Wer ihn nicht hat spielen gesehen, der sage nicht, daß er schon wisse, was diese Kunst leisten kann; wer Achtung fürs Theater gewinnen, wer sich von dem moralischen Nutzen desselben und von seinem Einfluß auf menschliche Gemüther überzeugen will, der sehe Iffland spielen. Wenn er gute Grundsätze predigt, oder Fehler tadelt, so ist es unmöglich, das Schauspiel-Haus anders als mit dem Vorsatze zu verlassen, die guten Grundsätze anzunehmen und die Fehler abzulegen."

Das Theaterpublikum gab jedoch nach wie vor zu vielen Ausstellungen Anlaß. Der Lärm, das Schwatzen, Pochen, Zischen, Pfeifen war unerträglich. Selbst das Erscheinen der königlichen Familie machte keinen Eindruck. Am schlimmsten war es am Sonntag, wo die „Mylords vom Mühlendamm" erschienen. Auch Höhergestellte indessen, Offiziere namentlich, gaben weiter zu Klagen Anlaß; es kam nicht selten vor, daß die Polizei einschreiten und Verhaftungen vornehmen mußte. Gelegentlich bekundeten Gönner einer Schauspielerin diese ihre Gunst in etwas aufdringlicher Weise; bisweilen lieferten sich die Anhänger nebenbuhlerischer Actricen, die hinter den Coulissen an einander gerathen waren, auch im Parterre förmliche Schlachten. Auch kam es vor, daß Gegnerschaften zwischen einzelnen Schauspielern und dem gesammten Publikum auszugleichen waren, wenn ein Schauspieler durch Trunkenheit die Vorstellung gestört oder eine Schauspielerin durch einen heftigen Ausruf die ihrer Meinung nach nicht genügenden Beifall spendenden Zuschauer beleidigt

hatte. Der seltenste Fall war wohl der, daß ein litterarischer Zwist Publikum und Schauspieler trennte, daß das Publikum nicht aus augenblicklichem Mißbehagen ein ihm gebotenes Stück durch Zischen ablehnte, sondern daß die Abneigung gegen eine ganze Richtung demonstrativ erklärt wurde.

Iffland's Directionsführung charakterisirte sich als Mischung von Kraft und Milde. Wie seine noch jugendliche und bedeutende Persönlichkeit eine ganz andere war, als die seiner Vorgänger, so auch seine Stellung den Schauspielern, wie den Machthabern gegenüber. Diese, die ihm eine glänzende Besoldung gaben, bemühten sich, seine Wünsche zu befriedigen, jene sahen in ihm nicht bloß den erfolgreichen Dichter, sondern verehrten auch den bühnenkundigen Schauspieler und Director. Daher wußte er bald die Errichtung eines neuen Theatergebäudes durchzusetzen. Am 31. Dezember 1801 wurde das alte Theater mit einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" und einer Herklots'schen Theaterrede geschlossen, am 1. Januar 1802 unter dem furchtbaren Andrängen einer übergroßen Menschenmenge das neue Schauspielhaus, das an dem Platze des jetzigen stand, eröffnet, prächtiger und größer, als das alte. Wiederum hatte Herklots in einer poetischen Eröffnungsrede das Wort*), einer öden Versspielerei, in der nicht einmal Fleck's Tod erwähnt war, — während dichterisch viel bedeutendere auf diesen Tag gedichtete Reden unbeachtet blieben — und Kotzebue's „Kreuzfahrer" waren das erste aufgeführte Stück. Huldigungen für den König und die schöne Königin beschlossen die Feier.

Wie dem Publikum, den Schauspielern und den Großen, so nahm Iffland auch den Dichtern gegenüber eine ganz andere Stellung ein, als seine Vorgänger. Bisher waren Schiller's und Goethe's Stücke nur gelegentlich, vielleicht gradezu gegen den Willen des jeweiligen Leiters (vergl. oben S. 158, Anm. *), jedenfalls ohne Wissen der Autoren, aufgeführt worden; nun

*) Vgl. Berliner Neudrucke II, 3. Seite, XXXV ff., S. 148 ff.

wurden autorisirte Vorstellungen der klassischen Dichtwerke gegeben, denen die Weimaraner erwartungsvoll entgegensahen. Zwar Goethe hatte als Bühnendichter keinen großen Erfolg. Diejenigen seiner Stücke, die unter Iffland's Direction zum ersten Mal gegeben wurden, weder „Tancred" noch „Egmont", beide 1801, weder „Iphigenia" noch „Die natürliche Tochter", beide 1803, konnten das Publikum fesseln.*) Mehr vermochten dies ältere Stücke, wie „Clavigo", in dem Brockmann als Gast glänzte. Mit Schiller aber zog ein gefeierter Gast ein, der den Schauspielern die schönsten Aufgaben stellte und das Publikum mit Begeisterung erfüllte. In rascher Aufeinanderfolge wurden „Wallenstein" 1799 (nur 2 Theile, „Das Lager" erst 1803) gegeben, ein großer Triumph für Fleck, der die Titelrolle spielte, „Maria Stuart" 1801, wo die Unzelmann Triumphe feierte, in demselben Jahre (23. November) „Die Jungfrau von Orleans", die in den folgenden sechs Wochen 13 mal wiederholt und in den nächsten 40 Jahren 240 mal gespielt wurde, und in der die Pracht der Vorstellung selbst kühle Beurtheiler blendete, „Die Braut von Messina" 1803, „Wilhelm Tell" in demselben Jahre, „Phädra" 1806; auch andere Stücke, sogar Bearbeitungen z. B. „Turandot" erhielten ihren Platz, während die Uebersetzungen französischer Lustspiele zwar angeboten, aber damals nicht verwendet wurden. Die Schiller'schen Stücke wurden fast ausnahmslos in der Originalfassung dargestellt. Eine Ausnahme machte nur „Die Jungfrau von Orleans". Für sie**) fand sich zwar kein Plümicke, aber Woltmann unternahm es — denn er war es, wenn der Theaterzettel auch Schiller die Veränderung zuschrieb — den Montgomery, den schwarzen Ritter, selbst den Erzbischof zu streichen. Auch die Rollen waren theilweise schlecht besetzt, namentlich die weiblichen, da neben der Meyer (Jungfrau) die ersten

*) Vgl. Fichte's Briefe: Goethe, Jahrbuch XV, Zelter-Goethe I, 63, 76, 91, der freilich erst für die späteren Jahrzehnte der treueste Theaterreferent wurde.

**) Aus Briefen Sander's an Böttiger 1802.

Schauspielerinnen, z. B. die Unzelmann Nebenrollen zu spielen sich weigerten. Trotzdem, vielleicht nicht zum wenigsten durch den Pomp der Aufführung, eroberte das Stück rasch die allgemeine Gunst; war der Eindruck schon im alten Theater, auf der kleinen Bühne ein mächtiger – besonders angestaunt wurden die 160 Menschen im Krönungszuge —, so wurde er auf dem neuen noch in stärkerer Weise empfunden.*) Auch alle übrigen Stücke Schiller's fanden begeisterte Aufnahme nicht bloß wegen des Namens des Autors und glänzender Einzelleistungen der Schauspieler, sondern wegen ihres dichterischen Werthes. Selbst politische Anspielungen, die der übervorsichtige Iffland in Wallenstein und Tell zu entdecken meinte, mögen bei der Menge den Erfolg noch vermehrt haben. Schiller ließ sich die Mühe nicht verdrießen, selbst für Besetzung einzelner Rollen Vorschläge zu machen, die Decorationen bis auf Kleinigkeiten mit dem Theaterdirector zu besprechen, ja ein Stück (Tell) Bogen- und Aktweise zu schicken, ein Zeugniß, welchen Werth er auf Iffland und die Berliner Aufführung, die ja auch pecuniär für ihn nicht unwichtig war, legte.

Gegenüber der Vorherrschaft Goethe's und Schiller's erscheint das Auftreten Shakespeare's als ein kümmerliches. Trotz der Schlegel'schen Uebersetzung, durch die er beim Publikum eingebürgert wurde, vermochte er auf der Berliner Bühne noch keinen rechten Platz zu gewinnen. Nur „Julius Cäsar" wurde damals neu aufgenommen. Dagegen herrschten die alten Götter, am unbedingtesten Kotzebue, dessen Lust- und Trauerspiele, selbst „Benjowsky", fast ausnahmslos aufgeführt wurden. Seine Herrschaft war eine so unbestrittene, daß die Direction, die ein Drama „Johanna von Montfaucon" nur aus äußeren Gründen abgelehnt hatte, auf ein Machtwort des Gewaltigen hin sofort zu Kreuze kriechen mußte. Von musikalischen Werken sind in

*) Schiller soll die übergroße Pracht des Krönungszuges getadelt haben. Göckingk, Nicolai S. 185 A., berichtet seine Worte: man habe den Zug und die Jungfrau gegeben.

erster Linie Himmel's „Fanchon", einer der bedeutendsten Erfolge der Iffland'schen Direction überhaupt, und Gluck's „Armide" zu nennen.

Von den Berliner Dichtern kamen wenige zum Worte. Einen wirklichen Erfolg bedeutete nur Werner's „Martin Luther" oder „Die Weihe der Kraft". Die Aufführung dieses Stückes war ein Theaterereigniß ersten Ranges.*) Das Stück wurde am 11. Juni 1806 zum ersten, am 15. Juli zum fünfzehnten Male aufgeführt und dann nur aufgegeben, weil Officiere durch eine die Hauptperson parodirende Maskenfahrt öffentliches Aergerniß gegeben hatten. Iffland, durch seine Meisterdarstellung Luther's, riß zur Bewunderung hin. Aber das Schauspiel selbst, vom Dichter als deutsches Nationalspiel, zur Erhebung in schweren Zeiten, zum Erwecken und Stärken von Glauben, Kraft und Freiheit bestimmt, der Königin Louise gewidmet, ergriff viele Kreise mit starker Gewalt. In einer Zeit religiöser und politischer Lauheit mußte die warme, stürmisch aufquellende, nationale und fromme Begeisterung einen bedeutenden Eindruck hervorrufen. Daß der begeisterte Apologet des Reformators bald ein übereifriger Katholik werden würde, konnte man nicht ahnen.

Der Grund, warum die neue romantische Richtung, der Werner's Luther allerdings nicht völlig zuzurechnen ist, nicht recht zum Worte kam, lag in der litterarischen Gesinnung, welche die Wortführer der Schule gegen Iffland aussprachen und in Iffland's dadurch hervorgerufenen gereizten persönlichen Stimmung. Seitens des Theaters kam es einmal geradezu zu einem kleinen Kampf.**) Am 3. November 1800 wurde das Lustspiel „Cha-

*) Vgl. Goedeke, Grundr., Bd. III. Neuerdings Minor, Fft. 1881, Poppenberg, Berlin 1893. „Die Weihe" wurde zuerst 1806 gedruckt. Damals erschienen: „Gesänge aus D. W. d. Kr.", Berlin 1806, und „Einige Worte an das Publikum über das Schauspiel D. W. d. Kr". Berlin 1806. Vom Verf. desselben.

**) Teichmann, S. 166. Tieck's, Schlegel's, Iffland's Briefe daselbst, S. 275, 284—90. Sander an Böttiger 6. Dec. 1800. Köpke, Tieck, I, 280—83. Nachgelassene Schriften, Bd. II, Haym, S. 757. Fischer, S. 96 ff.

mäleon" von Beck aufgeführt, in dem ein hungriger Bettelpoet Schulberg als Schmarotzer, Mystiker, Mitglied einer aus fünf Sonettisten bestehenden Clique, die sich beweihräuchert und Andere in den Koth zerrt, dargestellt wurde. Daß bei dieser Figur speciell an Tieck (es war von romantischen Dichtungen des Peter Lebrecht die Rede, vgl. oben S. 132) gedacht war, steht außer Zweifel, vielleicht waren auch die beiden Schlegel, Bernhardi, Novalis, eben die fünf, gemeint. Tieck beklagte sich mündlich und schriftlich bei Iffland, wünschte die Weiteraufführung zu hindern, drohte dagegen zu schreiben und sich auch sonst an Iffland zu rächen*), zog sich aber dadurch nur verdiente Abfertigung zu. Das Stück hielt sich, vielleicht mit Ausmerzung der auf die Zeit berechneten Anspielungen, die jedenfalls in der gedruckten Ausgabe von 1803 fehlten, bis 1836 auf dem Theater. Nach solchen Vorgängen blieb das Theater den Romantikern längere Zeit verschlossen.

Iffland, der selbst sein erster Schauspieler war, verfügte über einen Stab tüchtiger Kräfte. Selbst von der Döbbelin'schen Familie war die seit 1775 engagirte Tochter geblieben, die erst im Jahre 1828 starb. In erster Linie unter den Schauspielern stand Fleck, der am 20. December 1801 starb und seine Gattin Louise, geborene Mühl, beide seit 1792, K. B. Unzelmann, der launische, trunksüchtige, zu Händeln stets bereite, und seine Gattin, die durch Lieblichkeit und Genialität gleich verführerisch war,

*) Sander an Böttiger: „Um sich zu rächen, haben nun die Herren Tieck, Bernhardi und ein gewisser Grattenauer Iffländen bei seinem Benefiz (Das Erbtheil des Vaters, Fortsetzung des Essighändlers) auspochen wollen. Sie suchen Theilnehmer anzuwerben. Einer der Aufgeforderten zeigt das der Polizei an und diese läßt den drei genannten Herren andeuten: wenn im Schauspiele Lärm entstehe, so werde man sich an sie halten. Die Benefiz-Vorstellung ist ruhig abgegangen, weil mehrere Polizei-Beamte zugegen gewesen sind. Nun aber wird Hr. Tieck seinen Aufsatz gegen Iffland und nebenher gegen Merkel drucken lassen. Er hat ihn schon Hrn. Maurer, dem Verleger des Archivs, geschickt, doch selbst dem ist er zu stark gewesen, und er hat erklärt, so etwas könne er nicht drucken." Diese Darstellung mag freilich für das Sensationsbedürfniß des Empfängers etwas zugestutzt sein.

beide seit 1788, nachdem der Gatte schon von 1775—81 in Berlin gewesen war, F. J. Beschort und seine besonders als Sängerin thätige Frau, beide seit 1796, Franz Mattausch seit 1789. Von neuen Schauspielern wurde in dieser ersten Zeit Iffland'scher Wirksamkeit Gern und Fräulein Maaß angestellt, von denen jener seine große komische Wirkung erst in den folgenden Jahrzehnten entfaltete, diese vornehmlich in Schiller'schen Stücken glänzte.

Die Hauptlieferanten der dramatischen Kost, die den Berlinern gereicht wurde, waren Iffland und Kotzebue.*) Jener gehörte, wie schon bemerkt, fast 20 Jahre Berlin an, dieser unstät wie immer, Reisender aus Leidenschaft und Bedürfniß, stets bemüht, sein Interesse zu verfolgen, wo es ihm am vortheilhaftesten dünkte, war nur während einiger Jahre am Anfang des 19. Jahrhunderts in Berlin, unterhielt aber dort so viele persönliche Beziehungen und gewann durch seine Zeitschrift und seine Dramen so großen Einfluß, daß er hier nicht übergangen werden darf. Man wird kaum zu viel sagen, wenn man behauptet, daß Kotzebue eine starke Stütze des Repertoires war. Die Zahlen, welche die Meisterwerke Shakespeare's, Goethe's Schiller's, Lessing's oder einzelne Opern Mozart's und Anderer aufweisen, sind freilich größer als die seiner einzelnen Stücke, aber an die Masse der von ihm aufgeführten, etwa 70, reicht keiner der Genannten und überhaupt kein Dramendichter heran. Von 1789, da „Menschenhaß und Reue" (bis 1843: 88 mal; die Fortsetzung „gutmüthige

*) Ueber Iffland vgl. bes.: Ueber meine theatr. Laufbahn, hgg. von Holstein (Deutsche Littdenkm. 24), namentlich H.'s Einleitung, wo gute Zusammenstellung d. Litteratur, Kürschner in A. D. B. XIV ist ganz äußerlich. Für die Beurtheilung Jos. Hillebrand's Littg., Bd. 2. Für Kotzebue ist außer meiner Zusammenstellung (A. D. B. XVI) Schäffer-Hartmann, Rabany, Paris 1893, J. Minor's ausgezeichnete Besprechung des letztgenannten Buches (Gött. gel. Anz., Nr. 1, 1894) benutzt, der ich im Wesentlichen gefolgt bin. Ueber Kotzebue und die Romantik s. oben S. 147ff., Kotzebue's Tod ist unten Buch 3, Kap. 14, behandelt.

Lüge“ oder „Lüge aus guter Absicht“ brachte es nur auf acht Vorstellungen) und „Die Indianer in England“ (bis 1847: 69 mal) zuerst aufgeführt wurden, verging bis 1822 kein Jahr, in dem nicht mindestens ein neues Stück von ihm zur Darstellung gebracht wurde. Es kam wohl vor, daß einzelne Stücke sehr wenige Aufführungen erlebten, sowohl Schau- als Lustspiele, besonders fast alle Singspiele und Operetten, zu denen er den Text geschrieben hatte. Eine Ausnahme machte nur die schon oben erwähnte „Fanchon“ (136 mal von 1804—53) und der „Wildschütz“, der seine Unverwüstlichkeit freilich mehr der Musik als dem Texte verdankt; seinen kleinen Niederlagen aber standen die größten Erfolge gegenüber. Selbst eine Gelegenheitsposse, wie „Das neue Jahrhundert“ erlebte 34 Wiederholungen, während „Paläophron und Neoterpe“ sich mit 6 begnügen mußte. Die Zahl seiner vielfach aufgeführten Stücke bewegt sich aufwärts von 27 Vorstellungen („Der Besuch“), bis 58 („Brandschatzung“), 91 („Die beiden Klingsberge“), 106 („Der arme Poet“), 123 („Der gerade Weg der beste“), 130 („Die deutschen Kleinstädter“). Die Lustspiele wurden, wie schon aus diesen Zahlen ersichtlich ist, häufiger gegeben als Schau- und Trauerspiele; einzelne der letzteren waren recht beliebt, dagegen brachte es „Rolla's Tod“ nur zu 10 Aufführungen. Dabei ist es merkwürdig, daß Stücke, die nach seinem Tode zum ersten Mal auf die Bühne kamen, wie etwa „Der Edukationsrath“ (1822 ff.) sehr geringen Erfolg hatten, während noch Jahrzehnte nach seinem Tode die ehemals aufgeführten Stücke mit größtem Beifall sich auf der Bühne erhielten. Von den oben angeführten Lustspielen z. B. sind vier bis 1855 bezw. 65, 67 und 70 auf der Berliner Bühne gern gesehen worden.

Nun ist der Erfolg gewiß nicht der einzig richtige Werthmesser für die Güte eines Bühnenstücks. Aber es geht ebensowenig an, grade bei diesen Werken die Wirkungen auf die Theaterbesucher Deutschlands und des Auslands, die Zeitgenossen und die Späteren, ganz außer Acht zu lassen. Zudem wirken

noch heute, trotz des veränderten Geschmacks, einzelne Lustspiele erheiternd genug, und manche ernste Stücke, die nicht mehr auf der Bühne erscheinen, machen auf den Leser einen erhebenden und erschütternden Eindruck. Kotzebue entnahm seine Stoffe vielfach den Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts, Molière und Picard, Marmontel, Chamfort und anderen, seine Typen gelegentlich Diderot und Rousseau. In Conflicten und Motiven schloß er sich gern an Vorgänger, z. B. Goethe (Stella) an, auf die metrische Form, aber auch auf das Ritterliche mancher Tragödien gewann Schiller Einfluß, selbst den von ihm geschmähten Romantikern entlehnte er Heilige und Schutzgeister, ließ seine Helden kraft Prädestination handeln und durch Träume bestimmen und wußte zahlreiche, weniger bedeutende deutsche Dichter in Contribution zu setzen. Mit dem Instinkte, den er für alles Bühnenwirksame besaß, wußte er packende Charaktere und Motive herauszufinden. Er behandelte mit Vorliebe, wie Minor sich ausdrückt, „den Gegensatz zwischen Natur und Kultur, das Recht des Herzens und der willkürlichen Satzung“, aber verwechselte dabei Natur mit dem Unnatürlichen; er suchte dem Conflict die Spitze abzubrechen, indem er ihn milderte. Daher vermochte er in den ingénus, deren Typus er zuerst in Deutschland auf die Bühne brachte, wahre Unschuld und Naivetät so selten zu schildern und stellte beim Ehebruch nur die rohe Thatsache, nicht den psychologischen Conflict dar. Edelmuth und Großmuth zu schildern betrachtete er in vielen Dramen als Hauptaufgabe; den Kindern, die durch schlichtes Erscheinen oder rührende Bitten oder durch die von ihnen erweckte Erinnerung gleich wirksam sein mußten und oft wirklich waren, wurde dabei ein ganz besonderer Platz eingeräumt. Außer dem Streben zu rühren hatte Kotzebue besonders das zu unterhalten und zu erheitern und bemühte sich, diesem von der Mehrzahl aller Theaterbesucher getheilten Verlangen durch Karrikaturen, Späße und Satiren zu genügen. Französische Revolution und Deutschthümelei, Prüderie und Devotion, Freimaurerei und Aberglauben, Schädellehre und Romantik wurden

von ihm durchgehechelt; die Weimarer Classiker und gefeierte Schriftsteller überhaupt, denen er gewiß nicht neidlos gegenüberstand, erhielten ihr Theil. Auf eine tiefere Beobachtung des Lebens selbst, auf ein Studium der ihn umgebenden Welt ging er nicht aus — zu Studien hatte der eifrige Schriftsteller, der in einer kaum 30jährigen Schriftstellerzeit mehr als 200 Theaterstücke, außerdem Romane, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, politische Berichte und unzählige Journalartikel schrieb, überhaupt keine Zeit — nur einzelne lustige Menschentypen gelangen ihm vortrefflich. Narren und Bediente, Dorfjunker und Kleinstädter gestaltete er in ausgezeichneter Weise, obwohl auch in den berühmtesten Lustspielen dieser Gattung die französischen Vorbilder oft durchsichtig genug sind. Aber Krähwinkel, das erst durch Kotzebue ein Spottname wurde, wurde mustergültig als Typus einer Kleinstadt geschildert. Er arbeitete in leichtsinniger und frivoler Weise mit altbewährten Recepten, wie Verkleidungen und Mißverständnissen. Oft konnte er einem pikanten Anreiz nicht widerstehen und mußte seiner Natur entsprechend Frivoles und Unmoralisches in reicher Fülle darbieten. Nur an das, was ihm wirklich verehrungswürdig galt — Religion und Vaterland — rührte er nicht und grade dem Patrioten, als der er sich freilich weniger in seinen Dramen, denn in seinen übrigen Schriften zeigte, dürfte die unbedingteste Achtung zu Theil werden. Nicht durch Phantasie und Genie, nicht durch Fleiß und tiefe Beobachtung, sondern durch Speculation auf die niedrigen Instinkte der Menge, ihr Rührungs- und Erheiterungsbedürfniß, durch leichte Benutzung litterarischer Vorbilder, durch seltene Geschicklichkeit in der Anwendung der Mittel, durch Schaffung überaus dankbarer Rollen für die Schauspieler bereitete sich Kotzebue unter den Theaterdichtern eine unvergleichliche Stellung und erhielt sich in seinem Ruhme auch für Berlin Jahrzehnte lang.

An Talent stand Iffland ihm offenbar nach;*) an Ernst,

*) Selbst Bernhardi im „Kynosarges“ räumt ein, daß Iffland tief unter Kotzebue stehe, daß des Letzteren Stücke im Vergleich zu denen des

Fleiß und Ehrbarkeit übertraf er ihn bei weitem. Doch noch weniger als der Erfolg vermag allein die Ehrbarkeit dem Dichter Lorbeer zu verschaffen. Es waren zwei völlig verschiedene Menschen, die hier fast gleichzeitig in die Litteratur eintraten und gemeinsam ein Vierteljahrhundert den dramatischen Geschmack ihrer Landsleute bestimmten, indem sie ihm dienten. Kotzebue, einer begüterten adeligen Familie entstammend, von einer zärtlichen Mutter gepflegt und verwöhnt, lernte nie des Lebens Noth kennen, sondern befand sich Dank seiner Betriebsamkeit und seiner Erfolge meist in glänzenden Verhältnissen; Iffland, obwohl er als Mitglied einer gutbürgerlichen Familie zur Welt kam, entfloh aus dem Elternhause, um seiner Leidenschaft, Schauspieler zu werden, Genüge zu thun, und mußte lange Zeit die Schwere des Daseins kosten. Infolgedessen war die Weltanschauung beider eine völlig entgegengesetzte. Kotzebue's heiterer Optimismus stand Iffland's schwerem Lebensernst gegenüber. Kotzebue hatte wenigstens Humor, der in tollen Uebermuth ausarten konnte, sodaß manche seiner Lustspiele wirren Possen glichen, Iffland blieb auch in seinen Lustspielen ein trockener Pedant. Kotzebue betrachtete die Zeit, wenn auch in Zerrbildern, Iffland, der in der Gegenwart zu stehen und ihre Sitten darzustellen meinte, versetzte sich in eingebildete Zeiten und Welten. Kotzebue war wohl eine Zeitlang als Dramaturg, Theaterdichter, ja vorübergehend als Theaterdirector thätig, im Allgemeinen aber ein Schriftsteller, der auf das Publikum sah; Iffland war zeitlebens Schauspieler und Schauspielleiter, der sein Augenmerk auf die Schauspieler richtete. Kotzebue fühlte sich als eine Macht für sich, der sich an Anderen zu reiben, mit ihnen anzubinden als Naturzwang erachtete, dagegen Andere neidlos anzuerkennen nicht vermochte; Iffland wünschte in Ruhe zu leben und bezeigte sich daher fast unterwürfig gegen die Großen. Nur in einem waren beide gleich; sie errangen durch ihre dramatischen Arbeiten

Ersteren kühner, kraftvoller, im Innern reicher und poetischer, seine Darstellungen individueller sind.

einen großen Erfolg, nicht bloß an der Stätte ihres augenblicklichen Wirkens, sondern in ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus. Aber dieser Erfolg überdauerte bei Iffland die Zeiten nicht. Während manche Stücke Kotzebue's noch heute Lächeln erregen, erzeugen Iffland's Stücke, wenn sie bei feierlichen Gelegenheiten aus dem ehrwürdigen Staube der Vergessenheit gezogen werden, gähnende Langeweile. Denn so groß und bedeutsam Iffland als Schauspieler in komischen und tragischen Rollen, in seinen eigenen Stücken und in Werken der großen Classiker war, in denen er als der erste, ja fast der einzige würdige Repräsentant erschien, so klein und unbedeutend ist er als Dichter.

Das Gebiet, dem Iffland hauptsächlich seine Vorwürfe entnahm, ist das bürgerliche Drama, das Familien- und Sittengemälde. Dadurch, daß er beständig bürgerliche Ehrenhaftigkeit verherrlichend vorführte, wurde er auf die Dauer langweilig: er konnte nur Idealbilder des Guten und Schreckensgestalten des Bösen entwerfen und durch einen moralischen Schluß für die Befriedigung der Leser sorgen. Er blieb platt und prosaisch in der Schilderung der Liebe, in der Darstellung der Situationen, in der Ausbildung der Charaktere. Wohl war er fleißig, aber seine „Fruchtbarkeit, die fast alles neben ihm verdrängte", ließ ihn zu einer gedeihlichen Ausarbeitung nicht gelangen. Die Handlung in seinen Stücken ist meist unmotivirt, der Plan verworren, die Charaktere übertrieben, der Schluß gewagt. Selbst Schiller und Goethe, die Iffland, den Schauspieler verehrten, den Theaterdirector schonten und den Menschen respectirten, vermochten ihn als Dichter nicht zu halten. Goethe, der Kotzebue trotz seiner gründlichen Verachtung des Menschen auf der Weimarer Bühne oft genug das Wort gelassen und einzelne seiner Stücke zusammengestrichen und geändert hatte, bewies zwar manchen Iffland'schen Dramen denselben Liebesdienst, fügte einem von ihnen — den „Hagestolzen", das er für das Beste hielt und von dem er erklärte, es sei das Einzige, das aus der Prosa ins Ideelle geht — ein Nachspiel hinzu. Das Prosaische und Alltägliche der Gegenstände und der Behandlung aber, das eine Zeitlang das Publikum unterhielt, das sich gern selbst sah, wirkte auf die Dauer, wie Goethe selbst bekannte, abstumpfend und abstoßend. Dazu kam die Unmanier, die moralische Besserung unmotivirt von außen her erfolgen zu lassen, nicht aus den Situationen und Charakteren heraus zu entwickeln, und endlich wie bei Kotzebue der falsche Kontrast von Kultur und Natur, das Herabdrücken jener und das Hinaufschrauben dieser. Aber von beiden hatte der Dichter, der ein guter Mensch, aber ein schwacher Beobachter war, keine richtige Vorstellung. In seichter Aufklärungsmanier suchte er die großen Angelegenheiten der Zeit zu lösen. So blieb der große Menschendarsteller, der meisterhaft die Gebilde der größten Dichter verkörperte, unfähig, aus eigener Kraft lebenswahre Gestalten zu schaffen.

Als Berliner Theaterdichter ist als Dritter Engel zu nennen. Er bewies durch seine Dramen, daß er kein Dramatiker war. Außer seinen vollendeten eigenen Bühnenwerken gibt es von ihm ein paar Fragmente und einzelne Uebersetzungen, ferner eine Operette „Die Apotheke". Viele seiner Dramen wurden mehrfach aufgeführt, einzelne übersetzt, einige von dem Autor verschiedentlich umgearbeitet. Sie waren zu ihrer Zeit sehr beliebt und boten angehenden Dichtern vielfache Anregung. Die meisten seiner Dramen, deren einige erst nach seinem Tode gedruckt, andere schon in den 70er Jahren entstanden sind, beziehen sich auf den siebenjährigen Krieg oder behandeln dessen Wirkungen. Friedrich der Große kommt zwar selbst nicht vor, aber sein Wirken: Belohnung der Guten, Bestrafung der Schlechten, die seine Befehle übertraten und durch Grausamkeit Schrecken verbreiteten, Menschlichkeit im schönsten und besten Sinn soll überall deutlich werden. Dies geschieht schon in dem von Pietät triefenden Lustspiel „Der dankbare Sohn", wo der zu hohen militärischen Würden gelangte Sohn eines Bauern, der Stolz seiner Eltern, gerade zur rechten Zeit kommt, um einem bösen, geradezu betrügerischen

Werber das Handwerk zu legen. Das Vorbild Friedrich's wirkte auch in dem Stückchen „Der Edelknabe", wo freilich der Fürst, der mit vollen Händen große Geldsummen und Kostbarkeiten verschenkt, Jahrgelder spendet, nicht Friedrich sein soll, wo aber doch in dem Fürsten das großmüthige, das wahre Verdienst erkennende, ebenso nachsichtslos bestrafende als freundlich belohnende Wesen des Königs verkörpert ist. Deutschthum, mit allgemeinem Patriotismus verbrämt, und Aufklärungsideen, denen sich gelegentlich Hohn gegen die Geistlichen zugesellt, schimmern auch durch das römische Gewand hindurch („Titus"), denn Vespasian, der seinen Sohn Titus erst auf Andringen des Senats zum Imperator und Cäsar ernennt und gerade demjenigen unter den Senatoren am liebsten zuhört, der ein freies Wort nicht zurückhält, soll eine Idealgestalt für Friedrich sein, und sein Sohn Titus mit dem ganzen Aufklärungsprogramm, das er in einer seitenlangen Rede darlegt, ist kein anderer als Friedrich's Nachfolger, wie ihn die Aufklärer sich dachten und erhofften. Sind diese kurzen Versuche, in denen, obgleich bei ihnen manchmal der Titel Lustspiel vorkommt, kein Funken Humor zu spüren ist, noch immerhin erträglich, so ist das große Drama „Eid und Pflicht" eine fünfactige Salbaderei. Vielleicht wurde es so schlecht durch seine häufige Umarbeitung. Es hieß ursprünglich „Die Geißel", dann „Der Eid", dann „Der erzwungene Eid" und bekam endlich seinen jetzigen Titel, durch den allerdings am besten der Conflict ausgedrückt wird. Die meisten Personen dieses Stückes überbieten sich an Edelmuth; von dem Vater an, einem Stadtrath, der geschworen, eine neue Contribution nicht zu unterzeichnen, obwohl er durch seine Weigerung sein Verderben und seinen sicheren Tod vor Augen sieht, bis zu dem feindlichen Hauptmann. Dieser, der schon vorher aus reiner Menschlichkeit sich das Schicksal der Familie zu Herzen genommen, thut, als er erkennt, daß er von dem Sohne gerettet worden ist, einem Soldaten, der bloß die Kleinigkeit einer Fahnenflucht und eines Meineids auf dem Herzen hat, sonst aber ein Musterbild von

Tugend ist, alles Mögliche, um Vater und Sohn zu retten. Dem Tugendbold steht der obligate Bösewicht gegenüber, ein Oberst, der eigentlich nur die Strenge der Kriegsgesetze walten läßt, aber eine alte Schuld, die er auf dem Gewissen hat, mit seiner Entlarvung und seinem freiwillig-gezwungenen Abschied büßen muß. Selbst der Tod des kranken Vaters, der wegen der begleitenden Umstände rühren und ergreifen müßte, wirkt hier, trotzdem er neue Thränenfluthen der Schauspieler entfesselt, wie eine Erlösung.

Von einer Berliner dramatischen Litteratur außer den Werken Iffland's, Kotzebue's und Engel's kann man kaum sprechen. Wohl lebten einzelne Dramatiker in Berlin, wie K. Chr. Renke und F. W. Raebiger, aber ihre wenigen Dramen sahen schwerlich das Licht der Lampen.*)

Auch F. L. W. Meyer's „Beiträge, der vaterländischen Bühne gewidmet" (Berlin 1793) mögen in diesem Zusammenhange genannt werden. Er war zwar kein Berliner, lebte aber einige Jahre in der Residenz, war Mitherausgeber einer Zeitschrift und veröffentlichte dort (gleichfalls 1793) seine „Spiele des Witzes und der Phantasie", gewandte Uebersetzungen, gefällige Tändeleien mit frivolem Beigeschmack, gelegentlich ernste Gedanken, z. B. eine Verherrlichung Rousseau's und nachdrückliche Hinweise auf die Kunst und Litteratur der Renaissance. Seine Dramen sind, wie schon der Titel besagt, nur Bearbeitungen, und zwar aus dem Spanischen, Französischen, Englischen, keine selbständigen Schöpfungen.

Von einiger Bedeutung waren H. W. Seyfried, K. A. Herklots und Rambach. Der Erste, der auch in Zeitschriften sein lebhaftes theatralisches Interesse bezeugte (vgl. oben S. 65), schrieb während

*) Ueber sie und die folgenden s. Goedeke, Grundriß V, 396 fg. A. W. Heidemann, Tugend und Liebe, Tr. und das dicke Halstuch L., beide Berlin 1796. In letzterem: Entlarvung eines Falschspielers und Gecken, der in einem Halstuch eine Uhr zu escamotiren sucht. Ueber Meyer s. A. Zimmermann, Halle 1890.

seiner Berliner Zeit, in der er, wie gezeigt (S. 156), Dramaturg werden wollte, einige Bühnenstücke. Sein sehr weitschweifiges Drama (fast 200 Seiten) „Die Thronfolge, ein fürstliches Familiengemälde“ (Berlin 1796) ist ein langausgesponnenes Intriguenstück, in dem ein guter schwacher König, ein besserer Erbprinz, eine beste Prinzenbraut und ein allerbester Rathgeber, der sich als Hofnarr gerirt, durch List des letztgenannten über einen schwächlichen, verführten zweiten Prinzen, dessen schlechte Geliebte und den noch schlechteren Hofmarschall triumphiren. Alle Guten werden belohnt und alle Bösen empfangen ihre gebührende Strafe. Die naive Anschauung des Verfassers, daß ein solches Zerrbild des Hoflebens an einem Hoftheater aufgeführt werden könnte, war ebenso wunderlich, wie die Kühnheit, mit der er einzelne Tiraden und ganze Situationen Lessing'schen, Schiller'schen, aber auch niedrigeren Vorbildern entnahm.

Herklots (1759—1830, oben S. 83) lebte 40 Jahre lang in Berlin, übersetzte eine große Zahl französischer und italienischer Singspiele und verfertigte unendlich viele Prologe, Theaterreden zu Geburtstagen und anderen festlichen Gelegenheiten. Seine selbstständige dramatische Production ist nicht sehr bedeutend. Aber sein Lustspiel „Der Proceß oder Verlegenheit aus Irrthum“,*) in dem Berliner in Leipzig die Hauptrolle spielen, eine kleine Probe Berliner Dialects gegeben wird, wo nach französischem Muster ein Liebespaar durch einen frechen Diener und eine schnippische Zofe zusammengeführt, streitsüchtige Väter versöhnt werden und ein deutscher Professor gehöhnt wird, zeugt von nicht übler Possenbegabung. Sein „lyrisches“ Drama „Pygmalion oder die Reformation der Liebe“ sollte die Venus „Pandemos“ in eine „Urania“ umgestalten. Es zeigt, abgesehen von dieser für die damalige Zeit wichtigen Tendenz, höchst dramatisches Leben: die Wiedervereinigung Pygmalion's mit Elisen, die durch ein Mißverständniß getrennt waren, die Verklärung dieses Künstlers und Menschen, der Triumph reiner Freundschaft und kriegerischer

*) Operette, Berlin 1793. Der Prozeß, Lustsp. Berl. 1794.

Tüchtigkeit bei dem Kampf um die Herrschaft Cyperns werden vorgeführt, oft in bombastischen, mitunter in Versen, die wirkliches Gefühl verrathen.

Rambach's Dramen „Der große Kurfürst vor Rathenau“, „Otto mit dem Pfeile“, „Friedrich von Zollern“ (Berlin 1797 bis 1798) waren im Grunde nur historische Studien mit patriotischer Tendenz, die der Dichter geradezu den Königen widmete, von denen er Belohnung seines Schaffens zu erhalten wünschte. „Eine Frucht des Friedens und des erhöhteren Interesses für das glückliche Vaterland“ nannte er selbst eines dieser Schauspiele. Die beiden ersten wurden wirklich, das erste mehrmals, das letztere, wie es scheint, nur einmal in Berlin aufgeführt, auch in Weimar zur Aufführung angenommen. Kritiker erklärten sich zum Theil sehr günstig über die Arbeiten. Bei dem „Großen Kurfürsten“ benutzte Rambach das Werk des Vorgängers Bluhm, bei den übrigen behauptete er, selbständig gearbeitet zu haben. Alle diese Dramen, übrigens in Prosa geschrieben, außer einem poetischen Prolog, wirken auf uns wie leere Declamationen ohne rechtes dramatisches Leben. Die eingefügten Volks- und Liebesscenen könnten aus einer flüchtigen Lectüre des Egmont geschöpft sein. Zu den Reiterscenen lieferte Götz das Muster, Geisterscenen und Narren, die die Wahrheit sagen sollen, gemahnen an Shakespeare. Die Dramen übertrugen modernste Gedanken in vergangene Zeit und nahmen mit jener Unart, die überpatriotischen Dichtern eigen war, auf die glänzende Zukunft des Staates Rücksicht, dessen Vergangenheit sie behandelten.

Das große theatralische Interesse der Berliner zeigt sich in einer ganzen Reihe von damals erschienenen Sammelwerken, die dem Theater gewidmet waren. Die im Jahre 1799 bei Nicolai dem Sohn mit besonderm Buchtitel versehene, aber früher erschienene zweibändige „Berlinische Dramaturgie“*) von Friedr. Schulz umfaßt die Besprechung der Berliner theatralischen Vor-

*) Das Buch ist selten geworden. Ich benutze ein Exemplar durch die Güte der Buchhandlung von C. Priewe. Dies Exemplar trägt

gänge der zwei vorhergehenden Jahre. Die Hauptbedeutung dieses litterarischen Unternehmens besteht darin, daß damit die erste wirklich ständige Theaterkritik in Berlin geschaffen wurde. Denn durch das Erscheinen dieser Zeitschrift fanden sich auch die anderen veranlaßt, eine stehende Theaterrubrik in ihren Spalten zu begründen.

Unsere Zeitschrift beschäftigt sich mit den aufgeführten Stücken und den Leistungen der Schauspieler. Unter den behandelten dramatischen Autoren fehlen Goethe und Schiller gänzlich. Das Schweigen über beide Dichter ist ein absichtliches. Denn die Gelegenheit über Goethe zu sprechen, wird selbst dann nicht ergriffen, wenn sie sich gleichsam aufzwingt. Weder wird sein Name bei Gluck's „Iphigenie in Tauris" noch bei Dr. Faust genannt.

Um so häufiger wird dagegen Lessing erwähnt. Seine berühmte Faust-Scene (Faust mit den sieben Geistern) wird bei Besprechung des „Terkaleon" in den „Neuen Arkadiern" wörtlich abgedruckt; von seinen Stücken werden „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" eingehend behandelt. Der dem ersten Stück gewidmete Abschnitt ist ein Hymnus auf Lessing und auf die Unzelmann. Dagegen ist der sehr ausführliche Artikel über Emilia Galotti durchaus keine Lobrede. Nach einem bösartigen Spott auf Mendelssohn („er lebt nicht mehr; man läuft nicht Gefahr, ihn zum zweiten Male zu tödten, wenn man dreist genug wäre, zu zweifeln, ob Lessing wirklich ein großer Dichter war") bedient sich der Kritiker hauptsächlich Friedrich Schlegel's kurz vorher im „Lyceum der schönen Künste" erschienenen Widerlegung Lessing's, die wesentlich darin gipfelt, dem Stücke „prosaischen Verstand" zuzuschreiben, und polemisirt gegen die Art, wie Unzelmann den Marinelli spielt.

Die „Berlinische Dramaturgie" muß als ein ganz achtungswerthes Unternehmen bezeichnet werden. Die Kritiken sind im Ganzen vorurtheilslos und anständig. Sie sollen hauptsächlich

das bekannte Bücherzeichen des alten Nicolai und eine handschriftliche Widmung des Sohnes an den Vater.

den auf dem Nationaltheater aufgeführten Schau- und Lustspielen gewidmet sein, gedenken aber auch einmal der Döbbelinschen Truppe in Potsdam und gehen häufiger auf Oper und Singspiele ein, obwohl sie die letztere Art eigentlich verwerfen. Unter den klassischen Dramendichtungen wird außer denen Lessing's, Shakespeare's Hamlet besprochen und bei dieser Gelegenheit der echte Shakespeare verlangt, die Schröder'sche Verwässerung aber abgewiesen. Viele der sonst besprochenen Stücke sind völlig verschollen.

Außer jetzt ganz unbekannten Stücken treten ehrwürdige Antiquitäten der Litteraturgeschichte auf, wie Otway's „Gerettetes Venedig", das in einer neuen Bearbeitung von Fülleborn über die Bühne ging. Daneben erschienen Stücke von Autoren, deren Namen zwar noch heute bekannt sind, deren Werke aber in den Theaterarchiven oder im Staub der Bibliotheken ruhen, wie Schröder, Jünger, Lafontaine. Die Dramen des Letzteren werden von dem Kritiker bezeichnet als „Niederlagen von einem langweiligen Allerlei, bestehend aus Gemeinplätzen, zierlichen, öfter noch gezierten Floskeln, die hundert Prediger schon gesagt haben und Lafontaine selbst schon zweihundert Mal wiederholt hat, von pittoresken Schilderungen, von Skeletten ohne Saft und Fleisch, bald von weiß und rother oder himmelblauer, bald von aschgrauer Farbe mit gelben Saffianflecken oder auch von durcheinander gestrichenen und gewürfelten Farben aller Art."

Ganz anders weiß unser Kritiker von den wirkungsvollen Dramatikern zu sprechen: Iffland und Kotzebue. Den damals aufgeführten Stücken des Ersteren wird ein fast unbedingtes Lob ertheilt. Manche Beurtheilungen sind geradezu Dithyramben. Auch Kotzebue wird gelobt, aber nicht unterschiedslos, vielmehr werden die unvermittelten Uebergänge vom Ernsthaften zum Komischen, die Unwahrscheinlichkeiten der Charakterentwickelung, das Unkünstlerische der Sprachbehandlung getadelt. Dagegen wird stets bei seinen damals aufgeführten Stücken die unmittelbare, oft gewaltige dramatische Wirkung hervorgehoben, vor Allem auch der Lacherfolg seiner Possen.

Die Beurtheilung der aufgeführten Stücke ist nur die eine Aufgabe des Theaterjournals, die andere ist die Besprechung der schauspielerischen Leistungen. Dieser Theil der Arbeit wird mit großer Gewissenhaftigkeit und Ausführlichkeit, im Ganzen mit viel Wohlwollen unternommen. Stete Angriffsobjekte haben die Kritiker nicht; sie wollen die Schauspieler eher ermuntern als abschrecken. Sie sind Schauspielern und Dichtern gegenüber durchaus keine Lobredner der Vergangenheit, indem sie den Lebenden die Todten als unerreichte Muster vorhalten, bei jeder weniger gelungenen Leistung seufzend an eine vergangene meisterhafte denken, sondern stehen völlig auf dem Boden ihrer Zeit. Mit ganz besonderer Theilnahme, oft mit Entzücken, werden die Leistungen von Iffland, Frau Unzelmann, Fleck und Frau, Beschort, Frau Eunicke analysirt und gelobt; auch Mattausch erhält manch warmes Wort der Anerkennung. Von Gästen ist so gut wie gar nicht die Rede. Bemerkenswerth ist nur die Erwähnung eines einzigen, der Demoiselle Jagemann, der spätern Frau von Heygendorf. Sie, Jahre lang erster Stern und wirkliche Beherrscherin des Weimarer Hoftheaters, war bald nach ihrem ersten Auftreten — sie war damals hauptsächlich Sängerin — als Gast nach Berlin gekommen, wo sie zuerst als Oberon in dem nach Wieland gearbeiteten Singspiel der Frau Seyler die Berliner entzückte, dann ebenso in einem späteren Gastspiel in anderen Gastrollen auftrat und vom Publikum und von der Kritik begeistert begrüßt wurde.

Außer den Stücken, Schauspielern und ästhetischen Fragen werden gelegentlich die Ereignisse und die geistigen Strömungen der Zeit berührt. Einmal ertönt Klage über die Leere des Theaters, weil ein an demselben Tage stattfindendes Pferderennen alle Schaulustigen in Anspruch genommen habe. Ein anderes Mal wird von einem Theaterklatsch berichtet: Forderungen werden laut, die man in viel spätere Zeit zu setzen gewohnt ist und zu deren Ausführung es noch vieler Jahre bedurfte, z. B. die Errichtung von Volksbühnen, wo Nationalburlesken, wie der Ausdruck einmal lautet, dargestellt werden sollten. Der Vorschlagende hofft dadurch „den Besuch der vielen Schlupfwinkel der Debauche“ zu vermindern und trägt kein Bedenken „viele zum Theil sehr unbesuchte Kirchen“ zur Verwandlung in solche Theater anzuempfehlen. Zeigt sich schon in der Art, wie man solche Vorschläge auszuführen gedenkt, die Aufklärungstendenz jener Zeit, so noch mehr in der Lobpreisung einer Posse „Der Komet“. Sie richtete sich gegen die Leichtgläubigen, welche durch die von Paris erfolgte Ansagung des Erscheinens eines Kometen in Furcht und Schrecken gesetzt worden waren. Die Meisten freilich, so meint der Kritiker bei Erwähnung des herzlich unbedeutenden Machwerks, hätten sich durch die Erscheinung nicht in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Zerstreuungen stören lassen, sie hätten fortgefahren, „Kottbusser zu trinken und Mariage dazu zu spielen.“

Bedenkt man die Zeit, in welcher die Theaterzeitschrift erschien, die schicksalsschweren Jahre 1797, 1798, so sollte man meinen, daß die Politik mit schwerdröhnendem Tritt über die Bretter dahinschreitet. Dagegen muß man andererseits die geringe Entwickelung der öffentlichen Meinung im Auge behalten, welche den Autoren verbot, politische Vorgänge dramatisch zu behandeln und dem Publikum demonstrative Bethätigung seiner Anschauungen untersagte. Doch sind zwei solche Fälle, in denen Politik und Theater in Verbindung traten, hervorzuheben. Am 2. Januar 1798 wurde ein Stück Kotzebue's „die silberne Hochzeit“ gegeben. Am 3. Januar 1798 wurde die Gräfin Lichtenau gefangen genommen. An diese Frau dachte Kotzebue gewiß nicht, als er in dem genannten Stück eine Gräfin Lohenstein schilderte, die sich durch die Gunst eines Fürsten zu hoher Stellung aufzuschwingen weiß, in dieser Stellung allerlei Schlechtes ausführt, bis sie entlarvt und zum Lohn ihrer Thaten ins Gefängniß abgeführt wird. Aber das zufällige Zusammentreffen der Wirklichkeit mit der Dichtung wirkte außerordentlich stark auf das Publikum. Man jauchzte über die Gerechtigkeit

Friedrich Wilhelm's des Dritten, indem man der Gerechtigkeit des neuen Fürsten in der „silbernen Hochzeit" zu applaudiren schien.

Noch ein zweites Mal spielte die Politik in das Theater hinein. Das Freiheitsgeschrei von jenseits des Rheins hatte die Gewaltigen sehr empfindlich gegen die Sache, ja das Wort Freiheit gemacht, selbst wenn es mit revolutionärer Bewegung gar nichts zu thun hatte. Wiederum war es ein älteres Kotzebue'sches Stück (vgl. oben S. 156, 164) „Graf Benjowsky oder die Verschwörung auf Kamtschatka", das dieser freiheitsfeindlichen Stimmung zum Opfer fiel. Es behandelte einen fast zeitgenössischen Stoff, nämlich den Ausbruch des Genannten (1791) mit einzelnen Mitverschworenen aus dem Gefängnisse in Kamtschatka und seine Flucht in Gemeinschaft mit der Tochter des Gouverneurs. Dieses Stück sollte, wie es in dem Theaterjournal heißt, „aus nichtigen und zum Theil lächerlichen Gründen erst gar nicht auf unsere Bühne gebracht werden. Die unschuldige Freiheit, die der gefesselte, geplagte Sklave auf Kamtschatka wünscht, war der Stein des Anstoßes. Doch man hat sich endlich eines anderen besonnen; was gestern schädlich schien, ist es heute nicht mehr, und das berüchtigte Stück, Graf Benjowsky, berühmter, berüchtigter noch als der Held desselben, erschien am 29. Januar auf unserer Bühne, belacht und beweint, beklatscht und bewundert von Logen und Parterre."

Auch in andern fast gleichzeitigen Publikationen trat das Theaterinteresse der Berliner hervor. Die erste*) bezieht sich keineswegs bloß auf Berlin, obwohl die dort aufgeführten Schauspiele, die dortigen Directionsangelegenheiten und Künstler im Vordergrund stehen. Vielmehr wurden Wien, Dresden, Hamburg, Riga berührt, Weimar, wo mit Wohlwollen, aber ohne Begeisterung von Schiller und Goethe die Rede war, Breslau, wobei gelegentlich ein „Prolog" unsers berühmten

*) Allgemeine Theaterzeitung, herausgegeben von J. G. Rhode, 2 Bände, 50 Nummern, Berlin 1800.

Manso mitgetheilt wurde. Dem Verzeichniß sämmtlicher Künstler der genannten Theater folgte eine Charakteristik. Theoretische Aufsätze über Gebärden, Theatergesetze wechselten mit Uebersetzung und Erklärung eines Kapitels aus Quintilian, Gedichte an Schauspieler und Schauspielerinnen wurden mitgetheilt, auch eins an Iffland, dem zum Ruhm angerechnet wurde, daß ein Grattenauer ihn tadle. Iffland selbst ergriff einmal das Wort, wie denn überhaupt die Polemik einen breiten Raum einnahm, z. B. gegen den sächsischen Theaterleiter Opitz und gegen den bissigen Theaterkritiker Bernhardi. Die größte Beachtung fand wohl Kotzebue, dessen Stücke sehr gelobt, dessen Erlebnisse und Direktionsführung in Wien mit großer Breite dargelegt, dessen persönliche Schicksale erzählt wurden. Bei Erwähnung der Ehrenpforte hieß es: „es ist nicht schwer zu errathen, von wann sie kommt, und wohin sie will", und am Ende von Nummer 30 war zu lesen: „Herr von Kotzebue befindet sich in Petersburg in Freiheit und erwartet daselbst die Ankunft seiner Frau." Die Zeitschrift sollte in der Eunomia eine Fortsetzung finden, die auch dazu bestimmt war, das Archiv der Zeit zu ersetzen (vgl. S. 69).

Ein anderes theatralisches Werk*) ist vielleicht am merkwürdigsten durch seine Ausschließung alles Berlinischen. Es berücksichtigt vorzugsweise das Ausland, Frankreich und England sowohl in seinen Dramatiker- (Dichter und Schauspieler) Biographieen, als in seinen Anekdoten, die, soweit sie sich auf Schauspieler beziehen, häufig deren Unwissenheit zum Gegenstand haben, und die, sobald sie von Schauspielerinnen handeln, häufig stark gepfeffert sind. Die großen deutschen Dichter kommen viel seltener vor, als Franzosen, wie Molière und Voltaire. Gelegentlich werden Schiller'sche Stücke erwähnt, Goethe erscheint nur ein-

*) Vademecum für Schauspieler und Liebhaber des Theaters, enthaltend ernsthafte und lustige Bruchstücke und Miscellanien, sonderbare Gebräuche und unterhaltende Anekdoten, das Theater betreffend, 3 Thle. Berlin, C. A. Nicolai 1798.

mal. Eigentlichen litterarischen Charakter hat das Unternehmen durch Mittheilung größerer Proben aus Schlegel's Shakespeare-Uebersetzung und des Abschnittes über Drama und Roman aus „Wilhelm Meister", letztere freilich mit einer bitterbösen Vorbemerkung.

Außer den bisher erwähnten Sammelwerken ist einer dramaturgischen Schrift zu gedenken*), die für die Zeit von 1781 bis 1798 interessante Materialien enthält und in einer Verherrlichung Iffland's gipfelt; das eigentliche Centralorgan waren „Bertram's Annalen"**), die sich als eine Fortsetzung der „Ephemeriden der Litteratur und des Theaters" bezeichneten. Diese Zeitschrift brachte Prologe und Theaterreden, Schauspielerverzeichnisse und genaue Mittheilungen über die aufgeführten Stücke. Sie berücksichtigte Gegenwärtiges und Theatergeschichte, enthielt Biographien von Schauspielern und Mittheilungen über ihr Leben und Treiben, manchmal mit der ausgesprochenen Tendenz, auf ihre Sittlichkeit einzuwirken. Für die Einzelforschung über Berliner Theatergeschichte sind die Annalen ein unentbehrliches Hülfsmittel.

Die Stärke des Theaterbedürfnisses, zugleich das Vorhandensein französischer Neigungen zeigt sich endlich in dem 1802 auftauchenden Plane, ein französisches Theater zu bauen, einem Plane, der nur aus patriotischen Rücksichten hintertrieben wurde.***)

Aus allem bisher Angeführten ergibt sich eine ganz ungewöhnliche Theaterlust der Berliner. Waren die von den hauptstädtischen Dichtern gereichten Stücke auch vielfach minderwerthig, gar oft recht fragwürdig und trugen sie daher nicht selten dazu bei, einen unedlen Geschmack noch gründlicher zu verderben, so waren die Darbietungen einzelner Schauspieler von hoher künst-

*) Taschenbuch für Theaterfreunde auf das Jahr 1800 von Karl Albrecht mit einem Titelkupfer. Berlin 1799.

**) Annalen des Theaters. 20 Hefte. Berlin bei Maurer 1788—97.

***) N. Berl. Monatsschr. 1802, VI, S. 62 fg., 114 ff.

lerischer Vollendung, die Gesammtleistungen, die eine treffliche Schule verriethen, gingen über einen guten Durchschnitt hinaus; die Begeisterung aber, mit der Schauspieler und Zuschauer den Meisterwerken großer Dichter zujubelten und wetteiferten, ihnen in Berlin eine dauernde Heimstätte zu bereiten, enthielt die Bürgschaft für eine gedeihliche Entwickelung.

Sechstes Kapitel.

Gesellschaften und Klubs.

Höhere Kunstgenüsse bot nicht nur das Theater. Vielmehr nahm Musik und bildende Kunst einen neuen Aufschwung. Für die Musik muß es genügen, da die Oekonomie des vorliegenden Werkes nicht mehr gestattet, wie dies noch im ersten Bande geschehen konnte, auf die Geschichte dieser Kunst ausführlich einzugehen, die Namen Reichardt, Fasch und Zelter zu nennen. Für die bildende Kunst stehe statt aller anderen nur J. G. Schadow's ehrwürdiger Name, Schadow's, der als Ur-Berliner zwei Generationen vor sich hinscheiden sah, eine neue Aera der Bildhauerkunst in Berlin schuf, mit zahlreichen Werken seiner Hand Berlins Häuser und Kirchen, das Brandenburger Thor und Berliner Plätze schmückte, der in Radirungen satirisch seine Erlebnisse und die Vorgänge der Zeit, in Zeichnungen sich selbst und die Persönlichkeiten seiner Bekannten schilderte, und der, so ungefüge ihm auch beim herannahenden Alter die Rede wurde, seine Erlebnisse aufzuzeichnen und seine Gedanken über Kunst und Kunstwissenschaft zu äußern suchte.

An manchen Festen, theils solchen, die von frohem Künstlervolk veranstaltet wurden, theils den officiellen vom Hof gegebenen, betheiligte sich Schadow, neben ihm namentlich der Archäologe A. Hirt (1759—1836), der seit 1796 in Berlin, wohin er durch die Gräfin Lichtenau gezogen und wo er von ihr gefördert wurde (vgl. oben S. 23), als Mitglied der Akademie, später als Professor

an der Universität gelehrte archäologische Kenntnisse verbreitete, sein reiches antiquarisches und kunsthistorisches Wissen dem Hof und den Staatsbehörden zur Verfügung stellte, von denen er in Kunst- und technischen Fragen oft zu Rathe gezogen wurde. Schadow's Atelier wurde der Sammelpunkt der Fremden, die im Verhältniß zu der Kostspieligkeit und Beschwerlichkeit der Reisen ziemlich zahlreich nach Berlin kamen. Nur von einigen wenigen dieser Fremden, deren Aufenthalt in gewisser Weise als epochemachend bezeichnet werden kann, soll mit ein paar Worten die Rede sein. Auch Böttiger's Besuch, obwohl diese Persönlichkeit für Berlin nicht unwichtig ist (vgl. oben S. 102), muß sich mit einer kurzen Erwähnung begnügen.

Unter den vornehmen Besuchern, bei deren kurzer Schilderung die zeitliche Aufeinanderfolge nicht gewahrt zu werden braucht, muß Schiller an erster Stelle genannt werden.

Schiller, der nach dem Wunsche Mancher dauernd für Berlin gewonnen werden sollte, war laut seinem Kalender vom 1. bis 17. Mai 1804 in Berlin, besuchte Theater und Concerte, speiste bei Schriftstellern und Prinzen und wurde der Königin vorgestellt. „Berlin", schrieb Schiller, „gefällt mir besser als ich erwartete. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide bei weitem das nicht leisten, was sie kosten." Das hauptsächliche litterarische Ereigniß während seiner Anwesenheit war die Aufführung der „Jungfrau von Orleans" (6. 12. Mai). Während der Anwesenheit des Dichters, ebenso wie früher und später, riefen die Aufführungen Schiller'scher Stücke begeisterte Theilnahme hervor. Der ehemalige Groll einzelner Kreise (Bd. I, 598) hatte allgemeinem Enthusiasmus Platz gemacht. Die Berliner Zeitschriften bewiesen dies freilich bei Schiller's Besuche nicht, der „Beobachter" hatte Dinge, die für ihn wichtiger waren, zu registriren, und der „Freimüthige", der auch Schiller oft tadelte, nahm von seinem Aufenthalte keine Notiz. Die beiden Berliner politischen Zeitungen brachten Schiller's Namen

unter den angekommenen Fremden, berichteten von dem glänzenden Empfang, der ihm am 4. Mai im Theater bereitet wurde, enthielten Buchhändleranzeigen vom Tell und der zweiten Auflage der Gedichte, die Spener'sche (15. Mai) veröffentlichte ein Begrüßungsgedicht von L. Monti und ein mattes Räthsel, das sich auf Schiller bezog. Aber die Freude der Berliner war wärmer, als diese Erzeugnisse verrathen. Darum erregte die am 16. Mai 1805 mitgetheilte Nachricht von seinem Tode tiefstes Bedauern. Die Berliner Zeitungen veröffentlichten zahlreiche gutgemeinte Gedichte zur Ehre des Heimgegangenen. Schon am 21. Mai 1805 ward der Gedanke einer Benefizvorstellung für die Hinterbliebenen angeregt; sie fand am 9. Mai 1806 statt und ergab einen glänzenden Ertrag.*)

Auch ein anderer Schriftsteller, von dem Schlegel, der auch Schiller nichtachtend behandelte, gesagt hatte, „er habe eine krankhafte Empfindsamkeit, eine fast gichterische Reizbarkeit der Einbildungskraft und einen capriciösen Humor zur Mitgabe empfangen", Jean Paul, hatte kurz vorher in Berlin großes Aufsehen gemacht. (Mai, Juni 1800, October bis Mai 1801.) Caroline, die Tochter des Berliner Obertribunalraths Mayer, führte er als Gattin heim. Er wäre gern in Berlin geblieben, wenn er Freude an der dortigen Natur und eine Stellung nach seinen Wünschen gefunden hätte. Denn von den Menschen, außer von den Gelehrten, war er entzückt, wie diese von ihm. Von Männern und Frauen, Theologen und Staatsmännern, geistreichen Jüdinnen und vornehmen Adligen ward er umschwärmt und verhätschelt. „Ich wurde", schrieb er selbst, „angebetet von den Mädchen, die ich früher angebetet hätte. Viele Haare erbeutete ich und viele gab mein eigener Scheitel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr ist." Das Bedeutsamste für ihn war jedoch seine Aufnahme bei der Königin, seiner eifrigen Bewunderin, die sonst in litte-

*) Schiller, Körner, II, 464fg.; Teichmann, S. 83fg.; Spener'sche Zeitg. 21., 28., 30. Mai, 18. Juni 1805 (4.—20. Mai 1804).

rarischen Dingen gar nicht hervortrat, — während der König dieser Verherrlichung eines Civilisten kopfschüttelnd zusah. — „Ich sprach und aß in Sanssouci", schrieb er in einem Briefe vom 14., „mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang ebenso reizend ist als ihre edle Musengestalt. Sie stieg mit mir überall auf der heiligen Stätte herum, wo der große Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hatte. Geheiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgeflogenen Adlers." Die Begeisterung für Jean Paul erhielt sich Jahrzehnte lang, trotz der verschiedensten litterarischen Strömungen; sein Tod wurde in Berlin sehr betrauert; er hatte dort, wie ein competenter Beurtheiler sagt,*) „die zahlreichsten Freunde und Anhänger".

Ein anderer illustrer Gast, der mehr als die beiden Letztgenannten von sich reden machte, war Gall. Am 11. März 1805 kündigte Kotzebue an, daß Gall innerhalb drei Wochen 12 Vorlesungen halten werde, nachdem er schon das Jahr vorher gelesen hatte. Ein lebhaftes, viele Monate andauerndes Für und Wider, in dem Pilat, Bendavid, Walter das Wort ergriffen und in welchem Hallische und andere auswärtige Berichte verwerthet wurden, erhob sich beide Male über Gall's Lehre; Publikum und Zeitungsschreiber waren meist für den Neuerer. Walter's „Etwas über Gall's Hirnschädellehre" wurde mit der schnöden Bemerkung abgefertigt: „Etwas ist nicht viel." Zwei Denkmünzen wurden auf Gall geschlagen, deren eine die Aufschriften trug: „Im Forschen kühn, bescheiden im Behaupten" und „Der Seele Werkstatt zu erspähen fand er den Weg." Gall's Vorlesungen 1804 und 1805 machten ungeheures Aufsehen. Trotz des verhältnißmäßig hohen Preises (2 Friedrichsd'or für 18 Vorlesungen) waren die beiden Curse 1804 von 160 Zuhörern besucht. 1805 hielt er noch stärker frequentirte Vorlesungen für die Aerzte und das Publikum beiderlei Geschlechts, außerdem

*) Varnhagen, Bl. III, 406.

Privatvorlesungen in kleineren Cirkeln bei der Fürstin von Oranien, wo auch der König mehrfach anwesend war, und bei der Herzogin von Curland.*) Gall selbst wurde durch den Erfolg seiner Berliner Vorlesungen ermuntert, einen Leitfaden über seine Lehre herauszugeben, und dankte am 21. Mai öffentlich für die großartige Aufnahme, die er in Berlin gefunden habe.

Rühmlicher war das Interesse, das die Berliner bei dem Gerüchte vom Tode Alexander's von Humboldt zeigten. In vier verschiedenen Artikeln (Spener'sche Zeitung, 16. bis 30. Juni 1804) wurde die Nachricht besprochen, bis sie endgültig widerlegt werden konnte; der ehemalige Erzieher der Brüder, Kunth, der in dieser Angelegenheit häufig das Wort ergriff, constatirte, daß „die Theilnahme der Größten und Besten sich aufs Neue an dem Schicksale des Reisenden so lebhaft geäußert" habe. Auch die „Berlinische Monatsschrift", die sonst auf lebende Personen nicht einging, sondern nur Zustände besprach, widmete damals (1804) dem großen Reisenden einen sympathischen Artikel.

Ein anderer vornehmer Besuch, März bis April 1804, der viele Kreise an- und aufregte, war der von Frau von Staël.**) Nahmen auch Zeitungen und Zeitschriften, selbst „der Freimüthige", von der Anwesenheit der wunderbaren Frau keine Notiz, so muß sie nach mannigfachen Zeugnissen durch ihre Wißbegierde, ihre Freiheitsschwärmerei, durch ihre Kunst, die Menschen zu verwandeln und aus ihnen Geheimes hervorzulocken, außerordentlich gewirkt haben. Mehr als anderen Besuchern öffneten sich ihr die höchsten Kreise. Ihre Sucht und ihr Talent, Alles kennen zu lernen, sich Männern und Richtungen von verschiedenster Art zu nähern, ohne doch eine bestimmte Partei zu ergreifen, bewährte sie auch hier. Sie sprach Nicolai, dem sie durch ein höchst bemerkenswerthes Empfehlungsschreiben

*) Der Abschnitt über Gall meist nach Briefen Sander's an Böttiger.

**) Lady Blennerhasset, III, 65 ff.; Goethe-J. VIII, 5 ff.; Kotzebue an Böttiger 7. April 1804; Böttiger an Nicolai, 29. Febr., Nicolai's Antwort, 4. April; vgl. „Euphorion", 2. Heft, 1894, S. 382 ff.

Böttiger's zugewiesen war. Sie wollte sich von Fichte sein philosophisches System auseinandersetzen lassen und verdarb es gründlich mit dem Philosophen, der im mangelhaftesten Französisch der Bitte der geistreichen Französin nachzukommen versuchte, dadurch, daß sie sein „Ich" mit dem Münchhausen verglich, der sich an seinem eigenen Zopfe ans Ufer schwang. Sie ließ Kotzebue, trotz gelegentlicher Spöttereien, ihre Anerkennung zu Theil werden und schätzte seine Theaterstücke. Sie knüpfte Annäherungen mit den Romantikern an, deren Haupt August Wilhelm Schlegel sie bald ganz in ihre Kreise zog. Sie bewunderte Rahel und erklärte diese Bewunderung in offenster Weise. Trotz alledem fand sie in Berlin nach Weimar und Paris nicht ihre Rechnung: das Wohlleben nahm ihr einen zu großen Platz ein; sie sah Gelehrsamkeit, wo sie Geist und gesellschaftlichen Tact suchte, Einförmigkeit und Neigung zum Klatsch, wo sie das vielgestaltige, auch den höchsten Fragen zugewendete Treiben der Pariser Salons erwartete.

Darf man diesen zuletzt gebrauchten Ausdruck auf das Berlin jener Zeit anwenden, so wird man nur wenige Salons finden, die den Parisern irgendwie ähnlich waren. Die Hofgesellschaft und die Vornehmen hatten, wie schon mehrfach gezeigt wurde, wenig geistige Interessen; liebte es einer, wie der Prinz Louis Ferdinand, mit Schriftstellern zu verkehren, so suchte er diese eher an drittem Orte auf, als daß er sie in seinem Palais versammelte. Geistige Centren, wie sie nach der Begründung der Universität und dem Zusammenströmen gelehrter Männer häufiger waren, gab es noch nicht; die Conditoreien wurden erst in den zwanziger Jahren, als das Interesse an den Zeitungen und den von ihnen gemeldeten politischen Ereignissen lebhafter wurde, ein Sammelpunkt geistig angeregter Männer, Schriftsteller und Beamten, die im Gedankenaustausch mit Freunden das eigene Urtheil zu berichtigen oder für ihre Anschauungen Propaganda zu machen suchten.

Die Buchhändler, von denen einzelne, wie Reimer, später ein offenes Haus hielten, waren damals meist einfache Kaufleute.

Eine Ausnahme machte nur das Haus des Buchhändlers J. D. Sander*), in dem eine wirkliche Geselligkeit geübt wurde. Der Mann war gebildet, ja gelehrt, längere Zeit Lehrer; dann in Folge seiner Verbindung mit dem jüngeren Voß Buchhändler, zuerst als Voß' Theilhaber, dann unter eigner Firma. Seines Freundes Lafontaine Romane erhielten durch ihn die letzte Feile, der Text von Gluck's Iphigenie ward von ihm deutsch bearbeitet. Die Frau war, so lange sie Jugend und Reiz besaß, nach Böttiger's Ausdruck, „eine feile Coquette, die gern mit den schönen Geistern liebelte", ihrem Manne viel Verdruß bereitete, später, nachdem der Mann krank geworden war, bekam sie den Ernst des Lebens zu kosten, indem sie in schwierigen Zeiten die Handlung leiten mußte. In diesem Hause ging es, namentlich von 1797 bis 1805, ungemein lebhaft zu. Der Mann verlegte Merkel's Schriften und den „Freymüthigen", die Frau empfing die Schlegel und deren Cumpane, die sich von ihr füttern und anschwärmen ließen, um sich öffentlich und geheim über sie lustig zu machen.

Aber eine Gesellschaft in großem Stil fand man, wie Schleiermacher einmal sagte, in jener Uebergangszeit nur in den Häusern der Juden. Diese, wenn auch durch das Gesetz keineswegs ihren Mitbürgern gleichgestellt, aber in einem ehrlichen Kampfe um ihre Gleichstellung begriffen, der 1812 zu glücklichem Ende geführt wurde, besaßen Reichthum genug, um einen großen Kreis um sich zu versammeln, und Bildungsstreben, Manche wohl auch Bildungssucht, um in solchen Versammlungen sich wohl zu fühlen, oder durch sie zu glänzen. Manche der Frauen jüdischen Ursprungs waren als Mädchen zu sehr beengt, um Freunde bei

*) Briefe Sander's an Böttiger, 2 Bde. — Im neuen Reich 1876, II, 65 ff., 96 ff. — Ueber das Sander'sche Haus ausführlich Laun, Memoiren (Bunzlau 1837) I, 197 ff. Das. bis S. 260 manche Notizen über Berliner Künstler und Theater.

sich zu sehen, wie Sara und Marianne Meyer, von denen die erstere später als Frau von Grotthus fern von Berlin lebte, die letztere als Frau von Eybenberg, Gemahlin des Fürsten Reuß, solange sie in Berlin weilte, einen aristokratisch-litterarischen Hofstaat um sich versammelte. Bei Anderen, wie den Frauen aus der Familie Itzig, bei David Friedländer, bei Frau Sara Levy, um nur einige hervorzuheben, ging es bescheidener zu. Die Blüthe dieses geselligen Treibens wird aber durch die Namen von Henriette Herz und Rahel Levin bezeichnet. Außer den Wirthen selbst waren in diesen Kreisen wenige Juden zu finden; das Hauptcontingent lieferten die Schriftstellerkreise und die vornehme Welt. Frauen waren weniger vertreten, sodaß die Zirkel der Rahel Levin den spießbürgerlich Gesinnten wohl geradezu als verderbenbringende Orte für junge Mädchen erschienen. Gewiß aber trifft diese Zirkel kein Vorwurf, so wenig wie ihre Beherrscherin ein sittlicher Makel, vielmehr waren diese Salons, in denen weder glänzende Bewirthungen noch rauschende Feste geboten wurden, Stätten reinsten geistigen Genusses.

Henriette Herz*), 1764—1848, seit 1779 die Gattin, seit 1803 die Wittwe des klugen, gelehrten Arztes und Philosophen Marcus Herz, war „eine große übertünchte Unwahrheit." Sie lebte nur für die Menschen, nie für die Dinge. Unter den Menschen kam sie zuerst, dann die, welche durch Geist, Stellung oder Reichthum etwas bedeuteten. Sie war weder engherzig noch unsittlich, hatte nach den Traditionen ihrer Religionsgenossenschaft, aus der sie aus Achtung für ihre fromme Mutter

*) Ueber Henr. Herz und Rahel habe ich „Gesch. d. Juden in Berlin", „Vortr. und Versuche" und A. D. B. gehandelt. Für Henr. Herz, deren ungedruckte Briefe an Börne ich kenne, kommt: Aus Schleiermacher's Leben, Bd. 1, 2, und Fürst, Erinnerungen 1850; für Rahel: Varnhagen, R. Buch des Andenkens, 3 Bde., Berlin 1834; Rahel und Varnhagen's Briefw., 6 Bde., Leipzig 1874—75, und Varnhagen's Aufsätze in Verm. Schriften, 3. Theil, in Betracht. — Die Aeußerung Brinckmann's bei Varnh., S. 248; die der Jenny v. Gustedt, Westerm. Monatsh. 1891, Nov. 244, vgl. das ihr gewidmete Buch von L. v. Kretschman, Braunschweig 1892, S. 35 ff.

erst 1817 nach dem Tode dieser alten Frau trat, Interesse für ihre Verwandten und äußerte später, als sie allein war, thätiges Wohlwollen für die Dürftigen. Aber von einfacher Herzensgüte war sie ebenso entfernt wie von Einfachheit des Wesens überhaupt. „Madame Herz lebt geputzt, ohne zu wissen, daß man sich ausziehen kann und wie dann Einem ist.“ Besser, als mit diesen Worten der Rahel, die zu groß war, um Henriettens Antagonistin zu sein, kann man diese kaum charakterisiren. Man müßte nur noch aus den gegen die Herz gerichteten Spottversen Ludwig Robert's die Worte „Tugend verübend, entzückt mit Gewalt“ hinzufügen, um die Unaufrichtigkeit ihres Bildungsenthusiasmus und das Gezwungene ihres sittlichen Verhaltens zu kennzeichnen.

Auch eine kleine Scene, die Meister Schadow aus dem Herzschen Hause berichtet (Kunstwerke und Kunstansichten S. XX) kann zu ihrer Charakteristik dienen: „Der Wohnung gegenüber war ein Tanzboden, man hörte Musik, das Stampfen und Juchhe der Tänzer. Frau Herz sagte zu ihrem Manne: was hilft uns die feine Bildung; zu diesem Grad von Fröhlichkeit bringen wir es nie. Ihr Mann sagte: dagegen entbehren jene auch des stillen Genusses, den ein gutes Buch gewährt und der Mittheilung von Entdeckungen im Bereiche der Naturkräfte zum Wohle der Menschheit.“

Denn das Meiste geschah bei ihr, um nach außen zu glänzen, nicht um einem inneren Drange zu genügen. Sie besaß Verstand und Gelehrsamkeit, aber weder Geist noch Urtheil. Sie lernte viel, so daß sie mehrere Sprachen beherrschte und Uebersetzungen aus einigen dieser Sprachen zu fertigen im Stande war. Sie naschte an allen Wissenschaften, trieb sogar einige ernsthaft. Sie war Dilettantin in Allem, Künstlerin freilich nur in der Geselligkeit. Dort verdankte sie ihre Erfolge in erster Linie ihrer Schönheit, dann ihrer Strenge, welche den Tugendhaften schmeichelte und die Lüsternen erregte, ferner einem wunderbaren Anschmiegungstalent an Männer und Frauen, das darin

bestand, aus jenen das in ihnen schlummernde Geistvolle und Eigenartige hervorzuholen, diesen den Mitgenuß am Gehörten und Gesehenen zu verschaffen, endlich der Gabe zu schweigen und das von Anderen Aufgenommene im passenden Augenblick zu äußern. Einen wahren Sinn und Geschmack für das Große und Schöne besaß sie nicht; ihre Reisen nach Dresden, nach Italien waren nur Modesache, ihre Schwärmerei für die Romantik war so wenig innerlich, daß sie aufhörte, sobald eine neue Richtung erstand. Ein wirklich geistreiches Wort ist von ihr nicht überliefert und die wenigen von ihr bekannten Briefe bekunden nur gewöhnlichen Sinn und Alltäglichkeit. Aber alle diese Eigenschaften befähigten sie ganz besonders der Mittelpunkt eines großen Kreises zu sein: berühmte Fremde, wie Jean Paul und Schiller, gingen ihr nicht vorbei, Ausländer, wie Mirabeau, Frau von Staël und Frau von Genlis, besuchten ihr Haus; Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, die längere Zeit in Berlin lebten, waren Stammgäste ihres Salons, unter anderen die Brüder Humboldt, Göckingk, Arndt, Prinz Louis Ferdinand, die Herzogin von Kurland und Elise von der Recke, vor allen Schleiermacher, der mit ihr eine die Zeit schwärmerischer Neigung überdauernde Freundschaft unterhielt, und Börne, der sich kurze Zeit in Leidenschaft für die schöne Frau verzehrte. Aber zwei Dinge zeichneten sie aus: Treue und Thätigkeit. Selbst als sie von der Höhe gesunken war, die sie einst eingenommen, hörte sie nicht auf, zu wirken und zu schaffen. Ihre Lebenslust und Thatkraft blieben unverändert. Sie war stets, wie Schleiermacher sagte, „eine Frau voll praktischen Talents, das bis zur Unersättlichkeit geht.“

Die meisten aus dem Kreise der Henriette waren auch Hausfreunde der Rahel Levin, deren Hauptglanzzeit gewiß vor ihre Verheirathung mit Varnhagen (1814) fiel, sodaß das alleinstehende, nicht sonderlich begüterte, eher unschöne als durch ihr Aeußeres bestechende Judenmädchen in ihren Zimmern die Elite der Gesellschaft versammelte. Schweden und Spanier, Franzosen

und Italiener, Prinzen und Gesandte, Generäle und Diplomaten, Künstlerinnen und Gräfinnen — nur wenige adlige Damen sahen naserümpfend auf die Jüdin*) — bildende Künstler und Schauspieler, Schriftsteller und Dichter trafen sich bei ihr: Alles war aufgenommen, nur nicht die Pedanterie und Langeweile. Sie war keineswegs von dem Streben erfüllt, allein zu glänzen, sondern besaß die große Tugend, Andere geltend zu machen. Sie leitete die Unterhaltung nicht nach vorbedachtem Plane oder der eigenen Neigung folgend, sondern nach den Wünschen und Fähigkeiten der Anwesenden.

Rahel war weder schön noch gelehrt, sie konnte manchen Männern abstoßend erscheinen und erregte bei schwächeren Frauen Furcht, aber wer sie näher kannte, blieb von ihr gefesselt. Als sie jung war, flößte sie Einigen Liebe ein und wurde nicht immer den Würdigsten gegenüber von Leidenschaft gepackt; älter geworden, erweckte sie Bewunderung und gewann Sympathie. Selbst denen, die den Geist nicht zu schätzen vermochten, wurde sie verehrungswürdig durch eine stets gleichbleibende werkthätige Güte. Sie half, wo es anging, in einem engen Familienkreis, und in der großen Masse, wo in Krieg und Frieden Elend zu bekämpfen war. Güte war ein Grundzug ihres Wesens, den sie in der von ihr verfertigten Grabschrift aussprach: „Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die Menschen geschieht, dann gedenkt in eurer Freude auch meiner.“ Sie besaß eine große Seele und einen größeren Geist. Geistige Selbständigkeit, künstlerisches Mitempfinden, scharfe und tiefe Kritik zeichneten sie aus. Das Theater war ihre Leidenschaft, ihre Bemerkungen

*) Hierfür ein sehr merkwürdiges Zeugniß in: Friederike Gräfin von Reden, geb. Freiin Riedesel zu Eisenbach. Ein Lebensbild nach Briefen und Tagebüchern von Eleonore Fürstin Reuß. Mit einem Porträt in Farbenlichtdruck und zwei Ansichten. Berlin 1888. Dort heißt es II, 58 über Rahel: „Sie muß als Jüdin geboren und später Christin geworden sein, war eine Philosophin, wohlthätig dabei und sehr gesucht, mir aber sehr unheimlich durch ihre abstrakten Ideen und excentrisches Wesen. Gott bewahre uns vor solcher Mutter, Schwester oder Tochter!“

über Stücke und Schauspieler sind voll Feinheit und Scharfsinn. Goethe blieb zeitlebens ihr Abgott. Sie war das Orakel eines großen Kreises; sie mußte ihre Meinung oft unterdrücken, da man zu erpicht auf ihr Urtheil war. Dies äußerte sie in ihren oft dunklen Aussprüchen, in ihren Briefen, die, wie für große Gelehrte die Werke, ihre Lebensarbeit waren. Vielleicht setzte sie sich manchmal in Positur und wurde unklar in der Absicht, die Menschen noch mehr zu fesseln. Aber Modesucht leitete sie niemals. Das Neue lockte sie nie, bloß weil es neu war; es mußte bedeutend sein, um Raum bei ihr zu gewinnen. Aber wie sie früher in ihrer Jugend Fichte und Novalis zu ergründen suchte, so konnte sie später Hegel'sche Philosophie und den St. Simonismus studiren; Gans, Ranke, Fürst Pückler, wurden ihre Freunde, wie es Brinckmann und Friedrich Schlegel dreißig Jahre früher gewesen waren. Henriette Herz' Blüthezeit überdauerte kaum ihre Schönheit; Rahel blieb eine typische Erscheinung Jahrzehnte hindurch. Jene wirkte durch ihre Erscheinung, die flüchtig war, diese durch ihr Wort, das dauerte. Es war eine Macht gewesen, als es den Hörern erklang; es wurde aufs neue zur Macht, als es nach ihrem Tode gedruckt dem Publikum entgegentrat. Man kann über ihr Denken nicht besser urtheilen, als der schwedische Graf Brinckmann es that, einer ihrer Intimen, der lange in Berlin lebte und durch dichterische und philosophische Versuche, die er theils unter seinem Namen, theils unter dem Pseudonym Selmar herausgab, sich einen geachteten Namen erwarb, obwohl er nach dem Witzworte eines Zeitgenossen nicht Allen ein Bringmann wurde: „Was ich in den Hörsälen der Weisen, in den geheimnißvollen Tempelhallen der Frommen, in der sinnlichen Prachtwelt vergebens gesucht habe, unbeschleierte Wahrheit, Selbständigkeit des Geistes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachstübchen dieser seltenen Selbstdenkerin als eine heilige Offenbarung entgegen.“ Ueber ihr Frauenwesen mag eine Frau urtheilen, Jenny von Gustedt, geborene von Pappenheim, die nicht durch den persön-

lichen Eindruck der jugendlichen Rahel bestochen, nicht in ihrem Urtheil voreingenommen durch die Einwirkung Berliner Kreise, sondern die als vornehme Adlige durch ihre Geburt auf eine andere Sphäre gewiesen war und als Weimaranerin dem Kreise der Rahel eher fremd gegenüberstand: „Sie griff mit ihrer Philosophie in das Leben ein, ihr Denken wurde zur That und wie sie mit ihrem Geist in anderen Seelen unermüdlich den Geistesfunken weckte, wie sie das Kleinliche in allen Herzen zu vernichten suchte, wie sie, ohne aus ihrer Weiblichkeit herauszutreten, das Große in den Männern förderte, so stand sie mit voller Berufskenntniß im praktischen Leben da, helfend, rathend, tröstend, unbekümmert um Dank und Undank, die echte, reine, deutsche Frau."

In den Salons geistreicher Frauen drängten sich in erster Linie Männer. Dort war das Gespräch die Hauptsache, dem freilich schon in Rücksicht auf die Hausfrau und die übrigen anwesenden Damen bestimmte Grenzen gezogen waren. Auch war die Bewirthung völlig Nebensache, obwohl die Aera des dünnen Thees und der durchsichtigen Butterbrode, die man als besonderes Kennzeichen Berliner Abendgesellschaften betrachtet, wohl einer späteren Periode angehört. Daher läßt sich denken, daß die beschäftigten Männer, die den Tag über sich den Berufspflichten im Amt oder gelehrter Thätigkeit widmeten, an bestimmten Abenden das Bedürfniß fühlten, unter sich zwanglos zu plaudern, auch wohl eingehend Fachangelegenheiten zu verhandeln, dabei aber Speise und Trank gebührend zuzusprechen. Von den Gesellschaften, die bloß der Pflege des Leibes gewidmet waren, oder in denen dem Karten- oder Würfelspiele gehuldigt, oder dem Tabakgenuß gefröhnt wurde, braucht hier nicht gesprochen zu werden; wohl aber mag ein Hinweis auf einige Club's oder Gesellschaften hier Platz finden.

Das Wesen aller dieser Gesellschaften war ziemlich das gleiche: man kam entweder jede Woche ein- oder auch zweimal im Monat im Zimmer eines Gasthauses Abends zusammen,

nahm eine gemeinsame Mahlzeit, über deren Zusammensetzung und Kosten sich manchmal minutiöse Vorschriften finden, widmete sich entweder nur geselliger Unterhaltung oder hörte einen Vortrag an, welchem sich eine Discussion anschloß, oder stellte zur Besprechung besondere Themata auf, über die schriftliche Referate vorher eingeliefert oder mündliche in der Versammlung gegeben wurden.

Die vornehmste dieser Gesellschaften war der Berliner Montagsclub,*) einst „lachende Gesellschaft" genannt, 1748 begründet. Der eigentliche Begründer war der Schweizer Schultheß, ihm schlossen sich Berliner Dichter wie Ramler, Künstler wie Quanz, Schriftsteller wie Lessing an. Von 1756 an war Nicolai das anerkannte Haupt, dessen Familienfeste als Feiertage galten; der Club wurde das Generalquartier der Aufklärer. Theden und Teller, Biester und Gedike, Klein und Meil, Oesfeld und Rosenstiel gehörten zu den Mitgliedern. Berühmte Durchreisende, wie Garve, Sonnenfels, G. Forster, verfehlten nicht, als Gäste den Sitzungen beizuwohnen. Die Vereinigungen waren durchaus zwanglose, in denen heitere und ernste Gespräche bei einem einfachen Mahle abwechselten; die Sinnesart der Hauptmitglieder jedoch brachte es mit sich, daß gerade in Perioden der Unfreiheit hier ein Freiheitsring sich bildete. Je länger es dauerte, umsomehr verlor die Gesellschaft von dieser ihrer Bedeutung. Sie blieb bestehen, als lebenskräftiger Zeuge einer verschwundenen Zeit.

Auch das 75. Stiftungsfest (1823) wurde feierlich begangen. In einem kleinen, poetische Beiträge enthaltenden Heft**) begrüßte Göckingk den Verein, der alle seine Geschwister überdauert habe, Stägemann feierte den König; S. H. Sp(iker) pries in zwei humoristischen Gedichten den Verein und den Senior, der „glanzesvoll vor der Menge strahle", beklagte aber die leere

*) Litt. vgl. Berl. Neudr., II. Ser., 3. Bd.

**) „Der Montagsclub an seine Gäste bei der 75jährigen Jubelfeyer", 5 gedr. Bll., o. J. und ohne Druckangabe. Ex. in den Schadow-Papieren der Kgl. Nat. Gall. Berlin.

Kasse und mahnte zur alten Einfachheit, die leider dem Schlemmen und Trinken Platz gemacht habe. Ob seit jener Zeit irgend eine Druckschrift eine wenn auch beschränkte Oeffentlichkeit sah, vermag ich nicht anzugeben; als gesellige Vereinigung besteht, wenn ich recht berichtet bin, der Club noch heute.

So langes Leben ward wohl keinem ähnlichen Verein zu Theil. An berühmten Mitgliedern reich, — wobei sich die seltsame Thatsache ergibt, daß dieselben Männer in den allerverschiedensten Vereinen begegnen, so daß nur der Tag und Ort, nicht aber die Art der Zusammenkunft eine andere zu sein schien — war auch die Mittwochsgesellschaft, in der die Discussionen beliebter waren als im Montagsclub.

Von diesen Verhandlungen der Mittwochsgesellschaft ist eine Probe erhalten geblieben, über die Stöltzell Mittheilung gemacht hat. Es sind die Gutachten von 10 Mitgliedern über einen Vortrag des Predigers an der Jerusalemer Kirche J. G. Gebhard, in welchem die Aufhebung der Universitäten verlangt worden war. Diese Gutachten wurden eingeleitet durch ein Correferat Teller's. In dem letzteren sowohl als in den kürzeren Bemerkungen der Anderen, Wloemer, Nicolai, Svarez, Gedike, wird die Beibehaltung der Universitäten als nothwendig zur Ausbildung der Gelehrten verlangt, die Reformbedürftigkeit, z. B. in Bezug auf Eintheilung der Facultäten, anerkannt, Titelsucht der Lehrenden, Unfleiß und Unsittlichkeit der Lernenden verhöhnt. Bestimmte Reformvorschläge wurden nicht gemacht: charakteristisch für die Begutachtenden ist einerseits die auf das Praktische gerichtete, andererseits die freisinnige Anschauung, die in den Aeußerungen nicht zu verkennen ist. — Vielleicht war dies dieselbe, die Nicolai*) als Privatgesellschaft von Freunden der Gelehrsamkeit bezeichnet, die wenigstens in Vorträgen und Debatten an das eben gegebene Beispiel erinnerte. Sie bestand von 1783 bis 1798, ihre Mitglieder versammelten sich zweimal im Monat.

*) Ueber meine gelehrte Bildung, S. 64 ff.

Neben dieser ernsten Mittwochsgesellschaft gab es eine 1796 von Feßler begründete heitere.*) Dort wurde an den abwechselnd gesetzlichen und gesetzlosen Tagen gelesen, geplaudert, Musik gemacht und gegessen. Sie bestand aus etwa 50 Personen, Männern und Frauen, Künstlern wie Schadow, Darbes, Frisch, Berger, Zelter, Iffland, Beamten wie Becherer, Rosenstiel, Mayer (dem späteren Schwiegervater Jean Paul's), Gelehrten wie M. Herz, dessen physikalische Vorlesungen besonderen Beifall fanden, und A. Hirt, Rambach, Kaufleuten wie Sander, Js. Euchel. Frauen der Genannten oder sonstige Frauen, wie Sara Levy und M. Wulff, die Töchter von J. D. Itzig, waren dabei, denn die Gesellschaft, die sich gern nach der Humanität nannte, kannte keine confessionellen Unterschiede. Unter den Stücken, die man las, wurden die Lessing's bevorzugt. — Vermuthlich war diese Humanitätsgesellschaft nicht verschieden von der, in welcher Bendavid einige seiner gehaltvollen Reden zum Vortrag brachte.

Außer den Montags- und Mittwochsgesellschaften gab es verschiedene Donnerstagskränzchen.**) Sie bestanden trotz der verschiedenen an jenem Tage üblichen Picknicks, deren eines im Invalidenhause, deren anderes im „Dustern Keller" stattfand und Berge des nationalen Donnerstags-Essens verschwinden machte. Das eine Kränzchen, das in A. Bode seinen Sänger fand (Berlin 1800), bestand aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die sich mit Schaustellungen vergnügten. Aufgeführt wurden hauptsächlich Burlesken, „Das unterbrochene Opferfest", deren Verfasser und Director der genannte Bode war, „Die Kaffeeprophetin", „Der Hauptmann Copernikus", „Der Däumling". Den Inhalt der Burlesken bildeten Vorgänge der Gesellschaft selbst, oder Abenteuer einzelner Mitglieder, z. B. der Sturz vom Carousel im Thiergarten, welcher einem Mitgliede, Fräulein Henriette Schiller, widerfahren war. Auch politische

*) Aus Briefen Sander's an Böttiger, 1796 fg.

**) Vgl. meinen Aufsatz in der Voss. Ztg. 1890, 31. Juli, 1. Beil., ferner oben S. 83.

Vorgänge wurden berührt, wie aus dem Titel einer Burleske: „Bonaparte der rechte“ hervorzugehen scheint, doch mehr zur gesellschaftlichen Zerstreuung als zur ernsten oder heitern Behandlung politischer Ereignisse. Außer mit theatralischen Aufführungen ergötzte man sich mit dem Vorzeigen von Medaillen und Bildern, die gleichfalls Bezug nahmen auf kleine Vorfälle, die Mitgliedern der Gesellschaft begegnet waren, erlustigte man sich ferner an Gartenspielen und am Tanz.

Ernster war das zweite, am 27. Mai 1765 gegründete Donnerstagskränzchen.*) Die Stifter des Bundes waren die Theologen Sack, Spalding, Dietrich, Clermont und Stahl. Die Anzahl der Mitglieder war auf 12 beschränkt. Die Versammlungen fanden der Reihe nach bei den einzelnen Mitgliedern, aber nur im Winter statt. Sie bestanden in einem gemeinschaftlichen einfachen Mahle und heiterer geselliger Unterhaltung, bei welcher „des Nikotischen Krautes Weihrauch“ nicht fehlen durfte. Manche der Mitglieder starben im ersten Vierteljahrhundert des Bestehens der Gesellschaft: außer einigen der Obengenannten von Bekannteren Bruse und Noltenius. Andere traten „aus bewegenden Gründen“ aus, z. B. Büsching und Dohm, welche von dem Dichter so charakterisirt werden:

Büsching, dessen thätiger Geist der Schwäche des Körpers
Spottet, und Dohm, der Menschenfreund, der dem Volke Judäas
Seine Menschheitsrechte vertheidigt und Bürger mit Bürger
Durch der Eintracht beglückendes Band aufs Neue verkettet.

Damals (1790) zählte das Kränzchen folgende Mitglieder: Dietrich, Teller, Danckelmann, Beyer, Wöllner, Struensee, Maltitz, Zöllner, Nicolai, Langhans, Mauschwitz, also hohe Staatsbeamte, einen General, die bekanntesten Berliner Theologen, den unerschrockenen Aufklärer neben dem berühmten Erbauer des Brandenburger Thores. Damen waren ausgeschlossen; nur bei

*) „Der Freundeskreis. Eine Erzählung zur Feier des 27. Mai 1790 von S. K. Berlin bei J. F. Unger.“ Von Küster. Wiederabgedruckt im Berl. Musenalmanach 1791.

dem Vierteljahrhundertsfest „belebten sie den Glanz des festlichen Tages“. Dagegen waren Gäste zu den Zusammenkünften zugelassen, sowohl fremde als einheimische. Von jenen wird der Philosoph Garve genannt, von diesen Träger berühmter Namen. Unter ihnen befindet sich Spalding, der Sohn, der als Dichter gefeiert wird; „Germaniens Flaccus“ Ramler, der „mit unbesoldeter Leier Friedrich's Lob zu den Sternen emportrug“, der Jurist Lamprecht, der vielseitige Gelehrte Oelrichs, der Astronom Bode. Auch diejenigen beiden Gelehrten fehlen nicht, ohne die man sich eine Berliner Gesellschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht denken kann, der Bibliothekar Biester und der Schulmann Gedike; von letzterem heißt es:

Gedike, der mit sanfter Hand die Leyer Apolls rührt,
Und mit starker den Bogen spannet gegen die Hydra,
Die auf der Wahrheit lichten Gefilden die Saaten verwüstet.

Wie die früheren Gesellschaften, so waren auch diese in der Fridericianischen Zeit begründet, aber ihre eigentliche Wirksamkeit entfalteten sie erst in den Tagen, da die Anschauungen, denen sie dienten, gefährdet waren.

Auch die ihrer Gründung nach spätere philomatische Gesellschaft*) ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Sie wurde am 8. October 1800 gebildet, von unterrichteten Männern, die bei Klaproth Experimentalchemie gehört, bei Brenner physikalische Versuche gemacht hatten und nun das Bedürfniß fühlten, ihre „Liebe zu den Kenntnissen“ weiter zu bewähren. Sie bestand aus 24, später 40 Mitgliedern, die sich wöchentlich versammelten und abwechselnd wissenschaftliche Notizen mittheilten, neue Bücher, Kunstsachen, Naturerzeugnisse vorlegten. Eins ihrer Hauptmitglieder war L. Bendavid; auch Hirt und Schadow gehörten dazu.

Ueber sonstige Vergnügungen, bei denen das geistige Interesse mitwirkte, ist nicht viel zu berichten. Nur mit einigen

*) N. Berl. Monatsschr. 1804, Bd. 11, S. 23ff. Sie bestand noch 1830, Varnhagen, Bl I, 65.

Worten soll hier auf die Luftreisen eingegangen werden, die schon damals wie noch heute das größte Vergnügen der Berliner Bevölkerung ausmachten. In der ganzen Periode, die hier zu betrachten ist, von 1786 bis 1806, drängten sich die Berliner zu Schaustellungen der mehr kühnen als wissenschaftlich vorgebildeten Unternehmer. Zwei davon am Anfang und Ende dieser Periode, die eine aus dem Jahre 1788, die andere aus dem Jahre 1805 seien hier näher ausgeführt. Der Veranstalter der ersteren war Blanchard, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. (Er kam bei seiner 60. Fahrt 1807 ums Leben.) Er wurde wie ein Fürst geehrt, sein Aufstieg am 30. September vom Thiergarten war ein sensationelles Ereigniß. In Buchholz, wo er mit seinem „Luftball" zur Erde kam, wurde er von Cavalieren in Empfang genommen. Eine königliche sechsspännige Equipage brachte ihn nach dem Theater, wo ihm neben der königlichen eine Loge reservirt war. Er wurde durch großen Beifall, durch Besuch und Geschenke des Königs und der Prinzen geehrt, Gedichte wurden auf ihn gemacht, Medaillen geprägt, Bilder des kühnen Mannes verbreitet und Zeichnungen veröffentlicht, in denen einzelne Momente der Auffahrt und des Abstiegs festgehalten wurden. Die Reise des Jahres 1805 war dagegen ein wissenschaftliches Experiment, das von W. Jungius, dem Lehrer der Mathematik und Physik am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, angestellt wurde. Er stieg am 16. September auf und kam in der Gegend von Müncheberg nieder: in 1 Stunde und 25 Minuten hatte er einen Weg von etwa 7 deutschen Meilen zurückgelegt. Nach seinen Messungen war er mit seinem Ball, dessen Durchmesser 25,5 Pariser Fuß, dessen Inhalt 10 724 Pariser Kubikfuß und dessen Belastung etwa 400 Pfund war, 20—21 000 Fuß hoch gekommen. Außer seinem großen Ballon, in dem er selbst aufstieg, hatte Jungius einen kleineren aufsteigen lassen. Dieser kam 15 Meilen von Berlin, 3 Meilen von Küstrin zur Erde. Hirtenknaben sahen ihn, einer meldete dem Pächter des Grundstücks: „daß zwischen Elsen ein roth

und weißes Ding gerade vom Himmel herabgefallen sei, das nicht leben und nicht sterben könne und sich noch immer herumwälze."

Solchen Luftfahrten galt auch Lob und Tadel der Dichter. Die verunglückte Bourget'sche (23. Mai 1804, der Ballon wollte nicht steigen, erhob sich erst, nachdem die Luftschiffer ihn verlassen hatten) rief eine kleine Litteratur hervor, z. B. den Spottvers: „Herr Bourget wollte seine Kunst im Steigen Und seinen Muth im Fallen zeigen. Geschah nicht Beides? Glückte nicht dem Ball Das Steigen — ihm der Fall?"

Aber auch andere Dichtungen beschäftigten sich mit den Luftreisen; ein Skeptiker pries im Gegensatz zu der unsicheren Fahrt die Beförderung mit der Post. Ueber die Reise eines Herrn Lehmann am Himmelfahrtstage 1800, die ein nicht geringeres Getümmel verursachte als die Blanchard's seinerzeit, wenn auch dem Deutschen nicht die Ehrung des Franzosen zu Theil wurde, erschien ein langes Gedicht: „Ernst und Scherz", voll Spott gegen die sehenslustigen Berliner und ohne sonderliche Achtung für den Veranstalter der Luftfahrt, der freilich mehr mit kleinen Mätzchen als mit wissenschaftlichen Darbietungen sein Publikum zu unterhalten suchte.*)

Im Jahre 1806 war dieses ganze Leben nicht mit einem Schlage zu Ende. Salons und Clubs blieben bestehen; harmlose Vergnügungen fanden weiter ihr Publikum. Der wesentliche Unterschied aber zwischen der späteren und der vergangenen Zeit war der, daß, während früher das litterarische und künst-

*) Näheres über die Luftfahrten siehe meine „Vorträge u. Versuche" S. 162 ff., 190 fg. Berliner Neudrucke, 2. Serie, 3. Band, Seite 150 ff. Spener'sche Zeitung, Juli, August 1805. Jungius, Ausführlicher Bericht über meine Luftfahrten, Berlin 1805. Aus der Spener'schen Zeitung, 13. August 1805, mag an dieser Stelle folgende für die Berliner Geschichte interessante polizeiliche Verfügung angeführt werden: „Die hiesigen Einwohner haben ihren Kindern das sogenannte Drachenspiel, wodurch die Pferde sehr scheu gemacht werden, nachdrücklich zu verbieten, widrigen Falls die Eltern dafür gestraft werden sollen".

lerische Genießen Hauptsache gewesen war, nun Ernst und Schwere der Zeit empfunden wurden, daß an den Gleichgültigen und den Unempfindlichsten des Vaterlandes Noth gewaltig rüttelte und ihnen eindringlich den Werth von Gütern predigte, die sie besessen hatten und leichtsinnig preiszugeben im Begriff gewesen waren.

Siebentes Kapitel.

Die Franzosenzeit 1806—1808.

Der Dichter Matthisson, der im Spätsommer 1806 in Berlin war, erzählt in einem damals geschriebenen Briefe, am Berliner Schlosse sei eine Carrikatur angeschlagen, den König zwischen den Ministern Hardenberg und Haugwitz darstellend: Hardenberg überreiche dem König ein Schwert mit den Worten: Ew. Majestät müssen sich schlagen, Haugwitz eine Nachtmütze, indem er sage: Ew. Majestät müssen schlafen gehen.*)

Besser als durch lange diplomatische Stimmungsberichte

*) Für das Folgende vgl. Handschriftliche Briefe in der Bellermannschen Sammlung der Göritz-Lübeck-Stiftung. Von Zeitungen: Die Vossische 1806—1808, 3mal wöchentlich, K. J. Lange: Der Telegraph, täglich erscheinend, vollständiges Exemplar auf der Berl. Königl. Bibliothek. (Für Lange, Einzelnes aus den Akten des G. St. A.) Von Zeitschriften: Neue Feuerbrände von v. Cölln, 18 Hefte, 1807 u. 8; Der Freymüthige von A. v. Kotzebue und A. Kuhn, Berlin 1808; (F. W. Gubitz) Das Vaterland, Beiträge zu einer Geschichte der Zeit, Versuche zur Veredlung des Nationalgeistes und zur Erhebung der Kunst und Industrie. In zwanglosen Heften. 2 Bände à 3 Hefte. Berlin, Maurer 1808 u. 1809. Ferner: Die preußische Monarchie vor und nach dem Tilsiter Frieden mit Rücksicht auf die abgetretenen Länder. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 3 Hefte. Berlin, W. Oehmigke 1808. Memoiren: F. W. Gubitz, Erlebnisse I, 128ff. Jugenderinnerungen Karl Friedrich's v. Klöden, hgg. von Max Jähns, Leipz. 1874, S. 222ff. Einzelnes bei J. G. Schadow, Kunstwerke und Kunstansichten, Berlin 1849, S. 89ff. Der Roman (von Friederike Unger): Die Franzosen in Berlin oder Serene an Clementinen in den Jahren 1806. Ein Sittengemälde. Leipzig, Züllichau und Freystadt 1809.

wird durch diese kurze Anekdote die damalige Situation bezeichnet. Zu lange hatten die Staatsmänner die Schlafmütze übergezogen, um sich in Schlummer zu wiegen und Augen und Ohren gegen die drohenden Gefahren zu verschließen; nun, da sie zum Schwerte griffen, war es zu spät. Viele Preußen und Nichtpreußen täuschten sich nicht über die Vergeblichkeit des damals begonnenen Ringens. Gar mancher Berliner mochte den grausamen Vergleich billigen, den, wie gleichfalls Matthisson berichtete, ein Leipziger Professor machte, den der preußischen Armee mit einer Uhr: „sie geht, schlägt aber nicht."

Bei Einsichtigen fehlte es nicht an Erkenntniß des schmählichen Zustandes und an Mahnungen und Zurufen an das Volk, sich aufzuraffen und zu erheben. Wie eine Prophezeiung des nahenden widrigen Geschicks klingt ein Sonnett, das Varnhagen in dem von ihm und Chamisso veröffentlichten Musenalmanach (3. Jahrg., Berlin 1806, S. 8, vgl. oben S. 142 fg.) veröffentlichte:

O schlechtes Volk, Bastard der bessern Alten,
Dem Heil'gen, Schönen, Starken längst geächtet,
Fremd ist der Mann, der mit Gemeinem rechtet,
Dem Mutterlande, nicht für dein zu halten.

Nicht ihr seid deutsches Volk, dem einst erschallten,
Was nimmer ihr zu neuem Sein wohl brächtet,
Der Roma Angstschrei, und, von euch geächtet,
Des eignen Liedes herrschende Gewalten.

Dem faulen Leben magst du ferner fröhnen,
Nicht rettungswerth mögst schneller nur du sinken,
Die einzlen Frommen wird der Himmel wahren.

Ob dann des Urstamms Sterne wieder blinken,
Ob neu der Deutschen alte Lieder tönen:
Mag nur der heil'ge Seher offenbaren.

Diese resignirte Stimmung wurde freilich von dem großen Haufen der Berliner nicht getheilt. Die Officiere glaubten fest an die Unbesieglichkeit des Heeres Friedrich's des Großen und suchten das manchmal aufkommende bängliche Gefühl durch Säbelgeklirr und Fanfaronnaden zu betäuben. Die Dichter ver-

fehlten nicht, in Neujahrsgedichten, in Cantaten auf des Königs Geburtstag und in Abschiedsgesängen, die dem Heere gewidmet wurden, der Gewißheit des Sieges Ausdruck zu geben. Ja es gab Poeten, die schon vor dem Ausrücken der Truppen Siegeslieder dichteten, wie das folgende:*)

Ihr hattet Recht, auf unsern Muth zu bauen,
Es war der alte Muth,
Der fest auf uns, im heiligen Vertrauen
Auf Friedrich's Siege ruht.

Der Dichter beschreibt, in ahnender Voraussicht, wie die neuen Streiter den Kämpfern bei Roßbach ähnlich gefochten und schließt mit den Worten:

Da wichen sie, die feilen Miethlingsschaaren;
Und wie vor fünfzig Jahr
Die Väter kühn der Feinde Sieger waren,
Ward es der Enkel Schaar.

Wohlfeiler Patriotismus machte sich im Theater laut. Bei der Aufführung von „Wallenstein's Lager" wurde das Kriegslied angestimmt: „Die Trommel ruft, die Fahne weht." In Holberg's politischem Kannengießer (II, 1) sagte Unzelmann, wenn er als Hermann Breme sich von seinem Lehrjungen die zerrissene Landkarte geben ließ, „die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen, aber es wird sich ein braver Mann finden, der ihn wieder zumacht" und begann, von dem Parterre unterstützt, „Heil Dir im Siegerkranz" zu singen. Auch Schüler trieben Politik. Am 17. October 1806 klagt der französische Schüler des „grauen Klosters" L. Théobul de Marné seinem Director Bellermann, er werde von seinen Mitschülern verächtlich behandelt, obwohl er nie von seiner Nationalität spreche, er habe bei der Sammlung für die preußischen Krieger 12 Groschen gegeben, habe das Geld aber zurückerhalten, weil man von ihm

*) Auch abgedruckt: Kriegslieder dem Preußischen Heer gewidmet. Berlin, J. W. Schmidt 1806. Das kleine Heft enthält sonst Gedichte an den König, an Möllendorf, „Vor und nach der Schlacht", „Stimmt an den Triumphgesang, denn wir waren Sieger."

nichts annehmen wolle. Auch er liebe das Land, dem er „Bildung, Wissenschaft und Nahrung verdanke, aber nicht in der Art, wie viele meiner Mitschüler, welche glauben, in ungestümen Reden und lauten Verhöhnungen gegen die Feinde bestehe die wahre Vaterlandsliebe".

Aber Wachtparadenofficiere, Gelegenheitsdichter, Theaterfreunde und Schuljungen vermochten keine Siege zu erfechten. Statt der von Vielen erträumten Siege brachen die schwersten Niederlagen über Preußen herein. Es ist unmöglich, sich über die Kriegsbegebenheiten und über die Eindrücke, welche den Anfängen der Ereignisse folgten, aus den damaligen dürftigen, die speciellen Berliner Vorfälle kaum berührenden Berliner Zeitungen Kunde zu verschaffen.

Die Vossische Zeitung enthält in den ersten Octobernummern von Kriegsereignissen oder Gerüchten nichts, was sich direct auf Preußen bezieht. In der Nummer vom 9. October theilen Bürgermeister und Rath Berlins mit, daß sie eine Subscription zur Beschaffung von Winterbekleidung für die Armee eröffnen; die Direction der Erwerbschulen erbittet Leinwand, damit die Kinder jener Schulen Charpie zupfen könnten. Erst die Nummer vom 14. October bringt eine kleine Correspondenz von der fränkischen Grenze, des Inhalts, daß die Feindseligkeiten zwischen Franzosen und Preußen ihren Anfang genommen und druckt einen Artikel aus der „Erfurter Zeitung" ab, einen Protest gegen die Insinuation, daß Sachsen und Hessen neutral bleiben wollten und nur von Preußen in seinem Interesse zum Widerstande gereizt worden seien. Erst die Nummer vom 16. October enthielt in einer außerordentlichen Beilage das, Erfurt 9. October datirte, preußische Manifest.

Unterdessen war die verhängnißvolle Schlacht von Jena geschlagen worden, welche den preußischen Staat zertrümmerte. Aber es dauerte lange, bis die Kunde dieses furchtbaren Ereignisses nach Berlin gelangte. Einstweilen beruhigte man sich bei einzelnen unwahren Gerüchten. Die falsche, eifrig colportirte

Nachricht von einer Niederlage des Marschall Soult erhob die Gemüther. Die Warner ließen erfolglos ihre Stimme ertönen. Um so erschütternder, weil sie ohne Vorbereitung und wider Erwarten eintrafen, wirkten die ersten amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

Die Nummer der Vossischen Zeitung vom 18. October veröffentlichte an der Spitze des Blattes die Notiz: „Laut vorläufig eingegangenen Nachrichten hat die Armee des Königs, am 14. d. bei Auerstädt eine Schlacht verloren; die näheren Umstände sind noch nicht bekannt, doch weiß man, daß Se. Maj. der König und seine Brüder, Königliche Hoheiten, am Leben und nicht verwundet sind." Die Nummer vom 21. October, welche zugleich eine Anzahl städtischer und staatlicher Bekanntmachungen brachte, berichtigte die letztere Notiz durch Mittheilung vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand.

An demselben Tage, an welchem die Vossische Zeitung die Mittheilung von dem Unglück veröffentlichte, erschien der berüchtigte Anschlag des Gouverneurs von Berlin, des Grafen Schulenburg: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Bewohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben." Wirkliche und eingebildete Patrioten waren über den unwürdigen Ton dieser Proklamation gleichermaßen entrüstet. Einige Berliner Bürger wiesen den Höchstkommandirenden auf die kostbaren im Zeughause aufgespeicherten Vorräthe hin, erboten sich zur Fortschaffung derselben Pferde und Wagen zu stellen, wurden aber mit der nichtigen Antwort abgewiesen, „der Feind ist schon zu nahe." Andere scheinen in einem Zirkular ihre Stadtgenossen zum bewaffneten Widerstand aufgefordert zu haben. Dies wurde ebenso unterdrückt wie die geschriebenen Zettel eines Kaufmanns, der „sich unterstand", Nachrichten über die Franzosen zu verbreiten.

Nach Woltmann's Zeugniß entwarf Julius von Voß*)

*) Es soll nicht verschwiegen werden, daß dieser merkwürdige Mann schon in seiner Schrift „Beleuchtung der vertrauten Briefe über Frank-

„dieser Poet und Kriegskünstler dem alten Gouverneur einen Plan zur Vertheidigung Berlins, der eine große bereite Kriegsmacht voraussetzte." Wie Varnhagen berichtet, drang eine Zahl junger Leute zu Schulenburg, mit dem Begehren, eine Freischar zu bilden. Beiden gegenüber verhielt sich jedoch der Feldherr ablehnend.

Die Behörden sorgten durch zahlreiche Verordnungen nur für Ruhe und für Unterbringung der nur zu bald eintreffenden unwillkommenen Gäste. Diese kamen schneller, als man erwartet hatte.

„Gestern den 24. und heute den 25. October sind die ersten Kaiserlich-Französischen Truppen in Berlin eingerückt. Der Einzug geschah mit einer Ordnung und Ruhe, die den echten Charakter des Siegers bezeichnen. Die Bewohner Berlins waren auf die Ankunft dieser Krieger vorbereitet und haben sie mit Achtung und Bereitwilligkeit empfangen. Es ist dabei keine Störung in den öffentlichen Geschäften und Gewerben vorgefallen, Geschäftsmänner, Kaufleute, Handwerker folgen ruhig und ungestört ihrem Beruf. Die vortreffliche Haltung der hier eingerückten französischen Truppen, ihr martialisches Ansehen, ihr Anstand, ihre Freundlichkeit und Munterkeit erweckten allgemeine Bewunderung."

So meldet K. J. Lange's Zeitschrift „Der Telegraph" Nr. 8 vom 27. October. Auch Klöden, der selbst zur Bürgergarde gehörte, berichtet: „Sehr viele Berliner waren von dem Anblick electrisirt."

Wenige Tage nach der Hauptmasse der Truppen kam der Kaiser selbst. Der Telegraph vom 28. October meldet: „Am 27. October zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags kam Kaiser Napoleon I. unter dem Geläute aller Glocken und unter dem

reich des Herrn J. F. Reichardt, Berlin 1804" als eines seiner Hauptargumente aufstellte, „daß eine Vertauschung der meisten unserer Maasregeln in der Politik, Literatur und den Sitten nöthig ist, weil sich die jetzigen nicht bewähren."

Jubelgeschrei vieler tausend Bürger und Einwohner Berlins in dieser Stadt an. Der majestätisch-prachtvolle Zug ging durch die Linden nach dem Schlosse zu." Auch die Vossische Zeitung weiß von den „lebhaftesten Freudensbezeugungen" zu berichten und fügt hinzu, daß „die Pracht des Einzuges einen imposanten Anblick" gewährte.*)

Wer aber Lange's Zeugniß für verdächtig hält, der höre wie Julius v. Voß, dessen Patriotismus unbeanstandet ist, sich äußert (1808): „Kaiser Napoleon zog ein. In einfach grüner Uniform, sein Antlitz (dessen Profil ganz römisch antik ist) in milder Haltung, die den Triumphator mehr idealisirt, wie die berechnete Repräsentation, umgeben von der blendenden geschmackvollen Pracht seines kriegerischen Cortege, gefolgt von den Garden, deren Anstand heroisch, keineswegs militärisch stutzerhaft ist. Ihn zu sehn, den Liebling des Schicksals, wie es vielleicht seit Caesar keinen so traulich umschlang, bei dem die Natur alle Züge zusammentrug, die den Heldencharakter bauen, dessen sichere Intelligenz den Völkern des Zeitalters immer lauter den Takt angiebt, der immer fortsteigt auf seinen Höhen, den Raum der Einbildungskraft, in den sie noch hinausdringen, mit jedem Monate mehr verengt; ihn, den Mann der furchtbaren Gewalt zu sehn, unmittelbar nach einer Schlacht, deren Erfolg ans Romantische grenzt, welche die länger wie ein halbes Jahrhundert bewunderte Schöpfung Friedrich's fast mit einem Schwertschlag hinwarf — neben all den erwachenden Erinnerungen an Philipp's Sohn, an Camill's Zug zum Capitol, an Karl's des Großen römische Huldigung — es war ein Schauspiel, das sich langen Geschlechtsreihen der Enkel nicht wieder darbieten wird. Die Exaltation hätte den Gipfel errungen, wenn wir Patrioten nicht von Scham und Trauer tief gebeugt gewesen wären."

Die Franzosen herrschten als Sieger, aber als milde, auf ausdrücklichen Befehl ihres Kaisers. Plünderungen und Freiheits-

*) Varnhagen, der nicht dabei war, läßt Denkwürdigkeiten IV, 370 theilweise ein Vivat für den Kaiser herausschallen.

beraubungen kamen verhältnißmäßig selten vor. Eine französische Verwaltung, die nach strengen, aber nicht willkürlichen Normen vorging, ward eingerichtet; nur diejenigen staatlichen und städtischen Beamten in ihrer Stellung gelassen, die sich verpflichteten, „mit den Feinden der französischen Armee nicht die geringste Verbindung zu unterhalten." Solch entehrender Verpflichtung unterwarfen sich weitaus die Meisten.

Weit schlimmer als dieser durch den Zwang der Umstände erklärliche, wenn auch nicht gerechtfertigte, Abfall Vieler, war die Fahnenflucht Einzelner. Die in Berliner Zeitungen angezeigte Werbung eines aus ehemaligen preußischen Soldaten zusammengesetzten französischen Regiments durch den Fürsten Karl v. Ysenburg machte den übelsten Eindruck; hatte aber trotz des Zorns der Patrioten Erfolg. Am schwersten für die nationale Sache war ein Verlust wie der des Joh. v. Müller, eines der Männer, welche in der schweren Zeit Stützpunkte und Retter hätten sein können. Gar zu schnell war er aus einem glühenden Feinde Napoleons sein eifriger Bewunderer geworden.

Er wurde, wie er und seine Freunde es gern darstellten, durch die Unterredungen mit Napoleon — auch sonst ließen es die französischen Behörden an Ehrenbezeugungen nicht fehlen, die dem eitlen Mann schmeichelten — in seinen Grundüberzeugungen erschüttert, er betrachtete auf einmal die neue Ordnung der Dinge in anderm Lichte. Er pries den Kaiser als ein Genie, der auch über Geschichte wie der geistvollste Gelehrte spreche. „Ich redete einst mit Friedrich dem Großen und war entzückt: doch Napoleon ist mehr: bei ihm ist Alles was er spricht, als könne nur er dies gedacht haben: bei Friedrich gerieth man wohl auf eine leise Frage, woher der König diese schönen Gedanken haben möge." *)

Die erst kürzlich bekannt gewordenen Worte aus einem Briefe des Johannes v. Müller an seinen Bruder beweisen aber, daß er

*) Woltmann, Joh. v. M., Berlin 1810, S. 306fg.

schon vor der Unterredung mit Napoleon in seinen Ansichten schwankend geworden und bei seiner Fahnenflucht von den niedrigsten Motiven geleitet wurde. Sie lauten nämlich: „Die preußische Monarchie ist in völliger Auflösung. Man hört vom König nicht ein Wort. Er soll in einer gänzlichen Apathie sein. Ich habe nun in der Nähe eine Menge Züge von der Großmuth und inneren Erhabenheit (!) des Kaisers erfahren. . . Hier zu bleiben scheint unmöglich. . . Es ist auch keine Freude, unter einer entehrten Regierung bei einem herabgewürdigten Volke zu leben. Mein Wunsch ist also, in dem französischen Reich mir eine Stelle zu suchen."

Die in der Akademie im Januar 1807 französisch gehaltene bald von Goethe ins Deutsche übersetzte Rede über Friedrich den Großen verdiente eigentlich nicht den Zorn, den sie erregte. Uns bleibt dieser heute schier unverständlich, aber schon damals urtheilten einsichtige Zeitgenossen wie wir. Denn bis auf einige wenige den Machthabern zu Gefallen geschriebene Stellen, war sie nach Fichte's treffendem Wort mehr dazu bestimmt, „den Siegern Achtung vor den Besiegten, diesen aber Muth und Vertrauen auf sich selbst einzuflößen und sie vor Verzweiflung zu bewahren." Das damalige Geschlecht hätte sich erbauen müssen an folgender Stelle: „Also Preußen unter allen Abwechselungen des Glückes und der Zeiten, so lange nur irgend fromme Erinnerung an Geist und Tugend des großen Königs bleibt, so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euren Seelen sich findet, dürft ihr nicht verzweifeln." Und die Schwachmüthigen hätten sich aufrichten können an den Worten „niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen."

Der Haß der deutschem und preußischem Geist treugebliebenen Berliner richtete sich aber nicht gegen die beiden Genannten (Ysenburg und Müller), sondern gegen den Herausgeber einer im französischen Sinne und Auftrage geschriebenen Zeitung, gegen K. J. Lange (ehemals Davoson), den schon genannten

Herausgeber des „Telegraphen." Bereits 1805 hatte er den „Nordischen Merkur, ein Journal historischen, politischen und litterarischen Inhalts für die preußischen Staaten und die übrigen Länder des nördlichen Deutschlands" (im ganzen zehn Hefte) in Berlin herausgegeben. Dort hatte er gelegentlich heftig gegen Frankreich gesprochen, und kleine Stiche gegen Napoleon nicht gespart. Trotzdem hatte er den französischen Kaiser als Friedensfürsten gepriesen, Preußen als Friedenswahrerin dargestellt, von dem „beglückenden Neutralitätssystem" gesprochen, die Coalitionen mißbilligt und einmal den Satz gebraucht: „Möge ein dritter Bund der Könige gegen das französische Kaiserreich nie eintreten, oder — wenn er nicht zu vermeiden wäre — möge er auf besserm Grunde als seine Vorläufer gebaut werden."

Die Manier historisch-politischer Darstellung, welche Lange einschlug, war die damals allgemein beliebte. Sie bestand im Wesentlichen darin, daß man die Namen der Gegner, auf die man zielte, verschwieg, z. B. statt Napoleon sagte „ein gewisser Fürst" und daß man ferner Vorschläge, die man für die eigene Zeit machte, etwa den der Volksbewaffnung, als geschichtliche, streng nach den Quellen gearbeitete Untersuchungen gab, ohne irgend welche Anspielungen auf die eigne Zeit. Außer dem Politischen brachte die Zeitung manches Berlinische und vieles Litterarische: Polemiken gegen die Litteratur-Zeitungen und die Zeitung für die elegante Welt, aber auch den sehr schönen Aufsatz von Jean Paul über ein Lutherdenkmal.

Derselbe Lange gab dann im October 1805 eine täglich erscheinende Zeitung „der Telegraph" heraus, die es aber nur auf sieben Nummern brachte und kündigte unmittelbar darauf den „deutschen Herold oder Journal der neuesten Weltbegebenheiten" an. Das politische Interesse der damaligen Berliner, das durch die in Berlin erscheinenden winzigen Nachrichtenblätter unmöglich befriedigt werden konnte, zeigt sich schon darin, daß in einer Nummer der „Vossischen Zeitung" (28. Dec. 1805) vier Berliner

Buchhändler sich bereit erklären, Abonnements auf die neue Zeitung anzunehmen.

„Der deutsche Herold"*) war ein Mittelding zwischen Zeitung und politisch-litterarischem Journal. Er verzichtete darauf, alle Neuigkeiten mitzutheilen, hob aber einzelne hervor und druckte diplomatische Actenstücke ab, unter denen, wie es nun einmal im Wesen der damaligen Zeitungen lag, die preußischen hinter den ausländischen bei weitem zurückstanden. In erster Linie waren selbstverständlich Frankreich und die von diesem Lande geführten Kriege mit Oesterreich und Süddeutschland berücksichtigt. Der politische Standpunkt des Verfassers, wenn man von einem solchen sprechen kann, ist der, auf ein gutes Verhältniß zwischen Frankreich und Preußen hinzuarbeiten und die Vorboten eines solchen sorgfältig aufzuzählen. Dagegen ist von irgend einem Aufruf gegen Frankreich durchaus nicht die Rede. Das Fügen in die neuen Verhältnisse zeigt sich in seltsamer Weise in dem Ideal einer neuen Eintheilung für Deutschland (Nr. 18), einer Vision, nach der Deutschland nach völliger Zertrümmerung des Kaiserthums in neun einzelne, durchaus von einander unabhängige Staaten mit völliger Souveränetät getheilt werden sollte, z. B. einen fränkischen, Hessen-Kassel'schen, westfälischen. Der preußische Staat z. B. soll folgende Grenzen erhalten: im Osten Rußland, die Weichsel, Oder und Bug, im Süden Ostgalizien, Mähren, Böhmen, die Kurfürstenthümer Sachsen und Hessen-Kassel, im Westen die Kurfürstenthümer Sachsen, Westfalen (die Weser), im Norden die Nordsee, Ostsee und Dänemark. Der einzige Artikel, den man als antifranzösisch bezeichnen könnte, ist „Blicke für den Geschichtsforscher" (Nr. 75 S. 299), in dem die Verluste aufgezählt werden, welche Deutschland durch Frankreich im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, wobei der Schluß heißt: „1803 bis 1806, hier möchte ich Pitt's letzte Worte ausrufen: ‚o mein theures Vaterland'." Vielleicht bot diese letztere Bemerkung den

*) 3 Hefte, 77 Nummern, 308 Seiten, Exemplar in der Sammlung des Vereins für die Geschichte Berlins.

Anlaß zum Verbote der Zeitschrift. Außer dem Politischen brachte sie auch Litterarisches, z. B. „Unbedeutende Uebersicht des deutschen Litteraturwesens", eine Kritik des Historikers Johannes Müller, gelegentlich Hinweise auf Falk's „Elysium und Tartarus" und häufige Polemiken gegen Merkel, dessen stetes Versprechen, eine tägliche Zeitschrift „Der Zuschauer" erscheinen zu lassen, dem keine Erfüllung folgte, Gelegenheit zu vielfachen höhnischen Bemerkungen gab.

Am 2. October 1806 bat Lange um die Erlaubniß, den „Neuen Telegraphen" herauszugeben und erhielt sie am 12. In seinem Gesuch hatte er sich seines Patriotismus gerühmt, „er wolle durch eine kräftige Darstellung und Würde alle Vertheidigung der gerechtesten Sache übernehmen". In der Erlaubnißertheilung war die Erwartung ausgesprochen, er werde es sich zur Pflicht machen, „die sich bereits so rühmlich auszeichnende nationale Stimmung und den Patriotismus der preußischen Unterthanen immer mehr zu erwecken und zu beleben." Am 17. October 1806 erschien die erste Nummer der Zeitung. Seitdem wurde täglich bis zum December 1808 eine Nummer veröffentlicht, täglich vier Seiten Text, ohne jede Annonce, rein politischen Inhalts, nur mit ganz gelegentlichen litterarischen Hinweisungen. In der ersten Nummer hatte es geheißen, „der Norden ist erwacht", eine Kriegsankündigung und zugleich eine Andeutung der herrschenden Kriegslust; bereits in der zweiten wurde der Satz „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" variirt; in der dritten wurden die Franzosen als edelmüthig erklärt und die Bürger aufgefordert, jene „mit Achtung und Bereitwilligkeit aufzunehmen". Wurde noch am 24. October in einer Parallele zwischen Friedrich II. und Ludwig XIV. der preußische dem französischen König gegenüber erhoben, so änderte sich der Ton sehr bald. Er wurde durchaus panegyrisch: bereits in Nr. 28 wird Napoleon größer als Friedrich genannt; in einem „Gespräch im Reiche der Todten zwischen Friedrich dem Großen, Prinz Louis Ferdinand und dem General v. Schmettau" entschuldigte

sich Friedrich wegen seiner Anerkennung des „größten Feldherrn der Welt, des unermüdeten Mannes, dessen Pläne und Genie unermeßlich sind", mit den Worten: „Wie groß man auch immer sein mag, man darf nie erröthen, einen Größern anzubeten." Seitdem war das Blatt geradezu officiell, franzosenfreundlich, preußenfeindlich. Es bedeutete wenig, wenn es einmal hieß: vor dem Ausmarsch der Preußen habe es überall Horcher und Laurer gegeben, die auf jedes Wort aufmerksam gewesen seien, das man gegen die glorreiche Armee vorgebracht habe; die Franzosen verachteten Solches und erlaubten Jedem, frei zu sprechen. Die eigentliche Tendenz des Blattes tritt darin hervor, daß es die Bulletins der „großen Armee" wörtlich brachte, daß es über die Weltbegebenheiten durchaus in französischem Sinne und nach französischen Blättern, besonders dem „Moniteur" berichtete, daß es unaufhörlich gegen England und Rußland polemisirte, daß es die preußischen Staatsmänner und Feldherren höhnte und unwürdige Schmähungen gegen die Königin Luise wiederholte, daß es die Patrioten denuncirte, besonders eifrig gegen Kotzebue auftrat, den es als den schlimmsten Franzosenfeind betrachtete, und daß es die französische Occupation Berlins kaum als einen vorübergehenden, sondern als einen dauernden Zustand anzusehen schien. Der „Telegraph" muß damals eine große Verbreitung gehabt und große Beachtung gefunden haben. Viele Nummern erschienen in zweiter Auflage, nachdem die erste vergriffen war; diplomatische Berichte jener Zeit nahmen Rücksicht auf einzelne Artikel des Blattes.

Doch thut man Unrecht, sich über die vaterlandsfeindliche Tendenz gerade dieses Zeitungsschreibers zu ereifern und nur ihn als Vaterlandsfeind zu brandmarken. Denn er war nicht schlimmer als seine Collegen. Betrachtet man z. B. die Haltung der „Vossischen Zeitung", so bemerkt man, daß sie unmittelbar nach der Occupation abwartend, dann französisch gesinnt wird. Bis zum 23. brachte sie außer amtlichen Verordnungen nur eine Notiz über die geographische Lage von Auerstädt; seitdem ver-

öffentlichte sie Schlachtberichte im französischen Sinne, die Bulletins der großen Armee und die Verordnungen des Magistrats und der französischen Behörden, selbst einen Steckbrief der Criminal-Deputation des Stadtgerichts in deutscher und französischer Sprache. Ja sie reproducirte aus dem „Telegraphen" den Schmähbrief eines Berliner Bürgers an den Herzog von Braunschweig und manche andere Artikel, die gegen preußische Befehlshaber gerichtet waren, auch einen gegen den König gerichteten Aufsatz wegen seiner Nichtbestätigung des zwischen Duroc, Lucchesini, Zastrow am 16. November geschlossenen Waffenstillstands. In Entrefilets trat sie stark gegen die Berliner Officiere auf. So schrieb sie am 23. December bei Erzählung von der Verwundung des preußischen Generals von Hinrichs: „Ließe sich wohl etwas Aehnliches von einem einzigen jungen Officier der Berliner Garnison sagen? Hat wohl Einer persönlichen Muth gezeigt und hatte es denn so ganz an Gelegenheit dazu gefehlt? Haben unsere Helden auf der Parade, unsere Helden im Schauspiel, unsere Helden gegen wehrlose Bürger nicht insgesammt ihre heile Haut und ihre glatten Gesichter aus der Campagne gebracht? Vor dem Kriege ist Bescheidenheit das sicherste Kennzeichen des Braven, im Kriege sind es Wunden und nach dem Kriege Narben."

Die ganze Armseligkeit der Zeitungsschreiber zeigte der „Beobachter an der Spree". Dieses wöchentliche Unterhaltungsblatt, in dem meist lüsterne Erzählungen mit thörichten Gedichten wechselten, wenn nicht etwa die breite Bettelsuppe gemeinnütziger Belehrung gereicht wurde, das weder Bücherbesprechungen noch Theaterberichte enthielt und außer wöchentlichen Todtenlisten kaum etwas specifisch Berlinisches bot, berücksichtigte die Politik so gut wie gar nicht. Nur an Geburtstagen von Mitgliedern der königlichen Familie stimmte es seine patriotische Leier. Vom 8. September 1806 bis zum 20. October schwamm es wahrhaft in Patriotismus und Nationalstolz. Ein in der letztgenannten Nummer, die auch die „Todtenfeier Prinz Ludwigs von Preußen"

enthielt, abgedruckter Aufsatz schloß noch mit den Worten: „Preußen wird stehn und auf seinem Thron die Friedriche sitzen, wenn Kolosse zertrümmert und Riesen vermodert sind." Vom 10. November an enthielt es die Bulletins der großen Armee, Schmähungen Preußens, Züge von der Wohlthätigkeit „des großen, milden" Napoleon und der edlen Denkart der Franzosen. Es beruhigte die Sieger durch ein Gedicht, in dem der Vers vorkam: „Wer den Berliner fähig glaubt zur Meuterei und Aufruhr zu erregen, Dem hat bei Gott die Bosheit den Verstand geraubt"; es hatte den traurigen Muth, den „Freymüthigen" zu höhnen: „Er mußte sterben Knall und Fall, Ich bleibe trotz den Stürmen stehen"; ja es trieb den Cynismus so weit, Liebesabenteuer französischer Soldaten mit Berlinerinnen seinen Lesern aufzutischen. Dieses selbe Blatt wagte es alsdann, im Jahre 1807, nachdem es in mehreren Liedern die Sehnsucht nach Frieden ausgedrückt hatte, am Geburtstag des Königs ein Gedicht zu veröffentlichen, das mit den Worten begann: „In unsrer Brust wohnt noch die alte Treue."

Solch unschädliche Kost durften die Franzosen den Berlinern gönnen: anders war es mit den Blättern, die einen Funken von Ehre und Mannesmuth sich gewahrt hatten. Der „Freymüthige" stellte, unmittelbar bevor die Franzosen einrückten, sein Erscheinen ein; Merkel flüchtete, weil er wohl mit Recht befürchtete, daß sein stetes, bis zuletzt gleich starkes Auftreten gegen die Franzosen ihm übel vergolten werden würde.*) Ein anderes Schicksal traf die Zeitschrift „Berlin oder der preußische Hausfreund", die der wackere, schon mehrfach erwähnte Sprachforscher und Patriot Th. Heinsius herausgab.**) Die erste Nummer war Anfang April 1806 erschienen, mit der ausgesprochenen Absicht, „der großen Familie seines Vaterlandes" ein wahrer Hausfreund zu sein. Er hatte diese Absicht ausgeführt und vor dem Kriege

*) Eckardt, Merkel 172 ff, der trotz des pomphaften Titels „Berlin 1805/6" kaum etwas Neues bringt.

**) Für das Folgende Toeche, Mittler, S. 24 ff.

Vertrauen, in den schweren Monaten der Besatzung Muth und Standhaftigkeit gepredigt. Ansehen und Verbreitung des jungen Unternehmens war derartig, daß v. Cölln, der damalige Herausgeber eines „Preußischen Staatsanzeigers", sein Blatt mit dem Hausfreund vom 1. Januar 1807 an verschmolz, und daß von da an die bisher zweimal wöchentlich ausgegebene Zeitschrift dreimal in der Woche erscheinen sollte, wozu es dann freilich nicht kam. Die Freude dauerte genau einen Monat lang. Am 5. Februar 1807 erschien die letzte Nummer; die nächste, bereits gesetzte erhielt von Bignon nicht mehr das Imprimatur, die „Form" wurde in der Nacht durch französische Soldaten zerstört, ohne daß freilich Verleger (Dieterici) und Herausgeber, die schon Palm's Schicksal voraussahen, weiter belästigt wurden.

Außer wissenschaftlich-humoristischen Beiträgen und gelegentlichen Erzählungen und Gedichten wurde in vielen Aufsätzen die Erinnerung an wackere Helden gelehrt, Geschichten aus Preußens Glanzzeit aufgefrischt, Wünsche für die augenblicklichen Zustände geäußert und Vorschläge gemacht, wie der Noth der Zeiten zu begegnen sei, Beispiele von besonderem Patriotismus erwähnt, so etwa, daß ein Dienstmädchen das Neujahrsgeschenk zurückgewiesen und auf jeden Lohn verzichtet habe, so lange der Krieg dauere. Die allerletzten Nummern bieten keinen ersichtlichen Anlaß zur Unterdrückung des Blattes. In der letzten ist nicht das geringste Anstößige, in der vorletzten waren in einem Gedicht die Sehnsucht und das Verlangen nach der Wiederkehr des Königs in schlichter, patriotischer Weise ausgedrückt; eher möchte man glauben, daß ein religiöses Gedicht „Der Höhere waltet" von Hanstein in der Nummer vom 27. Januar der wahre Grund für die Unterdrückung des Blattes gewesen sei. Jenes Gedicht hatte mit den Worten geschlossen:

Ein Höherer waltet, welcher Tyrannen ruft,
Die Welt zu strafen, welcher dem Krieg gebeut:
Bis hierher! Daß die stolzen Wellen
Brechen am Felsen des hehren Machtworts:

Ein Höherer waltet! Nächte gebären Licht.
Aus Kämpfen strahlet siegend und hoch empor
Der Freiheit Krone und der Wahrheit!
Thränen der Erde sind Himmelsahnung.

Beide Zeitschriften lebten nach ihrer Unterdrückung wieder auf: der Hausfreund freilich erst nachdem die Occupation völlig zu Ende war; der „Freymüthige" schon 1808. Den veränderten Verhältnissen trug er Rechnung durch ein gelegentliches Lob Napoleons und des Königs von Westphalen; trotzdem bewies er unbedingtes Festhalten an seinen Anschauungen theils durch beständiges Lob der Russen und ihres Patriotismus, theils durch verehrungsvolle Gesinnung gegen den König und sein ganzes Haus, dessen Festtage als Jubelzeiten für die ganze Nation gefeiert wurden. Gegen diesen Muth und diese Beharrlichkeit stach in seltsamer Weise die politische und litterarische Kurzsichtigkeit ab, mit der Goethe, Kleist und Fichte beständig bekämpft wurden. Es bleibt unfaßbar, daß ein Patriot die „Reden an die deutsche Nation" nicht begriff und den Redner wegen seines Hasses gegen die Ausländerei und seines Planes einer Nationalerziehung höhnen konnte.

Zu dem Freimüthigen und dem Hausfreund gesellte sich als Drittes „das Vaterland", auf dem Umschlag auch als „Feuerschirme"*), im Gegensatz zu Cölln's „Feuerbrände" bezeichnet. F. W. Gubitz, Holzschneider, Redacteur, Kritiker war so wenig wie Kotzebue und Heinsius ein großer Schriftsteller, alle drei aber verdienen wegen ihres in schweren Zeiten bewiesenen Mannesmuths das höchste Lob. Gubitz war ein überzeugter Vertheidiger der preußischen Regierung gegen die Anschuldigungen, die ihr von Publizisten und fremden Regierungen gemacht wurden, ein Ahner und Verkünder der Wiedergeburt, die sich vorbereitete. Von diesen Bemühungen und den militärischen Ereignissen, die

*) Beiträge zu einer Geschichte der Zeit, Versuche zur Veredlung des Nationalgeistes und zur Erhebung der Kunst und Industrie. Berlin, Maurer 1808 u. 1809. 6 Hefte. Auch als Band 1 u. 2, à 3 Hefte, bez., doch ist jedes Heft einzeln paginirt.

als Vorspiele der Befreiungskriege gelten konnten, gab er authentische Mittheilungen, in einem Tone und mit Nebenbemerkungen, die den Machthabern nicht gefielen. Er wurde am 11. Mai 1808, auf Grund einer Denunciation verhaftet, kam aber, da einflußreiche Gönner manches Verleumderische in den Angebereien aufdeckten, ebenso wie Heinsius mit einer kurzen Haft davon. „Das Vaterland" behandelte die Zeitgeschichte und die Vergangenheit, suchte darzuthun, daß des Königs Wille und redliches Streben stets das Wohl der Unterthanen gewesen sei, sammelte Züge von Tapferkeit von Mitgliedern des preußischen Heeres im Kriege 1806 und 1807, theilte patriotische Handlungen von Bürgern mit und druckte den Text der neuen Gesetze ab, indem es deren Unterschied von früheren Zuständen und voraussichtliche segensreiche Wirkungen andeutete. Die Zeitschrift entkräftete mit Sachlichkeit und Entschiedenheit als unzutreffend und unangemessen Inhalt und Ton der „Vertrauten Briefe." Der Verfasser dieser Briefe ergriff zwar selbst zu seiner Vertheidigung das Wort, wurde aber in Anmerkungen zu seiner Entgegnung und in selbständigen Artikeln zurückgewiesen. Noch schlimmer erging es der „Gallerie preußischer Charaktere", als deren Verfasser mit grausamer Ironie Buchholz hingestellt wurde. (Ueber beide Schriften unten S. 229.) So suchte die Zeitschrift innere und äußere Feinde anzugreifen, Preußens Retter und Vertheidiger um sich zu sammeln, in historischen, politischen, philosophischen Artikeln und in gutgemeinten Gedichten die rechte Würdigung der Vergangenheit zu lehren und Vertrauen in die Zukunft zu empfehlen.

Anders als mit den Zeitungen und Zeitschriften war es mit den Broschüren bestellt. Schade nur, daß die Verfasser dieser oft in einem Tone schrieben, der mindestens verdächtig war, und in einer Gesinnung, die oft unwürdig erschien. Einer freilich hatte schon vor der Katastrophe warnend seine Stimme erhoben, H. v. Held. Er hatte schon 1801 schwere, nicht unbegründete Anklagen gegen zwei Minister geschleudert, die, wie er aus Aktenstücken nachwies, in dem schlesisch-polnischen Güterhandel sich nicht immer

rühmlich bewährt hatten. Er hatte aus der Berliner Hausvoigtei, wohin er wegen seiner ersten Broschüre gebracht worden war, eine Schilderung entworfen des aus Uebermaß der Bureaukratie erfolgten gänzlich demoralisirten Zustandes im Geschäftsbetrieb des preußischen Staates. Er hatte 1805 in einer dem preußischen Minister Struensee gewidmeten Schrift angekündigt, „daß nach dem Gesetz der Nothwendigkeit ein derber Schicksalsstoß ganz nahe und dann die Auflösung der gesammten, auf einer unübersehbaren verkünstelten und unnatürlichen Bureaukratie beruhenden Staatsorganisation unfehlbar sei." Er war nicht edel genug, in den Zeiten des Unglücks ganz zu schweigen und gedachte (1808) eine Schrift: „Politische Kanthariden oder etwas über den Staatsminister Hoym, nebst Blicken hinter Vorgänge" herauszugeben, in welcher die politischen Mißgriffe des Königs seit 8 Jahren aufgedeckt, dagegen Napoleons höchstes Lob verkündet werden sollte.*)

So weit gingen Wenige, daß sie geradezu den Unterdrücker priesen. Aber es fanden sich Nachtvögel genug, die ihr Geschäft im Dunkel trieben. Da traten sie auf einmal auf, die Heilkünstler, die sich einbildeten, sie würden den Todten gerettet haben, wenn man sie rechtzeitig geholt hätte, die Besserwisser, die nun, nachdem die Schäden offen lagen, Reformen angaben, die man längst hätte einführen müssen, die Maulhelden, die ihre Faust in der Tasche verborgen hatten, so lange ein Mächtiger drohte und nun auf den wehrlos Daliegenden mit Knüppeln einschlugen. Das ist zum Theil das Wesen von Ferd. Buchholz, der, wohl ein ehrlicher, aber ein eingebildeter Mann, nachdem er früher in dem Adel und den Juden das ganze Unglück des Staates gesehen, nun im „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes Preußens" Alles verwarf. Ihm behagte nichts: Bauern, Handwerker, Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Beamte, Niemand

*) Ueber diese ganze Litteratur Hüffer, Lombard, S. 340 ff.

hatte seine Pflicht gethan, seine Stellung ausgefüllt; Militär, Kirche, öffentlicher Unterricht, Armenwesen, Akademie krankten an unheilbaren Gebrechen. Diese sinnlosen Uebertreibungen überbot noch der Kriegsrath von Cölln. In seinem Sammelwerk „Vertraute Briefe über die inneren Zustände des preußischen Hofes“ und in der Zeitschrift „Neue Feuerbrände“, die abzuleugnen er die Stirn hatte, so oft es ihm räthlich schien, und an denen gelegentlich Andere mitarbeiteten, z. B. sein Leipziger Verleger Gräff, entwarf er das düsterste Bild von den inneren und äußeren Einrichtungen Preußens vor und nach dem gewaltigen Zusammenbruch. Er schöpfte seine Kenntniß selten aus authentischen Actenstücken, die er benutzen durfte, häufiger aus Materialien, die er nicht hätte verwenden dürfen oder die er sich gradezu in unredlicher Weise verschafft hatte. Er hatte geschwiegen zu einer Zeit, da das Reden Pflicht war, nun redete er, da im Schweigen sich die Achtung vor dem Unglück, im Handeln sich die Tugend des wahren Patrioten gezeigt hätte. Während von Königsberg aus durch Stein und seine Leute gearbeitet ward, wurde in Berlin geschwatzt. Gewiß ist in Stein's Denkschriften Schlimmeres über die Verrottung der früheren Zustände gesagt worden als in den Berliner Broschüren, aber nur zur Empfehlung der Heilmittel, zur Begründung der Reformen. Stein glaubte an die Zukunft, legte die Grundlinien eines neuen Systems dar, auf welchen der Staat wieder aufgebaut werden müßte. Er schrieb nicht für die Öffentlichkeit, sondern für den König, der nur durch die düsterste Schilderung der geschehenen Mißgriffe zu Reformen gedrängt werden konnte, während jene Berliner Broschürenschreiber lauernden Feinden Stoff zum Hohnlachen boten. Sie waren weder Geschichtsschreiber noch Staatsmänner, sie waren Unglücksraben, die an ihrem heiseren Gekrächze Gefallen fanden und sich nun unendlich weise dünkten, wenn sie die Gründe angaben für Schicksalsschläge, die sie am allerwenigsten geahnt hatten.

Gegen das wüste Denunziantenthum der „Feuerbrände“

richtete sich der ungenannte Verfasser des „Löscheimer.“*) Seine Tendenz war die Hervorhebung preußischer Tugenden, die Ermahnung zum Patriotismus, Stärkung des Muthes bei denen, die sich noch gegen die Alles übermannende Verzweiflung wehrten. Die Zeitschrift suchte darzuthun, daß die Entscheidungsschlacht nicht durch die Feigheit der Preußen verloren gegangen sei, sie wurde nicht müde „Thatsachen, die der preußischen Armee zur Ehre gereichten“, aufzuzählen, den König, namentlich die Königin zu loben, auf die Vergangenheit hinzuweisen, durch einen Hinblick auf die Geschichte die Wandelbarkeit der Geschicke der Völker darzuthun, dem Auslande sich zuzuwenden und durch Beispiele des dort wahrnehmbaren, beharrlichen und erfolgreichen Widerstandes die eigenen Landsleute zu stärken. Der Verfasser dieser Schrift wollte kein unbedingter Lobredner des Geschehenen sein, tadelte daher manche Einzelheiten der früheren preußischen Politik; er war auch kein glühender Verehrer der geplanten Reformen, denn er trat gegen die Juden auf und erklärte die Adligen für die Würdigsten oder einzig Würdigen zur Bekleidung von Offiziersstellen. Doch sprach er es offen aus, daß Manches besser gemacht werden müsse als früher und war ein vernünftiger ehrlicher Mann, der in ruhigem Ton das Geschehene kritisirte

*) Löscheimer. Herausgegeben von H. v. L—n. Ein Journal in zwanglosen Heften Sechs Hefte in zwei Bänden. O. O. 1807 und 1808. In einer Anmerkung wenigstens soll ein Stück aus einer netten Parodie von Schiller's „Glocke“ mitgetheilt werden. Sie steht in „Ein Eimer Wasser zum Löschen der neuen Feuerbrände 1807“, o. O., S. 102fg. Der Dichter beschreibt zuerst die Verheerungen des Feuers und theilt dann folgenden Chor der Klagenden mit: Zeter! Zeter!! — Jammer, Jammer!! — Peter, Peter, — Hammer, Hammer — streut ohn' Ende — Feuerbrände, — Funken sprühen — auf uns nieder, — seht, ihr Brüder, — wie sie glühen, — laßt uns fliehen, — nie wird wieder — Glück uns blühen. — Unter Flammen — stürzet schon — Staat und Thron — rettungslos zusammen. — Dann heißt es: Doch es naht mit festem Muth — einer ruhig sich der Gluth, — spricht: „o, laßt euch nicht verblenden, — Thorheit ist's mit diesen Bränden, — geht, ihr Freunde, geht nach Haus, — ich allein, ich p—f' sie aus.“

und vor dem Ueberwinder nicht kroch. Er war ein gewandter Schriftsteller; nur schade, daß er glaubte, auch in Versen reden zu können. Auch er war der Zukunft sicher, daher schloß er seine Darlegungen mit den zuversichtlichen Worten: „Man muß jetzt das beste einführen, das man in der Gesetzgebungslehre kennt und Preußen wird die Bewunderung der Welt erregen und der Stolz der Deutschen werden."

Weit unbedeutender waren die von Buchholz, Schummel und Massenbach herausgegebenen „Lichtstrahlen", die sich nicht in völlig objectiver, aber auch nicht in verhetzender Weise mit den Kriegsereignissen der vergangenen Jahre beschäftigten. Zwei der Herausgeber, Buchholz und Massenbach, waren nebst Held Hauptverfasser der „Gallerie preußischer Charaktere",*) einer rücksichtslosen Schilderung hoher Staatsmänner und Generale, in der das belastende Material aus Stein's Denkschriften in widerrechtlicher Weise an die Oeffentlichkeit gezerrt, der Prinz Louis Ferdinand unwürdig geschmäht wurde, kleinliche Rachsucht, sowie Verblendung und Selbstlob der Verfasser offenkundig hervortraten. Zur Selbstvertheidigung gegen vielfache Angriffe waren auch Lombard's Matériaux bestimmt, aber sie waren kein Pamphlet, sondern ein Geschichtswerk, keine eitle Selbstberäucherung, sondern eine ehrliche Vertheidigung der jüngstvergangenen Epoche. Man mag, besonders im Hinblick auf die jammervolle Vertheidigung der Neutralität, sagen, daß der Autor aus den schweren Lehren der Geschichte nichts gelernt hatte; diesem geistigen Defect stand aber die moralische Größe gegenüber, daß er Vaterlandsliebe und persönliche Würde nicht vergessen hatte. Darum spendeten viele Kritiker, selbst Männer wie Gentz, der Schreibart und dem Inhalt des Buches uneingeschränktes Lob.

„Das Kabinet Berlinischer Charactere" (o. O. 1808), als

*) Germanien, in Wirklichkeit Berlin, bei Sander 1808. 500 Ex. der Schrift wurden confiscirt, nachdem 6000 verkauft waren, berichtet Schadow, freilich sehr übertreibend, an Böttiger, 17. Febr. 1808. Manche wichtige Einzelheiten bietet Sander in seinen Briefen an Böttiger.

dessen Verfasser Saul Ascher (siehe oben S. 94fg.) gilt, gehört weniger zur politischen Schand- als zur localen Scandallitteratur, darf aber gerade in diesem Zusammenhange genannt werden, da es mit besonderer Ausführlichkeit den berüchtigtsten Politiker Cölln ziemlich gerecht beurtheilt und Lange nebst anderen Journalisten jener Tage bespricht. Ascher's Porträts von Sander, Buchholz, Massenbach, Julius v. Voß, Kuhn und Fichte sind Carrikaturen, die von Woltmann, Müchler, Himmel, Heinsius, Iffland zum mindesten satirische Bilder. So theilt der Verfasser unserer Schrift mit den übelberufenen Tagesscribenten die Sucht, Alles herunterzuziehen, eine Sucht, die in ihren Folgen zwar weniger verderblich war als die jener politischen Raisonneure, aber die das litterarische Treiben ebenso seines Ansehens entkleiden wollte, wie es jene mit dem politischen gethan hatten.

So beschämend alle solche Schriften für die Deutschen waren, so angenehmen Triumph bereiteten sie den Franzosen; „wir meinten immer," so läßt sie der ehrliche Schadow sprechen, „die Deutschen wären dumme Teufel, nun sagen sie das einander selber."

Belletristisches wurde in jener Zeit wenig veröffentlicht. Zur Charakteristik damaliger Publicationen mögen A. F. G. Langbein's „Zeitschwingen" (Berlin, Schüppel 1807) angeführt werden. Es ist eine Mischung von humoristischen und rührenden Geschichten, denen sich selten etwas Frivoles zugesellt. Die rührenden Erzählungen sind nach dem gröbsten Muster gearbeitet, um auf die Thränendrüsen zu wirken, die humoristischen entweder veraltete, neu aufgearbeitete Anekdoten, wie „Der Proceß um einen Bettelbuben" (zwei alte Weiber, die sich um einen jungen Bettler, den sie heirathen wollen, streiten), oder neu aufgeputzte fremde Vorbilder „Der Nebenbuhler", oder es sind ganz anmuthige Erfindungen, wie „Der Kutscher wider Willen", worin ein Bewerber um die Hand einer jungen Wittwe den einen seiner Rivalen zum Hause hinaus und den andern Glücklicheren zum Hause hineinfahren muß. Seltener wird Litterarisches gestreift,

wie in der „Bücherschlacht", die aber doch nur eine Copie aus Oliver Goldsmith's Skizzenbuch ist, oder in „Claudine", wo die durch die Gall'sche Schädellehre aufkeimenden Thorheiten mehr deutlich als witzig gegeißelt werden. Politisches dagegen kommt so gut wie garnicht vor, wenn man nicht die Schilderung eines Duodez-Staates („Das Hagestolzen-Gericht") ausnimmt, wobei auch eine kleine Spötterei gegen Fichte's „geschlossenen Handelsstaat" mitunterläuft. Die einzige Anspielung auf die Zeit findet sich in einem Einleitungsgedicht, in dem die traurige Empfindung, der die Meisten sich hingaben, und die Nothwendigkeit, sich dieser Empfindung zu entreißen, in folgenden Versen ausgesprochen wird:

Ach, als ein großes Freudengrab
Wird jetzt manch' Land vom Krieg verheert gefunden!
Gebrochen ist der Hoffnung Stab,
Verzweiflung zählt die bleyernen Sekunden! —

Wer mit der Menschheit wohl es meint,
Muß mannhaft sich dem eignen Schmerz entringen,
Um für den Freund, der trostlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beschwingen.

In diesem Zusammenhange mag eine satirische Schrift genannt werden, die in Jean Paul'scher Manier die Memoiren eines klugen Hundes enthält, der zuerst einen Milchwagen von Spandau nach Berlin fährt, dann seiner großen Klugheit wegen seines Dienstes enthoben wird und als Rentier in Berlin lebt.*) Das ganze Buch ist eine weitschweifige, nicht immer leicht verständliche Satire auf Berliner litterarische Persönlichkeiten: Siede, Ramler, Schlegel, Rahel und Marianne Meyer, Bernhardi und seine Zeitschrift Kynosarges, Hufeland, Kotzebue, Fichte, Gall, Pestalozzi und die naturforschende Gesellschaft werden geschildert

*) (Dittmar?) Sirius oder die Hundspost von Spandau nach Berlin. 2 Bändchen. Osterholz 1808. Bei C. Dleflas u. Comp., Dleflas ist umgekehrt Salfeld, ein bekannter Berliner Verleger. — Die wesentlichen im Text angedeuteten Stellen I, 137, 146, 152, 157, 190 ff., 210, 213, II, 18 ff., 75 fg., 80 ff., 105 ff., 120 ff. — II, 45 kurzer Hinweis auf „Feuerbrände und Löscheimer".

und ohne viel Geist verspottet. Merkwürdig bleibt, daß in einer so ernsten, hochpolitischen Zeit der Autor an geringwerthigen Späßen Gefallen fand, daß er, nach der Manier der politischen Pamphletisten, Alles herabzog und doch auf politische Vorgänge und Aeußerungen sich fast gar nicht einließ.

Aus jener frühen Zeit allgemeiner Entmuthigung und Selbsterniedrigung ist nur ein Werk erhalten, an dem man reine Freude empfinden kann: Arnim's Lieder. Achim von Arnim, wie Tieck aus Berlin, geboren am 21. Januar 1781, war der Sohn des ehemaligen Theaterdirectors Friedrichs des Großen (Bd. I S. 608), der im December 1803 starb. Achim hatte das Joachimsthaler Gymnasium besucht und die dortigen Jugendeindrücke in späteren litterarischen Darstellungen verwerthet, sowie auch einzelnes Berlinische, z. B. den Weihnachtsmarkt, zu schildern gesucht. Von einer europäischen Rundreise durch Oesterreich), die Schweiz, Italien, Frankreich und England zurückkehrend (August 1804), dachte er daran, „Zeitungsschreiber" in Berlin zu werden. Im Jahre 1804 lebte er in Berlin im Pistor'schen Hause, das mit Reichardt und Tieck in freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Berührung stand. In demselben Jahre 1804 fand in Berlin ein Zusammentreffen mit dem Herzensfreunde, dem hochbegabten aber unstäten und verwirrten Clemens Brentano statt, und gerade während des Berliner Zusammenlebens wurde der schon früher gefaßte Gedanke, eine Volkslieder-Sammlung herauszugeben, stärker ausgearbeitet und gefördert. Im Jahre 1805 wurde dieser zu Heidelberg ausgeführt; bei Arnim war mehr politisches Interesse im Hinblick auf Ereignisse, bei Brentano mehr litterarischer Sinn und allgemeine Vorliebe für das Volksmäßige. Arnim war ein eifriger Preuße, der vor der Unglückszeit und in den schwersten Zeiten den Muth nicht verlor. In enthusiastischen Versen pries er das Vaterland und dachte daran, ein Volksblatt „Der Preuße" herauszugeben, in dessen „vorläufiger Anzeige" er als seinen Glaubenssatz hinstellte, daß Deutschland seit dem bayerischen Erbfolgekrieg nur in Preußen

vorhanden sei. Unmittelbar vor Ausbruch des verhängnißvollen Krieges veröffentlichte er in Göttingen Kriegslieder, im Wesentlichen fremde Lieder umwandelnd zu dem Zwecke, den Muth der Soldaten zu stärken und ihre Liebe zum Vaterland zu erhöhen.*) Unter diesen Gedichten ist eigentlich nur ein einziges schönes Lied nach der Melodie „God save the king", das den echten Volkston trägt und die Sehnsucht verkündet, alte Schmach zu sühnen:

Preußen in Himmelsgluth
Trinke der Feinde Blut,
Deutschland mein Vaterland
Löse von Schand'!

Mit den Fliehenden eilte dann Arnim nach Königsberg, wo er in patriotischen Liedern die Ereignisse der jüngst vergangenen Zeit, die Vorfälle des Krieges selbst und die Empfindungen schildert, die die Patrioten nachher erfüllten. Die Klage um die verlorene Größe erfüllte ihn ganz, dazu die Sehnsucht, dem Vaterlande zu gehören, und die unbedingteste Treue zu dem Landesvater. Ihm, „dem Beglücker seiner Staaten, dem Vollender großer Thaten", wollte er seine Kräfte weihen; die Königin sollte wie „ein schönes Heiligenbild" die Kämpfenden umschweben. Grimmiger Franzosenhaß ließ ihn den braven Preußen zurufen: „Franzosenbrut zu durchbohren" und den Rheinbund verhöhnen, der einem schlechten Weinfaß verglichen wird, das vergeblich gefüllt wird, während die Franzosen nicht faul, ganz gröblich deutschen Wein trinken. Als Held ohne Fehl wurde Prinz Louis Ferdinand gepriesen, der, in allen Künsten des Leibes und Geistes ein Meister, sich auch „wie ein Opferthier an der Mordaxt Blick zu sonnen" wußte, und der „umlockt vom Lorbeerkranz" heimzukehren gedachte. Auch kleine Züge von Heldenmuth und Unerschrockenheit wußte der Dichter zu erzählen, dagegen die Kopflosigkeit und den Verrath der Kommandanten preußischer Festungen zu züchtigen. Doch Lob der Helden, Tadel der Feinde, Trauer über die schweren Opfer, die der Krieg gekostet, Unmuth über die Unähnlichkeit der Gegenwart mit der Vergangenheit, die darin bestand, daß diejenigen, die „Friedrich zu beerben meinten, sein großes Herz nicht erbten", wurde übertönt durch den Ausblick nach oben. Durch ihn sollten die Mitlebenden zu reiner Empfindung geleitet werden. „Schweigen muß der irdische Streit, daß zum Höhern wir bereit; ja, das Leben wäre Wahn, wenn es nicht des Himmels Bahn." Und auch „der alte Grenadier", der in der mörderischen Schlacht von Auerstädt seinen Muth gezeigt, aber den Sieg nicht an die alte Fahne hatte fesseln können, tröstete sich mit dem Zuruf: „Ewig Muth bricht alle Schranken, rinnt in die Himmelsburg."

*) Achim v. Arnim, Kriegslieder. Göttingen 1806. Das einzige erhaltene Ex. in Wiepersdorf. Einzelne Gedichte aus 1806 nebst vielen anderen der Jahre 1807 fg. in Arnim's Gedichten (Werke 22), Weimar 1856, einem gleichfalls überaus seltenen Buche (Jo. G.); jetzt nach dem Original abgedruckt bei Steig, Arnim I. Im Text sind Arnim's Lieder vor und nach dem Kriege behandelt.

Diesem litterarischen Treiben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, hatten die wenigsten Berliner Zeit und Stimmung. Denn die Noth der Zeit war groß. Die Last, welche die Einquartirung der stets sich erneuernden gewaltigen Heeresmassen den einzelnen Bürgern und der ganzen Stadt auferlegte, war eine furchtbar drückende. Im Schadow'schen Hause, um nur ein Beispiel anzuführen, lag ein Artilleriegeneral mit seinem Mohren drei Monate lang und verursachte täglich sieben Thaler Kosten. Von Rücksichtnahme auf die Verhältnisse der Quartiergeber war wenig die Rede. Bat man die Franzosen z. B. sich weniger Zucker zu nehmen, der gerade damals außerordentlich theuer war, so antworteten sie einfach: nous sommes chez nous. Trotzdem gab es Bewohner und Bewohnerinnen, die den schmucken und artigen Franzosen nichts Unangenehmes nachzusagen wußten. Die Verfasserin des Romans „Clementine an Serene" rühmt die Feinheit, Noblesse und Wohlthätigkeit der Franzosen, während sie die Grobheit, Gemeinheit und Lüsternheit der Rheinbundstruppen heftig tadelt. Sie möchte die Deutschen bewegen, die Franzosen nicht zu hassen, und faßt einmal ihre Ansicht in

die Worte zusammen: „Ich liebe die Franzosen, wie sie sind, und die Deutschen, wären sie, wie sie sein sollten und sein könnten, wären sie ihren herrlichen Anlagen treu geblieben, denn sie sind ein herrliches und gar stattliches Volk.“ Ziemlich frivol wird die Anhänglichkeit der Berliner Frauenzimmer an die fremde Einquartirung in einem freilich erst nach dem Abzug der Franzosen entstandenen Spottgedicht „Die Berlinische Jungfer“ dargelegt; die zärtliche Sehnsucht der Verlassenen nach den ausländischen Kriegern, die in diesen Versen ausgedrückt wird, fand ihre Anklänge freilich wohl bei vielen Berliner Mädchen.

Im Allgemeinen dagegen „wußten sich die Berliner Damen mit viel Würde gegen die Franzosen zu nehmen, mit jener Zurückhaltung, die ihnen gegen den Feind ihrer Väter, Männer und Brüder geziemte“.*)

Durch die Noth, auch durch die Anhäufung der fremden Soldaten wurden Krankheiten hervorgerufen. Im März 1807 wüthete ein bösartiges Scharlachfieber, dem eine heftige Fieberepidemie folgte. Die am Ende des Jahres 1806 ausgegebene Geburts- und Sterbeliste stellte die seit lange unerhörte Thatsache fest, daß 1776 Personen mehr gestorben als geboren waren. Witzlinge suchten sich über dieses betrübende Factum durch das Wort hinwegzusetzen, es sei ja natürlich, da so große Aerzte in Berlin lebten; aber durch solch billigen Scherz wurde die traurige Ursache nicht aus der Welt geschafft (Voß 108fg., 145fg.).**)

Die Noth der Zeit war groß.***) Anleihen mußten gemacht werden, um die Contributionen zu bezahlen. Handel und Verkehr stockte. Gleichwohl fand sich ein naiver oder absichtlich rosenfarben schauender Anonymus, der in der Zeitschrift „Die preußische Monarchie“ die Frage: „Hat die Stadt Berlin aus dem Länderverlust der preußischen Monarchie nachtheilige Folgen für ihren Wohlstand zu befürchten?“ verneinte. Er rechnete nämlich aus, daß die verschiedenen Berliner Fabriken, in welchen 61 000 (mit Frauen und Kindern 100 000) Arbeiter beschäftigt seien, für den Absatz ihrer Waaren nicht auf die alten preußischen Provinzen beschränkt seien, sondern ihren Markt in der ganzen Welt, besonders in dem preußischen Osten fänden, sobald sie nur durch Gleichwerthigkeit oder bessere Production der Waaren die Concurrenz mit England siegreich beständen. Der englischen Concurrenz sollte durch die Continentalsperre ein Riegel vorgeschoben werden.

*) Dies constatirt Woltmann, der damals in Berlin lebte, Memoiren des Freiherrn von S—a, I, 241. — Auch andere Stellen dieses Buches, 190ff., 202ff., sind in diesem Kap. benutzt.

**) Nach einem Bericht des Prof. Behrends starben 1807: 499 Personen gegen 357, die geboren wurden; B. schreibt es der unterlassenen Pockenimpfung zu. Mitth. d. V. f. Berl. Gesch. 1894, Nr. 2, S. 19.

***) Ein ergreifendes Zeugniß dafür ist, daß Carl Benda, der Musiker, das Lieblingsinstrument seines Vaters zum Kauf anbietet (Brief 14. Juni 1807, Liepmannssohn's Catal. 1893, S. 3).

Der dringendsten Noth sollte durch die Speise- und Beschäftigungs-Anstalten des Barons Kottwitz abgeholfen werden; für die Soldatenkinder wurde von L. v. Neander und L. v. Voß das Louisenstift, später Friedrichsstift genannt, begründet.*) Die Königin selbst sprach sich in der Stiftungsurkunde vom 31. August 1807 mit folgenden schönen Worten über die nach ihr benannte Anstalt aus: „Der Krieg, der so viel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht und für so vieles Gute Samen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust der Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen.“ Die Anstalt wirkte sehr segensreich. Sie trat ins Leben zunächst als Erziehungsanstalt für Soldatenkinder männlichen und weiblichen Geschlechts, wurde aber bald auf arme Kinder gleichviel welcher Herkunft ausgedehnt; schon 1808 wurde ein Industriebureau für

*) Geschichte des Friedrichs-Stiftes in Berlin. Ein Wahrzeichen aus den unglücklichen Jahren 1806 u. 7, mit beigefügtem Verzeichniß der Wohlthäter und der Theilnehmer an der Privat-Credit- und Anleihe-Kasse von Louis v. Voß. Berlin 1811, F. Brauns.

weibliche Arbeiten damit vereinigt. Durch hohe Gönner wurden die Mitglieder der königlichen Familie als Beschützer gewonnen, Königin Louise galt als besonderer Schutzgeist der Anstalt; ihr Geburtstag als Stiftungstag und höchster Feiertag derselben. Während Berliner Zeitungen, den Machthabern zu Liebe, nicht müde wurden, die Unvergleichliche zu schmähen, stimmten hier bei der großen Feier am 10. März 1808 Erwachsene und Kinder in das Lied ein:

Und dieser Glocken erster Schlag
Sei uns ein lauter Ruf,
Daß heut' ein segensreicher Tag
Der Brennen Stolz erschuf.
Bei ihrem silberreinen Klang,
Der durch die Lüfte schwebt,
Ertöne Dank- und Hochgesang:
Des Landes Mutter lebt!

Es schwinge mit der Glocke Ton
Sich auf ein fromm Gebet,
Und steige zu der Gottheit Thron,
Zu dem die Tugend fleht;
Es herrscht mit Milde das Geschick
Und heilt der Unschuld Schmerz,
Es giebt die Mutter uns zurück
Und tröstet jedes Herz.

Damals (1806) vermuthlich in Folge der Noth stellte die am 8. September 1800 (vgl. Vossische Zeitung vom 7. September d. J.) eingerichtete Fußbotenpost ihre Thätigkeit ein, sie erhielt erst 20 Jahre später in der Königlichen Post ihre Nachfolgerin. Von den Gildeältesten waren nämlich im Ganzen 13 Boten angestellt worden, die ihr Nahen durch eine Glocke ankündigten und den Bezirk, in dem sie die Briefe sammelten, vier Mal täglich durchliefen. Der Absender eines Briefes hatte sechs, der Empfänger drei Pfennig zu entrichten.

Bei dieser allgemeinen Noth hatten nur die Straßenjungen eine goldene Zeit.*) Ihr Ruf Morgens im Schloßhof und auf anderen Plätzen: Musje cire la botte brachte ihnen Beschäfti-

*) Vgl. die Mittheilungen im „Gesellschafter" 1819, Nr. 207.

gung und klingenden Lohn; Nachmittags trieben sie im Thiergarten einen schwunghaften Handel, wo sie immer ihr Geschrei: „Zigaros avec du feu" erschallen ließen, und Abends waren sie die gutbelohnten Wegweiser der Franzosen auf ihren galanten Rundgängen.

Denn das galante Leben nahm einen ungeahnten Aufschwung. Nach Voß (Gemälde S. 81) war „die Frequenz in den Tempel der Wollust so stark, daß die Zahl der Priesterinnen zu gering erfunden ward". Die Schamlosigkeit der Dirnen auf den Straßen wurde unerträglich. Halbwüchsige Mädchen gaben sich den Fremden hin. Unnatürliche Laster verbreiteten sich, so streng auch die Polizei gegen Verführer und Verführte einschritt.

Sonstige Vergnügungen gab es nicht viel. Zerstreuung boten die von den französischen Behörden prunkvoll gefeierten Nationalfeste, die Geburtstage des Kaisers, der Kaiserin und ähnliche Festtage, bei denen selten vergessen wurde, auch auf das Wohlsein des Bundesgenossen, des Königs von Preußen, zu trinken. An derartigen Tagen wurden Gratisvorstellungen im Nationaltheater veranstaltet — das Opernhaus wurde zu einem Brotmagazin benutzt —, zu denen die Menge sich drängte, ohne gerade zu fragen, wem eigentlich die Feier gelte. Ueberhaupt beförderten die Franzosen das Theater. Unmittelbar nach der Katastrophe*) wurden die Vorstellungen auf besonderen Befehl des Magistrats (20. October) fortgesetzt, von demselben auch einstweilen die Umwandlung des Königlichen Nationaltheaters in „Deutsches Theater" verboten. Neuigkeiten wurden wenig gegeben, z. B. Georges Dandin unter dem Titel Georg Rothbart. Die Schauspieler blieben von jeder Einquartirung befreit. Durch größere Zuschüsse und Anleihen aus der Stadtkasse wurde der dringendsten Noth genügt. Die Majorität des damaligen Theaterpublikums lieferten wohl die Franzosen, die, wenn sie auch eine französische Truppe nach Berlin kommen ließen, sich auch an der

*) Für das Folgende L. Schneider, Krieg und Theater 1806. (Deutsches Theater-Archiv 1859, Nr. 18 ff.)

leichten Kost deutscher Lustspiele erfreuten, welche Iffland's Truppe darbot. Patriotische Ausschreitungen freilich, wie sie vor dem Kriege üblich gewesen, wurden nicht geduldet; gegen Schiller'sche Stücke, eben weil sie als patriotisch galten, wurde eine oft seltsame Censur geübt. Als einmal der „Don Carlos" angekündigt wurde, „ward die Annonce widerrufen, denn das französische Gouvernement durfte der Verhältnisse mit Spanien wegen die Aufführung dieser Tragödie nicht gestatten."*) Wenn am 29. December 1806 befohlen wurde, die Bezeichnung „Königliches National-Theater" auf den Anschlagszetteln zu streichen, so lag dem Befehl nur kleinlicher Uebermuth des Siegers zu Grunde. Wenn aber Zach. Werner in einem Briefe an Iffland (13. März 1807) mittheilt, er habe nach der ersten Aufführung der „Söhne des Thals" einen anonymen französischen Drohbrief erhalten, so war dies, wenn nicht etwa ein schlechter Scherz eines Spaßvogels anzunehmen ist, gewiß eine Renommisterei des zu Uebertreibungen leicht geneigten Dichters.

Im Ganzen hatte sich das Theater der Gunst der französischen Machthaber zu erfreuen. Als man versuchte, ein paar Mitglieder zum Militär-, d. h. jedenfalls zum Bürgergarden-Dienst zu verwenden, bedurfte es nur eines Eintreten Iffland's (27. November 1806), um sie von demselben zu befreien. Als der französische Gouverneur Bignon Berlin verließ, fühlten sich die Theatermitglieder veranlaßt, ihm für seine ihnen während der Occupation bewiesene Güte zu danken (26. November 1808), und dabei die Bemerkung zu machen, die wohl mehr eine Huldigung für den Sieger, als Erkenntniß der eigenen Unbedeutendheit war: „Vous avez eu la délicatesse de ne jamais nous faire sentir dont nous sommes intimement persuadés nous même, c'est que le théâtre allemand, comparé à celui des Français, est à peine sorti de l'enfance."**)

*) Fritz v. Bülow an Ernst Schulze 1807. Voss. Ztg. Sonntagsbeilage 1891 Nr. 12.

**) Beide Briefe erwähnt in Leo Liepmannssohn's Autographen-Katalog (Versteigerung 11. Mai 1891). Das letztere Schriftstück trägt nahezu an 40 Unterschriften, darunter die folgenden: Aug. Iffland, Bernh. Anf. Weber, Henri Bethmann, Friderique Bethmann, Friedr. Ludw. Seidel, Jos. Ambrosch, Minna Unzelmann, Luise Schick, George Gern, Albert Gern der Sohn, Friedr. Eunike, Therese Eunike, Franz Mattausch. Es ist höchst charakteristisch, daß einzelne Schauspieler, freilich nur wenige, aus Liebedienerei gegen die Franzosen selbst ihre Vornamen französiren.

Wohl war's den Schauspielern bei alle dem doch nicht. „Die Kunst ist ganz todt," schrieb Friederike Unzelmann-Bethmann an Goethe (25. Juni 1807),*) „und alle Musen haben uns den Rücken zugekehrt; und da ich ihnen aber gern ins Gesicht sehe, so werde ich wohl bald Berlin verlassen müssen und dahin gehen, wo sie mir wieder lächeln."

„Wir leben hier immer noch in ziemlichem Druck," schrieb freilich der alte Nicolai 20. December 1808 (an Böttiger), „und haben wenig Hoffnung zur Erleichterung und Besserung. Ich habe nie geklagt und klage noch nicht, aber der müßte kein Patriot sein, welcher sein einst vor vielen anderen Ländern so sehr glückliches Vaterland hinschwinden sieht ohne Hoffnung zu erleben, daß es sich erhole, und dem nicht oft Thränen in die Augen treten. Ich ziehe in mich selbst zurück und die Wissenschaften sind mein Trost." — „Mars hat die Musen," schrieb Fritz von Bülow an Ernst Schulze, „so ziemlich verscheucht; man hört meist nur Jammern über das Unglück des Landes oder Politisiren, und es ist wohl jetzt gar keine Dichterschule in Berlin an der Tagesordnung." Ein damals von August Kuhn gegründetes „Kunst- und Industriecomptoir" war ein rein geschäftliches Unternehmen, ein Lesecabinet, das den Privaten die Möglichkeit einer Lectüre der Zeitschriften gewährte, die früher von Einzelnen abonnirt worden waren, nun aber bei der Knappheit der Mittel aufgegeben werden mußten.

Schon die Möglichkeit von Theatervorstellungen, denen die Occupirenden doch nicht als einzige Zuschauer beiwohnen konnten,

*) Vgl. „Deutsche Dichtung", hgg. von K. E. Franzos, IX. Bd. (1891), S. 256.

und manche gleich zu erwähnende Schriften beweisen trotz der mitgetheilten Zeugnisse ein Wiederaufleben hoffnungsmuthiger Stimmung. Wirklich hatte der Frieden von Tilsit (Juli 1807), zwar eine traurige Entscheidung, aber doch immerhin eine Entscheidung und eine Befreiung aus ganz ungewissen Zuständen, die Geister aufgerichtet. Noch mehr zur Aufrichtung trug die eifrige Reformthätigkeit bei, die von den großen in Königsberg versammelten Staatsmännern zum Segen Preußens entfaltet wurde. Sie zu fördern ließen sich die patriotischen Männer Berlins angelegen sein, während sie dem „Tugendbund" theilnahmlos gegenüberstanden, vielleicht weil er sie an die vergangenen Geheimbünde traurigen Andenkens erinnerte (vgl. unten S. 274fg.). Aber noch war es zu früh zu jubeln und frei zu reden. Noch im November 1808 erging an Iffland, Hanstein, Wolf, Sack, Buchholz, Schleiermacher die Warnung, „sich in Wort und Schrift nicht so keck zu äußern, wie sie bisher bei mancher Gelegenheit gethan hätten." Ja, einer der Muthigen, der spätere Demagogenriecher Schmalz, wurde sogar wegen seiner Schrift „Adresse an die Preußen", welche während des Drucks mit Beschlag belegt war, verhaftet (24. November 1808), aber mit Rücksicht darauf, daß die Schrift noch nicht in Circulation gesetzt war, wieder freigelassen. Der „Telegraph", der dies berichtet (Nr. 328), meldet, daß aus beschlagnahmten Briefen hervorgehe, Schmalz sei zum Schreiben „von Personen aufgefordert worden, welche eines ausgezeichneten Vertrauens in Königsberg genießen", und tadelt den Autor, daß er Ungereimtheiten, demagogische Ideen ausspreche, von öffentlicher Freiheit, Gleichheit, Abschaffung der Privilegien spreche.

Die Kühnsten aber blieben unbehelligt. Fichte hatte nichts zu leiden. Er, übrigens fast der Einzige, der niemals verzweifelte, vielleicht weil er nicht im Zeitlichen lebte, sondern das Ewige, Geistige stets vor Augen hatte, verhehlte sich nicht die Gefahren, die er lief. Seine im Sommer 1808 gehaltenen Berliner Reden „an die deutsche Nation" waren ein offener Aufruf und ein Programm zur Erhebung. Die „Reden" bleiben

für alle Zeiten ein schönes Zeugniß männlicher Unerschrockenheit, sie werden als Fichte's schönster Ruhmestitel dauern. Als das Wesentlichste stellten sie die beiden Grundsätze auf: 1. Kein Mensch und kein Gott können ein Volk retten, wenn es nicht selbst die Kraft dazu in sich fühlt. 2. Diese Erhebung aus innerer Noth und äußerer Knechtschaft muß hervorgerufen werden durch nationale Erziehung, durch die Wiederbelebung des Volkes. Diese Erziehung zur reinen Sittlichkeit sollte nach Fichte die Erziehung zur wahren Religion vermitteln. Er mahnte Alle, Junge und Alte, Regierende und Regierte, Geschäftsmänner und Denker, an dieser neuen Erziehung mitzuarbeiten, zur Wiederherstellung, zur Befreiung der Nation. Fichte erinnerte an die Urkraft der deutschen Sprache, an ehemals herrschenden Fleiß und sittlichen Sinn, an die Reformation, als an das angstvolle Ringen der Nation um das Heil der Seele. „Wir müssen uns einen Geist erschaffen, einen festen und gewissen; unser Leben und Denken muß eine That sein, ein sich durchdringendes und gediegenes Ganze. Dann werden wir werden, was wir ohnedies sein sollten: Deutsche." Wie die Vergangenheit, so rief Fichte das Ausland auf. Er verglich den deutschen Geist mit dem fremdländischen und bemerkte: „Der deutsche Geist ist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem, vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne." Seine Zuhörer entließ er aber mit der nicht mißzuverstehenden Bemerkung: „Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Neben Fichte dürfen die damaligen Berliner Prediger nicht vergessen werden.*) Allen voran stand der Propst G. A. L. Hanstein

*) Toeche-Mittler S. 28. — Das. S. 30 auch F. Delbrück's zu Königsberg gehaltene, zu Berlin gedruckte Rede. Ueber Hanstein A. D. B. X, 543—547 und die dort angeführten Schriften. Sehr ungünstig über H. urtheilt Schadow in seinen Briefen an Böttiger, abgedruckt in Westermann's Monatsheften 1894 Nov. Sie enthalten Vieles über die Berliner Stimmung 1806—8 und sind nur theilweise im Obigen benutzt.

(1761—1821, seit 1805 in Berlin), ein freisinniger, geschmackvoller, praktisch ungemein thätiger Theologe, der seine Aufgabe darin sah, daß er, anstatt Demuth und Unterwerfung unter den Willen des augenblicklichen Machthabers zu empfehlen, die Liebe zum angestammten Königshause forderte und selbst pflegte, vor Allem zum Ausharren und zum Vertrauen auf die Zukunft ermunterte. Die muthigen und verständigen Predigten, die er seit dem 8. Februar 1807 hielt, brachten außer ihrem theologischen Inhalt die deutlichsten Anspielungen auf die unmittelbaren Zeitereignisse und wirkten durch diese den Lesern verständlichen und sympathischen Hindeutungen so sehr, daß der Jahrgang 1807 drei Auflagen erlebte. Kein Wunder, daß der kühne Redner den Franzosen unbequem war (s. o. S. 240).

Wie der Muth der Berliner sich hob, je länger die Occupation dauerte, so sank die Zuversicht der Franzosen. Gar viele hatten ursprünglich wohl geglaubt, aus dem nördlichen Deutschland eine französische Provinz oder einen kaiserlichen Nebenstaat machen zu können; Manche kamen zu der Ueberzeugung, daß sie es hier mit einem andern Gegner zu thun hatten, als sie bisher meist angetroffen. Barante, der als Auditor beim Staatsrathe den Kaiser nach Berlin begleitet hatte, rief (1807) beim Anblick der in einen Cavalleriestall umgewandelten Orangerie vorahnend aus: „Ich fürchte, auch unsere Orangerieen werden sich einst mit deutschen Rossen füllen."

Die meisten Franzosen wären froh gewesen, nach der Heimath zurückzukehren, die Berliner sehnten sich nach Befreiung. Als im Sept. 1808 sich das Gerücht verbreitete, das Königspaar werde zurückkommen, wurde auf Anregung angesehener Bürger durch Schadow der kleine Altar auf der Louseninsel errichtet, der noch heute steht. Er war bestimmt zum Wahrzeichen der Anhänglichkeit und Liebe für die von den Feinden vielgeschmähte, von den Unterthanen innig bewunderte Königin. Damals hielt Bischof Eylert eine Predigt, in der er die Frage: „Wie sollen wir unsern König empfangen" also beantwortete:

„mit prunklosem Ausdruck eines wehmuthfrohen Herzens, mit tiefem Gefühl einer schuldigen Ehrfurcht, im Einklang herzlicher Eintracht, im würdevollen Bewußtsein einer unerschüttert gebliebenen Treue, mit männlichem Ernst eines christlich-religiösen Sinns."

Das Gerücht von der Rückkehr des Herrscherpaares war jedoch falsch. Es dauerte noch länger als ein Jahr, bis König und Königin in Berlin einzogen. Am 3. Dec. 1808 zogen die Franzosen ab. Der General St. Hilaire übergab dem Prinzen Ferdinand die Stadtschlüssel und hielt dabei eine längere Rede, in welcher er hervorhob, daß die meisten Preußen die Verbindung mit Frankreich und den Weltfrieden liebten. Dem General selbst wurde von der Vossischen Zeitung das Zeugniß eines Biedermanns ertheilt, der als Feind gekommen sei, aber als Freund scheide.

Am 10. Dec. rückte das Gros der preußischen Truppen ein, nachdem in den vorhergehenden Tagen schon einige Vorläufer gekommen waren. Es herrschte helles klares Wetter. „Heiterer noch", mit diesen Worten begrüßte die Vossische Zeitung (13. Dec.) die Heimkehrenden, „als der Himmel waren die Herzen." Bürgermeister Köls — in Vertretung Büsching's — empfing die Heimkehrenden mit kurzen Worten: „Dieser Moment unserer freudigen Wiedervereinigung verlöscht das Andenken an das, was wir gelitten! Ein glückliches Loos erwartet uns nun! Der Verein aller Stände zu einem Zweck wird das Vertrauen der Liebe und Achtung aller Staatsbürger gegen einander erhöhen und fest erhalten und eine nicht zu zerstörende Harmonie begründen." Zur Feier des Abmarsches der Franzosen erschien von Fouqué ein „Gespräch zweier preußischer Edelleute", in dem der Vorschlag einer von Adligen einzuübenden und anzuführenden Landwehr gemacht wurde.*)

Es fehlte nicht an mancherlei Ovationen für die Langersehnten. Ein Festessen fand für die Offiziere statt; im Theater wurde eine Festvorstellung veranstaltet, bei welcher es, ebenso

*) Koch, Fouqué, S. XXIV.

wie bei anderen feierlichen Veranlassungen, an Lebehochs auf den König nicht fehlte. Von allen Kriegern, welche in Berlin eingezogen waren, wurde der Major Schill am meisten gefeiert. Vielen galt dieser kühne Parteigänger als der wahre Held, als der eigentliche Retter des Vaterlandes. Schill lehnte die Huldigungen bescheiden ab und wies auf die Zukunft hin, in welcher er sich die Anerkennung seiner Vaterlandsgenossen durch wackere Thaten verdienen wolle. Am 17. Dec. veröffentlichte er in den Berliner Zeitungen eine Danksagung: Wie er den König alle Tage preise, „so geschehe auch von uns der Ruf: es leben hoch seine treuen und guten Berliner."

Die Berliner Zeitungen, welche so lange ihre patriotische Gesangeskunst hatten verbergen müssen — denn so weit hatten sie sich nicht erniedrigt, an Neujahrs- und Geburtstagen Huldigungsgesänge auf den Unterdrücker anzustimmen — fanden nun in der Rückkehr der preußischen Soldaten einen willkommenen Stoff. Aus den Gedichten jener Zeit mag wenigstens eines hier mitgetheilt werden. Es lautet:

Gedanken beim Einzug unserer Krieger am 10. Dec. 1808.

Berlin sieht seine Waffenbrüder,
Berlin sieht seine Adler wieder,
Sieht sie gerührt und hocherfreut.
Haus, Herz und Arm ist ihnen offen.
Gottlob, nach jahrelangem Hoffen
Beseligt uns die Wirklichkeit.

Ein Geist belebe nun den Krieger,
Den Adel, Bürger, Volk und Pflüger;
Ein Wahlspruch schließ' uns Alle ein:
„Dem Vaterland und unserm König
Ergeben, treu und unterthänig,
Und Brüder unter uns zu sein."

So wird nach trüben Trauerstunden
Die Ruhe wieder aufgefunden,
Die unser Herz so lang' entbehrt.
So tilgen wir von Preußens Fluren
Nach Jahren einst des Krieges Spuren
Und sind des großen Friedrich werth.

Die Vossische Zeitung, der das vorstehende Gedicht entnommen ist, kam nun nicht wieder in die Lage, freiwillig oder gezwungen Artikel aus dem „Telegraphen" herüberzunehmen. Denn am Tage des Abzugs der Franzosen erschien auch die letzte Nummer dieses traurigen Denkmals der französischen Occupation. Der Herausgeber K. J. Lange verschwand aus Berlin und ward nicht wiedergesehen. Schon zur Franzosenzeit soll er, wenn ein Memoirenschreiber recht berichtet, manchen Insulten ausgesetzt gewesen sein; nun, ohne den Schutz der französischen Behörden, wäre er gewiß vogelfrei gewesen.

Die Berliner rächten sich in ihrer Weise an dem, der sie so lange in Athem gehalten hatte. Sie verbreiteten Carricaturen und sangen Spottlieder. In der einen Carricatur wurde Lange als wildes Thier dargestellt, das in die Hölle gezogen wird, aber, wie es in der Inschrift heißt, den ganzen Höllenpfuhl verstänkern wird. In der andern, überschrieben: „Fidebus (sic) für rechtliche Leute", sitzt er an einen Pfahl angebunden auf einem Scheiterhaufen, in der Hand ein Buch: „Matthäi am letzten". Ferner wurde ein Farbendruck verbreitet mit der Ueberschrift: „Finale des Verfassers des Telegraphen-Lange oder Langens Ankunft und Empfang am verdienten Ort." Er stellte dar, wie Lange von einem höllischen Diener weggeschnappt wurde. Ihm kamen die Worte aus dem Munde: „Wey mir, ich bin ja Alexander, David's Sohn." Ein Franzose, der ihn am Rockschoß packte, rief verwundert aus: „Potz Teufel, er ist ja unser Hofrath." Im Höllenrachen lief ihm ein Hahn entgegen mit dem Rufe: „Kikiriki, bist Du endlich da?" Der Teufel, der ihm seine Krallen entgegenstreckte, begrüßte ihn: „Willkommen, Herr Doctor." Das Spottlied, dem, die damalige sittliche Auffassung Berlins kennzeichnend, ein recht freies Klagelied einer Berlinerin über das Aufhören der Einquartirung folgte, rief alle Thiere niederer Art, Raubthiere und Gewürm zusammen, um die Leichenfeier des Entschlafenen zu begehen. Denn, so schließt der Dichter:

Es ist ein Mann gestorben,
Gott sei es Lob und Dank,
der sich den Ruhm erworben:
er zankte lebenslang.
Der kühne Geißelsschwinger,
der Vaterlandsdespot,
schläft zugedeckt mit Dünger,
denn er ist mausetodt.

Der Mann, der Fluch und Schrecken
rings um uns her gestreut,
der Fürsten durfte necken
mit kecker Sicherheit,
der Fischer in dem Trüben,
der hämische Zelot,
der Lange Herr, ihr Lieben,
der Telegraph ist todt.

Glücklicherweise sind jene poetischen Erzeugnisse, das Begrüßungsgedicht der Truppen und die Spottverse auf Lange nicht die einzigen Denkmäler der damals in Berlin herrschenden Gesinnung. Auf die Tage unmännlicher Feigheit und unwürdiger Selbsterniedrigung folgten lange Jahre ernster innerer Arbeit. Wie die Männer, welche an der Spitze des preußischen Staates standen, durch ihre segensreichen Reformen eine neue Zukunft vorbereiteten und die traurigen Zustände vergangener Zeiten vergessen zu machen suchten, so erwuchs in Berlin ein neues Geschlecht, das, Fichte's Lehren beherzigend, die innere und äußere Befreiung vorzubereiten verstand.

Ein merkwürdiges Bild von dem Umschwung der Anschauungen und Verhältnisse bietet der Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. Erster Theil. Berlin 1808.“*) Er ist hauptsächlich eine gemeinsame Arbeit Varnhagen's und Wilhelm Neumann's. Dieser seltsame Roman, dessen an manchen Stellen hervortretende Goethe-

*) Nähere Deutung der Einzelheiten des Romans durch Cl. Brentano in Görres' Briefen II, 83fg. Danach hätte Fouqué das Schlußkapitel geschrieben. Vgl. besonders Varnhagen, Denkwürdigkeiten II, 15fg. Goedeke, Grundriß alte Ausg. III, 81. Hoffmann, Serapionsbrüder. 2. Absch. ed. Hempel I, 116.

begeisterung, dessen satirische Schilderungen litterarischer Zustände und Persönlichkeiten, z. B. Jean Paul's, Voß' und anderer, hier unbeachtet bleiben müssen, erzählt die Geschichte eines Jünglings, dem das Leben nichts ist als der Inbegriff von sinnlichen und geistigen Genüssen, nichts als eine ewig wechselnde Befriedigung seines schrankenlosen Egoismus. Unthätig und doch immer scheinbar beschäftigt, richtet der gut geartete, aber zum Bösen bestimmte Held nichts als Unheil an: er bringt seine Geliebte, eine verheirathete Frau, in die schrecklichste Lage, ist schuld an dem Tode ihres Mannes, tödtet ihren Bruder in einem Duell, verletzt die Nächststehenden, schändet ein Mädchen, das die Braut eines Anderen ist, und verursacht den Tod des Bräutigams dieses Mädchens. Er ist ein Genießling, der träumerisch, nur nach geistiger Anregung sich sehnend und in geistiger Aufregung schwelgend, sein Leben verbringt, Begeisterung für die schöne Natur und alleinige Erquickung im Umgang mit sogenannten höheren Kreisen empfindet. Der Staat existirt für ihn ebenso wenig wie das Volk. Da muß er nun die Leiden des Volkes mit ansehen und die Zerstörung des Staates: Das friedliche Leben des Schlosses, dem er freilich durch sein unglückliches Geschick schon zwei Wunden zugefügt hat, wird durch die Schrecken dieses Krieges völlig vernichtet, einer der ständigen Gäste des Schlosses stirbt in der Schlacht, ein anderer, der vorübergehend daselbst geweilt, wird verwundet dorthin gebracht. Der gleichfalls verwundete Romanheld pflegt seine Wunden und läßt sie pflegen, so lange er jenes Scharmützel, in welchem er selbst verwundet worden, als einen kleinen Unglücksfall betrachtet; als er aber, durch den Brief eines Freundes unterrichtet, die Niederlage der Seinigen und die schmerzliche Uebergabe der Festungen erfährt, verschmäht er weitere Pflege und verabscheut das Leben. Er reißt seinen Verband auf, läßt sein Blut dahinströmen und stirbt. An seinem Bette findet man ein langes Gedicht: „Nach Petrarcas sechzehnter Canzone gebaut“, in welchem zum Schluß den Freunden verkündet wird:

Daß hier das Herz auf tönenden Geschossen,
Frei in Gesang ergossen,
Noch wolle Gott ansagen,
Wie gleicher Weise, wenn des Himmels Zeichen
Zum Freiheitsbunde tagen,
Es frei hinströmte wohl den blut'gen Streichen.

In den letzten Fieberphantasien aber war der Unglückliche emporgehoben über das Leid der Gegenwart, aus dem Traum heraus rief er mit großer, gewaltsamer Anstrengung seiner Kräfte: „Drauf! drauf! wer ein braver Preuße ist! Wir haben's gleich." Denn das ist eben der Gehalt des Romans und die wahre Bedeutung des Zeitumschwungs: Die Verzweiflung trieb nicht nur in den Tod, sondern sie schuf auch Männer. Mancher Brave aber, der für sich nichts mehr von dem schnöden Leben erwartete und freiwillig oder der Natur gehorchend dem Tode verfiel, schloß selig lächelnd seine Augen in der Hoffnung auf eine schöne und freie Zukunft.

Zweites Buch.

Wiedergeburt und Befreiung.

(1808—1815.)

Achtes Kapitel.

Neue Epoche wissenschaftlichen Lebens.

Selbst die langlebigen Männer der Aufklärungsperiode waren dahingegangen. Nicolai, der einer ganzen litterarischen Epoche sein Gepräge verliehen hatte und der am längsten lebte, starb 1811. Noch bis zuletzt hatte er seine aus Stolz und Bescheidenheit gemischte Stimmung bewahrt*): „Ich bin keineswegs der Hohepriester im Tempel der Litteratur, sondern allenfalls der vieljährige Küster desselben, welcher die Schlösser treulich bewahrt und hin und wieder die Wechsler und ander Volk, welches den heiligen Opferheerd entheiligte, herausgetrieben hat."

Er mußte es erleben, daß zwei, die er gewiß zu jenen Wechslern zählte, das wissenschaftliche Leben Berlins erneuerten: Fichte und Schleiermacher, und daß zwei andere, denen er bei seiner Einseitigkeit nie gerecht geworden wäre, mit jenen wetteiferten: Wolf und W. v. Humboldt. Diese Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens ist eines der wesentlichsten Momente der inneren Wiedergeburt, die sich in Berlin und ganz Preußen während der Anwesenheit, besonders nach dem Wegzug der Franzosen vollzog.

Der erste der vier Männer, der dauernd nach Berlin übersiedelte, war J. G. Fichte**) (schon 1799), geboren 1762, ge-

*) An Böttiger 31. Mai 1810.

**) Für Fichte sind benutzt: Leben und litt. Briefw., hgg. von dem Sohne, 2 Bde. Sulzbach 1830fg. Kuno Fischer, A. D. B. VI, 761ff., aus dem einige über Philosophie handelnde Sätze entnommen sind.

ſtorben 1814. Während man bei andern Philoſophen über dem Syſtem die Perſon vergaß, wirkte ſein Charakter weit mehr als ſein Syſtem. Der Mann feſſelte und imponirte in höherem Grade als ſeine Werke. „Ich kann noch garnicht das Verſchwinden dieſes ſo kräftigen, herrlichen Mannes faſſen und begreifen," jammerte bei ſeinem Tode Einer, der von ſeiner Philoſophie wenig hielt oder verſtand. Mannesmuth und Würde hatten Fichte bei allen Gelegenheiten geziert: in den Tagen, da die Blut- und Greuelherrſchaft in Paris die zahlreichen in Deutſchland rege gewordenen Sympathien für die franzöſiſche Revolution jählings zerſtörte, ſuchte er die Idee, welche die Revolution hervorgerufen hatte, zu retten und edirte ſeine Schrift, in der er dies verſucht hatte, aufs Neue, obgleich es damals auch in Deutſchland nicht ungefährlich war, frei zu ſprechen. Trotz der auf Atheismus lautenden Anklage hielt er ſeine freie religiöſe Ueberzeugung aufrecht und ergriff lieber den Wanderſtab, als daß er ſeine ehrliche Meinung opferte. In den Zeiten der Franzoſenherrſchaft, unbekümmert um einheimiſche und fremde Späher, machte er kein Hehl aus ſeiner Gewißheit von der Geſundheit der Volkskraft und verkündete ſeine Hoffnung auf die Zukunft. Er gehörte zu den Wenigen, die ſich rühmen durften, „daß er frei geathmet, gelebt, gedacht habe und ſeinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen". Er war es auch, der am liebſten als eine Art weltlicher Prediger den König in den Feldzug begleiten wollte, und der trotz der Ungewohntheit militäriſcher Uebungen beim Landſturm eintrat, wobei er freilich den Carricaturenzeichnern nicht entgehen konnte; er ſtarb als ein Opfer des Krieges, angeſteckt durch ſeine Frau, die auf ſeinen Antrieb in den Lazarethen die Verwundeten treu gepflegt hatte.

Schmoller, Fichte, Jena 1865. Zeller, Fichte als Politiker (Sybel, Hiſt. Zeitſchr. IV). Einzelnes: K. v. Wolzogen, Nachlaß II, 445; Varnhagen, Denkwürdigkeiten I, 235; Wundt, Deutſche Rundſchau 1891, Aug. S. 195; Uhden's Aeußerung, Euphorion I, 373, 379; Briefe Sander's an Böttiger. Ueber die Reden an die deutſche Nation oben S. 241.

In Berlin hatte er ſich nicht eben rühmlich eingeführt, denn zu ſeinen erſten Berliner Arbeiten gehörte das Pamphlet gegen Nicolai, das dieſen trotz allem verdienſtvollen und ehrwürdigen Greis, der allerdings krankhaft alles Neue und daher auch jede neue Philoſophie bekämpfte, unfläthig als „armen Wicht, allererbärmlichſten Geſellen", ja als „litterariſches Stinkthier und Natter" geißelte. Kein Wunder, daß Nicolai und die Seinen Fichte Schwierigkeiten in den Weg legten, z. B. ſeinen Eintritt in die Academie zu hindern ſuchten,*) wenn dieſe Schwierigkeiten auch nicht ſo groß waren, wie Fichte in ſeiner übergroßen Empfindlichkeit meinte. Seit ſeinem erſten Erſcheinen in Berlin durch den König geſchützt, der bei ſolcher Abwehr offener und geheimer Denunciationen einen ſchönen Muth zeigte, gewann er bald feſten Fuß.

Fichte mußte mühſam ſeinen Platz behaupten. W. v. Humboldt, der die Berliner Stimmung gut kannte, ohne ſie immer zu billigen, meinte noch 1801: „Die Meiſten halten Fichte für einen unſchädlichen Grübler, Manche aber für einen Tollhäusler."

Ohne ſichere äußere Stellung, ja auch ohne einen materiellen Rückhalt zu haben — die Erlanger Sommerprofeſſur behielt er nur ein Semeſter und das Verweilen und Lehren in Königsberg war gleichfalls nur Epiſode — begann er Vorleſungen zu halten. Zu ihnen drängte ſich ein großes Publicum, Männer und Frauen, Gelehrte und Künſtler, ſelbſt Staatsmänner erſten Ranges, ein Publicum, das er freilich manchmal durch ſeine brüske Art verletzte. Aber ſeiner herben Natur war das Kämpfen nothwendig: mit ſeinen Zuhörern kam es, wie Sander berichtet, zu argem Streit, ſo daß einmal, nach einer gröblichen Invective, kein Menſch erſchien; mit ſeinen Collegen an der Univerſität gerieth er in ſo ſchwere Differenzen, daß er nur mit knapper Mühe das Rectorat erlangte und während ſeiner amtlichen Thätigkeit durch

---

*) Sander an Böttiger 21. März 1805. Fichte fehlte nur eine Stimme an der Majorität; dieſe gab Tralles gegen ihn ab, weil Fichte ihn nicht beſucht hatte.

sein allzustraffes Auftreten Viele verletzte; seine Stellung war so wenig haltbar, daß er, um den beständigen Differenzen zu entgehen, sich geneigt zeigte, seinen Abschied zu nehmen. Nur mit Wenigen lebte er in ungetrübter Intimität, z. B. mit Bernhardi, den er gern als den Braven und Wackern bezeichnete, mit den meisten gleichzeitigen Philosophen stritt er einen schweren Kampf, der nach der Sitte jener Zeit von häßlichen Persönlichkeiten nicht frei war; eine merkwürdige Ausnahme machte seine Stellung zu Pestalozzi, dessen Erziehungssystem er als das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit erklärte.

Fichte's Vollendung seines Systems und die tiefere Ausbildung seines Wesens gehört der Berliner Zeit an. Dem „geschlossenen Handelsstaat" und „der Bestimmung des Menschen" folgte ein dreijähriges Schweigen. Dann erschienen aber, unmittelbar nachdem sie vor einem großen Publicum gehalten waren, rasch hintereinander die Vorlesungen „Ueber die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", „Ueber das Wesen des Gelehrten", „Ueber die Religionslehre", denen die schon gewürdigten „Reden an die deutsche Nation" als Schlußstück angefügt wurden. Seinem klaren deutschen Denken ebenbürtig war seine reine deutsche Sprache.

Fichte's Thema war „die Entstehung und Entwickelung des Bewußtseins des Wesens des Geistes". Daraus entstand das Entwickelungsgesetz, die Wissenschaftslehre, die von dem Ich oder dem Selbstbewußtsein ausgingen. Die letzteren Theile waren das eigentliche Element seiner Philosophie, die Sittenlehre sein reifstes Werk. Der Mensch sollte zum Handeln erzogen werden, zu einem derartigen Handeln, das stets den sittlichen Grund formulirte; Liebe, Mitleid, alle Weichheit der Natur sollten nur soweit zugelassen werden, als dadurch das Handeln gefördert wurde; Lüge als auf Feigheit beruhend galt als verabscheuungswürdig. Dabei sollte das Ziel der Sittenlehre die Freiheit von der Welt bei absoluter Lauterkeit der Gesinnung und des Willens sein. Neben Fichte den Philosophen tritt der sociale Schriftsteller

und Politiker. Nach seiner Meinung war der Staat durch einen Vertrag entstanden. Der Philosoph wies dem nur von einer Oberbehörde, dem Ephorat, überwachten Staate eine erschreckende Omnipotenz zu, die jeden individuellen Willen unterdrückte, Recht, Erziehung, Arbeit, Wissenschaft unter seine Fittige nehmen, die Einzelnen geradezu auf eine bestimmte Thätigkeit hinweisen, Grund und Boden an die Bürger vertheilen, dagegen dem Individuum innerhalb seines Hauses die unbedingteste Freiheit gewähren sollte.

Erst durch die Noth der Zeit verwandelte sich Fichte's weltbürgerliche Geringschätzung der Nationalität und des Vaterlandes in eifrigen Patriotismus. Hatte er früher die Wirksamkeit des Staates allein auf die materielle Wohlfahrt einschränken wollen, so lehrte er später, daß sich der Staat die sittliche Bildung zum Ziele setzen, und daß Deutschland als das Land, von wo aus allein die Bildung sich verbreiten könnte, wiedergeboren werden müsse.

Ohne Berücksichtigung der Bedürfnisse der Zeit wollte er ein durch den Staat eingeführtes und nach seinem Werthe bestimmtes Geld, womöglich vollständige Unterdrückung des Handels mit dem Ausland, höchstens Gestattung dieses Handels als Staatsmonopol. Den Adel des Rechts hatte er früher für vollkommen unbillig gehalten und nur den Adel der Meinung gelten lassen wollen; später mäßigte er diese Ansichten. Die Kirche dagegen — nicht die Religion, deren Ewigkeit er anerkannte, ohne einen menschlichen Bestand anzunehmen, und deren treuer Diener selbst in äußerlichen Dingen er war — galt ihm stets als eine Art durch Vertrag begründete Gemeinschaft, die aufgehoben und deren Güter durch die Gesammtheit zu ihren Zwecken verwendet werden dürften. Denn Kirche und Staat betrachtete er stets nur als Gemeinwesen, die zur Zeit noch nicht entbehrt werden könnten; als das Höchste erschien ihm das Ueberflüssigwerden jeder Staatsverbindung, sobald die Vernunft als allgewaltige Richterin anerkannt würde, dann werde das

Ideal, nämlich die Gemeinschaft aller Wissenden, Gebildeten und Gelehrten eintreten.

Doch bei Fichte wie bei anderen bedeutenden Menschen besteht der Einfluß, den sie üben, weniger in einzelnen Schriften oder einer wichtigen Hauptlehre, als in der Gesammtwirkung, die von ihrer Persönlichkeit ausgeht. Als ein „herrlicher, göttlicher" Mann erschien Fichte manchen Jüngeren, z. B. Varnhagen und Chamisso; für sie „blieb fortan über allem tauben und irren Gewoge des Lebens dieser Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuversichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu reinigen und zu stärken".

Der zweite unter den Neubegründern des wissenschaftlichen Lebens war F. A. Wolf, 1759—1824, von 1781 bis 1806 in Halle, von 1807 bis fast zu seinem Tode in Berlin.*) Dort weilte er zuerst als Gast ohne eine bestimmt ihm zugewiesene Thätigkeit, blieb aber, obwohl er sich aus der großen geräuschvollen Stadt nicht selten fortsehnte, dort bis zum Antritt seiner letzten großen Reise, die er wenige Monate vor seinem Tode unternahm. Er war eine Zeitlang Visitator der Berlinischen Gymnasien, speciell des Joachimsthal'schen, dann, allerdings auch nur kurze Zeit, Director der wissenschaftlichen Deputation in der Section des öffentlichen Unterrichts, Academiker, später Ehrenmitglied der Academie, Lehrer der Universität, ohne als wirklicher Professor aufgeführt zu werden. Seine Lehrthätigkeit in Berlin war mit der in Halle nicht zu vergleichen. An jenem Ort war Lehren sein vornehmstes Geschäft gewesen, an diesem unterbrach er seine Thätigkeit durch viele Reisen, willkürlich gewählte und langausgesponnene Ferien. Doch war er einer der Hauptanreger

*) Für F. A. Wolf sind benutzt die speciellen Werke von Körte, 2 Bde., Essen 1833, und Arnoldt, 2 Bde., Lzg. 1861; Bernays, Goethe's Briefe an Wolf, Leipzig 1868; Wolf's Briefe an Goethe, G. J. XV, 54—68, 81—96; Peters' Progr., Frkft. 1890; Bursian, Geschichte der klass. Phil. 512—550; Schrader, Gesch. der Univ. Halle, Berlin, 2 Bde., 1894, bes. I, 434—462; Varrentrapp, Johannes Schulze, Lpz. 1889, passim. Einzelne Notizen aus Uhden's Briefen, Euphorion Bd. I, 366, 372.

der Berliner Universität und verharrte musterhaft in den schweren Zeiten von 1813, als Andere fahnenflüchtig zu werden Miene machten. Hatte er in seiner ersten Hochschule immer mehr anschwellende Scharen um sich gesehen, so mußte er sich in Berlin oft mit Wenigen begnügen;*) seine Berliner Zeit war „ein trüber Epilog zu dem herrlichen Schauspiele seiner früheren Wirksamkeit". Daher entwickelten sich seine herben Seiten immer mehr: seine Widerborstigkeit, seine Lust am Widerspruch, seine Selbstunzufriedenheit, seine Unbeständigkeit und Unfähigkeit zu praktischen Geschäften, seine Herrschsucht, die sich bis zu der naiven Tyrannei verstieg, daß er den Befehl erließ, in seinem Hause dürfte nicht geträumt werden, und die ihn in mannigfache Fehden mit Gelehrten, in unangenehmen Schriftwechsel mit Behörden verwickelte, sein geringer Sinn für die Kunst, der ihn ungerecht gegen deren allmählich sich vollziehende Entwickelung machte und ihn dazu verleitete, das ganze Kunstgebiet den Kennern zu verschließen und den Künstlern allein zu überlassen. Aber die Größe seiner Persönlichkeit, die durch derartige Mängel nicht verkleinert wird, und die Gewalt seines Einflusses zeigte sich auch in Berlin. Wolf war und blieb ein glänzender Lehrer. Er wollte zeitlebens nicht Schriftsteller, sondern Lehrer sein. Wenige verstanden es wie er, der ausgestattet war mit einem wohlklingenden Organ, mit wunderbarer Klarheit der Gedanken und behendem Witz, durch das freie, erst im Augenblick gestaltete, dem Bedürfnisse der Zuhörer und der eigenen Stimmung angemessene lebendige Wort das lebendige Wissen zu überliefern. Er bethätigte vollkommen seinen Wahlspruch: „Habe Geist und wecke den Geist"; denn nicht die einzelnen Thatsachen zu überliefern, vieles Unbekannte zu lehren erachtete er für seine Aufgabe, sondern wie er es selbst einmal ausdrückte: „Grundsätze mitzutheilen, die zur Erwerbung eigener Einsicht reizten und leiteten."

*) Schon die Privatvorlesungen 1807—8 fanden so wenig Anklang, daß er sie gar nicht lesen wollte. Fritz von Bülow an Ernst Schulze 1809, Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 12, 1891.

Daher wurde er nicht müde, in academischen Programmen, in Vorlesungen, in dem zu Halle begründeten philologischen Seminar, seiner Meisterwerkstatt, und wo er sonst an die Jugend das Wort richtete, auch in heiterer Geselligkeit, wobei er in Trinken und Scherzen mit den Jüngsten wetteiferte, zur Pflege des idealen Sinnes zu mahnen, der beim Lernen und Forschen von jedem äußeren Vortheil absehe und ermangelte nicht andererseits das frühzeitige Pflegen eines bestimmten Faches anzurathen, damit das geistige Streben nicht zersplittert und das Sammeln eines wirklichen, wenn auch beschränkten Wissensschatzes an die Stelle schöngeistiger Oberflächlichkeit und dilettantischer Genäschigkeit gesetzt werde. Er gewann auf die Jugend eine gewaltige Einwirkung und pflanzte einer ganzen Generation außer einem Theil seines ausgebreiteten Wissens besonders seinen Eifer und seine Forscherlust ein. Er schuf ein Geschlecht von Lehrern, von Schulmännern für die Gymnasien, denen ein früher nothwendiges Requisit, nämlich die theologische Vorbereitung und Drillung, völlig abging, stellte gelehrte Philologen auf, die freilich zu ihrem und ihrer Schüler Nachtheil praktischer und theoretischer pädagogischer Ausbildung und Erfahrung ermangelten, die sich aber wenigstens eines unbestrittenen Besitzes, nämlich einer selbständigen Kenntniß der alten Sprachen rühmen durften. Er konnte sich mit Recht als ein Erster in seinem Fach, als ein vielgepriesener Führer einer großen jugendlichen Schar betrachten und der Hoffnung hingeben, daß seine Einwirkung mit seinem Hinscheiden nicht zu Ende sein würde. „Ich genieße," sagte er einmal, „ein Glück, das Wenigen in meiner Lage zu Theil worden ist, noch lebend zu sehen, was die mühsamen Pflanzungen für die künftige Zeit versprechen, und wie sie gedeihen möchten, wenn man nicht mehr dabei ist."

Wolf wurde der Begründer der Philologie und Alterthumswissenschaft. Obwohl zuerst als Professor der Pädagogik berufen, wandte er von vornherein seine ganze Thätigkeit auf die Philologie; er befreite sie von jeder Verbindung mit der Theologie,

von jeder Bevormundung durch diese. Er war ein Lateiner ersten Ranges, zugleich ein deutscher Schriftsteller von eigenthümlicher Kraft, der Ausländern gegenüber zu jeder Zeit, seinen Landsleuten aber vornehmlich in der Periode nationaler Noth die heimische Sprache nachdrücklich in Schutz nahm. Unter ihren Vertretern pries er als bedeutendsten Goethe und wußte ihn, der in Halle gelegentlich sein Zuhörer gewesen war, durch sein mächtiges Wort auch in Berlin zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Die Schriftsteller des Alterthums waren ihm so vertraut wie Individuen, deren persönlicher Bekanntschaft er sich erfreut hatte; die Philologie nicht eine Wissenschaft neben anderen, sondern die Wissenschaft, deren Resultate ebenso überzeugend sein sollten, wie die Beweise der exacten Wissenschaften. In seiner größten wissenschaftlichen Einzelthat, den „Prolegomena zu Homer", hatte er mit kühner, dabei aber umsichtiger und besonnener Methode der Forschung, mit historischer Kritik, durch die er schwächliche, ästhetische Betrachtungsweise entthronte, das allmähliche, verschiedenen Menschen und Zeitaltern angehörige Entstehen des größten Epos des Alterthums darzulegen gesucht, das man Jahrhunderte lang als die Schöpfung eines großen Dichtergeistes anzustaunen gewohnt war. Durch solche Darlegungen, die schaffenden Künstlern widrig sein mußten, daher außer begeistertem Zujauchzen heftige Entgegnungen hervorriefen, hatte er Untersuchungen angeregt, die nicht bei einem Dichtwerke des Alterthums stehen blieben, sondern für die epische Poesie überhaupt nutzbar gemacht werden konnten. Die von ihm geübte Kritik wurde nicht bloß für die Philologie, sondern auch für die Geschichtswissenschaft fruchtbar: Niebuhr ward durch seine Untersuchungen angeregt, und Dahlmann bekannte, von Niemandem so nachhaltig bestimmt worden zu sein, als von Wolf. Eine solche Einwirkung konnte namentlich deshalb erfolgen, weil ihm überall, auch in derartigen Untersuchungen, nicht das Einzelne Selbstzweck war, sondern das Allgemeine; sein über Winckelmann gebrauchtes Wort läßt sich auch auf ihn anwenden: „die Blume

aller geschichtlichen Forschung sind die großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen". Daher erschöpfte er sich nicht in einzelnen gelehrten Abhandlungen und Emendationen, in Erklärungen und Uebersetzungen klassischer Schriften ins Lateinische und Deutsche, obwohl er ein ebenso gelehrter Sprachkenner und trotz alles Belferns der damaligen geschworenen Uebersetzergilde ein ebenbürtiger Dolmetsch der Gedanken der Alten war; Recensionen schrieb er nicht, theils weil die ihm darauf verwendete Zeit zu kostbar dünkte, theils die Schriften veraltet schienen, ehe die Besprechungen ihnen nachhinken konnten. Vielmehr legte er die Frucht seines Nachdenkens und seiner Forschung in wenigen allgemeinen Darlegungen nieder. Unter diesen sind die im „Museum der Alterthumswissenschaft" 1807 — einer in Berlin erschienenen, Goethe zugeeigneten Zeitschrift — die bedeutendsten. Dort tritt seine Wissenschaft, die Philologie oder Alterthumswissenschaft, nicht als eine Sammlung zufällig miteinander in Berührung gekommener Einzeldisciplinen, sondern als eine aus mannigfachen einzelnen Theilen zusammengesetzte Wissenschaft auf, die trotz ihrer Verschiedenheit zu einer Einheit hinstreben und nur in dieser Einheit begriffen werden können. Alterthumswissenschaft war ihm nach seinen eigenen Worten „Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit Handlungen und Schicksalen, mit politischen, gelehrten und häuslichen Zuständen der Griechen und Römer, mit ihrem Kultus, ihrer Sprache, Künsten und Wissenschaften, Sitten und Religion, Nationalcharakter und Denkart bekannt machen". Diesem allumfassenden Begriffe entsprach auch das Ziel dieser Wissenschaft. Denn ein solches Ziel bestand nicht in der Häufung gelehrter Kenntnisse zur Lösung manches Zweifels und zur Beantwortung vieler Fragen, sondern einerseits in der Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, andererseits in der harmonischen Ausbildung des Geistes und Gemüths der gegenwärtigen. Ein zu derartiger Harmonie strebender, trotz aller Schwächen vornehmer Mann war er, ein Mann, der den alten Hellenen in Weltanschauung und äußerem

Behaben nachzukommen sich bemühte. Mit Würde trug er die Anerkennungen, die ihm als Ehrenzeichen der Großen und als Lob der Besten zu Theil wurden. Denn trotz mancher Feindschaften und schneller Entfremdungen ging er nicht einsam durchs Leben. Goethe's Bewunderung und Wilhelm von Humboldt's thatkräftige Freundschaft genoß er ungetrübt Jahrzehnte lang. Aber auch minder bedeutenden Zeitgenossen, von denen leider keiner den Beruf fühlte, sein Wirken zu schildern, ward es klar, daß er nicht bloß ein kenntnißreicher Gelehrter und ein strenger Forscher, sondern ein umfassender Geist war, dessen Wirken nach Varnhagen's schönen Worten darin bestand, „die alten Sprachen und die Werke der Classiker aus dem verjährten Staube der Schulen in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise einzuführen".

Während Wolf sich in Berlin niemals heimisch fühlte, Fichte nur einem kleinen Kreise angehörte, wurde F. D. E. Schleiermacher (1768—1834)*) als Seelsorger und Redner eine populäre Figur. Die Kraft und Eindringlichkeit seiner Gelegenheitsreden wurde von Hoch und Niedrig empfunden, und gar Mancher datirte von der Predigt, mit der er durch Schleiermacher in den Bund der Kirche eingeführt wurde, eine neue Epoche. Welcher Unterschied zwischen dem Jüngling, der als angehender Gelehrter und Prediger in einem bescheidenen Zimmerchen Genosse der Romantiker gewesen, die „Lucinde" vertheidigt hatte und als Intimer der schönen Frau Herz Zielscheibe mancher spottfrohen Berliner gewesen war (1796—1802), und dem durch Seelenleiden und ernste Studien gereiften Manne, der 1807 nach

*) Für Schleiermacher: Dilthey, 1. (einziger) Band, Berlin 1868, ders. A. D. B. XXXI, 422—457. (Daselbst die Litteratur.) Aus Schleiermacher's Leben in Briefen, 4 Bände, Berlin. Gesammelte Predigten, 10 Bände, einzelnes Lommatzsch S. 163. Bes.: Schrader, Univ. Halle I, 615 ff.; Lommatzsch, Gesch. d. Dreifaltigkeitskirche, Berlin 1889; L. Geiger, Gesch. der Juden in Berlin, I, S. 15 ff., 108, II, 151 fg. — Schleiermacher's praktisches Wirken für Liturgie und Union, seine Thätigkeit im Agenda-Streit gehört einer späteren Epoche an.

Berlin kam. Durch seine Plato-Uebersetzung, seine „Kritik der Sittenlehre", den Entwurf zu einem neuen ethischen System und die erste Probe neutestamentlicher Kritik hatte er sich als Philosoph und Theolog einen bedeutenden Platz erobert. Seit 1808 war er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, seit 1809 Director der Berliner wissenschaftlichen Deputation, seit 1810 Professor der Theologie an der Universität, an deren Begründung er mit in erster Reihe betheiligt war, seit 1811 las er auch grundlegende philosophische Collegien, war in den schwersten Jahren als Politiker, seit 1815 auch als praktischer Theologe thätig und entfaltete auf allen diesen Gebieten eine Wirksamkeit von einer geradezu unvergleichlichen Vielseitigkeit. Bei Schleiermacher ähnlich wie bei Fichte und Wolf liegt der Nachdruck mehr auf dem gesprochenen als dem geschriebenen Wort. Der Schriftsteller in ihm gehört der deutschen Litteratur, der Redner Berlin an. Er hatte, wie er in seiner früheren Zeit 1802 einmal bekannte, „einen wahren Schauder vor dem Schreiben". Durch solche Arbeiten wurde er seinem Geständniß nach verzehrt, im Reden wurde ihm wohl. „Das Predigen," sagte er gelegentlich, „ist jetzt das eigentliche Mittel von persönlicher Wirkung auf den gemeinschaftlichen Sinn der Menschheit in Masse."

Nur zwei Schriften waren es eigentlich, die an der Spitze von Schleiermacher's litterarischer Laufbahn stehen, ihm einen Platz unter den führenden Geistern gaben und sowohl gleich bei ihrem Erscheinen als auch später eine große Einwirkung auf die Leser übten: die „Reden über die Religion" und die „Monologen". Schleiermacher war kein epochemachender Neuerer. Er hatte sich an Spinoza, Leibniz, Kant theils in stiller Nachahmung, theils in bewußtem Gegensatz gebildet. Er war, wie er einmal sehr anschaulich sagte, „wie jeder Theologe nur reif geworden durch Zweifel und Anfechtungen". Er war von den Romantikern ausgegangen. Was ihn mit diesen vereinte, war „die Sehnsucht nach dem Unendlichen bei gleichzeitiger Werthschätzung des sonderartigen Ich"; was ihn von jenen trennte und von der Romantik

befreite, war der sittliche Zweck und die Selbstbesinnung. Jene traten den ästhetischen Anschauungen der Aufklärungszeit, er den religiösen entgegen. Ihm galt es, die Religion wieder zu Ehren zu bringen unter ihren Verächtern, daher konnte er keinen starren Kirchenglauben predigen, sondern wollte die Vereinbarkeit echter Frömmigkeit mit tiefer geistiger Bildung lehren und gelangte zu einem vergeistigten Pantheismus, der den strengen Kirchenwächtern seiner Zeit unmöglich gefallen konnte. Er lehrte, daß Religion keine Kenntniß von Dogmen, keine Wissenschaft, sondern Gefühl sei. „In den Einwirkungen des Universums und dem, was dadurch in uns wird, alles Einzelne nicht für sich, sondern als einen Theil des Ganzen, alles Beschränkte nicht in seinem Gegensatz gegen Anderes, sondern als eine Darstellung des Unendlichen in unser Leben aufnehmen und uns davon bewegen lassen, das ist Religion." Er zeigte, daß religiöse Regungen nicht aus Furcht, sondern aus Betrachtung der Natur und Geschichte entstehen, und daß nur die Verkennung zu ihrer Verachtung führen könnte. Er sah in Gott und Unsterblichkeit nur nothwendige Voraussetzungen, die nur, insofern sie vom Gefühl der Menschen gestaltet seien, zum Begriff der Religion gehörten, und befürchtete, daß in der Vereinigung von Staat und Kirche die Religion mit Fehlern behaftet und ihrer Freiheit beraubt, durch die Verbindung von Priestern und Laien die Bedürfnisse der letzteren nicht befriedigt und die Wirksamkeit der ersteren gehemmt würde. In den Monologen suchte er die Stellung des Einzelnen, die sittliche Freiheit, die der Mensch sich selbst durch seinen eigenen Willensact schafft, die Theilnahme am Unendlichen darzuthun. Aber auch die sittliche Pflicht in weiteren Kreisen wünschte er zu lehren: die Theilnahme am Staat, in dem er kein nothwendiges Uebel oder Maschinenwerk sehen wollte, die Ausbildung der Sitten, die „Gewand und Hülle der inneren Eigenart" seien.

Keine der späteren Schriften hat auf die große Menge so bestimmend eingewirkt wie diese beiden. Vieles, wie die plato-

nischen Studien und Uebersetzungen, wendete sich an die Philologen, die neutestamentlichen Untersuchungen an den engeren Kreis theologischer Fachgenossen. Schleiermacher entwickelte in unermüdlichem Nachdenken sein System; erkannte Irrthümer gestand er offen ein, seine unbestechliche Wahrheitsliebe gewährleistete ihm die geistige Selbständigkeit. Von der größten Bedeutung wurde seine „Glaubenslehre" (1821—22, zweite Auflage 1830). Sie führte manche Sätze der Jugendschriften aus, vor allen den, daß Religion nicht Dogma sei, sie stellte fest, daß Religion eine nothwendige Funktion des Menschen sei und erkannte in der Offenbarung einen über das Christenthum hinausreichenden religiösen Vorgang.

Einen ähnlichen Einfluß wie durch seine Jugendschriften erzielte Schleiermacher durch seine Predigten. „Die höchsten Wirkungen seines Genies waren von der Kanzel", sagt sein Biograph. Er sprach einfach, ohne Bilder, ohne Anführung von Versen, doch konnte er warm und begeistert sprechen, gerührt und rührend, wenn er von Tod und Unsterblichkeit, Grab und Leiden zu reden hatte. Auch in diesen Predigten war es ihm weniger um die Unterweisung seiner Zuhörer in der Glaubenslehre, als um ihre sittliche Erziehung zu thun. Die Person des Erlösers war er bemüht in den Vordergrund zu stellen, die, ein Muster der Vollkommenheit, vorbildlich für jeden Einzelnen werden sollte. Die enge Verbindung von Religion und Leben schwebte ihm als Ideal vor. Seine Predigten waren von tiefer Sittlichkeit und warmem Patriotismus erfüllt. Schon 1808 verkündete er von der Kanzel als seine Ueberzeugung, daß das Vaterland aus Drangsal und Gefahren in Kurzem herrlich hervorgehen werde. Die Predigt zum Andenken der Königin Luise, die Reden, mit denen er die Neuordnung der städtischen Verhältnisse begleitete, die mächtigen Predigten aus dem Jahre 1812, die gewaltigen Ansprachen, mit denen er den heiligen Krieg, den Aufruf des Königs an sein Volk verkündete und die freiwilligen Jäger einsegnete, sind bewundernswerthe Denkmäler

oratorischer Kunst. Patriotischen Muth bewährte er auch in den schweren Zeiten der inneren Kämpfe Preußens. Wollte er auch nicht die Kanzel zum Kampfplatz machen, so hielt er doch selbst in den bedenklichsten Tagen nimmer feige den Ausdruck seiner Ueberzeugung zurück. Wenigen Predigern war es gleich ihm vergönnt, die Sittlichkeit seiner Hörer zu stärken und ihren Patriotismus zu beleben, „eine tiefere religiöse Gesinnung" hatte er, wie Steffens von ihm rühmte, „in die Familien der höheren Stände, in die Werkstätte des Bürgers hineingetragen."

Wenn bei Geisteshelden eine Rangordnung angenommen werden kann, dann steht unter den vier Begründern des wissenschaftlichen Lebens Wilhelm von Humboldt auf der höchsten Sprosse. Was jene Gutes hatten, besaß Humboldt in Vollkommenheit; wenn bei ihnen Mangel waltete, herrschte bei ihm Reichthum und Ueberfluß. Jene drei führten ein gutes häusliches Leben, waren wackere Gatten und gute Väter, aber das Harmonische fehlte im Hause: die Frauen waren gute, kleinbürgerliche Naturen, so daß Haus und Ehe einen etwas philisterhaften Anstrich empfingen, bei Humboldt dagegen waltete der Vater als Patriarch neben einem hochbegabten, tüchtigen Weibe, und Kinder entsprossen der Ehe, eines schöner als das andere, die meisten von hoher geistiger und künstlerischer Begabung, die das Haus zu einer geweihten Stätte erhoben und dem Leben einen idealen Anstrich gaben. Humboldt war kein Puritaner: ein starker sinnlicher Zug war in ihm nicht zu verkennen, aber doch waltet in seinen außerehelichen Beziehungen — er konnte nun einmal nicht ohne das Ewigweibliche existiren — echte Leidenschaft, gepaart mit männlich schöner Ritterlichkeit gegenüber der hausbackenen Moral des Einen, dem antiken Frauenhaß des Andern und dem weiblichen Anlehnungsbedürfniß des Dritten, bei dem die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft sich oft völlig verschoben. Mit der Noth des Lebens hatten die ersten drei Männer zu kämpfen, sie alle hatten Momente, wo sie der Armuth ins düstere Antlitz schauten und selbst zu den Zeiten, da es ihnen wohl erging, als gut-

gestellte Beamte mußten sie haushälterische Gewöhnungen bekunden, bis auf Wolf, dem bei seinen verschwenderischen Neigungen der Erwerbssinn abging. Humboldt war ein großer Herr, dessen vornehme Gelüste durch ein großes Vermögen befriedigt werden konnten, und der selbst in den Zeiten allgemeiner Noth trotz thätiger Theilnahme für die Leiden der Menge wie ein grand seigneur schaltete. Wolf war ein einseitiger Philologe, Fichte ein Philosoph, der seine Escapaden auf andere Gebiete mit einem Theile seines Ansehens büßte, Schleiermacher war und blieb Theologe, allerdings mit Seitensprüngen in andere Fächer, welche die Gewandtheit seines Geistes und die Vielseitigkeit seiner Begabung bekundeten. Humboldt war von einer bewundernswerthen Vielseitigkeit: Aesthetiker, Sprachforscher, Kunstkenner, Dichter, politischer Schriftsteller und Staatsmann. Denn obwohl auch Humboldt seine Zeiten hatte, in denen er die Sorge des Staates für den Wohlstand der Bürger als verderblich auffaßte und in denen er als das Höchste erklärte, daß Jeder sich selbst nur um seinetwillen entwickele, lebte er dennoch der Gegenwart und dem Vaterlande. Während Wolf unpraktisch der Zeit entrückt dahinwandelte, Fichte zwar den Zeitideen diente, aber kein Organ besaß, sich praktisch zu bethätigen, Schleiermacher infolge seines Berufs auf das Wort mehr als auf das Thun hingewiesen war, wirkte Humboldt, der die Gegenwart bezeichnete als „eine große Göttin und selten spröde gegen den, der sie mit einem gewissen heitern Muthe behandelt", als Staatsmann, als Gesandter in Rom und Wien, als Bundestagsbevollmächtigter in Frankfurt, als Minister mit großem Sinn und freiem Geist, befürwortete den Werth der öffentlichen Meinung und vertrat moderne Forderungen, wie Preßfreiheit und Einrichtung von Landständen. Nicht ungeehrt gingen jene drei durchs Leben: sie hatten Schüler, Bewunderer, Freunde, auch die Gunst Großer, selbst die Achtung der Größten wurde ihnen zutheil, aber diese erscheint als gelegentlicher Tribut, nicht als freie Gabe. Humboldt dagegen war Herzensfreund Schiller's und der geehrte Freund

Goethe's, selbst diesen Größten gegenüber erscheint er nicht wie der Begnadete, sondern spendete in gleichem Maß wie er empfing.

Wilhelm von Humboldt*), geboren 1767, gestorben 1835 lebte nicht dauernd in und bei Berlin, vornehmlich auf dem Landgute Tegel, das seit Nicolai's Zeiten eine traurige Berühmtheit erlangt hatte, durch Humboldt aber der Sitz eines reichen geistigen Lebens wurde. Er hielt sich vielmehr in Berlin nur auf bis 1787, dann 1791, ferner 1809—10, endlich fast ununterbrochen von 1818 bis zu seinem Tode.

In den ersten 32 Jahren seines Lebens war er ein geistreicher Dilettant, in den nächsten 20 Diplomat, in den letzten 16 Forscher. Von den Aufklärern war er ausgegangen und hielt zeitlebens an dem Guten fest, das er von ihnen gelernt hatte; eine gewisse Sentimentalität, die er sich in dem von Henriette Herz präsidirten Tugendverein angeeignet, verleugnete er auch später nicht. Als drittes kam ein starkes Gefühl des Deutschthums hinzu. Die stillen Jahre ländlicher Ruhe und die ertragreichen, mit den Geistesfürsten zugebrachten Monate bildeten die beste Vorbereitung für den langen Pariser und den längeren italienischen Aufenthalt, wo er trotz mannigfacher Geschäfte mit Leidenschaft und Virtuosität im Schönen und in der Kunst

*) Für W. v. Humboldt ist benutzt R. Haym, Berlin 1866. Alfr. Dove in A. D. B. XIII. Ges. Werke, 7 Bde., 1841—52. Dort die Briefe an Forster und Wolf. Die Corr. mit Schiller zuerst 1830, neue Ausgabe von F. Muncker, Stuttg. 1893; mit Goethe, Lpz. 1876 und Goethe-Jahrb. Bd. 8; mit Körner, Berlin 1880, Jacobi, Halle 1892, Schweighäuser, Paris 1892 (hübsche Einleitung von Laquiante); mit der Tochter Gabriele v. Bülow, Berlin 1893; Briefe an eine Freundin, zuerst 1847, in neuer Ausg. 2 Bde., Stuttg. 1886. Ueber Kunth die auch sonst wichtige Biographie von F. und P. Goldschmidt, 2. Aufl., Berlin 1888; die höchst merkwürdigen Briefe an Joh. Motherby, hgg. von H. Meisner, Leipzig 1892. Merkwürdige Aeußerungen der Rahel, Bd. I, 382, II, 185: „Er sei nur etwas, so lange er nichts sei. So wie er etwas werde, sei er gleich nichts". Und: „Wenn ich ihn wirklich weinen sehe, weiß ich nicht, ob es Thränen sind".

schwelgte. Dann kam eine kurze Zeit, wo er als Praktiker einen überraschenden Scharfsinn, staunenswerthe Arbeitskraft und zähe Energie bewies. Die letzten Jahrzehnte gehörten ausschließlich wissenschaftlicher Arbeit und philosophischer Betrachtung an. Humboldt war ein ungemein vielseitiger Schriftsteller, aber keiner, der durch den Glanz seiner Diktion packen und fortreißen kann. „In meiner Manier den Stoff zu behandeln", sagte er einmal selbst, „liegt etwas, das nothwendig auf die Form nachtheilig wirken muß." Von seinen größeren Arbeiten ist entweder in Folge des entlegenen Stoffes oder der schweren Ausdrucksweise keines in die Masse gedrungen. Während man daher das Wesen Wolf's, Fichte's und Schleiermacher's andeutet, freilich nicht erschöpft, wenn man die „Prolegomena", die „Reden an die deutsche Nation" und die „Reden über die Religion" nennt, giebt es für Humboldt kein einziges irgendwie bekanntes Werk, das im Stande ist, einen vollständigen Begriff von dem Reichthum seines Geistes zu geben. Unter seinen politisch-theoretischen Schriften die eigenthümlichsten waren die „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" 1791, in denen der Staat einzig als Nothanstalt zur Befriedigung der Sicherheit hingestellt wurde. Unter den Staatsschriften, deren größter Theil noch der Herausgabe harrt — übrigens einer glänzenden Widerlegung seiner Jugendansichten — war die bedeutendste die „Ueber preußische Verfassung" 1819, die, ohne unmittelbare Wirkung zu üben, zu dem Reifsten gehört, was damals politisch gedacht wurde. Seine Anschauungen über Hellenenthum, z. B. in der „Skizze über das Hellenenthum" ausgedrückt, gaben Wolf Anregung und wurden von ihm verbreitet, dachte er doch selbst an eine Geschichte der griechischen Republik, die eine Mahnung und Anstachelung für die Deutschen der eigenen Zeit werden sollte. Sein Enthusiasmus für griechische Sprache und Litteratur, die ihm die höchste Blüthe des Menschengeistes darstellten, bekundete er durch Uebersetzungen aus Aeschylus und Pindar. Seine vielfältigen Reisen veranlaßten ihn zu Charakteristiken der Völker

und Länder, die in Briefen und in der inhaltreichen wenn auch poetisch werthlosen Elegie „Rom" niedergelegt wurden. Eine ausgebreitete Sprachkunde, vereint mit tiefer philosophischer Erkenntniß, befähigte ihn zu dem „Grundriß der Sprachphilosophie", 1821, dem er, nachdem er sich mit Sanscrit, chinesisch und den Südseesprachen bekannt gemacht, sein großartiges Werk „Ueber die Kawi-Sprache" anschloß, in dessen Einleitung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" er seine Lehre vom Ursprung und Leben der Sprache niederlegte, die bahnbrechend für die gesammte moderne Linguistik wurde.

Waren alle diese Schriften naturgemäß auf kleinere Kreise beschränkt, so richteten sich zwei durch ihre Bestimmung und ihren Stoff an das große Publikum: die „Briefe an eine Freundin" und der „Aesthetische Versuch über Hermann und Dorothea". Grade sie, die von Humboldt's Schriften am häufigsten genannt werden, sind vielleicht am wenigsten zu einer vollen Würdigung seines Wesens geeignet, der Versuch nicht, weil er bei allem tiefen Gehalt durch seine trockene fast scholastische Darstellungsweise seinen Zweck, dem Leser Goethe's herrliche Dichtung näher zu bringen, vollständig verfehlte, die Briefe nicht, weil sie trotz ihres wahrhaft humanen Inhalts gar zu sehr von der gewohnten Geisteshöhe des Schriftstellers herabsteigen, um sich in der Tiefe heimisch zu machen. Besser, wenn auch nicht vollständig, geeignet, um Humboldt's große Auffassung und gewichtige Darlegung kennen zu lernen, waren seine „Vorerinnerungen über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung", sowie seine Anzeige von Goethe's „zweitem römischen Aufenthalt". Denn in beiden Aufsätzen, dem Klarsten was Humboldt geschrieben, ist das zu finden, was diesen Schriftsteller am anziehendsten macht: sein Mitleben mit den großen Geistern, seine Fähigkeit, sich in den Gedankenkreis Anderer zu versenken trotz alles entschiedenen Festhaltens an der eigenen Anschauung. Dieses Mitleben mit den Großen bekundet sich am besten in seinen Briefen. Hum-

boldt's Briefe, an wen sie auch immer gerichtet sind, an Schiller und Goethe, Forster und Wolf, F. H. Jacobi und Körner, Nicolovius und Schweighäuser, Stein und Kunth, besonders aber die herrlichen Briefe an seine Kinder (die an die Frau, obwohl erhalten, sind noch nicht gedruckt), auch seine Jugendbriefe an Henriette Herz und seine Liebesbriefe an Johanna Motherby beweisen einen Ueberschuß von Lebenskraft, eine Vielseitigkeit des Interesses, eine Tiefe des Gemüths, eine Lust am Spenden, die unvergleichlich ist. In allen diesen Briefen gab er sich weit mehr als in seinen Schriften. Denn er fühlte sich noch weniger als Wolf zum Schriftsteller geboren, ja leugnete geradezu, daß Schreiben seine Bestimmung sei. Aber während jener wenig schrieb, weil er sprechen und lehren wollte, konnte dieser nur in mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen die Fülle seines Wesens erschließen. Zum eigentlichen Produciren besaß er überhaupt nicht das ihm nöthig scheinende Selbstbewußtsein. Er war ein langsamer Arbeiter, der beständig feilte und sich nie genug that. Anderer Bemerkungen konnte er während der Arbeit nicht hören, erst nach vollendetem Werke war er im Stande, ihre Kritiken zu vertragen. Aber in Briefen und Unterhaltungen zeigte er eine, wie Schiller einmal sagte, „äußerst seltene Totalität in seinem Wesen." Er zwang Correspondenten und Unterredner zur größten Bestimmtheit des Ausdrucks und wußte mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit die Gedanken der Anderen zu prüfen und die in ihnen schlummernden Ideen zu wecken. Er war im Ganzen ein ruhiger Mann, nur „manchmal gerieth er", wie er selbst sagte, „ohne Grund in einen heiligen Zorn". Denn vor Allem gehörte zu seinem Wesen die beständige Heiterkeit des Denkers, die ihm selbst die größten Schmerzen verklärte. War sein ganzes Leben nur der wissenschaftlichen Ausbildung, der inneren sittlichen Vertiefung geweiht, so bildete er sich gerade in den letzten Jahrzehnten zum vollkommenen Menschen aus. Immer tiefer suchte er in das Geheimniß einzudringen, „was der Mensch seinem Vermögen nach, das All zu erfassen und selbst mit um-

zuschaffen, wirklich sei." Vom platonischen Stoicismus ausgehend, gelangte er allmählich zu frommem Theismus; nun setzte er die Vorsehung an Stelle des Geschicks und vertraute sich der ewigen Güte an, die über dem Schicksale der Menschheit wie dem jedes Einzelnen walte. Satt an Tagen, voll Erinnerungen an die Vergangenheit, die ihm das Schönste geboten hatte, in unmittelbarer Nähe der Grabstätte, die sein Liebstes barg, sank er ins Grab mit dem Bewußtsein, das Gute und Treffliche wahrhaft genossen und stets gefühlt zu haben. Den Seinen rief er fast zuletzt noch zu: „Gedenket meiner nicht in Trauer, sondern in Heiterkeit." Und so enteilte er friedlich nach dem Ort

„Der rein von allem irdischen Entzücken
Allein umwebet ist von Himmelsfrieden."

Neuntes Kapitel.

Patriotische Stimmung 1809.

Die Neubelebung des wissenschaftlichen Geistes war ein Mittel, die gesunkene Stimmung zu heben. Ein anderes bestand darin, das Interesse der Unterthanen am Staate zu beleben und die Freude der Staatsangehörigen am aufstrebenden Gemeinwesen zu erhöhen durch weise Reformen. Diese Erneuerung des Staates von innen heraus, die Geschichte der preußischen Reformbestrebungen kann und soll naturgemäß hier nicht erzählt werden, theils aus dem äußern Grunde, weil sich, wenigstens im Jahre 1809, dieser Proceß gar nicht in Berlin vollzog, theils aus dem innern, daß die Staatsgeschichte von dieser litterarischen Betrachtung ausgeschlossen bleiben muß. Ebensowenig kann an dieser Stelle eine Stadtgeschichte versucht werden. Nur muß hier ein kurzer Hinweis darauf stehen, daß am 19. November 1808 „die Ordnung für sämmtliche Städte der preußischen Monarchie" erlassen wurde, und daß in Folge dieser Städteordnung vom 18. bis 22. April 1809 durch die Berliner Bürgerschaft 102 Stadtverordnete gewählt wurden. Zur Stadtverwaltung gehörten außerdem ein Oberbürgermeister, ein Bürgermeister, drei Stadtsyndici, drei besoldete und zwölf unbesoldete Stadträthe, ein Kämmerer und ein Baurath. Als erster Oberbürgermeister wurde der Kammergerichtspräsident von Gerlach am 1. Mai 1809 gewählt und am 9. bestätigt. Die erste Stadtverordneten-Versammlung fand am 25. April im jetzigen Universitätsgebäude statt, seit 1814 in der damaligen Börse. Durch diese Neuordnung der

städtischen Verhältnisse wurde Litterarisches nur wenig hervorgerufen. Außer der schon (S. 264) erwähnten Schleiermacher'schen Predigt wurde eine andere sehr fromme Rede gehalten, in der Religion und Gerechtigkeit als Hauptsache verkündet wurden. Die Städteordnung fand nicht allgemeine Billigung. Auch in Berlin gab es gewiß Manche, wie in Potsdam, die ihrer Kritik Bibelsprüche (Sirach 39, 25, 39) zu Grunde legten und es für höchst ungeeignet hielten, Handwerker zur Regierung zuzulassen.*) Eine andere Schrift mag erwähnt werden, weil sie in die Verhältnisse gut einführt, obwohl nicht verhehlt werden kann, daß der Verfasser, der jedenfalls selbst Hausbesitzer war, von grenzenlosem Mitleid gerade für diese Klasse der Einwohner erfüllt ist.**) Aus der Schrift geht hervor, daß vom December 1806 jeder Hausbesitzer $^1/_{00}$ der Versicherungssumme zur Bestreitung der Kriegskosten bezahlt hatte und daß von einem mit 20 000 Thalern in der Feuerkasse stehenden Hause 200 Thaler Contribution und 460 Thaler unzinsbarer Vorschuß gefordert worden war.

Die noch fortdauernde Noth der Zeit und die Versuche zu ihrer Abhülfe können an einem Beispiel dargelegt werden.

Zur Zeit der französischen Occupation, während deren die Zuschüsse aus den Königl. Cassen fortfielen, ging es den Lehrern noch schlechter als sonst. Aus einem an den Stadtrath Uhden erstatteten, speciell das Friedrichwerder'sche Gymnasium angehenden Bericht (10. Juli 1809)***) erhellt, daß Bignon einige 1000 Thlr. in Tresorscheinen zu diesem Zwecke assignirte, daß aber das Oberconsistorium die Gelder unter die Geistlichen vertheilte, „ohne auf die armen Schulmänner Rücksicht zu nehmen."

*) Vgl. die naiven Bemerkungen in „Reise von Wittenberg nach Berlin im Monat Februar 1809" von Joh. Maaß, privatisirendem Gelehrten. Wittenberg 1810. S. 11.

**) „Sendschreiben des patriotischen Bürgers an die neuen Stadtverordneten der königlichen preußischen Residenz-Stadt Berlin über die Frage, wie kann dem gänzlichen Ruin der hiesigen Eigenthümer für jetzt noch am zweckmäßigsten abgeholfen werden?" Berlin 1809.

***) G. St. A. R. 76.

1809 wurde dem Friedrich-Wilhelm-Gymnasium der erbetene Zuschuß von 1400 Thlr. bewilligt. Zur Charakteristik der damaligen Zustände sei aus dem Schreiben Sack's an Uhden (28. September 1809), in dem diese Bewilligung ausgesprochen wurde, folgende Stelle mitgetheilt: „Im Allgemeinen bin ich vollkommen überzeugt, daß E. W. mit Berücksichtigung des großen Geldbedürfnisses aller Branchen der Staatsverwaltung und der vorhandenen beschränkten Mittel ihm abzuhelfen, mir nur vorzüglich dringende Zahlungen empfehlen und selbst ermessen werden, welche zurückstehen können und inwiefern zweckmäßige Ersparungen Platz greifen können. Meinerseits wird es mir stets zu einem wahren Vergnügen gereichen, Ihre Wünsche hierunter erfüllen zu können, die wahrlich! sobald sie die Erhaltung und Förderung des öffentlichen Unterrichts angehen, auch die meinigen, leider! aber durch dringendere Bedürfnisse jetzt nur zu sehr beschränkt sind."

Trotz dieser Noth der Zeit, die in vielen Kreisen, nicht bloß denen der Schulmänner, empfindlich gefühlt wurde, regte sich ein neuer Geist.

An den meisten anderen Orten der preußischen Monarchie schlossen sich die edler denkenden, die einer besseren Zukunft hoffnungsvoll vertrauenden Männer in dem „Tugendbund" zusammen. In Berlin dagegen hatte dieser Verein keine rechte Stütze (vgl. oben S. 240). Vielleicht wirkte darauf das Bedenken ein, durch solche Conventikel in der Hauptstadt den Argwohn der Feinde zu sehr zu erregen und gewaltsame Unterdrückungen hervorzurufen; eine gewisse Eifersucht auf Königsberg, von wo der Bund ausgegangen war, mag mitgewirkt haben; hauptsächlich war es wohl die skeptische Auffassung der Berliner, die sie an diesem Treiben kein Gefallen finden ließ. Beweise dafür bieten zwei Aeußerungen namhafter Berliner Schriftsteller. Heinrich v. Kleist sagte in seiner im December 1808 beendeten „Hermannsschlacht" mit offenkundigem Hinweis auf den Tugendbund (IV. Act, 3. Auftritt):

„Die schreiben, Deutschland zu befreien,
Mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens
Einander Boten, die die Römer hängen,
Versammeln sich um Zwielicht — essen, trinken
Und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen."

Chamisso schrieb an Fouqué, 7. Januar 1809 (Werke V, S. 223): „Ich könnte Dir von den abgeschmackten Plattheiten ein Breites und Langes hergießen, die um uns tausendfältig sich verschließen; von ihrem artigen Tugendbund z. B., der die Generationen von allem gefährlichen Wunsch abhalten und zur Tugend und zur Liebe des Königs zurückführen soll. Darin aufgenommen zu werden ist die erste conditio sine qua non, daß man beweise, wie man Macht auf 10 Menschenseelen ausübe, die man an der Nase herum und in die Tugend hinein und zur Liebe des Königs führen könne und dieselben namhaft macht und dergleichen mehr." Daher konnte es in einem officiellen Bericht vom 22. April 1809 heißen: „Der Tugendverein hat nach der Versicherung zweier seiner ersten hiesigen Mitglieder weder Local noch Versammlungen, ich werde also in Rücksicht seiner Observation hier wenig thun können."

Der solches schrieb, war Justus Gruner (1777—1820), einer der verdienstvollsten Kämpfer gegen die napoleonische Gewaltherrschaft, der seit 1802 in verschiedenen Städten der preußischen Monarchie einflußreiche Aemter bekleidet hatte, am 5. April 1809 zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt worden war und sein Hauptaugenmerk auf die Erzeugung einer besseren Stimmung richtete. Aus seinen Berichten an den Minister Dohna ist es möglich, genaue Mittheilungen über die damals herrschende Stimmung und einige wichtigere Vorgänge zu machen.*)

In einem langen Schreiben vom 29. April bis 2. Mai berichtete Gruner, daß bei dem französischen Gesandten Nachrichten von einem Siege Napoleons über den Erzherzog Karl eingetroffen seien. Dann fährt er fort:

*) G. St. A. R. 77.

„Man hielt sie für erdichtet und bestürmte den österreichischen Gesandten um Widerlegung. Mißmuth, Zorn und Besorgniß zeigten sich auf allen Gesichtern. Es waren den ganzen Tag hindurch Unter den Linden, in der Nähe des französischen und österreichischen Gesandtschaftshotels, große aus mehr als hundert Menschen bestehende Gruppen. Man las z. Th. die Proklamation vor, begleitete solche mit bitteren Anmerkungen und sah voll Groll zu dem französischen Legationshause hinüber. Auch sollen einige drohende Aeußerungen gefallen sein. Die Stimmung war so lebhaft, daß ich jeden Augenblick einen bösen Ausfall befürchtete. Ich ließ daher unaufhörlich Polizei-Offizianten vigiliren und, weil Gewalt das Uebel nur hätte ärger machen können, zuweilen höflich zur Ruhe und zum Auseinandergehen ermahnen. Dies und meine Gegenwart wirkte auf Augenblicke, besonders da selbst der Herr Gouverneur das Gleiche that. Indeß sammelten sich stets aufs Neue viele Menschen und es ward bis spät in die Nacht nicht leer. Doch ging Alles ruhig ab, ebenso im Theater, wohin ich mich auch persönlich begab.

„Heute hat sich die Bewegung etwas gelegt, auch das üble Wetter die Versammlungen verhindert. Indeß ist vorherzusehn, daß solche sich erneuern werden und daß, kommen glückliche Nachrichten über Fortschritte der österr. Waffen, die Bürger im Freudentaumel, entgegengesetzten Falls aber aus Groll und Wuth sich an der Wohnung des franz. Gesandten vergreifen würden."

Um die Ansammlungen des Publikums Unter den Linden zu vermeiden, ließ Gruner die neuesten Nachrichten, die ihm sofort gemeldet wurden, an einigen öffentlichen Plätzen anschlagen. Daß dies geschehe, sowie daß Extrablätter der Zeitungen ausgegeben werden sollten, wurde in der Polizeiverordnung vom 2. Mai mitgetheilt, die Versammlungen vor den Gesandtschaftshotels verboten. Am 3. Mai nachts riefen ein paar Personen auf der Straße: Es lebe der Erzherzog Karl, wurden aber zur Ruhe verwiesen. Wie gewöhnlich herrschte nachts wieder tiefes Dunkel: es gab keine

Fonds, aus denen trotz der ernsten Zeit für Beleuchtung hätte gesorgt werden können. Am 4. wurden drei französische Soldaten, die, von Küstrin kommend, Quartierbillets haben wollten, umringt und gehöhnt.*) Das Gerücht von einer in Königsberg vorbereiteten Verschwörung gegen den König war allgemein verbreitet und wurde lebhaft besprochen. Von dem Eindruck, den Schill's Thaten in Berlin machten, gibt Arnim Zeugniß, der 1809 an Goethe schrieb: „Diese Unternehmungen, die sich an kühner Verzweiflung fast allein dem Alterthum vergleichen lassen."**) Die freudigen Gerüchte über Siege Schill's, über eine nahende, ja schon angelangte englische Hülfe durchschwirrten die Luft. Doch wurden sie bald durch traurige Nachrichten verdrängt. Das Publikum befand sich in „dumpfer Gährung"; das Verlangen nach einer Entscheidung, nach der Rückkehr des Königs wurde allgemein.

Am 16. Mai war ein Publicandum in den Zeitungen enthalten, das die Mißbilligung des Königs über die Entweichung Schill's aussprach; an ein anderes über die öffentlichen Gespräche wurde gedacht; ein Bürger, der in einer Tabagie „höchst anstößige Reden" führte, wurde arretirt. Das Porträt Schill's wurde (30. Mai) überall in der Stille mit Beschlag belegt, den Kupferstichhändlern wurden jedoch Quittungen ausgestellt, auch ward ihnen die Versicherung ertheilt, daß sie die Bilder oder Vergütung dafür seiner Zeit erhalten würden. Gerüchte über die Einnahme Wiens erregten sehr große Verstimmung, aber sie führten nicht zu öffentlichen Aeußerungen. Eine kurze Zeit verbreitete die Nachricht, daß die Franzosen aus den Vorstädten Wiens vertrieben seien, Freude. Die am 29. Mai eintreffenden Nachrichten über den Sieg bei Aspern erregten die lebhafteste Theilnahme. Sehr bald wurde die Freude in „lebhafte Trauer und Sensation" verwandelt durch das Gerücht über eine Niederlage, ja den Tod

*) Die erregte Menge rief: „Was wollen die Franzosen?"
**) Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892, S. 40.

Schill's. Die Nachricht bestätigte sich bald. Aber, so konnte Gruner melden (6. Juni): „Die öffentliche Ruhe ist in diesen Tagen durchaus nicht gestört worden, sondern consolidirt sich täglich mehr. Selbst der Transport der Schill'schen Leute, welche als Arrestanten behandelt werden, erregt nur Neugier, keinen Auflauf." Am 3. Juli schrieb Gruner: „Die Sterblichkeit ist hier leider! sehr groß. In dieser Woche sind 78 Menschen mehr gestorben als geboren. Die Noth tödtet viele Unglückliche mittel- und unmittelbar." Immer mehr erhielt sich das Gerücht von der Ankunft des Königs, für die sogar schon ein bestimmter Tag genannt wurde. Das Vorlesen von Bulletins vor dem österreichischen Gesandtschaftshotel und das ungebührliche Betragen des preußischen Rittmeisters v. Eisenhardt gab Veranlassung zu einer kleinen Reibung des Publicums mit der Polizei.

Trotz aller Erregung ging das gewöhnliche Leben fort. Das übliche Schießen im Schützenhause wurde abgehalten, das 50jährige Amtsjubiläum des Predigers J. C. Koch an der Georgenkirche feierlich begangen, Theatervorgänge fanden lebhaftes Interesse, die Freimaurerlogen feierten ihr Johannisfest. „Die Stimmung im Publicum", schrieb Gruner am 20. Juni, „ist sehr fröhlich. Die in der Zeitung publicirte Nachschrift zu der Aufforderung des österreichischen Majors v. Sinner veranlaßt den Glauben, daß wir wirklich gemeinschaftlich mit Rußland gegen Frankreich agiren würden, worüber denn der Jubel sehr groß ist."

Die patriotische Stimmung wurde durch manches genährt: durch Gedichte, patriotische Predigten, Pasquille, z. B. auf Lange (oben S. 245fg.).

Mit dem Aufruf des Erzherzogs Karl bei seinem Ueberschreiten der deutschen Grenze wurde zugleich ein flammendes Gedicht verbreitet, das auch in Berlin viele Leser fand. Es begann mit den Worten: „Bonaparte! Deine Stunde naht", erinnerte die Deutschen an ihre alte Tapferkeit und schloß mit der Strophe:

Auf denn! wer die Milch der Freiheit sog!
Auf, wen keiner Sklavin Schooß geboren!
Wen Natur nicht zum Bastard betrog!
Wer für deutsche Treue nicht verloren!
Wer nicht für den Fremdling sich verschworen —
Nie das Knie vor seinem Machtwort bog,
Auf! und lehrt ihm, daß die Menschheit frei
Und kein Spielzeug für Tyrannen sei.

Wenn Gruner am 29. Juli klagte, die Stimmung sei nicht gut, er hoffe aber doch noch eine Illumination (zum 3. August) zu Stande zu bringen, so bedeutete das eben die Unzufriedenheit der Menge über das Fernbleiben und die Unentschiedenheit des Königs. Der Geburtstag wurde durch ein Diner beim Prinzen Ferdinand, durch einen Ball beim Minister Goltz, durch eine Soldatenspeisung seitens der Stadt gefeiert. Im Theater wurde die Oper Anakreon auf Samos zum ersten Mal gegeben und von Iffland eine Rede gehalten. Abends war eine allgemeine große Illumination, von der sich nur etwa „30 klügelnde, mürrische" Menschen ausschlossen.*) Gruner hatte die städtischen Behörden und die angesehenen Bürger bei sich zu Tisch. Er berichtete (5. August):

„Die Empfindungen waren gut, sehr gut. Ich bin an diesem Tage höchst glücklich gewesen. Ich habe recht auffallend erfahren, wieviel davon abhängt, dem Volke einen richtigen Impuls zu geben. Die Masse ist gut und reißt das Schlechte

*) Gruner theilt solche Aeußerungen in seinem Bericht vom 15. Aug. mit, worin er zugleich meldet, daß der Napoleonstag ruhig verlaufen sei; nur habe man auf einer Bank eine zerbrochene Büste des Kaisers gefunden. — Ein sehr charakteristisches Gedicht, bei Gelegenheit der Illumination gefunden, lautet: „Den 3. Aug. 1809. Illuminire? Nichts wie Papiere Hat der arme Staat, Keinen treuen Rath! Ihr Bürger habt Geld! Gold und Juwelen, Silber und Perlen Schickt er den Franken, Die sich bedanken. Auch braucht er Helme, Czakos, Federn, Schelme, Aller Art im Reich. Dann zahlt er gleich Die Wittwen-Pensionen, Wenn erst die Helme thronen. Er selbst kann pressen, Sein Volk anfressen, Er beugt ja selbst den Nacken, Und ließ sich gar bek—. Seht, Berliner, dies ist euer Bild, Die Nachtmütz bleibt euer Schild."

zum Bessern mit fort, wenn sie nur dahin geleitet wird. Der Barometer unserer Verhältnisse steht jetzt unendlich niedriger, als er am 10. März stand. Und dennoch, welche Verschiedenheit an jenem Tage und dem vorgestrigen. Gewiß, es war ein heiliges, herzerhebendes Schauspiel, das mich für lange schadlos und aufrecht erhalten wird."

Im Ganzen war es eine Feier, wie sie noch nie vorgekommen war. Iffland's Rede gab der allgemeinen Stimmung, die zwischen Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung schwankte, angemessenen Ausdruck; die Zeitungen, namentlich auch „Berlin oder der preußische Hausfreund" drängten auf die Rückkehr des vielgeliebten Monarchen. Doch fehlte es nicht an einzelnen harten Aeußerungen gegen den König, die von der Polizei sorglich entfernt wurden.

Auch sonst bot das Theater Gruner Gelegenheit zu Berichten. Von litterarischem und künstlerischem Klatsch, von Störungen der Vorstellungen durch Offiziere und Aehnlichem braucht nicht weiter die Rede zu sein.*) Wohl aber mag darauf hingewiesen werden, daß Iffland dem unruhigen Schauspielervölkchen „alle politischen Gespräche und Ausstreuung von Kriegsgerüchten" verbot. Der merkwürdigste Bericht Gruner's gilt einem Stück Kotzebue's „Noth ohne Sorge und Sorge ohne Noth". Dies wurde am 27. October 1809 in Abwesenheit Iffland's, der auf einer Gastreise nach Braunschweig und Hamburg begriffen war, zum ersten Mal aufgeführt und erregte wegen einiger auf Napoleon und die Franzosen gedeuteten Stellen stürmischen Beifall. In Folge dessen wurde alsbald die weitere Aufführung des Stückes inhibirt. Trotzdem wurden von Paris aus wegen dieses Dramas Reclamationen angestellt. Auf diese politischen Quälereien nimmt Kotzebue in seinem „Vorwort" zur ersten Ausgabe des Stückes (Leipzig, Kummer, 1810) Rücksicht. Er erzählt, daß das Stück an mehreren Orten verboten worden, „weil sich der Verfasser

*) Näheres vergl. in meinem Aufsatz: „Litterarisches aus Berliner Polizeiberichten". Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 27, 1893.

hier und da kleine Anspielungen auf die jetzigen Zeiten erlaubt habe". Er fügt hinzu, daß er bei erneuter Durchnahme „alle jene Auswüchse weggeschnitten". Wirklich ist das Lustspiel, das übrigens recht schwach ist, politisch durchaus zahm. Wenn man nicht Stellen, wie „Sie pfiff das alte Liedchen: Freut euch des Lebens! was heut zu Tage kein Mensch mehr singt", oder „Das Bedenken vorher ist gar nicht mehr gebräuchlich in der Welt, nicht einmal in der politischen" für politisch gefährlich hält, so findet man durchaus keine, die Anstoß erregen.

Uebrigens stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß das Theater unter keinerlei Censur stand. Gruner wünschte eine solche zu übernehmen. Dies wurde jedoch aus besonderer Rücksichtnahme auf Iffland nicht zugestanden, der wiederum seinerseits sich verpflichtete, im Einvernehmen mit Gruner zu handeln.

Blieb so das Theater von der eigentlichen Censur befreit, so wurde gegen andere litterarische Erzeugnisse eine ungemein strenge Censur geübt. So durfte z. B. ein an Reimann, den Erzieher des Prinzen Friedrich von Preußen gerichtetes, von hochangesehenen Männern, Professoren, Beamten, z. B. Hanstein, Heinsius, Marot, Ribbeck, Wilmsen unterzeichnetes Geburtstagsgedicht nicht abgeschickt werden, obgleich es nur in den Anfangszeilen „Trauer zwar und Gram umschleiert Immer noch des Tages Licht", eine Anspielung auf die Zeitumstände enthielt. Peinliches Aufsehen erregte die Verhaftung des Tabagiewirths Genz, der wohl mehr Renommist als Patriot war und dessen alberne Reden, er vermöge seine Mitbürger kaum von einem fürchterlichen Aufstand zurückzuhalten, er habe 4000 Bürger und 16 Dorfschulzen auf seiner Seite, er rechne auf das Militär, das aus lauter Landeskindern bestehe, unklare Rodomontaden eines ziemlich verkommenen Bürgers waren, der es für leicht hielt, die Rolle eines Andreas Hofer zu spielen. Auch sonst ward ein scharfes Augenmerk auf diejenigen Schriftsteller gerichtet, welche französischer Sympathieen verdächtig oder durch allzu lebhafte Aeußerung ihres Patriotismus der guten Sache gefährlich werden

konnten. Unter den Gruner'schen Papieren findet sich z. B. die Charakteristik eines merkwürdigen, für die Berliner Kulturgeschichte nicht unwichtigen Schriftstellers Feßler 1756—1839, eines katholischen, später zum Protestantismus übergegangenen Theologen, Historikers und Romanschriftstellers. Er lebte von 1796—1809 in Berlin oder auf einem in der Nähe der Stadt gelegenen Landgut, war als Mitarbeiter und Herausgeber an verschiedenen Berliner Zeitschriften thätig (vergl. oben Seite 69, auch S. 201), spielte in der Freimaurerei eine große Rolle und schilderte sein eigenes Leben und seine persönlichen Beziehungen in zahlreichen Werken, wobei er auch den Haß gegen Napoleon in lebendigster Weise zum Ausdruck brachte. Die ihm gewidmete Charakteristik vom 4 April 1809 lautet:

„Feßler, Professor und Autor mehrerer mit vielem Feuer und Phantasie geschriebener Werke. Er hat das Ansehen eines echten Capuziners, hat einen herumwankenden, um sich greifenden Verstand, ist bis zur Falschheit verstochen und verschwiegen, verspricht viel und geschwinde, setzt aber alle seine Wörter mit Ueberlegung. Es dürfte schwer zu errathen sein, ob er Oesterreichisch oder Preußisch gesonnen ist, auf keinen Fall aber Freund der Franzosen, bei deren Heranrücken aus Berlin er sich schnell aus deren Nähe, Niederschönhausen, wo er sich aufhielt, zurückzog ... Durch ein sehr mysteriöses Betragen hatte F., sowie durch Reformen, die er in der Freimaurerei bewerkstelligen wollte, das Vertrauen der Großen auch in Berlin zu gewinnen gewußt ... Mit einem Male kam F. nach Berlin zurück, aber man konnte ihm bei der Untersuchung seiner Papiere nichts anhaben, welches, wie ich glaube, geschehen ist."

Waren Censurschnüffeleien wie die letzterwähnte eher geeignet, die wirklich patriotische Stimmung zu dämpfen als zu erhöhen, so sorgte die Litteratur trotz Allem dafür, den Patriotismus zu stärken. Hier muß in erster Linie Kotzebue's Zeitschrift „Die Biene", der später „Die Grille"*) folgte, sodann

*) „Die Biene", eine Quartalsschrift, später: „Die Biene oder neue kleine Schriften von August von Kotzebue", zwei Jahrgänge, der erste à 3, der zweite à 4 Bände, 1808 und 1809, ohne Druckort.

Heinsius' „Hausfreund" genannt werden. Während dieser, der in Berlin erschien, unbehelligt blieb, gab jene zu einer politischen Intervention Anlaß. Der französische Gesandte in Berlin, St. Marsan, beschwerte sich beim preußischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen von der Goltz, darüber, daß in einigen Nummern sich unziemliche Ausdrücke fänden, worauf dieser versprach, Gerechtigkeit zu üben; er konnte dies aber nicht thun, weil sich herausstellte, daß das Blatt nicht in den preußischen Staaten gedruckt wurde. Aber gewiß kam die Zeitschrift nach Berlin und fand dort sehr aufmerksame Leser. Die Biene ist keine rein-politische Zeitschrift. Sie brachte keine Neuigkeiten und keine Betrachtungen über Zeitereignisse, sondern eine bunte Sammlung von historischen und geographischen Aufsätzen, Erzählungen und Miscellen. In diesen Beiträgen konnte Kotzebue seine Natur nicht verleugnen. Er wurde, wie in seinen Dramen, rührselig und frivol, ließ gelegentlich die Tugend triumphiren, erzählte aber mit größerem Behagen Lüsternes und Unsittliches. Auch unterließ er sein litterarisches Geplänkel nicht, vertheidigte vielmehr die ihm oft vorgeworfene Vielschreiberei und gab Sticheleien gegen Goethe und die Romantiker, gegen Fichte und auch gegen einzelne seiner ehemaligen Freunde zum Besten. Aber wichtiger als diese litterarischen Sticheleien waren die politischen gegen Lange und andere Zeitungsschreiber. Denn sein Hauptstreben war indirect dem Politischen zugewendet. Brachte er geschichtliche Aufsätze oder Sittenbilder, vielfach aus fremden Ländern, so ließ er Anspielungen auf die Gegenwart einfließen; übersetzte er Stellen aus französischen und anderen Geschichtsschreibern und Moralisten, so unterließ er nicht, auf den Gegensatz der Zeiten und Anschauungen hinzuweisen. In versteckten Anspielungen und in offenen Ausbrüchen männlichen Zorns geißelte er vornehmlich die Feigheit, die sich im preußischen Heer, bei den Commandanten der preußischen Festungen gezeigt, und die

sclavische, sich täglich neu kundgebende Unterwürfigkeit unter Napoleon. Im Schüren des Hasses gegen den Eroberer, den Menschenschlächter, den Zerstörer des gesicherten Besitzstandes, den Vernichter der Ruhe und des Glücks der Völker sah er seine Aufgabe. Vertrauen auf die Zukunft zu predigen war seine, des Streitbaren, Sache nicht; auch auf die langsame, allmählich sich vorbereitende, von innen heraus sich gestaltende Verbesserung der Stimmung und Verhältnisse zu warten, konnte seinem Strudelkopfe nicht behagen, seine Lust bestand im Reizen und Bohren, im Höhnen und Tadeln. Aber wer wollte leugnen, daß grade zu jener Zeit, da ein offenes Aussprechen dem Journalisten verwehrt und auch den Lesern, die zu leicht die drohende Gestalt des Usurpators oder seiner Schergen hinter sich auftauchen sahen, nicht sympathisch war, dieses geschickte Versteckspiel außerordentlich wirksam wurde. Es soll Kotzebue unvergessen bleiben, daß er zu einer Zeit, da Andere wohlbedächtig schwiegen, sehr kühn zu reden wagte. So rief er bei Erwähnung des sprüchwörtlichen Ausdrucks „er lügt, wie ein Fleischverkäufer" aus, „vielleicht meinte er eine andere Art von Fleischverkäufern, welche Herden von Hunderttausenden auf die Schlachtbank liefern und die auch noch jetzt mit der Wahrheit so wenig zu schaffen haben mögen, daß man in der Regel stets die Hälfte davon, was sie sagen, für eine Lüge halten darf." Als er einmal von Bauchrednern sprach, charakterisirte er die politischen also: „hier kommt es nicht darauf an, Esel reden zu lassen, sondern vernünftige Menschen zum Schweigen zu bringen, hier kommt es nicht darauf an, die Köpfe zu erhalten, und wären es Heiligenköpfe, sondern sie womöglich abzuschlagen, wenn sie sich zu denken unterfangen. Es gab zu allen Zeiten große politische Bauchredner und es gibt deren auch noch. Bald scheint die Stimme aus einer Zeitung zu kommen, bald aus einem Briefe, der nie geschrieben worden, bald aus einer Senats- oder gar aus einer Volksversammlung, aber der Zeitungsschreiber weiß nicht ein Wort davon, der Senat hat weder gedacht noch

gesprochen, das Volk hat stumm und betäubt zugesehen, es waren immer nur die Stimmen des Bauchredners, die sich so geschickt zu vervielfältigen, ja sogar bisweilen die Stimmen von 50000 auf dem Schlachtfelde Gebliebener nachzuahmen wußten, um dadurch zu überreden, sie lebten noch." Alle Stimmen, so schloß er, könnten diese Bauchredner täuschend hervorbringen, nur eine nicht, die Stimme der Nachwelt. Während die meisten Schriftsteller, die ehedem Napoleon als Erzfeind hingestellt hatten, nun ihn als Freund und Beschützer priesen und diejenigen, die Preußens Unbesieglichkeit verkündet hatten, nun im Aufdecken seiner Blößen sich gefielen, blieb er sich getreu in Werthschätzung und Verachtung. So durfte er mit Recht am Schlusse eines Artikels über Schlözer von ihm und sich sagen: „Heil Dir, ehrwürdiger Schlözer! Nimmer hättest Du Deine Stimme für Gold oder sogenannte Ehrenzeichen verkauft. Dein unbestechliches Urtheil hat auch mich, Deinen Schüler, zum Geschichtschreiber erhoben; auf diesen Ruhm bin ich stolz, und Deinem Schatten schwöre ich es, nie soll irgend ein Wahnsinn mich verblenden, den Verbrecher zu preisen, wenn auch aus dessen Verbrechen das Heil der Welt entspränge. Ich habe in einer verhängnißschweren Zeit gelebt, ich will diese Zeit der Nachwelt schildern, und sie wird schaudernd meine Stimme hören, wenn auch Alles, was Clio's spielende Schwestern mir eingaben, längst verhallt ist." *)

In einer ebenso wackeren Weise wie Kotzebue, nur mehr die Tagesereignisse berücksichtigend und positive Vaterlands- und Königsliebe lehrend, hielt sich Heinsius im „Preußischen Hausfreund". Sonst waren Schriftsteller und Dichter ziemlich still. Eine Erwähnung verdient eine Zeitschrift, die, wenn sie auch wissenschaftlichen Charakters war, doch wegen ihres Hinweises auf Altdeutsches die Erinnerung an vaterländische Güter zu

*) Hervorgehoben muß auch werden R. Eylert: Die weise Benutzung des Unglücks, Predigten gehalten in Potsdam 1809 und 1810. Berlin 1810, F. Amelang.

wecken und das Bewußtsein köstlicher geistiger Schätze zu heben bestimmt war.

Es war die zwar kurzlebige, aber durch tüchtige Untersuchungen und Editionen ausgezeichnete Zeitschrift*), an der von Berlinern v. d. Hagen und Büsching sich betheiligten und der auch Jakob Grimm einen Beitrag zuwendete.

In den Jahren 1809, 10 und 11 erschienen einige größere Arbeiten von Arnim. Er lebte damals mit seinem Herzensfreunde Clemens Brentano in Berlin, der aber dort eine zu vorübergehende Erscheinung war, in seinem ganzen Sinnen und Denken zu eng mit Süddeutschland und dem Katholicismus verknüpft, als daß seine damals eifrig geförderten „Romanzen vom Rosenkranz" hier in Betracht kommen könnten. Arnim's „Wintergarten" dagegen, seine Romane, „Armuth, Schuld und Buße der Gräfin Dolores", 1810, und sein dramatisches Spiel „Halle und Jerusalem", 1811, verdienen an dieser Stelle eine Erwähnung. Das erstere Werk, meist eine Sammlung von Nacherzählungen aus alten Büchern, sollte eine Mahnung sein für die Gegenwart durch Hinleitung zur Vergangenheit, als Empfehlung der Frömmigkeit, die in den Uebeln der Zeit tröste; der Roman war theilweise unter dem Eindruck von Goethe's Wahlverwandtschaften geschrieben, das Drama enthielt eine Darstellung eigener Studenten-Erlebnisse, verquickt mit romantischen Anschauungen, die weit von Zeit und Ort wegführte, in denen die Menschen jener Zeit lebten.

Unter den patriotischen Weckrufen des Jahres 1809 verdient Fr. Schlegel's „Gelübde" Hervorhebung.**) Der Dichter, der schon 1800 die Deutschen an ihre hohen Ahnen erinnert und beim Erlöschen von Europas Geist den Quell der neuen Zeit

*) Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst, 2 Bände (der zweite unvollendet). Berlin 1809—11. Vgl. oben S. 118.

**) Fr. Schlegel, Gedichte. Berlin, Hitzig 1809, S. 387, 388. Dies letzte Blatt wurde von der Berliner Censur ausgeschnitten. Vgl. 239 ff. und Berliner Gedichte (1890) S. XVIII, 54 ff.

fließen gesehen hatte, rief nun zum Kampfe, ja zum Tode für die Freiheit auf. Es ehrt ihn mehr, als manche hochtrabende Kritik, daß er damals die schöne Strophe zu dichten wagte:

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrat
In deinem Schoß sich betten.

Auch fehlte es in jener schweren Zeit nicht an Zusammenkünften ernster Männer, sinniger Frauen, feuriger Jünglinge, die der Stolz des alten Berlin gewesen waren und die in der neuen Stadt an Stelle des litterarischen ein politisches Gepräge erhielten; das Haus des Buchhändlers Reimer bildete für solche Vereinigungen den Mittelpunkt.*)

In solchen Zusammenkünften oder auf der Straße und in den Familien wurde hauptsächlich ein Gedanke erwogen, ein Wunsch laut: der der Rückkehr des Königspaares. König und Königin, die seit der furchtbaren Katastrophe fern von Berlin weilten, hatten durch ihr Aushalten, ihre muthigen Worte, ihren kräftigen Zuspruch, ihre unermüdliche Thätigkeit, die Gutgesinnten in ihrer Verehrung bestärkt, aber auch die Widerwilligen zum Mitleid gezwungen, ja zur Liebe bekehrt. Sie alle meinten, mit einer Wiederkehr des Königspaares alles Ungemachs enthoben zu sein. Nach manchen Enttäuschungen wurde dieser allgemeine Wunsch befriedigt. Am 9. December 1809 kam Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, am 11. Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin, die im folgenden Jahre nach dem Tode der Königin die erste und überaus würdevolle Repräsentantin des Hofes war, am 23.

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, II, 43 fg., der aber doch vielleicht wider Willen bezeugt, daß inmitten der großen Zeit die Jugend namentlich ihr kleinliches Treiben weiterführte. Das. 96 über das Marionetten-Theater des Mechanikers Schulz; das. 127 fg. Zweikämpfe zwischen Preußen und Franzosen.

langte das Königspaar an, das am 15. Königsberg verlassen hatte.*)

Schon in Weißensee hatte die erste Begrüßung stattgefunden. Der Empfang war herzlich und glänzend. „Während der ganzen

*) Die Heimkehr des Königspaares wurde vielfach besungen und geschildert. Die folgende Zusammenstellung, die keine Vollständigkeit beansprucht, ist lehrreich genug. Spenersche Zeitung 30. November 1809. F. H. Bothe, „Die Heimkehr des Landesvaters und der Landesmutter. (Am Tage ihrer Ankunft in Berlin zu singen.) Von demselben erschienen bei Späth: „Gesänge der Vaterlandsfreunde". Von Abramson und D. Loos wurden Denkmünzen angefertigt. Von Seidel erschien „Volkslied bei der Rückkunft Sr. Maj. des Königs" (bei Dieterici). Wiedergedruckt in „Gedichte" 1810, S. 230fg. Bei demselben: Ein paar Feldblumen, auf märkischem Boden gesammelt. Bei der Rückkehr Sr. Maj. Nebst einem Musikblatte. — Bei Maurer: Devisen auf Ihrer Königl. Majestäten von Preußen höchst erfreuliche Rückkunft nach Berlin, von G. W. Eckhardt. — Dem Tage der höchst erfreulichen Wiederkehr beider Königl. Majestäten von Preußen nach Berlin, von G. F. Crome. — Patriotische Trinksprüche mit Chören oder Gegensprüchen, Preußens Vaterlandsfreunden gewidmet von G. W. Eckhardt. — National-Marsch zur Wiederkehr vaterländischer Truppen und der Verein. Vaterländisches Lied von Karl Stein und J. P. Schmidt. — Volkslied beim Einzug des Königs (etwa von Seidel s. o.) mit Melodie von J. P. Schmidt. — Empfindungen am schönsten Tage, ausgesprochen von F. W. Gubitz, in Musik gesetzt von F. L. Seidel. — G. L. Spalding, Ode: Die Wiederkehr des Königs, gelesen in der Ak. d. Wiss. 28. Dec. — Ferner erschienen (wahrscheinlich Prosa): „Die Rückkehr des Königs in seine Hauptstadt. Zur Erinnerung an den 23. Dec. (bei Sander). Berlins Freude bei der Rückkunft des erhabensten Königspaares. Von J. C. C. Moritz. — C. Wolfart, Indras Verheißung, eine indische allegorische Mythe. (Allegorie auf die Rückkehr.) — Aufruf zu einer würdigen Feier des 25. Dec. von D. F. Sack. — Predigten bei der kirchlichen Feier von Verschiedenen. — Spenersche Zeitung 23. Dec. Gedicht von —t—. „Der beglückenden Heimkehr" gewidmet und das deutsche „God save the king". — Eine Beschreibung des Einzugs in: Briefe eines Reisenden oder freimüthige Bemerkungen über des Königs von Preußen feierlichen Einzug in Berlin am 23. Dec. 1809. Nebst einem durch dies Ereigniß veranlaßten interessanten Gespräche zweier Bürger, 1810. — Ueber den Einzug und die damalige Stimmung überhaupt vgl. Prinzeß Wilhelm von Preußen geb. Prinz. Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß, von Wilh. Bauer. 2. Aufl. Hamburg 1889. S. 106fg.

Zeit von dem Thor bis zum Palais", meldete eine fürstliche Berichterstatterin, „läuteten die Glocken und die Kanonen donnerten. Der König zu Pferde sah das Militär vorbeiziehen." Einen besonderen Eindruck machte die Königin, die in einem von der Stadt Berlin ihr entgegengesandten, von acht reichbeschirrten Pferden gezogenen, schönen Wagen saß. Man erkannte sie zuerst nicht wieder, so traurig und verweint sah sie aus. Das Bernauer Thor, wo der eigentliche Hauptempfang stattfand, erhielt seitdem den Namen „Neues Königsthor", die Bernauer Straße wurde „Neue Königstraße" genannt. „Nie hat Berlin sich in einem schöneren Charakter gezeigt, als an diesem Tage", so faßt Gruner in seinem Bericht den Eindruck jener Tage zusammen. Die damals herrschende Stimmung wird am besten durch Arndt charakterisirt, der damals in Berlin still und eingezogen bei Reimers lebte und den Einzug des Königspaares mit ansah*): „Jedes Herz, in welchem noch ein deutsches Fünkchen athmete, war durch das fürchterliche Allen gemeinsame und mehr oder weniger von Allen verschuldete Unglück, jetzt ein allgemeines deutsches Herz geworden. Das weiland so stolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Asche wie eine Königin der Länder, deren Gemahl und Herrscher von einem bösen Feinde mit Banden umstrickt ist. Ich mußte hinaus unter die Jauchzenden und Weinenden . . . Ich spreche von Weinenden unter den Jubelnden. O mehr Augen waren naß von Wehmuth und Schmerz als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volk im Fenster zeigte, sah man an den rothgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten siegklatschenden Adler hingeflogen? Meine Augen suchten Scharnhorst, der blaß und verschlossenen Blickes und vornüber gebückt sich von seinem Rosse unter andern Generalen ruhig forttragen ließ. . . Ich ward mit einigen trefflichen Männern und Jünglingen bekannt, die den Gefühlen, wo-

*) Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

durch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben sind. Es war das doch eine schöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entfaltete er plötzlich sein mächtiges Gefunkel! und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt."

Viele Gedichte feierten den Einzug des Königpaares, am Würdigsten unter Allen sprach Heinrich von Kleist (Werke hgg. von Zolling I, 49). Er rühmte den König, der zwar von den Göttern nicht begünstigt, den Menschen gefallen habe, der zwar kein Sieger in der Schlacht, aber Sieger in den Herzenskämpfen geblieben sei und schloß mit der Mahnung und Verheißung:

Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein.
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen.
Der Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen,
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneun:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bessre Güter in den Staub zu sinken.

In schlichter Einfachheit lehrte Sack, dem zu guter Stunde auch das gute Wort zur Verfügung stand, die Pflichten des wackeren Bürgers, indem er an das Wort erinnerte: „bezahle dem Höchsten Dein Gelübde". Der König selbst begrüßte am 30. December bei dem Empfang der Behörden die Getreuen mit den in ihrer Einfachheit ergreifenden Worten: „Wir müssen nicht an das Vergangene denken, sondern unsern Blick in die Zukunft richten und uns anstrengen, jeder nach seinen Kräften, wieder gutzumachen alles Ueble."

Zehntes Kapitel.

Gründung der Universität.*)

Das schöne, dem eben angeführten ähnliche Wort Friedrich Wilhelms des Dritten, das er zu Reil und Froriep sprach, die eine Uebertragung der Universität Halle nach Berlin erbaten, „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat" steht billiger Weise am Anfang jeder Erzählung von der Begründung der Universität Berlin. Doch nicht diese erbetene Verlegung wurde angenommen, sondern eine Neubegründung. Für eine solche fehlte es nicht an Material.

*) Hauptwerk: Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Rudolf Köpke. Nebst Anhängen über die Geschichte der Institute und den Personenbestand. Berlin 1860. — Nur ein Auszug mit französisch-parteiischen Bemerkungen ist E. Lavisse, La fondation de l'université de Berlin. Paris 1876. — Schwebel's Schrift, Leipzig 1892, ist völlig werthlos. — Von Berliner Rectoratsreden kommen als geschichtlich wichtig in Betracht die erste von Th. Schmalz, 1811; die von A. Böckh zur Jubelfeier am 15. Oct. 1860; P. Kleinert, Beziehungen Friedrich's des Großen zur Stiftung der Universität Berlin, 1886; J. Vahlen, die Gründung der Universität, 1887; R. Gerhardt, 1889; R. Virchow, 1893, Die Gründung der Berl. Univ. u. d. Uebergang aus d. phil. in das naturw. Zeitalter; ferner E. v. Bergmann, Rede z. Geb. d. Kaisers, 1893. — Ferner L. Geiger, Die Anfänge der Berl. Univ. (Briefe von Uhden an Böttiger 1809 fg. in „Euphorion" 1894, S. 365 ff.) — Ueber die erste Einrichtung zu vgl. Artikel Berlin in Wildberg's Universitätsalmanach f. 1811, Neustrelitz 1811, S. 1—19; J. C. Gädicke, Nachrichten für angehende Studirende in Berlin über mehrere hiesige ökonomische und wissensch. Angelegenheiten, Berlin 1811; J. E. Hitzig, Berliner Universitäts-Kalender auf das Schaltjahr 1812. — Ueber die Frage der Errichtung einer Universität in Berlin: A. Stölzel, Die Berliner

Vorlesungen der verschiedensten Art waren seit Jahrzehnten gehalten worden. Es gab Akademien und eine Anzahl höherer, besonders medicinischer Bildungsanstalten (vgl. oben Seite 109 ff.). 1799 war die Bau-Akademie, 1805 das statistische Bureau, 1806 eine landwirthschaftliche Lehranstalt errichtet worden. Von gelehrten Gesellschaften existirten aus dem vorigen Jahrhundert 4: die Gesellschaft der naturforschenden Freunde, die philomatische, pharmaceutische (1796), die Gesellschaft der Freunde der Humanität (1797). Am 6. Februar 1810 bildete sich eine neue wissenschaftliche Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.*) 34 Buchhandlungen (Verlag, Sortiment, französische und solche Buchhandlungen, die mit Druckereien verbunden waren) sorgten für den litterarischen Bedarf.

Der Gedanke, in Berlin eine umfassende höhere Lehranstalt zu begründen, beschäftigte die leitenden Kreise lange Zeit. Der erste, der die Sache praktisch angriff, war Beyme, der 1799 oder 1800 Engel beauftragte, einen Plan einzureichen. Die Absicht dieses Planes, den wir nicht mehr besitzen, dürfte nach

Mittwochsgesellschaft über Aufhebung oder Reform der Universitäten (1795) in: Forschungen zur brand.-preuß. Gesch., 2. Bd., Leipzig 1889, S. 200—222 (vgl. oben S. 200). Ferner: Soll in Berlin eine Universität sein? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage, Berlin 1808 (v. Castillon). Ueber die Begriffe einer Akademie und einer Universität und über den wechselseitigen Einfluß, welchen beide Anstalten auf einander haben können. Eine Vorlesung, geh. in der Kön. Ak. d. Wiss. am 26. Oct. 1809. Schleiermacher, Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende, Berlin 1808. — Der Aufsatz in den „Neuen Feuerbränden", 18. Heft, S. 71—87: Befindet sich eine neue preußische Landesuniversität vortheilhafter in Berlin oder in Potsdam? plaidirt für Potsdam. Endlich: Ueber die Idee der Universitäten. Vorlesungen von Henrik Steffens.. Berlin 1809. (Dazu Steffens: Was ich erlebte. 10 Bände. Berlin 1855 fg.) Ein ausführliches Verzeichniß der damals erschienenen Schriften bei Köpke, S. 138 ff.

*) Also berichtete der Polizeipräsident Gruner, 11. Februar 1810: „Die Versammlungen fanden jeden Dienstag in der Stadt Paris statt und galten nur wissenschaftlichen Gegenständen. Der zeitweilige Präses ist der Obermedicinalrath Klaproth und die angezeigten 12 Mitglieder sind größtentheils Aerzte."

Schleiermachers Zeugniß der Kampf gegen das Zunftwesen der bisherigen Universitäten, die Tilgung des Studentengeistes gewesen sein. In einer erhaltenen Denkschrift aus dem Jahre 1802, die von den Vorzügen einer großen Lehranstalt in Berlin handelt, hob Engel die Vortheile Berlins als einer großen Stadt für die Hebung der humanen Bildung der Studenten hervor, ließ die Beibehaltung der Facultäten, insbesondere der theologischen, noch fraglich, forderte Aufhören der Examina, der eigenen Gerichtsbarkeit, Verbindung der Akademie mit der Universität und Verbannung jedes Zunftzwangs.

In anderen kleinen Aufsätzen und Schriften, die 1800 und 1803 erschienen, war von der Verlegung der Universität Frankfurt a/O. nach Berlin die Rede. Die Engel'schen Anregungen fanden die stärkste Mißbilligung durch F. A. Wolf und Schleiermacher. Der erstere wollte mit einer Anstalt, die nach Engel'schen Grundsätzen eingerichtet sei, nichts zu thun haben, der letztere behauptete geradezu, daß durch die Ausführung eines solchen Planes der wissenschaftliche Geist untergraben werde.

Durch Schlegel's und Fichte's Vorlesungen 1801 ff. wurde für weite Kreise der Reiz akademischer Vorlesungen geschaffen, durch die Berufung des Letztgenannten, ferner Hufeland's, Johannes von Müller's, Alexander von Humboldt's (1800—4) eine Anzahl von Männern gewonnen, die einer wissenschaftlichen Anstalt ersten Ranges zur Zierde gereichen mußten. Trotzdem kam die Idee einer Universität ihrer praktischen Verwirklichung erst nahe in Folge der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1806 und nach dem Verluste von Halle, der die Nothwendigkeit einer neuen größeren Lehranstalt für Preußen dringend erscheinen ließ. Durch Beyme, der die Leitung der ganzen Angelegenheit erhielt, wurden einige der bedeutendsten Männer Halles, Wolf, Schmalz und Froriep alsbald nach Berlin berufen, mit andern Hallensern Reil, Loder, auch mit Schütz wurde angeknüpft. Die größten Hoffnungen aber setzte Beyme auf Fichte. „Niemand fühlt so lebendig als Sie, was uns Noth thut, und Niemand übersieht

dies so in seiner Allgemeinheit als Sie. Ich bitte Sie daher herzlich, Ihr Nachdenken auf die zweckmäßigste Ausführung der königlichen Absicht zu richten." F. A. Wolf hatte schon unaufgefordert sich an den König mit einer Denkschrift gewendet, daraufhin wurde er nun zu einer neuen Darlegung aufgefordert, in der er als Mitglieder einer Commission zur Prüfung des Planes W. von Humboldt, Uhden und den Obertribunalsrath Klein vorschlug. In den folgenden Wochen liefen verschiedene Gutachten, theils von den Genannten, theils von Andern, wie Nolte und Stützer ein. In diesen Gutachten lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Die Einen, welche mehr die praktische Seite im Auge hatten, wollten sich an dem Ausbau der vorhandenen Einrichtungen genügen lassen, die Andern begehrten einen Neubau von Grund aus. Von vielen Seiten wurde der Name Universität beanstandet, man wollte keine Facultäten, die Wolf geradezu „den Sitz des Zunftgeistes ganz aus der Barbarei befördert" nannte. Man wollte vielmehr verschiedene Classen oder Sectionen (7—8); an der Spitze einer jeden sollte ein Director stehen, die zusammen mit den Secretären der Akademie das Directorium bildeten. Eine völlige Freiheit in der Concurrenz der Lehrenden, in den zu haltenden Vorlesungen, im Fordern der Honorare wurde verlangt.

Die Angelegenheit kam ins Stocken, als Beyme am 3. October 1807 seine Stelle aufgab. Sie war schon gefährdet durch die Voreingenommenheit gegen Berlin, die namentlich in auswärtigen Organen zum starken Ausdruck kam. Zu den ablehnenden Stimmen gehörte die 1808 erschienene Schrift „Soll in Berlin eine Universität sein?" Dem Verfasser erschien die Großstadt hinderlich, die vielen Kunstgenüsse schädlich (besser sei eine Universität ohne Theater); er meinte, der Glaube, die Sitten und die Gesundheit der Studirenden würden durch die Verführungen der Stadt große Einbuße erleiden; eine Aufsicht über die Studirenden von Universitätswegen würde unmöglich sein; auch die Theuerung der Hauptstadt wurde als Grund gegen Berlin angeführt.

Dagegen erklärten sich Schleiermacher und Steffens sehr lebhaft für eine Universität statt einer Akademie und für Berlin statt für eine kleinere Stadt; jener betonte im Wesentlichen das philosophische, dieser in begeisterten Ausdrücken das religiöse Moment. Währenddessen lasen manche Neuberufene, wie Wolf und Schleiermacher, Schmalz und Froriep, daneben Alteingesessene wie Fichte Privatvorlesungen aus ihren Gebieten, die, obwohl sie theilweise den Universitätsfächern fernlagen, das geistige Leben der Hörer und der ganzen Stadt mächtig beförderten.

In eine neue Phase trat die Universitätsangelegenheit, als Wilhelm von Humboldt zum Leiter des Unterrichtswesens berufen wurde (20 Februar 1809). Ihn darf man mit Recht als den eigentlichen Begründer, als den geistigen Vater der Universität ansehen. Seine frühere Abneigung gegen eine in Berlin zu errichtende Hochschule aufgebend, trug er zunächst Sorge dafür, daß Fichte, Wolf und Schleiermacher, die Neigung empfanden, den an sie ergehenden auswärtigen Berufungen Folge zu leisten, für Berlin gefesselt wurden. Ferner berief er Buttmann und setzte beim König durch (16. August 1809), daß der zu begründenden Universität das Palais des Prinzen Heinrich (der Prinz war 1802, seine Gemahlin 1808 kinderlos gestorben) geschenkt und für die Dotirung der Anstalt aus den Domänen ein jährlicher Betrag von 120 000 Thalern entnommen wurde. Beides, die Uebernahme des Palais und die Dotirungsfrage, machte Schwierigkeiten, die theils in den Verhältnissen ihren Grund hatten, theils durch die damit beschäftigten Personen entstanden, dennoch wurden sie glücklich überwunden. Berliner Zeitschriften wie der „Hausfreund" unterrichteten das Publicum über jede einzelne Phase, über Vollendung einzelner Säle und dergleichen. Schon am 2. November 1809 konnte eine Vorlesung im prinzlichen Palais begonnen werden. Unterdessen erfolgten neue Berufungen: der Mediciner Reil, der Philologe Becker, der Chemiker Klaproth und der Jurist Savigny folgten dem Rufe. Als Lesende neben die eigentlich Berufenen traten

Hufeland, der Mediciner, Hoffmann als Lehrer der Staatswissenschaften ein, auch der Staatsrath Uhden, eigentlich Archäologe, durch langen Aufenthalt in Italien mit der dortigen Litteratur vertraut, las über Dante's Göttliche Komödie. Humboldt, die eigentlich treibende Kraft, schrieb am 23. Mai 1810 „daß ein Staat wie ein Privatmann immer gut und politisch zugleich handelt, wenn er in einem Augenblicke, wo ungünstige Ereignisse ihn betroffen haben, seine Kräfte anstrengt, irgend etwas Bedeutendes, Wohlthätiges für die Zukunft zu liefern und es an seinen Namen anzuknüpfen."

Durch Humboldt war die Angelegenheit so weit gediehen, daß sie auch nach seinem Rücktritt (14. Juni 1810) nicht ins Stocken gerieth. Die von ihm eingesetzte „Commission zur Einrichtung der Universität", für die Fichte sich zu unpraktisch und Wolf zu anspruchsvoll zeigte, arbeitete in seinem Geiste: vornehmlich die Staatsräthe Nicolovius, Uhden und Süvern. Durch sie wurden den bereits fest existirenden 3 Facultäten der philosophischen, juristischen, medizinischen die theologische angefügt, die zunächst aus Schleiermacher, de Wette und Marheinecke bestand; zu ihnen gesellte sich bald Neander. Für die philosophische wurde noch der Naturphilosoph Steffens, für Philologie Böckh und Heindorf, für Geschichte und Archäologie Rühs, Niebuhr und Hirt, für Alttestamentliches Bellermann gewonnen, für Germanistisches v. d. Hagen, freilich ohne Gehalt. Eine Gehaltsgewährung für diesen Vertreter einer neuen Wissenschaft wurde mit der Begründung abgelehnt, „daß der Staat in solchen Dingen der öffentlichen Meinung nur folgen und ein neues Studium nicht eher als akademischen Lehrgegenstand hinstellen soll, als bis die allgemeine Stimme sich schon durch die That für diese Maßregel erklärt habe."

Universitäts-Eintheilung, Vorlesungsdauer und Aehnliches blieben im Wesentlichen die alten. Neu war die Abgrenzung eines Universitätsbezirks, in dem Professoren und Docenten wohnen sollten und zwar die Stadttheile Friedrichswerder, Dorotheen-

und Friedrichsstadt bis einschließlich Marien- und Leipziger Straße, die Gewährung einer Censurfreiheit für die ordentlichen Professoren, aber auch für diese nur in Bezug auf Bücher ihrer Fachwissenschaft. Mit 58 Lehrern, darunter 24 ordentlichen Professoren, wurde die Universität eröffnet. In ihrem Schlußbericht an den König bemerkte die Section des öffentlichen Unterrichts: „keine Universität ist mit einer solchen Anzahl erfahrener Lehrer, mit einem solchen Vorrathe gelehrter Bedürfnisse, mit solchem Glanze ihrer Gebäude aufgetreten."

Unter den Vorlesungen machten die Niebuhrs über römische Geschichte, die sogleich in Buchform verbreitet wurden, das größte Aufsehen.*) B. G. Niebuhr, 1776—1831, durch Stein nach Berlin berufen, wo er am 8. October 1806 eintraf und Jahre lang an der Spitze der preußischen Finanzen thätig war, Berlins erster philosophischer Doctor (2. Februar 1811), seit dem 25. Januar 1810 Mitglied der Academie, hielt zwei Winter hindurch, 1810 und 11, Vorlesungen, die von Savigny mit angehört wurden, einen nachhaltigen Eindruck hervorriefen und für Niebuhr selbst sowie für seine Zuhörer eine neue Epoche wissenschaftlichen Lebens begründeten. Sie brachten tiefe kritische Untersuchungen vieler Einzelheiten, aber sie stellten auch allgemeine Sätze fest, die für die Damalslebenden noch eine besondere Bedeutung haben mußten, z. B. den, daß das Leben eines Volks eine Einheit sei, die sich nach bestimmten Gesetzen entwickelt, daß die Römer nur so lange ein Mustervolk gewesen, so lange sie auf dem Standpunkt eines Landstädtchens in freier republikanischer Tugend geblieben seien. Denn bei aller Wissenschaftlichkeit glaubte Niebuhr Analogien aus neuer Zeit, Anspielungen auf gleichzeitige Vorgänge und Einrichtungen einfügen zu müssen, Diatriben gegen

*) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, 3 Bände, 1837—1839. Schriften von Classen 1876, Eyssenhardt 1886, A. D. B. 23, 646 ff. Vgl. auch Creuzer an Görres (dessen Briefe II, 180). Niebuhr gewann den größten Ruhm „mit einem Colleg über Römische Geschichte, was ein Monstrum von Gelehrsamkeit sein soll. Da laufen dann die Officiere, Geheimräthe u. s. w. schaarenweis hinein. Es ist Mode, es mitzuhören".

den Adel, Lobpreisungen einer ständisch gegliederten Verfassung, polemische Bemerkungen gegen Wolf und die Romantiker.

Sonst mag als besonders charakteristisch für die damaligen Zustände hervorgehoben werden, daß Zeune (1778—1833, seit 1811 in Berlin) dessen wissenschaftliche Leistungen sehr unbedeutend waren, in seinem Colleg (1812) über die Nibelungen*), in dem man patriotische Anregungen zu finden hoffte, mehr als 300 Zuhörer hatte, während Wolf es im Publicum nur auf 170, im Privatum auf 70 brachte.

Am 28. September 1810 wurde als erster Rector Schmalz ernannt, als die vier Decane Schleiermacher, Biener, Hufeland, Fichte. Am 6. October fand die erste Immatriculation statt, im Ganzen sechs Studenten; vor Ablauf des Jahres stieg jedoch ihre Zahl auf 247. Am 10. October war die eigentliche Eröffnung ohne besondere Feierlichkeit. Aus jenen Tagen hat sich Brentano's stimmungsvolle, von Reichardt komponirte Cantate „auf die Einweihung der Berliner Universität" erhalten.**) In frommen Tönen pries der Dichter Gott und Jesus, den Meister der Lehre und huldigte dem König, der diese Anstalt aufgerichtet. In dieser großen Lehranstalt erblickte der Dichter die beste Heilung für die Noth der Zeit; die verarmte Stadt erkannte sich reich durch diese neue Stätte für Kunst und Wissenschaft. Sinnig wurden die vier Facultäten, jede in ihrer Art, gefeiert, die Verbindung der Akademie mit der Universität begrüßt, die große Aufgabe der

*) Sind die öffentlichen Vorlesungen über das Nibelungen-Lied, die Zeune am 5. November 1812 in der Spenerschen Zeitung ankündigte, andere? Jedenfalls war es sonst nicht Sitte, Universitätsvorlesungen in der Zeitung bekannt zu machen. In dieser Anzeige bemerkte er: „Die Stimme eines Predigers in der Wüste, Johannes v. Müller's Aufruf vor mehr als einem Vierteljahrhundert, scheint in unseren Tagen immer mehr und mehr nicht bloß Hörer, sondern auch Thäter des Worts zu finden. . . . A. W. Schlegel sprach es laut aus, daß es erklärt werden solle in den Lehranstalten der Jugend, auf daß sie sich erwärme in den Zeiten kalter Selbstsucht an den großen, hohen Thaten alter Vorzeit."

**) Vgl. Diel-Kreiten, Brentano I, 310fg.; vollständig abgedruckt das. 415—426.

Lehrer, der schöne Wetteifer der Schüler dichterisch verklärt. Jene deuteten die Bestimmung: Universitati litterariae als „der Ganzheit, Allheit, Einheit, der Allgemeinheit gelehrter Weisheit, des Wissens Freiheit gehört dies Königliche Haus"; diese voll Freude über die neubegründete Hochschule stimmten in den Jubelruf ein:

Glück auf, Glück auf! Victoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden.

Der Anfang der Vorlesungen war ausnahmsweise auf den 29. October 1810 festgesetzt. Das Universitätsgebäude erhielt die von Wolf vorgeschlagene Inschrift: Universitati litterariae Fridericus Guilielmus III Rex. Bereits im Februar 1811 wurden die nicht graduirten Mitglieder der Facultäten mit einem Grade versehen; die erste Doctorpromotion erfolgte am 11. April 1811.*) Der erste gewählte Rector war Fichte mit 11 Stimmen gegen 10, die auf Savigny fielen. (Erst im vierten Wahlgang wurde dies Resultat erreicht.) Die ersten gewählten Decane waren Marheinecke, Eichhorn, Reil und Weiß. Als erster feierlicher Actus der Universität wurde die Feier des Geburtstags des Königs (3. August 1811) begangen. Der Redner Schmalz äußerte Gefühle der Dankbarkeit gegen den Fürsten, feierte die Würde der Wissenschaft, polemisirte gegen Weltbürgerthum und trat für Vaterlandsliebe ein. Aufgabe und Ziel der Lehrenden definirte er dahin: „Nicht was die Beschränktheit nützlich nennen mag, sondern was es in Geist und Wahrheit ist, nicht gewerbsmäßige Tendenz nach dem, was im Leben unmittelbar brauchbar sei, sondern die höhere nach der edelsten Geistesbildung, das ist, wozu der König uns berufen hat." Er

*) Wie schlimm die früheren Zustände in dieser Beziehung waren, lehrt ein Bericht des Polizeipräsidenten Gruner an den König, 11. Juli 1809: „Das hiesige Ober-Collegium Medicinae seufzt sehr nach seiner Auflösung. O. M. R. Becker promovirt hier Studenten zu Doctoren der Medicin durch verstellte Diplome, welche er in Berlin drucken läßt und erga condignum ertheilt."

gelobte für alle seine Collegen, „daß wir nur nach dem Wahren und Rechten mit hohem Ernst streben, daß wir den jungen Männern, welche unsere Lehrstühle umgeben, nur diesen Geist reiner Wissenschaftlichkeit einhauchen wollen, auf daß sie der Wissenschaft ihren Geist wie dem Vaterlande ihr Herz rein und ganz weihen; endlich daß wir ihnen durch Lehre und Beispiel stets vergegenwärtigen, zu welcher Würde der Mensch berufen sei und wie die Arbeiten des Geistes nur dann beglücken, wenn er nie vergißt, woher er stammt, und daß er ein Funke des himmlischen Feuers sei, der sich freimachen soll von der starren Masse, die ihn umschließt, um sich wieder zu erheben zu dem Urquell des Lichts.“ Die junge Hochschule hatte gar manche Schwierigkeiten zu überwinden. Diese kamen theils von den Studenten selbst, die sich mitunter unziemlich betrugen*), theils sich als privilegirten Stand aufspielen wollten. Gegen solche Ungebühr trat Fichte in seiner bei Beginn des neuen Semesters (19. October 1811) gehaltenen Rede „Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit“ in heftigster Weise auf. Andrerseits lagen die Schwierigkeiten in der precären Lage des Staats, der die Forderungen der Neuberufenen nicht immer zu erfüllen vermochte, theils im Uebelwollen der auswärtigen Zeitungen, gegen welche Uhden durch Böttiger einen kräftigen Damm zu errichten wußte.

Doch entwickelte sich die Universität in herrlichster Weise. Im Mai 1811 waren schon über 450 Studenten, im Winter 1812—13 gegen 600. Auch der Krieg brachte keine völlige Störung. Strömten auch 258 Studenten zu den Waffen, von denen 43 den Heldentod starben und durch eine Gedenktafel geehrt wurden, und widmeten manche Professoren gleich nach dem

*) Bericht Gruner's vom 17./18. Mai 1810. „Acht bis zehn Studenten, Mediciner, sind vor einigen Tagen in die Dalchow'sche Tabagie eingedrungen und haben Schläge angeboten, doch nicht austheilen können, weil die Gäste das Prävenire spielten und die jungen Herren so schnell aus dem Hause jagten, daß sie Hut und Stock im Stiche lassen mußten“ und manches Aehnliche.

Aufrufe des Königs, namentlich die Mediciner, dem Vaterland ihre Dienste, so blieben doch die Meisten auf ihrem Posten. „Unser Universitätsgebäude“, schrieb Uhden am 2. April 1813, „ist ein wahres Asyl, ein Tempel der Ruhe und des Friedens mitten in dem übrigen Leben und gegenwärtigen Treiben.“ Allerdings nöthigte später die Errichtung des Landsturms viele Professoren und Docenten zur Theilnahme an kriegerischen Uebungen und unterbrach zeitweilig die Vorlesungen, die durch den Fortgang der Studenten theilweise äußerst spärlich besucht waren. Die großen Siege erheiterten die Stimmung, die von dem Schlachtfelde Zurückgekehrten, und die in froher Hoffnung auf die Zukunft ihre Studien neu aufnahmen, füllten die Hörsäle. Mit verdoppeltem Eifer, um das Versäumte nachzuholen, wurde nun gearbeitet. Selbst der Tod Fichte's, einen so schmerzlichen Eindruck er auch in den weitesten Kreisen machte, bewirkte keine bleibende Schädigung.

Die Universität entwickelte sich in segensreicher Weise. Die Sorge vor all den Gefahren, die man an die große Stadt geknüpft hatte, erwies sich als nichtig. Freilich nicht alle Hoffnungen, die man Anfangs hegte, wurden erfüllt. Störungen blieben nicht aus; widrige Zeitereignisse übten ihre verhängnißvolle Wirkung, aber trotz aller Schwierigkeiten gewährte sie für Nah und Fern bedeutende Anregung und hob das nationale Gefühl. Rein und stark blieb der Geist echter Wissenschaftlichkeit und der ideale Schwung, den die Universität aus der Zeit ihrer Gründung entnahm und behielt.

Elftes Kapitel.

Vor dem Sturme 1810—1812.

Nicht lange konnte sich Berlin seiner schönen Königin erfreuen. Sie starb fern von der Hauptstadt am 19. Juli 1810. Am genannten Tage erst brachte die Spener'sche Zeitung die Nachricht von ihrer Erkrankung, von der Reise, die der König zu der Leidenden angetreten, am 21. die Nachricht von ihrem Tode, am 26. die Beschreibung der Leichenfeier. Zahreiche Gedichte erschienen in der Zeitung, Prosaschriften, Predigten und Verse in Sonderdrucken von Friedrich Delbrück, Gubitz, C. F. Lange und vielen Ungenannten.*) Bilder wurden veröffentlicht, Kupferstiche herausgegeben, die Verklärung der Königin darstellend. Die Anstalten, denen die Königin besondere Theilnahme geschenkt hatte, die Armenanstalten des Friedrich- und Luisenstifts ehrten die Heimgegangene mit besonderen Trauerfeierlichkeiten. Am 18. August wurde eine große Nachtfeier im Opernhause veranstaltet, am 25. fand eine Wiederholung dieser Trauermusik statt.

Die Trauer um die Königin war allgemein.**) Selbst der Polizei-Rapport vom 30./31. Juli wußte zu melden: „Der

*) Zum Angedenken der Königin Luise von Preußen. Sammlung der vollständigsten und zuverlässigsten Nachrichten von allen das Absterben und die Trauerfeierlichkeiten dieser unvergeßlichen Fürstin betreffenden Umständen. Nebst einer Auswahl der bei diesem Anlaß erschienenen Gedichte und Gedächtnißpredigten. Berlin 1810. Haude- und Spenersche Zeitungsexpedition.

**) G. St. A. R. 77 Gruner's Berichte.

Schmerz über den Verlust der geliebtesten Königin hat sich selbst bei den niederen Volks-Classen auf eine zarte und rührende Weise geäußert. Am Tage der Einholung der hohen Leiche haben mehrere Bewohner der Ackerstraße ihre Fenster mit Flor behangen. Andere haben Stangen mit Flor umwundenen Blumenkränzen vor die Fenster gestellt." Auch bei der zum Geburtstage des Königs veranstalteten Illumination wurde in manchen poetischen Inschriften der frische Schmerz ausgedrückt. „An einem Hause in der Gartenstraße waren die einfachen Worte „Es lebet der König. Es ruhet die Königin" angebracht und dazwischen ein Brustbild der Unvergeßlichen mit der Krone und einem Kranze von wildem Wermuth umflochten."

Auch der König wollte seine Gemahlin durch ein Grabdenkmal ehren (vgl. Egger's „Rauch" I, 146 ff., besonders 148), das dank seinem Schöpfer Rauch eine der vornehmsten Zierden der Residenz wurde (Mausoleum in Charlottenburg). Die Skizzen zu dem Denkmal, zu dem der Künstler unmittelbar nach dem traurigen Ereigniß den Auftrag bekommen hatte, diese Skizzen, die den König zu Thränen gerührt hatten, wurden vom Volk am 19. Juli 1811 besichtigt. Am 22. Mai 1815 langte das Monument, zu dessen Herstellung sich Rauch nach Italien begeben hatte, in Berlin an. Am 30. Mai wurde es aufgestellt, gerade in derselben Minute, in welcher der König von Wien zurückgekehrt war. „Die Königin liegt", sagt Rauch's Biograph, „nicht dahingestreckt wie eine Todte, sondern eingewiegt wie eine Schlummernde, den einen Fuß sanft über den anderen geschlungen, die Arme über dem Busen gekreuzt, das Haupt leise zur Seite geneigt. Nur das Diadem im Haar bezeichnet sie als Königin und der kaum bemerkbare Sternenkranz, der rings um das Haupt aus dem Bahrtuch herausquillt, scheint es schüchtern auszusprechen, daß man sie so gerne eine Heilige hat nennen mögen. Kein Hermelin und Schmuck der Erde weiter; ein langwallendes schlichtes Sterbegewand legt sich um die schönen Glieder bis über den Fuß herab. Bei dieser Schlichtheit der äußeren Er-

scheinung bestand die Aufgabe des Künstlers darin, durch die feinsten Bewegungen die Fülle der Anmuth, welche das Leben beseelt hatte, auf den Stein aufzuprägen, daß er Leben gewinne."

Die wahre Trauer besteht nicht in Klagen, wie die echte Freude nicht in Jubel, diese äußert sich in Thaten, jene in ernster Gesinnung, in heiligen Vorsätzen, ein dem Beklagten würdiges Leben zu führen. Solche Trauer zeigte sich auch damals in Berlin. In den schwersten Tagen 1806 hatte man, zur Erinnerung an die heldenmüthige, schwer verleumdete Königin das „Luisenstift" begründet, das seinen Zweck, die Sorge für Soldaten-Frauen und -Kinder in trefflicher Weise erfüllte (oben S. 235). Nun wollte man, im Andenken an die Entschlafene (Aufruf an die tiefgebeugten Bewohner des Preußischen Staates, 2. August) Bildungsanstalten für weibliche Erzieherinnen begründen, um ihr Vermächtniß, Belebung und Stärkung des häuslichen Sinnes treu zu erfüllen. R. Eylert gab seine in der Gegenwart der Königin gehaltenen Predigten auf Subscription heraus;*) von den Zinsen des für jene Zeit geradezu ungeheueren Ertrags — es wurden 4197 Exemplare abgenommen und dafür die Summe von 8148 Thlr. 20 Gr., davon in Berlin etwas mehr als ein Zwölftel, gelöst — sollten alljährlich am Todestage einige unbescholtene Bräute ausgestattet werden. Das Bild der Königin, die wie eine Heilige engelrein und mild erschien, sollte voranleuchten in den trüben Tagen, die man zu durchschreiten hatte. Dieser Gedanke wurde am schönsten von Heinr. v. Kleist ausgedrückt, obwohl er selbst nicht den Muth hatte, den schweren Weg zu gehen. Denn er sang ihr bei dem letzten Geburtstag, den sie feiern konnte, ein Sonett, das mit den Versen schloß:

Dein Haupt schien wie von Strahlen mir umschimmert,
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.

*) Die Gedächtnißfeyer der verewigten Königin Luise von Preußen. Eine Stiftungsschrift von R. Eylert. Berlin, gedruckt bei G. Decker.

Auch zwei andere wirkliche Dichter ergriffen das Wort.

Aus Rom erscholl von Werner,*) der Jahre lang in Berlin gelebt hatte und auch in der Ferne sich als Preußen betrachtete, die Mahnung, daß ihr Wort „vergebens floß kein Blut" sich bewähre und die Klage: „Luisa, wie den Reinen Die Seraphim erscheinen, So rein, so schön, so milde. Spiegel vom ew'gen Licht! Wob Dirs sich nicht vom Schilde, Dich vor dem wilden Wüthen Des Schicksals zu behüten, Das niedre Herzen bricht? Luisa, Du, die Reine, Wie mehr wie Du, wohl Keine, Der Himmelskönigin nen An Huld und Qualen gleich; Du mußtest Dir gewinnen Wie sie durchs Schwert der Leiden, Die Wollust abzuschneiden in Dein ursprünglich Reich." Der zweite Dichter war Clemens Brentano**), dessen etwas spätere Universitätshymne bereits (S. 298 fg.) angeführt wurde. Er feierte das Andenken der Königin in frommen, schönen Versen, schilderte die unendliche Trauer, die alle ihre Nächsten und das ganze Volk ergriffen hatte, erinnerte an sehr viel des Guten, das sie gestiftet, tröstete sich mit der Verheißung „Es blüht Leben über dem Grabe" und sprach das Bekenntniß und Gelöbniß Vieler in den Versen aus:

„Ewig, ewig wird sie leben,
Ist sie nicht der Zeit geblieben,
Hat sie uns doch Kraft gegeben,
Daß wir sie auf ewig lieben!" ***)

Durch den in manchen Gedichten ausgedrückten Gedanken, daß die Königin wie ein Stern in dunkler Nacht leuchte, wurde ihr Andenken lebenweckend und spendend. Als Preußens Schutzgeist rief sie auch die Müdesten wach. Eine großartige Reform des gesammten Staatswesens, die sie am freudigsten begrüßt hätte, folgte ihrem Tode. Nach der Ernennung Hardenberg's

*) Werner's Klagen um seine Königin Luisa von Preußen. Rom, den 4. Aug. 1810, 4 Bll. in 4°.

**) Zum ersten Mal gedruckt bei Diel-Kreiten, Band I, S. 427—441.

***) Eine Erwähnung verdient auch Achim v. Arnim's Cantate bei der Einholung der Leiche Ihrer Majestät der Königin. Berlin 1810.

zum Reichskanzler (4. Juni 1810), der eine gebietende Stellung den übrigen Ministern, dem Staatsrath und Cabinet gegenüber erhielt, wurden wichtige Gesetze über ländliche Accise und das Aufhören der Vorspannpflicht erlassen, Gewerbefreiheit, Aufhebung des Zunftzwangs proclamirt, eine Gesindeordnung und das Stempelgesetz gegeben, die Bauernbefreiung, die Emancipation der Juden vollzogen, die Errichtung von Provinzial- und Landesständen in Aussicht gestellt und im Februar 1811 der Anfang einer solchen Repräsentation mit ernannten Notablen gemacht. Der Werth aller dieser Neuerungen, an und für sich ein außerordentlich großer, wurde dadurch noch wesentlich erhöht, daß diese Reform in einem mit fast unerträglichen Lasten beschwerten, von Feinden halb occupirten, durch Späher ängstlich überwachten Lande geschah. Aber gerade diese heroische Entschlossenheit und die angespannte Thätigkeit der Regierenden flößten den Regierten Vertrauen ein und ermunterten auch sie zu erneuter Lebenshoffnung und Thatenlust.

Eine neue Aera wissenschaftlicher Arbeit und litterarischer Thätigkeit begann. Als würdige Schwester sollte neben die Universität die Akademie treten.

In der Akademie wog zunächst noch immer das französische Element vor. Nach Formey war Merian ständiger Secretär, nach dessen Tode (1807) wurde J. W. Lombard, Mitglied seit 1803, vom Könige dazu ernannt.*) Gegen diese Ernennung protestirte die Akademie theils wegen ihres Rechts der freien Wahl, theils wegen Lombard's Unfähigkeit, mußte aber die königliche Entscheidung anerkennen. Doch erbat und erhielt Lombard aus Gesundheitsrücksichten schon 1809 seine Entlassung. Zu den bemerkenswerthen Ereignissen aus ihrer Geschichte gehört Goethe's auf Antrag A. Hirts erfolgte Ernennung zum Mitglied (13. Aug. 1806).**) Solchem Zuwachs gegenüber brachte die napoleonische Zeit manche Schädigung: z. B. die Beraubung des Naturalien-

*) Hüffer, Lombard 335fg., 396.

**) Vgl. Hirt an Goethe, G. J. XV, 73, 105fg.

cabinets durch die Franzosen, die auch der Bibliothek und Kunstsammlung übel mitspielten.

Die Neuordnung, die nach dem allgemeinen Zusammenbruch manchen Instituten zu Theil wurde, sollte sich auch auf die Akademie beziehen. Wenigstens schreibt der Archäologe A. Hirt an Goethe (23. Mai 1809, G. J. XV, 75) von einer damals durch ihn vorgeschlagenen Neuordnung. Doch ist nach dem vorliegenden Material (vgl. die Vorrede) über die also geplante Einrichtung nichts bekannt, wenn sie nicht eben die Grundlage der einige Jahre nachher eingetretenen bildete.

Eine wirkliche Neuordnung jedoch fand erst 1811 statt.*) An die Stelle des einzigen ständigen, vom König ernannten Secretärs waren 1809 nach Lombard's Entlassung und einem kurzen Interimistikum des ganz unfähigen Castillon 4 Secretäre getreten, von denen jede der vier Classen — physikalische, mathematische, philosophische, historische — je einen zu wählen hatte. Die erstgewählten waren Erman, Tralles, Ancillon Sohn, Spalding. Humboldt hatte statt Wahl eine Ernennung gewünscht und hätte an Ancillons Stelle lieber Biester gesehen. Nach dem am 24. Januar 1812 erlassenen Statut sollte die Akademie „die Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiete der Wissenschaft" anstreben. Ihre Eintheilung in vier Classen wurde beibehalten, ordentliche, auswärtige, Ehrenmitglieder und Correspondenten unterschieden, nur die Zahl der Auswärtigen war auf 24 beschränkt, die der übrigen sollte unbeschränkt bleiben: ordentliche und auswärtige unterschieden sich vor Allem dadurch, daß der Wohnsitz der ersteren in Berlin sein mußte. Jeden Donnerstag sollte eine Gesammtsitzung, jeden Montag eine Classensitzung stattfinden, außerdem dreimal jährlich öffentliche Sitzungen an den Geburtstagen des regierenden Königs, Friedrich des Großen und Leibniz'. In den öffentlichen Sitzungen hatte je ein Secretär, in den Gesammtsitzungen hatten die ordentlichen Mitglieder der Reihe

*) Abhandlungen der Kgl. Ak. aus d. J. 1805—1811. Nebst der Gesch. in diesem Zeitraum. Berlin 1815.

nach Vorträge zu halten, am Leibniz-Tage wurden die Preisaufgaben verlesen, Preise vertheilt, Gedächtnißreden auf verschiedene Mitglieder gehalten. Die in den öffentlichen Sitzungen zu haltenden Reden mußten schon vorher in den Gesammtsitzungen vorgelesen sein. Als Ferien wurden insgesammt 12 Wochen, 8 für die Sommermonate, je eine für die vier kirchlichen Feste bestimmt. Die Akademiker erhielten Censurfreiheit und das Recht, an der Universität zu lesen. Die Abhandlungen des Jahres 1812, die noch in einem Bande erschienen, — später wurde die Theilung in philosophisch-historische und mathematisch-physikalische Bände durchgeführt — bekundeten einen erheblichen Fortschritt gegen die vorhergehenden. Oratorische Prunkstücke und breite philosophische Redereien, die früher einen ziemlichen Raum eingenommen hatten, traten in den Hintergrund und verschwanden bald gänzlich.

Andere Bestrebungen verdienen nicht die gleiche Billigung. So beschäftigten sich damals lebhaft Berliner wissenschaftliche Kreise mit dem von J. A. Mesmer, der zu jener Zeit in hohem Alter in Süddeutschland lebte, entdeckten thierischen Magnetismus, den denkende Männer alles Ernstes als Universal-Heilmittel ansahen. Justinus Kerner, der selbst ein Gläubiger war, hat diese Theilnahme der Berliner berichtet und mit Beweisstücken belegt (Frankfurt 1856). Unter diesen Theilnehmenden befanden sich Männer von hervorragender Bedeutung: E. L. Heim, 1747 bis 1834, von 1783 in Berlin, als „der alte Heim" einer der populärsten Männer Berlins, durch seine Humanität, Gewissenhaftigkeit und Religiosität bei kleinen Leuten und bei Fürstlichkeiten gleich beliebt, ein reiner Empiriker, ein Mann reichster Erfahrung und strengster Wahrheitsliebe, der seine Irrthümer offen eingestand, und durch Sectionen, die er bei seinen verstorbenen Patienten fast ausnahmsweise vornahm, in erster Linie sich selbst zu belehren strebte. Sodann Ch. W. Hufeland, 1762 bis 1836 (oben S. 114), durch seine Macrobiotik, für die er ja selbst ein klassisches Beispiel war, in weiteren Kreisen; durch Zeitschriften und Einzeluntersuchungen bei den Aerzten bekannt und

berühmt, außerordentlich wirksam als praktischer Arzt, später seit Verschlimmerung seines Augenleidens als consultirender Arzt und als Theoretiker thätig, trefflicher Lehrer an der Universität, Stifter der nach seinem Namen benannten Jahrzehnte segensreich wirkenden Gesellschaft und mehrerer für das Wohl seiner Standesgenossen eingerichteten Anstalten, ein sinniger Betrachter und Gönner neuer Entdeckungen bis in sein hohes Alter und scharfsinniger Beschreiber der großen Epidemien der Zeit. Ferner J. Ch. Reil, 1759—1813, nur kurze Zeit, seit 1810 in Berlin, als glänzender Schriftsteller und vielseitiger Arzt hochberühmt. Endlich waren darunter Männer, die jetzt ziemlich vergessen sind, z. B. J. Kluge, der sich als Praktiker und Theoretiker um die Mesmer'sche Lehre Verdienste erwarb. Die Genannten forderten Mesmer durch Vermittelung K. Ch. Wolfart's auf, nach Berlin zur Verständigung über seine Lehre zu kommen, eine Aufforderung, der Jener nicht nachkam. Doch blieben die Bemühungen der Anhänger nicht ohne Erfolg. Kraft dieser Anstrengungen wurde nämlich seitens der Regierung eine Kommission zur Untersuchung des Magnetismus eingesetzt und Wolfart von ihr beauftragt, zu Mesmer zu reisen und von ihm Alles zu erkunden, was zu näherer Bestätigung, Berichtigung und Aufklärung dieses wichtigen Gegenstandes dienen könnte. Wolfart, der sich selbst als einen eifrigen Apostel des Mesmerismus bezeichnete und später die Lehre des Meisters nach einem französischen Manuscripte in wortgetreuer Uebersetzung herausgab (Berlin 1814), kam durch den Eindruck von Mesmer's Persönlichkeit und durch das Anschauen einzelner von diesem vorgenommener Heilungen erregt, entzückter und überzeugter als er abgegangen zurück. Trotz seiner Begeisterung erfolgte bald der Gegenschlag. Nun wurde in Zeitungen und Broschüren der Kampf gegen Mesmer und seine Anhänger geführt; ein tödtlicher Schlag gegen die Verbreitung der Lehre in Berlin und Preußen war eine öffentliche Erklärung des Ministers Schuckmann*), die gegen

*) Der Erlaß Schuckmann's, Spenersche Zeitung 21. November 1812, lautet: „Die dreiste Behauptung öffentlicher Blätter, es sei ein Abgesandter

den Magnetismus und gegen Wolfart's von Staatswegen erfolgte Sendung protestirte. Dieser Widerstand seitens der officiellen Kreise, andererseits die Kriegsunruhen lenkten für einige Zeit die Geister von solchen Betrachtungen der Nachtseite wissenschaftlicher Erkenntniß ab, die sie lange beschäftigt und beherrscht hatten.

So erregt die Zeiten auch waren, die Zeitungen ließen davon nicht allzuviel spüren. Im Gegentheil wurde jeder patriotische Aufschwung gehindert, wie aus dem folgenden Beispiel ersichtlich ist: Die Spener'sche Zeitung vom 9. März 1811 hatte eine vom Hofrath Becker gegründete geheime Gesellschaft „Der deutsche Bund" erwähnt, der die Beförderung des Wohlseins und der Ehre unserer Nation durch Erweckung des deutschen Geistes, Wiederherstellung ihres alten Ruhmes, der Pietät und Treue zum Zwecke haben sollte. Mitglied konnte jeder Deutsche werden, der Einzelne sollte nicht gefragt werden, ob er Preuße, Sachse, Württemberger u. s. w. sei. Schon in der folgenden Nummer, 12. März 1811, erschien gegen diese Anzeige eine officielle Warnung, dem Censor wurde, weil er sich lässig gezeigt, sein Geschäft abgenommen, der Redacteur auf eine Zeit suspendirt,

von Staatswegen nach Frauenfeld geschickt worden, um Mesmer's Geheimnisse über thierischen Magnetismus zu hören, veranlaßt zur Erklärung: „Wenn gleich bei den so vielfach erneuerten Erzählungen achtbarer Männer von auffallenden Erfahrungen über diesen Magnetismus eine Commission zu deren Prüfung genehmigt worden ist, weil keine wissenschaftliche Untersuchung aus vorgefaßter Meinung gehindert werden darf, auch Niemandem zu verbieten ist, seine Belehrung zu suchen, wo er sie zu finden hofft, so ist doch die Regierung weit davon entfernt, deshalb Kundschafter nach geheimer Wunderkunst auszusenden. Wenigstens sollte man derselben vertrauen, daß sie damit warten werde, bis gründlich geprüft und entschieden werde, ob nicht trotz der angeblichen Heilung mancher hysterischer und nervenschwacher Patientinnen dennoch das Hausmittel der thätigen Erfüllung der häuslichen Pflichten, wozu die Vorsehung das für den Magnetismus so empfängliche Geschlecht bestimmt hat, als Schutz und Heilmittel allem manipulirten Erregen der Gefühle und Einbildungskraft vorzuziehen sei." Uebrigens mag an dieser Stelle bemerkt werden, daß trotzdem 1816 Wolfart auf Hardenberg's Empfehlung zum Professor in Berlin ernannt wurde.

der Expedition eine Rüge ertheilt. „Die Zwecke des genannten Deutschen Bundes", besagte diese officielle Erklärung, „gehören zu dem redlichen Bemühen aller gutgesinnten Bürger. Es bedarf keines geheimen Bundes, um den Gefühlen und Pflichten zu genügen, die jedem Freund des Vaterlandes von selbst heilig und theuer sind." Kein Wunder daher, daß die Zeitungen ihre Nachrichten noch immer aus französischen Quellen und im französischen Sinne brachten. So wurde einmal (Spenersche Zeitg. 16 März 1811) eine Rede des Arrondissements-Präfekten zu Meppen mitgetheilt, in welcher es heißt: „Mit unendlichen Hülfsmitteln ausgerüstet, darf nur der göttliche Napoleon schöpferisch: „es werde!" aussprechen und zweifache Population, vermehrte Industrie und erhöhte Cultur beglückt die Nation."

Ja, man machte sich geradezu über die ganze Situation oder einzelne Einrichtungen lustig. Dies geschah z. B. gegen die Berliner Bürgergarde, die, von den Franzosen eingerichtet, sich während der Franzosenzeit trefflich bewährt hatte, zum ersten Mal die Bürger zur Wahrung von Ruhe und Ordnung, zum Schutz ihrer eigenen Interessen aufgerufen, Juden und Christen unter einer gemeinsamen Fahne vereinigt, militärische Neigung in der Civilbevölkerung genährt und manche friedliche Bürger zur frischen fröhlichen Soldatenstimmung, die sich in einem hübschen, das Volksmäßige hervorhebenden Liederbuche aussprach), angeregt hatte.*) Hätten die Bürger diesen, ihnen von Fremden erwiesenen Dienst richtig erkannt, so würden sie, wie

*) Aus Gruner's Berichten (G. St. A. R. 77, Dec. 1810) „Unter den Linden wurde am 12. nachstehendes Pasquill an einem Baume gefunden und abgenommen: Mit allergnädigster Freiheit erscheint nächstens folgendes interessante Werkchen: Die Berliner Bürgergarde, eine Posse von Jordan und Kiesewetter, ein Weihnachtsgeschenk für Berlins Einwohner, ist in Commission gratis zu haben bei Baumann, Capitän der Compagnie Nr. 8." — Ueber diese Bürgergarde gibt es eine ganze Litteratur. Einzelnes daraus ist Z. f. G. d. Juden in D. IV, 372 erwähnt. Für unsere Zwecke ist nur wichtig A. Büchler. Gesänge für preußische Bürger-Gardisten bei der neuen Organisation des Militärs. Berlin bei Joh. Wilh. Schmidt 1809. 32 SS. In diesem findet sich z. B. ein Lied

der ungenannte Verfasser eines zwar recht ungeschickten, aber gesinnungstüchtigen Liedes zu verstehen gibt, den Gedanken zur Wehrhaftmachung der Nation dankbar verehrt haben, statt ihn zu verspotten.

Denn an dieser Wehrhaftmachung der Nation wurde damals eifrigst gearbeitet. Mit dankbarer Verehrung muß Scharnhorst's Name hier genannt werden, der seit 1807 als Chef der Militär-Organisation an der völligen Umgestaltung des preußischen Heeres arbeitete und die allgemeine Wehrpflicht vorbereitete, deren volle Einführung freilich erst am 3. September 1814 erfolgen konnte. Zu dieser Wehrhaftmachung der Nation wirkte vornehmlich ein Mann mit, der in der Berliner Kulturgeschichte einen bedeutenden Platz einnimmt, Friedrich Ludwig Jahn*) (geboren 1778, gestorben 1852), der 1809 nach Berlin gekommen war, und der, nachdem ihm die Hoffnung Universitätslehrer zu werden, in

„Aufmunterung". Aus diesem mögen zwei Strophen, die zweite und dritte, hier mitgetheilt werden:

Ein glücklich Menschenleben
Kann Bürgersinn mir geben,
Er schützt den Herrscherthron.
Gedung'ne Krieger waren
Noch immer in Gefahren
Gewisser Tod der Nation.

Durch Bürgermuth und Liebe
Entfalten sich die Triebe
Für den Gewinn der Zeit.
Der Knabe wächst zum Riesen,
Der Jüngling eilt mit diesen
Ideen zur Unsterblichkeit

*) Für Jahn die Biographie von Euler, Stuttg. 1881. Von demf. Jahn's Werke, Hof 1884—87, 2 Bände, der zweite in 2 Abtheilungen. Deutsches Volksthum, Lübeck 1810. Ueber Harnisch und Friesen vgl. A. D. B. s. v. — Ferner: W. Harnisch, Mein Lebensmorgen, voll. u. hgg. von H. E. Schneider. Berlin 1865. — Ueber alle drei als Lehrer oben S. 108. — Ueber das Turnen: Bornemann, Turnplatz in der Hasenhaide, 1812. Derf.: Lehrbuch der von F. L. Jahn unter dem Namen der Turnkunst wiedererweckten Gymnastik, 1814.

Folge seiner mangelhaften gelehrten Vorbildung fehlgeschlagen war, — ein Mangel, der stets an ihm bemerkbar blieb — als Lehrer am Grauen Kloster und an der Plamannschen Erziehungsanstalt thätig war. Hier lehrte und lebte er mit Friesen und Harnisch zusammen. Jener (1785—1814), seit etwa 1808 in Berlin, war ein vielbeklagtes Opfer der Befreiungskriege, ein eifriger Patriot, „eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden", der mehr durch Sittlichkeit als durch Stärke des Volkes Wiedergeburt durchführen wollte. Dieser (1787—1864), von 1810—13 in Berlin, war ein als Schulmann und Schriftsteller rastlos thätiger Pädagoge, eifrig im Dienste Pestalozzi's bemüht. Die Zeit der gemeinschaftlichen Wirksamkeit mit diesen beiden Männern war die größte in Jahn's ganzem Leben. Was von begeisterndem Patriotismus, von stark machendem nationalen Bewußtsein, von treuer Hingabe an die großen Ideen: Tugend und Vaterland, in ihm lebte, suchte er durch das Wort, wie später durch seine Schriften, seinen Schülern und seinen lieben Deutschen mitzutheilen. Ein großer Schriftsteller wurde Jahn freilich nicht, ja er bildete später die Absonderlichkeiten seiner Sprache in wahrhaft grotesker Weise aus; aber sein Buch „Deutsches Volksthum", das 1810 erschien, ward für Berlin, wenn es auch dort nicht ausgegeben wurde, und für ganz Preußen eine Mahnung und Erweckung. Denn eben in Preußen sah Jahn das künftige Heil Deutschlands und in den Hohenzollern die Bringer dieses Heils. Er ahnte „in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reichs und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hehre Bahn wandeln würde." In ausführlicher Darlegung sprach er von der geographischen Eintheilung Deutschlands, forderte eine Gleichmäßigkeit in der Staatsverwaltung, wobei er die Fragen der inneren Politik, namentlich auch des Unterrichtswesens einsichtig erörterte, verlangte eine Einheit des deutschen Stammes und Volkes, bei welcher Gelegenheit er derb gegen die „Völkleinerei" loszog, und wünschte diese Einheit auch auf Kirche und Volks-

erziehung übertragen. Er brauchte schöne Worte über die Aufgabe deutscher Lehrer und deutscher Dichter, deren einem er wünschte „den vaterländischen Heerbann zu begeistern und Siege zu ersingen." Er ging freilich in seiner Deutschheit oft allzuweit, indem er nackte Statuen öffentlich aufzustellen für undeutsch erklärte, gegen Fremdsprachliches und Mode zu eifervoll wetterte, den „willkürlichen Hagestolzen" das Bürgerrecht aberkennen wollte; aber sein Eifer für deutsches Wesen, für Volksthümlichkeit und sittliche Tüchtigkeit war heilig und gesund, sein Vertrauen in die Zukunft unerschütterlich, seine sichere Erwartung einer baldigen Befreiung stärkte auch die Schwachen. „Keines Eroberers Unersättlichkeit wird seine Völkerfluthen gegen ein solches Vaterland wälzen. Vertilgt kann ein solches Volk werden, aber erobert und zum bereitwilligen Knecht und gehorsamen Dienstling unterjocht in aller Ewigkeit nicht!"

Schon in dieser Schrift hatte Jahn vom Turnen gesprochen und die Leibesübungen als bestes Mittel zur Kräftigung der neuen Generation empfohlen. Gymnastische Uebungen hatte es früher wohl in einzelnen Schulanstalten (namentlich Philanthropinen) gegeben; die regelmäßige Einfügung des Turnens in den Schulunterricht aber, dessen planvolle Benutzung für körperliche Kräftigung der Nation und die innige Verbindung mit sittlich-patriotischem Zwecke ist Jahn's großes Werk. Daher war die Eröffnung des ersten Turnplatzes in der Hasenhaide bei Berlin, Frühjahr 1811, ein hochbedeutsames, von Freund und Feind gleichmäßig gewürdigtes Ereigniß. Auf diesem ersten Turnplatz wurden unter Jahn's Leitung, unter der Führung von Vorturnern wie Ernst Eiselen und anderen jungen Leuten die ersten Turnübungen unternommen; dazu gesellten sich dort und in der Nähe Berlins Spiele, Spaziergänge, Turnfahrten. Die Begründung einer Schwimmanstalt, die Einführung des Fechtens gehören gleichfalls in diesen Zusammenhang. Es galt manche Vorurtheile zu besiegen: der Adligen, die das forsche Auftreten der Turnerjünglinge mit Unwillen bemerkten, der Aerzte, die

Schaden für die Gesundheit befürchteten, der Gewohnheitsmenschen, die jeder Neuerung widersprachen, und der Zaghaften, die das Einschreiten der Regierung oder der Landesfeinde fürchteten. Trotzdem brach sich das Turnen immer mehr Bahn und seine gute Wirkung wurde allgemein anerkannt. Dagegen bedeuteten die Seltsamkeiten, die sich in einer gewissen Absonderung der Turner, auch in ihrer besonderen Kleidung, Haartracht u. s. w. kundgaben, wenig. Die gute Wirkung bestand darin, daß die jungen Leute ihre Körperkräfte übten, Alters- und Standesunterschiede mehr als früher in den Hintergrund drängten, sich in deutschem Sinn und in Abneigung gegen ausländisches Wesen stärkten und zum Widerstand gegen die französische Herrschaft vorbereiteten.

Jahn war es auch, unter dessen Leitung (14. November 1810) ein „Deutscher Bund" gegründet wurde, der bis zum Februar 1813 bestand. Seine Mitglieder verpflichteten sich, beim Turnen, Fechten, Schwimmen durch mündliche und schriftliche Unterhaltungen für die Befreiung des Vaterlandes zu wirken. Eine sichtbare Thätigkeit des Bundes in einzelnen Handlungen läßt sich nicht aufweisen, wie es ja bei einer derartigen, zwar auf eine allgemeine Thätigkeit gerichteten, aber in persönlichem Einzelwirken thätigen Vereinigung kaum anders möglich ist. Doch wird man auch ohne Kunde von solchen bestimmten Vorgängen sagen dürfen, daß der Bund redlich und erfolgreich an der Erzeugung des neuen Geistes arbeitete, der die Großthaten des Jahres 1813 schaffen half. So bewährte der Deutsche Bund seinen von einem Mitgliede also bezeichneten Zweck: „Erhaltung des deutschen Volks in seiner Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, Neubelebung der Deutschheit und aller schlummernden Kräfte, Bewahrung unseres Volksthums, Schutz und Schirm wider heimliche Verderbung von innen, wider alle Knechtschaft von außen und alle Kunstgriffe, Listen und Bethörungen der Ein- und Umschmelzung, Hinwirken zur endlichen Einheit unseres zersplitterten, getheilten und getrennten Volks."

Auch einzelne andere damals erscheinende Werke außer denen Jahn's halfen mit dazu, die patriotische Stimmung zu erwecken und zu nähren. Zu ihnen gehört das Jahrbuch „Hertha, Germaniens Schutzgeist, herausgegeben von Janisch, Heinsius, Heyne" (1811). Heinsius ist schon vielfach erwähnt, Janisch, 1771—1810, war Prediger in der Nähe Berlins, Friedrich Heyne, geboren 1783, Privatlehrer in Berlin und Verfasser einiger pädagogischer Schriften. Das Jahrbuch hatte eine stattliche Zahl tüchtiger Mitarbeiter, unter denen Max von Schenkendorf und Gubitz besonders zu nennen sind. Nach üblicher Almanachsweise wurden Trink- und Liebeslieder, Gedichte auf Bühnenkünstlerinnen, Weisheitssprüche und salzlose Satiren gebracht, auch wohl Geschichten in frivolem Ton beigemengt, die sich neben den Beiträgen ernster Art übel ausnahmen. Das politische Moment tritt in manchen Andeutungen von Fabeln und Lehrgedichten hervor, in kleinen Satiren, die sich gegen französische Sitten und deren Nachahmung wendeten; auch in ein paar belanglosen Gedichten auf den Tod der Königin Luise, besonders aber in einzelnen Versen, in denen der Aufruf zu patriotischen Thaten, zur Wendung gegen Tyrannei erscholl, vornehmlich auch der Gedanke ausgeführt wurde, daß nur nach innerer Kräftigung die äußere Befreiung folgen könne.

Wichtiger war die Zeitschrift „Die Musen" von Fouqué und Neumann (3 Bände 1812—14). Sie enthielt in erster Linie Beiträge der beiden Herausgeber, daneben waren aber Varnhagen, Fichte, Uhland, Stolberg, Friedrich Schlegel als Mitarbeiter betheiligt. Aus Kleist's Nachlaß finden sich kleine Strophen und große Gedichte. Prosa-Abhandlungen, historische und politische Aufsätze wechseln mit Gedichten ab, gelegentlich finden sich auch Recensionen. Je weiter die Zeit fortschritt, umsomehr nahm die Zeitschrift einen patriotischen Charakter an. Der Jahrgang 1812 ist ziemlich neutral, der von 1813 beginnt Rücksicht zu nehmen auf die große Bewegung, der Jahrgang 1814 ist völlig patriotisch. Da treten neben Fouqué auch Zeune,

Varnhagen, Justinus Kerner, Werner, Schenkendorf, Karl Giesebrecht als patriotische Dichter auf. Der Letztere schrieb ein 59 Stanzen langes Gedicht auf die Schlacht bei Leipzig. Der erste der beiden Herausgeber, Neumann, ist schon früher besprochen; der zweite, Fouqué, verdient eine kurze Würdigung.

Fouqué war ein überaus fruchtbarer Dichter, der sich in der Vorrede zu einem seiner Werke entschuldigte, daß er „die Saat eines längeren Zeitraums als zusammengedrängte Erndte darbiete." Seinen vaterländischen Schauspielen, die speciell märkische Stoffe behandelten, z. B. „Waldemar, der Pilger, Markgraf von Brandenburg" ließ er „Dramatische Dichtungen für Deutsche" folgen, denen er den Titel „Neue Vaterländische Schauspiele" gab.*) In 5 dramatischen Gedichten, Schau- und Trauerspielen behandelte er fast die gesammte deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu dem siebenjährigen Kriege; in Vers und Prosa lehrte er Patriotismus und hoffte durch Erinnerung an frühere Siege der Zeitgenossen Kampflust zu stacheln und sie zum Siege zu führen.

Außer Fouqué gehörte zu dem damaligen Berliner Litteratenkreise für ganz kurze Zeit J. von Eichendorff, der damals nur durch Krankheit in Berlin zurückgehalten war, ferner Arnim, auf dessen Wirksamkeit später noch zurückzukommen ist (S. 348 fg.), und Brentano, dessen Gedichte auf den Tod der Königin Luise und die Begründung der Universität bereits hervorgehoben worden sind (S. 298, 305 vgl. unten 348), sodann Graf Löben und Adam Müller. Jener, der unter dem Namen Isidorus Orientalis dichtete, ließ damals in Berlin, wo er einige Jahre lebte, einen dicken Band Gedichte erscheinen und den Ritterroman „Arcadien" drucken.**)

Löben's Gedichte sind fast ausschließlich Lyrica. Die wenigen erzählenden Stücke bedeuten nichts. Seine Lyrik nimmt keinen

*) Beide Bände Berlin bei Hitzig 1812—13. Ueber Fouqué im Allg. Goedeke u. A. D. B., bes. M. Koch's Einl. zu der Auswahl seiner Werke (Kürschner's D. N. L.).

**) Ersteres Berlin 1810, der Roman, 2 Bände, daselbst 1811—12.

hohen Aufschwung: Welt- und Staatsereignisse, die dem Fühlenden damals in erster Linie stehen mußten, existirten für ihn nicht, nur die Lebenskunst suchte er zu treiben. Auch Dichtkunst und Dichter behandelte er so gut wie gar nicht und so sehr er die Freundschaft erhob, nannte er doch außer Fouqué keinen Namen. Auch die Religion beschäftigte ihn mit Ausnahme weniger Sonette auf die Jungfrau Maria und die Gottheit durchaus nicht. In seinen zahlreichen Gedichten — 444 Seiten, darunter 72 Sonette — verherrlichte er in gewandter Sprache vielmehr fast ausschließlich die Liebe, bald die Unschuld besingend, bald das Tändeln verklärend; während er einmal den Wahnsinn der Verzweiflung schaudernd herannahen sah, — in den Frauen erkannte er seines Lebens Parzen — freute er sich öfter seines Freiseins von Liebesbanden, um sich freilich alsbald eine Verletzung durch Amors Pfeile zu wünschen.

Adam Müller, 1779—1829, ein Berliner, wurde durch seine „Vorlesungen über Friedrich II., über die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie" für Berlin von großer Bedeutung. Ursprünglich Protestant wurde er Katholik; zum Theologen bestimmt, schwenkte er später zur Rechts- und Staatswissenschaft über. Obwohl geborener Preuße widmete er Sachsen und Oesterreich seine Dienste. Seine ökonomischen Studien und seine litterarischen Arbeiten im Dienste und zur Aufklärung der Romantik, so bedeutsam auch beide trotz ihrer Unklarheiten und Widersprüche sind, können an dieser Stelle nicht betrachtet werden, sondern nur seine bereits erwähnten, in Berlin 1810 gehaltenen Vorlesungen. Sie waren vielleicht als Gegenstück zu Johannes von Müller's berühmter Rede (oben S. 215) beabsichtigt und sollten die richtigen Folgerungen aus des großen Königs Regierungshandlungen und Grundsätzen ziehen, nachdem die voreiligen Schlüsse der säbelrasselnden Enkel der Fridericianischen Krieger sich so schlecht bewährt hatten. Aber freilich dürfen sie in Ton und Tendenz nicht etwa mit Fichte's Vorlesungen oder Jahn's Schriften zusammengestellt werden. Es sind mehr kühle Reflexionen eines

Politikers als warme Aufrufe eines Patrioten. Der Politiker empfahl Englands Institutionen, obwohl er mehr ein Lobredner des aufgeklärten Absolutismus als der eigentlich ständischen Vertretung war; er untersuchte das Verhältniß der Frauen zum politischen Leben und handelte von der Nationaljustiz, aber auch vom Nationalheer und von der kriegerischen Erziehung der Nation. Grade in Auseinandersetzungen letzterer Art berührte er sich mit den lärmenden Männern des Tages.

Trotz solcher auf Patriotismus und Sittlichkeit zielenden Bemühungen konnte jener nicht allgemein eingeführt und die seit Jahrzehnten arg geschädigte Sittenstrenge nicht mit einem Schlage wiederhergestellt werden. Wer damals zuerst nach Berlin kam, war wie der jugendliche Theologe Twesten über die freien Aeußerungen entsetzt.*) Mannigfacher Aberglaube herrschte.**) So wurden am 12. September 1810 dem hingerichteten, an das Rad geflochtenen Kutscher Duckert beide Hände abgeschnitten, wahrscheinlich um davon einen abergläubischen Gebrauch zu machen. Mannigfache Unsitten und Verderbnisse wurden bemerkt. Eine Spielbank mußte aufgehoben werden, an der Offiziere und Privatleute theilnahmen, Brandzettel wurden in Berlin verbreitet und, wenn auch nicht in Berlin selbst, so doch in der Umgegend vielfacher Brandschaden angerichtet. Einmal wurde ein Tuchmacher verhaftet, „weil er ganz nackend im Thiergarten gelustwandelt"; gegen die öffentlichen Dirnen, die in erschreckender Zahl vorhanden waren, wurde strenge Justiz geübt, eine z. B., die eine Patrouille insultirte, mit 6 Peitschenhieben tractirt.***)

*) C. C. G. Heinrici: A. Twesten, Berlin 1889, S. 117 fg. 1811: „In Kiel nahm man den Wahlverwandtschaften die Aeußerungen des Grafen über den Ehestand so übel; wenn die Kieler doch einmal Berliner über dergleichen reden hörten! Die Freiheit oder vielmehr Frechheit, mit der man von Kindermachen u. s. w. selbst in Gegenwart junger Mädchen spricht, übersteigt alles, was ich mir von feinen Menschen und Bildung als möglich gedacht."

**) Das Folgende nach den häufig erwähnten Gruner'schen Polizeiberichten.

***) Im Aug. 1810 verringerte sich die Zahl der recipirten Freuden-

An Lustbarkeiten war trotz aller tiefempfundenen Noth und Angst kein Mangel.*) Die alten geselligen Zusammenkünfte dauerten fort, manche neue eigenthümliche Feste wurden gefeiert. So bildete sich gerade damals eine Zusammenkunft ehemaliger Hallenser Studenten aus, bei der mancherlei humoristische Lieder

mädchen („Lohnhuren") von 382 auf 370. Von diesen lebten 195 auf eigene Hand, 9 in dem einen öffentlichen Hause erster Klasse, 72 in 21 zweiter, 94 in 19 dritter Klasse. Im Jan. 1810 befanden sich 183, im Febr. 233, im Juli 167, im Nov. nur noch 112 Frauenzimmer zur Heilung in der Charité. Einmal wird Jemand wegen „verübter Sodomiterei" gefangen genommen.

*) Die Lebensverhältnisse waren im Ganzen einfach. Eine gutsituirte bürgerliche Familie gab für eine Wohnung im Centrum der Stadt etwa 200 bis 250 Thlr.; Heizung und zwar mit Holz konnte man während des ganzen Winters mit 100 Thalern bestreiten; für den Haushalt: Mittag- und Abendessen, Kaffee, Thee, Zucker, Wäsche und Licht wurde in einer gut bürgerlichen Familie von drei erwachsenen, zwei unerwachsenen Personen jährlich 900 Thlr. berechnet. Daher war etwa für eine größere Familie zum vollständigen, aber reichlichen Auskommen die Summe von 1500—2000 Thlr. jährlich nöthig. Dies nach Angaben in einem Briefe Schleiermacher's an Schmidt, 19. Mai 1810. „Zeitgeist", Berlin, 30. Nov. 1891. Vgl. ferner Sander an Böttiger (1803), Euphorion 1894, S. 351, wo einige Preise angegeben sind. Aus einer Polizei-Verfügung vom 29. Aug. 1805 sei notirt, daß vom 1. Jan. 1806 die Preise pro Pfund folgendermaßen normirt waren: bestes Rind- und Schweinefleisch 3 Gr. 6 Pf., schlechteres Rind-, ferner Hammel-, Kalbfleisch zum Braten 3 Gr., Kalbfleisch zum Kochen 2 Gr. 6 Pf. — Ueber Schlachtvieh-Consumption u. Aehnl. 1789—1800 sehr interessante Notizen in der N. Berl. Mon. 1800, Bd. 3, S. 154 ff. — Nicht ausschließlich auf Berlin bezieht sich die merkwürdige Schrift: Die Brodnoth, oder partheilose Beleuchtung der Frage: Ist der Regent oder sind die Räthe oder wer und was ist an der fortwährenden Brodtheuerung im deutschen Reiche Schuld? Und welches sind die zweckmäßigsten Mittel, einen stets mäßigen, für den Bürger- und Bauernstand heilsamen Getreidepreis hervorzubringen und zu erhalten? Berlin bei Friedrich Maurer 1803. 78 S. — Ueber die vom König ernannte Berlinische Gesellschaft der Armenfreunde vgl. N. Berl. Mon. 1803, Bd. 9, S. 401 ff. Ueber die Reorganisation des Armenwesens, auf die im Einzelnen nicht eingegangen werden kann, vgl. Plan zu einer neuen Einrichtung des Almosenwesens und der Krankenpflege für die Armen in der Residenzstadt Berlin, soweit es von dem Berlinischen Armen-Directorio ressortirt. De dato Berlin, den 21. Mai 1806. Gedruckt bei Dieterici, 12 SS.

erklangen, z. B. „Das dreifache silberne ABC" von dem vortrefflichen Gelehrten V. H. Schmidt gesungen wurde, das vielfache Anspielungen auf das ehemalige lustige Hallenser Studententreiben enthielt.*) Auch ein anderes Fest zur Feier der vor 15 Jahren stattgefundenen ersten Impfung wurde gefeiert, bei dem Heim präsidirte, Hufeland Theil nahm, und das sich zu einer Art wissenschaftlicher Verbrüderung zwischen England und Deutschland gestaltete.**) Luftreisen fanden auch in diesen Jahren statt, bei deren einer ausnahmsweise auch eine Dame Theil nahm, ein Bauchredner ließ sich hören, Madame Schütz-Hendel wurde in ihren mimischen Darbietungen bewundert, in Concerten wurde eine elfjährige Künstlerin Klinsing angestaunt und in Gropius' mechanischem Theater gab es unter anderen auch Vorführungen wirklicher Hanswurstiaden. An Geschmack und Sitten vergangener Jahrzehnte erinnerte „ein wunderbar geschaffenes Kalb mit dem Halse und den Läufen einer Gemse, dem Gefräß eines Hundes und dem Rumpfe einer Ziege" (18. April 1811), das großen Zulauf hatte, obwohl einzelne Berichterstatter sich skeptisch dagegen zeigten.

Die Hauptanziehung bot indessen immer das Theater.

Das große Interesse für das Theater bekundete sich in Veröffentlichungen mancher Art. Es gab Theater-Kalender, Almanache von Iffland bis Saphir, die neue Stücke abdruckten und Künstlerbilder brachten. Daneben gab es Theaterjournale, ausschließlich der Beurtheilung des Berliner theatralischen Lebens gewidmet,

*) Vgl. „Jahrbücher der Erinnerungsfeste des Halleschen Universitätslebens in den Jahren 1780—85 (als Handschrift für die Mitglieder)", Berlin, gedruckt bei J. W. Schmidt's Wittwe u. Sohn. 107 S. kl. 8°. Es rührt von K. Müchler her, dessen Vorrede „im Mai 1820" unterzeichnet ist. Das Schriftchen enthält die Beschreibung der von 1811 an gehaltenen Feste, die bei diesen Festen gesungenen Gedichte, Verzeichniß der Mitglieder u. s. w. G. L. St. Einzelne Proben, N. Fr. Presse 31. Juli 1894.

**) Vgl. „Lied des fremden Sängers bei der ersten Feier der Schutzblattern-Entdeckung zu Berlin am 14. Mai 1811", abgedruckt mit Beschreibung des Festes Spenersche Zeitung 16. Mai 1811.

manche, z. B. später unter dem Grafen Brühl, geradezu officiösen Ursprungs und Charakters. Von 1808—11 erschienen Iffland's und Mad. Bethmann's mimische Darstellungen, von Henschel gezeichnet, in verschiedenen Heften, die noch heute als Tracht- und Charakterstudien werthvoll sind. Daneben gab es officielle Kostümwerke: 176 colorirte Kostümbilder in drei Bänden aus der Zeit von 1805—12, acht Hefte (mit 60 Blättern) aus der Zeit des Generalintendanten Brühl (1818, 19), die nicht bloß den Berlinern als angenehme Erinnerungsblätter lieb waren, sondern auch in kritischen Blättern, z. B. durch C. A. Böttiger, als allgemein beachtenswerthe Erscheinungen gepriesen wurden. Wenn schon in allen diesen Schriften die Persönlichkeit der Schauspieler und Schauspielerinnen in den Vordergrund trat, so noch mehr in Gedichten und Broschüren, die durch Theaterscandale, Krankheiten, Eröffnungsvorstellungen, Jubiläen, Familienereignisse hervorgerufen wurden. Der natürliche oder künstliche Enthusiasmus, den das ruhmliebende und reclamesüchtige Völklein hervorrief, nahm oft eigenthümliche Dimensionen an. Epochemachende Neuigkeiten gab es auf dem Theater nicht. Man zehrte zumeist von den alten Stücken. Unter den Spendern von Novitäten begegneten Herklots und Kotzebue am häufigsten. Einzelne neue Namen tauchten auf: in der Musik Meyerbeer*) und C. M. von Weber mit ihren ersten Leistungen, unter den Dramatikern Contessa, Müllner, Julius von Voß, P. A. Wolff, von denen die beiden letzteren ihre wirkliche Bedeutung für Berlin erst später erlangten. Nur zwei Erstaufführungen verdienen besonders genannt zu werden: Körner's „Toni" und Goethe's „Tasso."

Körner erregte durch seine Productionen keineswegs allgemeinen Enthusiasmus. Die Kritik seines Dramas Toni (Spenersche Zeitung 5. Dec. 1812) ist vielmehr geradezu ver-

*) Ein Gedicht an „Meier Beer", der damals in Frankfurt und Darmstadt concertirte, von „seinen Freunden zu Berlin" brachte die Spenersche Zeitung 14. Nov. 1811.

nichtend. Die Charaktere werden als völlig verfehlt bezeichnet, die starken Reminiscenzen aus Schiller'schen Stücken als ungehörig getadelt. Der Recensent schließt mit den Worten: „Ist es dem Verfasser nicht möglich im Drama etwas Besseres zu leisten, so wäre ihm zu rathen, daß er sein Talent, einen leichten Vers zu schreiben, in Kleinigkeiten walten lasse, wo er gewiß, wenn er sich der Kürze befleißigt, manchen Theatercoup liefern wird, doch muß er Reime als Augen und rauchen selbst da verbannen und sich sein gutes Gedächtniß überall abgewöhnen."

Am 25. Nov. 1811 fand die erste Aufführung von Goethe's „Tasso" statt mit Bethmann, Lemm, Beschort, Freirück, der Maaß, der Unzelmann-Bethmann. Die Letztere, welche die Leonore Sanvitale spielte — ihr Gatte war Tasso —, schrieb darüber an Goethe*): „Wir hatten uns das Wort gegeben Alles zu thun, was in unseren Kräften steht, diesem göttlichen Werk keine Schande zu machen, und so kann ich sagen, daß Alle mit soviel Liebe zur Sache und soviel Begeisterung ihre Rollen durchgeführt haben, daß wir, wie ich hoffe, auch vor den Augen des Meisters Gnade gefunden haben würden."

Auch Goethe's Bearbeitung von Shakespeare's „Romeo und Julia" wurde durch Iffland auf die Berliner Bühne gebracht. Iffland erhielt sich als Schauspieler und Director in seiner alten Bedeutung. Die Anerkennung, deren er in dieser seiner Doppelthätigkeit — den Zeitgenossen galt er ja auch als großer Dichter — zu erfreuen wußte, hatte sich noch durch die muthvolle Art gesteigert, mit der er sich während der Occupationszeit bewährt hatte: der Patriot imponirte auch denen, die sonst an dem Menschen und Schriftsteller mäkelten.

Ein Dichter jedoch erschien damals nicht auf der Bühne des Berliner Schauspielhauses, der wohl in erster Linie hätte erscheinen sollen, Heinrich von Kleist. (Erst 1822 wurde ein Stück von ihm und zwar „Der zerbrochene Krug" in F. L. Schmidt's

*) Deutsche Dichtung, hgg. von Franzos (1891), Bd. IX, S. 258.

Bearbeitung aufgeführt.) Heinrich von Kleist*), geboren in Frankfurt an der Oder 1777, war Ende 1804 nach einem bewegten Leben, gebrochen an Körper und Seele, nach seiner Heimath zurückgekehrt. Er suchte in Berlin ein Amt und trat, nachdem er in Folge seines excentrischen Wesens manchem Kopfschütteln und mancher Abweisung begegnet war, Anfang 1805 als Diätar bei der Domänenkammer in Königsberg ein. Anfang 1807 kam er nach Berlin zurück, als ein bedeutender Dichter, der durch „Die Familie Schroffenstein", „Robert Guiscard", „Penthesilea" und „den zerbrochenen Krug" den Wissenden die Gewalt seines Könnens gezeigt, aber auf der Bühne und bei der Kritik nur geringe Anerkennung gefunden hatte. Unmittelbar, nachdem er nach Berlin gekommen war, wurde er von den Franzosen gefangen und gelangte, nachdem er eine halbjährige Gefängnißstrafe in Frankreich durchgemacht, Mitte 1807 nach Dresden. Dort wurde durch Adam Müller der Patriotismus in ihm wach; im Verein mit anderen Freunden wurde er Zeitungsschreiber und Verleger. In letzterer Beziehung ging es ihm herzlich schlecht; für den Patrioten war Dresden nicht der rechte Ort. Der Dichter Kleist aber erreichte in Dresden das Höchste, denn drei seiner Werke entstanden dort, die ihn in die erste Reihe der Zeitgenossen stellten: „Michael Kohlhaas", „Käthchen von Heilbronn" und „Die Hermannsschlacht." Während die beiden ersten Dichtungen das Mittelalter schilderten und nur in der großen Novelle gelegentlich das patriotische Element nicht gerade zu Gunsten der Dichtung hervortrat, war die „Hermannsschlacht", trotzdem sie in der Römerzeit spielte, durchaus ein Werk, das in den Zeitverhältnissen wurzelte: die Römer waren dem Dichter die Franzosen, manche Preußen seiner eigenen Zeit mochten sich in den Deutschen des Dramas wiederfinden; die Befreiung eines Volks von aufgedrungener Knechtschaft war sein Thema, und diese Befreiung vollzog sich mit allen Mitteln,

*) Für Kleist: O. Brahm, 3. Aufl., Berlin 1892, dem auch einige Sätze entnommen sind. Werke ed. Zolling, 4 Bände (Kürschner's D. N. L.).

selbst der rohen Gewalt und dem schnöden Verrat; der Held, selbst weich und milde den Forderungen der Gegenwart ergeben und doch befangen im Reiche der Träume, kämpfte mit Gefahr seines Lebens für die Freiheit.

Nach Vollendung dieser Dichtung war Kleist nach Oesterreich gezogen, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, und hatte in patriotischen Liedern und in kurzen prosaischen Dialogen seinem glühenden Haß gegen Napoleon beredten Ausdruck gegeben. Als auch die Hoffnung, durch Oesterreich eine Befreiung Deutschlands zu erwirken, sich als trügerisch gezeigt hatte, kam er Ende 1809 nach Berlin zurück. Er schrieb ein preußisches Drama „Der Prinz von Homburg", in welchem er geschichtliche Thatsachen mit eigenen Erlebnissen und Kämpfen verschmolz und durch Andeutung der großen Siege Brandenburgs über Schweden „auf die Bedrängnisse der Gegenwart ein tröstliches Licht fallen ließ." Die patriotisch-militärischen Stürmer und Dränger der Zeit fanden in dem Helden Kottwitz ihr Abbild; ihnen gegenüber der bedächtige Fürst, der mit seinem Herzen auf der Seite Jener steht, aber ihnen seinen Verstand nicht gefangen geben kann.

Weit mehr als durch dies Drama, das damals nicht zur Aufführung kam und bei der Lectüre verstimmte, beschäftigte sich Kleist mit den augenblicklichen politischen Verhältnissen in den „Abendblättern". Sie begannen am 1. October zu erscheinen, am 22. nannte sich Kleist als Herausgeber. Das Blatt erschien täglich, seine Mitarbeiter waren Arnim, Brentano, Friedrich Schulz, besonders Adam Müller, der, trotzdem Kleist in Beziehungen zu Hardenberg stand, die Abendblätter benutzte, um gegen die politischen Pläne des Staatskanzlers aufzutreten. Nach anfänglicher Verfolgung trat wieder Friede ein. Die Abendblätter sollten sogar eine Art officiöses Blatt werden. Darüber beschwerten sich die bisherigen Berliner Zeitungen, die Vossische und die Spenersche. Auf Grund dieser Beschwerden wurde der Polizei-Präsident angewiesen, nur solche politische Nachrichten

den Abendblättern zuzusenden, die schon in anderen Zeitungen gestanden hatten. Schließlich zog sich die Regierung ganz zurück und das Blatt, das nie recht gelebt hatte, starb Ende März 1811. Die Abendblätter enthielten Erzählungen, unter denen einige Kleist's sich befinden, die den Niedergang seines Talents deutlich bezeugen; Gedichte, Theaternachrichten, Meldungen aus Berlin, zum Theil auch über die damaligen Vergnügungen. Ihre hauptsächliche Bedeutung lag jedoch in den politischen Aufsätzen, von denen freilich mehrere aus einer früheren Zeit stammten. Manches dagegen wurde zur Zeit des Erscheinens, unter dem Eindruck damaliger Vorfälle geschrieben und war besonders für Berlin bestimmt, z. B. die „Satirischen Briefe", in welchen die ganze Schamlosigkeit der ehemaligen preußischen Officiere gegeißelt wurde. Sehr stark trat der Autor gegen die französische Journalistik und deren Lügen und Verdrehungen auf. Prächtig in seiner kernhaften allgemein verständlichen Weise war der „Katechismus der Deutschen abgefaßt nach dem Spanischen zum Gebrauch für Kinder und Alte", der in seinen 16 Kapiteln eine wahrhafte politische Weisheitsbibliothek enthält, von der Zertrümmerung des Vaterlands, vom Erzfeind, von Wiederherstellung Deutschlands sprach, bisweilen in versteckter, vielfach in offener Weise und in der kraftvollsten Art vor Allem in dem „Was gilts in diesem Krieg?" überschriebenen Kapitel die ursprünglich in Bezug auf Oesterreich 1809 geschriebenen Worte auf die Berliner und preußischen Verhältnisse des Jahres 1810 deuten ließ. Der Schriftsteller, der solches schrieb, wurde aber seinen Zeit- und Stadtgenossen kein Führer im Kampfe. Kleist fühlte keine Freude mehr am Leben. Diese Freude war ihm genommen durch den Zerfall mit seiner Familie, und was damit zusammenhing, durch materielle Noth, durch die Nichtanerkennung seitens der Gelehrten und Litteraten, speciell durch Ablehnung seines letztgenannten in Preußen spielenden und für Preußen bestimmten Dramas durch Iffland. Dazu kam der seit lange in ihm mächtige melancholische Zug, der durch die Bekanntschaft (Freundschaft oder Liebe) mit einer

gleichgestimmten Seele, Henriette Vogel, genährt wurde; endlich die völlige Resignation des Patrioten. „Ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt" heißt es in einem Briefe an Marie von Kleist, und in demselben weiter, „die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich am Leben festzuhalten .. Es ist zwar wahr, es fehlt mir sowohl als den anderen Menschen an Kraft, die Zeit wieder einzurenken, ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas Anderes ist, als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen, dergestalt, daß ich mit ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag . . ."

Kurze Zeit, bevor er selbst freiwillig aus dem Leben schied (21. November 1811)*) ist wohl „Das letzte Lied" gedichtet, das

*) In einer Anmerkung sei folgender Brief Rellstab's an Bertuch 1. Dec. 1811 (ungedr.) mitgetheilt, weil er die Stimmung vieler damaligen Kreise gewiß richtig wiedergibt. „Den 21. November erschoß sich der bekannte excentrische Schriftsteller v. Kleist, Verf. des zerbrochenen Krugs und des Schauspiels Käthchen von Heilbronn, in Gesellschaft seiner Freundin, der Frau eines Rendanten Vogel allhier, einer geborenen Keber. Der Mord und Selbstmord geschahe drey Meilen von Berlin auf dem Wege nach Potsdam beim sogenannten Neuen Kruge in einer romantischen Gegend bey einem großen See. Ganz vorüberdacht ist alles gewesen. Die Vogel, eine schöne, schöngeisterische Frau, hat an ihren Mann ein Schreiben hinterlassen, das derselbe mit einer Art Selbstruhm in der Zeitung bekannt gemacht hat und worin sie ihn bittet, nicht zu trauern, indem sie zu einem bessern Leben überginge. Kleist selbst hat ein Testament hinterlassen und einen Kriegsrath Peguilhen zum Ausrichter desselben bestellt. Letzterer hat mit einem Panegyricus in der Zeitung die That bekannt gemacht. Niemand begreift, wie unsere sonst so ängstliche Censur dergleichen hat durchgehen lassen. Er verspricht dabey, noch eine besondere Brochure über die Sache und deren Bewegungsgründe herauszugeben. Kleist hat seine Freundin zuerst erschossen. Sie hat die Brust dazu entblößt, muß aber doch gezuckt haben, denn der Schuß hat mehr die linke Seite unter dem Herzen getroffen, ist indessen doch sogleich tödtlich gewesen, nachher hat er sich die Pistole im Munde gesetzt und sich so das Gehirn zersprengt. — Das was der Verstorbene immer gern wollte und weder durch seine Schauspiele und Gedichte, noch durch sein Abendblatt erreichen konnte: Aufsehn, hat er nunmehr eine kurze Zeit wenigstens bezweckt."

erst 1818 gedruckt wurde. Der Dichter sah den „gewitterschwarzen Krieg", der wie ein „Strom über alle Lande stürzte", es „kommt das Verderben mit entbundenen Wogen Auf Alles, was besteht, herangezogen." Der Dichter schließt in tiefer Trauer seinen Entschluß verkündend und zugleich den Gedanken variirend, der schon in dem erwähnten Briefe zum Ausdruck kam:

„Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten;
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr.
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier thränend aus den Händen."

Der Eindruck, den Kleist's Tod hinterließ, war im Ganzen kein großer. Nachdem die durch die schauerliche That erregte Neugierde befriedigt war, ging man über den excentrischen Dichter, der die Zeitgenossen verhältnißmäßig wenig beschäftigt hatte, zur Tagesordnung über. Die Schwere der Zeit verlangte Männer, welche standhaft der Gefahr ins Auge sahen, nicht sich feige davonmachten. Zum Ernst der Stimmung, ja auch zu Schmerz und Scham war Anlaß genug. Das schmerzlichste Ereigniß, das den Berlinern vorbehalten blieb, war folgendes:*) Das Bündniß zwischen Preußen und Frankreich zum Kriegszug gegen Rußland war beschlossen und verkündet. Am 28. März 1812 fand der Einmarsch der für den Feldzug nach Rußland bestimmten französischen Truppen statt; officielle Ankündigungen theilten mit, daß dieser Durchmarsch in Folge des vollkommensten Einvernehmens mit der französischen Regierung geschähe, die Berliner wurden aufgefordert, die Truppen freundlich aufzunehmen und gut zu verpflegen. Die Haltung der Berliner Bevölkerung diesen Feinden

*) Gute Notizen in den Memoiren von Gubitz, Schadow, Klöden, vgl. oben S. 207 A.; ferner, auch wichtig für die Zeit von 1813—1815: L. Rellstab, Aus meinem Leben, 2 Bde., Berlin 1861, und G. Parthey, Jugenderinnerungen, Handschrift für Freunde, 2 Thle., 1871.

gegenüber, die sich im Ganzen maßvoll, wenn auch bisweilen recht ungenirt benahmen, war ziemlich correct, die Frauen bekundeten ihr Behagen an der französischen Eleganz, die Jugend und der Straßenpöbel konnten sich nicht satt hören an der Musik und nicht satt sehen an dem imposanten Schauspiele der anmuthig marschirenden Soldaten, der riesigen Tambourmajore sowie der schwarzbärtigen Sappeurs. In den Gemüthern der Aelteren und Ernsteren herrschte Wuth und Weh. „Wir empfanden", berichtet ein Zeitgenosse, „als die Truppen des Kaisers als unsere Verbündeten in Berlin einrückten, nichts Anderes als sechs Jahre zuvor. Die Feinde waren da, der Schmerz, der Haß der vergangenen Jahre blieben ganz die alten."

Wie ängstlich man auch die aus Rußland anlangenden Nachrichten verfolgte, wie theilnehmend und sorgenvoll man die preußischen Verluste beklagte, so erfuhr man das gewaltige Gottesgericht, das sich nach dem Moskauer Brand in Rußland an den Franzosen vollzog, mit Dank und Freude. Man ahnte, daß die Stunde der Befreiung nahe sei. Als dann die Franzosen selbst zerlumpt und abgerissen, elend und hülflos durch die Stadt zogen, die sie wenige Monate vorher glänzend und siegesgewiß durchschritten hatten, erschienen Karrikaturen aller Art und das gelegentlich laut werdende Mitleid wurde übertönt durch Witzworte und Spottreden. Unter diesen Karrikaturen ist besonders eine hervorzuheben, die einen Trupp Soldaten im elendesten Zustande zeigte: „Ein Marschall, auf einem nur noch in der Haut hängenden verhungerten Pferde, reitet voran, ihm folgen Offiziere und Soldaten, alle mit erfrorenen Nasen und Ohren, in die abenteuerlichsten Kleidungsstücke gehüllt, in Judenpelze, Weiberröcke oder zusammengeraffte Lumpen, zwischen denen die militärischen Abzeichen und Uniformen durchblicken. An ein am Wege im Schnee liegendes Pferd hat sich die Schar der Hungrigen gemacht und haut begierig die ekle Speise mit den Säbeln herunter. Ueber der Gruppe schwebt ein hungriger Adler, um dessen Schnabel ein Papierstreifen mit den Worten

„ça ira“ hängt.“ Damals (December 1812) entstand des damaligen Primaners, späteren Rectors des Köllnischen Gymnasiums Ferdinand August (1795—1870) Lied, das spöttisch den Rückzug der Franzosen beschrieb, die Trommler ohne Trommelstock, die Kürassiere im Weiberrock, die Flinten ohne Hahn, die Stückleute ohne Geschütz, die Feldherrn ohne Witz höhnte, am Ende jeder Strophe aber die gewaltigen Worte wiederholte, die gewiß tiefer drangen als die wohlfeilen Spottlaute und welche allenthalben die Ueberzeugung wachriefen, daß die Sonne bald genug Kraft haben werde, die Nebel zu zerstreuen:

„Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.“

Zwölftes Kapitel.

Die Befreiungskriege 1813—15.*)

Der Durchzug der Franzosen durch Berlin hatte, wie eben gezeigt wurde, die antifranzösische Stimmung mächtig erregt. Zwar die Machthaber suchten Alles zu thun, um den Ausbruch niederzuhalten. Ueber die Feier des Geburtstags Napoleons in deutschen Städten wurden enthusiastische Berichte gebracht, z. B. die Verse aus der Illumination in Posen:

„Die Unterdrücker zu vernichten stieg aus der Gottheit Schoße
Der Unterdrückten mächtiger Rächer Napoleon der Große.“

Der russische Aufruf an die Deutschen wurde officiös verleugnet und die Erwartung ausgesprochen (23. August 1812), „daß nicht ein Einziger sich dadurch vom Wege der Ehre und der Pflicht ableiten lassen werde“; gegen Einzelne, die sich in russische Kriegsdienste begaben, wurden Steckbriefe erlassen. Am 18. October fand die Räumung Moskaus statt. Dies wurde am 12. November kurz gemeldet und in den folgenden Tagen so dargestellt, daß der Rückzug nur geschehen sei, um für die Truppen andere Winterquartiere zu beschaffen. Einzelne Treffen, die folgten, wurden als glänzende Siege der Franzosen dargestellt, am 29. November hieß es: „Die Armee macht ruhig ihre Bewegungen, es fehlt ihr an nichts.“ Doch konnte der Rückzug mit all seinen Schrecken nicht verschwiegen werden; der Zusatz zu der Meldung (17. Dec.) von der Ankunft Napoleon's in Glogau und Dresden, „die Ge-

*) Für dieses Kapitel ist, wenn nichts Anderes bemerkt wird, die Spenersche Zeitung der betreffenden Jahrgänge benutzt.

sundheit seiner Majestät ist nie besser gewesen", klang wie grausame Ironie. Am 19. Januar 1813 erfolgte die Mittheilung von der Capitulation des Generals York. Die Zeitungen meldeten, daß der König darüber seinen höchsten Unwillen bezeugt habe, „es ist Seiner Königlichen Majestät sehr schmerzhaft gewesen, daß ein corps d'armes, welches während des ganzen Feldzuges so viele Beweise erprobter Treue und Tapferkeit gegeben hat, in einem so entscheidenden Moment unthätig gemacht worden ist." Nun aber folgten rasch die entscheidenden Ereignisse: der König verlegte am 23. Januar 1813 seine Residenz nach Breslau; am 9. Februar wurden die erlassenen Verfügungen wegen des freiwilligen Jägerbataillons mitgetheilt, in denen die Worte vorkamen „kein junger Mann, der jetzt 17 Jahre erreicht und noch nicht das 24. zurückgelegt hat und in keinem activen königlichen Dienste steht, kann, wenn der Krieg fortgesetzt werden sollte, zu irgend einer Stelle, einer Würde, einer Auszeichnung kommen, wenn er nicht ein Jahr bei den activen Truppen oder in diesen Jägerdetachements gedient hat." Am 11. Februar erging von einer Anzahl Bürger der Stadt, die nicht Mitglieder der Bürgergarde waren, die Aufforderung: „sich zu freiwilligen bürgerlichen Dienstleistungen im Interesse der Stadt zu vereinigen." Am 22. Februar wurde die Bestimmung erlassen, daß jeder Preuße zeitlebens vom Bürgerrecht ausgeschlossen sei, der sich dem Kriegsdienste entziehe, um, wie es hieß, „die einzelnen, wenn gleich höchst seltenen Beispiele von Schlechtheit, Schwäche oder Mangel an Gemeinsinn näher zu bezeichnen, zu bestrafen und unschädlich zu machen." Die Erlaubniß zur Errichtung des Lützow'schen Freicorps wurde am 18. Februar mitgetheilt, der specielle Aufruf für Berlin erfolgte am 5. März.

Noch immer war Berlin von französischen Truppen besetzt. Am 25. Februar erklärte der Herzog von Castiglione: „meine militärischen Einrichtungen und Ordnungen sind von den zu begegnenden Absichten des Feindes abhängig. Er hatte die Absicht, gestern die Hauptstadt zu besetzen, ich mußte sein Vorhaben

vereiteln. Dabei ist und wird jederzeit das Uebel, was die Stadt davon empfinden könnte, nach aller Möglichkeit beschränkt werden." Erst in der Nacht vom 3./4. März zogen die Franzosen ab, am 4. Morgens 5 Uhr rückten die Russen ein. Der Einzug geschah mit Ruhe und Ordnung bei großem Zusammenlauf des Volks. Die Russen riefen „es lebe König Friedrich Wilhelm III." Dieser Zuruf ward von dem Volke mit „hoch lebe Kaiser Alexander" erwidert. Am Hallischen Thor kam es zwischen den abziehenden Franzosen und den vorrückenden Russen zum Handgemenge. Bei Schöneberg und Steglitz wurden gegen 400 Mann zu Gefangenen gemacht. Im Theater fand statt des angesetzten „Othello" die Oper die „Dorfsängerin" und ein Ballet statt. Mannigfache Huldigungen für die Sieger, die man als Verbündete, als Waffenbrüder froh begrüßte, unterbrachen die Vorstellung, Abends wurde die ganze Stadt erleuchtet. Der Einzug des Hauptcorps unter General von Wittgenstein erfolgte am 11. März. Es wurde vom Prinzen Heinrich und der Bürgergarde eingeholt. Auch diesen Soldaten galt Abends großer Jubel im Opernhaus. Eine Illumination der Stadt feierte das große Ereigniß. Wittgenstein erließ einen öffentlichen Dank „für den Enthusiasmus, mit welchem die Einwohner die Truppen empfangen." Der Hauptfesttag war der 17. März. An diesem Tage zogen unter York's Führung, der in Gnaden wieder aufgenommen und zum Oberbefehlshaber über die Truppen des Generals von Bülow ernannt worden war, die preußischen Truppen ein. „Die in unabsehbarer Menge versammelten Zuschauer empfingen den commandirenden General und die vaterländische Schar versuchter Krieger, deren kräftiges Aussehen und militärische Haltung allgemeinen Eindruck machte, mit den lautesten Freudebezeugungen und in der Stille des gerührten Herzens mit inbrünstigsten Segenswünschen." Am 18. März erließ Wittgenstein einen Aufruf, worin die Worte vorkamen „es ist der Kampf der Freiheit, der Tugend gegen den Feind der Unabhängigkeit aller Nationen." Nachdem der General die Leistungen

der Preußen gegen die Russen „wider eure bessere Ueberzeugung aus reinem Pflichtgefühl" anerkannt hatte, fuhr er fort, „ihr werdet unüberwindlich sein, nachdem ihr dieses Pflichtgefühl mit der erhebenden Ueberzeugung verbinden dürft, für die Selbstständigkeit eures Vaterlands, für die Unabhängigkeit eures Königs, für eure eigene Ehre zu fechten." Erst die Zeitung vom 23. März brachte den „Aufruf an mein Volk" und die Verordnung über Einrichtung des eisernen Kreuzes. Der Aufruf, Hippel's Werk, bleibt eins der würdigsten Actenstücke jener Zeit. In ihm wurde die Nothwendigkeit des Krieges gerechtfertigt, an die Leiden der vergangenen Zeit erinnert, an die nothwendigen Opfer gemahnt, das Beispiel anderer Völker, die sich frei gemacht, der Russen, Spanier, Portugiesen aufgezählt und mit folgenden Worten geschlossen: „es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit und unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen; Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Am 24. März kam der König in Berlin an.

Nun begann zunächst ein freudiger Wetteifer im Spenden.*) Beamte und Privatleute überboten sich in Sammlungen. Im Ganzen gab Berlin an baarem Geld 1 629 893 Thaler, etwa ein Viertel dessen, was der gesammte preußische Staat aufbrachte. Außer Geld wurden Ringe und Pretiosen aller Art gespendet, neue Schriften und Kupferstiche zum Besten der Krieger

*) E. Gurlt, „Die freiwilligen Leistungen der preußischen Nation in den Kriegsjahren 1813–15", Zeitschrift für preußische Geschichte 9, 645 bis 697. Die eigentliche Gabenliste im Intelligenz-Blatt. Viele Aufrufe und Quittungen in der Spenerschen und Vossischen Zeitung.

verkauft, alte Bücher hervorgeholt, pensionirte Beamte verzichteten auf ihre Bezüge, das Rührendste mochte sein „ein Stückchen von einem silbernen Pfeifenbeschlag." Als am 12. Februar*) 1813 der Director Bellermann in die Prima seines Gymnasiums eintrat, um eine hebräische Stunde zu geben, trat der Primus auf ihn zu und bemerkte, die ganze Klasse sei entschlossen, dem Rufe des Königs zu folgen, er bäte geziemend, sie zu entlassen. Von 45 Primanern gingen schon im Februar 39, von 55 Secundanern 32, aus den übrigen Klassen 42, später folgten 12 nach, so daß das eine Gymnasium 125 Krieger stellte.

Außer Geld und Gaben galt es vor Allem, die werkthätige Hülfe von Männern und Frauen zur Pflege der Verwundeten zu organisiren. An die Spitze stellte sich Prinzessin Wilhelm**), eine bedeutende Frau, die stets mit Stein fest zusammengehalten hatte und die, obwohl sie selbst im Kriege den schweren Verlust ihres Sohnes zu erleiden hatte, in ihrem Eifer nicht ermüdete. Sie war es, der Schenkendorf's Worte galten:

„Alle Herzen schlagen, Herrin, ja für Dich,
Alle Zungen sagen Deinen Namen sich."

Der im Verein mit anderen Prinzessinnen von ihr erlassene Aufruf eines Frauen-Vereins zum Wohl des Vaterlandes, der zunächst eine Verpflegungsanstalt für kranke und verwundete Krieger begründen sollte, vom 22. März 1813 hatte den schönsten Erfolg.

Auch die Dichtung stellte sich von vornherein in den Dienst des Nationalkrieges. Für jene Nacht vom 3. auf den 4. März, den Abzug der Franzosen, wurde ein „Nachtwächterlied" gedruckt, das die Worte enthielt:

„Es muß nicht ganz sicher sein,
Die Franzosen packen ein."

*) Parthey I, 335, Bellermann's Programm 1813, Seite 47 ff.

**) Prinzeß Wilhelm von Preußen, geborene Prinzeß Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß. Von Wilh. Baur. 2. Aufl. Hamburg 1889. — Gurlt, Die freiwillige Krankenpflege in Preußen von 1806—1870. Berlin 1884.

Es forderte die Jünglinge auf, die Feinde zu züchtigen, und die Mädchen keinen undeutschen Tand zu treiben und schloß mit den Worten:

„All' ihr Wackren laßt euch sagen,
Schön wird bald der Morgen tagen,
Tapfre Russen rücken ein,
Uns vom Joche zu befrein.

Beim Einzug des York'schen Corps deklamirte ein Dichter:

„Erwacht, erhoben, neubelebt
Voll hoher Kraft und Würde
Einher der stolze Adler schwebt
Frei von der Fesseln Bürde,
Die hindernd seinen alten Flug
Er nun nicht länger mehr ertrug."

Wenige Tage vorher, am 15. März, hatte Pfuel Heinrich von Kleist's prächtige Ode „Germania an ihre Kinder" in einem Sonderdruck erscheinen lassen mit der Begründung „ein hoher Moment von Begeisterung erzeugte diese schöne Ode und darum wird auch weiter Begeisterung von ihr ausgehen." Schon im Februar wurden Gedichte angekündigt: „Zurufe an die Jünglinge, welche jetzt den Fahnen des Vaterlandes folgen", „Zwei Lieder der tapferen Jugend des preußischen Vaterlandes gewidmet", „Aufruf an die preußischen Krieger zur Erhaltung ihres Wohlseins, ihrer Stärke und Gesundheit", es folgten viele patriotische Dichter, außer manchen ungenannten Koch und Müchler. Jahn gab seine „preußischen Wehrlieder" heraus; viele andere ähnliche Sammlungen folgten. Am 22. April 1813 brachte die Zeitung als Anfang der Deutschthümelei die Verse:

„An die Teutschen."

Ihr habt das T in D verwandelt,
Zum Deut gemacht den Vater Theut.
Verschwunden ist die goldne Zeit,
Wo Teutsche Teutschlands werth gehandelt.
Laßt uns das alte T erwecken,
Ihr seht, das D ist viel zu weich,
Den Feind kann teutsche Tapferkeit,
Nicht deutsche Duldsamkeit erschrecken,
Kämpft für das heilge teutsche Reich."

Derselben Zeit gehört eine Sammlung an „Rußlands Triumph. Oder Sammlung von mehreren Aufsätzen, größtentheils den Rückzug der Französischen Armee und dessen Folgen betreffend. Deutschland 1813" (5 Hefte in einem Bande), in der Prosaisches und Poetisches von Arndt, Kleist, Kotzebue und vielen Anderen zusammengestellt wurde. Unter ihnen begegnet auch zuerst der Name Ernst Raupach's, der in einem außerordentlich kräftigen Aufruf zum Kampfe ermunterte und mit den Worten schloß: „Was zaudert ihr? zu den Waffen! das Ungeheuer muß fallen, vertilgt sein von der Erde, wenn deutsche Freiheit wiederkehren soll. Und ist der Kampf gewonnen, ist des Lebens höchstes Gut, Freiheit, erworben, dann bedenkt, daß euer Vaterland eine wüste Stätte ist, wo ihr einen Neubau aufführen sollt; bedenkt, daß unsers Glaubens großer Lehrer das Reich der Tugend und des dauerhaften Glücks in die Zeit versetzt, wo eine Heerde sein wird und ein Hirte."

Natürlich wurden die Dichter noch eifriger in ihrer Thätigkeit, als die ersten Siegesnachrichten eintrafen, z. B. die von York's Sieg bei Möckern und als die ersten Opfer fielen. Zu ihnen gehörten aus der Zahl der Dichter besonders A. von Blomberg*), geboren 31. Januar 1788, gefallen im Dienst des russischen Heeres in Berlin vor dem Neuen Königsthor am 20. Februar 1813. Er hinterließ**) zwei Dramen, in denen er unter dem Schein des Geschichtlichen die Gegenwart behandelte. In „Konradin" schilderte er die grauenvolle französische Gewaltherrschaft. In „Waldemar" stellte er einen edelmüthigen Grafen von Schwerin dar, der Waldemar, den Völkerunterdrücker und Länderstürmer bändigte. Unter seinen Gedichten behandelte eins den Einzug des Königs, manche Ge-

*) Ihm und zwei anderen Dichtern, die im August starben, Kühnau und Körner, deren erster ein Berliner war, ein vortrefflicher Gelehrter, auch Verfasser von Wehrliedern, widmete Zeune einen Nachruf: „Kleeblatt dreier gefallener Krieger". Berlin 1813.

**) Siehe Blomberg's Dichtungen, hgg. von de la Motte-Fouqué. Berlin 1820.

dichte waren der Königin gewidmet. Sein berühmtestes und verhängnißvollstes (es wurde später Jahn zugeschrieben, welcher deswegen verfolgt werden sollte) war sein „Schwertfeger-Lied.“ Es schilderte im Einzelnen die Thätigkeit der Waffenschmiede für Schwert und Speer; am Schlusse hieß es (und dies waren wohl die Verse, die den Demagogenriechern der späteren Zeit so anstößig schienen):

„Der Dolch ist dem Mann ein treuer Hort
In mancherlei Nöthen und Engen,
Auf blutigem Feld, wenn hier und dort
Wild ringend die Haufen sich drängen,
Ein Löser aus schimpflicher Knechtschaft Noth,
Ein Retter von schmählichem Henkertod,
Der ewigen Treue Siegel und Wache,
Ein Schreck des Verräthers an heiliger Sache.“

„Mit fröhlichem Sinn
Ich hab' sie erschaffen
Die eisernen Waffen
Zum Freiheitsgewinn.
Geschmiedet sind sie mit fröhlichem Muth
Für die deutsche, die heilige Sache,
Geschmiedet, daß von des Feindes Blut
Sie triefen zu heiliger Rache.
Drum schuf ich sie stark,
Drum schuf ich sie blank,
Und glaub' des zu haben wohl reichen Dank;
Und wer mag andere Waffen bereiten,
Ist werth, die ewige Knechtschaft zu leiden.“

Die Regierenden wußten wohl, daß auf eine ununterbrochene Reihe von Siegen nicht zu rechnen sei, und daß außer der Mannschaft, die zum Kriege auszog, auch eine große Zahl bleiben mußte zur Beschützung der Städte. Zu diesem Zwecke wurde am 21. April 1813 die Errichtung des Landsturmes befohlen. Leider muß konstatirt werden, daß die Berliner trotz allen Opfermuthes gegen Maßregeln, die ihnen bedenklich erschienen, auftraten.

Zu diesen gehörte die von Scharnhorst und Gneisenau durchgesetzte Verordnung*), „wonach in allen Gebieten, die unmittelbar vom Feinde bedroht würden, die bürgerlichen Behörden sich auflösen und das Land verlassen sollten, um dann durch die Bevölkerung unter der Leitung sogenannter Schutzdeputationen mit allen Mitteln der Zerstörung den kleinen Krieg zu machen.“ Wie eine Zeitgenossin berichtet, kamen (19. Mai 1813) nach Nieder-Mois, wo sich das Hauptquartier aufhielt, Deputirte von Berlin, darunter die Kaufleute Baudouin, Humbert u. s. w., um die Ausführung des Landsturmgesetzes abzuwenden, welches Tausende nutzlos elend gemacht hätte. Sie sahen im Geiste ihre Häuser in Asche verwandelt und waren höchst besorgt wegen dieser fürchterlichen Maßregel. . . Man versprach den Berliner Herren laut, nur in der allerhöchsten Noth die traurige Maßregel anzuwenden, heimlich wurde ihnen aber gesagt, sie möchten sich beruhigen, die Gelassenen würden schon die Hitzköpfe zügeln, und endlich würde auch der so menschlich fühlende König nicht einwilligen. Wirklich kam es zu einem neuen Erlaß, welcher der Aufhebung des ältern gleichkam.

Sonst aber entfaltete sich gerade unter den geistig Hochstehenden das regste Treiben für die vaterländische Sache. Einer der Berliner Gelehrten, Professor de Wette, schrieb damals**): „Am interessantesten wäre wohl ein kleines Gemälde von meiner kriegerischen Betriebsamkeit, wie wir Alle bei Landwehr und Landsturm beschäftigt sind, der Eine ist Hauptmann oder Lieutenant, der Andere „Schutzdeputirter“, der Dritte sitzt im „Ausschuß zur Bildung der Landwehr und des Landsturms.“ Wie regt sich Alles so lebendig, wie ist der Krieg so ganz Sache des Volkes! Berlin ist verschanzt, so wie jedes Dorf in der Mark. Jeder Fußbreit wird vertheidigt, und Jeder ficht für seinen Herd.“ Auch der Berliner Witz war bei dieser Gelegenheit thätig. So

*) Die angeführten Stellen aus Denkwürdigkeiten von A. und F. von Beguelin, hgg. von A. Ernst, Berlin 1892, S. 268 fg.

**) An Zimmer, Berlin 22. Juni 1813, vgl. J. G. Zimmer und die Romantiker 1889.

wurde erzählt, daß in der Wilhelmstraße die Falstaffischen Rekruten alle zusammen seien: „Schatte (Zeune, ein zarter Mann), Schwächlich (Niebuhr), Warze (der kleine etwas verwachsene Schleiermacher), Bullenkalb (der dicke Buchhändler Reimer) mit freiem Hals und herabwallendem Haar.“ Selbst Twesten, der sonst, wie wir sahen, auf Berlin nicht gut zu sprechen war*), schrieb: „Hier brennt alles in dem schönsten Enthusiasmus“ und bemerkte, „dringt der Feind wieder über die Elbe, so wird der Landsturm aufgeboten. An diesem nimmt Alles Theil; auch Niebuhr, Schleiermacher, Böckh, Buttmann, Bernhardi haben sich in den Waffen geübt!“

Solche Anstalten waren nöthig, um die Bedenklichen zu ermuthigen, die eine Ueberrumpelung Berlins fürchteten und schlimme Nachrichten verbreiteten. Daher hieß es in einem Aufrufe vom 9. Mai, der besagte, daß kein Mittel zur Deckung Berlins unversucht bleiben werde: „Unnütze Politiker und schwachköpfige Neuigkeitskrämer werden wir unter diesen Umständen nach dem Wunsche aller Gutgesinnten recht scharf bestrafen, und ebenso auch diejenigen mit gehörigen Ordnungsstrafen unnachsichtig belegen lassen, welche sich Unordnung zu Schulden kommen lassen, namentlich die, die gestern und vorgestern auch selbst durch Freudeschießen auf der freien Straße bewiesen, daß sie weder den Werth des Pulvers noch den Sinn für Ordnung und Folgsamkeit kennen, ohne welchen keine anderen als schädliche Folgen aus den angemessensten Einrichtungen hervorgehen können.“ Am 23. Mai mußte der König in einem neuen Aufruf verkünden, daß die Armee dem Feind mit Absicht gewichen sei, und hinzufügen: „Ich erwarte diesen Muth, diese Treue, diesen Gehorsam von meinem Volke, besonders aber von den Märkern und Schlesiern, denen der Schauplatz des Krieges am nächsten ist.“ Bülow aber, der am 24. Mai der Berliner Bevölkerung für die Sorgfalt dankte, die man seinen Truppen habe angedeihen lassen, sprach zu den Berlinern die muthigen Worte: „Habt Vertrauen

*) Heinrici, Twesten, Berlin 1889, Seite 237.

zu euch und zu uns, und kein Feind wird die Mauern eurer Stadt erblicken. Vereint wollen wir, wenn es einst sein müßte, für dieselbe kämpfen. Laßt euch nicht durch grundlose Gerüchte oder durch das Beispiel einzelner Flüchtlinge zum Kleinmuth oder zur bösen Nachfolge reizen, die Feigherzigen mögen fliehen, wir stehen, fechten und siegen oder fallen.“ Am 4. Juni wurde der Waffenstillstand geschlossen, der die kurze Zeit einer freilich bänglichen Ruhe gewährte.

Noch einmal im August 1813 sah Berlin schwere Tage, als nämlich der Krieg von Neuem begann. Der Waffenstillstand war am 15. August zu Ende. In Berlin war in den Tagen vom 20. August bis 12. September 1813 die Furcht vor der Wiederkehr der Franzosen groß.*) Die Solches fürchteten, gehörten der französischen Partei an, die mit geringer Hoffnungsfreudigkeit in die Zukunft sah. Manche dieser schlechten Patrioten schickten widrige, zum Genuß kaum taugliche Nahrungsmittel den Soldaten zu, Andere beschwerten sich über die durch „herrenloses Ausschweifen“ verursachte Verwüstung der Saatfelder, der von den Offizieren nicht genug Einhalt gethan würde. Wirklich hatten die Franzosen geplant, Berlin zu strafen. Von Seiten der preußischen Befehlshaber war daher der Gedanke an einen entschlossenen Widerstand in Berlin erwogen und der Plan einer Verschanzung Berlins aufgestellt worden.**) Durch die Schlacht von Großbeeren am 23. August und die fernere von Dennewitz am 6. September und durch den für die Verbündeten günstigen Ausgang dieser Schlachten waren die Befürchtungen der Freunde und die Hoffnungen der Feinde vernichtet. Denn der Erfolg dieser Tage bestand hauptsächlich darin, Berlin beschützt und von dem Feinde befreit zu haben. Der Sieger war Bülow, der trotz des Widerspruchs des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte)

*) Rapporte an L'Estocq und Sack 1813 im G. St. A., mitgetheilt von E. Wiehr, Bär XIV, Nr. 48 ff.

**) Vgl. namentlich Boyen, „Erinnerungen“, Bd. III, Leipzig 1890, Seite 128 fg., 352 ff., 379 ff.

darauf bestand, die erstere Schlacht zu liefern, und sie fast allein führte. Gleichwohl schickten die Berliner nach der Schlacht eine Dankdeputation an den Kronprinzen von Schweden, die an dem Bülow'schen Corps vornehm vorbeifuhr, wodurch ein starker Unwille der eigentlichen Sieger erregt wurde. Bülow's Bericht über seine Thätigkeit in der Schlacht, den er an die Berliner Zeitungen schickte, wurde von der Censur unterdrückt, weil, wie Sack selbst eingestand, „der Kronprinz alle anderen Relationen, als die von ihm ausgehen, nicht abgedruckt haben will." Daher erklärten Sack und L'Estocq in einer am 8. September 1813 erlassenen und in zahlreichen Exemplaren in Berlin angehefteten Bekanntmachung:*) „Die vaterländischen Truppen haben den ausgezeichnetsten Antheil an dem vorgestrigen Siege, der in seinem Resultate von den größten Folgen sein muß." Schon in dieser Bekanntmachung wurden die Bewohner der Hauptstadt zu reichen Spenden für die kärglich ausgestatteten Truppen aufgefordert. Nun athmete Berlin auf und verfolgte nicht mehr mit der ängstlichen Spannung des unmittelbar Betroffenen, sondern nur mit der frohen Erregung des wahrhaft Antheilnehmenden die kommenden Ereignisse. K. Müchler, der Hauptdichter jener Tage, der wenigstens in den Zeitungen bei jedem frohen Ereignisse das Wort ergriff, bedichtete auch die Schlacht bei Großbeeren. Ein feierliches Dankfest wurde am 12. September gefeiert. Diesem einen Dankfest folgten viele ähnliche. Die Siegesnachrichten kamen rasch, eine nach der andern. Die Völkerschlacht bei Leipzig fand auch in Berlin bei Dichtern und Rednern einen reichen Widerhall. Die glänzenden Erfolge gaben den Erregten die Ruhe wieder und erweckten den fast entschwundenen Humor. Dieser zeigte sich z. B. in dem folgenden Extrablatt**) der Spener'schen Zeitung:

*) Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzug 1813, Berlin 1893, S. 491.

**) Ueber die damals erschienenen Berliner Extrablätter Göritz-Katalog II, 1, S. 153.

Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt
Zum Guten Kraft und Leben.
Da's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.
Ein Wütherich der Höll' entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Den hat nun Gott entschieden.
Erfochten ward ein Extrasieg,
Vollendet ist ein Extrakrieg,
Dem folgt ein Extrafrieden;
Dem Extravolk der Extrastadt
Verkündet ihn das Extrablatt,
Drob freu' es sich nicht wenig.
Und wer dies Blatt gelesen hat,
Geh seinen Weg und schrei sich satt:
Heil unserm Extrakönig!

Der ernste Sinn dagegen bekundete sich in einem Gedichte Müchler's, das gehaltener und voller tönte als seine sonstigen schnell hingeworfenen Reimereien, und in dem vornehmlich der Gedanke zum Ausdruck kam, daß mit der Niederwerfung des Gegners noch keineswegs alles gethan sei. Denn der Dichter schloß:

„Vollendet nun, was ruhmvoll schon begann,
Ihr aber, Söhne Teuts, zerbrecht die Ketten,
Befreier ziehen sieggekrönt heran
Euch brüderlich aus fremdem Joch zu retten.
Jetzt gilt es: auf! das Racheschwert zur Hand,
Jetzt gilt es Sprache, Sitte, Vaterland."

Das größte Ereigniß nach der Schlacht bei Leipzig war die Einnahme von Paris (31. März 1814).*) Dies großartige Ereigniß wurde in Berlin erst am 10. April, am ersten Ostertage, bekannt; die damals herrschende Stimmung wurde mit Anspielungen an das kirchliche Fest in einem Gedichte der Spener'schen Zeitung (14. April) gut wiedergegeben:

*) Wie dies Ereigniß auch später noch gefeiert wurde, lehrt ein am 6. Juli 1820 im „Freimüthigen für Deutschland" Nr. 65 gedrucktes Gedicht.

„Frohlockend rollt an Spreas Strom der Donner durch die Luft
Die alten Helden in dem Dom entsteigen ihrer Gruft
Und stimmen, wo in trunknen Reihn die Schaar an Schaar sich preßt,
In ihres Volks Hosiannah ein am Auferstehungsfest. . . .
Drum Heil uns, nur das Schwert zerschlägt den Thron der Welt.
Uns Heil!
Nur in den Arm der Tapfern legt das Weltgeschick sein Beil.
Heil uns! des Friedens Schwäne ziehn prophetisch durch das Land.
In Demuth jauchzt auf euren Knien dem Heil, das heut entstand."

Wenige Tage später traf die Nachricht von Napoleon's Thronentsagung ein. Ueber den Eindruck dieser Nachricht schrieb Prinzessin Wilhelm: „Ich ging zum ersten Mal wieder ins Schauspielhaus, wo Tell von Schiller gegeben ward, was so außerordentlich gut zum Ereigniß paßte. Dieses ward denn vom Theater herab verlesen. Sie können sich denken, welch ein Lärm und welch Vivatrufen im Saale erscholl. Vorzüglich bei der Stelle des Stückes, wo es heißt „Frei sind die Triften, die Berge" u. s. w., „kein Tyrann mehr", das zu hören, worauf man so Jahre lang geharrt hatte, als wirklich am Tage die Nachricht eingetroffen, „kein Tyrann mehr", wirklich es erschien einem wie im Traume. Fassen konnte man es noch nicht ganz."

Am 30. Juli wurde der Pariser Friede geschlossen. Die Meisten hofften, daß das blutige Drama nun endgültig zu Ende sei. Allmählich kehrten die Truppen zurück. Die größten Ovationen galten der am 30. Juli heimkehrenden Landwehr; der König kam am 5. August, eigentlich unerwartet; am 7. August war glänzender Empfang für die Hauptmasse der zurückkehrenden Soldaten. Zwei Ereignisse dieses glorreichen Tages wurden besonders bewundert: die Wiederaufrichtung der von den Franzosen 1806 geraubten Victoria auf dem Brandenburger Thor und die am Abend erfolgte Illumination. Die Hülle der Victoria fiel, als der König an der Spitze der Truppen einzog: „Sinnige Männer", so schrieb Luden,*) „haben uns versichert, daß unter allen An-

*) Die Victoria auf dem Brandenburger Thor. Nemesis 1814, Bd. II, 393 fg., vgl. ferner Inschriften am Denkmale des Sieges, das

stalten, welche man mit Geist und Geschmack zur Feier dieses glorreichen Festes getroffen hatte, nichts so tief und allgewaltig die Seele fühlender Menschen ergriffen habe, als diese plötzliche Erscheinung der Victoria." Ueber die Illumination berichtet ein Zeitgenosse, Rellstab (I 216 fg.): „Abends war die Stadt ein Lichtmeer. Unzählige glänzende Lampenfronten wetteiferten mit einander. Allein den Sieg über Alles gewann die Beleuchtung der katholischen Kirche, auf deren Kuppel ein einfaches Kreuz errichtet und mit Lampen bedeckt war, das, da das sonst unbeleuchtete Gebäude im Dunkel dem Auge entschwand, wunderbar und hehr in den Lüften zu schweben schien mit seinem milden Glanz. Ein Symbol des Friedens, das Gott selbst aufgerichtet zu haben schien in seinem reinen Himmel."

Um das Gedächtniß an die beiden größten Tage, die Schlacht bei Leipzig und den Einzug in Paris, zu bewahren, wurde der Platz am Brandenburger Thor Pariser Platz, das Achteck am Potsdamer Thore Leipziger Platz genannt (15. September). Darauf folgten wenige Monate der Ruhe. Schmerzlich berührte der Tod Iffland's am 21. September 1814. Eine Trauerfeier wurde am 27. September abgehalten. Die Feier des 18. October, zu der Theodor Heinsius am 11. aufgefordert hatte, tröstete und erhob die Anwesenden.*)

Der 18. October 1814 wurde vom Militär im Thiergarten mit einer großen Feier,**) von der Singakademie mit Absingung eines Goethischen Liedes, bei einbrechender Dunkelheit auf den

Friedrich Wilhelm III., aus Paris, wo es sechs Jahre verborgen stand, nach Berlin auf seinen alten Standort zurückgesendet, Berlin 1814. Die Schrift enthält die Inschriften an den Kränzen oder auf einfachen Blättern, die bei dem Durchzug des Denkmals in Westfalen und Hannover von patriotisch Gesinnten angeheftet oder hingelegt wurden. Ueber die Ausschmückung der Stadt beim Einzug vgl. die Briefe Schadow's an Böttiger, Westermann's Monatshefte Nov. 1894.

*) Für Iffland und den 18. October Gedichte in der Spener'schen Zeitung 27. September, 20. October.

**) Ueber die Feier des 18. October 1814 Eilers, „Meine Wanderung durchs Leben", Leipzig 1861, 6, 49 fg.

Höhen in der Nähe Berlins von den Turnern durch Freudenfeuer begangen. Um Mitternacht wurde ein von einem jungen Freiheitskrieger gedichtetes Lied gesungen, das mit folgender Strophe begann:

„Was flimmert dort blendend wie Nebellicht
An der Herbstnacht düstrem Himmel?
Ein hochrother Streifen die Wolken bricht
Und es wächset und wächset das blutige Licht
Wie die Flamme im Kriegesgetümmel.
Es feiern die Himmel in blutiger Pracht
Die Nacht, wo geschlagen die Leipziger Schlacht."

Das Gedicht endete mit der Strophe:

„Die Flamme mag schwinden, mag sinken die Gluth,
Die unsere Feier erhöhet!
Es rauscht in den Adern wie glühendes Blut,
Es bleibt uns im Herzen ein flammender Muth,
Der nimmer und nimmer vergehet.
Und die Enkel feiern den Tag, die Nacht,
Wo geschlagen wurde die Leipziger Schlacht."

Von Festfeiern müde lenkte man neugierige Blicke nach Wien, wo sich auf dem Congreß die Geschicke Europas entschieden. Vom März 1815 an hatte man neue gewaltige Aufregungen durchzumachen durch den Krieg der hundert Tage. Die Kunde von der Entweichung Napoleons aus Elba (3. März) wurde den Berlinern erst in der Zeitung vom 18. März mitgetheilt. Für den neuen Krieg wurden neue Aufrufe erlassen, in denen an die Mildthätigkeit und Opferwilligkeit der Bewohner Berlins appellirt wurde. Diese Aufrufe erschollen nicht vergebens, ja man mußte allzu große Opferwilligkeit, z. B. junger Leute, die gegen den Willen ihrer Verwandten zum Kriege eilen wollten, mit Entschiedenheit abwehren. (Erlaß des Kriegsministeriums 18. April). Die alten Hülfsvereine nahmen ihre unterbrochene und, wie es schien, aufgegebene Thätigkeit wieder auf. Der Landsturm wurde aufs Neue errichtet (23. Mai). Aber kaum einen Monat später, am 27. Juni, konnte der Sieg bei Belle-Alliance verkündet werden. An jenem Tage wurde Blücher's Schreiben an Kalkreuth veröffentlicht, das mit den Worten

schloß: „Ich behalte mir die Details vor und bitte nur, den guten Berlinern diese frohe Nachricht mitzutheilen."

Nun war der Krieg endgültig zu Ende. Damals konnte der Gedenktag an die Schlacht von Großbeeren mit Ruhe und Freude gefeiert werden. Am 17. October kehrte der König zurück. Auch in der Zwischenzeit war an Festfeiern kein Mangel. Zwei mögen kurz erwähnt werden. Am 30. März 1815 fand die erste Aufführung von Goethe's „Des Epimenides Erwachen" statt, eines Festspiels, das kühl aufgenommen wurde (vgl. unten Buch 3, Kapitel 13), und von dem nur die auf Napoleon's Entweichen gedeuteten Strophen besonderen Eindruck machten:

„Doch was dem Abgrund kaum entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Abgrund übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück."

Wenige Monate später, am 16. Juli, wurde zur Feier der Schlacht von Belle-Alliance Levetzow's Drama aufgeführt, „Das Urtheil des Epimenides", das aus Goethe's Festspiel zwei Chöre übernahm. Ueber die Dämonen und Genien, außer den Tugenden die hauptsächlichen allegorischen Personen des Stückes, wurde das Urtheil gefällt, daß die Dämonen in die Hölle gestoßen, die Genien zu Gnaden aufgenommen werden sollten, wenn sie sich vom Bösen ab zu Glauben, Demuth und Wahrheit bekennten. Den Reigen der Feste schloß die Feier des 18. October ab, die damals in ganz Deutschland eine allgemeine zu werden anfing*), und die in Berlin der vorjährigen ähnlich genug war. Unter den damals erschienenen Gedichten verdient eines eine besondere Hervorhebung.

Clemens Brentano nämlich (Werke II, 61 ff., 66 ff.), der stimmungsvoll von dem tiefen Weh der Preußen zu singen wußte, gab in einem Gedicht, in dem der 14. October selbst von

*) K. Hoffmann, Des deutschen Volkes Dank- und Ehrentempel. Offenbach 1815. S. 683 ff.

Allen verflucht und verachtet erscheint, sein markiges, vielleicht nur zu frommes „Lied“:

„Die Lüge schwand vor Gottes Schwert dahin,
Erfüllet war das Maß von seinem Zorn“,

wo die Herrlichkeit des für die Freiheit und Ehre unternommenen Krieges und die Schlacht gepriesen wurde, „die zur Pforte freier Seligkeit wurde.“

„Und auf des Todes grauenvollem Thor
Schwang die Unsterblichkeit ihr Siegspanier.“

Auch Brentano's Freund und Schwager Achim von Arnim gehörte zu den Rufern im Streit. Er war seit 1809 (vergl. oben S. 286 fg.) trotz seiner Verheirathung mit Bettina Brentano und mancher Reisen nicht müßig gewesen. 1812 hatte er Erzählungen veröffentlicht, die, nebst Anspielungen auf eigene Schicksale und Erlebnisse der Freunde, Erinnerungen an die Vergangenheit, z. B. ein hübsches Kulturbild aus den Tagen Friedrich Wilhelm's I., auch Hindeutungen — manchen Zeitgenossen leicht verständlich — auf die schweren Ereignisse des Vaterlandes und auf die Hoffnung für seine Errettung enthielten. 1813 veröffentlichte er den ersten Band seiner „Schaubühne“ mit dem löblichen patriotischen Zwecke, den Ertrag zur Anschaffung von Kanonen für ein Bataillon des Berliner Landsturms zu verwenden. Die Dramen, zum Theil Nachbildungen älterer Dichtungen, zum Theil Possen, deren Witz dem modernen Leser unfaßbar bleibt, besitzen eine zeitgeschichtliche Bedeutung durch den offen und versteckt gelehrten Patriotismus. Das Spiel „Vertreibung der Spanier aus Wesel im Jahre 1629“ war eine deutliche Mahnung für die Zeitgenossen, die statt der Spanier die Franzosen und statt des Protestantismus deutsches Wesen zu setzen brauchten, um die Lehre zu begreifen. Auch die ergreifende Geschichte der „Appelmänner“ aus dem Jahre 1576, in welcher der übereifrige Sohn des Stargarder Bürgermeisters, der von seinem in den alten Wegen wandelnden Vater zum Tode verurtheilt wird, wieder auflebt und zum Triumphfest der

Seinen zurückkehrt, soll prophetisch verkünden, daß die in trüber Zeit Gefallenen nicht umsonst hinabgegangen, sondern den Tag der Freiheit vorzubereiten und selbst zu schauen bestimmt sind. Arnim gehörte selbst dem Landsturm an, wurde von dem königlichen Befehl, der dessen Aufhebung in den Städten verordnete, tief getroffen und suchte, wiewohl vergeblich, dessen Zurücknahme zu erwirken. Da Arnim mit dem Schwerte den heimathlichen Herd nicht beschirmen konnte, so bemühte er sich mit den Waffen des Schriftstellers sich und Andern Muth einzuflößen. Er übernahm vom 1. October 1813 bis Ende Januar 1814 die Redaction des „Preußischen Korrespondenten.“ Dieses durch Niebuhr gegründete, später von Woltmann und Arndt geleitete Blatt war kein dürftiges Nachrichtenblatt mehr wie die früheren Berliner Zeitungen, sondern es sollte den Daheimgebliebenen Thaten und Gesinnungen der Fernweilenden mittheilen und zu den Siegesnachrichten, sobald es solche bringen konnte, die frohe Zuversicht eines dauernden Erfolgs gesellen. Aber, wiewohl Arnim seine Fäden nach allen Seiten spann, die Nachrichten kamen nicht so zahlreich und nicht so schnell, wie es nöthig gewesen wäre; Kräftiges selbst in den Reden Blücher's und irgendwie Bedenkliches wurde von dem alten ängstlichen Censor, dem Polizeirath Naudé, rücksichtslos gestrichen. Arnim bewährte sich als gesinnungseifriger Politiker und als Litterat: patriotische Dichter wie Schenkendorf ließ er zu Worte kommen, theilte eigene Lieder mit, würdigte in kräftiger und geistreicher Weise litterarische Erscheinungen und feierte in der letzten von ihm ausgegebenen Nummer den damals gestorbenen Fichte als den Mann, der zu den Deutschen sprach, als die Andern schwiegen, der aber nun von einer tückischen Zeit zu früh gefällt wurde.

Die eigentliche politische Bedeutung des Preußischen Korrespondenten liegt in den Aufsätzen Niebuhr's (vergl. Seite 297 fg.). Theils bezogen sie sich auf die allgemeinen politischen Händel, theils beleuchteten sie französische Finanzverhältnisse, unter Anderem die finanzielle Aussaugung, die von Frankreich gegen

Deutschland geübt wurde, theils waren sie England gewidmet mit einer stark ausgeprägten Vorliebe für das Inselreich, theils und hauptsächlich dienten sie dazu, die Vorliebe für französischen Sinn und Geist und für die Persönlichkeit Napoleon's, dessen Bedeutung und Größe übrigens keineswegs angetastet wurde, in den deutschen Gemüthern zu ertödten, die freie Selbstthätigkeit der Bürger zu rühmen, die mehr wirken könne, als eine von Obrigkeitswegen gegebene Verfassung, und den preußischen Patriotismus zu erhöhen. Die Anschauungen, die Niebuhr nebst seinen Gesinnungsgenossen zu predigen nicht müde wurde, waren dieselben, die er in seiner meisterhaften Schrift „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" 1814 verkündete: Preußen sei kein abgeschlossenes Land, sondern das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in Waffen und der Verwaltung auszeichne.

Die übrigen Berliner Dichtungen während der Freiheitskriege bedeuten wenig. Arndt und Schenkendorf, Körner und Rückert wurden in Berlin eifrig gelesen. Aber die genannten Schriftsteller können, wenn auch manche ihrer Verse in Berlin gedruckt oder wenigstens in dortigen Zeitungen wiederholt wurden, an dieser Stelle nicht weiter erwähnt werden. Gedichtet wurde in Berlin unendlich viel. Bei Dieterici, dem Berliner Buchhändler, über den wir am besten unterrichtet sind*), wurden außer sehr vielen in jenen bewegten Tagen gehaltenen Predigten, geschichtlichen Darstellungen auch ein Volksspiel, ferner zahlreiche Einzelblattdrucke von Liedern herausgegeben, Liedersammlungen von Pischon, H. Schmidt und Anderen; im Feldzug des Jahres 1815 wurde bei ihm ein Soldatenliederbuch in einer Auflage von 50 000 Exemplaren gedruckt. Von diesen Dichtungen verdienen jedoch nur wenige eine besondere Hervorhebung. Bei Fouqué und Varnhagen lohnt es sich dagegen schon deswegen zu verweilen, weil beide, der erstere in Folge seiner Verwundung freilich nur kurze

*) Vgl. hundert Jahre des Geschäftshauses E. S. Mittler u. Sohn, kurz Toeche-Mittler citirt. Berlin 1889. S. 38 ff.

Zeit, am Kriege theilnahmen.*) Fouqué's Gedichte schildern einige Momente der Zeit und des Krieges, z. B. ein Gastmahl des Königs in Breslau, die Schlacht von Lützen, das Andenken des Grafen von Gröben, sie wußten merkwürdig gut den Volkston zu treffen, dergestalt, daß wenigstens die Anfangszeile des Kriegsliedes für die freiwilligen Jäger „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" populär wurde und gaben auch religiösen Empfindungen, die im Gefolge dieses Krieges Viele erfüllten, angemessenen Ausdruck. Varnhagen war mehr ein glatter Verskünstler und gesinnungstüchtiger Patriot als ein wirklicher Dichter. Seine Gedichte galten weniger den Ideen und Thaten als Personen, unter denen die Russen, besonders Graf Tettenborn, dem er attachirt war, die erste Stelle einnahmen. Unbedeutende Dichtungen von Hartwig von Hundt „Harfe und Speer (Berlin und Leipzig 1815)" verdienen nicht wegen ihres poetischen Werths eine Erwähnung, sondern wegen der Naivetät des Verfassers, der seinen Versen das stolze Wort „Monumentum exegi" beischrieb, sodann wegen der Thatsache, daß der Verfasser, unter seinem volleren Namen Hundt-Radowsky, auch später in Berliner Ereignisse litterarisch eingriff, und wegen des überaus heftigen Tons der Gedichte, des Rachegefühls, das der Dichter gegen den blutigen Tyrannen empfand und zum Ausdruck brachte, der Berserkerwuth und des schneidenden Hohns, mit dem er auf den Niedergeschlagenen und Wehrlosen eindrang. Denn man muß leider bekennen: je unbedenklicher es wurde, auf Napoleon und die Franzosen zu schimpfen, um so reichlicher machten die Dichterlinge von ihrer poetischen Fähig-

*) Varnhagen, Gedichte während des Feldzugs 1813. Friedrichstadt 1814. Vermischte Gedichte. Frankfurt 1816. Fouqué, Gedichte während des Feldzugs. Berlin 1814. Mit einer Vorrede von J. E. Hitzig. Vgl. Koch's Ausgabe Fouqué's S. LIV. Die allgemeinen Schriften von Pröhle und Herbst über Dichtungen des Befreiungskrieges, 1857 und 59, sind unbedeutende Vorträge. Selbst französische Dichtungen im preußischen Sinne erschienen in Berlin, vgl. Le chansonnier prussien ou recueil de chansons d'occasion. Berlin 1814. Erwähnt mag werden „Der Ruf des Vaterlands", ein Roman von L. von Germar. Berlin 1814.

keit Gebrauch, am reichlichsten die, welche weislich geschwiegen hatten, als das Reden nicht gefahrlos war. Zu den überaus heftigen, bisweilen alles Maß überschreitenden Spott- und Hohnreden gegen den Korsen kamen bösartige Karrikaturen. Die eine ließ Napoleon vor dem Teufel knieen und von diesem an einem Stricke fortschleppen, die andere auf den Schädeln der von ihm Gemordeten thronen und einen Becher von Thränen schlürfen. Ließ nun die Regierung auch häufig den Schriftstellern und Zeichnern volle Freiheit, so zeigte man gelegentlich Anwandlungen von Aengstlichkeit. So wurde Kotzebue's*) „Noch Jemands Reiseabenteuer", während sein „Flußgott Niemen" in zwei widerrechtlichen Nachdrucken in Berlin verbreitet, im Marionetten-Theater gespielt wurde, in Berlin verboten, obgleich diese Schrift in Königsberg mit Censur gedruckt worden war. Auch den Königsbergern wurde diese Veröffentlichung als Unrecht vorgehalten. Diese jedoch remonstrirten in kräftiger Weise gegen das Verbot mit der sehr gerechtfertigten Bemerkung: „Die von Berliner Behörden ausgehende Verfolgung der den guten und rettenden Volksgeist anregenden und unterhaltenden Maßregeln und Schriften wirkt um so gehässiger, da der Nation noch in frischem Andenken ist, wie zur Zeit des französischen Einflusses fast jede unwahre, vergiftende, das königliche Haus und die Nation herabwürdigende Darstellung von Berlin aus ganz ungehindert ausging."

Aber auch andere widerwärtige Erscheinungen gaben sich nun in der Litteratur kund.

Bald zeigte sich nämlich unter den Sängern jene kindische Beschränktheit**), welche die französischen Streiter als nur „von Tyrannenmacht getrieben" und des durch die Begeisterung entfachten Heldenfeuers entbehrend darstellte, sie bejammerte, weil

*) Die betreffenden Actenstücke, Regierungsverfügungen, auch ein Schreiben Kotzebue's sind gedruckt: Aus den Papieren Schön's, 1883, Bd. VI, S. 596—614.

**) Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde, ein Gedicht von Franz Theremin. Berlin bey C. Salfeld, 1813.

sie unchristlich auf priesterliche Tröstung und Segnungen verzichten mußten, sie als Feiglinge erklärte, die an sich selbst verzweifelten, allen Ruhm dagegen auf die Preußen häufte, die außer dem Glück auch alle guten Eigenschaften besäßen, die den Gegnern fehlten.

Noch schlimmer indessen war Folgendes. Als nämlich Zacharias Werner („Die Weihe der Unkraft"), freilich in seiner mystischen, strengkatholischen Weise, aber doch mit Recht, darauf hinwies, daß es mit der äußeren Befreiung nicht geschehen sei, sondern daß eine innere, eine wahrhafte Umkehr folgen müsse, da war es kein Zeichen wirklich guter Denkungsart und wahrhaft patriotischer Gesinnung, wenn K. Müchler, als er diese ernsten, von Nachdenken und treuer Sorge für sein Volk Zeugniß ablegenden Verse neudruckte, ihnen in seiner „Antwort von einem Deutschen" eine grobe Erwiderung anfügte (1815 o. O., wohl sicher in Berlin). Denn es war wohl an der Zeit, daß Werner denen, die nicht mitgekämpft hatten, auch sich mit einschließend, zurief:

Doch dir, du halbergraute Abart der schlechten Zeit,
Durch welche Deutschlands Stärke zur Ohnmacht ward entweiht,
Dir, laulichem Gemengsel von schlechtem Sein und Schein,
Auch ich deines Gleichen war, dir präg' ich Demuth ein!

In der Rückerinnerung an die schmähliche Zeit der Selbsterniedrigung hatte Werner vollkommen Recht, den Deutschen ihre Sünden vorzuhalten und ihnen zu sagen:

Denn hätte freches Meinen geschwächt nicht deutsche Kraft,
Wär' unsers Landes Stärke vom Feind nicht fortgerafft;
Hätt' Jeder nur gelernet täglich seine Lektion,
Würd's, ohne Blutvergießen, wohl im deutschen Hause stohn!

Das Heilmittel freilich, das Werner angab, Rückkehr zum Katholicismus, war schwerlich angebracht, aber die innere Umkehr war nöthig, wenn die erfochtenen Siege die erwünschte Folge haben sollten. Diese innere Befreiung, dieses Sichbesinnen auf seine Aufgabe und seine Pflichten wurde dem Volke von manchen

Dichtern gepredigt, die in der Augenblicksfreude nicht ihr Genügen fanden. Wie sich der ernste Deutsche aber gern in solchen Momenten der Weihe zur Religion flüchtete, so auch damals. So erinnerte unter den Berliner Dichtern de la Motte Fouqué die Deutschen, daß eine höhere Macht ihnen die Kraft verliehen und die Gegner geschwächt habe, und forderte sie auf, von heiligem Zittern durchbebt, wieder das stille Beten zu lernen vor dem „der kann und will". Solche ernsten Töne waren es glücklicherweise, die nun trotz aller Freude über den Sieg, den Heldenruhm, den man erlangt, die äußeren Erfolge, die man davongetragen hatte, von reiferen Männern immer häufiger erklangen. In die Triumphgesänge mischten sich nun Töne des Mitleids; ernste Betrachtungen traten an die Stelle der maß- und geschmacklosen Spöttereien gegen Napoleon und die Franzosen; nach dem Hingang des Großen kam das Gefühl der Nichtigkeit des Erdenruhms zu poetischem Ausdruck. In Stägemann's, eines hohen preußischen Staatsbeamten, „historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" findet sich eins auf den Tod Napoleons. In elegischen Tönen versetzte sich der Dichter an die öde Grabstätte des Dahingegangenen, beklagte die Mißgunst der verfolgenden Gestirne, welche „auf des Titanenstammes einsamen Geistern" laste und fuhr fort:

Kein Mal erhebt sich. — Keines? Wie Fittige
Von Adlern rauscht es. Fahnen von Austerlitz,
Marengo, Jena, unverweslich,
Senken sich über den Hügel Longwoods.
Sein ruhig Bett umrollen die Wogen. Er
Vernimmt sie nicht. Von Rasen ein Teppich hält
Den Busen überwältigt, der einst
Athmend die Reiche der Welt zersprengt hat.

Die Schrecknisse des Krieges waren vorüber. Der Taumel der Begeisterung legte sich allmählich. Zahllose Wunden waren zu heilen; man bedurfte nach der jahrelangen Aufregung der Ruhe und der Sammlung. Auf die Zeit starker innerer und

äußerer Aufregung folgte ein Vierteljahrhundert des Friedens. Nun versuchte man, sich der geistigen Schätze zu freuen, die außer Kriegsliedern und patriotischen Aufrufen eine große Vergangenheit hinterlassen hatte und bemühte sich zu zeigen, wie weit man es mit eigener Kraft bringen könnte auf dem Gebiete der Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

Drittes Buch.

Fünfundzwanzig Friedensjahre.

(1815—1840.)

Dreizehntes Kapitel.

Goethe.

Im J. 1766 hatte Goethe gemeint, es gäbe keinen so gottlosen Ort, als die Residenz des Königs von Preußen, im J. 1778 hatte er auf kurze Zeit Berlin besucht und seinen Respect vor der Thätigkeit des Fürsten bestärkt. Auf Berlin zu achten wurde er seitdem nicht müde. Doch brauchte er viel längere Zeit, Berlins Werden und Walten zu würdigen, als dieses nöthig hatte, sich in seinen Geist einzuleben. Schon „Götz", unter allen deutschen Städten in Berlin zuerst aufgeführt, hatte manche Parteien entzückt, andere aufgeregt (vgl. I, S. 593). Auch „Werther" theilte die litterarisch Gebildeten in streitende Heerlager. Zwar fand er in vielen Kreisen Berlins ein anerkennendes und begeistertes Publicum, aber der Einfluß Lessings auf seine Zeitgenossen war zu stark, um diese das Werk rein als Kunstproduct genießen zu lassen. Sie sahen, gleich dem Meister, in „Werthers Leiden" etwas Verführerisches und Verderbliches; selbst diejenigen, die später durchaus zu Goethe's Fahne schwuren, lernten niemals, diesem Jugendwerke die rechte Würdigung zu gewähren. Lessing's ernster Widerspruch klang nach in den Worten, welche Mendelssohn 1775 zu Hennings sagte, da er ihm das Goethische Werk vorwies: „Was wollen die Leute, die nichts als Gluth erregen und der erhitzten Phantasie keinen Führer lassen, um sicher hindurch zu kommen?" Lessing's Wunsch nach einem cynischen Schlußkapitel wurde, anders als Lessing es ausgeführt hätte, durch Nicolais „Freuden des jungen Werther,

Leiden und Freuden Werthers, des Mannes“ erfüllt. Gar manchem Vernünftler paßte der von dem Aufklärer in seinem Gegenroman gewählte Ausgang, daß Werther sich mittelst einer mit Hühnerblut geladenen Pistole nur besudelte; viele Nicolaiten mochten sich an den schalen Abenteuern von Lottens und Werthers Haushalt ergötzen, an den Irrungen, die ein modisches Kerlchen hervorrief und an den Versöhnungsversuchen, in denen der zurückgewiesene Albert excellirte*). Aber auch Theologen, die nicht ganz von Lessing's Schule waren, fanden an dem „Werther“ Manches zu tadeln. Der Prediger Ulrich z. B. in seiner „Moralischen Encyclopädie“ (s. v. Roman), mochte er auch die kräftige Sprache loben, und von den Reflexionen sagen, daß sie das Gepräge des hellsten Kopfes an sich trügen, mußte doch bedauern, „daß er das Gift der Unzufriedenheit mit Gottes Welt und mit den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens seinen Lesern einhauchte.“**)

Stella, das „Schauspiel für Liebende“, wurde 1776 in Berlin gedruckt. Der Buchhändler Mylius, der die Originalausgabe veranstaltete, meinte mit den 20 Louisd'or, welche er dem Dichter als Honorar gab, etwas Uebermäßiges gethan und sich das Anrecht auf alle künftigen Productionen Goethe's erworben zu haben. Aber weder er noch die meisten Leser verfielen in den Begeisterungstaumel, der anderwärts die Stürmer und Dränger bei Lectüre dieses Werkchens ergriff, das den Triumph der Leidenschaft über die Convenienz verherrlichte. Vielmehr wünschte der nüchterne Sinn der Berliner auch hier eine Abschwächung: daher folgte auf die Originalausgabe des Dramas ein derselben sorgfältig nachgeahmter Nachdruck***), in welchem

*) R. M. Werner, Der Berliner Werther. Salzburg 1879. Die Schrift Nicolai's ist abgedruckt Kürschner's Deutsche National-Bibliothek, Bd. 72, S. 363 ff. Lessing's und Mendelssohn's Aeußerungen sind häufig angeführt.

**) Ueber Ulrich vgl. oben Bd. I, S. 328 A.; ferner Berliner Neudrucke II, S. XXVI, LI, 108.

***) Stella, 6. Act, Berlin 1776. Die bibliographischen Einzelheiten

den echten 5 Acten ein unechter sechster angefügt war. Darin wurde Fernando entlarvt und wegen vieler Verbrechen zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Cäcilie und Stella trösteten sich unschwer über den Verlust des Vielgeliebten, und die schnippische Lucie schloß, auf die ihr gemachte Bemerkung, der Vater sei ein Bösewicht, das Stück mit den Worten: „Mag sein. Habe bisher ohne Vater gelebt. Er hat mir so Weniges zu Liebe gethan. Liebe Mutter, wir wollen uns trösten. Ich habe noch nicht gefrühstückt.“

Der Widerspruch gegen diese drei Jugendwerke Goethe's floß aus einer gemeinsamen Quelle: es war eine Reaction des Vernünftigen gegen das Phantastische, der praktischen Lebensklugheit gegen Ansprüche und Forderungen idealen Sinnes. Trotz dieser Nichtübereinstimmung mit dem neuerstandenen Dichtergenie wollten die Berliner sich seine Neuschöpfungen nicht entgehen lassen. Daher warben Berliner Zeitschriften um Goethe's Mitarbeit: die von den Brüdern Jacobi nach Berlin verlegte „Iris“ brachte ein Goethisches Gedicht: „Wie Feld und Au, so blinkend im Thau“; die von dem Gothaer Reichard geleitete „Olla Potrida“ veröffentlichte „Gesänge aus Lila“; und die „Litteratur- und Theaterzeitung“ beschenkte ihre Leser zuerst mit dem Monodrama „Proserpina“. Und während Goethe selbst den ersten Druck seiner „Claudine von Villa Bella“ einem Berliner anvertraute, raffte ein anderer unternehmender Buchhändler, Himburg, ohne Wissen, ja gegen den Willen des Autors Alles, was er von Goethe kannte oder fälschlich ihm zuschrieb, zusammen, um zu drei verschiedenen Malen, 1775—1779, zuletzt in einer vierbändigen Ausgabe die Welt mit „Goethe's Schriften“ zu beschenken. Goethe beehrte die ihm von dem unverfrorenen Verleger zugesandte Ausgabe mit einem heftigen Epigramm.

Als 1786 die erste von Goethe selbst veranstaltete Ausgabe

für diese Goethische Schrift und die gleich anzuführenden Drucke von Goethe's Einzelschriften und Gesammtausgaben vgl. in Hirzel's Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, Leipzig 1886.

seiner Schriften zu erscheinen begann*), war die politische und litterarische Stimmung, der sie begegnete, dem großen Unternehmen nicht günstig. Hält man sich gegenwärtig, daß diese erste zu Leipzig erscheinende achtbändige Ausgabe, weit entfernt bloß das Zerstreute zu sammeln, das bisher Erschienene zum Theil in völlig umgearbeiteter Gestalt brachte, außerdem aber Egmont, Iphigenie, Tasso und das Faust-Fragment überhaupt zum allerersten Male veröffentlichte, so begreift man kaum die Kühle des ihr zu Theil gewordenen Empfangs, ihren geringen buchhändlerischen Erfolg und die ziemliche Nüchternheit der über sie laut werdenden Kritik. Zur Erklärung dieser auffälligen Thatsachen muß man einerseits daran erinnern, daß die ältere Generation der Leser und Kritiker aus Schülern Lessing's, die jüngere aus Anhängern Schiller's und der Seinen bestand, andererseits daran, daß die Interessen der Zeit mehr politischen und religiösen als litterarischen Ereignissen gewidmet waren. Die Generation, welche durch Friedrich Wilhelm II. eine Neubelebung des preußischen Staats erhoffte, welche über das Religionsedict seufzte, die französische Revolution neugierig betrachtete, hatte keine reine Freude an den Werken des Genies. Zwar wurden Goethe manche Ehren zu Theil: er wurde z. B. Ehrenmitglied der Akademie der Künste. Manche seiner Dramen, die in Berlin aufgeführt wurden, gefielen, z. B. die Geschwister, die nicht nur durch ihre Darstellung — Fleck und die Unzelmann spielten die Hauptrollen — sondern auch durch ihre Charakterzeichnung großen Beifall errangen;**) andere, wie der Großcophta, fielen gänzlich durch. Einzelne Schriften Goethe's erlebten auch damals ihren ersten Druck in Berlin, z. B. der „Römische Carneval", für welchen es deshalb an Reclamestößen des Verlegers nicht fehlte; die „Neuen Schriften", in welchen „Wilhelm Meister"

*) 8 Bände, Leipzig bei Goeschen 1786—1790. Die hier und später erwähnten Kritiken sind zusammengestellt in J. W. Braun: Goethe im Urtheile der Zeitgenossen. 3 Bände. Berlin 1888 ff.

**) Vgl. Geiger, Vorträge und Versuche, S. 175.

zum ersten Male vor das Publicum trat, wurden in Berlin veröffentlicht (7 Bände, 1792—1800). Aber auch diesen gegenüber zeigte sich, wenn man Fr. Schlegel's Verherrlichungen des „Meister" und einige wenige verständnißvolle Charakteristiken ausnimmt, kühle oder feindselige Stimmung. Diese verschärfte sich noch, als Goethe mit Schiller sich vereinte. Die von Schiller unter Goethe's eifrigster Mitarbeiterschaft herausgegebene Zeitschrift „Die Horen" erfuhr in Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland" (11. Band), eine sehr ausführliche und überaus heftige Ablehnung. In Folge dieses Angriffs kam ein Plan der Dichter, der sie schon früher beschäftigt hatte, zur Ausführung, nämlich der, durch ein Strafgericht die Litteratur Deutschlands zu schrecken und zu strafen. Dies geschah durch die Xenien (1795), die gemeinsame Arbeit beider Dichter.*)

Unter den Strafwürdigen nun standen die Berliner obenan. Vier Momente waren es besonders, welche den Xeniendichtern an den Berlinern schon lange mißfallen hatten und nun den Richtern verfielen: die Aufklärungsmanier, der breite und platte Rationalismus, welcher echte Poesie und wahre Philosophie in gleicher Weise befehdete; ferner die Liebäugelei mit der Revolution, welche Frankreich auf Kosten Deutschlands bevorzugte und auch in Deutschland einer Freiheitsschwärmerei huldigte, welche die thatsächlichen politischen Verhältnisse nicht berücksichtigte; sodann die dithyrambische, hochstolzirende Friedrichssängerei; endlich der gespreizte, hochfahrende Ton der Zeitschriften, die keine Autorität kannten und ihrem Dünkel keine Grenze setzten. Als Repräsentant der ersten galt Nicolai, als der der zweiten Reichardt; Jenisch und die Allgemeine deutsche Bibliothek als die der dritten und vierten.

Nicolai erhielt den reichlichst bemessenen Antheil. Seine

*) Für die Xenien und Antixenien vgl. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf, 2 Bde., Stuttgart 1851, wo auch die auf die Berliner bezüglichen Stellen gut hervorgehoben sind. Jetzt: Schriften der Goethe-Ges. VIII. 1893 hgg. von B. Suphan und E. Schmidt.

Angriffe auf Schiller und Goethe wurden ihm redlich vergolten, seine Ansprüche, die darauf ausgingen, Alleinherrscher im Reiche des Geschmacks zu sein, zurückgewiesen, seine Vielschreiberei und Geschäftigkeit wurden grimmig verspottet. Er erschien den Dichtern als ein schrecklicher Dorn in Lessing's, des Märtyrers, Kranz; er, „Herr Nickel", wurde als der vom Schlage Getroffene bezeichnet, dessen Zunge, statt gelähmt zu sein, nur um so geläufiger fortschwatze, als der empirische Querkopf, der Andere mit dieser Benennung beehre und sich von dem Echo die Titulirung „Leerkopf" gefallen lassen müsse. Denn nichts gelänge ihm, so daß ihn die Horen mit dem selbstbewußten Bekenntniß entlassen konnten:

Unsere Reihen störtest Du gern, doch werden wir wandeln,
Und Du tappe denn auch, plumper Geselle, so fort.

Kaum minder hart wurde Reichardt bestraft. Die Hinneigung zur Revolution, welche er in seinen Journalen bekundete (vgl. oben S. 55 u. 61), wurde ihm verdacht: den Verfassern der Xenien galt er als Philister, Schwärmer und Heuchler, als der schlechteste Priester des erhabenen Triebs der Menschen zum Bessern, der „heiligen Freiheit."

Reichardt und seine Parteigänger wiesen nicht selten mit Hohn auf die Zeiten Friedrich's hin, weil sie glaubten, es weiter gebracht zu haben als jene und weil sie den Despotismus der früheren Zeit verachteten; daneben war aber an Solchen, die auch nach Friedrichs Tod sein Lob verkündeten, kein Mangel. Zwar meinte die Spree in dem Flüsseconcert, das einen Theil der Xenien bildet, bescheidentlich, sie schweige nun, nachdem sie den Mund etwas voll genommen, da sie von Ramler die Sprache und von ihrem Caesar den Stoff erhalten hatte, aber trotz der Versicherung der Spree redeten noch manche Friedrichsänger. Am lautesten vielleicht Jenisch, dessen den siebenjährigen Krieg beschreibende „Borussias" (vergl. oben S. 145) sich gefallen lassen mußte, als „sieben Jahrhunderte während" bezeichnet zu werden.

Endlich verfielen die Zeitschriften den Rächern. Theilweise hatten sie deren Zorn durch ihre allgemeine Richtung erregt, die, dem Oberflächlichen geneigt, den tief in das Wesen eindringenden Kunstrichtern nicht genügte, theilweise durch das speciell in ihnen hervortretende Mißverstehen der Absichten Goethe's und der Leistungen Schiller's. Die ganze Art der deutschen Kritik und Production erfuhr der Dioscuren schärfste Mißbilligung; keine der kritischen Zeitschriften aber wurde mit größerer Verachtung abgefertigt, als die von Nicolai geleitete „Allgemeine deutsche Bibliothek", welche den ewig ihr anhaftenden Denkzettel empfing:

Zehnmal gelesene Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Die also Angegriffenen blieben die Antwort nicht schuldig. Selbst solche, die gar nicht erwähnt worden waren, erhoben ihre Stimme, z. B. der Vielschreiber Cranz, der unter grobem Titel „die Ochsiade", die Beurtheilungen der Xenien und Antixenien zusammenstellte und grade die unanständigsten mit dem größten Beifall begrüßte. Andere, die kaum befehdet, nur gestreift worden waren, wie F. L. W. Meyer, wahrten ihre angegriffene Ehre in langen Auseinandersetzungen. Der Letztgenannte meinte allen Ernstes, Vulpius, der Verfasser von Räuberromanen, Goethe's Schwager, sei Haupturheber der Xenien und erging sich in dem lustigen Irrthum, Schiller habe in dem Epigramm „Wohlfeile Achtung", in welchem ein Beliebiger als „selten erhaben und groß und selten würdig der Liebe" charakterisirt wurde, keinen Andern als Goethe bezeichnen wollen. Diesen Irrthum, wenn eine solche Beziehung nicht vielmehr absichtlicher Hohn sein soll, beging auch Jenisch, der sonst in seinen „Litterarischen Spießruthen" manchen brauchbaren Beitrag zum Verständniß der Xenien lieferte. Am ausführlichsten erwiderten aber die beiden hauptsächlich Befehdeten. Reichardt, der als Componist Goethe nahe gestanden hatte und die werthvolle Verbindung auch für die Zukunft nicht aufgeben wollte, ersann, um sich eine Hinterthür offen zu halten, ein seltsames Mittel, in welchem er Nach-

folger fand, nämlich das, Goethe von Schiller zu trennen, Letzteren als einzigen Sündenbock hinzustellen, der Idee und Ausführung der Xenien verschuldet, Goethe's Namen aber nur vorgeschoben habe, um sich zu decken. Auch von Seiten Nicolai's wurde Schiller mit den ärgsten Stachelreden bedacht. In den 200 Seiten — denn zu solcher Ausdehnung gedieh „das Blatt", das die Xeniendichter dem geschwätzigen Berliner Aufklärer prophezeit hatten —, einem „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach" wurde Schiller Unklarheit und Begriffsverwirrung vorgeworfen, daneben Goethe der Eitelkeit und des Hochmuths geziehen; Nicolai selbst dünkte sich unendlich erhaben über die engverbundenen Dichter und gab seiner eitlen Selbstbespiegelung charakteristischen Ausdruck in folgenden Versen:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich nicht Goethe, Schiller worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wäre bald verdorben.

Die Dioskuren bewiesen der Welt durch unvergleichliche Leistungen, daß sie nicht, wie Nicolai prophezeite, verdorben seien. Ihre Größe wurde auch in Berlin nicht länger verkannt. Denn die Antixenien — wie man die Antworten der Angegriffenen mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet hat —, sind weder der Ausdruck eines großen Kreises noch der Anfang einer erbitterten Reaction, sie entstammen vielmehr zumeist den Kreisen der Schriftsteller alten Schlages, den Reihen der Aufklärer. Diese bewahrten freilich ihre Goethefeindschaft bis ans Ende. Ihr Organ, die „Berlinische Monatsschrift", brachte in ihren etwa 60 Bänden nicht nur keinen Beitrag Goethe's, sondern fügte, wenn sie Goethe etwa nannte, der Erwähnung einen kleinen Spott hinzu, so 1803 eine ironische Bemerkung gegen die Jenaische Litteraturzeitung, oder 1808 Voß' Gegensonett gegen Goethe, dem allerdings Goethe's Sonett vorangestellt worden war. Die übrigen Zeitschriften und periodisch erscheinenden Werke dagegen rühmten sich entweder der Mitarbeiterschaft Goethe's, wie die

„Ephemeriden der Litteratur und des Theaters" oder suchten ihre Zugehörigkeit zu Goethe durch zustimmende Worte zu bekunden. Dafür sind Zeugnisse Mnioch's und Kinderling's Verse in K. Müchler's „Egeria" (1802), besonders aber die Gedichte, welche der von Chamisso und Varnhagen herausgegebene „Musenalmanach" (1804—1806) brachte.*) Denn die beiden jugendlichen Herausgeber, wie die ihnen gleichgesinnten Genossen Ludwig Robert, Auguste Klaproth u. A. waren Goetheenthusiasten. Ihnen erschien nicht nur, wie früheren gutgesinnten Kritikern, wohl manch einzelnes Werk des Dichters empfehlenswerth, sondern der Schriftsteller in seiner Totalität war ihnen Vorbild und Meister.

Alle diese jungen Leute standen, wenn sie nicht geradezu Romantiker waren, in enger Fühlung mit der Romantik. Durch die Romantik aber zog Goethe's Name sieghaft in Berlin ein. Unter den begeisterten Jünglingen, welche die kleine, aber bunte Schar der Romantiker bildeten, war keiner regsamer als Friedrich Schlegel. Mochte auch sein Enthusiasmus für Goethe mitbestimmt werden durch seine krankhafte, in Lächerlichkeiten ausartende Sucht, Schiller herabzusetzen, er brach mit elementarer Kraft aus, entzündete die Gleichgesinnten und riß die Widerwilligen mit sich fort. In Kleinigkeiten wahrte sich zwar Schlegel seine Unabhängigkeit selbst wider das freiwillig gewählte Oberhaupt, wie er denn zu eigensinnig und herrschaftslüstern war, um sich völlig gefangen zu geben, im Ganzen aber pries er im „Athenäum", in den „Charakteristiken und Kritiken", um nur die von ihm und dem Bruder herausgegebenen Zeitschriften zu nennen, Goethe als den Herrn der Herren. „Hermann und Dorothea" erklärte er als „das herzlichste, biderbste, edelste, naivste und sittlichste unter Goethe's Gedichten"; durch „Alexis und Dora" wurde er zu dem Ausruf hingerissen: „Wer so dichten kann, ist glücklich wie ein Gott"; dem „Wilhelm Meister"

*) Neudruck des Almanachs von 1806, Berl. Neudr. II, 1, vgl. oben S. 142fg.; in der Einl. Abdruck der im Text erwähnten Verse.

widmete er bedeutende Aufsätze, in welchen er die Gedanken des Dichters congenial auszudeuten wußte; und einmal faßte er sein Gesammturtheil, das freilich nur für seine vom Katholicismus noch nicht angekränkelten Jugendjahre gilt, in die Worte zusammen: „Ich bewundere eigentlich keinen deutschen Dichter als Goethe.“ In dem kleinen Fragment über Goethe, vielleicht dem Einfachsten und Verständlichsten, was Schlegel geschrieben hat, bezeichnete er Goethe's Poesie als „die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit“ und schloß seine Darstellung mit den bedeutungsvollen Worten: „Wo er ganz frei von Manier ist, da ist seine Vorstellung wie die ruhige und heitre Ansicht eines höhern Geistes, der keine Schwäche theilt und durch kein Leiden gestört wird, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt. Wo er ganz er selbst ist, da ist der Geist seiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreißende Anmuth.“ *)

Durch seine Schriften und Briefe, mehr noch durch seine Gespräche trug Schlegel seine Gesinnungen in viele Berliner Kreise und gewann namentlich in den Frauen, die sich bisher dem neuen poetischen Genius gegenüber gleichgültig, ja widerwillig gezeigt hatten, theilnahmsvolle und zur apostolischen Thätigkeit bereite Genossinnen. Einen Vorgänger, sowohl in Litteratur als Gesellschaft, hatte Schlegel freilich gehabt, den „wunderlichen Heiligen“ K. Ph. Moritz.**) Dessen Predigten aber waren, sowohl in Folge ihres Uebermaßes als in Folge der Seltsamkeiten des Mannes, der halb Mystiker, halb Einsiedler war, fast so wirkungslos gewesen, wie ehemals seine gegen Schiller gerichteten schonungslosen Tiraden. Zudem galten Moritzens schwärmerische Verherrlichungen Goethe's, die wegen

*) Die letzte Stelle aus Braun a. a. O. Die übrigen aus Fr. Schlegel's Briefen an seinen Bruder Aug. Wilhelm, hgg. von O. Walzel, Berlin 1890.

**) Ueber Moritz vgl. Bd. I passim, bes. oben S. 90—92. Neuerdings Pröhle in seiner Schrift über Moritz 1886. Dessoir, Berlin 1888.

ihrer Ueberschwänglichkeit Schiller in Jena widerwärtig gewesen waren, in erster Linie dem Menschen, dem Kunstbegeisterten, dem Forscher, höchstens dem Dichter des „Werther“ und der Jugenddramen, welche den armen „Anton Reiser“ einst so mächtig gepackt und aus seinem Elend zur Natur, Kunst und Liebe getrieben hatten. Sie setzten die Kenntniß der Werke, ja eigentlich auch die Bekanntschaft mit dem Menschen voraus und blieben sowohl wegen dieser Voraussetzungen als wegen der schweren Sprache, in der sie vorgetragen wurden, dem großen Publicum unverständlich.

Es ist daher leicht begreiflich, daß nicht gegen Moritz, obwohl dieser zeitlich der bei weitem ältere war, sondern erst gegen Schlegel der Widerspruch laut wurde. Dieser ging von A. v. Kotzebue aus und gipfelte in seiner Zeitschrift „Der Freimüthige“ und in seinem vielbefehdeten Scherzspiel „Expectorationen“ (vgl. oben S. 149—154).

Solche Bosheiten fanden in Berlin ein großes Publicum. Theils aus Dankbarkeit gegen den Dichter, der damals den Berlinern, wie allen Theaterbesuchern der größeren Städte, die meisten vergnügten Theaterabende bereitete, theils aus dem stillen Behagen, das gar viele Leute darüber empfinden, daß ein Großer herabgewürdigt wird. Freilich fehlte es auch nicht an Widerlegungen. Aus diesen aber läßt sich für das Verhältniß Goethe's zu Berlin nichts entnehmen. Dagegen hatte auch Kotzebue seine Parteigänger, u. A. Garlieb Merkel, seinen Mitherausgeber an dem „Freimüthigen“. Dieser stöberte Alles auf, worin er eine Hinneigung für Goethe zu spüren vermeinte und leerte rücksichtslos die Schale seines Zornes auf Alle, die sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatten.

Die Romantiker waren die Begründer des Sieges Goethe's in Berlin, aber sie genossen noch nicht den vollen uneingeschränkten Triumph. Um diesen herbeizuführen, waren drei Momente besonders thätig: Goethe's offizielle Verbindung mit Berlin, die Propaganda Zelters, die begeisterte Theilnahme der Frauen.

Die offizielle Verbindung Goethe's mit Berlin fällt vor die Zeit, da zwei Weimarische Prinzessinnen, die Prinzessinnen Karl und Wilhelm, in Berlin lebten, aber ist später als die Zeit der Romantiker. Diese, meist jugendliche, unberühmte, namentlich im Kreis der bestimmenden Persönlichkeiten unbekannte Männer, standen dem Theater fern. Von dem Theater aus wurde nun im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mit Goethe eine direkte Verbindung angebahnt, die eine ganz andere Bedeutung hatte, als die gelegentliche Aufführung Goethischer Dramen, die schon in den früheren Jahrzehnten stattgefunden hatte und auch ferner nicht aufhörte. Die offiziellen Vermittler waren Iffland und Graf Brühl.

Iffland als Schauspieler gehörte zu den Lieblingen Goethe's. Für den Dichter wie für ganz Weimar war es ein Fest, wenn der gefeierte Schauspieler nach Weimar kam und dort die Gestalten der dramatischen Meisterwerke verkörperte. Als Berliner Theaterdirector trat er Goethe gegenüber anregend und vermittelnd auf (vgl. oben S. 323). Vermittelnd, indem er ältere und neuere Stücke anderen Theatern anbot; anregend, indem er gelegentlich Rathschläge zur Erzielung größerer dramatischer Wirkungen ertheilte.

Derartige Anregungen in größerem Umfang und mit beträchtlicherer Wirkung empfing Goethe durch Iffland's Nachfolger, den Grafen Brühl. Persönliche Beziehungen hatte dieser schon als Knabe (1785) mit Goethe gepflegt und den liebenswürdigen, anmuthigen Verkehr seiner Eltern, des Grafen Moritz und der schönen Tina mit Goethe und dessen Weimarer Freunden mitgenießen dürfen.*) Hatte Goethe sich in den belebten Cirkeln des gräflichen Paares als Gelegenheitsdichter willig gezeigt, so sollte er nun auch auf einer größeren Bühne seine Willfährigkeit beweisen. Auf Wunsch des Grafen Brühl dichtete Goethe einen Prolog zu Deinhardstein's „Hans Sachs" (1828); sein eignes

*) Vgl. die Mittheilungen Suphan's im Goethe-Jahrbuch XI, S. 123 ff. — Die im Text benutzten Briefe Iffland's und Brühl's in Teichmann's litt. Nachlaß. hgg. von Dingelstedt, Stuttgart 1863

Jugendgedicht, durch welches er vor mehr als einem halben Jahrhundert den vergessenen alten Meister wieder zu Ehren gebracht, neu belebend und statt der alten, den Verächtern des Nürnberger Sängers entgegengeschleuderten Verwünschung die Verse anfügend:

Wirksame Tugend nie veraltet
Wenn das Talent verständig waltet.
Wer Menschen gründlich konnt' erfreu'n,
Der darf sich vor der Zeit nicht scheu'n.

Eine größere Aufgabe übernahm Goethe (1821), zu einer Zeit, da er mitten in Arbeiten steckte, die der dichterischen Production sehr ungünstig waren, einen Prolog nämlich zur Einweihung des neuen Berliner Schauspielhauses. In großen Zügen stellte er Aufgabe und Thätigkeit der Muse des Dramas dar, indem er die antike Tragödie, das Drama der großen Meister des 16. Jahrhunderts, das bürgerliche Schauspiel, die verschiedenen Arten des Lustspiels, das Ballet vor den Hörern vorüberführte; er rühmte Schinkel, den großen Künstler, dem man das glänzende Gebäude verdankte, flocht eine feine Huldigung für den König ein und bestimmte in edlen Worten die Wirkung der Kunst:

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und haßt,
Eins wird vom Andern schicklich angefaßt,
Wie Masken, grell gemischt, bei Fackelglanz,
Vereinigt schlingen Reih- und Wechseltanz.
Vor solchen Bildern wird Euch wohl zu Muthe.
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute!

Während diese größere Aufgabe zur vollen Befriedigung des damaligen Publicums gelöst wurde und, trotz einiger Längen, den ihr zu Theil werdenden Beifall verdiente, vermochte die größte, welche Goethe zufiel, den gehegten Erwartungen nicht zu genügen. Das Festspiel nämlich, durch welches Goethe, im Auftrage des Grafen Brühl, die Rückkehr der verbündeten Könige und Heere, das Ende des Befreiungskriegs, verherrlichen sollte,

„des Epimenides Erwachen" (1815) (vgl. oben S. 347), rief mit Recht den Berliner Volkswitz hervor: „J wie meenen Sie des?" Denn es erschien damals und erscheint noch heute als eine schwerverständliche Allegorie, deren Idee und Ausführung für Ort und Zeit nicht paßte, denen sie geboten wurde. Mag Goethe selbst, wie neuerdings*) geistreich dargelegt worden ist, der Schläfer sein, der den gewaltigen Kampf verschlafen hat, oder mag der Held der nicht allgemein bekannten antiken Sage durch einige wenige Striche modernisirt sein, das Stück wirkt ernüchternd und erkältend, statt zu erwärmen und zu erheben. Die Mischung von Antikem und Modernem, Allegorischem und Historischem macht einen wenig künstlerischen Eindruck; das aber, was für ein solches Stück am meisten erforderlich war, das warme, zündende, patriotische Wort stand Goethe nicht zu Gebote.

Doch gab es Goetheenthusiasten, die sich und Andere über den geringen Eindruck des Stückes zu täuschen suchten. Unter diesen nimmt K. Fr. Zelter die erste Stelle ein, Goethe's Freund, der Berliner Maurermeister und Director der Berliner Singakademie, eine echte Berliner Persönlichkeit und eine eigenthümliche Erscheinung in Goethe's Freundeskreis. Denn außer Heinrich Meyer, dem Künstler und Kunsthistoriker, war er vielleicht der einzige Mann aus dem Volke, mit dem Goethe in innigem Verkehre stand. Und es ist charakteristisch, daß Goethe gerade diesen beiden die wärmste Sympathie schenkte, dem Weimaraner eine wahrhaft brüderliche Traulichkeit, dem Berliner eine Kameradschaftlichkeit, selbst mit dem brüderlichen Du gepaart, gewährte, wie sie sonst bei Goethe selten vorkamen. Was ihn an Zelter fesselte, war dessen Urwüchsigkeit, sein durch die schwersten Schicksalsschläge nicht zu besiegender Humor, die Kernhaftigkeit seines Wesens, die Klarheit und Unbestechlichkeit seines Urtheils. Zelter war der Apostel Goethe's in Berlin. Er war

*) Vgl. Burdach im Goethe-Jahrb. XI, S. 16. Morsch im G. J. XIV. Die angeführten Goethischen Dichtungen in allen Ausgaben der Werke.

wie Moritz ein Schwärmer für Goethe's Person und wie Schlegel ein begeisterter Lobredner der Goethischen Schriften. Nur daß er nicht wie Jener ein weltabgewandter Sonderling und wie Dieser ein schwerverständlicher Philosoph war, sondern mitten im Leben stehend deutlich und natürlich in kernhafter Weise mit derbem Humor zu reden wußte. Er componirte Goethe's Lieder und machte sie durch gefällige Musik zum Gemeingute der Sangeslustigen. Er predigte sein Evangelium auf den Gassen, in Gesellschaften, im Theater. Er verkündete überall die Liebes- und Weisheitsworte aus Goethe's Briefen und vertheilte dessen Schriften wie ein Missionär seine Tractätlein. Er gab einem Jeden, was seinen Bedürfnissen und seiner Anschauungsweise entsprechen mochte. Vielleicht täuschte er sich manchmal über die Empfänglichkeit des Einen, über die Stimmung des Publicums, vielleicht war er in seiner Bewunderung manchmal zu naiv, in seiner Einwirkungslust zu aufdringlich, aber er wirkte durch sein lebendiges Wort und seine thätige Propaganda mehr als der eifrigste Schriftsteller. Er schuf Goethe eine Gemeinde in Kreisen, in die jener sonst schwer gedrungen wäre und wurde ihr Hohepriester, stets demüthig geneigt vor seinem und ihrem Gotte.

Zu dem Stabe Zelter's gehörten viele junge Frauen; eine seiner Lieblingsmaximen war die, auf die Frauen zu wirken. Die Frauen halfen Goethe's Sieg in Berlin vollenden. Unter den damaligen für Goethe begeisterten und thätigen Frauen lassen sich zwei Klassen unterscheiden: die Frauen jüdischen und diejenigen aristokratischen Ursprungs.

Unter den jüdischen Frauen stellen die drei bekannten Gestalten der Dorothea Veit, Henriette Herz und Rahel Levin (vgl. oben S. 132fg., 193—198) die drei verschiedenen Stufen der Stellung der damaligen Frauen zu Goethe dar.

Dorothea Veit zeigte ein eigenthümliches Gemisch von der kühlen Gesinnung, ja Abneigung ihres Vaters und dem rasch auflodernden Enthusiasmus ihres Geliebten. Selbst zu der Zeit, da Friedrich Lobredner strengster Observanz war, hielt sie sich

in der Reserve; einzelnen fast unwillkürlichen Huldigungsausbrüchen folgte unmittelbar Beschränkung oder Zurücknahme des Lobes. Ihre weibliche Eitelkeit wurde befriedigt, da sie Goethe sah und von ihm ausgezeichnet wurde: diese „unmittelbare Beschäftigung des Gottes“ mit ihr war ihr „ein großer, ewig dauernder Moment“; aber das Katholisirende, ja geradezu Mystische in ihrer Natur ließ sie die rechte Beziehung zu dem großen Heiden nicht finden. Es war volle Wahrheit, wenn sie später in ihrer durchaus katholischen Periode die Worte brauchte: „Ich habe, seitdem ich Goethe kenne, immer ein Mißtrauen gegen ihn gehabt.“ Trotzdem darf die Wirkung, die sie auf die Berliner Gesellschaft zu Gunsten Goethe's ausübte, nicht unterschätzt werden. Sie war einem Pfadfinder vergleichbar, der, glücklich über den gefundenen Weg, in ein Triumphgeschrei ausbricht, den Begleitenden jubelnd zuruft, daß etwas Neues entdeckt sei, aber, alsbald zaghaft geworden, vor den Gefahren warnt und die Verantwortung von sich ablehnen möchte, die Nachfolgenden wirklich zum Ziele zu führen.

Henriette Herz, Dorothea innig befreundet, ging stolz den ihr gewiesenen Pfad. Sie konnte keine neuen Wege finden und auch die Gefahr der Abwege nicht erkennen, aber sie schritt ruhig fürbaß, in der Ueberzeugung, ihr werde der Weg zum Heile gereichen. Unter allen Berliner Jüdinnen jener Tage, die sich aus der Unbildung zu erheben oder aus der Lessing'schen Aufklärungsepoche zu befreien suchten, verstand sie Goethe vielleicht am Wenigsten und wirkte doch für ihn am Meisten. Denn sie war unermüdlich, allen ihren Besuchern, Männern und Frauen, Hohen und Niedrigen das neue Evangelium, das ihr aufgegangen war, zu verkünden. Anmuthige Gedichte klangen von ihren Lippen anmuthiger, und Liebesworte, die sie bei der Lectüre Goethischer Dramen mit vertheilten Rollen klangvoll und mit großer Affectation vorzubringen wußte, mochten manchem ihrer Partner verheißungsvoll ertönen. In Frau Henriettens Salon bildete sich die erste Goethegemeinde: der nach Neuem begierigen Herrin

äußerliche Schwärmerei erzeugte bei tiefer angelegten Naturen innere Erhebung und wahres Verständniß.

Dorothea brachte das Neue, Henriette reichte es zierlich, mit einschmeichelnder Liebenswürdigkeit den Willigen dar, Rahel Levin zwang es auf. Sie las die Schriften Goethe's mit feinstem Verständniß und wußte Jedem das ihm Passende darzubieten. Sie war nicht nur durch die Welt gerannt, sondern hatte Manches erfahren und erlebt, sie hatte geliebt und gelitten. Sie nahm die Schriften nicht in kritisch-zersetzender Manier auf und beliebäugelte sie nicht wie einen zierlichen und kleidsamen Schmuck, sondern sie ergriff dieselben und hielt sie fest als Lebensnahrung und Lebensstütze. Ihr war es oft, als wären diese Schriften für sie geschrieben, denn sie enthielten, was sie in guten und bangen Stunden gedacht und gefürchtet, als wäre sie die Einzige, die den Meister so verstände und würdigte, wie er verstanden und gewürdigt werden müßte, als würde sie ihn immer angebetet und vergöttert haben, selbst wenn kein Anderer ihre Verehrung getheilt hätte. Sie wurde nicht müde, für Goethe zu wirken, wo und wie sie konnte: durch Briefe, durch Gespräche, durch Abhandlungen. Gerne begleitete sie einzelne neu erschienene Schriften mit ihren Anmerkungen; in den verschiedensten Stimmungen wußte sie Goethische Worte zu citiren, welche auf ihren Zustand paßten. Auch sie hatte, wie ihre erwähnten Genossinnen, Gelegenheit, Goethe persönlich nahe zu treten; aber ihre Verehrung wurde durch derartige persönliche Beziehungen in keiner Weise geändert. Nur als Goethe ihr Urtheil billigte, jubelte sie auf, als sie durch ihr Wirken eine Anzahl Zustimmender zu dem Büchlein: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“ (1823) vereinigt hatte, fand sie sich durch diese That belohnt und durch die Anerkennung, welche der Gefeierte dem Werkchen zollte. Dies war ihre schönste Zier, „der schwarze Adlerorden, der ihr belohntes Herz bedeckte.“ Wenn das wirklich die echte Liebe ist, die sich ewig gleich bleibt, mag man ihr Alles gewähren oder Alles versagen, so besaß Rahel diese echte Liebe. Der Meister

hätte sie verkennen können, wie er sie anerkannte, sie blieb unbeirrt seine Priesterin und Prophetin.*)

Neben den jüdischen halfen einzelne der Aristokratie angehörenden Frauen den Sieg Goethe's in Berlin vollenden. Unter ihnen mögen statt aller übrigen nur zwei: Amalie von Helvig und Bettina von Arnim**) genannt werden. Die Wirksamkeit der Letztgenannten war aber eine andere und zwar geringere als die der Früherbehandelten; theils lebten sie, wie Amalie von Helvig, nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit in Berlin, theils fiel ihr Einfluß, wie bei Bettina, hauptsächlich in die Zeit nach Goethe's Tod. Ein Wesentliches aber hatten sie vor ihren jüdischen Schwestern voraus: nämlich die innigere persönliche Beziehung zu Goethe. Was Rahel Jahrzehnte lang als das größte Gnadengeschenk des Himmels erflehte: Goethe zu sehen und zu sprechen, das war der in Weimar geborenen, aus einer Goethe nahestehenden Familie (v. Imhoff) entstammten Amalie leicht genug geworden. Sie, die selbst dichterisch beanlagt war und schon ehe sie nach Berlin kam, durch Volkslieder, Uebersetzungen und ein großes Epos ihren Namen bekannt gemacht hatte, war eine Schülerin Goethe's und von ihm liebreich behandelt worden. Sie konnte in den höchsten Kreisen — Gneisenau war ihr Hausfreund und auch der Hof war ihr nicht verschlossen — von Goethe reden wie von einem Lebendigen und Wirkenden und, gleich wie von einem väterlichen Freunde, von demjenigen sprechen, den die Anderen nur als Lichtspender und Geistesträger von Ferne verehrten. Sprach Amalie wie eine Freundin, so deklamirte Bettina wie eine Liebende und Geliebte. Diese eigenartige Frau, die noch in der Großmutterhaube etwas vom Kinde an sich hatte, die sich kraft ihrer überquellenden Phantasie eine

*) Ueber andere Berlinerinnen jüdischen Ursprungs, Marianne von Eybenberg und Sara von Grotthus s. Goethe-Jahrb. XIV.

**) Ueber Amalie von Helvig das Buch von H. von Bissing, Berlin 1888; für Bettina H. Grimm (Goethe-Jahrb. Bd. I). G. von Loeper in der Allg. d. Biogr. II.

Welt gestaltete, zu welcher die Wirklichkeit nur Bruchstücke geliefert hatte, sie, die auf dem Schemelchen zu den Füßen der Frau Rath gesessen hatte und sich wenigstens einbildete, Goethe's Liebesstammeln gehört und seine Sonette für sich erhalten zu haben, hatte sich von Goethe ein Bild componirt, das zusammengesetzt war aus Zügen des ewig jugendlichen Dichtergottes und des donnerschleudernden Zeus. Wie sie dies Bild im Herzen trug, also verkündete sie's auch der aufhorchenden Schar ihrer Freunde und Bewunderer. Wie Achim von Arnim, ihr Gatte, übrigens schon einige Jahre bevor er sich mit ihr verband, in seiner „Trösteinsamkeit" einmal an Stelle des Namens Goethe einfach das Sonnenzeichen gesetzt und gedichtet hatte:

Und erscheint als Gott Dir Goethe
Auf der Menschheit heiligem Thron,

so weihte auch sie, hierin ihrem Gatten gleich, dem Dichter und Menschen eine übermenschliche Verehrung.

Die Theilnahme für Goethe zeigte sich selbst in den Hofkreisen.*) Während Prinzessin Wilhelm, eine Hauptstütze der frommen Cirkel, für die falschen Wanderjahre Partei nahm, verkündete der Kronprinz eine „glänzende Lobpreisung" Goethe's, ja selbst der König, der geringe litterarische Neigungen hatte, gewöhnte sich daran, Goethe gelten zu lassen, wenn er auch seine Schwiegertöchter Augusta und Marie gern mit dem großen Weimarer Schriftsteller neckte. Durch diese kam dann eine lebhafte, auch auf persönliche Verehrung gegründete Antheilnahme selbst in die exclusivsten Kreise. Freilich soll der König, ärgerlich geworden über die vielen Ehren, die Goethe von Potentaten und Berliner Zeitungen zu Theil wurden, jene bespöttelt und diesen das Wiederholen der Lobeserhebungen untersagt haben. Als die erste Lieferung von Goethe's Werken in Berlin ausgegeben wurde (1826), worin z. B. Helena und die Gedichte auf Ulrike von Levetzow neu waren, wurde sie lebhaft besprochen. Die Nachricht von Goethe's

*) Varnhagen Bll. II, 402, 411; III, 411; IV, 413, 417. — Ferner mündliche Mittheilung des verst. Herrn Grafen von Redern.

schwerer Erkrankung (1823) — eine scheinbar authentische Nachricht von seinem Tode war bereits verbreitet — erregte in Berlin großen Schrecken.

Der Sieg Goethe's in Berlin war entschieden; das letzte Jahrzehnt von Goethe's Leben half nur den Triumph nach allen Seiten verbreiten und die Kreise ausdehnen, in denen Goethe herrschte.

Zunächst beugten sich die Künstler. Zwar hatten einzelne derselben auch schon früher mit ihm in gutem Vernehmen gestanden. Chodowiecki, der von Goethe sehr bewundert worden war, hatte seine geschickte Hand nicht bloß den Himburg'schen Nachdrucken geliehen, sondern nebst einigen anderen Berliner Stechern und Radirern auch an den echten Ausgaben der Werke mitgearbeitet. Die Berliner Kunstakademie hatte sich, wie oben (S. 362) gezeigt wurde, zumeist wohl auf Moritz' Antrieb, eine Ehre daraus gemacht, Goethe unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Gleichwohl fehlte es am Anfange des 19. Jahrhunderts nicht an Mißverständnissen und Gegensätzen. Goethe hatte (1800) in einer „flüchtigen Uebersicht über die Kunst in Deutschland" gesagt: „In Berlin scheint außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren." Gleichzeitig hatte er mahnend darauf hingewiesen, daß es keine patriotische Kunst und Wissenschaft gäbe. Gegen diese Ausführungen protestirte Gottfried Schadow in einem von der Zeitschrift „Eunomia" abgedruckten Aufsatze. Schadow, der durch seine Werke Goethe erst später nahe trat, besonders bei Gelegenheit des Blücherdenkmals für Rostock, für welches Goethe die bekannten, den Fürsten gut charakterisirenden Verse schrieb, stellte sich im Wesentlichen auf den realistischen gegenüber dem von Goethe vertretenen idealistischen Standpunkt. Bei aller Achtung vor Goethe, dem er die „unverzeihliche Bescheidenheit verbieten" wollte, als letzten Homeriden sich zu erklären, lehnte er die von jenem gestellte

Forderung ab, sich die Antike zum Muster zu nehmen und ließ es an kleinen Sticheleien gegen die von Weimar ausgehenden Bilder nicht fehlen.

Es dauerte jedoch nur wenige Jahrzehnte, so wurden in Berlin die von Weimar ausgeschriebenen Preise begehrt, die dort festgehaltenen hochgepriesenen Muster der Antike angenommen, Goethe's und der Weimarer Kunstfreunde Kunsturtheile als Orakel erklärt. Die Bedeutung des Berliner Umschwungs wird dadurch um so größer, als er zusammenfällt mit der Kriegserklärung der Weimaraner gegen die neudeutsch-religiös-patriotischen Kunstbestrebungen. Die damaligen tonangebenden Berliner Künstler Rauch, Schinkel, Fr. Tieck — auch der jüngere Rietschel wurde durch seinen Meister Rauch in denselben Anschauungen erzogen — standen durchaus auf Goethe's Seite und schickten ihm oder seinem Getreuen Heinrich Meyer, der von dem Meister nach Berlin geschickt worden war, um eine Generalinspection über das Geleistete zu halten, Berichte über die neuen Ausstellungen und die Fortschritte der Kunst überhaupt. Sie erbaten Urtheile über ihre Werke, deren Stiche sie, wie Schinkel, nach Weimar sendeten, sie drängten sich dazu, Goethe's Bild der Nachwelt zu überliefern. Rauch, der zu wiederholten Malen dies schwierige Werk versuchte, brachte es zu solcher Vollendung, daß sein Name mit dem Goethe's dauernd verknüpft ist. Eine derartige Verkörperung der Züge des Dichters trug viel zu seiner Popularität bei. Denn die Vervielfältigung der bisherigen Bilder, Stiche, Silhouetten gaben in Folge der noch sehr mangelhaft entwickelten Reproductionstechnik keine genügende Vorstellung des Menschen; erst die Wiederholungen von Rauch's mannigfachen Versuchen befestigten das Bild des Dichters in dem Gedächtniß der Zeitgenossen.*) Daß Rauch sich aber so lange

*) Interessante Briefe Berliner Künstler an Goethe und Meyer sind abgedruckt Goethe-Jahrb. VII, 202—205, 217fg., 219 fg., Bd. XV. Speziell über Rauch: K. Eggers, Rauch und Goethe, Berlin 1889 (vgl. G. J. XI, 260). — Ueber die Rauch'schen Darstellungen Goethe's und die Versuche

und vielfach bemühte, bis es ihm gelang, den Dichter so lebenswahr darzustellen, war nicht bloß ein Zeugniß der Gewissenhaftigkeit des Künstlers, sondern auch eine Folge der nur allmählich sich gestaltenden Vertrautheit des Dichters und Künstlers, die aber dann fest und innig wurde. Rauch, der sich nicht scheute, fachmännischen Rath von Goethe zu erbitten, der ihn ehrte als Fortsetzer des von Winckelmann und Lessing begonnenen Werkes, liebte ihn als Freund und wurde von ihm wiedergeliebt. Wie er in dem Goethischen Kreise charakterisirt wurde als der „liebenswürdigste Künstler, schön wie ein Grieche, einfach, bescheiden, offen, schnell auffassend, von der heitersten Gefälligkeit", so sah Rauch, welcher die in Weimar verbrachten Tage als „unvergeßlich schöne" bezeichnet, in Goethe den göttlichen Menschen, dem näher zu sein es ihn stündlich dränge. So oft er von Weimar zurückkam, war er, wie ein dem Dichter und dem Künstler gleich nahestehender Berichterstatter sich ausdrückt, „in einem gewissen höheren Gefühle, welches ich auch an Anderen, die von Ihnen kamen, bemerkt habe, ja selbst mir persönlich bewußt geworden bin. Es ist etwas Aehnliches von Verklärung und Standeserhöhung oder vielmehr Heiligung."

Auch die Vertreter der anderen Künste traten zu Goethe in ein näheres Verhältniß, besonders die Musiker. Dies Verhältniß war angebahnt worden durch Reichardt, der, trotz der kleinen Mißhelligkeiten, von denen früher (S. 364 fg.) die Rede war, treu

überhaupt, Goethe's Bild festzuhalten: H. Rollett. Die Goethe-Bildnisse, Wien 1883; F. Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß, Leipzig 1888. — Genaueres über den brieflichen Verkehr und die persönlichen Beziehungen Goethe's und der einzelnen Berliner Künstler und Schriftsteller bei Strehlke, Goethe's Briefe, 3 Bde., Berlin 1882—1884. — Die Stelle über Rauch in dem noch unten benutzten Briefwechsel Goethe's mit dem Staatsrath Schultz, hgg. von H. Düntzer, Leipzig 1852. — Ueber Schadow s. dessen kleine Schriften, hgg. von J. Friedländer 1860, und H. Grimm, Vjschr. für Littgesch., Bd. I; neuerdings L. Geiger, Vom alten Schadow (mit ungedruckten Briefen Goethe's und den Briefen Schadow's an Böttiger) in Westermann's Monatsheften 1894, Oct.-Dec.

bei Goethe verblieb und der als Componist Goethischer Lieder mit Recht weit größere Erfolge erzielte als Zelter; es war durch den Ebengenannten fortgesetzt worden und wurde durch Zelter's Schüler, Felix Mendelssohn-Bartholdy zu ungeahnter Herzlichkeit erhoben. „Ich bin Saul und Du bist mein David; wenn ich traurig und trübe bin, so komme Du zu mir und erheitere mich durch Dein Saitenspiel", sagte Goethe zu dem jugendlichen Freunde, der sein ganzes Herz gewonnen hatte. Niemand vielleicht verstand so gut wie dieses frühreife Kind — er war 12 Jahre, als er das erste Mal, und 21 Jahre, als er zuletzt in Weimar erschien — die Wunderkraft der Musik an dem Meister zu üben, ihn zu trösten, über die Kümmernisse des Erdendaseins hinwegzuheben und durch ungewohnte Genüsse zu erquicken. Und Niemand vielleicht verstand so gut wie der alternde Meister, den Knaben und Jüngling anzuspornen, ihn durch schwierige Aufgaben zu reizen und den „himmlischen kostbaren Knaben", wie er ihn gelegentlich nannte, zu belobigen und zu belohnen. Was Felix in Weimar erfahren und in sich aufgenommen hatte, verarbeitete er auf seinen weiten, mit Erfolg gekrönten Reisen; dort wurde er nicht müde sein Goetheevangelium zu predigen. Aber wie er zu wahrer innerer Ruhe erst gelangte, wenn er nach Hause zurückgekehrt war, so wurde er in Berlin erst recht des weihevollen Segens inne, den er von dem Großwürdenträger im Reiche des Geistes erhalten hatte. Seine Eltern rühmten den Meister, zuerst weil er den Sohn geweiht hatte, sodann, weil er sie durch seine Schriften erquickte; seine Schwester Fanny, durch ein Goethisches Verschen geehrt, componirte manches Goethische Gedicht; das Mendelssohn'sche Haus, seit lange ein Sitz edelster Herzens- und Geistesbildung, wurde und blieb für die ganze sich immer mehr entwickelnde Stadt ein Mittelpunkt wahrer Goetheverehrung und eine Stammburg echter Goethereife.*)

*) Ueber Felix Mendelssohn und Goethe: Geiger, Vorträge S. 240 fg. und die dort angeführte Litteratur. S. Hensel, Die Familie Mendelssohn. 5. Aufl. Berlin 1889; speciell Goethe-Jahrb. IX, 352 fg., XII, 77 ff., 110 ff.

Wie aber ein König von den verschiedenen Ressortministern Berichte, so erhielt Goethe auch von den Vertretern anderer Künste und Gewerbe Anschreiben und Mittheilungen. Unter den Führern der damaligen Berliner Kulturbewegung waren Beuth und Thaer Goethe's Correspondenten. Von den großen für Landwirthschaft, Bauwesen, Handel und Gewerbe geplanten und theilweise ausgeführten Veranstaltungen erhielt Goethe direkte Kunde; Manches, wie die „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker", beurtheilte er und gab durch solche Beurtheilungen Anregungen zu Aenderungen und Neuschöpfungen. Ein Zweig des Kunstgewerbes, der bei Goethe und anderen Weimaranern besonders beliebt war, die Medailleurkunst, hatte in Berlin hervorragende Vertreter gefunden; mit einem der geschicktesten unter denselben G. L. Loos stand Goethe zeitweilig in Verkehr.

So großen Raum die bildende Kunst unter Goethe's Beschäftigungen während seines letzten Jahrzehnts einnahm — führte doch die von ihm herausgegebene Zeitschrift den Titel „Kunst und Alterthum", — so blieb doch die Wissenschaft die Hauptangelegenheit seines Lebens. Mit welchem Eifer und welcher Zähigkeit bemühte sich Goethe an der Schwelle des Greisenalters der arg verfehmten Farbenlehre zum Siege zu verhelfen. Zu diesem Kampfe warb er aller Orten um Bundesgenossen. Wie froh war er daher, für seinen Streit freiwillige Hülfstruppen in Berlin, wo ihn die Akademie der Wissenschaften 1806 zum Mitglied ernannt hatte und wo ihn unter den Männern der Wissenschaft besonders Wolf förderte und verehrte, zu finden (vgl. oben S. 306 und 260). Der eine Helfer war der Staatsrath Schultz, ein hoher Staatsbeamter, der aber unfreiwillige Muße genug hatte, um sich der Wissenschaft hinzugeben. Schon früh hatte er sich in Goethe's Farbenlehre vertieft, und da er ihr unbedingten Beifall schenkte, seit 1811 versucht, öffentlich für dieselbe einzutreten. Doch beschränkte sich, wie dies bei Goethe und den Seinen charakteristisch ist, die Correspondenz zwischen beiden Männern nicht auf ihre gemeinsame wissenschaftliche Angelegenheit, sondern

erstreckte sich auf manche andere Gebiete; die wissenschaftliche Annäherung gedieh zu persönlicher Freundschaft.

Noch erfreulicher, als die Kampfgenossenschaft dieses Mannes, der zwar wissenschaftlich gebildet, aber doch nicht eigentlich Fachmann war, mußte für Goethe das Eintreten eines wirklichen Fachmanns sein. Die Vorlesungen, welche dieser, Herr v. Henning, damals kaum dreißig Jahre alt, an der Berliner Universität über Goethe's Farbenlehre hielt, galten Goethe für ein hochwichtiges Ereigniß. Er ermüdete nicht, seinen Correspondenten rühmend davon Mittheilung zu machen. „Eigentlich", schrieb er einem der Vertrautesten, „darf ich sagen, daß ich wohl verdiene, nach dreißigjährigem Schweigen zu der niederträchtigsten Behandlung, die ich von meinen Zeitgenossen erduldete, endlich durch eine frische, hochgebildete Jugend zu Ehren zu gelangen."*) Auch dem jungen Genossen selbst schrieb er manch freundliches ermunterndes Wort, unterstützte ihn mit mancherlei Anweisungen und übersandte ihm die nöthigen Apparate. Freilich überschätzte er seinen jugendlichen Bundesgenossen, dessen Wollen stärker war als sein Können und gab sich Täuschungen über die Einwirkung jener Vorträge hin. Denn das Heer der geschworenen Gegner Goethe's, die Newtonianer, die berufsmäßigen Physiker konnte dieser Parteigänger schon aus dem Grunde nicht überzeugen, weil er nicht Physiker, sondern Philosoph war.

In den Reihen der Philosophen nun fand Goethe seine Getreuen; das damalige Haupt derselben, Hegel, stand treu auf seiner Seite. Schon als Jenaer Dozent war dieser Goethe persönlich näher getreten. Goethe blieb für den Philosophen der Dichter, dessen Werke Grundlage wurden für die neuzuerbauende Aesthetik, der Forscher, dessen naturwissenschaftliche Methode grade wegen ihrer philosophischen Art Hegel imponirte, der „ewig junge" Mensch, „ein ehrwürdiges, gutes, fideles Haupt, daß man den hohen Mann von Genie und unversiegbarer

*) W. Arndt's Veröffentlichung der Briefe an H. Goethe-Jahrb. III, S. 199—221.

Energie des Talents darüber vergißt." Hegel warb seine Schüler für Goethe und nahm sich Fremder an, sobald er in ihnen die gleiche Begeisterung für den Meister spürte, die er selbst hegte.*) Daher interessirte er sich für den jugendlichen K. E. Schubarth**), der von Berlin aus in eigenartiger, aber für einen größeren Kreis wirkungsloser Weise das Verständniß Goethe's auszubreiten und in das Wesen der Faustdichtung einzudringen bemüht war. Unter seinen eigenen Schülern rüstete er besonders zwei Kämpen für Goethe aus: den Aesthetiker Hotho und den großen vielseitig gebildeten Juristen Ed. Gans.***) Die Genannten und manche jüngeren Hegelianer in Berlin und anderwärts wurden Propheten für Goethe's Ruhm, einseitige und eigensinnige, die ihre Philosophie in des Dichters Werken wiederfanden oder sie in dieselben hineindeuteten, durch ein solches Verfahren Manches, z. B. den „Faust", der Menge ungenießbar und unverständlich machten, daher der allgemeinen Anerkennung von Goethe's Schriften mehr schadeten als nützten.

Nur dadurch, daß sie die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" in Goethe's Dienst stellten, nützten sie dem Patriarchen. Denn sie forderten ihn nicht bloß zur Mitarbeit auf und erhielten wirklich einige Recensionen von ihm zugesandt, sondern sie verkündeten gerne seinen Ruhm. Das geschah nicht bloß in vielen gelegentlichen Bemerkungen, sondern in größeren Arbeiten, die Goethe's geistiges Wesen und die Art seiner Einwirkung auf Deutschland darzulegen suchten. Gehörte doch Varnhagen v. Ense zu den Begründern der „Jahrbücher", er, der seit seinen poetischen Jugendversuchen sein Verständniß für Goethe vertieft hatte und in seiner Gattin Rahel die unermüdliche Anspornerin fand, seinem Enthusiasmus Worte zu leihen.

*) Briefe von und an Hegel, hgg. von K. Hegel, 2 Bde., Leipzig 1887, vgl. G. J. IX, 301 fg.

**) Zur Beurtheilung Goethe's, 1820. — Briefe Goethe's an ihn: Heitner, Deutsche Rundschau, Bd. 2.

***) Vgl. Geiger, Vorträge und Versuche, S. 255 und 280.

Aber auch Wilhelm v. Humboldt zählte zu den Mitarbeitern, und selten ist etwas Besseres über Goethe geschrieben worden, als Humboldt's Analyse und Betrachtung von Goethe's zweitem römischen Aufenthalt, welche zuerst in den „Jahrbüchern" erschien. Humboldt war Goethe immer nahe geblieben und genoß die wehmüthige Freude, Goethe's letzten Brief, nach dem Abschlusse des „Faust" zu erhalten, eine Art geschäftlichen Rückblick über jene Dichtung und Goethe's dichterische Thätigkeit überhaupt.*) Solche Männer wie Humboldt, von vornehmer Geburt, von vielseitiger Bildung, durch keinen Beruf beengt, durch keine Rücksichten gehemmt, mußten durch ihr Wort für Goethe weit nachhaltiger wirken als Fachgelehrte.

Der Dichter aber sprach am liebsten durch seine dichterischen Arbeiten zu seinen Zeitgenossen. Das Theater stand ihm auch in den letzten Jahren offen. Zwei seiner treuesten und begabtesten Schüler, das Ehepaar Wolff, Pius Alexander und Amalie, verbreiteten seinen Ruhm, indem sie seine Stücke spielten und die Lehren beherzigten, welche sie von ihm empfangen hatten. Im „Königstädtischen Theater" und als Vorleser wirkte K. v. Holtei, der lange in Weimar geweilt hatte und im Goethischen Hause ein beliebter Gast geworden war. Er gab sich Mühe für eine Bühnenaufführung des „Faust", für welche auch Höhere eintraten. Die Musik, welche Prinz Radziwill zu einzelnen Scenen geschrieben hatte, fand in Weimar Beachtung und trug dem hochgeborenen Componisten kleine dichterische Beiträge des Meisters ein. Die Vorführung dieser Musik fand vor einem ausgewählten Kreise statt. Denn die Zeit war noch fern, da der ganze „Faust" von der Bühne herab zu der Menge sprechen sollte. (Die erste Aufführung des ganzen ersten Theils erfolgte in Berlin 1838; die erste Aufführung des Gesammtwerkes 1878.) Und da der Abschluß des Werkes noch immer vergeblich erwartet wurde — nur Bruchstücke des zweiten Theils waren in die

*) Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt, ed. Bratranek, Leipzig 1876. Vgl. oben S. 269 fg.

Oeffentlichkeit gedrungen, — fehlte es nicht aneigen artigen Versuchen Unberufener zur Ergänzung des 1. Theils. Ein Berliner, K. J. Schöne, wollte in seinem „Faust" den wahren Abschluß gefunden haben, indem er den Helden zum Glauben zurückführte und durch die Religion sühnte, plagiirte sonst Goethe in schnödester Weise und zog sich dadurch die Verspottung des Dichters zu.*) Ein anderer, Julius v. Voß, ergänzte in seinem eigenartigen, aus Klinger'schen und Schink'schen Entlehnungen zusammengesetzten Schauspiele**) die Goethischen Lücken durch ein politisches Getriebe, einen aus einer Revolution sich bildenden demokratischen Staat, in welchem der Titelheld des Stückes das große Wort führte. In dieselbe Zeit (1828 und 1829) gehören noch andere Bemühungen, den Faststoff zu dramatisiren: K. v. Holtei's Spektakelstück, Dr. Johann Faust, der wunderthätige Magus des Nordens, das der Dichter zuerst die Unverfrorenheit hatte, als unter Goethe's Mitwirkung entstanden darzustellen und J. C. Bernard's Operntext. Beide hatten mit Goethe's Dichtung wenig zu thun: Holtei's Stück, im Königstädtischen Theater aufgeführt, behagte am meisten dem Conditor, der Hunger und Durst der lange Zeit hingehaltenen Zuschauer gern befriedigte; Bernard's Oper brachte es, trotz Spohr's vielgerühmter Musik und der ausgezeichneten Darstellung im Opernhause binnen 14 Jahren nur zu 11 Vorstellungen.

Waren derartige Versuche auch sehr wenig im Sinne Goethe's, so arbeiteten dagegen andere Dichter und Schriftsteller ihm zu Liebe. Der von F. W. Gubitz viele Jahre hindurch herausgegebene „Gesellschafter" ließ sich gern zum Sprachrohr der Goetheverehrer gebrauchen. Eine andere, von Fr. Förster, dem Dichter der Verse, „Als ich ein junger Geselle war", die lange

*) Die Beiträge Goethe's zu Radziwill's Musik unter den „Paralipomena" (Weim. Ausg. Bd. XV, 1). K. J. Schöne, „Faust", Berlin 1822; Goethe's Gedichte gegen ihn, Gedichte ed. Strehlke III, 215.

**) Julius v. Voß, Faust, Berlin 1833. Neudruck von G. Ellinger, Berliner Neudrucke II, 2, Berlin 1890. Vgl. „Die Nation" 1889, S. 504 fg.

für Goethe's Eigenthum gehalten wurden, begründete Zeitschrift „Neue Berliner Monatsschrift" (1821) ließ sich geradezu angelegen sein, im Gegensatze zu ihrer längstvergangenen Namensschwester, Goethe zu verherrlichen. Sie wurde eröffnet mit einem „Bericht an Goethe über die Kunstausstellung in Berlin zum Herbst 1820"; sie enthielt den ersten unvollständigen Druck von Goethe's Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses; sie brachte eine begeisterte Recension der damals erschienenen „Wanderjahre"*) und veröffentlichte einige enthusiastische Gedichte an Goethe.

Vielleicht die reinste Anerkennung fand Goethe in einem Kreise begabter und bedeutender Männer verschiedenen Standes, einem zwanglosen Verein, der sich unter dem Namen der „Berliner Mittwochsgesellschaft" 1824 in Berlin gebildet hatte. Allwöchentlich kamen Dichter und Liebhaber der Dichtung, Chamisso, Varnhagen, Fouqué, Neumann, Hitzig, Simrock, Eichendorff u. A. zusammen, um sich neue Gedichte und Aufsätze von Nichtmitgliedern mitzutheilen und sich an litterarischen Gesprächen zu erfreuen. Sie waren Alle, jung oder alt, einig in ihrem Cultus der Großen und feierten als einzige Festtage die Geburtstage der Dichterheroen. Zu Goethe's Geburtstag erschien wiederholt ein Liederbüchlein, Gedichte enthaltend, die in Folge eines Preisausschreibens für das beste Lied zur Feier des 28. August eingelaufen waren.**) Neben manchem Werthlosen enthalten diese Heftchen viel Schönes. Die Dichter fühlten sich mit ihrem Meister aufs Innigste verbündet, sie wünschten, ihres Werthes sich bewußt, von ihm erkannt zu werden, sie sahen ihre Lebensaufgabe in seiner Verherrlichung. Sie feierten, nachdem sie von 1824 an wiederholt den 28. August festlich begangen hatten, auch den 28. August 1832. Wilh. Neumann, einer der begabtesten

*) In diesen Zusammenhang gehört auch der Protest mancher Berliner, z. B. L. Tieck's, gegen die „falschen Wanderjahre", welche allerdings von einzelnen Berliner Blättern gegen die Goethischen ausgespielt worden. Vgl. Strehlke a. a. O. III, 213 fg.

**) Ueber diese Liederbüchlein und die Mittwochsgesellschaft überhaupt vgl. Geiger, „Der Bär", Jahrg. 14, Nr. 46, Feuilleton. Vgl. unten Kap. 16.

aus jener Schar, rechtfertigte den festlichen Schmuck des Saals am Gedenktage, auch nach dem Tode des Meisters, mit dem Hinweis auf das Schiller'sche Wort, daß die Todten leben, wenn die Lebenden ihnen im Geiste nahe seien, feierte Goethe's Wesen, zählte auf und würdigte die, welche ihm ins Jenseits vorangegangen oder nachgefolgt waren. Er schloß mit der Strophe, die gewiß die Empfindungen Aller ausdrückte und vielleicht am besten das Verhältniß Berlins zu Goethe bezeichnet:

So hast Du, Goethe, glücklichster der Todten,
Der Freunde reiche Schar um Dich vereint;
Schon grüßt auch Zelter Dich, doch nicht durch Boten;
Der stirbt Dir lieber nach, als daß er weint.
Und wir? — Doch Stille sei dem Schmerz geboten,
Die Klage weiß nicht, was die Gottheit meint,
Tod ist uns Nacht, dem Todten Morgenröthe!
Ergreift die Becher, trinkt! — „Es lebe Goethe!"

Vierzehntes Kapitel.

Die Reaction.

Goethe's Name bedeutete eine geistige Weltmacht, die nicht durch die Landesgrenzen bestimmt wurde. Gegenüber dem weltbürgerlichen Charakter, den dieser Name und seine Einwirkung bekundeten, trat naturgemäß eine erhöhte nationale Stimmung, die Antrieb und Nahrung in den großen Siegen der Befreiungskriege fand. Deutsche oder vielmehr teutsche Sprache und Tracht wurden nun mit voller Entschiedenheit beansprucht. Jahn's, Arndt's und Anderer Anregungen fielen auf einen nur allzu günstigen Boden. Was die Tracht anging, so wurde für die Männer das sammetne Wamms mit offener Brust und langherabwallenden Locken gefordert. Die Prinzessin Wilhelm schlug vor (Baur, S. 189), obwohl sie es ablehnte, eine vollkommene Tracht anzuregen, eine Art von deutschem Modejournal einzuführen: das würde das Fremde verbannen, die Gemüther vorbereiten und den Fabrikanten nicht schaden, wie die einförmige Tracht.

Viel allgemeiner wurde das Pflegen der Deutschthümelei in der Sprache. Vor dem Kriege (1805) hatte man sich weidlich lustig gemacht über Sprachreinigungsversuche, über die Benennung der Interpunktionszeichen: Deutling, Erläuterling, Befestling, Schließling, und über die Vertauschung der Fremdwörter durch deutsche: Lexicon, Epoche, Hypochondrie, Paroxysmus durch Sprachnachschläger, Fallfrist, Rippenknorpelsucht, Saufbrausesturm. Jetzt aber begann ein Sturmlaufen gegen die französische Sprache, deren Allgemeinheit bekämpft und deren Verdrängung

durch die lateinische Sprache vorgeschlagen wurde.*) Noch weiter gingen Andere, die im Deutschen alle Vorbedingungen zu einer allgemein herrschenden Sprache sahen und geradezu als Ersatz für die französische empfahlen.**) Solche Empfehlungen und Schriften fanden durch Jahn geradezu begeisterte Lobpreisungen in den Worten:***) „Die Vielspracherei ist der Sündenpfuhl, woraus aller Büchernebel dunstet . . . Noch immer behauptet die deutsche Sprache im siegreichen Kriege ihr Urrecht als Ursprache . . . Die Fremdsucht ist ihr Galle, Gift und Greuel, ein Irrleuchten im Dämmer und Nebel . . . Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte dann sein Wesen wandeln und selber als Urlaut und Urwort gelten können. Wälschen ist Fälschen, Entmannen der Urkraft, Vergiften des Sprachquell, Hemmen der Weiterbildsamkeit und gänzliche Sprachsinnlosigkeit.“ Freilich konnte Jahn, ebenso wie die übrigen Turner, trotz aller Begeisterung für Blücher dem Helden nicht vergeben, daß er bei seinem Erscheinen auf dem Turnplatze die Turner mit „Messieurs“ anredete und von den „Fatiguen“ sprach, für welche sie sich kräftigen sollten.†) Auf eine sprachliche Kleinigkeit mag besonders die Aufmerksamkeit gelenkt werden, theils weil sie rein berlinisch war, theils weil sie eigenthümliche Folgen hatte. Am 11. Februar 1815 machte Theodor Heinsius in der Spenerschen Zeitung den Vorschlag, daß statt Mamsell und Madame, zwei Bezeichnungen, die durchaus aufhören müßten, die Titulaturen „Ehrenfräulein, Fräulein und Jungfer“ und für die Verheiratheten „Ehrenfrau, edle Frau“ eingeführt werden sollten. Dagegen schlug in der Vossischen Zeitung Jemand für Fräulein: Kunkel vor, wogegen Heinsius sich lebhaft wandte

*) Betrachtungen am Grabe der Frankensucht von J. F. Rosenheyn. Berlin 1814. Die Verdeutschungen S. 389 aus e. Rec. der Spenerschen Zeitung 1805.

**) Kolbe: Ueber Wortmengerei. 2. Aufl. Leipzig, Reclam 1812. Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Nachtrag zur ersten Schrift. Leipzig 1813. Noch ein Wort über Spracheinheit. Berlin 1815.

***) Jahn: Die deutsche Turnkunst. Berlin 1816, S. XXI.

†) Parthey, Erinnerungen I, 423.

(25. März) mit der Begründung, ein solcher Vorschlag „heiße der guten Sache geradezu entgegenwirken und dem Spott des Auslands Nahrung geben.“ Am 10. October wurde dann ein neuer Vorschlag gemacht, man solle „das edle Wort“ Jungfrau allgemein anwenden. Wirklich hörte seitdem allmählich die Bezeichnung Mamsell auf und das Wort Fräulein trat an dessen Stelle, freilich nicht ganz ohne Widerspruch. Noch 1826 nämlich*) wurde über das Wort Fräulein selbst im Ministerium debattirt. Kamptz wünschte das Wort nur für adlige junge Mädchen angewendet, während Schuckmann auf die Autorität Luther's hin jedem weiblichen unverheiratheten Wesen diese Bezeichnung belassen wollte. Auch die übrigen Minister gaben Gutachten ab. Der König, der in den Komödienzetteln darauf sah, daß Demoiselle, nicht Fräulein, gesetzt wurde, wünschte nicht die Einführung der letzteren Bezeichnung in die bürgerliche Gesellschaft.

Das puristische Streben, das solchen Absonderlichkeiten zu Grunde lag, war ebenso verkehrt wie die Bemühungen, das Wort deutsch durch teutsch zu ersetzen. Wie falsch diese letztere Veränderung ist, zeigte später Jacob Grimm an vielen Stellen.**) Gegen die Verkehrtheit des ersteren, gegen die Sprachreiniger, traten Dichter, z. B. Goethe, in heftigen Xenien auf, die damals gedichtet, freilich erst 1833 gedruckt wurden. Uebrigens wurde „deutsch“, nicht „teutsch“, 1816 nach Bundesbeschluß für richtig erklärt. Der „Gesellschafter“ 1817, 18. Januar meldete: „was die Orthographie betrifft, so hat sich der Bundesrath auf die deutsche Seite gegen die teutsche geschlagen; so gering dies auch scheinen mag, es ist doch für den, der mehr als den Buchstaben lesen kann, nicht ganz nichts.“

Das Deutsche wog nun auch in der Musik vor. Bernh. Anf. Weber, der bekannte Berliner Musiker, schreibt in einem ungedruckten Briefe (10. März 1814): „Es ist noch eine ansehnliche, gegen alles Deutsche übelwollende Parthei in Berlin, die

*) Vgl. für das Folgende Varnh. Bll. IV, 78fg., 82.

**) Vgl. Deutsches Wörterbuch, Bd. II, 1043.

nur schreit: Italienisch, Italienisch, die mich wegen meinem deutschen, biedern Sinn verfolgt ... Nach dem Kriege hat sich der König bestimmt für die große deutsche Oper erklärt. Der Herr Iffland hat ihm durch den Herrn Staatskanzler die ital. Oper proponirt. ‚Ich will keine italienische Oper mehr', war seine Antwort. ‚Ich habe nichts dagegen, daß man fremde Kunstwerke in meinen Theatern gibt, ich will aber, sie sollen in unsere biedere, kraftvolle Sprache übertragen werden.'"

Zur Pflege der deutschen Sprache wurde in Berlin „die Gesellschaft für deutsche Sprache" am 5. Juni 1815 gegründet, die Statuten am 20. December angenommen.*) Ihr Zweck war die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache in ihrem ganzen Umfange. Diesem Zweck sollte ein Wörterbuch, eine Sprachlehre und eine Geschichte der deutschen Sprache dienen. Die Abhandlungen wurden in einem Jahrbuch veröffentlicht. Die einkommenden Gelder sollten zur Verbesserung des Unterrichts in der Muttersprache in den Volksschulen verwendet werden. Zu den Stiftern gehörten Wolke, Zumpt, Ribbeck, O. L. Schulz. Außer diesen vortrefflichen Zwecken diente die Gesellschaft aber auch einseitigem Purismus und ziemlich leerem Formelkram. Die Beamten der Gesellschaft führten deutsche Bezeichnungen: Ordner, Aelteste, Pfleger, Schriftwart, Schaffner. Das Protocoll hieß Berichtbuch, Archiv = Schriftenthum, Honorar = Ehrengeld, Redacteur = Druckordner, Circulation = Sende. Die Ordnung der Gesellschaft war sehr streng. Jedes Mitglied war verpflichtet, die Sitzungen regelmäßig zu besuchen; wer ein Vierteljahr ausblieb, wurde ausgeschlossen. Alles war bis ins Kleinste festgestellt. Eine Viertelstunde nach angesetzter Zeit hatte der ältere Pfleger zu sagen: „Meine Herren, ich rufe zur Arbeit!" Hatte der Vortrag über die angesetzte Zeit hinaus gedauert, so mußte der ältere Pfleger auf den Tisch klopfen und

*) „Gesetzurkunde der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. Berlin 1816. Ein Originalexemplar mit eigenhändigen Unterschriften der ersten Beamten in der G. L. St.

rufen: „die Zeit des heutigen Vortrags ist verflossen." Da die Gesellschaft nebenbei auch die Geselligkeit pflegte, so wurde für sie eine Art Commersbuch hergestellt, dessen Lieder freilich meistentheils mit den Zwecken der Gesellschaft nichts zu thun haben.*) Es sind fast ausschließlich ältere Lieder von Simon Dach, Claudius, Voß, oder Lieder der Zeitgenossen Schenkendorf, Uhland, auch Goethe. Der Zweck des Vereins trat eigentlich nur in zwei Gedichten hervor, dem einen von Schmidt von Lübeck, welches das deutsche Lied pries, es aber keineswegs nur als Eigenthum eines kleinen Kreises verehren wollte, sondern weitherzig genug schloß:

„Er (der Deutsche) läßt den Nachbar links und rechts,
Wes Landes, Glaubens und Geschlechts,
Nach Herzenslust gewähren."

Das Schlußlied von A. F. Ribbeck ging direkt auf den Bund ein:

„Muttersprache! dich zu schauen,
Wie du warst in alter Zeit;
Neu den Tempel dir zu bauen,
Den ein fremder Dienst entweiht;
Licht der Wahrheit zu entzünden,
Um in deiner Tiefen Grund
Edlen Lebenskeim zu finden,
Das gelobe sich der Bund."

Die Gesellschaft konnte im Laufe der Jahrzehnte, nachdem sie die auch von Jacob Grimm gebührend gegeißelte „unerlaubte Sprachreinigung" aufgegeben hatte, eine weit ausgedehnte und erfolgreiche Wirksamkeit üben.

Weit wichtiger jedoch als diese war eine andere Gesellschaft, deren Anfang nach Berlin gehört. Es war die „Gesellschaft für Deutsche Geschichte", die einem Plane des Freiherrn vom Stein ihr Entstehen verdankte, deren eigentliche Grundlage aber in Berlin gelegt wurde. Der „Berliner Plan für deutsche Geschichte"**) wurde im Sommer 1816 an einige hervorragende

*) Lieder für die deutsche Sprachgesellschaft, Berlin 1820, gedruckt bei W. Dieterici.

**) Für das Folgende R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892, S. 129 ff.; vgl. auch S. 196. Die wichtigsten Actenstücke waren schon G. J. IX, 34 ff. von mir mitgetheilt; vgl. daselbst S. 88–93.

Männer, unter Anderen an Goethe und die Brüder Grimm, geschickt. Die neue Gesellschaft sollte mit Hülfe der bestehenden oder neuzubildenden Provinzialgesellschaften eine große Quellensammlung gedruckter und ungedruckter deutscher und lateinischer Geschichtswerke aller Art herausgeben, besonders auch die Kunst und Litteratur in den Bereich ihrer Sammler- und Forscherthätigkeit ziehen. In letzterer Beziehung sollte ebenso wie für die eigentlichen Geschichtswerke die Reformation die Endgrenze bilden. Es lag im Plane, Grammatik und Wörterbücher herauszugeben, deutsche Volksbücher neu zu ediren. Grade der letztere Plan, für den die Brüder Grimm mit rühmlichem Eifer eintraten, wurde fallen gelassen und auch der erstere kam wenigstens nicht damals und nicht in Berlin zur Ausführung. Erst 1819 wurde von Stein in Frankfurt die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" gegründet. Erst Jahrzehnte später wurde Berlin Sitz der Centraldirection der von jener Gesellschaft ins Leben gerufenen „Monumenta Germaniae historica".

Solche Pflege des Deutschthums, berechtigt als Widerspruch gegen das frühere unmännliche Beugen unter Fremdes, zeigte sich aber auch in unberechtigtem Auftreten gegen die, welche man für Fremde hielt, gegen die Juden. Diese, die durch eine eifrige Bildungsarbeit sich in den letzten Jahrzehnten deutsche Bildung angeeignet, und durch Opfermuth und Tapferkeit, die sie während der letzten Jahre bekundet, sich der ihnen nach langen Kämpfen gewährten Gleichstellung (11. März 1812) würdig gezeigt hatten — mochte es auch hämische un- und antideutsche Aeußerungen Einzelner geben, die man ungerechter Weise der gesammten deutschen Judenheit schuldgab — wurden durch Theaterstücke und Spottreden gereizt und durch obrigkeitliche Verfügungen in ihren Rechten gekränkt. Eine Posse von Sessa „Unser Verkehr", zuerst verboten, nachträglich erlaubt, die Unsitten geißelte, welche auch bei Juden vorkamen, wurde im Theater bejubelt und schürte, namentlich auch in Folge von Broschüren, die der Aufführung folgten, stark den Judenhaß.*)

*) Vgl. Geiger, Gesch. d. Juden in Berlin II, 191 fg.

Eine Broschüre von Fr. Rühs sprach den Juden wegen angeblicher Mängel die Fähigkeit ab, Bürger zu werden und verlangte ihre Beschränkung auf eine gewisse Anzahl, Tragen eines Abzeichens und Zahlung eines Schutzgeldes. Wurden auch derartige Forderungen nicht zum Gesetz erhoben, so zeigten sich doch als Folge solcher Wühlereien wörtliche und thätliche Ausschreitungen, Zurücksetzung der Kämpfer, die durch ihre in den Befreiungskriegen davongetragenen Opfer und Wunden Anspruch auf Versorgung erlangt zu haben meinten. Ein jüdisch-deutscher Tempel mit deutschen Gebeten und Reden wurde in Berlin geschlossen, die jüdischen Schulen für christliche Kinder wurden untersagt, akademische und andere Aemter den Juden durch Verordnung verweigert, die alten Schranken, die man glücklich durchbrochen wähnte, wieder aufgerichtet.

Das übertriebene Deutschthum, wie es in derlei Ausschreitungen sich kundgab, zeigte sich auch in der deutschen Burschenschaft, die, an Berliner Anregungen von 1811 anknüpfend, dem rohen Landsmannschaftswesen vergangener Zeiten entgegenzutreten beabsichtigte. Sie wurde 12. Juni 1815, unter Mitwirkung des Berliners Maßmann, in Jena gegründet und gewann bald in Berlin festen Fuß. Ursprünglich nur dazu bestimmt, Sittlichkeit und Vaterlandsliebe unter der studirenden Jugend zu erhöhen*), wollte sie, oder vielmehr die Extremen unter ihnen, bald eine politische Rolle spielen. Bei dem großen Burschenfest auf der Wartburg, 18. Oct. 1817, an dem unter 500 Burschen 30 Berliner Theil nahmen — der Fahnenschütz

*) Damals erschien gewiß als eines der ersten in seiner Art: Berlinisches Commersbuch, Berlin 1817 bei Th. J. C. F. Enslin. Auf dem Titelblatt etwa in der Mitte zwei gekreuzte Schwerter, dazwischen ein Hut; auf dem Tische: Becher, Liederbuch und eine Traube. Das Buch, beginnend mit Arnim's Berliner Studentenlied, das o. S. 298 hätte erwähnt werden sollen, enthielt 105 Lieder von Walter de Mapes und Fischart bis auf Rückert und Körner. Am zahlreichsten waren die allgemeinen Commerslieder. Daneben gab es 16 patriotische und Kriegsgedichte; auf 18 Weinlieder kam ein Bierlied; eigentliche Liebesgedichte kamen gar nicht vor, nur unter den Commersliedern einzelne Liebesklänge.

Aegidi unter den Aelteren und D. Schlotmann wurden besonders genannt — wurde auf Maßmann's Antrieb, dem Jahn nicht fernstand, unter Anwesenheit einer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl von Theilnehmern*), ein Autodafé schlechter oder vaterlands- und freiheitsfeindlicher Bücher veranstaltet. Auch unter den Berlinern fanden sich Vertheidiger dieser übermüthigen That; die unreifen Jünglinge liebten es, sich mit Luther zu vergleichen. Das Gerechte ihres Thuns stand für sie ebenso fest, wie die Schädlichkeit der von ihnen verurtheilten Schriften: „Darüber", schrieb einer von ihnen**) „haben längst und vor unserm Gericht entschieden gar viele rechtschaffene deutsche Männer, denn es gibt fast keines unter den verbrannten Büchern, das nicht schon seinen freien und lauten Widerleger gefunden hätte." Diese unbesonnene That, die unter den Jenenser Professoren Lobredner fand, beförderte in Preußen und ganz Deutschland eine gewaltige Reaction, die durch die Aengstlichkeit der Regierung vor dem freiheitlichen Aufschwung hervorgerufen, durch Schriften, die in jeder freien Regung Verschwörung und Empörung sahen, genährt wurde.

Den Anstoß zum unwürdigen Sturmlaufen gegen alle freiheitlichen Bestrebungen gab Schmalz' zur traurigen Berühmtheit gelangte Schrift „Ueber politische Vereine." Traten gegen diese Schrift und fernere Insinuationen der „Schmalzgesellen" auch besonnene Männer, Niebuhr, Schleiermacher und Fr. Rühs, auf, die das „Märchen von den Verschwörungen"***) nachzuweisen

*) Dies bezeugt ausdrücklich F. J. Frommann (Vorrede unterz.: Berlin 6. Dec. 1817), Das Burschenfest auf der Wartburg am 18. und 19. Oct. 1817, S. 47fg. Auch einige andere Notizen sind diesem Schriftchen entnommen.

**) Freies Wort trotz Hetzern und Fehmlern! Sprachs Rudolf von Fraustadt, Bursch in Berlin 1818. Die Schrift richtete sich gegen Schmalz: Rechtliche Erörterung über die öffentliche Verbrennung von Druckschriften.

***) Berlin 1815. In einem ungedruckten Briefe von Fr. Rühs an Bertuch, 16. März 1816, heißt es: Die Vorspiegelung mit den geheimen Brüdern sollte wohl eine größere Wirkung machen, allein die Urheber der Minen haben sich sehr verrechnet, es erhoben sich so viele Stimmen dagegen, die vorgeschobenen Sprecher und Wortführer waren so dumm

suchten, so war doch Mißtrauen gesäet gegen alle freiheitlichen deutschen Bestrebungen. Eine Verfassung*), welche freiheitliebende Männer, auf ein königliches Wort trauend, erhofft hatten, schien sich nicht zu verwirklichen. „Von der Konstitution wird wohl bisweilen gesprochen, und es wird wirklich noch daran gedacht, aber ich zweifle ob sie zu Stande kommt."**)

Vielleicht hätte sich trotz dieser Wühlereien von unten und trotz der nur allzu großen Bereitwilligkeit von oben, sich die volle Autorität zu verschaffen und jedes Selbständigkeitsgelüst zu unterdrücken, das richtige, in schöner Eintracht zwischen Regierenden und Regierten bestehende Verhältniß allmählich herausgebildet, als eine unselige That jedes friedliche Zusammenwirken unmöglich machte und alle freiheitliche Bemühungen zu verbrecherischen Thaten stempelte.

Kotzebue's Ermordung durch Sand (23. März 1819) machte in Berlin außerordentlichen Eindruck. Von diesem Ereigniß erfuhren die Berliner erst am 6. April. Die Spener'sche Zeitung des genannten Tages brachte einen Artikel aus Jena (26. März), daß dort bei dem Prorector die Nachricht von der Ermordung Kotzebue's eingegangen sei, und ein langes Schreiben aus Mannheim (24. März), das der Allgemeinen Zeitung vom 29. entnommen war. An die umständliche Erzählung von Sand's Vorbereitungen, That und Untersuchung knüpfte die Zeitung folgende Notiz: „Sand ist vor 7 bis 8 Monaten auf kurze Zeit auch hier in Berlin gewesen; er war schön und stark gewachsen, braunen Angesichts mit schwarzen feurigen Augen. Er kam mit Empfehlungsbriefen von mehreren Professoren zu Jena hierher und soll sich in aller Art seinen Empfehlungen würdig hier betragen haben." Hatte man früher in Kotzebue den fruchtbaren Lust-

und ungeschickt, daß man sie selbst fallen lassen mußte; öffentlich hat noch Niemand gesprochen als Herr Schmalz, Herr v. Cölln; Herr v. Kamptz, aber wohlweislich im strengsten Incognito.

*) Ueber die preuß. Verfassungsfrage 1817 vgl. Alfred Stern in Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswiss. IX, S. 1—38.

) Rühs an Bertuch s. S. 396 A. *

spieldichter und den muthigen Franzosenfeind geachtet, so argwöhnte man nun in ihm den russischen Spion. Sand wurde daher von Manchen geradezu als Freiheitsrächer und Tyrannenmörder verherrlicht. Als Berliner Wortführer dieser Stimmung erschien der Theologe de Wette, Professor an der Universität.*) Er schrieb (23. April 1819) an die Mutter Sand's, von der er früher gastlich aufgenommen worden war, einen Brief, der alsbald in den Zeitungen veröffentlicht wurde. In diesem erklärte er, Sand's „Entschluß sei aus einem Irrthum hervorgegangen und nicht ganz frei von Leidenschaft", fuhr aber fort: „der Irrthum wird entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben durch die Festigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung und die Leidenschaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der sie fließt; daß beides der Fall bei Ihrem frommen und tugendhaften Sohn gewesen, bin ich fest überzeugt. Er war seiner Sache gewiß; er hielt es für recht das zu thun was er gethan und so hat er recht gethan . . . So wie die That geschehen ist durch diesen einen frommen Jüngling mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit . . . Ein Jüngling setzt sein Leben daran, einen Menschen auszurotten, den so viele als Götzen verehren. Sollte dieses ohne Wirkung sein?" Die unmittelbarste Wirkung hatte diese Erklärung für den unvorsichtigen Briefschreiber, der seiner Stelle entsetzt wurde. Andere nahmen gegen Sand Partei**) und suchten, wiewohl vergeblich, die Verantwortung für den Mord von dem liberalen akademischen Deutschland abzuwälzen. Die Dritten***) erklärten sich, ohne Kotzebue's

*) Actensammlung über die Entlassung des Professors D. de Wette vom theologischen Lehramt zu Berlin. Zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils von ihm selbst herausgegeben. Leipzig 1820 in Comm. bei F. C. W. Vogel. Am 7. Juli 1820 erschien eine Schrift Beckendorf's gegen de W. Varnh. Bll. I, 65.

**) H. v. Hundt-Radowsky, Kotzebue's Ermordung in Hinsicht ihrer Ursachen und ihrer wahrscheinlichen litterarischen Folgen für Deutschland. Berlin 1819.

***) Der Mord August's von Kotzebue. Freundes Ruf an Deutschlands Jugend von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Berlin 1819.

Gesinnungen und Thaten irgendwie zu billigen, gegen die That und den Thäter: nicht in Kotzebue sei der Erbfeind erschlagen, dieser sei vielmehr der Voltairische Sinn, „der irdisch-listige, gierige Geist, entsprungen aus dem glaubenslosen Hirn Erdsüchtiger Menschen", ein verderblicher Geist, dem der Dichter seine tapfere Hand entgegenstrecken zu wollen erklärte.

Von officieller Seite aus wurde zunächst eine Ehrung für Kotzebue, den Theaterdichter, beschlossen. Auf dem Berliner Theater sollte eine Todtenfeier veranstaltet werden. Man hatte den 23. als den Tag des Mordes ausersehen; Mai und Juni gingen vorüber, ohne daß die Feier stattfand. Das Gerücht ging, der König habe anonyme Drohungen aus England erhalten: die Gestaltung der Feier könne sehr ernstliche und bedeutende Folgen haben. Die Abhaltung der Feier war aber des Königs ernster Wille (wie es in einem offenbar inspirirten Artikel des „Gesellschafters" 20. Juni 1819 heißt)*), nur sollte dieselbe zugleich zur Unterstützung der Familie benutzt werden, die keineswegs in glänzenden Umständen zurückgelassen war. Am 3. Juli fand die Vorstellung statt, am 1. Juli war dieselbe erst angekündigt worden; da bei der zweiten Ankündigung und auf dem Theaterzettel der wohlthätige Zweck der Vorstellung verschwiegen war, und weil sich gewiß ein großer Theil der Bevölkerung fern hielt, so betrug der Ertrag nur 1000 Thlr. Bei der Vorstellung wurde Kotzebue's letztes Schauspiel „Hermann und Thusnelda" gegeben. Dem Stück ging ein von de la Motte Fouqué gedichteter Prolog voran. Darin beklagte Germania den Fanatismus, der solche That geboren, rühmte den gemordeten Dichter und verkündete, daß das Angedenken der bösen That stets an des Verbrechers Seele nagen werde.

Weitreichende Folgen knüpften sich an diese That. Es begann in Preußen die tolle Demagogenriecherei, die eine Ver-

*) „Der Gesellschafter", 16. Juli, 20. Aug. Voss. Ztg., 6. Juli. Teichmann, 131—135. Stägemann an Carmer, 10. Juli 1819, in: Briefe von Chamisso u. s. w. II, 75.

schwörung der gesammten deutschen, namentlich akademischen Jugend voraussetzte, ihr den Plan zum Umsturz der deutschen Verfassung, zur Begründung einer Republik schuldgab und in jedem unschuldigen Worte Empörung witterte. Gleich in den ersten Tagen des Juli wurden in Berlin v. Henning, Bader, Jung, Rödiger, v. Wangenheim verhaftet. Diese blieben Wochen und Monate im Gefängniß, andere wurden nach unerhörten Untersuchungen zu jahrelanger Festungsstrafe verurtheilt, an Leib und Seele eine ganze Generation geschädigt, deren einziges Vergehen in unbesonnenen Worten bestand. Die Veröffentlichungen aus aufgefangenen Briefen, die in der Allgem. preußisch. Staatszeitung (20. Juli) begannen und die später aus den Verhören fortgesetzt wurden, erregten, weil sie weithin herrschende Gesinnungen aussprachen, Mitleid und Sympathie. Noch heute wird man urtheilen müssen, wie Gaß an Schleiermacher (1. August 1819) schrieb: „Was die Zeitungen bis jetzt darüber sagen, ist das erbärmlichste was darüber gesagt werden kann und erfährt auch, soweit ich hören kann, eine allgemeine Verachtung. Alle Rechtlichen und Guten sind zur Zeit um Keinen, dessen Namen bisher genannt worden, auch nur im Mindesten besorgt und sie erwarten, daß die Kamptzischen demagogischen Umtriebe mit den Schmaltzischen geheimen Verbindungen in dieselbe Kategorie gehören und daß, wie die Geschichte auf dem nassen Wege der Tinte angefangen, so auf dem trocknen des allgemeinen Gelächters enden werde."

Der Jüngling, dessen That alle diese Verfolgungen hervorrief, wurde (20. Mai 1820) hingerichtet. In einem merkwürdigen, von Schöll geschriebenen Artikel der Voss. Ztg. (27. Mai), gegen den die Badische Regierung Beschwerde erhob, wurde derselbe gefeiert. Die Studenten veranstalteten in der Hasenhaide eine Todtenfeier, in ihren Kreisen circulirte ein Gedicht von seinem Tode.*)

*) Varnh. Bll. I, 141 ff., 147.

Unter den Opfern, welche die Demagogenhetze sich ausersah, befand sich auch Jahn. Schon durch seine Billigung der Wartburgfeier hatte er Anstoß gegeben. Dann begann man seit dem Erscheinen der Steffens'schen Schrift in dem Turnen etwas Staatsgefährliches zu sehen. Anfang 1819 wurden die Turnanstalten unter die Aufsicht der königlichen Regierung gestellt, und da Jahn protestirte, der Turnplatz im März geschlossen. Am 14. Juli wurde er verhaftet, wegen des Verdachts demagogischer Umtriebe und der Billigung des einer bestimmten Person (v. Kamptz) angedrohten Meuchelmords. Obwohl die Nichtigkeit dieser Anklagen erkannt wurde, wurde er beinahe ein Jahr in Berlin gefangen gehalten (bis zum 13. Juni 1820) und mußte bis zum 15. März 1825 in der Festung Colberg leben, ehe er freigesprochen wurde. Auch dann freilich blieb ihm der Aufenthalt in Berlin dauernd untersagt. Diesem Opfer einer durch sinnlose Angst verblendeten Behörde wendete sich die allgemeine Theilnahme zu. Unmittelbar vor der Verhaftung wurde Jahn von einem Dichter als Freiheitsheld gefeiert;*) während der Verhaftung wurde er auch von denen, die nicht seiner Ansicht waren, als Märtyrer geehrt.

Wie weit die Sorge der Regierung ging, sei an folgendem Beispiel erläutert.**) Am 6. April 1824 erließ Oberpräsident

*) Vgl. Euler, Jahn. Stuttg. 1881. Varnh. Bll. I, 123—150 passim. Das Gedicht, unterzeichnet: Prag, Leop. Friedr. Schmidt, in „Der Freimüthige für Deutschland, Zeitschrift für Belehrung und Aufklärung", Nr. 114, Berlin 8. Juni 1819, beginnt mit folgenden Strophen:

An F. L. Jahn.

Du deutscher Mann, dem ernste, tiefe Rede,
Ein Flammenstrom, vom kühnen Munde fließt,
Der Wahrheit nicht wie Kindertrank versüßt,
Und gegen Wahn zieht in die offne Fehde.

Wie auch die schwarze Schaar mit Augenblöde
Auf Dich des Hasses giftige Pfeile schießt:
Sey herzlich mir als Freimuth mir gegrüßt;
Dein kräftig Wort sinkt nimmer mir in Lethe.

**) G. L. St. Bellermann'sche Briefs. Bd. IV.

v. Heydebreck an den Director Bellermann ein Schreiben, in dem er ihn um Beantwortung der Ende 1819 ergangenen Aufforderung bat, zu melden, ob der Geist des ihm unterstellten Gymnasiums, des Grauen Klosters, „eine dem öffentlichen Wohl zuwiderlaufende Tendenz athme und einerseits durch die lare Disciplin, andrerseits durch unvorsichtige Aeußerungen, vorzüglich der jüngeren Lehrer der Anstalt genährt würde." Darauf antwortete Bellermann: „Die bedachtsamen älteren Lehrer, als Fischer, Köpke, Stein, Heinsius, Walch u. A., die monatlichen ordentlichen und fast wöchentlichen außerordentlichen Conferenzen, in welchen sehr oft dieser wichtige Punkt zur Sprache kommt, lassen einen solchen bösen Geist nicht aufkommen; ich weiß kein einziges Beispiel, daß ein Lehrer, älterer oder jüngerer, ein Urtheil geäußert, das einer Rüge bedurft hätte, welche nicht ausgeblieben sein würde."

Vielleicht war jene Aufforderung durch folgenden Vorfall veranlaßt.*) Der 14jährige Tertianer des Klosters Wilhelm Wackernagel — später als Dichter und Germanist rühmlichst bekannt — richtete am 27. Nov. 1819 an seinen Bruder Philipp in Breslau einen Brief, in dem er eine Theilung Deutschlands in 14 Kreise vorschlug. Durch Adel und Volk sollten Kreisräthe, von diesen Herzöge gewählt, von diesen wiederum ein Kaiser ernannt werden, der mit einem Reichstage regieren solle. Dieser Brief wurde aufgefangen und veröffentlicht. Wilhelm, der seine Sache noch durch eine ohne Erlaubniß nach Breslau unternommene Reise verdarb (Juni 1820), wurde von dem Gymnasium entfernt und sollte auf obrigkeitlichen Befehl durch seinen Vormund gezüchtigt werden. Erst nach langen Mühen der Geschwister wurde die Züchtigung in eine dreitägige Gefängnißstrafe verwandelt. Wilhelm konnte seine Studien auf dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Ende führen.

*) Rud. Wackernagel, W. Wack.'s Jugendjahre, Basel 1885. Brief Ph. W.'s an Bellermann, 26. Juni 1820, in Z. f. vgl. Littg. N. F. III, 358 fg.

Während die Demagogenverfolgungen sich meist außerhalb Berlins abspielten und Nichtberliner trafen, bezog sich Beschränkung und Unterdrückung des geschriebenen Wortes auf Berlin. Dies geschah auf Grund von Maßregeln, die nicht von Preußen allein ausgingen, sondern von den zur heiligen Allianz verbündeten Mächten beschlossen und ausgeführt wurden.

Das Censuredict vom 18. Oct. 1819*), eine prompte Wirkung der Carlsbader Beschlüsse, war im Großen und Ganzen eine Wiederholung des alten Edicts von 1788; neu war darin die auf 5 Jahre erfolgte Suspendirung der Censurfreiheit für die Akademie und die Universitäten und die völlige Knebelung der periodischen Presse. Zeitungen und Zeitschriften, die über Religion, Politik, Staatsverwaltung, Geschichte handelten, durften nur mit Genehmigung des Ministeriums des Auswärtigen erscheinen „und sind von demselben zu unterdrücken, wenn sie von dieser Genehmigung schädlichen Gebrauch machen." Im Zusammenhang mit diesem Edict stand die Schaffung eines Ober-Censur-Collegiums (25. Nov. 1819), das bis zum 1. Juli 1843 bestand. Aber seine Wirksamkeit war gering, weil Ministerien und Oberpräsidenten oft ohne, manchmal gegen das Collegium zu Werke gingen, weil dieses ohne Fonds, ohne Amtslokal, Jahre lang keine Sitzungen hielt. Die Instructionen für dieses Collegium gingen dahin, die Zeitungen anzuhalten, nur politische Thatsachen zu berichten, in den etwaigen Betrachtungen aber stets die Anschauungen der Regierungen zu vertreten. Beide Berliner Zeitungen wurden wegen des in ihnen hervortretenden „schlechten Geistes" und der schlimmen Art, mit der sie sich gegen Mahnungen vertheidigten, ernstlich verwarnt (28. Febr., 20. Sept. 1820).

Gegen das neue Censurgesetz richtete sich von Anfang an heftiger Widerstand. Am energischsten trat Wolf, freilich nur in Privatgesprächen auf, indem er erklärte, die Gelehrten sollten

*) Kapp, Preuß. Preßgesetzgebung seit 1815, Arch. f. Gesch. des Buchh. 6, 185–250.

öffentlich bekannt machen, daß sie binnen fünf Jahren nichts drucken lassen wollten. Doch wurde die Abneigung auch seitens der Gelehrten geringer, da das Ober-Censur-Collegium, in dem die Freisinnigen, z. B. Wilken und Raumer, die Oberhand hatten, seine Sache im Allgemeinen liberal trieb, da ferner die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften wieder censurfrei wurden (Mai 1820). Im Allgemeinen jedoch blieb die Censur ungemein streng, übersah freilich manchmal in unbegreiflicher Verblendung verwegene Dinge. So erschien als Anhang zu Manso's „Preußischer Geschichte" ein Aufsatz F. v. Raumer's „Ueber die Verfassung der Behörden in Preußen", in dem republikanische Einrichtungen in der Monarchie lebhaft vertheidigt wurden. In der Spener'schen Zeitung ließ die Censur einmal einen Aufsatz stehen, des Inhalts, man solle nach Maßgabe seiner Arbeit, nicht nach Vorrechten Vermögen haben. In der Vossischen Zeitung und im „Gesellschafter" blieben Artikel gegen die Mainzer Commission und die Diplomatie (Griechenfeinde) unbeanstandet. Actenstücke aus Frankreich und Amerika erhielten unbedenklich die Druckerlaubniß, obwohl sie völlig den Geist der Freiheit athmeten. Die „Schnellpost" brachte kühne Dinge über preußische Verhältnisse, indem sie einfach statt Kamptz „Karnketetschi" (mit Anspielung auf sein Stottern) sagte und das von ihr Erzählte nach der Türkei verlegte. Selbst ein so zahmer Politiker wie Clauren erlaubte sich im „Bräutigam aus Mexico" Anspielungen auf die preußischen Finanzzustände, die die Censur unbeanstandet ließ, der König aber sehr übelnahm.

Manche Censurstreiche, wobei freilich manchmal die Ober-Censur-Behörde Befehle des Censors unterdrückte, sind kaum verständlich. So durften Ulrich von Hutten's Werke nicht weiter gedruckt werden, mit Rücksicht auf den Papst. Der dritte Theil von Nettelbeck's Leben wurde verboten; Venturini's Chronik, ein Bändchen der Taschenbibliothek wurde wegen einer Uebersetzung von Alfieri's „Versuch über die Tyrannei" confiscirt, Friedrich Buchholz erhielt wegen seiner beständigen Verunglimpfung des Katholicismus in seiner Zeitschrift einen Verweis. In Tieck's

Novellen wurden einige Worte vernichtet (März 1822), während der erste Censor ganze Seiten gestrichen hatte. 1824 wurde dem Buchhändler Reimer nicht erlaubt, Fichte's Reden wieder abzudrucken, 1825 in Menzel's „Deutsche Geschichte" der Satz gestrichen „Kaiser Friedrich II. war in Sicilien beim Volke sehr beliebt", aus einer Recension über Ranke entfernte man einen über Machiavelli handelnden Satz Ranke's, der in dem gleichfalls zu Berlin erschienenen Buche unbeanstandet geblieben war. Die deutsche Uebersetzung von Napoleon's Memoiren wurde verboten, während das Original frei verkauft wurde. Der Brockhaus'sche Verlag durfte nur nach besonderer Censur verkauft werden, „weil in den meisten seiner Schriften eine sehr schlechte Gesinnung herrscht". Ein Aufsatz Achim von Arnim's über Grimm's Rechtsalterthümer blieb ein Jahr bei der Censur liegen, weil der Censor sich nicht entschließen konnte, die Rühmung des alten Rechtsverfahrens durchzulassen. Manche Blätter wie der „Zuschauer" von Symansky, das „Litterarische Conversations-Blatt" wurden einfach unterdrückt, meist wegen recht kleinlicher politischer Indiscretionen. „Der Freimüthige für Deutschland. Zeitschrift für Belehrung und Aufklärung" erschien im Jahre 1819 bis zum 16. Mai 1820 (4 oder 5mal wöchentlich). Herausgeber waren K. Müchler und J. v. Symanski, im zweiten Jahrgang nur der Letztere. Das Blatt war durchweg litterarisch, enthielt höchstens gelegentliche politische Anspielungen, brachte einmal eine Verherrlichung Jahn's (vgl. 401 A.) und spottete mitunter über die Juden. Am 16. Mai 1820 hörte es plötzlich auf. Der Grund für das Verbot des Weitererscheinens kann nur in folgendem Gedichte von L. Feitteles liegen, das an der Spitze der zuletzterschienenen Nummer stand:

Neue Mähr.

Es kommen aus fernen Landen
Drei Ritter des Wegs daher;
Gott grüß' euch, herzliebste Ritter!
Was bringt ihr für neue Mähr?

Der Eine beginnt: Im Osten
Da sah ich ein Ehepaar,
Das liebte nach zwanzig Jahren
Sich noch wie im ersten Jahr.

Der Zweite beginnt: Im Süden,
Da sah ich einen Diener des Herrn,
Der, was er lehrt auf der Kanzel,
Im Leben auch übte gern.

Der Dritte beginnt: Im Norden,
Da sah ich mit Mild' und mit Kraft
In gleichem Maaß ausgerüstet
Einen König, der Glückliche schafft!

Die andern zwei Ritter, sie neigen
Vor dem dritten sich tief: Wir gesteh'n
Herr Ritter, ihr habt das Schönste
Und auch das Neuste gseh'n.

Manchmal, freilich nur selten, übte auch der König Kritik. Bei der Enthüllung von Scharnhorst's Denkmal hatte Friedrich Förster ein Gedicht gemacht „Die Landwehr rüstet sich zum Streit." Der König änderte die ersten Worte, so daß es nun hieß „Ein jeder rüstet sich zum Streit." *)

Auch über Theaterberichten waltete die Censur. Tadel gegen die Direction wegen der Besetzung von Rollen waren nicht erlaubt. Neue Stücke durften erst nach der dritten Aufführung recensirt werden. Durch derartige Zwangsmaßregeln veranlaßt oder mindestens unterstützt, verbreitete sich im Publicum eine große Mißstimmung gegen das Theater, zu deren Dolmetsch sich W. Häring (Conversations-Blatt, Juni 1828) machte. Er gestand den Verfall offen ein, tadelte die Fehler der Verwaltung, die Absonderung von der Oeffentlichkeit, die Mißhandlung des Publicums und der Autoren, die Schläfrigkeit der Aufführungen.

Zur Besserung des öffentlichen Geistes sollten durch die Directoren der Gymnasien die Leihbibliotheken durchsucht und aus ihnen „alle Schriften entfernt werden, welche in religiöser, sittlicher oder politischer Beziehung als nachtheilig, leichtsinnig

*) Die meisten Angaben von S. 404 an aus Bll. I bis V passim.

oder auch nur bedenklich erscheinen";*) fernerhin solle darauf geachtet werden, daß diese Anstalten nur solche Schriften enthalten, welche Religiosität, Sittlichkeit und gute Gesinnung überhaupt befördern, wissenschaftliche und gemeinnützige Kenntnisse verbreiten oder eine damit vereinbarte Erholung gewähren.

Um dem trotz aller Censurscherereien herrschenden schlechten Geiste entgegenzutreten, wurde eine officiöse Zeitung gegründet, die „Allgemeine Preußische Staatszeitung". Doch erfüllte sie ihre Aufgabe, trotz redlichen Willens der Redacteure, schlecht, zunächst weil ihre Leitung eine ungenügende war, sodann weil ihre Verbreitung den gehegten Erwartungen nicht entsprach. Der Redacteur war zuerst Heun, der selbst gesagt haben soll, in dem Titel sei das „All, Preußische, Staats" zu viel, sie sollte bloß heißen „die gemeine Zeitung". Eine Zeit lang dachte man an Oelsner als Redacteur, später (October 1822) wurde Hofrath Cottel Leiter, dann folgte John, dann der Schriftsteller von Witzleben-Trommlitz; unter allen jedoch ging die Zeitschrift sehr schlecht und erlebte manchmal das Mißgeschick, aus anderen Zeitungen Dinge zu übernehmen, die der Tendenz eines officiellen Blattes zuwiderliefen. Selbst conservative Staatsmänner erklärten, „sie sei ohne Farbe und Richtung, ohne Saft und Kraft". Auch der Versuch, sie Abends statt Morgens erscheinen zu lassen, konnte den Absatz nicht heben.**)

Zur antifreiheitlichen Bewegung gehörte auch die Beschränkung des Theaters. Deswegen blieb der „Egmont" von der Bühne verbannt. Für Tell interessirte sich der Kronprinz, daher wurde eine officiöse Nachricht verbreitet, daß nur die theuren Decorationen die Aufführung hinderten. In Houwald's „Der Fürst und der Bürger" wurde der Schluß weggelassen, wo der Fürst die Berufung der Stände ankündigte. Dafür rächte sich das Publicum, indem es z. B. Gern's Späße über die schlechte Obrigkeit, die er als Ortsrichter in den „Quäl-

*) Schreiben des Pol. Präs. an Dir. Bellermann 1824. Handschr. G. L. St.
**) Bll. I bis V passim.

geistern" (nach Shakespeare von Beck) vorbrachte, übermäßig bejubelte, indem es antifürstliche Stellen in „Kabale und Liebe" mit demonstrativem Beifall begrüßte oder Robert's kleines Stück „Es wird zur Hochzeit gebeten", in dem es aristokratische Tendenzen witterte, unzweideutig ablehnte. Der König liebte im Allgemeinen nur die kleinen Lustspiele. Durch Einfluß der Fürstin von Liegnitz, die für das Trauerspiel schwärmte, und die Nothwendigkeit, dem Königstädtischen Theater Concurrenz zu machen, wurde auch das ernstere Spiel wieder in den Vordergrund gestellt. Im Mai 1825 wurden „Die Räuber", 1828 freilich nur in Abwesenheit des Hofes und nach der durch Robert vorgenommenen Milderung mancher Stellen „Der Prinz von Homburg" aufgeführt. Scandalgeschichten, wie die Verwundung des Schauspielers Stich durch den Liebhaber seiner Frau, einen Grafen Blücher, wurden viel beredet und machten durch die Nachsicht, mit der man dem gräflichen Attentäter begegnete, viel böses Blut. Madame Stich, sonst der Liebling des Publicums, hatte bei ihrem ersten Wiederauftreten und lange nachher einen schweren Stand.*)

Die Stimmung der Berliner Bevölkerung war im Allgemeinen unfroh und gedrückt. Darf man Varnhagen glauben, so herrschte die Befürchtung einer gewaltsamen Erhebung vor. Jedenfalls war eine dumpfe Resignation eingetreten, wie sie natürlich war bei der Zerstörung gehegter Hoffnungen und der Nichterfüllung gegebener Verheißungen. Die Enthüllung der Denkmäler von Helden der Befreiungskriege erregte mehr Schmerz als Freude; z B. die im J. 1820 stattfindende Errichtung des Siegesdenkmals auf dem Kreuzberge. Die Feier war flau, entsprechend der Stimmung des Volkes. Gegenüber den frischen, muntern Volksliedern, welche die einzelnen Ereignisse der Befreiungskriege begleiten, wirkt erkältend ein gekünsteltes Lied von Stägemann (Hist. Erinner. in lyr. Ged. S. 287), das also anhebt:

*) Ueber andere Theaterscandale vgl. Gneisenau's Bericht, Bissing, A. v. Hellvig, 105.

Der Schlachten Denkmal, eiserner Zeiten Bild
Ein frisches Laubwerk brennischer Säulen, weih'n
Dein König, Dir, bekränzt vom Lorbeer,
Reicher, o Volk! von der Treue Palmzweig.*)

Einer der Wenigen, der den Muth nicht verlor, freisinnigen Anschauungen stets treu blieb, aber deswegen auch manche Widerwärtigkeiten zu erfahren hatte, war Schleiermacher. Er war für de Wette eingetreten und äußerte sich offen zu Gunsten Hoffmann's. Er wurde einmal von einem Offizier auf der Straße insultirt und häufig verhört, z. B. wegen Witzeleien auf den König in seinen Briefen an Arndt. Seine Universitätsvorträge wie seine Predigten wurden von Spionen besucht. Er fand selbst in Universitätskreisen Gegner, z. B. an Hegel, der sich in einem Colleg hämisch gegen ihn ausließ. Er wurde derart chicanirt, daß ihm einmal jeder Reiseurlaub verweigert wurde, sodaß er direct bis an den König gehen mußte, um verreisen zu können. Der Kronprinz gewährte ihm volle Gunst. Er selbst glaubte sich öfters in Gefahr, plötzlich abgesetzt zu werden. Noch 1828 erhielt er von dem Minister einen Verweis, daß er sich den Facultätsarbeiten entziehe. Damals wurde ihm nahe gelegt, seine Professur aufzugeben.**)

Schleiermacher's Name ist eng verknüpft mit den religiösen Neuordnungen jener Zeit. Auch sie dürfen im Zusammenhang der Reaction genannt werden. Denn der Geist, der sie dictirte, war der enge kirchliche und die Einmischung des Königs in diese kirchlichen Angelegenheiten bezeugte eine Gesinnung, die man, abgesehen von der Wöllner'schen Episode, in Preußen seit Jahrzehnten nicht gewohnt war. Schon am 17. Sept. 1814 war

*) Stägemann's Gedicht zuerst gedruckt „Der Gesellschafter" 1820, Nr. 156, 27. Sept., „dem Herrn Generalmajor v. Clausewitz zugeeignet. — Ueber die Errichtung vgl. „Das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin". Berlin bei Logier, o. J. (Mit Abbildung des Denkmals. 63 SS.)

**) Bll. I bis V passim.

eine neue zur Aufstellung liturgischer Formen bestimmte Commission, bestehend aus Sack, Ribbeck, Hanstein, Hecker, Offelmayer, Eylert, ernannt worden, die gegenüber öffentlich geäußerten Bedenken erklärte, auf Einförmigkeit und Unveränderlichkeit der Formen zu verzichten.*)

Das Wichtigste war die Einführung der Union. Schon 1798 hatte der König seinen Wunsch ausgedrückt, dieses sehnsüchtige Verlangen seiner Vorfahren zu befriedigen; Schleiermacher war 1803 zu einem Gutachten aufgefordert worden, Sack hatte 1812 eine merkwürdige Schrift geschrieben; am 31. Oct. 1817, im Anschluß an den zu Berlin und in ganz Deutschland lebhaft gefeierten dritten Säcularlag der Reformation,**) wurde die Union eingeführt. „Hinfort sollen die beiden Kirchen eine evangelisch-christliche Kirche sein, nicht soll die eine zur andern übergehn, sondern beide eine Kirche sein, in der die Unterschiede zwischen beiden Confessionen als unwesentlich, in der Hauptsache im Christenthum beide Confessionen als übereinstimmend erkannt sind." Am Tage vorher (30. Oct.) hatte in der Nicolaikirche die vom Könige bestimmte reformatorische Abendmahlsfeier statt, an der 63 Berliner Prediger, die theologischen Lehrer der Universität und viele staatliche und städtische Beamte theilnahmen. Zum äußern Zeichen der vollzogenen Einigung reichten sich Marheineke, der Lutheraner, und Schleiermacher, der Reformirte, die beide schon schriftstellerisch für die Union eingetreten waren, vor dem Altare die Hand. Seitdem war die Union fest begründet, der gegen sie laut werdende litterarische Widerstand ging nicht von Berlin aus.***)

*) Glückwunschschreiben an die Commission, Berlin 1814. Antwort das. — Für das Folg. Litt. über Schleiermacher oben S. 261; ferner C. Schulz, Union, Gotha 1868; Brandes, Kirchliche Politik Brandenb. Gotha 1872 fg.

**) Dabei gab's im Theater Aufführung von Werner's „Luther" mit unangenehmen Zwischenfällen. Ueber eine Recitation aus dems. Stück im Gymn. z. Gr. Kl. (ungedr.) Brief Schleiermacher's an Bellermann, 4. Nov. 1817.

***) Im G. St. A. R. 77. CCCCIV Relig. Kirch. Pol. Sachen Nr. 18,

Im Gegensatz zu der einmüthigen Annahme der Union stand der vielfache Widerspruch gegen die Liturgie. 1816 wurde eine solche für die Garnisonkirche eingeführt, die von Schleiermacher einer starken Kritik unterzogen wurde, dann für die Domgemeinde; 1822 wurde den Consistorien eine Liturgie zur allgemeinen Einführung empfohlen. Dagegen erhob sich ein starker Widerstand, sowohl gegen den Inhalt der Liturgien, als gegen die einseitige königliche Verordnung. Zwölf Berliner Geistliche protestirten wider sie, besonders wegen der dadurch erfolgten Erniedrigung der Predigt und des Herabdrückens der Mitthätigkeit der Gemeinde, ebenso der Berliner Magistrat in einer kühnen Erklärung (31. Juli 1824).

Die Schrift der zwölf Prediger, von Hoßbach verfaßt, aber von Schleiermacher beeinflußt, machte gewaltiges Aufsehen. Der Magistrat stellte wegen Nichtbestätigung zweier von ihm gewählter Prediger, welche die neue Liturgie nicht annehmen wollten, Klage beim Kammergericht an. Der König schlug aber durch eine Cabinetsordre diese Klage nieder, „weil er sein liturgisches Recht keinem Zweifel und keiner Untersuchung bei einem Gericht auszusetzen gesonnen sei."*) Jene erhielten einen Verweis; der Widerspruch des Magistrats hatte einen neuen Erlaß des brand. Consistoriums zur Folge, daß die Gemeinden die neue Agenda annehmen oder zum buchstäblichen Gebrauch der früher eingeführten zurückkehren sollten (21. Juli 1825). Ein neuer Schriftenwechsel erfolgte, an dem der König selbst sich betheiligte**) und Schleiermacher mit einer bedeutenden Schrift***) antwortete, in der das Recht der

finden sich interessante Actenstücke über die der Union entsagende „evangelisch-lutherische Gemeinde", 1835. Dem Prediger Guericke in Halle wird die Spaltung schuldgegeben; als eigentliches Haupt erscheint ein „schlechtes Subject", der Prediger Rückert; die Repräsentanten der Gemeinde waren ein Galleriediener, Schuhmacher, Schneider, Butterhändler.

*) Vll. IV, 131, 148, 166, 262 fg.

**) Luther mit Beziehung auf die preußische Kirchenagende. Berlin 1827.

***) Gespräch zweier selbstüberlegender Christen über die Schrift L. 2c. Ein letztes Wort oder ein erstes. Leipzig 1827.

Gemeinde lebhaft befürwortet wurde und die Worte vorkamen: „Jemehr der Landesherr fortfährt, die Kirche von seinem Hoflager aus zu verwalten, die Behörden sich für Staatsdiener anzusehen, die Geistlichkeit sich der Autorität zu freuen, die sie auf ihrer Seite hat und mit Großwürdenträgern und Ordensobern aus ihrer Mitte zu prunken, um desto mehr wird auch die Verachtung des geistlichen Amts zu einem opus operatum herabsinken und um desto mehr auch, ist einmal der Weg gebahnt, wird Alles, was vom Geist bewegt wird und Ernst machen will mit dem kirchlichen Leben, zum Behuf wahrer Frömmigkeit sich von dieser Gemeinschaft ab und Kleinerem zuwenden."

Aus der größeren Liturgie wurde eine kleinere bearbeitet und am 12. April 1829 ziemlich widerspruchslos eingeführt; bei ihrer Beobachtung gestatteten sich freilich die Prediger mancherlei Freiheiten.

Ein neues, von einer Commission von Geistlichen seit Jahren bearbeitetes, 1830 erschienenes und gleich in 30 000 Stücken hergestelltes Gesangbuch fand bei den Frommen erbitterten Widerstand.

Neben der Neuordnung der Liturgie stand eine andere Gestalt der Kirchenverfassung. Sie wurde durch einen am 2. Jan. 1817 veröffentlichten „Erlaß einer Synodal-Ordnung" geregelt, wonach Synoden, d. h. Vereinigungen von Geistlichen, eingerichtet wurden — die von Gaß, Schleiermacher u. A. gewünschten Zusammenkünfte von Geistlichen und Laien-Aeltesten wurden nicht gewährt — eine brandenburgische Provinzialsynode, freilich ohne volle Einigkeit, versammelte sich 1819. Doch hörte die ganze Einrichtung schon 1822 auf, theilweise aus politischen Bedenken, weil man fürchtete, „daß dadurch dem Verlangen nach repräsentativer Verfassung auf staatlichem Gebiete möchte Nahrung gegeben werden."

Politische und kirchliche Verhältnisse verstimmten in gleichem Maße. Ein großer Stoff von Unzufriedenheit wurde aufgehäuft, der freilich noch Jahrzehnte brauchte, bis er sich entlud. Bei

den Meisten indessen wurde das politische Interesse, das während der Befreiungskriege und unmittelbar nach diesen in den Vordergrund getreten war, zurückgedrängt Da gar Manche an ihrem eigenen Leibe zu erfahren hatten, daß das politische Lied ein garstiges Lied sei, so wandten sich grade die Besten von der Politik ab. Sie flüchteten sich in die Litteratur, aber nicht in die, welche als vollkommener Ausdruck der Zeitideen diente, sondern in die, welche sich von der Gegenwart, deren erkältenden Hauch fürchtend, zurückzog, um in der Vergangenheit ihr Heil zu suchen. Die Romantik wurde in Berlin herrschend.

Fünfzehntes Kapitel.

Die jüngere Romantik.

Seit Kleist's Tode war Berlin der Romantik verfallen. Zwei Sammlungen erschienen am Anfange unseres Zeitraums, die Poesieen Aelterer und Jüngerer vereinigten: Die Bundesblüthen 1816 und Die Sängerfahrt 1818. Erstere enthielt patriotische und Liebes-Dichtungen von fünf jungen Freunden, die sich zufällig in Berlin zusammengefunden hatten, bald aber, außer W. Hensel, dem Maler-Dichter, Berlin den Rücken kehrten, und von denen Keiner, außer W. Müller, eine wirkliche Bedeutung erlangte. Letztere, von Fr. Förster herausgegeben, vereinigte Bekannte und Unbekannte, Berliner und Nichtberliner zu einem stattlichen Bande, in dem die merkwürdigen Abbildungen fast ebenso wichtig waren wie die Gedichte. Der Sammler trat mit ziemlicher Bescheidenheit zurück und überließ jüngeren Freunden und älteren Führern das Wort; von Letzteren waren außer Clemens Brentano, der doch nicht zu den Berlinern gerechnet werden darf, so gern man auch seine „Chronika eines fahrenden Schülers" in diesem Zusammenhang sehen möchte, Tieck, Chamisso und Arnim vertreten.*)

*) Ueber die Bundesblüthen Voss. Ztg. 18. Aug. 1894. Die „Sängerfahrt" Goedeke III (alte Ausg.), 234. — Auch Wilhelm Müller erscheint hier durchaus als Romantiker, der den „blauen Mondschein" leuchten läßt und von dem unvergänglichen Liebeszauber poetisch spricht. Von Berlinern waren unter den Beitragenden fünf recht unbekannte: Kalbe, Buchhorn, Neumann und zwei Namens Meyer auf dem Titel genannt. Doch wird ihnen im Inhaltsverzeichniß kein einziges Gedicht zugeschrieben (freilich sind manche Gedichte anonym, die den Ebengenannten gehören könnten). Dagegen werden im Buche selbst Gedichte einiger Dichter, darunter des uns bekannten Grafen Löben (Isidorus), mitgetheilt, die auf dem Titel als Mitarbeiter keinen Platz gefunden haben. — Ob „Der Kolibri. Eine der Unterhaltung gewidmete Quartalschrift, hgg. von K. Müchler und J. F. Schink. Berlin, Rücker 1817" auf Zeitverhältnisse und romantische Ideen eingeht, vermag ich nicht zu sagen.

Adelbert von Chamisso*), 1781—1838, seit 1796 in Berlin, nach seiner dreijährigen Weltreise Custos am botanischen Garten, wurde 1885 durch ein Denkmal auf dem Monbijouplatz geehrt. Er war als Knabe mit den Seinen der Revolution entflohen und wurde nach schweren inneren Kämpfen ein Deutscher. Schon dadurch wurde ihm eine Doppelseitigkeit aufgedrückt, die sein ganzes Wesen durchzieht.

Chamisso feierte die deutschen Dichter. Nicht bloß die dichtenden jugendlichen Genossen, die dem Freunde das Lob eifrig und überreichlich zurückgaben, sondern Schiller und Goethe, denen er persönlich ganz fern stand. Schiller pries er als den Dichter der Ideale und meinte, höher als aller weltliche Ruhm müßte seines Herzens Preis gelten; Goethe's Ruhm verkündete er in Prosa, die Varnhagen für würdig erachtete, einen Platz in den Zeugnissen der Mitlebenden über Goethe einzunehmen, und in Versen, letzteres gemeinschaftlich mit den Mitgliedern der gleichgestimmten Berliner Mittwochsgesellschaft, gern und häufig.

Aber in seiner Verehrung der Dichter beschränkte er sich nicht auf Deutschland. Für ihn hatte das Schöne kein specifisches Vaterland. Derselbe Mann, der Goethe und Schiller rühmte, verherrlichte französische Dichter, übersetzte Gedichte Einzelner und gab eine Auswahl aus Béranger's Poesien heraus.

*) Für Chamisso vgl. O. F. Walzel's Ausg. (Kürschner) und die dort verzeichnete Litteratur. Die kleine sehr seltene Schrift (G. L. St.) „An Adelbert v. Chamisso zu seinem 51. Geburtstage am 27. Jan. 1832. Berlin, Gubitz" enthält je ein Gedicht von Simrock, F. Kugler, zwei von W. Wackernagel und bekundet die herzliche Theilnahme, die dem älteren von den jüngeren Poeten zu Theil wurde.

Diese Werthschätzung der Franzosen, die ihm in der Achtung verständiger Beurtheiler den Ruhm eines wackern Kämpen für den Begriff einer Weltlitteratur verschafft, mag ihm in den Augen einseitiger Teutonen geschadet haben, die ihm seine französische Abstammung eher verziehen als seine französischen Sympathien.

Die Doppelseitigkeit im Wesen Chamisso's zeigte sich aber nicht bloß in dem Umstande, daß er ein geborener Franzose war, der doch Deutscher werden wollte und wirklich ward. Auch in seiner Dichtung beschränkte er sich nicht auf ein einzelnes Gebiet, sondern schweifte in die Ferne; man könnte seine Poesie in höherem Grade als die anderer Dichter als „Eigenes und Angeeignetes" bezeichnen. Er war in keiner Weise originalitätssüchtig, sondern liebte es geradezu, Vorbilder zu wählen; zu dieser Wahl bestimmte ihn aber nicht die Sucht, vielseitig und sprachenkundig zu erscheinen, sondern das Verlangen, dem Schönen, das anderwärts genossen ward, Heimathsrecht auch im Deutschen zu verschaffen. So dichtete er außer französischen Liedern und jüdischen Legenden dänische Gedichte nach, finnische Volkslieder, russische Märchen, arabische Erzählungen; die ihm bekannte litthauische Litteratur wurde von ihm in gleicher Weise benutzt, wie die malayische. Das Merkwürdige ist nun, daß diese Nachdichtungen uns nicht etwa fremd geblieben, sondern daß gerade sie tiefer ins Volksbewußtsein gedrungen sind als etwa die Bearbeitungen deutscher Sagen. Denn wohl keine der letzteren ist so allgemein bekannt geworden, wie die aus „Tausend und eine Nacht" geschöpfte Geschichte des Abdallah mit ihrer lehrhaften Tendenz und ihren feinen ironischen Zügen, oder jenes herzergreifende Gedicht „Der Soldat" nach Andersen, in welchem der Freund dem Freunde den Tod gibt, während die übrigen zur Execution befehligten Kameraden fehlschießen; oder die nicht minder rührende, dem Litthauischen nacherzählte Geschichte: „Der Sohn der Wittwe", wo der zum Krieg ausgezogene, von Braut, Schwester und Mutter bang Erwartete nicht zurückkehrt, — das

herrenlos heimkehrende Roß bringt den Wartenden die Kunde von dem schweren Verlust.

Ebenso wie der Dichter in zwei Welten lebte, der alten und der neuen Heimath, der Heimath überhaupt und der Fremde, so lebte er auch in verschiedenen Zeiten, in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Die Romantiker, denen Chamisso zuzurechnen ist, haben im Allgemeinen keine bestimmte Zeitfärbung: sie geben weder klar erkennbare Bilder aus der Umgebung, in welcher sie leben, noch geschichtliche Schilderungen, die man ohne Commentar begreift; Chamisso dagegen hat den richtigen Blick für die kleinen Vorgänge, die er mitansieht, und für die Ereignisse der Vergangenheit. Jenen bekundet er in der anmuthigen, wahrhaft plastischen Schilderung der „alten Waschfrau", in sehr bemerkenswerthen, damals von den Dichtern, als Vertheidigern des alten „gemüthlichen" Schlendrians, durchaus nicht allgemein getheilten Lobsprüchen der neuen Erfindungen und Einrichtungen, z. B. der Eisenbahnen, diesen in der poetischen Wiedergabe mancher Volkssagen und geschichtlicher Anekdoten aus dem Leben der Corsen und anderer Völker. Er ist kein Alterthümler und kein Anmerkungenhäufer, aber er weiß vergangenen Zeiten ein so frisches Colorit zu geben wie etwa den Schilderungen, die er den auf seinen Reisen beobachteten Gegenständen gewährte.

Aber die merkwürdigste Ausprägung dieses zwiespältigen Wesens zeigt sich in Chamisso's Liebesgedichten. Die meisten erotischen Dichter preisen die Liebe zum Weibe und schildern die Geliebte, sie überlassen es den Dichterinnen, das Bild des Geliebten auszumalen. Dieser übrigens natürliche Gegensatz männlicher und weiblicher Dichter geht so weit, daß selbst die geistlichen Dichter fast ausnahmslos die Jungfrau Maria preisen, während die Dichterinnen in echt weiblichem Schwächegefühl sich an einen starken Heiland anlehnen oder Christus mit allen körperlichen und seelischen Vorzügen eines menschlichen Geliebten schmücken. Chamisso ist fast der einzige Dichter, der gerade in lyrischen Gedichten die Empfindungen der Frau darzustellen

liebt, nicht etwa bloß die Klage der verlassenen — und es ist ja charakteristisch, daß gerade letzteres von männlichen Dichtern nicht selten versucht wird —, sondern den Jubel der liebenden und die Treue der vermählten Frau. Zwar in einer der früher angeführten Balladen tritt auch in dieser Beziehung sein skeptischer Sinn hervor, — über den so traurig verunglückten Helden läßt er die Braut drei Wochen, die Schwester drei Jahre klagen und nur die Mutter ihren Schmerz bis an ihr Lebensende tragen und hegen, — aber im Allgemeinen ist er der innige und sinnige Verkünder der Frauenliebe, der Lobredner ihrer Treue und der Herold des Ehe- und Mutterglücks. Denn das Wesen des Weibes ist ihm Liebe. Darum ist auch, wie der Dichter in dem schönen Gedichte „Die drei Schwestern" ausführt, nicht diejenige die unglücklichste, die, des Geliebten unmännlichen, verderbten Sinn erkennend, ihn verstößt, nicht diejenige, welche, im bräutlichen Schmucke des Verlobten harrend, statt des Erwarteten seinen Leichnam gebracht bekommt, sondern diejenige, welcher niemals die Liebe gelächelt. Chamisso's Gedichtcyklen „Frauen-Liebe und Leben" und „Lebens-Lieder und Bilder" sind tief empfundene und schön ausgedrückte Zeugnisse echter und wahrer Zuneigung, erquickende Liebesidyllen, ebenso frei von entnervender Unsittlichkeit — nur eine gesunde Sinnlichkeit predigend, wie etwa in dem Gedichte „Küssen will ich, ich will küssen" — wie von himmelstürmender Leidenschaft. Denn nicht die stolze Schöne feiert der Dichter, welche, von einer Schar von Bewunderern umgeben, durch einen Blick einen Verehrer beseligt und einem anderen Verderben bereitet, sondern das liebliche Bürgermädchen, das trotz aller keuschen Zurückhaltung dem Geliebten sich entgegensehnt und, gerade weil sie ihn über Alles liebt, alle Zärtlichkeit, deren ihr stark fühlendes Herz fähig ist, ihrem Gatten aufspart. („Die Braut".) Diese bürgerlichen Kreise haben jedoch nichts vom Spießbürgerlichen, Philisterhaften, es ist deutsche Minne, sittlich, edel und rein von allem Unwürdigen.

Aber Chamisso versetzt sich nicht bloß in das Gefühl Anderer, in die Empfindungen des anderen Geschlechts, sondern, da er selbst fühlt und empfindet, sucht er auch seine eigenen Gefühle auszudrücken. Er liebte, irrte und litt. Eine Französin, der er als Jüngling warme Huldigungen darbrachte, wollte ihn mit lauer Freundschaft abspeisen, die Mädchen, die er in seiner Strebezeit liebte oder zu lieben glaubte, peinigten ihn abwechselnd mit Kälte und mit Eifersucht, erst spät fand er eine würdige Gefährtin seines Lebens (Antonie Piaste) und kostete die wahre Liebe, nach der er lange sehnsüchtig, aber vergeblich verlangt hatte (1819). Mochte er früher nur im Anschauen des Glückes Anderer Liebe und Treue gefeiert haben, mochte er, eben weil er stark und wahr zu empfinden wußte, den schwierigen Versuch wagen und glücklich durchführen, ein altes Volkslied „es steht eine Linde im tiefen Thal" in neue Form zu bringen und durch diese noch eine erhöhte Wirkung hervorzurufen; jetzt, da er die Geliebte gewonnen hatte, besang er Liebe und Treue aus eigener Erfahrung. Seine Lieder an seine Braut und seine Frau sind sehr schön, frei von Uebertreibung, fern von Enttäuschung, der Ausdruck reinen und sicheren Glücksgefühls. Ehe er seine Braut gefunden, hatte er sich elend und verlassen gefühlt, nun erschien er sich durch ihre Einwirkung und ihr Verdienst reich und groß, jung und stark:

Du, die Du Alles, Alles gibst,
Du segnest mich, wie Du mich liebst.

Dieses Glücksgefühl erhielt sich lange, aber die Kräfte dauerten nicht aus. Vielleicht hat der Dichter, der während seiner letzten Lebensjahre schweres Siechthum zu erdulden, aber dabei der treuen Pflege seiner Gefährtin sich zu erfreuen hatte, im Hinblick auf diese unwandelbare, nie ermattende Treue eine Nachdichtung des „armen Heinrich" versucht, jenes hohen Liedes von Frauentreue und weiblichem Opfermuth.

Chamisso's zwiespältiges Wesen zeigt sich aber am besten darin, daß er in seiner Stimmung schwankt zwischen sonniger Heiterkeit und tiefem Weh, daß er bald ein ungetrübt fröhlicher

Humorist, bald ein schwermüthiger Tragiker ist. Er ist wohl der Schöpfer oder wenigstens der Fortbildner der humoristischen Romanze, aber durchaus nicht ein Humorist, der seine schöne Schöpfung durch „ätzende Schärfe" selbst verdirbt. Wie lieblich und niedlich sind seine Schilderungen kleiner Vorgänge und vorübergehender oder bleibender Stimmungen, wie etwa seine „Tragische Geschichte", „Recht empfindsam", „Der rechte Barbier", „Hans im Glücke". Wer möchte aus solchen und ähnlichen Dichtungen, die ganz zum Volkseigenthum geworden sind, etwas Anderes entnehmen als echten Humor, der zwar der Zwillingsbruder des Ernstes, nicht aber der Schärfe und des Spottes ist.

In dieser Dichterseele war eben auch Raum für den Ernst, das Tragische, ja geradezu das Grausige. Manchmal scheint er sich darin zu gefallen, die düstersten Bilder aus dem Volksleben, Blutrache und sonstige Gewaltthätigkeiten, dem Leser vorzuführen, wie er im Leben schwankte zwischen tollem Humor und drückendem Ernst. Denn seine Weltanschauung ist im Ganzen trübe. Er, der schwere Zeiten durchgemacht hat, sieht schlimmere Zeiten kommen, und wenn er auch den Einzelnen und den Völkern Zufriedenheit mit ihrem Loose predigt („Die Kreuzesschau"), so kann er nicht frohgemuth in die Zukunft blicken. In dieser traurigen Stimmung zweifelt er an seinem Dichterwerth und fürchtet wirkungslos dahinzugehen; er vergleicht sich dem „alten Sänger", der in die Wüsten schreit. Nennt er sich einmal verwöhnt von dem Erfolg, so zeigt er sich öfters unzufrieden mit der Anerkennung, die er gefunden, und gibt, wie so viele Dichter, den bösen Kritikern Schuld an diesem Mißerfolge. Trotz alledem weiß er, daß er ein Dichter ist, und verkündet z. B. in dem Gedichte „Nachhall" seinen Genossen die Pflichten ihres hohen Berufes. Er mahnt sie, ihrer großen Aufgabe eingedenk zu sein und sich niemals zu erniedrigen, mit Ernst und Strenge ihr Amt zu erfüllen und nur in geweihten Momenten der Poesie sich hinzugeben.

Das ist des Dichters Religion, die ihn stärkt und erhebt; der Kirchenglaube, in welchem viele trübangelegte Naturen einen Trost finden, vermag ihm diesen Trost nicht zu spenden. „Bin ich selber ein Christ, ich weiß es nicht", schreibt er in einem Briefe. Er reimt wohl Bibelstellen, aber er schwankt, ob er dem Pharisäer oder dem Zöllner nachsprechen solle, er ist Katholik, aber er schreibt eine „Klage der Nonne", in welcher die Klagende die göttliche Vergebung besonders für die Blinden und Bethörten erfleht, die an ihrem Unheil schuld sind. Er ist nicht ungläubig, aber er fühlt sich durch die Fesseln einer bestimmten Confession beengt; er kann, wie jener jüdische Märtyrer, den er so schön geschildert hat, die drei Güter: „frei denken, sprechen, frei athmen Gottes Luft" nicht entbehren; wir dürfen auch auf ihn anwenden, was er von Jenem zu rühmen weiß:

Er hat des Wortes Fesseln gesprengt mit Geisteskraft,
Er hängt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft.

Den größten Erfolg hatte Chamisso mit seinem „Peter Schlemihl", einem echten Erzeugniß der Romantik (geschrieben 1813).*) Mit den Motiven vom verlorenen Schatten und dem der Siebenmeilenstiefel, anknüpfend an das Fortunatus-Märchen, unter Verwerthung vieler Züge aus seinem äußeren Leben und inneren Wesen, bei künstlerischer Mischung des Wunderbaren und Wirklichen, gab er die Geschichte eines Pechvogels, der zu Nichts kommt und sich doch als Etwas fühlt — ein treffliches Bild der Zeit und des Dichters.

Wie Chamisso, so gehörten auch Arnim und Fouqué zu der älteren Generation (J. v. Eichendorff kam erst 1831 nach Berlin, nachdem er seine romantischen Träume fast vergessen hatte). Beide wurden schon mehrfach erwähnt, Arnim genugsam behandelt (oben S. 131 fg., 286, 305 A., 348 fg.). Fouqué**)

*) Vgl. O. F. Walzel, Allg. Ztg. 1891, Beil. 180.

**) Vgl. Goedeke a. Ausg. III, 56—61. Lebensgesch. Halle 1840. Briefe an F. Berl. 1848. Ausgewählte Werke, 12 Bde., Halle 1841. Koch's Auswahl in Kürschner's D. N. L. Undine auch bei Reclam. — Ueber die Quelle der Undine, Fouqué, Die Musen, 1812, S. 199.

wird man nicht gerecht, wenn man ihn nur als patriotischen Dichter würdigt (vgl. oben S. 317, 351), noch weniger, wenn man ihn, wie es der Berliner Volkswitz that, als Donquixote de la Marcha bezeichnet. Auch er wandte sich gern in eingebildete Zeiten und wagte einen Ritt ins wunderbare Land. F. H. K. de la Motte-Fouqué, 1777—1843, lebte eigentlich erst seit 1840 dauernd in Berlin, war aber häufig auf kürzere Zeit dort und stand von seinem Gute Nennhausen aus mit den Berlinern in regem Verkehr. Fouqué war Adliger und Officier und mochte in Leben und Schriften Geburt und Stand nicht verleugnen. Aber mit seiner Verherrlichung des Ritterstandes hatte er kein Glück, mochte er nun in breitem Selbstlob von seinem eigenen Leben und seiner Zeit berichten, oder, in vergangene Zeiten herabsteigend, von wirklichem oder nur erträumtem nordischen Wesen erzählen und darstellen, wie herrlich es im alten Deutschland gewesen. In durchaus conventioneller Manier schilderte er Ehre, Treue und Liebe, und mühte sich vergeblich, das Evangelium der romantischen Reaction zu verkünden. Er überlebte seinen kurzen Ruhm; der dichtende Kavallerieofficier wurde wirklichen Poeten eine komische Figur. Eine einzige seiner Schriften wurde bei ihrem Erscheinen populär, gab zwei Componisten Anregung zu Opern, die sehr beliebt wurden, und wird noch heute vielfach gelesen: Undine. Fouqué bekennt, als Quelle zu dieser Erzählung oder vielmehr zur Darstellung der Tödtung des Ritters durch die Wasserfrau bei seiner zweiten Vermählung Th. Paracelsus benutzt, alles Uebrige aber frei erfunden zu haben. Er gestaltete ein Märchen, dem trotz aller Nixen, Kobolde, Wassermänner, trotz des verrufenen Waldes und des Zaubergoldes die echte Märchenpoesie fehlte. Es ward vielmehr unter seinen Händen zu einer wundersamen Erzählung voller Abenteuer und Spannung, zu einer Rittergeschichte, in der Ritter Hildebrand, wie der Schuldige, so die Hauptperson ist. Denn nicht kraft ihres Wasserwesens muß Undine wieder in das Element zurückkehren, das sie verlassen hatte, sondern nur in Folge der Untreue des

Geliebten, der sinnlich und haltlos die Pflegetochter des Herzogs, obwohl er weiß, daß sie eine Fischerstochter ist, höher schätzt als sein liebreizendes, seelenloses und doch so seelenvolles Weib. Dieses Rittermäßige verdirbt dem modernen Leser die ganze Geschichte: das Gezierte und Hofmäßige in der ganzen Erzählungsart und Sprechweise des Dichters; der Unwille des Ritters darüber, daß die Fischersleute es wagen, ihr Pflegekind, das seine Braut ist, zu schelten, das Entsetzen der Bertalda in dem Moment, da sie, die eine Herzogin zu sein vermeinte, erkennen muß, daß sie von Fischern geboren ist. Nur Undinens kindlich-liebliche Art, die den Sturm beschwichtigt in der Natur, wie in der Menschenbrust, Allen gebietet, indem sie zu gehorchen scheint, und Sonnenschein erstrahlen läßt, sobald sie auftritt, breitet noch heute über das Werk einen eigenartigen Reiz.

An Fouqué kann E. T. A. Hoffmann schon aus dem Grunde angeschlossen werden, weil er dessen „Undine" zu einer Oper bearbeitete und dadurch populärer machte. Hoffmann (1776 bis 1822)*), für kurze Zeit 1806 fg., seit 1814 dauernd in Berlin, Kammergerichtsrath, der seinen Freisinn und seine Unabhängigkeit in den Zeiten der Demagogenriecherei bewährte, erregte durch seine Schriften großes Aufsehen und gewann in und außer Deutschland, namentlich in Frankreich**) Verbreitung und Beifall.

Hoffmann war eine merkwürdige Persönlichkeit: es herrschte in ihm ein jäher Uebergang von trübem Schmerz zu ausschweifender Lustigkeit. Diese konnte leicht ins Barocke und Fratzenhafte verfallen; jene ging in selbstquälerische Schwermuth über, die

*) Alle frühere Litteratur ist verzeichnet bei G. Ellinger: E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamb. u. Lpz. 1894. Derf. schon früher zwei Aufsätze in „Deutsche Dichtung", 1889. — F. Muncker in A. D. B. XII, 575—583. Vgl. Goedeke III (a. Ausg.), 406–420.

**) Vereinzelt steht das Urtheil Balzac's über Hoffmann. Lettres à l'étrangère. Revue de Paris. Bd. I, H. 3, 1894. „J'ai lu Hoffmann en entier; il est au-dessous de sa réputation; il y a quelque chose, mais pas grand chose; il parle bien musique; il n'entend rien à l'amour ni à la femme; il ne cause point de peur; il est impossible d'en causer avec des choses physiques."

ihm eine gewaltige Furcht vor Schrecknissen einjagte, ihn zuweilen Doppelgänger sehen ließ, so daß er manchmal geradezu von der Angst gepackt wurde, dem Wahnsinn anheimzufallen. Daher kam auch in sein Benehmen im persönlichen und litterarischen Verkehr, selbst solchen Leuten gegenüber, mit denen er sonst in gutem Einverständnisse, ja in einer gewissen Vertrautheit lebte, das Sprunghafte, ein unvermittelter Uebergang von bezaubernder Liebenswürdigkeit zu rücksichtsloser Grobheit.

Schon bevor er definitiv nach Berlin übergesiedelt war, hatte er schriftstellerische Versuche veröffentlicht; seine eigentliche litterarische Bedeutung erlangte er erst in der Residenz. Dort lebte er als ein Feind großer Gesellschaften, dagegen heimisch und beliebt in kleinen Cirkeln. Er bewegte sich gern in den Kreisen der 1819 durch B. Klein, L. Rellstab, L. Berger gestifteten jüngeren Liedertafel, fühlte sich am wohlsten im freundlichen Verkehr mit Gleichgesinnten, Fouqué und Chamisso, Koreff und Contessa, besonders in den intimen Kneipstunden mit Ludwig Devrient, in denen der Witz sprühte, aber auch das ernste schauerliche Gespräch zu seinem Recht kam.

Zur Romantik sah sich Hoffmann namentlich hingezogen durch seine jener verwandte Lust am Geheimnißvollen und Schauderhaften, durch den Enthusiasmus für die Kunst; er theilte mit den Romantikern die schrankenlose Hingebung an das Gefühl, die Ironisirung der mit dem Idealleben in Widerspruch stehenden Verhältnisse. Von Jean Paul war er ausgegangen; später wurde Tieck sein vielgepriesener, häufig nachgeahmter Meister. Gleich Tieck's innigverwandtem Freunde hatte er zunächst die Musik zum Studium erwählt und auch in seinen Schriften nachdrücklich behandelt. In den „Phantasiestücken", die im Wesentlichen der vorberliner Zeit ihre Entstehung verdanken, bezeugte er sein tiefes Erfassen der Musik, seine Abneigung gegen die übliche Betrachtung des Verhältnisses zwischen Kunst und Leben, sein Verlangen ebenso wie sein Geschick, Vorgänge und Persönlichkeiten aus seiner Umgebung poetisch darzustellen, daneben seinen Hang zum Somnambulismus und Magnetismus. Auch die Opernbearbeitung von Fouqué's „Undine" brachte er nach Berlin mit (zuerst aufgeführt am 3. August 1816), das Bedeutendste, zugleich auch das Letzte, was Hoffmann musikalisch schuf. In demselben Jahre erschienen die „Nachtstücke" und die „Elixire des Teufels". Jene waren eine Sammlung Erzählungen von ungleichem Werth in Erfindung und Behandlung, die, wie schon ihr Titel besagte, in die Nachtseiten des Menschenlebens einführten, mit dem Schauerlichen und Unheimlichen des Räuber-, Studenten-, Künstler-Treibens den Leser bekannt machten; diese ein größerer Roman, nach englischem Vorbild gestaltet, aber mit Selbsterlebtem verquickt, schilderten die Geheimnisse der Klosterwelt und arbeiteten mit großer Kunst die aus Fouqué entlehnte Figur des Doppelgängers aus.

Die wichtigsten Werke der Berliner Zeit waren die „Serapionsbrüder" und der „Kater Murr". Der „Kater Murr" kann schon wegen seiner Absonderlichkeit, der Durcheinandermengung der Memoiren des Katers und der Lebensbeschreibung des Kapellmeisters Kreisler, keinen vollendet künstlerischen Eindruck machen, um so weniger, als der dritte Theil, der das Ende bringen sollte, nicht erschienen ist. Aber trotz des Abgerissenen und der seltsamen Mischung zweier Geschichten ist eine gewisse Einheit unverkennbar, da einige Persönlichkeiten beiden gemeinsam sind. Grade der Gegensatz des Philisterhaften, dessen Vertreter der Kater, und des Ideal-Genialen, dessen Träger Kreisler ist, der schließlich dem Wahnsinn verfallen sollte, fesselt ungemein. Erlebtes und Nachgeahmtes, wobei Tieck wiederum der Löwenantheil zukommt, wechselt hier wie in allen Werken des Dichters; neben der anmuthenden Schilderung kleinbürgerlichen Treibens steht ein mit starker Ironie gezeichnetes Bild oder geradezu Zerrbild des Lebens an kleinen Höfen. Begeisterte Liebe zur Kunst, namentlich zur Musik, wird gepredigt, Verherrlichung des Katholicismus und seiner Institutionen wagt sich vor; daneben regt sich manch Zauberhaftes und Wunderbares, geheimnißvolle

Thaten, die nicht ganz aufgeklärt, Erscheinungen, die nur angedeutet sind, erregen das Interesse und halten es wach.

Die „Serapionsbrüder" mögen wirklich trotz der Nachahmung von Tieck's „Phantasus" Gespräche mit den Berliner Freunden und Erlebnisse des dortigen Kreises benutzt haben. Sie flechten in die Unterhaltungen der Gefährten, die ihren Bund nach einem wahnsinnigen Einsiedler Serapion benannt haben, Novellen ein, die freilich mit den Gesprächen oft recht äußerlich verknüpft sind. Diese Novellen sind theils humoristisch, theils tragisch, bald der Gegenwart, dem wirklichen Leben, mit vielfachen Hinweisen auf die eben vergangenen Befreiungskriege, bald dem Gebiete üppigster Phantastik entnommen; einige spielen in Berlin, sowohl dem des 19. als dem des 16. Jahrhunderts, und wissen in sehr geschickter Weise Straßen und Plätze, die Altstadt und den Thiergarten zu beleben, andere in fremden Ländern, unter denen Italien mehr als Frankreich und Spanien bevorzugt wird. Unter diesen Novellen befinden sich Hoffmann's meistgelesene, allbekannte: „Doge und Dogaressa, Meister Martin und seine Gesellen, das Fräulein von Scudéry" neben anderen weniger bekannten Meisterstücken: „Aus dem Leben dreier Freunde" (eine echt Berlinische Geschichte jener Zeit), „Die Brautwahl", „Signor Formica". Die meisten dieser Geschichten waren Chroniken entnommen; Einzelnes wurde wohl mündlicher Ueberlieferung verdankt. Die Anregung zu manchen Geschichten wurde durch Bilder gegeben. Das Wenigste entstand aus völlig freier Erfindung. Oft wird der Sieg der Liebe dargestellt, die über alle von eigensinnigen Vätern, rachsüchtigen Nebenbuhlern, widrigen Umständen bereitete Hindernisse triumphirt, die Freundschaft wird verklärt, Tapferkeit belohnt. Kleinbürger und Kriegsmänner, Beamte und Adlige, Förster und Bergleute sind die Hauptpersonen; am liebsten aber wählt der Dichter seine Helden aus Künstlerkreisen und zwar lieber Maler und Bildhauer als Poeten. Dazwischen treten alle Arten Sonderlinge auf, die trefflich charakterisirt werden. Die Künstler bewegen sich gern in phantastischen

Kostümen, aber auch Anderen erscheinen Spukgestalten und Gespenster. Träume und Erscheinungen kommen häufig vor, einmal wird sogar ein Vampyr geschildert, und gelegentlich spielt der Teufel persönlich eine Rolle. Schwärmerei wird gestraft, schlechte Dichter werden gehöhnt, außer Seitenhieben auf die deutsche Burschenschaft werden auch Stiche gegen Demagogenriecherei ausgetheilt. Erlebnisse des Dichters selbst werden verwerthet, das Verdienst anderer Dichter, Goethe's und W. Scott's, gebührend gewürdigt, aber auch Z. Werner wird stark gelobt. Gegen seine eigenen Leistungen war der Poet kritisch; die Beurtheilung mancher Novellen, wie sie sich in den Gesprächen der Freunde findet, ist oft scharf genug. Das Ganze ist ein vielgestaltiges, inhaltsreiches, trotz mancher Längen und Seltsamkeiten vollwerthiges Buch.

Unter den jüngeren Romantikern verdient Michael Beer eine Stelle. M. Beer (1800—1835)*) war ein Berliner, Bruder des Componisten Meyerbeer und des Astronomen Wilhelm B., Mitglied einer durch Bildung und Reichthum ausgezeichneten jüdischen Familie, deren weibliches Haupt, die von dem Sohne angebetete und poetisch verklärte Mutter, scherzhaft „Königin-Mutter" genannt wurde. Er war auf dem Werderschen Gymnasium unterrichtet, durch Boeckh in den Geist der Classiker eingeweiht, studirte an der Berliner Universität und genoß schon als 19jähriger das Glück, seine Tragödie Klytämnestra auf der Berliner Hofbühne aufgeführt zu sehen. Später lebte er hauptsächlich in Paris, Rom, München; am letztgenannten Orte ist er auch gestorben. Er nahm die Eindrücke, die er sich auf seinen großen Reisen, in der Weltstadt Paris und in der Kunststadt Rom verschaffte, in einem empfänglichen Gemüthe auf. Denn er liebte die Kunst und feierte Macht und Eindruck der Poesie und Musik in manchem Gedichte. Doch war er kein welt-

*) G. Manz bereitet seine Biographie vor. Stücke aus der ungedruckten Corr. Allg. Ztg. 1890, Beil. 262. Goedeke (a. Ausg.) III, 465 bis 473. Werke u. Briefw. hgg. von E. v. Schenk, Lpz. 1835 u. 37.

abgewandter Träumer, sondern achtete aufmerksam auf die Bewegungen der Zeit, ohne darüber zum Freiheitsapostel zu werden, und beschäftigte sich mit religiösen Fragen, wurde aber dadurch weder ein eifervoller Jude noch etwa ein Christenhasser. Daher sind seine Trauerspiele — die einzige Dichtungsart, in der er wirklich Werthvolles leistete — dem Alterthum, Italien, der Politik und Religion entnommen. Am eigenartigsten zeigte sich jedoch sein Talent in je einem politischen und religiösen Drama „Struensee" und dem „Paria".

„Struensee", 1828 in München zuerst aufgeführt, ist die Verklärung des damaligen Liberalismus und der Aufklärungsideen des 18. Jahrhunderts. Nicht ohne Absicht wird in diesem Drama, in dem der Dichter den kühnen Wurf wagte, Personen auf die Bühne zu bringen, die erst vor Kurzem gestorben waren, England als politisches Muster erhoben und Friedrich der Große gerühmt*) — freilich erhält auch Shakespeare eine lange Verherrlichung. Der Held selbst, der Bürgerliche, der durch eigene Tüchtigkeit, wenn auch von Hofgunst unterstützt, emporgekommen, ist der liberale Idealmensch: edelmüthig bis zur Schwäche, der selbst in den Momenten höchster Noth die ihm angebotene Befreiung deshalb zurückweist, weil seine Gefährten leiden, zu großherzig zur Rache, erhaben gegen Furcht und Argwohn, fern von jedem Hervordrängen seiner Person, ein Feind des Adels, dessen Vorrechte er mit starker Hand zerstört, ein treuer Diener seines Königs. Das Romantische in ihm ist die Liebe zur Königin, die mit Verehrung beginnt, mit Leidenschaft schließt, die, wenn auch von der Königin getheilt, in den Grenzen eines keuschen Verhältnisses bleibt, aber den Lebensinhalt beider ausmacht und beider Verderben besiegelt: alle Vergehen gesteht er reuig dem väterlichen Beichtiger, und bereut sie, nur jene Liebe will er als köstliches Gut

*) A. III, S. 6. Das Volk des großen Friedrich aber will Das Große, und ein thatbegehrend Wort Des Königs findet muth'gen Widerhall In seiner Preußen Herzen.

ohne Reue bewahren. Gemahnen solche Züge an die „Jungfrau von Orleans", erinnert die ganze Hof- und Verrathstragödie an „Maria Stuart" und „Wallenstein", an jenes das Gegenüberstehen zweier Königinnen, an dieses Vieles in der Figur des Helden, Träume und Treue der Untergebenen, der Verrath bei einem großen Gastmahl — die Figur des Oberst Köller ist eine Copie Buttler's —, herrschen in den Volks- und Gefängnißscenen Reminiscenzen an „Egmont" vor und schlägt in dem ganzen Drama Schiller'sches Pathos an unser Ohr, — das Ganze ist trotz seiner Länge ein achtunggebietendes Werk. Das Schicksal eines ganzen Volkes und Landes, nur zu historisch und etwas zu ausführlich, spielt sich vor dem Zuschauer ab, das Ganze mit seinen Liebes- und Freundschaftsscenen, seinen Haupt- und Staatsactionen und vertraulichem Geplauder, militärischem Getümmel und Alkoven-Intriguen athmet echtes und volles dramatisches Leben. Manche Fehler schwülstiger Diction, auch der dramatische Mangel, daß der Held von der ersten Hälfte des 3. bis zur zweiten des 5. Actes verschwindet, vermögen den Eindruck der Tragödie, die mit der Hinrichtung des Helden schließt, nicht zu schwächen. Es ist kein Werk unvermittelter Gegensätze; dem Idealhelden stehen keineswegs lauter Bösewichter gegenüber: neben den Verräthern der Gegenpartei, den Rachsüchtigen, Undankbaren, Intriguanten, steht als Haupt der Adelspartei Graf Rantzau, ein edler, wahrhafter, patriotischer, hochherziger Mann, der, ehe er sich in die Verschwörung einläßt, seinen Gegner umzustimmen sucht und auch, nachdem er den entscheidenden Schritt gethan, ihm Mahnungen entgegenbringt und zur Flucht verhelfen will. Gerade diese Schilderung kräftiger, edelmüthiger Männer ohne Sentimentalität gelingt dem Dichter am besten.

Wie „Struensee" die Hoffnung auf politische Freiheit, so verkündete der 1823 in Berlin aufgeführte, auch von Goethe freundlich beurtheilte „Paria" die religiöse Freiheit:

Der Mensch allein zerstört mit frecher Hand
Den gleichen Spiegel seines edeln Wesens,
Und Glauben — Glauben nennt er seinen Wahn.
Doch Brama lächelt schonend, sich ins Licht
Der Wahrheit tauchend, bis auch wir zum Tag
Des Wissens aus der Nacht des Irrthums scheiden.

Es ist die Geschichte eines indischen Paria, der das junge, blühende Weib eines alten Rajah nach dessen Tode gerettet und sie, freilich zu ihrer hohen Wonne, sein jammervolles Leben theilen läßt. Nur einmal hat sie die Hütte verlassen, als ihr Kind sich verlief, und dabei einen vornehmen Inder getroffen, der, durch ihre Schönheit geblendet, ihr nachstellt. Das Unglück will, daß dieser, übrigens ihr Bruder, verwundet in die Hütte kommt. Er beschließt, trotz der ihm von seinen Gastfreunden zu Theil gewordenen Heilung, trotz wieder aufflammender Leidenschaft und trotz der nach der Erkennungsscene sich regenden Bruderliebe, den Tod der Schuldigen. Diese aber kommen dem Unheil zuvor, indem sie Gift nehmen und freiwillig sterben. Das Rührselige wiegt in dem Stück allzu sehr vor, der verhältnißmäßig kurze Einacter hat zu schnelle Uebergänge und zu gewaltsame Lösungen; fast alle Neigungen und Leidenschaften sind übertrieben. Nur die Liebe des Weibes zu Kind und Mann wird glaubhaft dargestellt. Der dichterische und kulturhistorische Werth des Stückes liegt aber besonders in der Schilderung des ungerecht Unterdrückten, der nicht durch Schuld, sondern durch den Zufall der Geburt zurückgesetzt ist, in der Darstellung seiner Sehnsucht, aus dieser unwürdigen Lage sich zu befreien: „dürft' ich nur Mensch sein unter Menschen".

Das Verlangen, dem der Paria in folgenden Versen Ausdruck gibt:

Ich hab' ein Vaterland, ich will's beschützen.
Gebt mir ein Leben und ich zahl's mit Wucher,
Wo die Gefahr der Schlacht mit ehrnen Zungen
Die Opfer heischt und an des Lebens Fülle
Sich bis zur Uebersätt'gung nährt und stirbt.
Wagt's und erprobt des Unterdrückten Kraft.

war auch das Verlangen der Glaubensgenossen des Dichters. Sie nahmen (vgl. oben S. 274) nach kurzem Freiheitstraum die alte Pariastellung wieder ein. Da der Staat ihnen nicht das gewährte, was sie zu fordern berechtigt waren, so flüchteten sie zur Litteratur und Kunst. Sie suchten die Wissenschaft zu pflegen und sich zu veredeln. Damals (1821) begründete L. Zunz (1794–1886, in Berlin seit 1816) die Wissenschaft des Judenthums, indem er mit überaus gelehrten, scharfsinnigen, trefflich geschriebenen Abhandlungen und Werken die jüdische Litteratur des Mittelalters, aber auch die biblischen Schriften kritisch untersuchte, die Theilnahme der Juden an den allgemeinen Bildungsbestrebungen feststellte. Zugleich stiftete er in Verbindung mit Gesinnungsgenossen, dem bescheidenen, geistvollen, vielseitig thätigen Kaufmann M. Moser und dem großen Juristen E. Gans den „Verein zur Beförderung der Kultur unter den Juden", der außer Pflege des Geistes auch die Beförderung des Handwerks unter seine Zwecke aufnahm. Die Parias der Gesellschaft waren echte Romantiker, die aus der Zeit, die ihnen nichts bot, in erträumte Länder und vergangene Perioden flüchteten.

Unter den damaligen Berliner Dichtern gibt es kaum größere Gegensätze, als Ludwig Robert (1778—1832) und Friedrich von Uechtritz (1800—1875).*) Jener war Berliner, der, wenige Reisen und einen kurzen in Süddeutschland genommenen Aufenthalt abgerechnet, dauernd in Berlin lebte und trotz mancher Bespöttelungen, die er wie ein richtiger Berliner gern vorbrachte, seine Vaterstadt groß und schön fand. Dieser war ein Fremder, welcher nur die Jahre seiner juristischen Vorbereitung in Berlin zubrachte und trotz aller Hochschätzung der dortigen geistigen Cirkel seine Heimath nur in seiner geliebten Lausitz sah. Robert war ein unabhängiger, vermögender Mann, der ohne bestimmte Berufsthätigkeit seinen litterarischen Neigungen folgen konnte und gerade, weil er Muße hatte, wenig producirte; Uechtritz,

*) Der Kürze halber sei auf Goedeke a. Ausg. III, 425–432, 953 fg. verwiesen; für Uechtritz: H. v. Sybel, Leipzig 1876.

bei den mißlichen Vermögensumständen der Seinigen früh in die Beamtenlaufbahn gedrängt, war Richter und Poet, und mußte, eben weil er nur spärliche Muße besaß, dieselbe sorgsam zusammenhalten und aufs Fleißigste ausnutzen. Während Uechtritz von den Seinen, die, ohne ungebildet zu sein, doch in ihrem Landstädtchen in litterarischer Abgeschiedenheit gelebt hatten, wie ein Wunderkind angestaunt wurde und dadurch der Selbstüberschätzung nahe genug war, wurde Robert durch seine geistesmächtige Schwester Rahel eher gedrückt als gehoben — zeitlebens bekannt als Bruder einer berühmten Schwester und Mann einer schönen Frau — und gewöhnte sich an eine Mißachtung seiner Fähigkeiten, die auf seine Schaffensfreudigkeit lähmend wirkte. Robert war als Jude geboren, ein Freigeist, so lange er dem jüdischen Bekenntniß anhing, und ein Philosoph, sobald er, durch Fichte angeregt, mit christlicher Weltanschauung den christlichen Glauben angenommen hatte, meist ohne religiöse und immer ohne specifisch confessionelle Färbung. Uechtritz dagegen war eine durchaus religiöse Natur, der, wie er als Jüngling mit Vater und Kameraden große religiöse Auseinandersetzungen hatte, als reifer Mann seine Abrechnung mit dem Katholicismus hielt, seine strenge protestantische Ueberzeugung lebhaft betonte und den Sieg des Christenthums über das heidnische Rom zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung in einem seiner großen Romane wählte. Sind diese Romane sein eigentliches Lebenswerk, das, worin er sein Bestes geboten zu haben glaubte, so sind sie, trotzdem sie verhältnißmäßig neuen Datums sind, verschollen, und nur ein Jugenddrama sichert ihm eine gewisse litterarische Bedeutung. Robert dagegen hielt sich für einen Dramatiker, wenn er auch mit keinem seiner Dramen die gewünschte Wirkung zu erzielen vermochte, war aber viel eher ein stimmungsvoller Lyriker. Und während heutzutage der Dramatiker mitten im Leben steht, der Lyriker dagegen oft den Anspruch erhebt, sich aus dem Leben in eine erträumte Idealwelt zu flüchten, beschäftigte sich der Lyriker Robert mit politischen, religiösen und gesellschaftlichen Zeitfragen;

Uechtritz, der Dramatiker und Romanschriftsteller, versetzte sich in das ferne Alterthum und wählte aus ihm die Stoffe seiner Dichtungen.

Unter Robert's lyrischen Dichtungen sind die übrigens wirkungslos verhallten „Stimmen der Zeit", 1816 gesammelt herausgegebene Lieder aus den Befreiungskriegen, formell und inhaltlich die schwächsten. Er war kein Politiker, daher machen seine Proteste gegen die Revolution von 1830 keinen Eindruck und sein Auftreten gegen die Diplomaten, die er als Pfiffiologen verhöhnt, erscheint grundlos. Da er geringe theologische Neigungen hatte, so sprach er in seinen Gedichten selten über Religion, benutzte nur manchmal alttestamentliche Stoffe zu Erzählungen und Legenden. Sein Interesse war wesentlich ein litterarisches, er suchte französische Schriftsteller älterer und neuerer Zeit durch Nachdichtungen in Deutschland einzubürgern, erklärte sich oft gegen die Recensenten und stark gegen die Tendenzmacher und gab seinem Hasse gegen seine Feinde, seiner Liebe zu den Freunden entschiedenen Ausdruck. Unter den Gehaßten befand sich Friedrich Schlegel, dessen Mysticismus und Unklarheit Gegenstände des Spottes wurden, unter den Geliebten Rahel, vor Allem Goethe. Auch die bildende Kunst wurde von ihm verherrlicht, z. B. Danneker's und Rauch's Werke. Dem Berliner Schauspielhause, das seine Schöpfungen nicht allzu freundlich behandelt hatte, war er nicht eben günstig gesinnt. Vielmehr tadelte er das Haus und die Gaben des Hauses; diese, weil in ihnen die ausländische Production zu sehr bevorzugt wurde, jenes seiner engen Logen wegen und des schmalen unter der Treppe befindlichen Eingangs, während die große Freitreppe unbenutzt bliebe. — Weniger als man bei der sprüchwörtlichen Zärtlichkeit Robert's zu seiner schönen Frau denken sollte, behandelte er die Liebe; einmal setzte er sehr schön auseinander, wie seine Gattin die Eigenschaften des Freundes, der Geliebten, der Gattin, des Kindes in sich vereine. Auch der Freundschaft

huldigte er selten; laut bekannte er sich nur als dankbaren Jünger seines Meisters Ludwig Tieck.

Uechtritz' eigenartigste Leistung ist sein in Berlin geschriebenes und aufgeführtes Drama „Alexander und Darius" (Berlin 1827). Goethe soll, nach Holtei's Erzählung, an dem Drama sich ungemein ergötzt haben; jedenfalls ist es eines der interessantesten und würdigsten Werke unter denen, durch welche die Berliner Dichter das Alterthum poetisch darzustellen suchten. Uechtritz besaß gewiß nicht Raupach's scenisches Geschick, aber einen weltmännischer gebildeten Geist, eine poetischere Sprache und ein tieferes Verständniß der Vorzeit. Ohne Tendenzmacherei, ohne Seitenblicke auf die Zeit, in welcher er lebte, stellte er das Ringen zweier Weltmächte, Asiens und Europas, der geschwächten, innerlich verderbten Barbaren und der unverdorbenen, mit griechischen Elementen vielfach vermischten Macedonier dar. Seine Erfindungsgabe setzte er in keinerlei Unkosten, behielt vielmehr den von den alten Geschichtschreibern überlieferten Stoff in seinen Einzelheiten, selbst bis auf die Worte bei. Aber er verstand es, eine lebensvolle Schilderung der macedonischen Helden und der persischen Satrapen zu geben. Alexander in seinem kühnen Uebermuth, der sich manchmal bis zum frevlen Leichtsinn steigert, in dem gewaltigen Eindruck, den er durch seine Erscheinung, Worte und Thaten auf alle ihm Begegnenden macht, tritt ebenso deutlich hervor, wie des Darius weichliches Schwelgen, seine träumerisch schwächliche Hingabe an Prophezeiungen und Sagen, seine Abhängigkeit von seinen Dienern, deren unumschränkter Herr er zu sein wähnt, seine Lust an Prunk und an entnervenden Genüssen. Neben den beiden hauptsächlichen Männercharakteren stehen zwei bedeutsame Frauengestalten: Statira und Thais. Statira ist die Gemahlin des Darius, die für den Geliebten bangt und zittert, sich bräutlich schmückt, um den aus der Schlacht Heimkehrenden mit neuer seit lange ungewohnter Reizung zu empfangen, ihn im Kampfgewühl sehen möchte, aber bald seine Niederlage ahnt, in der Verzückung den

Sieger kommen sieht und todt niederfällt, da Alexander wirklich eintritt. Denn es soll durch die ganze Schilderung ihres Wesens angedeutet werden, wie auch sie, die eine Zeit lang bei Alexander Gefangene, im Geheimen den Heros bewundert und durch ihre hervorragende Schönheit keinen geringen Eindruck auf den Helden macht. Offener glüht Thais, die gefeierte Schauspielerin und Tänzerin, für den Eroberer; vor ihm zu spielen, ihn zu küssen, ist ihres Lebens Ehrgeiz. Das Bacchanal, in welchem sie ihn zum Taumel fortreißt und ihn, der kurze Zeit willenlos der Sirene folgt, zur Verbrennung des Palastes von Persepolis bestimmt, ist dichterisch glanzvoll dargestellt. Durch diesen Brand wird das Geschick des Perserreiches, das kraft eines Orakels so lange bestehen sollte wie der Palast, besiegelt, Darius von den Seinen getödtet; seine Hauptführer enden durch Mord und Selbstmord. Alexander aber, auch mit der Herrschaft über des Darius ganzes Reich nicht zufrieden, beschließt das Stück mit den Versen:

Und bist du ewig, oder wirst auch du
Dich einst dem Lete vermählen, alte Erde,
Bräutlich geschmückt mit deiner Söhne Ruhm?
Zeus, nimm in meine Heimath mich hinauf!
Doch nein! um deinen Thron dort müßt ich ringen.
Wohl fühl' ich tief, daß du mich nicht verkanntest,
Als du in nicht'gen Menschenleib mich banntest!
Doch ob du deinen Sohn von dir verbannt,
Die Götter alle bleiben ihm verwandt!
Bei ihnen — mag die Erd' in Trümmer fallen! —
Wird Alexander's Name nicht verhallen!
Nach Indien laßt meine Fahnen wallen!

Wie in der Litteratur, so begann auch in der Malerei die Romantik sich zu regen. Einflüsse Italiens machten sich dabei geltend, ein unklares Schwärmen, Hang zum Absonderlichen und Mystischen drängte sich hervor; das Mittelalter und der Katholicismus übten auf die jungen Künstler wie auf die Dichter eine unheilvolle Einwirkung; ein übermäßiges Deutschthum begann sich zu entfalten. Freilich gehört die volle Ent-

wickelung des romantischen Geistes in der Kunst dem Berlin der vierziger Jahre an; der Romantiker, der auf dem Throne saß, zog seine Gesinnungsgenossen, mochten sie sich mit Philosophie, Dichtung, Kunst beschäftigen — man denke nur an Schelling, Tieck, Cornelius — an seinen Hof. Aber schon gegen Ende des zweiten Jahrzehnts wirkten die römischen Vorbilder auf Berlin; ein preußischer, in amtlicher Stellung zu Rom lebender Kunstfreund unterstützte die neuen Bestrebungen. Daher mochte der kalte Wasserstrahl, der schon 1817 sich von Weimar her gegen die neudeutsch-religiös-patriotische Kunst ergoß, auch in Berlin erkältend wirken. Der alte Schadow aber, der an seinem eigenen Sohne Wilhelm die Hinneigung zu jenen Kreisen erlebte, konnte sich mit den „preziös-schraffirten", geschickten, aber gezierten Zeichnungen und Bildern nicht befreunden, sah in den gepriesenen Erzeugnissen der Cornelius und Overbeck gar zu viel Schulschnitzer, verlangte, daß man erst „gut und gerecht" malen solle, ehe man „schön" zu malen sich befleißige, mußte aber resignirt bekennen*): „Die hiesigen Mystiker werden hoffentlich dies Entzücken auch fühlen und so: lasciamo andare."

*) Dies und das Vorige aus Briefen an Böttiger. Westermann's Monatshefte, Nov. 1894.

Sechzehntes Kapitel.

Litterarisches Stillleben.

Alle die genannten Romantiker und viele nicht genannte, Berliner und Fremde, wie Houwald und W. Müller, Goethe und H. Heine, Dichter und Künstler fanden ein allzeit bereites Organ in F. W. Gubitz' „Der Gesellschafter".*) Diese Zeitschrift, die von 1817 bis 1848, vier Mal die Woche erschien, Kunst- und Musikbeilagen, sowie Annoncenblätter brachte, war lange Zeit das tonangebende Journal Berlins. Auf Politik und Wissenschaft ging es nur mit kurzen Notizen und gelegentlichen Hinweisen ein, Religiöses ließ es ganz unbeachtet, pflegte vielmehr ausschließlich das weite Gebiet der Litteratur, durch Veröffentlichung von Novellen, Gedichten, Theater- und Kunstberichten, Briefen und anderen Reliquien Verstorbener, Epigrammen und Anekdoten. Litterarische Streitigkeiten vermied es nicht, verwies sie aber in einen Nebentheil. Obgleich es in Berlin erschien und wesentlich, trotz seiner durch ganz Deutschland verbreiteten Mitarbeiterschar, von Berlinern Beiträge erhielt, war es kein ausschließliches Organ der Hauptstadt. Am Anfang schloß es

*) Der Gesellschafter, oder: Blätter für Geist und Herz. Beginnt 1817, endet 1848. Der erste Jahrgang hat 213, der vorletzte 210, der letzte 206 Nummern à 4 SS (2 Bll.) in 4°. (Er erschien 4 mal die Woche: Montag, Mittwoch, Freitag, Sonnabend.) Die Beiträge daraus von Achim von Arnim sind Berl. Neudrucke III, 1, einzelne Aufsätze von Schadow in d. Ztschr. f. bildende Kunst 1891, von Zunz in d. Z. f. G. d. J. in Deutschland V, 223 ff. wieder abgedruckt.

sogar das Reinberlinische aus; erst seit Ende 1820 enthielt es einen ständigen Artikel „Allerlei aus Berlin", ohne dadurch seiner Neigung untreu zu werden, auswärtige Litteratur- und Kunstvorgänge zu berücksichtigen. Mit besonderer Vorliebe brachte es kurze Notizen aus französischen und englischen Blättern, die für Gestaltung der Zeitschrift sichtbares Vorbild waren. Der Herausgeber Gubitz gab auch als Holzschneider gern Proben seiner Kunst, indem er die am Kopfe des Blattes stehende zierliche Vignette oft erneuerte, nicht selten mit Bezug auf den Inhalt der Nummer, z. B. bei Säkulartagen berühmter Männer.

Keine andere Zeitschrift darf sich eines ähnlich langen Bestandes rühmen und konnte auf eine gleich große Zahl von Mitarbeitern und Lesern hinweisen. Manche dieser Zeitschriften sind schon gelegentlich genannt, wie die „Neue Berliner Monatsschrift" (S. 387) oder der „Freimüthige für Deutschland" (oben S. 405), dessen Herausgeber Symanski vorher eine „Leuchte" und später einen „Zuschauer" herausgab. Alle diese ephemeren Erscheinungen überdauerte der „Beobachter". Er war kaum anders und gewiß nicht besser als früher (vgl. S. 220); vielmehr brachte er weiter „Ruditäten der höchsten Potenz und gehaltlose Gemeinheiten"*), aber gerade deswegen fand er ein großes Publicum — 4000 Abnehmer.

„Der Freimüthige", der sog. „alte", Jahre lang von A. Kuhn herausgegeben, schleppte lange sein Leben fort, konnte aber keine sonderliche Bedeutung erlangen. Zuletzt wurde er mit dem von F. Förster herausgegebenen „Berliner Conversationsblatt" vereinigt, aber auch unter dem gemeinschaftlichen Titel waren beide Hungerkandidaten kaum im Stande, ihr armes Leben zu fristen.

Derartige Zeitschriften, die ihrem Publicum verschiedene, leichte, billige Kost boten, gleichwohl aber von den Lesern wenig

*) A. v. Schaden, Berlins Licht- und Schattenseiten, Dessau 1822, S. 66, dessen Notizen über die Zeitschr. werthvoll sind. — Sehr unbedeutend v. Biedenfeld, Der hinkende Teufel zu Berlin, 1827, 3. Heft, S. 34—68.

genossen wurden, gab es in den Jahrzehnten von 1820—40 sehr viele. Die meisten sind heute verschollen, manche ganz unauffindbar. Daher lohnt es sich kaum, von ihnen zu reden.*) Anders verhält es sich mit den Witzblättern mit politischem Beigeschmack und ohne solchen, von denen aber besser in anderem Zusammenhang zu reden ist.

Damals begannen auch die Kalender zu erscheinen, die, im Gegensatz zu den früheren, keine statistischen Notizen, weniger merkantilische und belehrende Mittheilungen, vielmehr namentlich unterhaltende Beiträge und Illustrationen brachten. Als Beispiel für diese ganze Art von litterarischen Erscheinungen sei der „Deutsche Volkskalender" des schon genannten Gubitz genannt, der 1835 zu erscheinen begann und Jahrzehnte lang, auch nach dem Tode des Begründers, erschien. Sein Werth liegt nicht in den litterarischen Beiträgen, denn diese waren aus mannigfachen Quellen zusammengerafft, z. B. Brentano's „Geschichte vom braven

*) Die in dieser Anmerkung gegebene Zusammenstellung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, ist aber für das geistige Leben Berlins in den 20er und 30er Jahren nicht werthlos. Von Berliner Zeitschriften sind mir folgende in einem Bande oder mehreren Jahrgängen bekannt. Berlinische Zeitschrift für Wissenschaft und Litteratur, hgg. von F. W. Goedicke, Voss. Buchhandlg., wohl monatlich, jedenf. 1824 u. 25. (Jahrg. 1 H. 12, Jahrg. 2 H. 1.) Mitarbeiter u. A.: Göckingk (der einen Brief von und an Nicolai mittheilt), Schink, Zeune. — Berlinische Blätter für deutsche Frauen. Eine Wochenschrift, hgg. von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Maurer 1829. (Gedichte, Anekdoten, Novellen vom Herausg. und s. Gattin, L. Robert, F. Kugler, C. Seidel, Varnhagen, A. Zeune u. a. Berlinern; Bd. 3, 137—184 „Aus Denkblättern einer Berlinerin" ist sicher von Rahel.) — Berliner Kinder-Wochenblatt, 1832, erschien jeden Sonntag bei G. Gropius (mit Illustrationen). — Erinnerungsblätter für gebildete Leser aus allen Ständen, J. Lewent, 1833 (wöchentlich, gesch. Aufsätze, Geschichtstafel, Notizen, Anekdoten, Novellen, Räthsel, erster Druck des Eckensteher Nante im Verhör; das Meiste anonym; als Beilage ein Allg. Conversationslexicon). — Erstes vaterländisches Pfennigblatt (täglich 2 SS.), Red.: J. C. E. Schwarz, 1. Jahrg. 1833, der erste Jahrgang begann am 1. Oct., Erzählungen, Geschichtliches. — Berlin. Eine Wochenschrift von L. Rellstab. Duncker u. Humblot, 1835. 52 Num. Von 1836 an: Berlin u. Athen. — Preußischer Volksfreund. Ein gemein-

Kasperl und dem schönen Annerl", die er aus seinen 1817 erschienenen „Gaben der Milde", freilich „mit einigen Auslassungen" wiederholte, und zeigten gar zu sehr die Tendenz, das für den Berliner Philister Passende zu geben. Vielmehr liegt er in den Holzschnitten Gubitz' und seiner Schüler — im 1. Jahrgang 100, im 2.: 120 —, die noch heute den Bändchen ihren Werth verleihen: humoristische Bildchen und charakteristische Köpfe gewähren auch dem modernen Betrachter noch besonderen Genuß.

Auch Berliner Musenalmanache begannen wieder zu erscheinen. Der erste von J. Curtius*) 1826 war hauptsächlich von dem Herausgeber verfaßt; von sonstigen Mitarbeitern wären außer den unbekannten Deiters und Schregel nur K. Grüneisen, vor Allem K. Simrock zu nennen. Eine Nachahmung des Ossian und ein dialektisches Gedicht nehmen sich neben den Liebes- und Naturgedichten, die den fast ausschließlichen Inhalt des Bändchens bilden, etwas seltsam aus; bei den Naturliedern ist hervorzu-

nützliges u. unterh. Volksbl. f. geb. Leser, 1836, 180 Nrn. Als Red. zeichnet zuletzt D. G. v. Puttkammer. Viel Naturwissenschaftliches; in den ersten Nummern Manches von K. Witte d. Ä. — Der Neuigkeits-Bote. Ein Tagesblatt von K. Müchler, 1837. — Von vergessenen Zeitschriften, von denen ich einzelne Nummern gesehen habe, seien genannt: Thee- und Kaffeezeitvertreib für Herren und Damen, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung und Nahrung fürs Herz, hgg. von Dr. A. W. Schmolck (1835). — Berliner Modenspiegel in- und ausländischer Originale. Eine Zeitschrift für die elegante Welt, hgg. von A. Cosmar. (1840 erschien der 9. Jahrgang.) — Pantheon. Eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung, 1831 (2 mal wöchentlich) bei W. Natorff u. Comp. — Unbekannt ist mir: Der Berliner Stadt- und Landbote, seit 1829, Volksblatt mit Bildern. — Schon vorher, seit 1819: Der Märkische Bote mit der polit. Beil.: Der Brandenburger Erzähler (die 1. Nummer des 1. Jahrg. ist in m. Besitz). — Iris. Eine Zeitschr. des Schönen, hgg. von J. Heinemann und K. Müchler, 2 Bde., 1823/24. — Berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann, hgg. von Prof. Wadzeck, seit dessen Tode (2. März 1833) von J. G. L. K. Dielitz. — Angekündigt wurde (ob auch erschienen?): Allg. Jugendzeitung oder Blätter zur Beförderung und Ermunterung des Fleißes, 1833, T. Schumann.

*) Musenalmanach für das Jahr 1826 von Julius Curtius. Berlin 1825. Vereinsbuchhandlung. 180 SS. Ex. in K. B. (Bei Goedeke III, 1131.)

heben, daß die Schweiz (Rigi, Grimsel) den Gegenstand der Gedichte bildet, was bei den damaligen Norddeutschen selten war. Der Almanach zeigt deutlich die Nachahmung der Schillerschen Vorgänger: Liebeselegieen nach Goethischem Muster; Xenien (etwa 500, 65 Seiten), auch äußerlich den berühmten nachgeahmt. Sie sind fast ausschließlich litterarisch, nur wenige feiern die Liebe und predigen Gehorsam gegen den Fürsten. Goethe und Schiller werden gepriesen, — ganze Xenienreihen sind gegen Pustkuchen's falsche Wanderjahre gerichtet —, auch von Heine werden große Erwartungen gehegt; der Hauptgegner ist Rousseau, der Rheinländer, der unbarmherzig gestriegelt wird. Sonst setzt es Hiebe gegen Hegel, gegen ältere und jüngere Dichter, Fr. Schlegel und K. J. Schöne, gegen Berliner, unter denen auch Raupach und J. v. Voß, und Nichtberliner, z. B. Immermann, gegen die Dichterinnen: Louise Brachmann und Helwine von Chezy, gegen die Zeitschriften, wiederum nach dem Vorbilde des alten Xenienalmanachs; unter den Zeitschriften steht der „Freimüthige" obenan; nicht übel heißt es wider den „Märkischen Boten":

Märkischer Bote, wie gleichst du so wenig dem Boten von Wandsbeck,
Er trug sua, du schleppst uns aliena nur mit.

Auf diesen gänzlich unbekannten folgte ein etwas bekannterer Almanach*) (1830 u. 1831). Wie aber hatten sich die Zeiten verändert! Goethe, der für die früheren Berliner Almanache nur Spott gefunden, stellte sich hier mit Beiträgen ein; außer ihm gar manche Träger klangvoller Namen, Anast. Grün, Gust. Schwab, Just. Kerner, A. W. v. Schlegel. Aber das Hauptkontingent der Beitragenden stellten doch die Berliner, außer den

*) Berliner Musen-Almanach f. d. J. 1830. Berlin, G. Fincke; 1831 hgg. von Moritz Veit. Vereinsbuchdruckerei. Anderer Berliner Musen-Almanach (Parodie) s. Goedeke III, 1165. Landsberg a. W. 1829. Die Beitragenden sind bei Goedeke (alte Ausg.) III, 1164 u. 65 zusammengestellt. Dort 1164 eine Nennung aller damaliger Berliner Schriftsteller. Vgl. auch das. 1166—1184. — Ueber H. Stieglitz unten Kap. 19.

Alten: Arnim, Fouqué, Chamisso, auch die Jungen: D. Leßmann, Apollonius v. Maltitz, L. Robert, besonders die Herausgeber: M. Veit, der den zweiten Jahrgang allein edirte, H. Stieglitz, K. Werder.

Gegen diesen ersten Jahrgang des neuen Berliner Musen-Almanachs richtete sich eine satirische Schrift, deren Verfasser K. Halling*), der Schwabe, der sehr verschieden beurtheilte Fischartübersetzer, war. In einer satirischen Wanderung durchschreitet der Verfasser den Musenstall, lobt einzelne Gedichte, namentlich von Stieglitz und Caroline (Fouqué), tadelt aber besonders heftig Veit, dem auch Sprachschnitzer und Mißverständnisse vorgehalten werden, und vor allen Dingen Werder.

Veit und Werder verdienen eine ausführlichere Würdigung, weil sie ihre ganze Lebenszeit hindurch Berlin angehörten; M. Veit (1808—1864), eifervoller Jude, Buchhändler in großem Stil, hervorragender freisinniger Politiker, dessen Haus ein Mittelpunkt feiner Geselligkeit war, K. Werder (1809—1892), Universitäts-Professor, Aesthetiker, der durch seine Vorlesungen, die später auch in Buchform erschienen, das heranwachsende Geschlecht Lessing, Schiller, namentlich Shakespeare verstehen lehrte, und dabei sich eine wunderbare Fähigkeit bewahrte, die moderne Bewegung zu verfolgen und gerecht zu beurtheilen. Doch können beide hier nur als Lyriker betrachtet werden, da ihre anderweitige Thätigkeit einer späteren Periode angehört.**) Veit ist ein nicht unglücklicher, wenn auch in der Form ungelenker poetischer Dilettant. Er erinnert stark an Heine, ohne dessen Frivo-

*) Halling's Autorschaft geht aus den vielfachen Anspielungen auf Fischart, besonders aus einer gegen Daniel Leßmann gerichteten Stelle „ich habe mit ihm wegen seines Romans „Louise von Halling" ein Hühnchen zu pflücken" hervor. Ueber Halling (1806—1837) vgl. Wendeler, Meusebach-Grimm S. LVIIIff.

**) Veit gab mit seinem geistesverwandten Freunde Mich. Sachs 1853 „Stimmen vom Jordan und Euphrat" heraus. K. Werder's Gedichte, gesammelt von Gildemeister, Berlin 1895 (mir durch die Güte der Verlagshandlung F. Fontane in Aushängebogen zugänglich).

lität zu besitzen. Vielmehr war er ein ernster Dichter, der, wenn er auch einmal anrieth, sich in die Launen der Welt zu schicken, doch Bethätigung von Mannesmuth der Welt gegenüber empfahl. Er versuchte sich im Epigramm und ernsten Lehrgedicht. Er pries Natur und Liebe, empfand im Frühling lauter die Schläge seines Herzens, verkündete aber mehr die Sehnsucht nach Liebe, als Befriedigung durch Genuß. Er wandte den Blick gern nach fremden Ländern und entlehnte, wenn er auch einmal einen patriotischen Anlauf nahm, ihnen, dem Orient und besonders Spanien, seine Balladenstoffe. Dabei bewährte er seine Vorliebe für biblische Stoffe und seine Neigung zu jüdischen Dingen. Elias und Simson sind die Helden seiner ausführlichsten Gedichte — für den starken Riesen war seine Theilnahme größer als für den Propheten —; sein Mitgefühl für die Juden trat einmal hervor, als er in der schönen Ballade „Alkanzor" den um seine Heimath trauernden Mauren dem spanischen Juden gegenüberstellt, der um seines Glaubens willen das geliebte Land meiden muß, das ihm Vaterland geworden war.

Karl Werder war Dichter der Liebe. Allerdings verkündete er gelegentlich auch in dunkeln Worten Hegel'sche Lehren und predigte in einzelnen Gedichten, die in Ueberschwang des Gefühls und in Gewalt des Ausdrucks an Goethische Jugendoden erinnern, den Pantheismus, eine dieser Oden aber, die den kennzeichnenden Titel „Religion der Leidenschaft" führt, lehrte, daß Liebe seine eigentliche Religion war. In zahlreichen Variationen verkündete er Liebe und Leidenschaft; ernsten gluthvollen Bitten und Ausrufen wußte er zierliche und neckische anzureihen. Bereit, der Geliebten Alles zu opfern, nicht bloß sein Leben, das ihn wenig dünkt, sondern auch seinen Himmel und seine Seele, ließ er dem Sinnenrausch sein Recht und versenkte sich gern in gluthvolle Phantasien. Er verkündete die Liebe als ewig und unsterblich, schrieb ihr die Fähigkeit zu, den Menschen zum Gotte zu machen, und bezeichnete als sein und der Menschen „Glück":

Ist nur der Himmel klar und heiter,
Grau sei die Erde und betrübt.
Greif in die Brust! was willst Du weiter
Als eine Seele, die Dich liebt.

Nur eine Romanze findet sich in diesen Almanachen von Werder, „Der Virtuos“, aber sie ist überaus charakteristisch. Sie behandelt in einer grandiosen Tonmalerei in kraftvoller, sehr ergreifender Schilderung das Schicksal und die Wirkungen Paganini's, ersteres nach der umgehenden Sage, welche den großen Künstler zu einem ehemaligen Bagno-Sträfling machte.

Wie Veit und Werder so gehören auch zwei andere Lyriker, F. Kugler und W. Wackernagel, in ihrem Wirken hauptsächlich einer späteren Periode an und wandten sich in ihren Leistungen später anderen Gebieten zu, Kugler dem der Kunst und Kunstgeschichte, Wackernagel, der sich am zweiten Almanach mit einem Gedicht betheiligte, dem der Germanistik. Damals aber gehörten beide dem Berliner Dichterkreise an: Kugler (1808—1858), seit 1826 fast dauernd in Berlin, Wackernagel (1806—1869), ein Berliner (vgl. oben S. 402, unten Kap. 18), lebte bis 1833 mit einzelnen größeren Unterbrechungen in seiner Vaterstadt. Ihre Jugenddichtungen*) weisen nach Berlin. Kugler's Werk ist ein liebenswürdiges Buch, an welchem neben dem Dichter der Musiker und Zeichner Antheil hat; letzterer durch allerliebste Arabesken, ersterer durch Compositionen fremder Lieder, Chamisso's, Schlippenbach's u. A. Kugler war ein froher Wanderer. Trotzig gegen das Liebchen, düster in Todtentanzliedern wurde er selten, meist benutzte er seine Wanderungen an der Saale und am Rhein zum frohen Genießen der Natur. Sein munteres Lied „An der Saale hellem Strande“ wurde zum Volkslied. Er begehrte nicht, die Gegenden

*) Ueber Kugler vgl. A. D. B. 17, 307 ff.; Wackernagel: Goedeke III, 1180 ff., Raumer, Gesch. d. dtsch. Phil., 597 ff., und W. W, Jugendjahre 1806—1833, dargestellt von Rudolf W., Basel 1885. W. Wackernagel, Gedichte eines fahrenden Schülers, Berlin 1828; Ausgewählte Gedichte, hgg. von S. Vögelin. Basel 1873. — Skizzenbuch von Franz Kugler, Berlin 1830.

zu schildern, die er durchwanderte, sondern Stimmungen wiederzugeben, die er empfand. Fein empfindsam, wie er war, erhielt er durch die Jahreszeiten verschiedene Eindrücke, aber wiewohl nicht unempfänglich für die schauerliche Schönheit des Winters und die erquickende Herbigkeit des Herbstes, jubelte er am lautesten im Frühling. Er pries das Glück der Liebe und sang vom Segen der Kunst. Durchdrungen von seiner eigenen künstlerischen Begabung, beglückwünschte er die Mitstrebenden und verherrlichte die großen Vorgänger. Auch als Dichter fühlte er sich, aber band sich nicht an Regeln und kümmerte sich nicht um die Kritik. Denn nur für sich und einen kleinen Kreis Vertrauter wollte er singen. In froher Stimmung, die auf der Lebensreise so wenig schwand, wie auf der Wanderschaft, verkündete er als seinen Grundsatz:

Mache dich der Bande ledig,
Vorwärts! sei dein Losungswort. —
Und die Götter wehen gnädig,
Kühner Segler, dich zum Port.

Bei Kugler hat man stets das Gefühl, daß ein Künstler spricht; bei Wackernagel merkt man, daß ein Gelehrter das Wort ergreift. Nicht in dem Sinne, daß der frischen, freien Ausdrucksweise des Einen pedantische Manier des Andern entgegentritt, sondern in dem, daß an Stelle der Künstler-Reflexionen und Reminiscenzen sich litterarische Beziehungen geltend machen. Während Kugler an Bilder oder Künstlerfeste anknüpfte, dichtete Wackernagel Lieder in mittelhochdeutscher Mundart, übersetzte aus Tristan und Isolde, ahmte alte deutsche Volkslieder oder littauische Weisen nach. Pries jener Dürer und Schinkel oder wies er schulmeisterliches Lehren in der Malerei ab, so lobte dieser die Romantiker, denen er sich dankbar verpflichtet fühlte, tadelte Saphir und machte sich über die Tagesgrößen und Modeberühmtheiten lustig, über Deutschthümler und Griechenfreunde, Byron- und Walter Scott-Schwärmer, Juristen und Recensenten, Müllner und Raupach. Bei Kugler ist alles heiter,

bei Wackernagel alles trübe. Preist dieser den Frühling, so verurtheilt er sich bald zum Schweigen, weil er sieht, daß er der Nachtigall gegenüber ein Stümper ist; bringt er ein Ständchen, so hat er Angst zu verregnen oder droht zu erfrieren; spricht er von Liebe, so denkt er mehr an Leid als an Lust, an Scheiden als an die Freuden des Beisammenseins. Kugler wußte die Natur lebensvoll darzustellen, die er kannte, gern und wiederholt durchstreifte; Wackernagel, der Gelehrte, dessen Lieblingsrevier sein Arbeitszimmer war, sang Jäger- und Schlachtgesänge; er, der Junggeselle, Kinder- und Wiegenlieder. Wenn Kugler's Streben und Gesinnung sich in einem fröhlichen Aufruf zusammenfassen läßt, so gibt Wackernagel als sein Motto:

Ein bitteres Lied nur kann ich singen,
Ein Lied stets alt und ewig neu:
So sing' ich von gebroch'nen Ringen,
So sing' ich von gebroch'ner Treu.

Gönnt meinen Kummer mir alleine —
Ich gönn' euch eure Festeslust —:
Laßt mir den Namen, den ich meine,
Weckt nicht den Wehruf meiner Brust.

Beide zeigten sich nur insofern als Berliner Dichter, daß der Eine litterarische Vorkommnisse andeutete, der Andere zu Künstlerfesten weihevolle und humoristische Lieder stiftete. Mehr Berlinisches oder wenigstens Preußisches, z. B. ein Huldigungsgedicht der Universität für die Kaiserin von Rußland und Gelegenheitsgedichte, die für Berlin bestimmt waren, findet sich in K. Streckfuß' (1778—1844, seit 1819 in Berlin), des bekannten Uebersetzers Sammlung, während F. von Maltitz' in Berlin erschienene Dichtungen*), Uebersetzungen, Nachahmungen, Fabeln und satirische Ausfälle nur im Titel Berlin als Ursprungsort verrathen.

*) Neuere Dichtungen von K. Streckfuß. Halle 1834. — Fantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree. Von einem Unbekannten. Berlin, J. G. Hasselberg 1834. Auf meinem Ex. letzterer Sammlung steht von alter Hand: Franz von Maltitz. Bei Goedeke III, 764, 882, 1390 ist es nicht verzeichnet; wird aber bestätigt durch Stieglitz, Gruß an Berlin 1838, S. 65. Bei dieser Gelegenheit mag auch gleich an Friedrich Apollonius v. Maltitz erinnert werden (1795—1870), vgl. A. D. B. 20, 150 bis 152, der 1821—23 in Berlin lebte und auch ferner Beziehungen mit Berlin unterhielt, wie seine zahlreichen Beiträge zu den beiden Berliner Musen-Almanachen 1830 und 1831 beweisen. Ein dritter Maltitz, G. A. v., ist unten zu erwähnen. — Auch Friedr. Förster's, des Herausgebers der „Sängerfahrt" (vgl. oben S. 414 A.), „Gedichte", 2 Bde., Berlin 1838, verdienen wohl hier ein bescheidenes Plätzchen. Er muß bei Saphir noch einmal genannt werden.

Welch wüste und niedrige Gelegenheitspoesie neben solchen Dichtungen existirte, kann man aus Producten wie „die Verheirathung der zwölf Töchter Schmidt's"*) ersehen. Druck, Papier und Holzschnitte sind ebenso roh wie Sinnesart und Verse des Dichters. Aber echt berlinisch sind sie gewiß: die Mittheilungen Schmidt's über eine Tochter: „Sie hat einen Bäcker, der ihr heiß liebt, Und wo es täglich Kuchen gibt" oder die Kunde der Nachbarin über die 12 hübschen Burschen aus Reckziehn „Die wünschen Frauen sich mit Geld, Weil ohnedem die Liebe fehlt". Fast ebenso geschmacklos war es, wenn einer der ersten Brauer Berlins, der sich durch die Einführung des „bairischen Bieres" Gewinn verschaffte und Verdienst erwarb, Daniel Josty, mittelmäßige Aufsätze moralischen und geschichtlichen Inhalts, Gelegenheitsgedichte, bei denen die Gelegenheit ebenso unbedeutend war wie die dichterische Ausarbeitung, stachellose Stachelverse in drei Sprachen, der deutschen, französischen, romanischen (linguag romaunsch) als „bière de mon tonneau" veröffentlichte.**)

Die Berliner Schriftsteller, die in Zeitschriften, Kalendern, Almanachen und eigenen Sammlungen vor das Publicum traten, daneben die vielen still dahinlebenden Poeten, welche die Oeffent-

*) Ein Zwiegespräch in Versen und Prosa, Berlin 1832, zu haben in der Zürngiebel'schen Buchdruckerei. 74 SS. (Samml. d. G. f. G. B.)

**) Berlin 1838. (Dies. Samml.)

lichkeit scheuten, außerdem die zahlreichen Litteraturfreunde, die, selbst wenig productiv, sich an den Werken Anderer freuten und deren persönlichen Umgang genießen wollten, schlossen sich in Gesellschaften zusammen, die sich von den früher (oben S. 198 bis 203) genannten hauptsächlich dadurch unterschieden, daß sie nur aus Dichtern und Dichterfreunden bestanden. Zwei dieser Vereinigungen, zugleich die vornehmsten und die, welche sich durch kleine Veröffentlichungen bekannt machten, seien hier genannt.

Die eine ist die „Mittwochsgesellschaft".*) Als ihren Heros feierten sie Goethe, aber nicht ihm ausschließlich galten die Lieder. Vielmehr priesen diese die Geselligkeit und den Verein, der im Sommer und Winter die Genossen zu traulicher Gemeinschaft lud. In diesen Vereinigungen fehlte es nicht an einem guten Trunk; ihm als der „Quelle, draus sich der Geist ergießt", wurde manch feuriges Lied gesungen, das Wasser ward aber nur gepriesen, weil es Schiffe trage, „die den Wein von ferne bringen". Auch die Tinte wurde gerühmt als „erstes unter den Gebräuen, die aller Welten Schöpfer schuf". Von den Zusammenkünften waren die Frauen zwar ausgeschlossen, aber doch galt ihnen, „den Nennern im Lebensbruch", manch minniges Wort; ja der Vorschlag wurde laut, ihnen den Männerkreis zu erschließen. Außer der Liebe wurde die Freundschaft gefeiert, nicht in der Manier schwärmender Jünglinge, sondern ernster Männer. Diese aber, wenn sie auch von dem schwiegen, von dem Ernstgesinnte am liebsten reden, weil es sie viel beschäftigt, von Politik und Religion, sprachen am häufigsten von der Dichtkunst. Sie waren durchaus nicht alle bloß Schriftsteller, sondern Beamte in verschiedenen Berufszweigen, Männer in Amt und Würden, aber sie verkündeten gern ihre Anschauung, daß das Amt sie nicht in ihrer Lieblingsthätigkeit hindern solle, daß sie überhaupt durch keinen Lebenszwang von der Poesie abgelenkt werden könnten; ja Immermann wurde ganz fromm, wenn er

*) Vgl. oben S. 387 u. A. *.

ihrer gedachte: eine Gottestochter nannte er sie, die heilige, vor deren Altare man das Knie beugt. Am schönsten, weil am bescheidensten, die eigenen Versuche den vorhandenen Meisterwerken unterordnend, wußte Chamisso, der unter den Dichtern wohl auch der bedeutendste war, die Dichtkunst zu verherrlichen („Liederkampf"). Ihren Jünger nämlich ließ er vor die versammelten Meister treten und also sprechen:

Der Palmen nicht begehrend naht'
Ich euch, ehrwürd'gen Meistern,
Vertheilet sie nach weisem Rath
Den sangbegabten Geistern.
Mir schläft das Lied in tiefster Brust,
Und träumt, sich selber unbewußt
Und kann sich nicht gestalten.

Mich laßt, wo ihr begeistert singt,
Bei mächt'ger Harfen Rauschen,
Nach dem, was mir im Busen ringt,
In euren Liedern lauschen.
Es schwellen wogend Lust und Schmerz,
Ich bin ganz Ohr, ich bin ganz Herz,
Und meine Thränen rollen.

Eine zweite Zusammenkunft der Berliner Schriftsteller bildete der Sonntagsverein oder Tunnel an der Spree, einfach Tunnel genannt, gestiftet am 3. December 1827 von Saphir und dem Schauspieler Lemm nach dem Vorbilde der Wiener Ludlanshöhle.*) Ursprünglich war es, wie der Name des Hauptbegründers vermuthen läßt, auf scherzhafte Zusammenkünfte, burleske Reimversuche und dergleichen angelegt; das Vereinsmotto war echt saphirisch „ungeheure Ironie und unendliche Wehmuth"; allmählich wog das Ernstere vor. Nach kurzem Aufblühen hatte der Verein 1828 seine schlimmste Zeit. Da kam es vor, daß nur fünf Mitglieder sich zusammenfanden, oder

*) Verschiedene Drucksachen und Handschriften über diesen Verein wurden mir freundl. von Herrn Lesser in Einbeck und Frau Löwenwald in Berlin zur Verfügung gestellt.

daß der Secretär allein vergeblich versuchte, eine Sitzung abzuhalten. Allmählich gestaltete sich das Vereinsleben frisch und regelmäßig, so daß die Sitzungen gut besucht blieben; der Verein hat sich bis auf den heutigen Tag lebenskräftig erhalten. Die besondere Eigenthümlichkeit der Vereinigung bestand darin, daß die Mitglieder nicht mit ihrem Namen, sondern mit dem Namen berühmter Schriftsteller, Redner, Künstler, Krieger, entsprechend ihrer Beschäftigung, genannt wurden, so daß uns ein Petrarca, Swift, Beethoven, Thomas Moore, Byron und ähnliche begegnen. Nach den 1835 angenommenen Statuten bestand der Zweck des Vereins in dem Vorlegen künstlerischer Productionen der Mitglieder (Späne) und deren Beurtheilung durch den Verein. Diese Beurtheilung in einer Stufenfolge von sehr gut bis sehr schlecht wurde in ein handschriftliches Protokoll eingetragen, dessen Druck ebenso verboten war, wie die Herausgabe irgend einer Zeitschrift. Letzteres Verbot wurde dann aufgehoben, wenn der Verein zu wohlthätigem Zwecke kleine Veröffentlichungen machte; die Bestimmung, daß den Mitgliedern die Arbeit an anderen Journalen untersagt war, wurde nicht beachtet. Es gab gelegentlich Concurrenzen, in denen der Sieger gekrönt wurde. Auch bestand ein vom Verein bestallter Minnehof, der Streitfragen, die Liebe betreffend, zu entscheiden hatte. Wer vier Späne geliefert hatte, wurde arbeitendes Mitglied (Maculatur), die Uebrigen hießen nicht arbeitende (Klassiker). Von bekannteren Mitgliedern der ersten Jahre bis 1840 seien Alexander Cosmar, Friedrich Förster, Graf Strachwitz, August Kahlert genannt. Lange Jahre war die eigentliche Seele des Vereins Ludwig Lesser (1802—67), Kaufmann in Berlin, der unter dem Namen Petrarca im Verein häufig des Amtes eines Leiters waltete und als Ludwig Liber in Berliner und auswärtigen Zeitschriften der 20er und 30er Jahre thätig war. In den dreizehn Jahren von 1827—40 lieferte er die von keinem anderen Mitgliede je erreichte Spänezahl von 400. Er, der schon als Jüngling einen poetischen Verein Athenea begründet und als Leiter dieses in

meist handschriftlich gebliebenen Sammlungen manch poetisches Blümlein vergraben hatte, versuchte sich in allen Arten, schrieb formgewandte Sonette, anmuthige Erzählungen, verherrlichte als wackerer Patriot den Geburtstag des Landesherrn und andere vaterländische Feste und wußte in zahmen Satiren seine Antipathie und in lauten Hymnen seine Zustimmung zu bekunden.*) Daneben schilderte er wahre oder erborgte Gefühle in Liebesliedern, trug auch in guter Prosa ernste Mahnungen an Vaterlandsfreunde vor. Er war auch Herausgeber und Hauptmitarbeiter einer von dem Verein veranstalteten Sammlung.**) In diesem Bändchen war ernste und heitere Prosa und Poesie vereint; liebliche Nichtigkeiten, gefällig, manchmal mit etwas starkem Selbstbewußtsein wurden vorgetragen. Die Einen schwelgen in reicher Phantasie, die Anderen kriechen im Staube, heften sich an kleine Vorgänge des Tages, z. B. unbedeutende Bürgerscenen. Manche lieben litterarische Verherrlichungen, andere Satiren; Goethe wurde nicht sehr gefeiert, wie man es sonst von den damaligen Berliner Kreisen gewohnt ist, unter den satirisch Befehdeten begegnet gelegentlich Börne, der wegen seines Auftretens gegen Goethe angegriffen wird, und der wegen seiner maßlosen Eitelkeit verspottete Schreiber. Ludwig Lesser kamen an Fleiß beinahe gleich Schneider-Campe, Siegmund Stern-Collin, Heinrich von Mühler-Cocceji, H. Smidt-Bürger, Wollheim-Byron. In harmloser Weise blieb trotz mancher scharfen Kritik der Verkehr der Mitglieder bestehen; aus dieser litterarischen Gesellschaft heraus bildeten sich häufig genug innige Vereinigungen fürs ganze Leben.

*) Fresco-Gemälde und Genre-Bilder. Ein Taschenbuch für Freunde der Heiterkeit. Satire von Ludwig Liber. Berlin 1833. Ludwig Lesser, Ausgewählte Dichtungen. Berlin 1870.

**) Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins. 3 Bde. Berlin 1829—32. Die beiden letzten Bände mit dem Nebentitel „Rosetten und Arabesken, Novellen, poetische Gemälde und satyrische Skizzen der jüngeren Serapionsbrüder". Viele Beiträge der Mitglieder sind in Saphir's Berl. Zeitschriften gedruckt.

daß der Secretär allein vergeblich versuchte, eine Sitzung abzuhalten. Allmählich gestaltete sich das Vereinsleben frisch und regelmäßig, so daß die Sitzungen gut besucht blieben; der Verein hat sich bis auf den heutigen Tag lebenskräftig erhalten. Die besondere Eigenthümlichkeit der Vereinigung bestand darin, daß die Mitglieder nicht mit ihrem Namen, sondern mit dem Namen berühmter Schriftsteller, Redner, Künstler, Krieger, entsprechend ihrer Beschäftigung, genannt wurden, so daß uns ein Petrarca, Swift, Beethoven, Thomas Moore, Byron und ähnliche begegnen. Nach den 1835 angenommenen Statuten bestand der Zweck des Vereins in dem Vorlegen künstlerischer Productionen der Mitglieder (Späne) und deren Beurtheilung durch den Verein. Diese Beurtheilung in einer Stufenfolge von sehr gut bis sehr schlecht wurde in ein handschriftliches Protokoll eingetragen, dessen Druck ebenso verboten war, wie die Herausgabe irgend einer Zeitschrift. Letzteres Verbot wurde dann aufgehoben, wenn der Verein zu wohlthätigem Zwecke kleine Veröffentlichungen machte; die Bestimmung, daß den Mitgliedern die Arbeit an anderen Journalen untersagt war, wurde nicht beachtet. Es gab gelegentlich Concurrenzen, in denen der Sieger gekrönt wurde. Auch bestand ein vom Verein bestallter Minnehof, der Streitfragen, die Liebe betreffend, zu entscheiden hatte. Wer vier Späne geliefert hatte, wurde arbeitendes Mitglied (Maculatur), die Uebrigen hießen nicht arbeitende (Klassiker). Von bekannteren Mitgliedern der ersten Jahre bis 1840 seien Alexander Cosmar, Friedrich Förster, Graf Strachwitz, August Kahlert genannt. Lange Jahre war die eigentliche Seele des Vereins Ludwig Lesser (1802—67), Kaufmann in Berlin, der unter dem Namen Petrarca im Verein häufig des Amtes eines Leiters waltete und als Ludwig Liber in Berliner und auswärtigen Zeitschriften der 20er und 30er Jahre thätig war. In den dreizehn Jahren von 1827—40 lieferte er die von keinem anderen Mitgliede je erreichte Spänezahl von 400. Er, der schon als Jüngling einen poetischen Verein Athenea begründet und als Leiter dieses in

meist handschriftlich gebliebenen Sammlungen manch poetisches Blümlein vergraben hatte, versuchte sich in allen Arten, schrieb formgewandte Sonette, anmuthige Erzählungen, verherrlichte als wackerer Patriot den Geburtstag des Landesherrn und andere vaterländische Feste und wußte in zahmen Satiren seine Antipathie und in lauten Hymnen seine Zustimmung zu bekunden.*) Daneben schilderte er wahre oder erborgte Gefühle in Liebesliedern, trug auch in guter Prosa ernste Mahnungen an Vaterlandsfreunde vor. Er war auch Herausgeber und Hauptmitarbeiter einer von dem Verein veranstalteten Sammlung.**) In diesem Bändchen war ernste und heitere Prosa und Poesie vereint; liebliche Nichtigkeiten, gefällig, manchmal mit etwas starkem Selbstbewußtsein wurden vorgetragen. Die Einen schwelgen in reicher Phantasie, die Anderen kriechen im Staube, heften sich an kleine Vorgänge des Tages, z. B. unbedeutende Bürgerscenen. Manche lieben litterarische Verherrlichungen, andere Satiren; Goethe wurde nicht sehr gefeiert, wie man es sonst von den damaligen Berliner Kreisen gewohnt ist, unter den satirisch Befehdeten begegnet gelegentlich Börne, der wegen seines Auftretens gegen Goethe angegriffen wird, und der wegen seiner maßlosen Eitelkeit verspottete Schreiber. Ludwig Lesser kamen an Fleiß beinahe gleich Schneider-Campe, Siegmund Stern-Collin, Heinrich von Mühler-Cocceji, H. Smidt-Bürger, Wollheim-Byron. In harmloser Weise blieb trotz mancher scharfen Kritik der Verkehr der Mitglieder bestehen; aus dieser litterarischen Gesellschaft heraus bildeten sich häufig genug innige Vereinigungen fürs ganze Leben.

*) Fresco-Gemälde und Genre-Bilder. Ein Taschenbuch für Freunde der Heiterkeit. Satire von Ludwig Liber. Berlin 1833. Ludwig Lesser, Ausgewählte Dichtungen. Berlin 1870.

**) Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins. 3 Bde. Berlin 1829—32. Die beiden letzten Bände mit dem Nebentitel „Rosetten und Arabesken, Novellen, poetische Gemälde und satyrische Skizzen der jüngeren Serapionsbrüder". Viele Beiträge der Mitglieder sind in Saphir's Berl. Zeitschriften gedruckt.

Religion war völlig, Politik so gut wie ganz ausgeschlossen. Eine Bemerkung wie die (III, 58): „Freiheit und Coupons verlieren an Werth, sowie sie beschnitten werden", sollte wohl mehr witzig als politisch sein. Eine charakteristische Ausnahme dagegen macht die Theilnahme für die Griechen. Sie tritt häufig hervor und wenigstens eine Strophe mag hier mitgetheilt werden, die die damalige Gesinnung bekundet.

Und welcher Dämon trieb sie ins Verderben?
Kein Dämon war's, ein Genius des Lichts; —
Des Lebens Höchstes wollten sie erwerben,
Und sanken schmählich in ein endlos Nichts; —
Sie wollten kühn für ihre Freiheit sterben,
Entled'gen muthvoll sich des Schmachgerichts,
Mit dem die Hinterlist sie frech umzogen;
Doch ihre Thaten sind in Nichts zerflogen.

Unter den Schriften Lesser's findet sich auch eine*), die Berlins Lob in allen Tönen singt. Er hatte im Gegensatz zu anderen Einheimischen und Fremden, die an Berlin viel auszusetzen wußten, nichts zu tadeln und brauchte, nachdem er die Vertreter anderer Stände gelobt, über die Schriftsteller folgende Verse:

So wenig als an Richtern
Fehlt es an guten Dichtern.
Kaum erst zog Schlegel heim,
Noch freut uns Langbein's Reim
Und Raupach, Fouqué, Clauren,
Wie auch der Neid mag lauren,
Sind Schmuck für unsre Stadt.

Manche der hier genannten Schriftsteller sind schon behandelt; von Raupach muß noch (S. 480ff.) die Rede sein; eine Würdigung verdienen Langbein und Clauren.

Langbein (1757—1835)**), dessen humoristischer Roman schon

*) Das belobte Berlin. Von Ludwig L—r. Berlin 1828, S. 17.

**) Ueber Langbein und Clauren vgl. Goedeke u. A. D. B. s. v. Für Langbein habe ich die Sämmtlichen Gedichte, 4 Bde., Stuttg. 1854,

(oben S. 229) betrachtet wurde, lebte seit 1800 in Berlin, war von 1820 bis 1832 Censor im Fache der schönen Litteratur und erwarb sich viel Lob in dieser verantwortungsreichen Stellung. Langbein's bändereiche Prosa-Erzählungen, die durch gewandte Darstellung und pikanten Reiz bei ihrem Erscheinen großen Erfolg hatten, sind mit Recht gänzlich vergessen; erhalten haben sich von ihm nur seine Schwänke und Fabeln, seine poetischen Erzählungen und Legenden, die durch leichte Versification, geschickte humoristische Zuspitzung anmuthen, in Folge ihres leichten satirischen Anhauchs nicht verletzen und durch ein bißchen Frivolität nicht gerade abschrecken. Der Dichter sang gern von Liebesgenuß und Wein, tadelte Heuchelei und Hartherzigkeit, strafte trunksüchtige und liebegirrende Geistliche, empfahl Duldung und verkündete gelegentlich Patriotismus. In seinen Gedichten behandelte er vielfach Märchen oder entnahm seine Stoffe bekannten deutschen oder ausländischen Vorlagen, zog aber in seinen Bearbeitungen gegen Begabtere den Kürzeren („das Spielzeug" [Riesenspielzeug], „Das Glockenseil", „Das Hemd des Glücklichen"). Durch andere dagegen wurde er wirklich populär und behielt mit Einzelnen bis auf den heutigen Tag in Lese- und Commersbüchern seinen Platz: „Das große Loos", „Der Kirchenbau in Aachen", „Sanct Petrus und die Gais", „Die Fahrt ins Heu". Langbein, der sonst in seinen Erzählungen Zeitcolorit und Localfarbe gar nicht beachtete, war für Berliner Vereine, Fürstlichkeiten und Privatpersonen ein beliebter Gelegenheitsdichter, er bedichtete Musiker so gern wie Naturforscher — Dichter seltsamerweise gar nicht — und ließ sich auch die Luftreise einer Dame nicht entgehen (oben S. 321 Z. 9).

Nicht in dieser Berücksichtigung des Berlinischen, mehr in der Vorliebe für das Frivole stand Langbein der unter dem

benutzt. Ferner: Stieglitz, Gruß an Berlin, S. 97. Jugendleben d. Car. Barbua 219fg., 229ff. Wendeler, Meusebach-Grimm S. 398. Für Clauren: Mimili in der Ausg. Adolf Stern's (Reclam 2055). Gute Notiz, Laube, Lit. Gesch. III, 218.

Namen Clauren bekannte Schriftsteller Heun nahe. K. G. S. Heun (1771—1854) lebte seit 1820 in Berlin, zuerst als Redacteur (vgl. oben S. 404), dann als höherer Beamter. Ein reifer Mann, als er seine Thätigkeit als Erzähler begann — „Mimili" erschien 1816 — schilderte er seine behagliche, frivole Lebensauffassung, die ihm und seinem Sohne den Spitznamen „die beiden Klingsberge" verschaffte. Er war halb Kotzebue, halb Lafontaine, mit beiden hatte er eine außerordentliche Beliebtheit gemein, von Jenem hatte er das Frivole, von diesem das Sentimentale und das ewige Einerlei. Nur diese stereotype Manier, dazu die Veränderung des Zeitgeschmacks, nicht etwa Hauff's Satire tödtete ihn, — denn auch nach dieser Parodie (1826) schrieb er lustig weiter und behielt noch Jahrzehnte lang seine treue Gemeinde, wie die seit jener Zeit bis 1851 erschienenen Sammlungen seiner Schriften beweisen. Lüsternheit und sog. Natürlichkeit, gemischt mit ein wenig Frömmigkeit, Patriotismus und Gelehrsamkeit, waren die Elemente, aus denen seine Erzählungen bestanden. Dazu kam als Hauptsache eine Süßlichkeit, die jedem an kräftige Kost Gewöhnten widrig sein muß; aber naive Backfische und unmächtige Greise mochten von gleichem Schauder durchrieselt werden, wenn sie lasen, daß „Mimili aus der süßen Tiefe ihres schneeweißen Busens ein himmelblaues einfaches Blümchen" dem Manne ihrer Wahl reichte.

Gehören die beiden Letztgenannten fast einer älteren Generation an, so war D. Leßmann durchaus ein Schriftsteller jenes Zeitraums und auch L. Rellstab und W. Häring (Alexis), wenigstens in ihren Anfängen sind hierher zu rechnen.

Leßmann hatte mit den Romantikern, zu deren Zahl er aber doch nicht zu rechnen ist, die Sehnsucht nach fernen Ländern gemein. Italien, wo er einige Jahre wirklich zugebracht hatte, war das Land seiner Sehnsucht. Leßmann (1794—1831), seit früher Jugend in Berlin, wo er, die Kriegsjahre und einige größere Reisen abgerechnet, dauernd lebte, war ein reichbegabter, freilich von krankhafter Selbstüberschätzung erfüllter Dichter. Von

einer sinnigen Freundin*) wurde Leßmann so charakterisirt: „Die gleichmäßig heitersten Menschen sind meistens diejenigen, welche Ursache hätten, die unglücklichsten zu sein. Sie haben entweder den größten Schmerz hinter sich und sind somit gepanzert gegen jeden neuen, oder sie stehen im Kampf mit einem immer wiederkehrenden und machen sich immer zum frohen Sieger." Bei ihm aber täuschte die Außenseite, er war ein Schwermüthiger, mochte er nun durch traurige Lebenserfahrungen überhaupt oder durch den mäßigen, seinen Erwartungen nicht entsprechenden Erfolg verstimmt sein, ein Schwermüthiger, der in einem besonders schweren Anfall, der vielleicht durch die Furcht vor der Cholera verstärkt war, freiwillig mit dem Leben abschloß. Aus Italien — daneben aus Spanien und Frankreich — entnahm er die Stoffe für seine Erzählungen und geschichtlichen Versuche; sein Hauptverdienst bestand in der Uebersetzung von Manzoni's „Verlobten" und in der Einbürgerung italienischer Litteratur in Deutschland. Seine Novellen und Romane, viele Bände, die er in wenigen Jahren zusammenschrieb, tragen kaum Züge seines eigenen Wesens und entbehren des einheitlichen Grundcharakters. Sie beweisen keine übermäßig große Erfindungsgabe und keine sonderliche Darstellungskunst, nur daß er in geschickter Weise Spannung zu erregen und zu erhalten wußte, und daß er durch einen oft an Jean Paul erinnernden zersetzenden Humor, freilich bisweilen mit entsetzlich peinigenden Wortwitzen, seine Leser unterhielt. Merkwürdig genug war es, daß seine tragischen Liebesschicksale und die durch sein Glaubensbekenntniß verursachten Lebenskämpfe, so gut sie zu Romanen getaugt hätten, von ihm nicht behandelt wurden; nur der krasse, abrupte Schluß mancher Novelle erinnert an eigene trübe Lebenserfahrungen. Gelehrte Bemerkungen unterbrechen oft die novellistischen Schilderungen; in scharfen Charakteristiken von Völkern und Individuen

*) Charl. Stieglitz, Mundt's Schrift S. 73 fg. D. Leßmann, Goedeke a. Ausg. III, 730 fg. A. D. B. 18, 453 fg. — „Das Wanderbuch eines Schwermüthigen", neu hgg. von H. Conradi, Berlin 1885.

fremder Länder ruhte seine eigentliche Stärke; hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht von hier aus den Weg zum Culturhistoriker gefunden haben.

Schweifte Leßmann in entlegene Länder und ferne Zeiten, so blieben L. Rellstab und W. Häring mit ihren Dichtungen ihrer Zeit und ihrem Lande ziemlich nahe. Häring, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Wilibald Alexis, wurde der märkische, speciell der Berliner Poet; Rellstab in einem bedeutsamen Werk der Schilderer der Zeit, die er als Jüngling miterlebt hatte.*) Alexis (1798—1871) lebte von 1817—1852 in Berlin, eine Zeit lang als Redacteur, auch vielfach praktisch thätig, L. Rellstab, ein Berliner (1799—1860) blieb, bis auf längere Reisen, zeitlebens seiner Vaterstadt getreu. Beide waren nicht bloß Dichter, sondern Berufskritiker, Rellstab, auch Componist, kritisirte Opern und Dramen und griff als Theaterreferent, wie später noch zu zeigen ist, gelegentlich durch ein lebhaftes Wort in Berliner Theatervorgänge ein, Häring war meist Kritiker nicht dramatischer Werke. In ihrer Beurtheilung waren beide einseitig genug. Rellstab, von dem einzelne Lieder durch Schubert's Compositionen unsterblich wurden, führte, als geschworener Anhänger der Alten, deren Herrschaft er nicht geschmälert wissen wollte, einen heftigen Kampf gegen alle Neueren, wie Chopin und Schumann. Alexis, der nicht ganz so einseitig war, wurde zwar bitterböse gegen Börne, dessen Bedeutung er nicht verstand, gehörte jedoch zu den Ersten, die das Eigenartige in Heine erkannten und rühmten, wofür er des Dichters dauernde Anhänglichkeit erhielt. Bei beiden liegt indessen der Nachdruck weniger auf dem Kritischen, als, selbst in ihrer dichterischen Thätigkeit, auf dem Historischen. Das war kein Zufall. Denn damals begann auf Leser und Schriftsteller Walter Scott's

*) Rellstab's Memoiren s. oben S. 328 Anm. Vgl. A. D. B. 28, 780ff. Goedeke III, 1175—78. Für Alexis A. D. B. 10, 600fg. Der Roman 1812 ist in der 3. Aufl. Lpz. 1843 (Ges. Schriften Bd. 1—4). Cabanis in der 6. Aufl., Berlin o. J., benutzt.

Einfluß mächtig zu wirken. Die von 1814 bis etwa 1826 erscheinenden historischen Romane dieses ungemein fruchtbaren Schriftstellers, die in seinem Vaterlande einen bisher für unmöglich gehaltenen Erfolg hatten und eine Massenverbreitung erlangten, die auch später von wenigen Autoren in ähnlichem Maße wiedererlangt wurde, wirkten in den Originalen und in Uebersetzungen, deren verschiedene jenen auf dem Fuße folgten, auch in Deutschland, speciell in Berlin, ungemein stark. Der historische Roman, für den gewiß geschichtliche Studien gemacht wurden, der aber der gestaltenden Phantasie ziemlich freien Spielraum ließ, wurde seitdem Mode. Die Wirkung, welche Scott übte, zeigte sich hauptsächlich in drei Momenten. Die Dichter bewegten sich in der wirklichen Welt, statt in einer Welt der Einbildung; sie brachten in ihren Dichtungen mehr Erzählung vor als Reflexion und Betrachtung; sie vermieden es, den Leser in fremde Länder zu führen, sondern hielten ihn fest im eigenen Lande.

Alexis gewann sogar seinen ersten Ruhm durch Romane, die völlig in Scott's Manier gearbeitet waren und einige Zeit als des englischen Dichters Eigenthum galten. Ihm wurde er fast ebenbürtig durch eine große Reihe von Büchern, die in lebensvoller Schilderung verschiedene Perioden der brandenburgischen Geschichte vorführten. Die meisten dieser Werke gehören einer späteren als der hier zu behandelnden Zeit an, dieser ist nur „Cabanis" zuzurechnen (1832, 6 Bde.).

„Cabanis" ist eine Berliner und preußische Geschichte aus der Zeit Friedrich's des Großen. Sie beginnt mit dem Tode Friedrich Wilhelm's I. und schließt mit dem Hubertusburger Frieden. Sie spielt in Berlin, Schlesien, Sachsen und behandelt die Friedens- und Kriegszeiten. Ihr Held ist ein Mitglied der französischen Colonie, der Sohn des wunderlichen, reichen, zum Katholicismus übergetretenen Marquis von Cabanis, der sein Leben hindurch an einer ihm durch den Soldatenkönig zugefügten Ehrverletzung krankt und erst am Ende durch den alten Fritz

sich rehabilitirt fühlt. Dieser Sohn wächst aber, ohne seine Abstammung zu kennen, im Hause seines Stiefvaters, eines Berliner Bürgers, auf. Ihm entläuft er, kommt nach Oesterreich, erstarkt aber dort in preußischem und protestantischem Bewußtsein und spielt im siebenjährigen Kriege eine Rolle. Er führt tapfere Thaten aus, wird aber, da bei allen etwas Insubordination und Abweichen von der strengen Regel sich findet, von dem König nicht nach Gebühr geschätzt, bis er schließlich den Verdienstorden und die Kammerherrnwürde erlangt. Auch seinen reichen Vater und eine hochgeborene Braut erringt er. Nicht in dieser abenteuerlichen Liebesgeschichte liegt der Hauptreiz des Buches. Sie gibt dem Verfasser Gelegenheit, von Schloßbränden und Verräthereien — denn der künftige Schwiegervater ist ein gräflicher Hallunke — zu reden und auf dem Parkett der Salons sich zu bewegen, auf dem er freilich nicht zu Hause ist. Besser behagt er sich im Lager, auf der Landstraße, im schlichten Bürgerhause. Das alte Berlin, mit seinen Typen aus der fridericianischen Zeit, wird geschildert: Gardisten und Gassenjungen, Höferfrauen und Advocaten. Ein Familienrath von älteren Damen und Herren wird mit köstlichem Humor dargestellt, mit noch besserem als ein auch recht ergötzlicher Kaffeeklatsch zu Dresden. Scenen aus der Belagerung Berlins (1760) wechseln mit dem Einzug der Truppen (1763) und einem glanzvollen Fest im Opernhause. Bekannte Persönlichkeiten treten auf: Erman, der noch 1806 als Greis seinen Mannesmuth bewährte, erscheint als junger Candidat und Ramler in der ganzen Fülle seiner gutmüthigen Pedanterie. Es sind durchaus nicht die Lichtseiten allein, die hervorgehoben werden. Denn außer dem Helden, der schon ein Durchgänger ist, wird als eine der Hauptpersonen sein Halbbruder vorgeführt, der von früh an ein wilder Bursch ist und sich zum Marodeur, Räuber und Mörder entwickelt. Aber auch er endet sein Leben als Held, nachdem er seine Fehler durch eine heroische That gebüßt und gesühnt hat. Denn das Bedeutsame des Buches — und vielleicht liegt auch darin das Geheimniß seines großen Erfolges — besteht

darin, daß es die allmähliche Erstarkung des specifischen Preußenthums, die Entstehung der „fritzischen" Gesinnung aufzeigt, die aus einer Bewunderung des Helden, Verehrung des Menschen und Schwärmerei für die Aufklärung so eigenthümlich gemischt war. „In dem altgewordenen Welttheil", in diese Worte faßt einmal der Held seine Gesinnung zusammen, „wo das reiche, üppige Italien, das hochherzige Spanien, der schwedische Norden untergingen, in sich selbst zerfallend, da stampfte auf angeschwemmtem Sande, am dürftigen kalten Meere, zwischen düsteren Kieferwäldern, trägen Flüssen und monotonen Seen der Fuß eines Königs ein Volk aus dem Boden, dessen Namen man kaum gehört, und auf Sandschollen gründete Friedrich einen Staat, der der Welt in seinem Jünglingsalter schon Gesetze gab."

So preußisch und Berlinisch „Cabanis", so unpreußisch und unberlinisch war Rellstab's großer, zu seiner Zeit gefeierter und viel gelesener Roman „1812" (zuerst erschienen 1834, dann 36 und 42). Hier kommt Berlin überhaupt nicht vor, so oft die Scene auch sonst wechselt und uns nach Italien, Dresden, Polen und Rußland führt. Die zur dichterischen Schilderung so besonders geeigneten Momente, den Durchmarsch der glänzenden französischen Armee und die Rückkehr der ganz zerlumpten Ueberreste (vgl. oben 328fg.) ließ sich der Dichter entgehen, um in dem bei weitem größten Theile seines Romans den französisch-russischen Krieg von seinen Anfängen bis zur Rückkehr der Zersprengten an die preußische Grenze zu erzählen. Daß dabei Ségur's bekanntes Werk seine Hauptquelle ist, versichert er selbst; an sonstigen Quellenstudien dagegen ließ er es fehlen und gab seiner Phantasie freien Spielraum. Diese leitete ihn bisweilen ganz wohl; vom culturhistorischen Standpunkt ist die Darstellung des Rückzugs der großen Armee ein Meisterstück. Doch auch der Dichter findet bedeutsame Momente: die Scene z. B. (10. B., 5 Kap.) wie die Hauptpersonen einen ihrer eben gestorbenen Gefährten unter Aesern und Menschenleichen finden und ihm die letzte Ehre erweisen, ist von herber, aber verklärter Tragik und

die andere (11. B., 4. Kap.) wie der schlimmste Intriguant lebendig in die Flammen geschleudert wird, erregt schauderndes Entsetzen. Zu reinem Genusse führt der Dichter den Leser nie. Denn er spielt mit Seltsamkeiten: unwahrscheinliche Rettungen, wunderbares Wiederfinden, unglaubliches Wirken eines unbegreiflichen Zufalls kommen immer wieder vor. Geschwister, die durchs ganze Leben von einander entfernt waren, finden sich wieder; Ehen werden getrennt, im Augenblick, da sie geschlossen werden; Todesurtheile nicht ausgeführt, obwohl der an den Pfahl Gebundene schon in der anderen Welt zu sein meint. Ein wildes Morden und Schlachten, aber auch Krankheit und Wahnsinn, rafft die Menschen hinweg. Der eigentliche Held des Romans Ludwig Rosen, der eine junge russische Gräfin und deren Eltern in Italien rettet, ohne zu wissen, wen er befreit, wird, um seinen französischen Verfolgern zu entgehen, Mitglied einer polnischen Freischar und erwirbt, nachdem er fast seinen Häschern erlegen, aber glücklich von dem Mädchen befreit worden ist, diese, die ihm immer als Ideal vorgeschwebt. Daneben kommen Liebespaare genug vor, glückliche und unglückliche, schwärmende und genießende. Aber wer von den wirren Intriguen, den oft abgeschmackten Ver- und Entwickelungen sich unwillig abwendet, wird gefesselt von der Schilderung Napoleons. Der gewaltige Mann in seinen Wirkungen und in seiner persönlichen Macht wird hier vorgeführt. An die Stelle des Hasses gegen den Corsen war bei unserem Schriftsteller und nicht bei ihm allein (vgl. oben S. 354) nun die auch ihrerseits das Maß überschreitende Bewunderung des Heros getreten. Und diese Bewunderung hatte ihre realpolitische Seite. Sie sollte dem Pygmäengeschlecht den Riesen zeigen; daran erinnern, daß in jenem gewaltigen Kriege nicht bloß um Macht, sondern um Freiheit gekämpft wurde. Fürsten und Völker Europas, an die sich die kühne Widmung des Buches richtete, wurden daran erinnert, „wie treu, aber auch wie gewaltig damals die Völkerwoge emporbrauste, durch alle Dämme brach und die dämonische

Gewalt fremder Tyrannei zu Boden schlug". Als Lehre des Ganzen aber wurde, freilich selbst für den aufmerksamen Leser ganz unvorbereitet, verkündet (Bd. 4, S. 309): „Selbst die Trauer um die Tausende gefallener Opfer wurde ein wehmuthsvolles Glück; denn es war ja nur Blut der Erlösung geflossen. Alles, Alles sollte diese Zeit versöhnen, jede Wunde heilen, jeden heißen Schmerz mit reinem Born kühlen — wehe Denen, die ihn vergifteten."

So kam in das litterarische Stillleben ein lauter, schriller Ton, die Anzeichen mehrten sich, daß eine neue Zeit im Anzuge sei. Es war Manches neu geworden im alten Berlin. Vielleicht nicht immer zu seinem Vortheile. Die kleinen engen Verhältnisse begannen sich zu erweitern.

Als Emanuel Geibel (1839) nach kurzem Aufenthalt Berlin verlassen hatte und in Griechenland die Befriedigung seiner Sehnsucht zu finden glaubte, beschäftigte er sich mit einem epischen Versuche „Clotar's Fahrten", der Geschichte eines Studenten, der, von irrer Sehnsucht geführt, die Welt durchschweift. Der Dichter beginnt sein Epos, das wohl ein Stück aus seinem Leben hätte werden können, in Berlin:

> Berühmt durch Thee, Paraden, Weißbier, Sand
> Und tausend Dichter, welche Niemand kennt.

und widmet, da er den Weggang seines Helden von Berlin berichtet, der Residenz folgende Strophen:

> Doch fürcht' ich wahrlich, mancher wird mich schelten,
> Daß meinen Helden ich so ungerührt
> Von dannen schicke, und ich laß es gelten,
> Berlin hat manches, dem ein Lob gebührt,
> Schön ist's unstreitig Abends an den Zelten,
> Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt
> Schön ist's im fischberühmten Stralau, Dank o
> Neptunus Dir, und schön ist's auch in Pankow.

Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähnrichs feingeschnürtes Chor,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Thor,
Schön des Ballets hochaufgeschürzte Feen
Und schön des Colosseums Damenflor,
Ja, schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde —
Vor Allem die Charlottenburger Pferde.*)

Nicht Alles, was Geibel in diesen Versen streifte, kann hier berührt werden; aber dem Thee, dem sog. ästhetischen Thee müssen einige Worte gelten. Die Vorherrschaft des schöngeistigen Interesses hatte das Gesellschaftswesen umgewandelt. Früher waren die Salons selten gewesen, die Geschlechter waren gesellig getrennt oder hatten sich nur zu Schmausereien vereinigt; jetzt da alle „gebildet" waren, über Litteratur und Kunst mitreden wollten, galt das Pokuliren als zu gewöhnlich und die schöngeistigen Zusammenkünfte, in denen man Geistiges statt Leiblichem bot, wurden allgemein. So entstand der „ästhetische Thee". Sein Wesen kann nicht besser bezeichnet werden als durch L. Robert's Schilderung, die, nach seiner poetischen Fiction, von der Muse der guten Gesellschaft selbst gegeben wird**): „Blumen und Kerzen, Spiegel und Lichter, Geschnürte Herzen, Bewachte Gesichter. — Dort Federn und Spitzen Und türkische Shawle Sind Damen, die sitzen Im Kreise, im Saale, Und ferne stehen Die Söhne, die Gatten, Schwarz wie die Krähen Mit weißen Kravatten. — Grüßendes Neigen, Tonloses Summen, Verlegenes Schweigen,

*) Gedruckt in: Emanuel Geibel, Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern von Carl T. T. Litzmann, Berlin 1887, S. 51. — Mit Bezug auf die letzten Worte mag wenigstens daran erinnert werden, daß am 28. Oct. 1828 der Verein für Pferdezucht bestätigt wurde. 1829 und 1830 fanden in Berlin die ersten Pferderennen statt. Vgl. Freimüthige Anschauung der Berliner Pferderennen in den Jahren 1829 und 1830 nebst einer kritischen Beurtheilung der am 23. Juni 1830 stattgehabten Production dressirter Campagne-Pferde den Freunden und Feinden der Pferderennen zugeeignet. Berlin 1831. Bei Krafft u. Mache. XIV und 97 SS.

**) Promenaden eines Berliners, erschienen in Robert's Gedichten, Mannheim 1838, II, S. 139 ff.

Sprödes Verstummen. Ein laulich Gebräue Mit Zucker und Sahne, Und immer aufs Neue Die schwache Tisane, Und Kuchen und Backwerk Und Backwerk und Torte. Man öffnet zum Hackwerk Das Pianoforte. Nun trinken und stümpern Die Virtuosen, Und Tassen klimpern Und Diener tosen. Es flüstern und zischeln die Frau'n unersättlich Und rufen dazwischen Ach Bravo, wie göttlich! Es werden die Zimmer Stets heißer und enger, Und immer und immer Die Weile länger, Bis endlich die Wagen Gemeldet werden, Und Dank zu sagen Für alle Beschwerden. Zuletzt und am Ende Recht um uns zu necken, Die Diener die Hände Entgegen uns strecken. Die muß man nun füllen, Sie kriegen das Beste Und lachen im Stillen Des Wirths und der Gäste."

Berlin war größer geworden, ohne Großstadt zu sein.*)

Das Wachsthum der Stadt, verbunden mit der sich steigernden

*) Die folgenden Notizen aus: Statistische Uebersicht von der gestiegenen Bevölkerung der Haupt- und Residenz-Stadt Berlin in den Jahren 1815—1828 und der Commune-Einnahmen und Ausgaben ders. Berlin 1829. Von 1815—1828 vermehrte sich die Zahl der Häuser um 837, so daß es 1828: 7300 gab. Diese neuen Häuser zusammen mit den vorstädtischen ergaben 11 229 Quartiere mehr, als 1815 vorhanden gewesen waren. Im Ganzen gab es in Berlin 51 817 Wohnungen, von denen 1882 leer standen. Von diesen Wohnungen hatten 12 759 einen jährlichen Miethswerth von 8—30 Thlr. (1815 beinahe das Doppelte), von denen nur 6967 zur Communalsteuer herangezogen wurden. Die Hauptmasse der Wohnungen 36 846 hatten einen Miethswerth von 31 bis 300 Thlrn.; von 301—400 Thlrn. gab es 941 (1815: 286); von 401 bis 500: 510 (126); 501—1000: 648 (125); von 1001—4600: 113 (34); von den an letztgenannter Stelle genannten Wohnungen standen nur zwei leer. Die Miethssteuer betrug 1815: 135 171, 1828: 245 835 Thlr. Im Jahre 1815 wurden 1089 Bürger aufgenommen (darunter 97 Juden); dann, nachdem die Zahl bis 1824 beträchtlich abgenommen hatte, folgte 1825 mit dem Maximum von 1330, worauf wieder ein allmähliches Sinken eintrat (1828: 1115). Nach mancherlei Schwankungen stieg die Zahl bis 2066 im Jahre 1840. Die Bevölkerung betrug 1828: 219 673 Personen (davon 13 307 außerhalb der Ringmauer; sie hatte sich seit 1815 etwa um 1/5 vermehrt). Bis 1840 hob sie sich auf 331 894 Seelen mit Ausschluß des Militärs, welches etwa 13 000 Köpfe stark war. (J. G. Hoffmann [der Statistiker oben S. 296], Uebersicht der Geburten 1843, gibt die Bevölkerungsziffer 1816: 197 717, 1841: 330 230 an.)

Lust der Berliner, von sich zu reden und ihre Schätze zu rühmen, erzeugte eine specifisch Berlinische Litteratur. Aber diese kommt, was das Historische betrifft, nicht über Nicolai heraus, bis nach Klöden's Anfängen Fidicin eine wirkliche Berliner Geschichtsforschung schuf (1842). Die meisten derartigen Schriften sind reine Nomenclaturen, Verzeichnisse von zweifelhafter Genauigkeit, Lobrednereien mit unterlaufenden satirischen Bemerkungen oder Satiren, denen man doch die heimliche Bewunderung für das Verspottete anmerkt.*) Die schlichtesten und zuverlässigsten Nachrichten findet

*) Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, gebe ich folgende Zusammenstellung: Berlin, wie es ist. Ein Gemälde dieser Residenzstadt und ihrer Bewohner, dargestellt in genauer Verbindung mit Geschichte und Topographie. Berlin 1830. — Geschichtlich-stat.-topogr. Taschenbuch von Berlin .. in 2678 Artikeln .. über .. Ortsbeschreibung, Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel, Staats-, Geschäfts-, Volks- und Gemeinleben .... Herausgegeben von J. G. A. Ludwig Helling. Berlin 1830. (Wichtig, weil es bei Wundärzten, Journalisten, Cafés u. a. m. die genauen Adressen mittheilt.) — Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam zum täglichen Gebrauch der Einheimischen und Fremden aller Stände enthaltend: die Beschreibung oder Nachweisung alles Wissenswerthen der Oertlichkeit, mit besonderer Berücksichtigung der Beziehung der Hauptstadt zu den Provinzen. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden der Ortskunde unter dem Vorstande des L. Freiherrn von Zedlitz. Berlin 1834. (838 SS., 1837 von Jean Eckenstein neu hgg.) — Taschenbuch für die Einwohner Berlins und der Provinz Brandenburg. Zum Gebrauch für Hausbesitzer, Haus- und Familienväter, Lehr- und Brotherren, Gewerbetreibende aller Klassen. Auch unter dem Titel: Vollständiges Archiv aller Verordnungen, Verfügungen, Polizei-Gesetze und Bestimmungen, welche auf die bürgerlichen Verhältnisse und das Geschäftsleben der Einwohner Berlins und der Provinz Brandenburg Bezug haben. 2 Aufl. Berlin u. Lpz. 1836. (830 SS.) — Berlin und seine Umgebungen im 19. Jahrhundert. . . . Text von S. H. Spiker. Berlin 1838. (Wichtig wegen der Stahlstiche.) – In diesen Zusammenhang gehören auch: A. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit, 2 Bde., 1831. Von dems.: Die Namen der wichtigsten Straßen, Gebäude, 1831. Aehnliche Schriften 1826—1833 (Art von Fremdenführern) von F. A. W. Netto, A. Dosse, S. H. Spiker (24 Lieferungen mit Illustrationen), 1834, L. Weyl, Der Fremde in Berlin, Potsdam und auf der Eisenbahn, 1836. F. v. Gaudy's „Berlinisches Bilderbuch", 1. Heft, Berlin 1836, enthält nichts über Berlin, sondern nur 6 hübsche Stahlstiche von 6 in Berliner Privatbesitz befindlichen Bildern mit je einem Gedichte. — Einiges Andere ist zusammengestellt bei Göritz Catalog II, 2, S. 59.

man in den von den städtischen Behörden veröffentlichten officiellen Mittheilungen.*)

Den Ausländern, die an Paris, London, selbst Wien gewöhnt waren, mochte Berlin klein vorkommen; den Berlinern, die an der Scholle klebten und die um 1830 auf eine Zeit vor 40 oder 50 Jahren zurückblicken konnten, erschien es fast unheimlich groß. „Sie wissen, Berlin ist so groß, daß man dermaßen entfernt wohnt, als lebe man in zwei Städten", schrieb Schadow an Böttiger; solchen und ähnlichen Klagen begegnet man in damaligen Briefen vielfach. Das Thiergartenviertel, das früher fast ausschließlich als Sommerquartier betrachtet wurde, ward allmählich zur Stadt gezogen. Dem Beispiel der Familie Mendelssohn, die 1825 nach der Leipzigerstraße 3 zog (dem jetzigen Herrenhause) und dadurch den Freunden den Klageruf entlockte, „daß sie aus der Welt und in eine todte Gegend zögen, wo das Gras auf der Straße wächst"**), folgten gar manche.

Diese weiten Entfernungen, die Gewohnheit der Fremden, auch das Verlangen nach größerer Bequemlichkeit gaben Veranlassung, auf neue Beförderungsmittel zu sinnen. Die 1739 eingeführten Fiaker hatten sich ebensowenig bewährt, wie die 1779 gestatteten Sänften (vgl. I, 644), nun hielt die Berliner Droschke ihren Einzug in die Residenz. Im Jahre 1830 wurde der privilegirten Gesellschaft des Droschken-Fuhrwesens Ein-

*) Bericht über die Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1829 bis incl. 1840. Herausgegeben von den Städtischen Behörden. Berlin, gedr. bei A. W. Hayn. XLVII und 382 SS. Enthält als Beilagen viele Tabellen. Aehnliche Berichte für kürzere Zeiten, namentlich seitens der Stadtverordneten erschienen schon früher; seit 1819? Unser Band ist die unmittelbare Fortsetzung zu dem S. 463 A. genannten Schriftchen.

**) Hensel a. a. O. I, 142.

richtung und Tarif bestätigt.*) Der Preis für eine Tour (15—20 Minuten) wurde auf 5 Gr. für eine Person bestimmt; als solche Touren z. B. die vom Alexanderplatz bis zum Potsdamer, Brandenburger bis zum Hallischen Thor, von der Akademie bis Köpenickerstraße 128, vom Dönhoffplatz bis zum Kottbusser, vom Gensdarmenmarkt bis zum Prenzlauer Thor festgesetzt, so daß im Allgemeinen jede mittlere Entfernung innerhalb der Ringmauern als einfache Fahrt gelten konnte. Als Halteplätze waren 16 Punkte, Thore, Plätze, besonders wichtige Gebäude, z. B. das Kammergericht, festgesetzt. Nach 11 Uhr Abends hatten die Kutscher keine Verpflichtung, Fahrten anzunehmen. Die seltsamen, halb offenen, ohne Luxus ausgestatteten, mit buntfarbigen, auf gelben Rädern ruhenden Wagenkasten versehenen Vehikel, deren Kutscher verschiedenartige, ziemlich bunte Livreen trugen, begegneten von vornherein vielem Gespött. Dem Lob Schaden's (a. a. O. S. 186), daß die Droschken rasch und gut führen, stehen witzige, boshafte und resignirte Klagen über das Alter und die Bequemlichkeit der Pferde, über die Grobheit der Kutscher und über die mannigfachen Leiden entgegen, die jeder Passagier zu bestehen habe. Namentlich Saphir war in solchen Klagen unermüdlich; Glaßbrenner und Andere folgten ihm.**) Nicht ohne Witz schilderte ein auch sonst beachtenswerther Anonymus***) dieses Berliner Gefährt: „Mit Blitzesschnelle blieb

*) Die höchsten Orts bestätigte Bekanntmachung vom 1. May 1830 das Droschkenfuhrwerk in Berlin betreffend. Berlin 1830. Gedruckt bei W. Plahn u. Comp. Mit mehreren Abbildungen.

**) Dagegen ist „Die Berliner Droschke. In Trab gesetzt von einem Gardisten. Leipzig 1826" eine Spottschrift gegen Saphir. Nur das Motto gehört hierher: „Dieses Fuhrwerk aufzuhalten, Niemand wird es wohl ergetzen, Der bedenkt, wie schwer es halte, Droschken in den Trab zu setzen." Vgl. Droschkenwitze unten Kap. 18.

***) Spaziergänge eines Menschen-Affen in der Stadt der Affen-Menschen. Skizzirt, radirt und interpretirt von Satyrus silvanus, einem auf Wartegeld sitzenden Orang-Outang. Spaßhafter Fastnachts-Spaß. Verlag von Gebr. Gropius (o. O. u. J.). K. B. Die Schrift wendet sich gegen Saphir, behandelt sonst das „Weinstuben-, Zier-, Wunderäffchen" und Anderes.

eine solche Droschke an ihrem Orte stehen, wenn man schnell fahren wollte, und ehe man sich's versah, waren 2 Stunden vergangen, und man hatte noch gar keine unangenehmen Folgen einer Bewegung verspürt. Wenn man eine solche Droschke auf den Tag nahm, so profitirte man 6 Stunden, da sie 30 Stunden lang im Tage fuhr. Die Schnelldroschken wurden von dem Gericht der sieben Weisen in Paviana sehr begünstigt, damit kein Mädchen entführt und kein Dieb flüchtig werden könne."

Die Droschken waren schon deshalb nöthig, weil das Passiren der Straßen zu Fuß weder leicht noch angenehm war. Die Straßenzustände hatten sich nicht wesentlich gegen früher gebessert. Die Klagen über mangelhafte Beleuchtung und Reinigung der Straßen ertönten auch damals fast so laut wie früher (vgl. Bd. I, S. 137, 639 ff.). „Der Schmutz war grenzenlos", schreibt eine Besucherin 1827. Vier Monate lang, vom 1. Mai bis Ende August, lagen die Straßen der Stadt allnächtlich im Dunkel. Die Gefahren, die dann selbst der kundige Bewohner zu bestehen hatte, beschreibt Robert in seiner schon oben benutzten Darstellung folgendermaßen: „Ihrer Mutter und Schutzgöttin, Der geheimnißvollen Nacht zu Ehren, Löschet die Polizei, Heut in des Wonnemonds erster Nacht, Jedes matt-aufdämmernde Flämmchen In den Laternen der Stadt. — Vier Monde dauern die dunkeln Mysterien; Und während vier Monden darf Kein leuchtendes Lämpchen In dem prachtvollen Berlin, In der Hauptstadt der Brennen, brennen. — Nur nicht ängstlich, mein Freund. Nur ruhig! ich führe Dich ja, Und kenne genau, Empirisch, a posteriori, Die Topographie der Vaterstraßen. — Jetzt geht es bergauf, Jetzo bergab, Gleich kommt ein Brückchen mit schwankendem Brett, Ein Rinnstein jetzt. Nun schreite! aber ich bitte, Nur ja recht weit aus; Denn hüben und drüben Pranget in Häuflein Der Schlamm der gereinigten Rinne. Hier ist ein Loch im Pflaster, Wir müssen hinein Und jenseits hinaus. Fluche nur nicht; das ist gottlos! Es könnte der Teufel sein Spiel ... Da hast Du's! Da liegen wir Beide am Boden!" Aehnliche

Widerwärtigkeiten und Gefahren wie Dunkelheit und Schmutz am Abend bereiteten am Tage Bettlertrupps und Rindviehscharen, denn das zum Schlachten bestimmte Vieh wurde „frei und ungebunden Zur Schlachtbank geführt, Oftmals nur von einem einzigen Schwachen Knaben Unzulänglich begleitet". Zur Verdeutlichung der Gefahren, welche die Vorübergehenden liefen, erzählt Robert eine Geschichte, wie an der Stechbahn eine geputzte Matrone vor dem „schwer und langsam tretenden Hornvieh" in einer „Pracht-Boudike" Schutz gesucht und dem sie fragend anschauenden Ladenbesitzer zugerufen habe: „Verzeihen Sie, hier kommt ein Ochse."

Eine Besserung dieser Zustände wurde freilich vorbereitet durch die Gasbeleuchtung, die seit 1827 allmählich, nicht ohne daß mancherlei Bedenken zu besiegen waren*), eingeführt wurde. Dieselbe Besucherin, die sich 1827 über den grenzenlosen Schmutz beklagte**), constatirte die in Bezug auf Erleuchtung eingeführten Reformen, die zahllosen Röhren, die schon lagen, und meinte: „Die schon hin und wieder angebrachte Gasbeleuchtung ist schön."

Von einem eigentlichen Nachtleben, wie es modernen Residenzen eigen zu sein pflegt, war in dem damaligen Berlin nicht die Rede. Nachtwächter, die es seit 1677 gab — bis dahin hatten Stadtdiener die Stunden abzurufen — sangen oder (seit 1811) pfiffen die Stunden ab. Im Ganzen walteten sie mit Ruhe und Ungestörtheit ihres Amtes. In einer amtlichen Bekanntmachung (c. 1830) heißt es: „Es ist bei uns, Dank sei es der bürgerlichen Ordnung, ein Jeder so sehr an die sog. Bürgerglocke, wie man die zehnte Stunde zu nennen pflegt, gewöhnt, daß man selten nach derselben noch Menschen auf der Straße sieht, denn die wenigen Nachtschwärmer, die ab

*) Vgl.: Die Gas-Erleuchtung. Eine physikalisch-ökonomische Abhandlung über den Nutzen und die vermeinten Gefahren der Gas-Erleuchtung; nebst Beschreibung des dazu erforderlichen Apparats, mit besonderer Rücksicht auf Preußens Hauptstadt. Von Wilhelm Vollmer, Docent der Physik und Chemie. Nebst fünf Steindrucken. Berlin 1826.

**) Vgl. Heinrici, Twesten (1889) S. 400.

und zu noch vorkommen, sind nicht als Norm aufzustellen." Doch muß die Mäßigkeit, die hier so sehr gerühmt wird, nicht so besonders groß gewesen sein, sonst wäre die Bildung eines Mäßigkeitsvereins (1837) schwer begreiflich, der freilich in erster Linie für die unteren Klassen und zur Bekämpfung des Branntweingenusses bestimmt war.*)

Glücklicherweise schwankte das gesellige Leben Berlins nicht zwischen Völlerei und ästhetischen Thees (s. oben S. 462fg.), die beide gleichermaßen den Tod echter Geselligkeit bedeuten. Zunächst versuchte der Hof mit kleineren und größeren Festen, Maskeraden, musikalischen Aufführungen eine größere Zahl von Theilnehmern zu unterhalten. Gerade im zweiten und dritten Jahrzehnt wurden viele derartige Feste gefeiert, wobei die Künstler und Archäologen thätige Hülfe zeigten, von denen eines, das der Hierodulen (1818), Anlaß zu litterarischer Polemik gab.**) Die heranwachsenden Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses liebten derartigen Zeitvertreib; Besuch fremder Fürstlichkeiten, Brauteinholungen und Hochzeitsfeierlichkeiten***) wurden mit vielem Glanz begangen; zu solchen lieferten Kunst und Poesie ihre Beiträge. In vielen Bürgerhäusern wurde eine edle Geselligkeit gepflegt. Der Rahel'sche Salon (oben S. 195ff.) bestand weiter; dieser Varnhagen'sche Kreis, wie man seit 1814 sagen muß, blieb noch Jahrzehnte nach dem Tode der Herrin in altem Flor. Das Reimer'sche und Beer'sche Haus waren andere Centren schönsten geselligen Treibens (oben S. 287 und S. 427)†). Das Haus der Amalie von Helvig (oben S. 376)

*) Kurzer Bericht über die Entstehung und einfache Begründung der Mäßigkeitsvereine in Berlin. 1837. — J. E. Hitzig: Votum über die Bildung eines sog. Mäßigkeitsvereins in Berlin. 1837.

**) Vgl. Nat. Ztg. 15. Dec. 1893.

***) 1823 bei dem Fackelzug zu Ehren des Kronprinzen stürzte eine Brücke ein, wobei viele Menschen umkamen.

†) Ueber das Reimer'sche Haus vgl. E. Förster, Aus der Jugendzeit. Berlin u. Stuttgart o. J. (1887) S. 208fg. E F. ist der Bruder Friedrich's, der Schwiegersohn Jean Paul's, der nur kürzere Zeit Berlin angehörte.

war ein Sammelpunkt für Hofleute, Gelehrte und Künstler, deren einer, A. B. Marx*), ein anziehendes Bild dieses Treibens gegeben hat. Viele ähnliche Kreise mögen noch existirt haben, denen durch Verschweigen kein Unrecht angethan werden soll. Nur zwei Kreise seien noch genannt, weil wir gerade über sie besser unterrichtet sind: das Stägemann'sche und das Mendelssohn'sche Haus.**) Der Stägemann'sche Cirkel wurde durch die edle Weiblichkeit der Herrin belebt. Diese, schon 1792 ff. wegen ihrer Lieblichkeit gepriesen (vgl. oben S. 78) zeigte bis in ihr hohes Alter (geb. 1761, gest. 1835) die Vorzüge der Jugend. Der Gatte (oben 78 und 354), ein hoher Staatsbeamter (1763 bis 1840), war auch als Mensch allgemein geschätzt und verehrt. In dem geselligen Hause, dessen Freitagabende berühmt waren, wurde eifrig musicirt. Aber neben Reichardt und dem Fürsten Radziwill verkehrten Philosophen, wie Kiesewetter, Schriftsteller, wie Ad. Müller und H. von Kleist, Varnhagen, in späteren Jahren die jüngeren Romantiker, außerdem hohe Staatsbeamte und Generale, z. B. Willisen und Clausewitz. Ein liebevolles Familienleben, durch die Kunst bestrahlt und geadelt, zeigte sich in ebenso hohem oder noch höherem Grade im Mendelssohn'schen Hause. Dort waren nur die Wirthe, Abraham Mendelssohn-Bartholdy, Moses' Sohn, und dessen Frau bloße Kunstfreunde, die Kinder dagegen, besonders Felix und Fanny, ausübende Künstler, der Schwiegersohn, Wilhelm Hensel, Maler und Dichter. Während bei Stägemanns die Jugend auch ihr Plätzchen hatte, fand sie bei Mendelssohns ihr Hauptquartier. Außer den schon genannten Kindern lockten Paul, ein tüchtiger Kaufmann, und die geistvolle Rebekka, die später die Gattin des Mathematikers Dirichlet wurde, ihre Altersgenossen, und so entfaltete sich hier ein überaus

*) A. B. Marx, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin 1865, I, 179 ff.

**) Vgl. H. v. Petersdorff, Elise Stägemann und ihr Kreis. Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 30, 1893; Goedeke III, 233; A. D. B. 35, 383—389. S. Hensel, Die Familie Mendelssohn; ich citire nach der 2. Aufl., Berlin 1880. A. B. Marx, Erinnerungen, II, S. 107 ff.

reiches, geselliges Leben, an dem besonders junge Künstler, Rietz, Moscheles, Spohr und Marx theilnahmen. Die Musikaufführungen, die meist an den Sonntag-Vormittagen stattfanden, wo Felix' neue Compositionen, aber auch ältere Musikwerke zu Gehör gebracht wurden, boten Hauptanziehungspunkte für die gute, ja beste Gesellschaft der Hauptstadt. Vornehme Fremde nahmen daran Theil; Alles, was auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft einen Namen und was einen socialen Rang hatte, suchte hier Zutritt; die erlesensten Kunstgenüsse, von Dilettanten und Künstlern dargeboten, ergötzten und erhoben viele Menschen, die sonst durch Meinung und Beschäftigung geschieden, in einer Art weltlichen Gottesdienstes sich zusammenfanden.

Ueberhaupt spielte die Musik in dem geselligen Leben jener Zeit eine große Rolle. Von der Oper muß gleich die Rede sein; Concerte gab es außerordentlich viele. Einzelne besonders hervorragende Künstler, wie Paganini und Madame Catalani, die freilich die ganze Welt unter ihrem Bann hielten, erregten speziell in Berlin ein Entzücken, von dem man sich heute schwer eine Vorstellung machen kann. Die nüchternsten Menschen geriethen in hochgradige Begeisterung; zu einer Zeit, da man sich bei der Kleinheit der Stadt immer wieder traf und die Politik kaum einen Gesprächsstoff abgab, nahmen künstlerische Vorgänge das Interesse der Menschen ganz anders in Anspruch, als heutzutage. Eine der vornehmsten musikalischen Vereinigungen war die von Zelter in rechten Flor gebrachte Singakademie, die gegenwärtig auf ein mehr als hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann; ihre großen Concerte, besonders die Ostermusiken, letztere für den wackeren Leiter und Meister eine Haupteinnahmequelle, über die er aufgeregt und freudig an Goethe berichtete, waren musikalische Hauptereignisse. Wirkten in der Akademie Männer und Frauen zusammen und waren die Mitglieder hauptsächlich bestrebt, Oratorien und große Chorwerke zur Aufführung zu bringen, so war die Liedertafel, der später eine jüngere Liedertafel in friedlichem Wettstreit gegenübertrat, zur Ausbildung des

Männergesangs bestimmt. Die alte Zelter'sche*), aus Mitgliedern der Singakademie gebildet (2. Mai 1809), verdankte einer Anregung des Königs, der in Memel russische Sänger gehört und die Uebung des von ihnen gepflegten Gesangs auch in Berlin befürwortet hatte, ihre Entstehung; ihr Liederbuch enthielt die Perlen deutscher Dichtkunst; hervorragende Dichter, auch auswärtige, selbst Goethe, beeiferten sich, zu ihren Festen Dichtungen beizusteuern.**)

Auch die bildende Kunst erlangte eine neue Blütheperiode. Schadow sah, ein wenig mißmuthig und doch in seinem Künstlerherzen erfreut über das allenthalben entstehende Große, neue Männer den ersten Rang einnehmen. „König Friedrich und ego sind aus der Mode." Meister Rauch (oben S. 303 und 379 fg.) mit seinen Schülern, unter denen Rietschel kürzere Zeit, Drake, Fischer, Kiß, L. Wichmann und Albert Wolff lange Jahre hindurch Berlin angehörten, herrschte auf seinem Gebiete unbeschränkt.***) Auf diese reiche Thätigkeit bezog sich H. Meyer's Wort, doppelt gewichtig im Munde Eines, der von neueren Leistungen nicht leicht zu befriedigen war: „Berlin dato wahrer Erzschatzmeister der Kunst" (1824). Von großen Denkmälern

*) Die Liedertafel. Berlin 1818 (Gesangbuch). Die Zelter'sche Liedertafel in Berlin, ihre Entstehung u. s. w., von W. Bornemann sen. Berlin 1851. Ueber diese Zelter'schen Ostermusiken vgl. Jugendleben der Car. Bardua S. 276. — Eine Parodie auf Paganini von H. Laube (ps. H. Campo) wurde 1830 in Berlin aufgeführt.

**) Musikalische Zeitschriften gab es in Berlin verschiedene; die wichtigsten dürften wohl die von Reichardt, Rellstab, Marx sein. Reichardt's Berliner musikalische Zeitung erschien 1805 u. 6. — Marx' Berliner „Allgemeine musikalische Zeitung" seit 1820? (auch A. D. B. 20, 534 gibt nicht das Datum der Entstehung an), vgl. Erinnerungen II, 52—58, 82—106, wo der Verleger Schlesinger gerühmt, Freunde und Gegner genannt, aber kein bestimmtes Datum gegeben, ja nicht einmal der Titel genau angeführt wird. — Rellstab, Iris im Gebiete der Tonkunst, 1830—41.

***) Vgl. schon oben S. 379 A. — Das Hauptwerk für Rauch ist das von F. und K. Eggers, Christian Daniel Rauch, 4 Bände, Berlin 1873 bis 1887, das wichtige Mittheilungen über das gesammte Kunstleben Berlins enthält.

Rauch's wurden bis 1840 in Berlin aufgestellt: Blücher, Bülow, Scharnhorst, das Kreuzbergmonument. In der Malerei*) setzte Kolbe die Tradition der älteren Schule fort, Wach und Wilh. Schadow begründeten die neue romantische Richtung; für das Berlin der dreißiger Jahre wurde K. Begas' (geb. 1794) nüchterner Realismus besonders einflußreich. Die Kunst-Ausstellungen, die fast jährlich stattfanden und Werke aller bildenden Künste, von Berlinern und auswärtigen Künstlern herrührend, vereinigten, erregten bei dem Publicum großes Interesse und trugen das Ihrige zur Bildung des Kunstgeschmacks bei.**)

Auf diesen Kunstausstellungen machte der Staat regelmäßig Ankäufe. Für diese Kunstwerke und die vielen anderen im Staatsbesitz befindlichen, namentlich durch den kunstsinnigen Friedrich I. gesammelten und in der Folgezeit besonders durch Friedrich den Großen vermehrten, in Schlössern, öffentlichen Gebäuden, bisweilen unzugänglich und unzulänglich aufbewahrten Schätze war ein der Kunst geweihter Raum dringend erforderlich. In der Zeit vor 1806 hatte es manchmal an gutem Willen gefehlt, ein solches Gebäude zu errichten, in der Zeit unmittelbar nach 1806 gebrach es an den Mitteln; nach den Befreiungskriegen, da der Wille vorhanden war und die Mittel allmählich beschafft wurden, wurde der Gedanke zur That. Für solche Werke fand sich in dem genialen, vielseitig gebildeten, unermüdlich thätigen Baumeister K. Fr. Schinkel (1781—1841, seit 1795, größere Reisen abgerechnet, dauernd in Berlin) der geeignete Mann. Mit einer unvergleichlichen Kenntniß des

*) Ganz kurz mag hier auf A. Rosenberg: Die Berliner Malerschule 1819—1879, Berlin 1879, verwiesen werden.

**) Die Litteratur hierfür ist ganz besonders reich: Nur beispielshalber seien hervorgehoben: C. Seidel, Die schönen Künste in Berlin, 1826 u. 1828, 2 Bde. Bericht über die Berliner Kunstausstellungen 1838, 1839, 2 Hefte. Ueber die Ausstellungen 1811 ff. vgl. Schadow's Kritiken, Westermann's Monatsh. Nov./Dec. 1894. Von dem „Berliner Kunst-Blatt", hgg. unter Mitwirkung der kgl. Akademie der Künste und des wissensch. Kunstvereins von E. H. Toelken, kenne ich nur den 1. Jahrgang 1828.

Alterthums ausgerüstet, zugleich von der Ueberzeugung erfüllt, daß eine bloße Nachahmung der Antike unmöglich sei, und daß jedes Bauwerk der Zeit, in der es entstehe, und dem Ort, den es zu schmücken habe, entsprechen müsse, daß also eine Vereinigung des Alten und Neuen, selbständige Erfindung vereint mit Modification des Vorhandenen das Angemessenste sei, schuf er seine Gebäude, die der schönste Schmuck des neuen Berlin wurden. Was Franz Kugler von seiner Rede sagte: „Es öffneten sich die Pforten der Schönheit, wenn das, was ihn erfüllte, unvorbereitet auf seine Lippen trat", das kann man in gewisser Weise auch auf seine Bauten anwenden, die freilich nicht unvorbereitet, sondern nach langem Studium und eifrigem Bemühen des redlichen Künstlers entstanden. 1822 wurde der Bau des Museums im Lustgarten begonnen und 1830 vollendet. Große wichtige Neuankäufe wurden für Berlin gemacht: die Sollysche und Giustinianische Gemäldesammlung; zahlreiche Abformungen von Antiken wurden unter Rauch's Beihülfe unternommen, durch ihn und seine Schüler werthvolle plastische Werke, namentlich in Italien, erworben. Eine Kommission, der auch Rauch, Brühl, W. von Humboldt angehörten, traf die Auswahl der aufzunehmenden Werke. Der Bestand der Gemälde wurde auf 1198 festgesetzt. Am 3. August 1830 wurde das Museum für das Publicum eröffnet. Rauch schrieb: „Das Museum der Bilder und die Rotunde ist das Erfreulichste, was ich für ähnliche Bedingungen sah, und die Großartigkeit des Ganzen gilt mir noch mehr als das schönste antike Bild". So ward für Berlin eine, wenn man den bisherigen Zustand und die geringen verfügbaren Mittel bedenkt, geradezu einzige Sammlung geschaffen, nach den schönen Worten des Ministers Altenstein „eine Stätte des Musendienstes, stiller Sammlung geweiht und dem fruchtbaren Nachdenken über die Ziele des geistigen Lebens und die Gesetze seiner Entwickelung".

Das Museum war nur eines der vielen Werke, mit denen Schinkel Berlin schmückte. Seiner rastlosen Thätigkeit, die fast

ausschließlich der hier zu behandelnden Zeit angehört, verdankt Berlin an größeren Bauten die gothische Pyramide auf dem Kreuzberg, die Schloßbrücke, deren Bildwerke von Wichmann, Emil und Albert Wolff, Drake ꝛc. herrührten, die neue Wache, die Bauakademie, die Sternwarte, den Umbau vieler älterer Häuser, z. B. des Palais des Grafen Redern, viele Villen in der Nähe Berlins, endlich das Schauspielhaus. Durch ihn erst wurde Berlin eine wahre Kunststadt. „Glücklich der Ort", sagt Woltmann, „an dem ein solcher Meister dem folgenden Geschlecht sein Vermächtniß hinterließ." *)

*) Für Schinkel: Woltmann, Baugeschichte, S. 149 ff. Riegel, Kunstgesch. Vortr. u. Aufs., Braunschw. 1877, S. 64 ff. Eggers, Rauch passim, bes. II, 243 ff. In der A. D. B. steht Schinkel in Bd. 31, 1890 nicht und ist, obwohl 6 Bände mit manchen Nachträgen seitdem erschienen sind, nicht nachgeliefert worden. Der Schinkeltag wird von den Architekten pietätvoll gefeiert. Die große Masse von kleinen Reden und Schriften über Schinkel wie die zahlreichen Sammlungen seiner architektonischen und anderen Entwürfe können hier nicht angeführt werden; ein erschöpfendes Werk fehlt. — Vgl.: Aus Schinkel's Nachlaß, hgg. von Wolzogen, 4 Bde., 1862—64.

Siebzehntes Kapitel.

Das Theater.

Unter den von Schinkel errichteten Gebäuden war das Schauspielhaus eines der vornehmsten und für die Manier des großen Architekten charakteristischsten. Das alte 1802 errichtete Gebäude (vgl. oben S. 162) war 1817 abgebrannt. Der Brand, am 29. Juli 1817 ausgebrochen — die Ursache konnte nicht festgestellt werden — forderte glücklicherweise nur wenige Opfer. Der Schutt brannte noch am 11. August. Der Grundstein zu dem neuen Gebäude wurde am 4. Juli 1818 gelegt; bei der dazu veranstalteten Feierlichkeit war in Vertretung des Königs der spätere Kaiser Wilhelm I. anwesend. Außer den üblichen Gegenständen wurde auch eine eiserne Medaille mit dem Bildnisse Iffland's in den Grundstein versenkt. Das neue, auf dem Platze des alten erbaute Haus auf dem Gensd'armenmarkt, der erst Jahrzehnte später zum Schillerplatz umgetauft wurde, ward durch einen Prolog Goethe's eingeweiht (oben S. 371). Diese Einweihung fand am 26. Mai 1821 statt. Dem Goethischen Prologe folgte eine begeisterte Huldigung für den König, der mit seinen Kindern anwesend war. Dann kam Goethe's Iphigenie, eingeleitet durch Gluck's Iphigenien-Ouvertüre; den Schluß machte ein Ballet: die Rosenfee. Schinkel hatte sich allen Ovationen entzogen. Von sonstigen Künstlern waren bei der inneren Ausstattung der Bildhauer Fr. Tieck, die Maler Wach und W. Schadow in hervorragender Weise beschäftigt. Das Gebäude wurde vielfach gerühmt. Auch die Beleuchtung erhielt ihr Lob, nur die Sitze im Parkett galten als furchtbar eng.*)

Der Mann, der, unterstützt von theils genialen, theils tüchtigen Mitarbeitern, das Berliner Theater**) zu seiner Höhe gebracht hatte, Iffland, war 1814 gestorben (oben S. 345). Nicht unmittelbar darauf konnte in der Zeit großer Aufregung ein Nachfolger gefunden werden. Als er kam, war es nicht bloß ein neuer Mann, Graf Brühl (oben S. 370, geb. 1772, gest. 1837, bis 1828 in seiner Stellung in Berlin), sondern zugleich der Träger eines neuen Amts und einer veränderten Anschauung. Während bisher, so lange es ein königliches deutsches Theater in Berlin gab, Schauspieler oder Schriftsteller an seiner Spitze gestanden hatten, kam nun ein Verwaltungsbeamter, freilich einer mit litterarischen und künstlerischen Anlagen und Neigungen; an

*) Maltitz an Matthisson 1821, in des Letzteren Nachl. II, 159. Vgl. oben S. 433.

**) Quellen im Allgemeinen die oben S. 155 A. genannten. Ferner: Album d. kön. Schauspiels u. d. kön. Oper zu Berlin für die Zeit von 1796—1851. Berlin 1858. Dazu kommen die schon mehrfach angeführten Erinnerungen von A. B. Marx. Holtei, Vierzig Jahre, bes. Bd. 3—5, 2. Aufl., Breslau 1859, gewähren eine ebenso zuverlässige, wie harmlose und amüsante Darstellung. Der Zelter-Goethische Briefwechsel (6 Bände, Berlin 1834) bietet eine Fülle beachtenswerther Notizen. Eine neue unverkürzte Ausgabe auch der Zelter'schen Briefe — die Goethe's erscheinen allmählich in der Weimarischen Ausgabe — wäre sehr zu wünschen. Fr. Tietz, Bunte Erinnerungen an . . . Theaterzustände aus Berlin . . 1854, enthalten herzlich wenig. — Von Künstlerbiographieen sind Caroline Bauer's Werke „Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Caroline Bauer, hgg. von A. Wellmer. Berlin 1871" und „Verschollene Herzensgeschichten. Nachgelassene Memoiren von C. B., bearbeitet von A. W. Berlin 1880. 3 Bände" mit großer Vorsicht zu benutzen. Von einzelnen Künstlerbiographieen werthvoll: Martersteig, P. A. Wolff, 1879. — Berlins dramatische Künstler, wie sie sind, von L. D. R. 1. Heft, Berlin 1829, bei A. W. Hayn. (Behandelt die Schauspieler von A bis G; vielfach gegen Courier und Estafette.) Vgl. auch Gutzkow, Rückblicke S. 246 ff. Stieglitz, Gruß an Berlin, passim. — Ueber den Bau vgl.: Aus Schinkel's Nachlaß III, 170—188. — Genaue Daten z. Th. nach den oben genannten Quellen bei Goedeke, Grundriß III, 924—928. S. auch die oben S. 406, 407 fg. gegebenen Mittheilungen.

die Stelle eines Bürgerlichen trat nun ein Adliger und zwar ein Hofmann. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Veränderung wichtige, theilweise verhängnißvolle Folgen haben mußte. Der Mangel eines artistischen Directors wurde weniger fühlbar in Folge der Wirksamkeit tüchtiger Regisseure, zu denen sich Teichmann (1791 bis 1860) gesellte, der seit 1815 in Brühl's Privatdienst, dann als unermüdlicher Rathgeber, als der „Hofrath, der Alles wußte", ein nothwendiges Inventar des Theaters wurde. Dieselbe einflußreiche Stellung eines stillen arbeitsamen Helfers behielt Teichmann auch unter Brühl's Nachfolger, dem Grafen Wilh. Redern (1802—1883, Generalintendant bis 1842), dessen Vorliebe und Kenntniß mehr auf das Musikalische gerichtet war. Diese Vorliebe machte sich auch in seiner Theaterleitung geltend; sonst aber zeigte sich trotz des neuen Mannes in der Richtung und Ausführung kein neuer Geist. Beide, Brühl und Redern, waren Männer von Geschmack, beide auch vor dem Antreten ihres neuen Amtes mit dem Theaterwesen genau bekannt. Alles Aeußerliche erhielt durch sie eine Pflege, wie sie bisher in Berlin wenigstens noch nicht gekannt war. Costüme und Decorationen wurden mit künstlerischer Sorgfalt und großer Pracht hergestellt, das Zusammenwirken der einzelnen Künstler und auch das Gesammtspiel der Chöre und Massen kunstsinnig gefördert, eine Disciplin eingeführt, die an militärische Gewohnheiten erinnerte. Die enge Beziehung zum Hofe veranlaßte zwar keine völlige Veränderung des Repertoires, aber mit Rücksicht auf den König, der ein überaus fleißiger Theaterbesucher war, eine Bevorzugung der bei ihm beliebten Arten des Singspiels, der harmlosen Posse, des feineren Conversationsstücks und ein Zurückdrängen des Trauerspiels. Trotzdem that Graf Brühl, ebenso wie sein Nachfolger, Manches, um auch das klassische Schauspiel zu begünstigen. Goethe kam freilich, trotz der persönlichen Beziehungen, selten zum Wort — einzelne Singspiele und Stella wurden neu gegeben; über die Faustaufführung 1838 ist unten noch ein Wort zu sagen —, dagegen wurden einige Stücke Schiller's und mehrere

Werke Shakespeare's, die bisher auf der Berliner Bühne noch nicht gegeben waren, hervorgesucht, andere schon früher gegebene wiederholt gegeben. Einzelner Vorstellungen aus dem Jahre 1815, eines antijüdischen Stücks, der Trauerfeier für Kotzebue 1819 wurde schon gedacht (S. 347, 394, 399), einzelne Stücke von Mich. Beer, L. Robert, Uechtritz sind gleichfalls bereits erwähnt (oben S. 428 ff., 431 ff.).

Ueberblickt man das Repertoire der gesammten Zeit (1815 bis 1840), so bemerkt man eine ziemlich große Zahl von Uebersetzungen, unter denen die englische Litteratur am geringsten, etwas häufiger die spanische (Calderon und Lope de Vega), am häufigsten die französische vertreten ist. Doch verschwinden die Aelteren, selbst Molière, durchaus gegen die Neueren, unter denen schon Al. Dumas zu finden ist, während Scribe den Löwenantheil davonträgt; sehr häufig heißt es einfach: Aus dem Französischen. Der Däne Oehlenschläger kann kaum als Ausländer betrachtet werden, da er auch deutsch schrieb; übrigens erschien er ziemlich selten. Von deutschen Dichtern wurden vergessene Poeten früherer Zeit seltener hervorgeholt; die Lebenden beherrschten das Repertoire. Außer Kotzebue, Herklots und Körner, die wenigstens in den ersten Jahren noch vielfach vertreten waren, lieferten fast lauter neue Leute die Novitäten. Zu ihnen gehörten viele, die schon damals keinerlei Bedeutung besaßen und ihre Zulassung Gönner- und Machenschaften verdankten, andere, die eine ganz ephemere Geltung erlangten. Alle diese brauchen hier nicht aufgeführt zu werden. Dagegen seien Diejenigen genannt, die, ohne es zu lärmenden Erfolgen zu bringen oder Stützen des Repertoires zu werden, mit einigen Stücken, oder auch nur mit einem, die Bühne betraten: Immermann (Kaiser Friedrich I.), Grillparzer (Sappho, Medea, König Ottokar's Glück und Ende), Werner (24. Febr.), Müllner (29. Febr., König Yugurd, Albaneserin). Weniger bedeutende Schriftsteller waren: Bauernfeld, Castelli, Contessa, Deinhardstein, Elsholtz, Fr. Förster, Gubitz, Hell, Holbein, Holtei, Houwald, Kind,

Schall, Titus, Töpfer, Tromlitz und Amalie Weißenthurn (Frau Charlotte Birchpfeiffer begann damals erst zu erscheinen). Zu den viel und gern gesehenen Autoren gehörten Angely, Blum, Clauren, Jul. v. Voß, P. A. Wolff. Der Hauptlieferant war aber Ernst Raupach (1784—1852, seit 1824 dauernd in Berlin).*) In 20 Jahren, von 1820—40, lieferte er der Berliner Bühne die ungeheure Zahl von 75 Stücken. Diese Zahl erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß vor 1825 überhaupt nur 2 Stücke aufgeführt wurden, auf die letzten 5 Jahre nur 13 entfallen, so daß sich 50 auf nur 10 Jahre vertheilen. In den 11 Jahren von 1825—35 incl. war Raupach von einer fast unheimlichen Productivität: in einzelnen Jahren brachte er 7 Stücke, darunter 4 je fünfactige Trauerspiele, auf die Bühne. Dabei war der Erfolg, den er davontrug, gar nicht so groß, wie man gewöhnlich denkt. Sein zuerst in Berlin aufgeführtes Stück, „Die Fürsten Chawansky", brachte es auf 11, sein zweites, „Die Erdennacht", nur auf 2 Vorstellungen. Trotzdem ließ man 1825 schon 5 seiner Stücke zu, deren Aufführungsziffern, freilich bis 1848 und 1853, waren: 5, 7, 22, 25, 39. Diese immerhin schönen Erfolge wurden keineswegs immer erreicht: unter den

*) Raupach. Eine biographische Skizze von Pauline Raupach. Berlin 1853. Goedeke, Grundriß (alte Ausg.) III, 551—553. A. D. B. XXVII, 431—445 von Bendiner, dem einzelne Bemerkungen entnommen sind. E. Genast, Aus dem Tagebuche e. alten Schauspielers II, 21—51. Gubitz, Erlebnisse III, 158—189. Einzelnes Anekdotische bei Car. Bauer u. A. Sehr merkwürdig, unklar, ob Ernst oder Scherz: Raupach und Häring, oder: Einiges über die Stellung von Preußens Dichtern zu Süddeutschland und Europa von E. W. Kähne. Berlin, E. S. Mittler 1833. Mir haben durch die Güte der Schwägerin Raupach's, Frau Guimpel, sämmtliche ungedruckt gebliebenen Dramen Raupach's vorgelegen. Einzelne Mittheilungen verdanke ich der Genannten, ihrer Schwester, Frau Ronneburger (beides Schwestern von Pauline Raupach) und Herrn Rengert, den hdschr. Aufzeichnungen von Charlotte von Hagn. Briefe Raupach's gedruckt von Franzos, Deutsche Dichtung, III. Bd., 7 H.; interessante Notizen bei Costenoble, Das Wiener Burgtheater. 2 Bde. Wien 1888, 1889. Ein Lob R.'s auch bei Gans, Verm. Schr. II, 360. Ein Aufsatz von Hegel in dessen Werken 17, 414 ff.

7 1828 aufgeführten Schau- und Lustspielen konnten nur 2 einen wirklichen Erfolg aufweisen: „Der versiegelte Bürgermeister" mit 17 und „Die Schleichhändler" mit 167 Vorstellungen (freilich bis 1863). Nach 1832 kam es vor, daß je 2 Raupach'sche Stücke nur 2 Vorstellungen erlebten, eines sogar, „Gute Miene zum bösen Spiel", nach der ersten abgesetzt werden mußte. Selbst ein so vielgenanntes Stück wie „Der Müller und sein Kind" konnte es nicht über 8 Aufführungen bringen. Ja, die Hohenstaufendramen, dieser lauteste Ruhmestitel Raupach's, waren verhältnißmäßig seltene Gäste. Ein Stück der Tetralogie: Kaiser Friedrich II., wurde nur einmal, je 3: 4, die übrigen Theile dieser und der gleichfalls viergetheilten Tragödie Kaiser Friedrich I. höchstens 6 Mal aufgeführt, ebenso Manfred und Philipp; nur wenige Stücke brachten es auf eine höhere Zahl, wie Conradin mit 16 und König Enzio mit 29 Aufführungen von 1831 bis 1854; wenn auch Agnes von Hohenstaufen 21 Mal gegeben wurde, so verdankte sie dies vielleicht ebensowohl der Spontinischen Musik als dem Text. Nicht also die Hohenstaufendramen waren es, die Raupach seinen großen Ruhm verschafften. Kulturhistorisch waren sie wichtig genug: sie sollten den Widerstand des Protestantismus gegen die Anmaßungen des Papstthums verklären, und sollten andererseits Front machen gegen die Freigeister, indem sie einen ruhigen, nüchternen Rationalismus verkündeten. Es war vielmehr die staunenswerthe Fruchtbarkeit seines Talents, die ihn zur Hauptstütze der Bühne machte. Denn außer den 75 Stücken brachte er Bearbeitungen Anderer: nach seiner Uebersetzung wurde Racine's „Athalie" (7. Jan. 1841), nach seiner Einrichtung Schiller's Piccolomini und Wallenstein's Tod (30. Nov. und 1. Dec. 1831), nach seiner Bearbeitung „Der Stiefvater" von Holberg gegeben (13. Febr. 1830). Alle diese Arbeiten waren hoffentlich besser als die Nachahmung von Calderon's „Tochter der Luft" (17. Jan. 1827), über die der bekannte Vers cursirte:

An Calderon ein schlimmer Raub — ach;
Wer konnt' ihn wohl begeh'n als Raupach.

Auch sonst gab es, noch ehe die Jüngeren erbittert und entrüstet wider ihn losfuhren, hauptsächlich zu der Zeit, da er älter und einflußloser geworden war, Spottverse genug wider ihn, z. B. die folgenden:*)

Fern aus Rußland kam ich als Arzt des Berliner Theaters;
Hektisch hustete schon Jahre lang der Patient:
Siehe — der Husten ließ nach alsbald; doch ein schlimmeres Uebel
Thut in Symptomen sich kund — Wassersucht heißt es auf deutsch.

Doch hinderte alles dies nicht seine Allmacht an der Berliner Bühne. Was er brachte, mochten es eigene oder fremde Werke sein, wurde angenommen. An Lob und Anerkennungen fehlte es ihm nicht: Ordens- und Titelverleihungen, ebenso wie Lobsprüche der Kritiker wurden ihm zu Theil. Man fürchtete ihn in Berlin und ehrte ihn in Wien. Für Schreyvogel war es ein Festtag, wenn Raupach'sche Manuscripte ankamen, La Roche war ergrimmt darüber, daß die „besten" Stücke, wie Kaiser Friedrich II. und Cromwell, von der Censur verboten wurden, und Deinhardstein als Censor erklärte einer Zeitschrift, die es gewagt hatte, sich über Raupach lustig zu machen: „Ein Werk wie Raupach's Tasso ist kein Gegenstand frivoler Ironie".

Raupach's langjährige unbestrittene Herrschaft läßt sich schwer erklären. Sie liegt zum Theil in der Dürftigkeit der damaligen dramatischen Production, in seiner außerordentlich großen technischen Geschicklichkeit, in seiner anmuthigen Diction. Er arbeitete mit großer Liebe. In einem seiner wenigen Briefe (an seinen Bruder) heißt es einmal: „Wenn ich Dir doch beschreiben könnte, wie ich mich über jede vollbrachte Schöpfung freue, mehr als ein Vater über den neugeborenen Sohn von der geliebten Gattin." Wer die Originalhandschriften seiner Dramen gesehen hat, muß gleichermaßen erstaunt sein über die zierliche und regelmäßige Handschrift seiner Concepte, wie über

*) Briefe aus Berlin, Hanau 1832, S. 130 fg.

die geringen, fast minimalen Aenderungen, die er anzubringen für nothwendig hielt.

Raupach war ein gerader, offener, fast harter Mensch. Theaterleitern wie Schauspielern war er unbequem, den letzteren gegenüber grob und rücksichtslos, undankbar gegen die große Mühe, die beide sich gaben. Dazu war er auffallend häßlich, mit seinen mächtigen Beinen und Händen ungraziös und wurde durch sein unaufhörliches Schnupfen Vielen widrig. Er war unempfindlich gegen Lob und Tadel. Nur selten erließ er Erklärungen wider Mißverständnisse der Recensenten; noch seltener bedankte er sich in der Zeitung für den ihm gespendeten Beifall; er sei aber „nicht gewohnt, auf der Bühne zu erscheinen". (15. Dec. 1833.) Bei der Aufführung seiner Stücke saß er ruhig auf dem ihm zugewiesenen Parkettplatze und schnupfte weiter, mochten die Zuschauer Beifall klatschen oder ihr Mißfallen ausdrücken.

Raupach war kein Dichter. Man kann ihn auch kaum einen Denker nennen, einen so breiten Raum auch sog. philosophische Erörterungen in seinen Dramen einnehmen. Er war ein klarer, reiner Verstandesmensch. Er besaß weder Phantasie noch eine genaue Kenntniß der Menschen und der ihn umgebenden Verhältnisse, so daß die Charaktere der meisten nichthistorischen Stücke in falsch idealistischer Manier gehalten sind. Aber auch in den historischen Stücken kam es ihm, dem ehemaligen Professor der Geschichte, nicht darauf an, ein aus sorgfältigen Studien der Quellen geschöpftes Bild zu geben, sondern er begnügte sich mit einer beliebigen neueren Darstellung, bei den Hohenstaufendramen z. B. mit Raumer's bekanntem Werk. Man hat gern drei Perioden in Raupach's Schaffensthätigkeit unterschieden. Der ersten gehören wesentlich phantastische Stücke an, daneben freilich auch solche aus russischem Leben und russischer Geschichte (er hatte fast 20 Jahre, von 1804—23, in Rußland zugebracht); der zweiten hauptsächlich Lustspiele; den Hauptinhalt der dritten machen die geschichtlichen, die Hohen-

staufen-Dramen aus. Mit den Luſtſpielen erzielte Raupach ſeine lauteſten und, wie die oben mitgetheilten Zahlen zeigen, nachhaltigſten Erfolge; die Hauptperſonen dieſer Luſtſpiele, Till und Schelle, waren lange populär. Sie ſollten im Sinne des mit Hegel befreundeten, philoſophirenden Dichters Verkörperungen des Schickſals ſein, das mit den Menſchen ſpielt, ſie hin und her treibt und ſchließlich die von ihm hervorgerufenen Verwickelungen löſt.

Zur Charakteriſtik ſeiner dramatiſchen Thätigkeit ſeien drei, je durch ein Jahrzehnt getrennte Stücke hervorgehoben: Timoleon 1814, Laßt die Todten ruh'n 1824, Taſſo's Tod 1834. Das erſte iſt ein ernſtes Schauſpiel, das zweite eine Komödie, das dritte eine Tragödie. Das letzte zeigt eine Anknüpfung, gewiſſermaßen eine Concurrenz mit Goethe, das mittlere iſt dasjenige Stück, mit dem der Dichter Berlin eroberte, das erſte führt uns in die Zeit der Befreiungskriege, die Raupach mit großem Patriotismus durchlebte (ſ. oben S. 337). Timoleon, der von Korinth nach Syrakus kommt und dieſe Stadt von den Karthagern befreit, iſt der tapfere, wortreiche, auf Dank und Lob verzichtende Held eines antikiſirenden Schauſpiels. Zeitideen und Zeitvorgänge wirken auf das Stück ein: ſo wünſchte der Dichter das Benehmen der Helden und Helfer, vielleicht der Ruſſen und Preußen, nach errungenem Siege; die Starrheit ſeines eigenen Ehrbegriffs mochte er gern den Perſonen ſeines Stücks einimpfen. Das Luſtſpiel nöthigt uns nicht zum Lachen: der Humor iſt erkünſtelt, die Wortwitze geſchraubt. Ein eiferſüchtiger Graf hat bei ſeiner Frau ein Bild geſehen, das dieſe als das eines Todten, ihres ehemaligen Bräutigams, ausgibt, und glaubt, durch die Schliche Till's und mancher Helfershelfer in einem Baron, den er gefangen nehmen läßt, das Urbild zu haben. Aber der Gefangene iſt der Liebhaber der Nichte, dem Gegenſtand des Bildes nur zum Sprechen ähnlich und zwar, wie ſchließlich herauskommt, ein unehelicher Sohn des Grafen. Beſtrafte Eiferſucht, Entlarvung des Tugendwächters, Beherrſchung

der ſchuldigen und unſchuldigen Adelsperſonen durch einen bürgerlichen Diener: das ſind die Motive, durch die Raupach ſein Luſtſpiel geſchickt aufbaute und die Berliner entzückte. Taſſo's Tod endlich iſt kein Drama, denn es fehlt ihm die Handlung und Entwickelung. Es entnimmt von Goethe Worte und ganze Stellen, beginnt aber erſt mit der Zeit, da Goethe ſchließt. Taſſo iſt gefangen, weil er bei ſeiner Rückkehr nach Ferrara die beleidigendſten Ausdrücke gegen die Herrſcherfamilie ausgeſtoßen hat, er gilt Allen für wahnſinnig, kommt aber ſelbſt erſt gegen Ende des Stückes zur Erkenntniß ſeines traurigen Zuſtandes. Er wird befreit und ſtirbt im Vollgefühl des Glücks, nachdem er die Nachricht von einem gewonnenen Proceſſe in Neapel und von ſeiner Dichterkrönung in Rom gehört. Von einer Charakterentwickelung des Helden kann nicht die Rede ſein, da er von Anfang bis Ende geiſtesumnachtet iſt; auch die übrigen Perſonen benehmen ſich wider ihn zum Schluſſe genau wie zum Beginn; wie der letzte Akt — eine große Todesſcene — ſo beſteht das ganze Stück aus endloſen Einzelreden und Unterhaltungen, in denen von Kunſt und Natur, Krankheit und Wahn, Dichterleben und Liebe in gutgebauten, ſchöntönenden, inhaltlich aber recht leeren Verſen die Rede iſt.

Selbſt ſein am lauteſten gerühmtes Stück „Die Schleichhändler" mit ſeinen überflüſſigen Verkleidungen, ſeinen durchſichtigen Verwechſelungen, unmöglichen Vorausſetzungen und Zuſtänden, die, ſtatt typiſch für alle Zeiten zu ſein, nicht einmal für jene Zeit zutreffen, erheitert nicht, ſondern verſtimmt und ermüdet. Iſt man aber gar verurtheilt, eine der Hohenſtaufen-Tragödien, z. B. die von La Roche als Meiſterwerk geprieſene, Kaiſer Friedrich II. (4. Theil, Friedrich's Tod) zu leſen, ſo muß man ſich entſetzen über dieſe Leerheit der politiſchen Verhandlungen, die langen, wider jede geſunde geſchichtliche Auffaſſung ſündigenden Geſpräche, die falſchen Bilder, die hohlen Phraſen, die geſchraubte Sprache, die trotz aller Verseinſchnürungen platteſte Proſa bleibt. „Gebrauch und Form ſind Puppen für die Welt",

„Das Schwert, das blind und ohne Herz die mehr und minder Schuldigen nicht scheidet", „Das Wort ist rund, viereckig war die That", „Der König ist der Vormund der ungeborenen Jahrhunderte" — das sind nur einige Proben der geistreichelnden und doch so hohlen Sprache. Auch der Hauptheld — bald Donnerer, bald rührseliges Weib — erregt keine Sympathie, und selbst sein Tod vermag trotz aller bombastischen Verse nicht zu rühren. Aber die Mache ist geschickt: die Karrikatur der Geistlichen, die vom Papst bis zum einfachen Mönch als Heuchler dargestellt werden — Frauen kommen fast gar nicht vor, — die hochtönenden Reime, mit denen nach Schiller'schem Recept die Acte, auch häufig die Scenen geschlossen werden, gelegentlich eingestreute Witzchen, endlich die Schaustellungen verschiedener Art, Decorationen und Costüme, Concilsversammlung, Schlachtgetümmel, Gefangenenaufzüge; mannigfache Beschäftigung für Auge und Ohr.

Bei alledem wird es dem modernen Leser schwer, daran zu glauben, daß eine ganze Generation Raupach oft und gern sah, ja ihn für einen großen Dichter hielt. Heißt es doch in einer 1833 zu Berlin erschienenen Schrift, bei der man nicht an Ironie denken darf: „Wer durch die Ausführung seines Gegenstandes als Dichter der größere sei, Sophokles, Shakespeare oder Herr Raupach? Diese Frage läßt sich wohl nicht stellen. Alle drei sprechen sie gleich schön die ewigen Wahrheiten des Rechts, der Moral und der Sittlichkeit aus, und sie sind nur verschieden wie die Zeit, für welche sie als Dichter gelebt haben."

Neben Raupach sind P. A. Wolff, Clauren, K. Blum zu behandeln. Wolff, der ernste und denkende Künstler (vgl. oben S. 319), war auch ein fleißiger Dramatiker.*) Von seinen 12 meist zu Berlin aufgeführten Dramen hat sich nur eines: Preciosa wenigstens 50 Jahre lang in Berlin und anderwärts erhalten (1. Aufführung am 14. März 1826), das gewiß K. M. von

*) Goedeke III, 946. Martersteig oben S. 480 A.

Weber's Musik einen guten Theil seines Erfolges verdankt, denn eine frühere Vorstellung mit anderer Musik mißfiel; Iffland hatte 1811 das Stück kurzer Hand abgelehnt. Es ist aus Cervantes' Erzählungen entnommen und behandelt die Geschichte eines Mädchens, das, als Kind von den Zigeunern gestohlen, durch Liebreiz und Gesangskunst sich bei diesen eine königliche Stellung verschafft, alle Männer bezaubert, endlich von ihren Eltern wiedergefunden und mit ihrem Geliebten, einem Adligen, vereinigt wird; dieser hatte sich des Mädchens wegen in die Zigeunerbande einreihen lassen, richtete durch seine Eifersucht und Leidenschaft manches Unheil an; schließlich wendet sich Alles zum Guten. Das Stück ist keineswegs ein poetisches Meisterwerk, aber eine lebhafte, nicht völlig unwahrscheinliche Handlung, Liebe und Ritterthum, hübsche Lieder, deren eines „Einsam bin ich, nicht alleine" fast zum Volksliede geworden ist, gefällige Sprache, Abenteuer und fromme Reden, melancholisches Schmachten und derber Humor gewähren dem Schauspiel, trotz seiner durchsichtigen Handlung, noch heute Reiz. Drei von dem redseligen, trunksüchtigen, mit den Fremdwörtern auf gespanntem Fuß stehenden Schloßverwalter oft gebrauchte Redensarten: „Peter des Plaisirs", „Donnerwetter Parapluie", „Seit der großen Retirade" sind zu geflügelten Worten geworden.

Clauren war als Dramendichter nicht so süßlich wie als Novellenschreiber (oben S. 454). Von seinen Stücken wurden 7 — einige seiner Novellen wurden von Anderen dramatisirt — auf der Berliner Bühne von 1815—24 zuerst aufgeführt, manche erhielten sich bis in die dreißiger Jahre und erlebten gegen dreißig Wiederholungen. Unter diesen zeigt der „Bräutigam aus Mexiko" Clauren's Manier deutlich genug: den ungeheuer reichen Mann, der aus Mexiko stammt, schnippische Dienstmädchen, betrügerische Gutsverwalter, stolze verarmte Adlige, Sieg der Unschuld, nachdem ein bißchen süßliches Getändel vorangegangen, gemischt mit ein wenig Frivolität. Die geschilderten Zustände sind nicht wirklich beobachtet, denn ein stets auf dem Lande lebendes Edel-

fräulein, das beim Herausnehmen eines Fisches in den Fischtrog fällt, hat's wohl auch damals nicht gegeben. Der Witz ist wohlfeil: bei dem einen adligen Bewerber besteht er darin, daß er kein l aussprechen kann. Dagegen ist ein nicht minder beliebtes Stück: „Der Wollmarkt" eine übermüthige Posse, in der die freilich nicht sehr wahrscheinliche Annahme, daß ein mit seinen Töchtern zur Stadt fahrender Amtsrath den Palast eines Fürsten für ein Wirthshaus hält, zu drolligen Situationen, allerdings auch mit einem kleinen Stich von Rührung und Sentimentalität, benutzt und ein geschickt eingefädeltes Liebesabenteuer mit nicht üblem Humor zu Ende geführt wird. Schnelles Verlieben, zärtliches Verloben stört nicht den tollen Schwank, der, gekürzt und rasch gespielt, noch heute harmlose Theaterbesucher unterhalten könnte.

Der dritte im Bunde, K. Blum, ein Berliner 1785—1844, aber in Berlin erst seit 1822, als Regisseur der Oper, eine kurze Zwischenzeit auch als technischer Leiter am Königstädtischen Theater thätig. Er war Musiker, Sänger und Schriftsteller, fast ausschließlich dramatischer. Er führte das Vaudeville in Deutschland ein, eine eigenthümliche Mischung von Sprech- und Singspiel, vollgespickt mit französischer Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit. Außerdem verfaßte er Possen, Singspiele, Operntexte, Worte zu Balletten, Musik zu Tanzdivertissements. Mit diesen musikalischen Darbietungen hatte er fast mehr Glück als mit seinen poetischen. In letzteren war er selten original, sondern benutzte fremde, hauptsächlich französische Vorbilder, die er nicht immer gewissenhaft genug nannte. Von seinen etwa 70 Stücken wurden am Berliner Schauspielhause 1815—1845 etwa 25 zur Aufführung gebracht; viele fanden ihren Weg auf andere Bühnen; einige erhielten sich fast bis auf unsere Zeit. Unter diesen befinden sich: „Erziehungsresultate", die 47 Mal bis 1869, der Vicomte von Létorières, der ebenso oft bis 1880, der „Ball zu Ellerbrunn", der 79 Mal bis 1881 zur Aufführung gelangte. Das erste Stück ist das unbedeutendste: es behandelt wie Kotzebue

den Gegensatz von Natürlichkeit und einer durch schlechte Erziehung hervorgerufenen Verbildung und Ziererei und schildert à la Frau Gottsched das Herumwerfen mit französischen Brocken, an denen selbst die Dienerschaft würgen muß. Zwei Heirathen krönen das Spiel: dem frischen, muthigen, wahrhaften Mädchen gönnt man ihren braven Officier, daß aber die feige, kokette Zierliese auch ihren Liebhaber bekommt, der sich ihretwegen in Gefahr begibt, von ihr aber schmählich preisgegeben wird, ist eine poetische und moralische Ungerechtigkeit. Der „Ball zu Ellerbrunn" ist eine unterhaltende Belehrung, daß ein junger Ehemann, der seine schöne geistreiche Frau um einer aufgeputzten, leichtfertigen Dame willen vernachlässigt, durch unbegründete Eifersucht reuig zurückgeführt, mit seinen eigenen Waffen geschlagen wird und der schelmischen Ueberlistung weicht. Ein paar nicht übel gezeichnete kleinstädtische Charaktere geben dem Stücke eine gute Localfarbe; eine gewisse auf die Periode der Entstehung und der größten Beliebtheit des Stücks hinweisende Zeitfärbung wird durch ein paar Anspielungen auf Spohr, auf die Beliebtheit der Ballette und auf den Zollverein („Zollverband") gewahrt. Das munterste und lebensvollste Stück — doppelt wirksam, da es einer jungen hübschen Schauspielerin Gelegenheit zu einer Hosenrolle gibt — ist aber der „Vicomte", die Geschichte eines Saufewinds, eines unwiderstehlichen Schwerenöthers, der es versteht, mit Schlauheit und Grazie allen Weibern die Köpfe zu verdrehen, die jungen zu küssen, die alten begehrlich zu machen, mit den Männern zu reiten, zu trinken, zu fechten und zu reden, der in alle Geheimnisse eingeweiht, alte Sünder erschreckt, anderen schmeichelt und droht, sie überlistet und, wenn nöthig, zu Boden schlägt. Daß er schließlich seinen Proceß gewinnt, seine Gegner vernichtet und eine Braut heimführt, versteht sich von selbst. Da es auch an anderen Charakterrollen nicht fehlt, einem hochmüthigen Dümmling, der in Alles hineintappt, aber stets abgeführt wird, und einem alten komischen Erzieher, der seinem jungen Herrn mit hündischer Treue ergeben

ist, da zwei junge Liebhaberinnen vorkommen und zwei Frauen, die, ohne ganz jung zu sein, noch auf Jugendlichkeit Anspruch machen, so besaß das Stück für die Darsteller großen Reiz; durch den tollen, lustig erregten und geschickt beruhigten Wirbel mußte es Leser und Zuschauer unterhalten.

Der fleißigste Theaterbesucher war der König. Fast jeden Abend erschien er, einfach wie er war, im Militärrock, ohne Epauletten und Orden, in der kleinen Seitenloge rechts von der Bühne. Er liebte nicht, daß man ihn beachtete. Daher strich er z. B. eine patriotische Stelle in Fouqué's „Einnahme von Rathenow", wo das Publicum dem König ein Hoch brachte. Auch mochte er nicht leiden, daß das Publicum Stellen, in denen es Anzüglichkeiten auf Politik merkte, mit Beifall auszeichnete. Dagegen liebte er Scherze, auch improvisirte Einfälle, ergötzte sich an Militärischem, z. B. den Commandorufen des Corporal Sturm in Raupach's „Vor hundert Jahren". In den Zwischenacten kam er häufig auf die Bühne, besah sich die Decorationen und unterhielt sich mit den Mitwirkenden. Er sah streng auf den guten Ruf seiner Schauspielerinnen und Tänzerinnen und gab durch sein Verhalten gegen sie selbst das beste Beispiel. Die königliche Truppe mußte häufig in Charlottenburg und Potsdam spielen, auch sonst stets des Rufes des Königs gewärtig sein. „Während des 1827 bei Berlin stattfindenden Manövers", so schrieb P. A. Wolff*), „manövrirte unser guter König, der keinen Abend ohne Theater ist, uns auch bald nach Potsdam, bald nach Charlottenburg, denn wo er sich Abends aufhält, muß ein Theil von den Mitgliedern des Hoftheaters sein." **)

*) Beitr. zur Littgesch., Hamb. u. Leipzig 1893, S. 34.

**) Ueber den Theatergeschmack des Königs vgl. Stägemann an Friedr. Cramer (Briefe von Chamisso, Gneisenau, II, S. 178) 14. Mai 1826: „Mein Hauspoet Schütz erzählte mir noch in diesen Tagen: S. Maj. hätten mit dem Schauspieler Stawinski über die an Schiller's Todestage gegebenen fragmentarischen Darstellungen aus Schiller's Dramen Sich höchst gnädig unterhalten, Sich aber, als St. des Wilhelm Tell zu erwähnen sich beigehen lassen, sofort weggewendet und das Gespräch abgebrochen."

Gegen die Theaterlust der Berliner versuchten die Frommen trotz dieser Neigung des Königs noch einmal Front zu machen. Anknüpfend an die vor mehr als einem Jahrhundert erhobenen Angriffe der Theologen erklärte ihr Wortführer Tholuck*) das Schauspiel für eine lose Kunst, warnte Schauspieler und Zuschauer vor den Gefahren, welche die christliche Religion durch das Theater laufe und tröstete sich und die Gesinnungsgenossen mit erbaulichen Liedern. Die Schrift soll den König erregt und in der theologischen Welt große Bewegung hervorgerufen haben. „Die Schule von Schleiermacher", meldet Hengstenberg, „streitet für das Theater." Aber auch Tholuck dämpfte seinen Eifer und besuchte selbst das Berliner Theater, freilich 15 Jahre später.**)

Ein ganz besonderes Theaterereigniß war die Aufführung des „Faust" mit Seydelmann als Mephisto (15. Mai 1838). Die ganze vornehme Welt, adlige und litterarische, war zugegen, die letztere trotz mancher Mißgriffe der Schauspieler bewegt und ergriffen, obgleich die Goethefestesten den „Faust" lieber für sich allein gehabt und nicht mit dem ganzen Publicum getheilt hätten, die erstere unwillig über manche bitteren Anspielungen der Dichtung; der Hof fand das Flohlied höchst unanständig. Da der König dies Mißfallen laut kundgab, so mußten Wiederholungen unterbleiben.***)

Trotz aller dieser Umstände, trotz des Mangels einer anregenden, große Leistungen befördernden Production waren die Darbietungen der Schauspieler theilweise höchst hervorragende. In dieser Beziehung war jene Periode eine Glanzzeit des Berliner Theaterlebens.

*) (Tholuck.) Eine Stimme wider die Theaterlust, nebst den Zeugnissen der theuren Männer Gottes dagegen des seligen Ph. Speners und des seligen A. H. Franke. Berlin 1824. Vgl. Witte, Das Leben Tholuck's, Bielefeld 1884, I, 368 ff.

**) Varnh. Tageb. I, 158.

***) Varnh. Tageb. I, 90 fg., 102 fg. — Ueber Faustaufführungen überhaupt Enslin, Berlin 1880, Creizenach, Fft. 1881. — Ueber Seydelmann als Mephisto eine bes. Schrift von Fr. Röse. Berlin 1838.

Berühmte Gäste erschienen auf der Bühne. Zu ihnen gehörte Sophie Müller (1803—30 in Berlin), die eine Würdigung durch E. Gans erhielt.*) Sie begann ihr Gastspiel mit Emilia Galotti und trat sowohl in Stücken von Calderon und Shakespeare als von Raupach und E. von Schenk auf. Sie wirkte, wenn sie manchmal auch zu ernst und pathetisch war oder in tragischen Rollen durch ein stereotypes Lächeln auffiel, durch Ernst und Leidenschaft, Anmuth und Heiterkeit; besonders wurde ihr Geschick in der Wahl der Rollen anerkannt, die ihr ermöglichten, sich von den verschiedensten Seiten zu zeigen und eine Steigerung des Eindrucks hervorzurufen. Außerdem mögen von Männern Eßlair und Ludwig Löwe, von Frauen die Heinefetter, Schechner und Sophie Schröder genannt werden.

Unter den in Berlin fest engagirten und lange wirkenden Schauspielern verdient den ersten Platz Ludwig Devrient (1784 bis 1832), der nach Iffland's Tode dachte dessen Nachfolger zu werden.**) Er kam im April 1815 nach Berlin, trat zuerst als „Franz Moor" auf und eroberte mit Lustspielrollen, z. B. als „Schneider Fips", die Berliner. Er war ein genialer Schauspieler, kein Arbeiter, der durch Fleiß oder großartige Declamation, sondern ein Künstler, der nur von seiner Genialität getrieben, in

*) E. Gans, Vermischte Schriften 1834, II, 352—388.

) Vgl. L. D. Eine Denkschrift von H. Smidt. Berlin 1833. Von dems.: Devrient-Novellen. 2. Aufl. 2 Thle. Berlin 1857. Ueber einzelne seiner Darstellungen. Berlin 1828. — Ueber die Stich und Raupach's Dramen bei L. Halirsch, Dramaturgische Skizzen. 2 Bde. Leipzig 1829. Anderes bei Laube, Das norddeutsche Theater, Leipz. 1872, S. 117 ff. — Ferner A. D. B. V, 94 ff. — Ueber andere gleich zu nennende Schauspieler vgl. die oben S. 477 A. 1 angeführte Litteratur. — Ueber Seydelmann Rötscher's Schrift, Berlin 1845; vgl. ferner oben S. 491 A. * — Schlenther in A. D. B. 34, S. 86—92, über Rott ders. a. a. O. 29, 383—385. — Für Charlotte v. Hagn vgl. m. Art. im Berl. Tageblatt 29. April 1891 nach den Tagebüchern der Künstlerin, die mir vorgelegen haben. — Blumen auf das Grab der Schauspielerin Louise v. Holtei geb. Rogée. Berlin 1825. Goedeke III, 649 zählt 23 Dichter auf, die in der Sammlung vertreten sind. — Ueber die Crelinger die Notiz A. D. B. V 586 ff.

düsteren, dämonischen Charakteren, wie Richard III. und Lear, oder in komischen z. B. Falstaff unvergeßliche Leistungen schuf, die einer ganzen Generation als Höhepunkt dramatischen Könnens erschienen. Neben ihm verdient Anna Milder-Hauptmann einen Platz (1785—1838, von 1816—1831 in Berlin), die schon als Gast in „Fidelio", den sie in Berlin creirte, große Triumphe gefeiert hatte und, so lange ihre Stimme vorhielt, Hauptstütze der klassischen Oper blieb. Nach Devrient kamen von ebenbürtigen Künstlern Mor. Rott und K. Seydelmann nach Berlin. Rott (1796—1867, schon 1826 als Gast, 1832—1856 dauernd in Berlin) niemals Alleinherrscher der Bühne, wie er es gewünscht hätte, aber in Raupach'schen (als „Alter Dessauer" in „Vor hundert Jahren") und Blum'schen Stücken sehr beliebt und als Lebemann aller Orten gefeiert, während seine Charakterrollen manche Bedenken hervorriefen. Er wurde durch Karl Seydelmann (1793—1843) erdrückt, der freilich kaum fünf Jahre von 1838 an (Anfang 1843 erkrankte er) Berlin angehörte, nachdem er 1835 bei einem längeren Gastspiel außerordentlich gefeiert und mit Ehren aller Art überschüttet worden war. Seydelmann war kein bequemer College, da er Niemanden neben sich dulden wollte. Er lebte mit den außerhalb des Theaters stehenden Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern in innigem Verkehr und hob in den Augen Aller die Kunst, der er diente. Nicht durch äußere Mittel hervorragend, bot er durch die bis ins Einzelne gehende Ausgestaltung seiner Rollen, durch seine Naturtreue, mit der er die dargestellten Charaktere ausstattete, den Kennern die größten und auserlesensten Genüsse.

Von 1816—1828 gehörte P. A. Wolff, von 1816—1845 (sie starb erst 1851) seine Gattin Amalie, Berlin an, beide in Goethe's Schule gebildet, er in rhetorischen Rollen besonders ausgezeichnet, als Regisseur unübertrefflich, sie als Iphigenie ebenso wie in komischen Rollen ein viel gefeierter Liebling des Publicums. Nur wenige Jahre war Louise Rogée (zuletzt Holtei's Gattin, gest. 1825) Mitglied der Berliner Bühne, die unver-

geßliche Darstellerin des „Käthchen von Heilbronn", bei ihrem frühen Tod von den meisten Berliner und vielen auswärtigen Dichtern rührend gefeiert. Ungeheure Triumphe erlangte Charlotte von Hagn (1809—1891), von 1833—1846 in Berlin, wo sie schon früher als Gast gewesen war, verhätschelt von den Großen, umschwärmt von den Männern, angebetet von den Frauen, reich an Lebenserfahrungen und inneren wie äußeren Kämpfen, ein schönes Weib und eine echte Künstlerin, die, wenn sie auch weder geistreich noch hochgebildet war, durch Adel der Gestalt, mit vortrefflichen Mitteln und feinem Verständniß Liebhaberinnen unvergleichlich darzustellen wußte. Alle aber überdauerte Auguste Düring (1795—1865), von 1817—1824 mit dem Schauspieler W. Stich, seit 1829 mit O. Crelinger verheirathet. Länger als 50 Jahre, seit 1812, noch durch Iffland eingeführt und geleitet, gehörte sie, die Berlinerin, der Bühne ihrer Vaterstadt an und blieb von 1835—42 zusammen mit ihren Töchtern Bertha und Clara Stich trotz einzelner Mißhelligkeiten mit dem Publicum und Intriguen der Colleginnen Beherrscherin des Publicums. Als naives Mädchen, als Liebhaberin und Heroine, als tragische Alte verkörperte sie mit großer Vollendung die Gestalten der Heldinnen classischer und moderner Dichter. Raupach schrieb seine meisten Frauenrollen für sie. In dieser Beschränkung auf ein Rollenfach, das natürlich mit den Jahren wechseln mußte, fand sie ihre Größe, aber sie arbeitete unermüdlich fort und erlangte durch dieses unablässige Weiterbilden ihrer Charaktere die schönsten Erfolge.

Wenn auch die Musik hier nicht eingehend betrachtet werden kann, so muß daran erinnert werden, daß die Berliner Oper damals eine herrliche Blüthezeit erlebte. Gegenüber der Sterilität auf dramatischem eine schöne Fruchtbarkeit auf musikalischem Gebiete; liebliche und großartige Opernwerke, die jeden Hörer entzückten und unvergänglichen Reiz bewahren.*) Hier soll jedoch

*) Freilich soll auch folgende Stelle — als Urtheil eines gewiß

nur auf eine Persönlichkeit hingewiesen werden, die für das Berliner Theaterleben wichtig und verhängnißvoll wurde, Spontini, und auf ein Ereigniß, das in den Annalen des Theaters fast einzig dasteht, die Aufführung von Weber's „Freischütz".

G. L. P. Spontini (1774—1851)*) verbrachte die dritte Periode seines Lebens, nach der italienischen und der Pariser, in Berlin. Mit der besonders Gluck's Einfluß zeigenden „Vestalin", die am 15. December 1807 zuerst aufgeführt wurde, hatte er einen großen Erfolg errungen; am 28. November 1809 war

---

Kenntnißreichen — nicht verschwiegen werden. Felix Mendelssohn an Moscheles, Lpz. 1888, S. 60, aus dem Jahre 1833: „Neulich hörte ich einen Berliner Clavierspieler, der spielte die schlechtesten Variationen auf God save, die ich in meinem Leben gehört habe, und das will ungemein viel sagen, und der Mann hat viel Fertigkeit . . . wo steckt denn unser guter Berliner Geschmack? — Doch habe ich neulich die Zauberflöte gehört, das ist, glaube ich, die beste Vorstellung davon, die man jetzt sehen kann. Man merkt, daß jeder Einzelne sein Möglichstes thut, daß sie Alle die Musik persönlich lieb haben; nur ein Ganzes fehlt, und so lange der Sand Sand bleibt und die Spree wässrig, so lange, fürcht' ich, wird es auch nach Berlin nicht kommen." — Interessante Notizen über Berliner Musikzustände noch in dem Buche: Ferd. David und die Familie Mendelssohn, Lpz. 1888, bes. S. 11 fg, 14, 35, 74 fg., 195 fg. — Ueber den Wiener Strauß in Berlin 1834 wird berichtet Natzmer a. a. O. II, 156 fg.: „Dieser hat Concerte gegeben, deren Inhalt nur Tänze betraf, wie spielt aber der Mann! Alles muß mittanzen. Alle Glieder tacten an ihm, selbst seine Ohrläppchen flattern im $^3/_8$-Tact. Auf allen Bällen hat er aufgespielt, die Leierkasten sind sein Echo."

*) Für Spontini vgl. Ledebur, Berliner Tonkünstler-Lexikon, worauf z. B. Mendel, Mus.-Lex. IX, 383—388 verweist. C. Robert, Spontini, 1883. — Benutzt ist H. Grove. dictionary of Music and Musicians, London 1883, III, 665—682, von Spitta; besonders aber von dems.: Spontini in Berlin in: Zur Musik, Berlin 1892, S. 291—355, dem ich im Text durchaus folge. Einzelne brauchbare Anekdoten bei M. Hanemann, Aus der Musikwelt, Berlin 1875, S. 90 ff. Die Schrift Rellstab's, die nach einer scharfen Recension des Genannten und einer bösartigen, angeblich in 10000 Ex. in Berlin vertheilten Entgegnung Sp.'s erschien: „Ueber m Verh. als Kritiker zu Hrn. Sp. als Componisten und General-Musikdirector in Berlin, nebst einem vergnüglichen Anhange. Ein Beitrag zur Kunst- und Tagesgesch. Lpz. 1827" ist mir wohl bekannt; sie kann aber, da sie sehr ins Einzelne geht, hier nicht weiter behandelt werden.

Cortez gefolgt. Beide Opern hatte der König 1814 in Paris gehört. Schon damals hatte er Anstrengungen gemacht, Spontini zu fesseln, sie gelangen aber erst, nachdem Spontini 1818 einen sog. preußischen Nationalgesang componirt hatte, der wirklich 20 Jahre lang zum Geburtstag des Königs gesungen wurde. Spontini wurde (1. Sept. 1819) unter glänzenden Bedingungen zum „ersten Kapellmeister und General-Musikdirector" ernannt. Doch trat er seine Stellung erst am 15. Mai 1820 an. Aus seiner Unterstellung unter den Grafen Brühl, aus seinem ungemessenen Stolz, aus seinem herrischen, pedantischen Wesen den Musikern und Sängern gegenüber entstanden Differenzen, die sehr ausarteten. Seine früheren Opern wurden mit großem Glanze aufgeführt; seine Musik verherrlichte die mit bisher nie gesehener Pracht ausgestatteten Scenen aus „Lalla Rookh" (1821); die Aufführung seiner „Olympia", eines Werkes, an dem er viele Jahre gearbeitet, und das er nach einem Pariser Mißerfolge völlig umgemodelt hatte, galt als Kunstereigniß allerersten Ranges. Es war ein Werk grandioser Conception, von außerordentlicher dramatischer Geschicklichkeit, aber durch seine eintönigen, ermüdenden Melodieen ohne musikalischen Reiz. Die Herrlichkeit, in der sich Spontini sonnte, dauerte nicht lange, da am 18. Juni 1821 Weber's „Freischütz" aufgeführt wurde. Von Spontini folgte am 27. Mai 1822 „Nurmahal oder Das Rosenfest von Kaschmir" mit gänzlich verfehltem Text; 23. Mai 1825 die Zauberoper „Alcidor", die der Berliner Witz mit den Worten: „Allzudoll, eine Zauberoper" abthat; am 12. Juni 1829 die Musik zu Raupach's „Agnes von Hohenstaufen" (s. oben S. 481). In allen drei Werken, den einzigen größeren, die er während einer zwanzigjährigen Wirksamkeit zu Berlin schuf, obgleich er sich verpflichtet hatte, alle drei Jahre zwei große oder drei kleinere Opern zu liefern, bekundete sich das Sinken von Spontini's Talent, obwohl sie die wegwerfende Beurtheilung der Berliner nicht verdienten. Kritiker und Musiker eiferten gleichermaßen gegen den Fremden. Bei Aufführung seiner Opern

konnte das Haus nur durch reichliches Verschenken von Freibillets gefüllt werden; „nur die Marssöhne klatschten heftig." *) Seitdem fertigte er für Berlin nur wenige Festgesänge und Cantaten. Er blieb noch längere Zeit in Berlin; sein eigentlich durch das Publicum erzwungener Sturz nach einer Don Juan-Aufführung (2. April 1841) gehört nicht mehr in den Rahmen dieses Buches. Nach einem ihm am 13. Juli 1842 gegebenen Abschiedsconcert verließ er Berlin, von Vielen als Fremder gehaßt, mit Unrecht der Verachtung und Verdrängung deutscher Musik angeklagt, auch in seinem eigenen Schaffen vielfach verkannt, aber keineswegs ein Mann, der durch sein Wirken das Berliner Musikleben heben und durch seine Werke die Kunst so bereichern konnte, wie man gehofft hatte.

Dagegen wurden C. M. von Weber's Opern die schönsten und dauerndsten Bereicherungen der Kunst. Bevor Weber**) seinen großen Triumph in Berlin feierte (1821), war er drei Mal in Berlin gewesen. Zum ersten Mal Februar-August 1812, wo er nach manchen Schwierigkeiten seine Oper „Sylvana" aufführen ließ und mannigfache persönliche Beziehungen anknüpfte, die erst später fruchtbringend werden sollten. Als er das zweite Mal in einer hocherregten Zeit (3. Aug. 1814) nach Berlin kam, wurde er von einer auserwählten Schar enthusiastisch empfangen, wäre von Manchen gern gehalten worden, mußte sich aber gefallen lassen, mehr Beifall in kleineren Kreisen als bei der großen Menge zu finden. Zum dritten Male, zwischen Prag und Dresden (Okt. und Nov. 1816), war er in Berlin mehr mit seiner Zukunft und seiner Brautschaft als mit augenblicklicher musikalischer Wirkung beschäftigt; doch konnte er con-

*) F. Mendelssohn an Moscheles 1832, nach e. Aufführung d. Cortez.

**) Für das Folgende vgl. M. M. v. Weber: Carl Maria v. Weber. 2 Bde. Leipzig 1864. Für den Freischütz besonders Fr. Kind, Freischütz-Buch. Lpz. 1843. (Jetzt bei Reclam Nr. 2530.) Spitta, Zur Musik, S. 266. Ellinger, Hoffmann, 153 ff. Zelter konnte den Freischütz nicht ausstehen, vgl. G. Z. IV, 473. Interessante Notizen von Tag zu Tage über Spontini und Weber bei Varnhagen, Bll. I, 302—359 passim.

ſtatiren, wie der Kreis, auf den er Wirkung übte, ſich erweiterte und wie viel lebendiger die Theilnahme in dieſem Kreiſe wurde. Dann kam der „Freiſchütz“. Es war ein beiſpielloſer Erfolg. Bis zu Ende des Jahres folgten 17 Wiederholungen, am 26. December 1826 fand bereits die 100. Vorſtellung ſtatt, faſt alle mit den höchſten Einnahmeziffern. Bis 1885 zählte man 504 Wiederholungen.

Ueber ſeinen Erfolg berichtete Weber ſelbſt in folgender enthuſiaſtiſcher Weiſe an ſeinen Textdichter Kind (21. Juni 1821)*): „Victoria können wir ſchießen. Der Freyſchütz hat ins Schwarze getroffen . . . Die geſtrige zweite Vorſtellung ging ebenſo trefflich wie die erſte und der Enthuſiasmus war abermals groß; zu morgen, den 3. iſt ſchon kein Billet mehr zu haben. Kein Menſch erinnert ſich eine Oper ſo aufgenommen zu ſehen, und nach der Olympia, für die Alles gethan wurde, iſt es wirklich der vollſtändigſte Triumph, den man erleben kann.“ In ſeiner beſcheidenen Art meinte er einen großen Theil des Erfolges der „herrlichen Dichtung“ zu verdanken. „Zu welcher Mannigfaltigkeit gaben Sie mir Anlaß und wie freudig konnte ſich meine Seele über Ihre herrlichen tiefempfundenen Verſe ergießen.“

Trotz mancher zum Theil harten Angriffe war und blieb die Begeiſterung eine allgemeine. Ueberall wurden die Melodieen geſungen und gepfiffen. Einen ähnlichen Erfolg errang auch Weber mit ſeinen ſpäteren Opern nicht mehr: Euryanthe 23. December 1824, Oberon 1826. Berlin gehörte der Meiſter, der ſchon am 5. Juni 1826 ſtarb, nie auf längere Zeit an. Und doch hat vielleicht kein Componiſt den Berliner Geſchmack ſo beherrſcht, wie dieſer Schöpfer der deutſch-nationalen romantiſchen Oper; gerade der Freiſchütz mit ſeiner Miſchung von Gruſeln und Lebensluſt, Humor und Frömmigkeit entſprach ſo völlig dem Berliner Weſen, mit ſeinen Wiederholungen und ſeiner langſamen Entwickelung paßte er recht in die bedächtige Art der Zeit;

*) A. Cohn, Autographenkatal. (Samml. Paar), Berlin 1893, S. 198.

das Echtdeutſche in ſeinem Weſen — vielleicht gerade im Gegenſatz zu Spontini — feſſelte ebenſo, wie ſeine Meiſterſchaft, das Naturleben muſikaliſch zu charakteriſiren und den Hörer in der vom Künſtler gewollten Situation feſtzuhalten; ſeine Melodieen von entzückendem Wohllaut wurden bald das Eigenthum Aller.

Oeffentliche Theater gab es am Anfange unſeres Zeitraums außer den königlichen keine. Unter den Privattheatern dürfte nur das der Geſellſchaft „Urania“ auf einige Beachtung Anſpruch erheben.*)

Wie ſtark aber das Theaterbedürfniß der verhältnißmäßig noch kleinen Stadt war, bewies der Zulauf, den Juli 1826 fg. eine aus Warſchau kommende franzöſiſche Truppe mit ihren Darbietungen fand trotz des Widerſpruchs der officiellen Kreiſe, freilich unter offener Begünſtigung des Königspaares. Schon damals dachte man daran, ein ſtehendes franzöſiſches Theater einzurichten.**) 1828 (auch in manchen folgenden Jahren) war täglich auch franzöſiſches Schauſpiel. Börne, der dies berichtet (Nachgelaſſene Schriften III, 310), erwähnt außerdem als öffentliche Schauſtellungen de Bach's Kunſtreitergeſellſchaft, Jongleurs, Dioramen, Concerte und den vortrefflichen Taſchenſpieler Bosco.

Ganz regelmäßig ſpielte aber doch nur das eine königliche Theater, und dies konnte bei dem regen Theaterſinn, der gerade in Berlin herrſchte, nicht genügen. „In Berlin wird***), wie man ſagt, etwas Aehnliches (wie das Caſperle-Theater in Wien) errichtet werden. Glück zu! Auf einem ſolchen Theater muß nur

*) Die Privat-Theater-Geſellſchaft Urania von 1792 bis 1892 von O. Sauerwald (Berlin 1892). Der Verein wurde 1792 gegründet und beſtand zuerſt nur aus 8 Perſonen; das zuerſt aufgeführte Stück (28. Aug. 1792) war Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue“. Am 24. Nov. 1793 wurde das auf viele Jahrzehnte dienende Heim in der Kommandantenſtraße eingeweiht. Das Bühnenreglement 1794 galt bis 1826. Auf die einzelnen Schickſale, Aufführungen, Mitglieder, zu denen auch ſpäter ſehr berühmt gewordene Schauſpieler gehörten, kann nicht eingegangen werden.

**) Bll. IV, 91, 118, 121.

***) „Geſellſchafter“, hgg. von Gubitz, Nr. 63, 16. Apr. 1817.

durchaus kein Conversationsstück geduldet werden, sonst ist es aus damit."

Diese Notiz ist nicht die einzige, welche sich über die Errichtung eines Volkstheaters in Berlin findet. Der Plan spukt in den Jahren 1815 bis 1823.*) Julius von Voß war zum Director desselben ausersehen. Nicht bloß Nachrichten in Theaterzeitungen, Angebote von Schauspielerinnen, z. B. des Wiener Pantomimenmeisters Lewentz beweisen das, sondern ein Schreiben v. Hubla's, in welchem die Sache als der Aussicht nahe dargestellt wird. Brühl wußte damals von dem Plane nichts. Später, als er von ihm erfuhr, bekämpfte er ihn in Rücksicht auf die pekuniäre Schädigung, welche dadurch dem Hoftheater entstehen könne. Er machte dann seinerseits den Vorschlag eines Vorstadttheaters auf Actien, jedoch zum Gewinn der königlichen Theaterkasse, in welchem er Voß eine Stelle als Mitdirector einräumen wollte, drang aber mit diesen Vorschlägen nicht durch. Er, der Dichter und ganz Berlin ward sehr überrascht, als 1822 Cerf die Concession für ein neues Theater erhielt, das mit den königlichen Theatern in keiner Verbindung stand und durchaus kein Volks- oder Casperletheater sein wollte.

Cerf war ein ungebildeter Mensch, der durch seine unfreiwillige Komik ganz Berlin zum Gelächter diente. Vielleicht aus Erkenntlichkeit für solche Scherze, vielleicht zur Anerkennung mancher im Kriege geleisteten Dienste erhielt er die Concession zu dem „Königstädtischen Theater", das am Alexanderplatz gebaut wurde. Aber nicht er nutzte zunächst diese Concession aus, sondern einige Finanzmänner, darunter Jos. Mendelssohn, Beer, der Vater des Dichters und Componisten, die von Cerf die

*) Das Folgende aus dem Nachlasse von Julius v. Voß. Hauptsächlich einige Briefe an Voß 1816, Oct.; Brief an Voß 24. Febr. 1824; gereimtes „Bittschreiben Voß' an den König um Gewährung eines Benefizabends im Opernhaus 23. Juli 1825. Von Voß' Denkschrift „Ueber ein neues Theater in Berlin" haben sich nur unbedeutende Bruchstücke erhalten. — Einzelne Notizen Teichmann, S. 148fg. und Goethe-Zelter III, 459ff.

Concession pachteten und das Actiencapital aufbrachten. In ihrem Namen war Justizrath Kunowski der eigentliche Leiter des Unternehmens. Theatersecretär war v. Biedenfeld, Regisseur Angely, eine Zeit lang war Holtei Theaterdichter. Das Theater wurde am 4. August 1824 zur Nachfeier des Geburtstags des Königs mit Bäuerle's „Freund in der Noth" und mit dem „Ochsenmenuett" von Haydn eröffnet. Die Bankier-Direction bestand nicht lange, einige Jahre später machte sie einer aus ehrsamen Handwerkern zusammengesetzten Commission Platz.*) Am 19. Mai 1829, nachdem die Actiengesellschaft schwere Zeiten durchgemacht hatte, nahm Cerf, an den die Concession zurückging, das Theater in eigene Verwaltung. Auch Angely hatte seine zeitweise herrschende Stellung aufgeben müssen.

Das Königstädtische Theater bezeichnet eine Epoche im Berliner Theaterleben. Sein Wirkungskreis war, da manches Genre der Königlichen Bühnen ausgeschlossen bleiben mußte, nicht eben groß. Es wollte und sollte: Melodrama, Lustspiel, Posse, Vaudeville, Parodie und Travestie, das leichte Schauspiel und die nicht tragische Oper pflegen.**) Nach einem Schreiben von Biedenfeld (1. Nov. 1824) im Nachlasse von J. v. Voß wurden die Uebersetzungen aus dem Französischen nicht bevorzugt,

*) Zu den neuen Directoren gehörte Henoch, Director der Droschkenanstalt. Auf ihn bezieht sich die Schrift: Antwort des Justiz-Comm.-R. Kunowski auf das an ihn gerichtete Sendschreiben des Hrn. Henoch vom 23. Januar 1827. Berlin, Cosmar u. Krause. — Auch später gab's noch manche litterarische Scharmützel betr. das Königstädtische Theater. Nach vielfachen Journalartikeln erschien: Spitzeder, Cerf und das Publicum. Letztes Wort in der Sache. Von *Κάλλος*. Berlin 1832. Lüderitz.

**) Repertorium des Königstädtischen Theaters in Berlin von seiner Eröffnung am 4. Aug. bis 31. Dec. 1824. Herausgegeben von den Souffleuren dieses Theaters Seidel u. Just. 1. Heft Berlin 1825. Von anderen Repertorien unter ähnlichen Titeln sind mir bekannt 1834, 35, 37, 40. Enthält: Personal, Repertoire, einzelne Gedichte und Schwänke, Nekrologe, Anekdoten. Jahrg. 35 geschichtl. Notiz. (G. L. St.) Erschienen, aber mir nicht zugänglich sind 1826—1831 incl. Leider sind diese Repertorien dadurch fast werthlos, daß sie bei den aufgeführten Stücken die Namen der Autoren nicht nennen.

und die deutschen Poeten nicht aus dem Theater gedrängt. An 89 Theaterabenden wurden vielmehr 34 Stücke, darunter 12 Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen, 22 Originalarbeiten, gegeben. Der Briefschreiber lehnt jede Voreingenommenheit für Ausländisches ab, weist aber nachdrücklich auf die Dürftigkeit der deutschen, besonders der norddeutschen Production hin.

Die Glanzzeit des Theaters ist eng mit dem Namen der Sängerin Henriette Sonntag verknüpft.*) Henriette (1803—1854) gehörte seit ihren frühesten Jahren dem Theater an. Den meisten Zeitgenossen galt sie als die schönste, liebenswürdigste, begabteste Sängerin und eroberte durch die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihres Gesanges, sowie das Unübertreffliche ihrer Darstellung Aller Herzen. In Berlin debütirte sie am 3. August 1825 in Rossini's „Italienerin in Algier". 40 Mal in dieser Oper, 30 Mal in Auber's „Schnee", seltener in anderen Opern ähnlicher Art trat sie während ihrer Berliner Zeit auf, die mit größeren Unterbrechungen bis 1829 dauerte. Dann nach ihrer Verheirathung zeigte sie sich, obwohl sie mehrere Jahre in Berlin zubrachte, seltener dem Publicum und nie wieder unter dem Beifallgetöse, das unzertrennlicher Begleiter ihres früheren Auftretens gewesen war. Ein nicht übles Bild des in Berlin herr-

*) Schletterer in A. D. B. 34, 642–656. — Im Einzelnen C. Bauer II, 194 ff. Holtei III, 250 ff. Zelter-Goethe IV, 430 fg., V, 432. Ratzmer, Unter den Hohenzollern, I, 146. Börne, Schriften 1840, II, 110—126. Rahel (1833) III, 207 (Brief an ihren Bruder 19. Sept. 1825). Das Buch: Henriette oder die schöne Sängerin. Eine Geschichte unserer Tage von Freimund Zuschauer. Leipzig, F. L. Herbig 1826 brachte dem Verfasser (L. Rellstab) drei Monate Festung. Es ist ein böses Pasquill, bei dem man nicht weiß, ob oder wieviel wirkliche Vorgänge (Duell, Landpartie) benutzt sind. Der männliche Hauptheld Werner soll Lord Clanwilliam sein. Die übrigen sind mit sehr durchsichtigen Pseudonymen bezeichnet: Die königlichen Räthe Hemmstoff und Wicke sind Medicinalrath Hermsdorf und Kammergerichtsrath Wilcke, der Oberstlieutenant ist von Treskow, Hirsch = Cerf, Quark = Marx, Schillibold Arecca = Wilibald Alexis, Saffian = Saphir, Raupenbach = Raupach, die Officiere Spitzdegen und Maulbur = Witzleben und Molière; sich selbst brachte R. als Rennstein vor.

schenden Sonntag-Enthusiasmus entwarf ein Dichter mit folgenden Versen*):

Freund, daß man die Sonntag erblickt aller Ecken,
Das werd' ich mit Stillschweigen nimmer bedecken.
Denn reiß ich nicht täglich von ein Uhr bis drei,
Die Linden durchlaufend zwei Sohlen entzwei?
Dem Blicke vorbei schweifen Mädchen und Frauen,
Einzig die Einz'ge mein Auge will schauen.
Und käme der Großsultan selber herbei,
Mir ist er nicht mehr, als der Holden Jockei.
Doch nimmer, nimmer will es mir glücken,
Den Erzengel auch nur von fern zu erblicken.

Auch die meisten übrigen Dichter und Kritiker nahmen den Mund sehr voll, so daß die in Börne's berühmtem Aufsatz befindliche Zusammenstellung der auf sie angewandten Epitheta auch für Berlin gelten kann: „die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, theurer Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper". Sehr ernüchternd klingt dagegen das Wort eines einfachen Beobachters: „Ganz unbegreiflich ist es mir, wie sie so Furore machen kann. Klein, kurz, strumplig, mit einem hübschen, nichtssagenden Gesicht, ohne alle Grazie." Auch unter den eingehenden Berichten herrscht keine völlige Uebereinstimmung. Die kühlere Rahel urtheilte (19. Sept. 1825). „Kein Fehlerchen, Ueberlegung des Effects, höchste Leistung des Kehlchens, aber nicht die leiseste Ueberraschung, nicht das sanfteste Fortreißen oder auch nur Mitziehen des geringsten Affects. Glücklichstes Intoniren, immer fertig bereiter Ton der Kehle, tadelloseste Ausübung, glücklichste Reminiscenz der Lehrer und Vorbilder, mit Intelligenz aufgefaßt, mit künstlerischer Ruhe bewundernswerth wiedergegeben! Aber die Seele, die Leidenschaft, die wechselnde Gemüthsstimmung

*) Das verdollmetschte Berlin . . . Von Carl v. d. Dreiblatt. Berlin 1827. S. 10.

nicht mit aufgenommen, nicht mit angebracht, also der tiefbelebende Herzpuls fehlt." Dagegen jubelte Holtei, der Chorführer der Jüngeren, der sich, ebenso wie die Genossen, auch an poetischen Verherrlichungen nicht genug thun konnte: „Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen, habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, aber einen so innigen Verein von Anmuth, Reiz, Wohllaut des Organs, Ausbildung aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnenerer Anwendung der gegebenen Mittel, bescheidener Koketterie wüßte ich nie und nirgend bewundert zu haben. Ja, wir waren berauscht."

Eine Zeit wie die der unerhörten Erfolge dieser Sangeskünstlerin kam für das Königstädtische Theater nie wieder: es blieb eine gern besuchte Stätte der heiteren Muse; aber es wurde weder der Tummelplatz großer Künstler noch die Arbeitsstätte wahrhafter Dichter.

Besonders große Ereignisse lassen sich vom Königstädtischen Theater nicht berichten. Von Faust, dem Spektakelstück, war schon die Rede (S. 386); nur von zwei Vorfällen, von Goethe's Todtenfeier und einem Eingreifen der Politik mag kurz die Rede sein.

Goethe's Todtenfeier*), von Holtei veranstaltet, war weder Goethe's noch Berlins würdig. Gut gemeint war sie gewiß, — denn Holtei war ebenso brav, wie liebenswürdig — aber mit Weimarer Erinnerungen, Citaten, manchmal auch willkürlich geänderten, aus Goethe's Gedichten, Einfügungen von Goethischen Scenen aus den Mitschuldigen, Jery und Bätely und Clavigo, gelegentlichen Rühmungen des Weimarischen Herrscherpaares machte man kein dem Meister geziemendes Festspiel. Ja Holtei, der in erster Linie Humorist war, hatte die Geschmacklosigkeit, auch Humoristisches einzustreuen, ein Verfahren, das er durch

*) Goethe's Todtenfeier auf dem Königstädtischen Theater. Berlin am 10 April 1832. Berlin 1832 bei Cosmar u. Krause. Mit einer Widmung an Frau v. Goethe geb. v. Pogwisch.

den gleichfalls mitspielenden Theatermeister Mieding rechtfertigen ließ, indem er eine Person „Kalt" und Frau Prosa einführte, die ungerührt über das traurige Ereigniß die Trauer der Anderen nicht begreifen, den Meister bekritteln und sich freuen, daß er stets Gegner fand, die ihm gewachsen oder überlegen waren.

Die Politik spielte in zwei Fällen eine Rolle. Das eine Mal bei G. A. v. Maltitz: Der alte Student*), worin die Anspielungen auf Rußland, von der Censur gestrichen, bei der Aufführung doch vorgebracht, dem Autor die Ausweisung aus Berlin eintrugen. Schon vorher war Holtei's „Der alte Feldherr"**) (1826) beanstandet worden, weniger wegen seiner Verherrlichung Kosciusko's, als wegen der Vorführung Napoleons, obgleich diesem, dem ein Schauspieler besonders ähnelte, nur eine stumme Rolle zugewiesen war.

Im Allgemeinen erfreute sich das Theater, trotz der Concurrenz, die es der königlichen Bühne machte und trotz der Abneigung der Hofleute, die in dieser Privatanstalt keinen freien Eintritt erlangen konnten, der Gunst des Königs. Er kam oft zu den ersten Vorstellungen und bezeigte Dichtern und Künstlern sein Wohlwollen.

Sie wurde auch drei Schriftstellern zu Theil, die, wenn sie auch als Autoren des königlichen Theaters wirksam waren, besser in diesem Zusammenhang betrachtet werden können, weil sie die Art des Königstädtischen Repertoires deutlich bezeichnen: L. Angely, Jul. v. Voß, K. v. Holtei. Von Angely (vgl. oben S. 501) wird folgende charakteristische Anekdote erzählt***): „Als ein Bekannter dem Angely etwas tadelte, sagte dieser: ‚Was wollen Sie? Ich schreibe für meinen König'. Dieser ist freilich bald zufriedengestellt; er soll neulich gesagt haben: ‚Publicum immer unzufrieden und mir gefällt Alles so gut'."

*) Reclam's Univ. Bibl. 632. Vgl. Goedeke III, 919.
**) Vgl. Holtei, Vierzig Jahre III, 294—301. Goedeke III, 649.
***) Johanna Motherby an Elise v. Ahlefeldt 1839, bei H. Meisner, Briefe an J. M., Lpz. 1893, S. 30.

Louis Angely*), ein Berliner (1780—1835), war ein fleißiger Mann, der zwar wie die meisten seiner Genossen fremde Vorlagen zu seinen Dramen benutzte, aber bei dieser Benutzung nicht so bequem wie jene zu Werke ging, die vielfach nur übersetzten; vielmehr arbeitete er die Stücke wirklich um und entfernte alles Fremde aus ihnen. Seine vielleicht bekannteste und beliebteste Arbeit war „das Fest der Handwerker". Es ist die Verklärung guten Zusammenlebens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, freundlichen Einverständnisses der verschiedenen Landsmannschaften, Provinzen und Staaten, des Pommern, Schlesiers, Sachsen und Berliners. Gelegentlich häuselt es die Wienerin, die trotz Alters und Körperfülle die Jugendfreuden nicht missen will. Aber besonders dient es doch dazu, den Berliner herauszustreichen. Er ist der gute Mensch, der verträgliche Kamerad, der rasche und geschickte Arbeiter, der fixe Redner und der galante Mann. Draußen im Voigtland bei der resoluten Frau Mietzel, die ihre Tochter Lene mit einem reichen Mann, nicht aber mit dem armen vom Gerüst gefallenen Zimmermann Wilhelm Kind verheirathen möchte, wird das Fest gefeiert, das durch die reiche von den Genossen veranstaltete Collecte und durch die Versprechungen des Meisters für Kind ein Ehrentag und durch die Einwilligung der Frau Mietzel ein Freudenfest wird. Hübsche Lieder beleben die munteren Gespräche. Lustige Berliner Redensarten durchziehen das Stück. „Rendlichkeit is't halbe Leben" und „Positus, ich setz' den Fall" klingen noch heute anheimelnd manchem Berliner ins Ohr und der Refrain: „Berlinisch Blut

*) Für Angely (viele Lustspiele sind in die Reclam'sche Univ. Bibl. aufgenommen): Goedeke III, 958—960. Eine nicht vollständige Sammlung der Vaudevilles und Lustspiele Berlin 1842. — Die Aeußerung Goethe's: Goethe-Zelter 4, 121. — Jul. v. Voß oben S. 386, für die Quellen S. 500 A.; sonst Goedeke III, 937—945, besonders Ellinger's Einl. zur Ausg. des „Faust", Berl. Neudrucke II, Bd. 2. Interessante Notizen bei Schaden S. 158ff. Maltitz in Matthisson's Nachl. II, 659. — K. v. Holtei, Vierzig Jahre, Goedeke III, S. 646—651; die dramatischen Werke in einem Bande Breslau 1845 (46 Stücke). Neue Ausgabe, Breslau 1867, 6 Bände.

ist locker und windig, doch ehrlich und jut" wurde damals wie heute gern geglaubt und gesungen.

„Sieben Mädchen in Uniform" — mit dieser Aeußerung Goethe's wird man sich auch heute noch begnügen — „machen auch hier das Publicum glücklich, denn so etwas ist zeitgemäß. Das Soldatengespiele, zu einer halblüsternen Posse verwandt, läßt sich Jedermann gefallen, wenn unter dem Drucke eines Shakespeare'schen Alps das Publicum seufzt und sich sehnt, aus einem schweren Traum des Ernstes in die freie Luft der Thorheit."

Nur in einem Stücke Angely's kommt etwas Berlinisches im Titel vor: „Die Hasen in der Hasenhaide". Aber in diesem witzlosen Stücke, in dem die Furchtsamkeit lächerlich gemacht werden soll, ist der Titel eigentlich das einzig Berlinische.

Mehr Derartiges findet sich bei Jul. v. Voß (1768—1832), dem oft erwähnten Kriegsschriftsteller, Politiker, Historiker und Novellisten. Er war von ungeheurer Fruchtbarkeit; schon sieben Jahre vor seinem Tode meinte er 100 Bände und 100 Aufsätze geschrieben zu haben. Den größten Theil seines Lebens brachte er in Berlin zu. Er hatte den Wandel des Geschicks in traurigster Weise zu erfahren. Er, ein Ritter des Verdienstordens, gerieth in größte materielle Noth; er, „der Deutschen einziger erheblicher Lustspieldichter", dem man, wie ein begeisterter Zeitgenosse (1822) meinte, vielleicht eine Statue nach seinem Tode setzen werde, starb unbemerkt und vergessen. Er hatte unleugbares Talent und bekundete dieses auch in seinen Lustspielen. Er behandelte das Soldatenwesen, das lüderliche Leben der Officiere im Frieden, die verrotteten Zustände des Militärs und Staats vor der Schlacht von Jena, bekämpfte Frömmelei und Deutschthümelei, travestirte klassische und romantische Dramen, mehr aus Lust an der Travestie als aus Abneigung gegen eine bestimmte Richtung, bespöttelte die Juden und die Provinzialen, führte gern Frivolitäten vor und spielte zur Abwechslung den Moralisten. Was ihn aber noch heute besonders anziehend macht, ist seine

Schilderung des Berliner Kleinbürgerthums und seine Anwendung des Brandenburgischen Platt, des Berliner Dialekts. Letztere ist eine der ersten litterarischen Verwendungen dieser Art; erstere zeigt einen gesunden scharfen Blick für die Lächerlichkeiten des Kleinlebens, aber auch für dessen Harmlosigkeit, Bescheidenheit und Gemüthstiefe.

Nicht immer, wenn der Autor von Berlin zu reden scheint, spricht er wirklich davon: so ist z. B. „Der Schwabe in Berlin" durchaus nicht, wie man erwarten sollte, ein Aufeinanderprallen süd- und norddeutschen Wesens. Aber die drei Stücke, welche Berlin in drei Jahrhunderten vorführen sollen: Berlin 1724, 1824, 1924*), gehören in diesen Zusammenhang. Das letzte ist ein Phantasiebild ohne viele Phantasie. Das erste eine Schilderung der altväterischen Zeit mit ihrer strengen und engen Auffassung, dem blinden Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, der frommen Sinnesart, der seltsamen Ausdrucksweise, in der französische und lateinische Brocken die deutsche Sprache verunzieren. Das Stück „1824" ist eine Verspottung der Großmannssucht der Handwerker, der dann am Ende die ehrliche Arbeit siegreich entgegengestellt wird, Verspottung der Sängerinnen, deren eine, was zur Signatur der Zeit wichtig ist, nur für Rossini schwärmt, Verspottung der sog. Romantiker, d. h. unsinnig declamirender, in höchsttönenden Phrasen sich ergehender Liebesschwärmer. Ein wirkliches Abbild des Berliner Lebens zu irgend einer Zeit ist das Stück freilich nicht. Dagegen tritt das Echtberlinische in dem oft genannten und schicksalsreichen Stück „Der Strahlower Fischzug" hervor. Schicksalsreich war es, weil die erste Vorstellung durch furchtbares Toben gestört wurde, die zweite erst nach strengen polizeilichen Maßregeln gegeben werden konnte; die übrigen 10 fanden ohne Störung statt; das Stück wurde dann so beliebt, daß es in fünf verschiedenen Marionettentheatern gespielt wurde.**) Das Echt-

*) Sie sind gedruckt in „Auswahl neuer Lustspiele" 1824.

**) Der König war sehr böse, daß man bei der 2. Vorstellung nicht

berlinische besteht in der munteren Schilderung des Berliner Festtreibens: Schulmeister und Handwerker, Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen ziehen in Gespräch und Gesang vorüber; dazwischen gelangen ein paar Liebeshändel zu glücklichem Ende. Das Ganze ist ein hübsches Bild des Treibens kleiner Bürgerkreise. Auch hier verfolgt der Autor eine satirische Tendenz: er eifert gegen die Alles bekrittelnden Recensenten (Matz Rohrsperling), vornehmlich gegen die Jungdeutschen, die in Tracht und Rede urdeutsch erscheinen wollten.

Solche Tendenzen lagen K. von Holtei fern. Er wollte nur unterhalten, zum Lachen reizen und ein Thränchen entlocken. Er war ein begabter Mann, der durch seine Vorlesungen namentlich Shakespeare'scher Dramen viel zur Besserung des Geschmacks der Berliner beitrug. Aber er war unstät, so daß er während seines langen Lebens (1798—1880) nur wenige Jahre hinter einander (von 1823 an etwa ein Jahrzehnt, aber mit mehreren sehr großen Unterbrechungen) in Berlin lebte. Er war selbst Schauspieler, so daß er seinen Collegen, z. B. Beckmann, selbst Devrient wirksame Rollen zu schreiben wußte, und lehnte sich geschickt an erprobte Volksstoffe an oder wußte Zeitereignisse zu benutzen. Er schob sangbare und anderwärts verbreitete Lieder in seine Schauspiele ein und machte dadurch diese in Norddeutschland volksthümlich und wußte mit anderen Liedern: „Denkst Du daran, mein tapfrer Lagienka", „Fordere Niemand mein Schicksal zu hören", „Schier dreißig Jahre bist Du alt", die er hübschen Melodieen anpaßte, so richtig den Volkston zu treffen, daß diese die Stücke selbst weit überdauerten. Am charakteristischsten für seine Manier war „Lenore"; speciell für Berlin bestimmt, als Gegenstück zu einem ähnlichen Wiener Spiel: „Die Wiener in Berlin" und „Der Berliner Droschkenkutscher". In der neuen Ausgabe seiner Dramen (1867) bekannte Holtei, daß er kein Dramatiker sei. Bleibende Meister-

klatschte, in der Voss. Ztg. erschien eine heftige Recension gegen das Stück. Varnh. Bll. I, 361, 366.

werke hinterließ er wirklich nicht. Aber für Volksbühnen, deren Besucher an grobe Mittel gewöhnt sind, sich leicht rühren, patriotisch erregen lassen, ist „Lenore" gewiß ein wirksames Stück. In ihm erscheint die Zeit des siebenjährigen Krieges in ähnlicher Weise, wie in W. Alexis' Cabanis: dem tüchtigen Husaren-Wachtmeister, der unter dem alten Zieten gedient hat und nichts Höheres kennt als preußische Tapferkeit und Treue, steht die schlesische Baronin als Verrätherin gegenüber; auch an einem Spion, der sich als katholischer Geistlicher verkleidet, fehlt es nicht. Auch die Zeit der Aufklärung wird vorgeführt und gepriesen; nur schade, daß der Landpfarrer, der solch' aufgeklärte Reden führt, wie ein schlechter Journalist des 19., nicht wie ein Geistlicher des 18. Jahrhunderts redet. Der Gegensatz zwischen dem alten Adligen, der gelegentlich starke Aristokratengelüste zeigt, und dem Pfarrer, der sich seiner Würde bewußt ist, erinnert mehr an die liberal-conservativen Strömungen der zwanziger Jahre. Das Hauptsächliche aber ist die Dramatisirung des Bürger'schen Gedichts: wirklich erscheint eine Lenore, die auf ihren Wilhelm wartet, der diese Treue gar nicht verdient, da er Alles thut, die Treue zu brechen, und die am Hochzeitstag, einem ungeliebten Bräutigam entfliehend, am Grabe Wilhelm's todt zusammenbricht. Was dem Drama seine Volksthümlichkeit verschaffte, waren wohl die vielen eingestreuten Lieder: Liebesgesänge, sentimentale Soldatenlieder, die, gut vorgetragen, das Ganze anmuthig beleben. Ein Liederspiel ist auch das seiner Zeit sehr beliebte „Wiener in Berlin", an das sich später ein ungeschicktes „Berliner in Wien" anreihte. Dort sind die Lieder freilich meist direkt importirte Wiener, die wegen ihrer Fremdartigkeit und Frische in Norddeutschland Furore machten. Die Intrigue selbst ist leicht geschürzt und unwahrscheinlich genug: eine junge adlige Berlinerin erlangt den Sohn eines alten Wieners, der, um seine Berliner Unbehaglichkeit angenehmer zu gestalten, jede Wienerin in seinen Dienst nimmt, dadurch, daß sie während eines kurzen Wiener Aufenthalts sich den dortigen

Dialekt vollkommen aneignet und so als Wienerin gilt. Wenn schon hier der Sieg des Berlinerthums, seiner Schlauheit und energischen Kraft gepriesen wird, so noch mehr in der Posse „Der Berliner Droschkenkutscher", wo ein junger Gutsbesitzer, freilich nur aus der Nähe Berlins, seine Angebetete dadurch erringt, daß er sie, die abgelehnt hatte, sich von ihm fahren zu lassen, auf dem Bocke einer Droschke thronend durch Berlin kutschirt. Wie bei den „Wienern" der Wiener, so ist hier der Berliner Dialekt die Hauptsache; die Hauptperson ein Droschkenkutscher, ein ehemaliger Stallknecht des Gutsbesitzers, der mit dessen Sohne seine Kleidung tauscht und, während dieser auf seiner Liebesfahrt begriffen ist, dem Alten seine Abenteuer und die Mysterien des Droschkenwesens im unverfälschtesten Berlinisch auseinandersetzt. Hübsche Lieder, gesunder Humor, der fast nie satirisch oder frivol wird, rasche, fröhliche Bewegung, sichere Theaterkenntniß geben auch außer dem Berlinischen den kleinen Holtei'schen Stücken noch heute einen gewissen Reiz.

Auch in diesem Zeitraum — in den noch einzelne der früher (S. 321 fg.) erwähnten hineinragten — gab es dramaturgische Zeitschriften. Zunächst nahmen die Zeitungen in ganz anderer Weise als früher von den Aufführungen Notiz; ständige Berichterstatter — L. Rellstab für die Vossische — gaben eingehende, wenn auch den Ereignissen oft nachhinkende Referate. Sodann erschienen selbständige, ausschließlich dem Theater gewidmete periodische Unternehmungen. Die eine*) officiösen Charakters war in ihrem ersten Bande durchaus Berlin gewidmet und bevorzugte diese Stadt noch im zweiten gar sehr. Außer Abhandlungen dramaturgischen Inhalts, Proben aus neuen Stücken,

*) Dramaturgisches Wochenblatt in nächster Beziehung auf die königlichen Schauspiele zu Berlin. B. in der Exp. des dramat. Wochenbl. Poststr. 27 (also Verleger: Maurer). Ein Herausgeber ist nicht genannt. Erschien jeden Sonnabend. Im Ganzen 104 Nummern vom 8. Juli 1815 bis 28. Juni 1817. Eine Fortsetzung sollte u. d. T. Berlinische dramaturgische Blätter bei Duncker u. Humblot erscheinen; ist aber nicht veröffentlicht worden.

Fest- und Gedächtnißreden, auch auf verstorbene Schauspieler, brachte sie zu allermeist Besprechungen der Stücke und der Leistungen der Schauspieler. Diese Besprechungen sind indessen größtentheils Lobreden, meist derart, daß man über den Reichthum schauspielerischer Größen wie dichterischer Kräfte billig erstaunt. Erst im zweiten Jahrgange, in dem auch auswärtige Bühnen Berücksichtigung fanden, wurde der Tadel, der bis dahin sich kaum hervorgewagt hatte, etwas kühner, legte aber seinen sehr gedämpften Ton niemals ab. Die Beitragenden nannten sich meist nicht; aus den Buchstaben und Zeichen, deren sich die Mitarbeiter bedienten, sind nicht alle so leicht zu erkennen, wie K. L. = Levezow und J. v. V. = Jul. v. Voß. Ein Jahrzehnt später veröffentlichte K. v. Holtei eine Monatsschrift*), die es freilich nur auf neun Hefte brachte. Auch sie publicirte dramaturgische Abhandlungen und Berichte über neue Stücke, legte aber darauf und auf Berlin nicht den größten Nachdruck, sondern brachte außer Berichten über Auswärtiges, selbst Paris, geschichtliche Aufsätze über Dichter und Dramen, ferner Gedichte und Dramenfragmente. Ihre Mitarbeiter nannten sich meist: außer dem Herausgeber waren es H. Frank, Fr. Horn, W. Neumann, F. L. Schmidt, Spiker, P. A. und O. L. B. Wolff; auch Achim von Arnim war mit einem großen Beitrage vertreten. Statt einer vollständigen Chronik gab diese Zeitschrift ihre Referate nur mit Auswahl; von Panegyrik war hier nicht die Rede; zwar sachlich, aber oft mit scharfem Tadel wurden Stücke und künstlerische Leistungen besprochen.

Auch die übrigen nicht ausschließlich dem Theater gewidmeten Berliner Zeitschriften nahmen vom Theater Notiz; am wichtigsten sind die genauen Angaben des „Gesellschafter".**)

*) Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst und Litteratur. Herausg. von K. v. Holtei. Berlin October 1827 bis Juni 1828. 3 Bände. Haude u. Spener, S. J. Josephy.

**) Der Curiosität halber sei eine gereimte Recension (Gesellschafter 21. März 1817) über „Consilium". Lustspiel in Versen von Frau von Weißenthurn, das freilich schon nach der ersten Vorstellung abgesetzt wurde, mitgetheilt: „Viel Stückwerk giebt's in einem Akt. Der Plan ist ziemlich abgeschmackt. Intrigue: trotz Verkleidung nackt; Der Gang zuerst im trägen Tact Und dann am Schlusse abgezwackt. Witz und Charakter sind contract, Die Sprach' ist Prof' in Reim verpackt. Der Trost dabei: der eine Akt."

Die eigenthümlichste Zeitschrift aber, die sich in allererster Linie mit dem Theater beschäftigte, war M. G. Saphir's (1795—1858) „Courier" (1826—1829).*) Diese war eine völlige Neuerung. Sie brach endgültig mit der bisherigen Gewohnheit der Berliner Zeitungen, langsam und parteilos zu referiren und begründete das Streben, möglichst rasch und mit entschiedener Parteinahme zu berichten. Der rasche Bericht — schon das Morgenblatt brachte eine Beurtheilung der am Abend vorher stattgehabten Aufführung — hatte den Vortheil, das nach Neuigkeiten lüsterne Publicum schnellstens zu befriedigen, aber den großen Nachtheil, die Oberflächlichkeit des Urtheils zu befördern und die Flüchtigkeit des Stils großzuziehen. Dazu kam, daß Saphir's Partei-

*) Eine eingehende Arbeit über Saphir mit Auswahl des Besseren aus seinen Schriften wäre verdienstlich. Das Biographische gibt Schlossar in A. D. B. 30, 364—369, für die Berliner Zeit flüchtig und vielfach unrichtig; Goedeke III, 587—590. Einzelnes Kühne, Porträts und Silhouetten 1843. Notizen bei Holtei u. C. Bauer. — Die von S. herausgegebenen Zeitschriften sind: Berliner Schnellpost für Litteratur, Theater und Geselligkeit nebst einem Beiwagen für Kritik und Antikritik. Redigirt von M. G. Saphir. 4 Jahrgänge 1826—29. Der Berliner Courier, ein Morgenblatt für Theater, Mode, Eleganz, Stadtleben und Localität. 1827—29, im Ganzen 873 Nummern. — Schriften über d. h. wider ihn sind sehr zahlreich; er antwortete selbst und fand einige Vertheidiger. „Die Berliner Droschke" und „Spaziergänge" sind oben S. 466 erwähnt. Anderes unten S. 517 ff. Die „Schnellpost" ist kein ausschließliches Theaterblatt. Sie nimmt auf Theater nur in einer „Remise" Rücksicht und beachtet dabei die übrigen deutschen Städte fast in ebensolcher Ausführlichkeit wie Berlin. Sie erschien auch nicht täglich, sondern nur dreimal die Woche, je zwei Quartblätter stark, und brachte humoristische, historische Artikel, Novellen, Auszüge aus neuen Büchern, Uebersetzungen. Der „Beiwagen" für Kritik und Antikritik erschien nicht regelmäßig. Unter den Mitarbeitern befinden sich sehr viele Unbekannte. Von Bekannteren seien Fr. Haug, Th. A. Mundt, L. Pohl, Gustav Heine genannt.

nahme keine von künstlerischen Grundsätzen dictirte war. Vielmehr war er ein grundsätzlicher Lobredner des königlichen und ein erklärter Gegner des Königstädtischen Theaters. Die Künstler und Stücke des ersteren lobte er fast ebenso regelmäßig, wie er die des letzteren tadelte. Gegen die Sonntag und Holtei hegte er eine an Absurdität grenzende Feindschaft, für Alles, was mit dem Könige zusammenhing, bezeugte er eine an Kriecherei grenzende Demuth. Dabei hatte er doch in Theatersachen einen scharfen Blick und, wenn er ungetrübt war, ein richtiges Urtheil. Die Winke, die er den Künstlern gab, waren meist sehr verständig, die Abrechnungen mit kleinen Gegnern scharf, aber nicht ungerecht, und auch seine Ausstellungen gegen bedeutendere Werke oft Bekundungen praktischer Routine.

Von großer Bedeutung war das tägliche Referat über Theaterdinge. Während andere Zeitungen nur über Novitäten, berühmte Gäste, höchstens Wiederaufnahmen älterer Stücke berichteten, besprach Saphir jede Aufführung jedes Stückes, mochte es alt oder neu sein, zum ersten oder hundertsten Male gegeben werden. Keine Rollenveränderung entging ihm, keine Nachlässigkeit oder Anstrengung der Schauspieler blieb unbeachtet. Dies gewährte dem Publicum einen besonderen Reiz, den Schauspielern einen unvergleichlichen Ansporn. Denn da ein Saphir'sches Lob schwer wog, ein Tadel Saphir's aber, zumal wenn er mit Witz vorgetragen wurde, für den Schauspieler sowohl beim Publicum als bei der Oberbehörde verhängnißvoll werden konnte, so herrschte im Hinblick auf diese folgenschwere Controlle ein schöner Wetteifer, um Lob zu verdienen und Tadel zu vermeiden.

Ein vollständiges Concurrenzunternehmen gegen den Courier war J. Curtius' „Estafette"*), die, ebenso wie jenes Blatt, das

*) Die Berliner Estafette. Ein Mittagsblatt. 1. Nummer 10. Juli 1827, letzte (450.) 28. December 1828. Sie erschien bei L. W. Krause, demselben Buchhändler, der auch Saphir's Zeitschriften verlegte. Zuerst hieß es auf dem Titel „redigirt von Freih. v. Biedenfeld", seit Nr. 21 „von einem Verein", von Nr. 28 gab es sich statt „Mittagsblatt" den Nebentitel „Ein litterarisches Oppositionsblatt", von Nr. 37 zeichnete nicht mehr der Verein, sondern Julius Curtius trat als verantwortlicher Redacteur auf; vom Apr. 1828 fällt auch dieser Name fort, und der Verleger, der unter seinem Pseudonym „Freimund Ohnesorgen" auf dem Titelblatt weniger Nummern gestanden hatte (unter diesem Namen lieferte er auch viele Beiträge für die Saphir'schen Zeitschriften), zeichnete allein. Vom 1. Jan. 1828 erschien täglich eine Beilage u. d. T. „Berliner Tagesblatt", als dessen Herausgeber sich K. Rauer und als dessen Redacteur sich F. Asch nannte. Es enthielt hauptsächlich Verzeichnisse der Sehenswürdigkeiten, Predigten, Geburten, Todesfälle, Marktpreise, Börsencourse und Aehnliches.

Theater zunächst, oft fast ausschließlich berücksichtigte. Erschien jener morgens, so erschien dieser mittags, lobte jener das königliche, so pries diese das Königstädtische Theater; war jener Goethe-Feind, so trat diese enthusiastisch für Goethe ein; zapfte jener die Theaterdichter, Zeitungen und Berliner Schriftsteller an, so war diese unerschöpflich in Verhöhnungen Saphir's, seiner Leistungen ebenso wie seines Charakters, daneben auch seines Glaubens. Dieser Kampf wurde recht geistlos geführt; die ganze Zeitschrift war nichts als ein Abklatsch ihres Vorbildes, freilich ohne dessen Voreingenommenheit, aber sonst eine bis in die kleinsten Kleinigkeiten getreue Copie. Auch in dem nicht theatralischen Theil war es eine völlig werthlose Nachahmung und erhielt nur durch Gedichte K. Simrock's einigen Werth.

Außer über Stücke und Aufführungen berichtete Saphir in einer Nebenabtheilung „Sonstiges" über Beifall, Besuch des Hauses und kleine Vorkommnisse. Meistens geschah dies mit kleinen Witzworten, die das beständige Einerlei unterbrechen und variiren sollten. Uns mögen solche Bemerkungen: „Im Hause war keine Völlerei", „das Haus liebt große Gesellschaften nicht", „die Wanduhr wollte nicht in Gang kommen und wurde daher anstößig behandelt" nur geringe Heiterkeit erregen; damals galten sie als gute Witze.*)

*) Zu der S. 447 * angeführten Litteratur ist zu ergänzen: Theater-Revue, gehalten in freien Versen. Ein Neujahrsgeschenk den Freunden der kön. Bühne gewidmet von Dr. Credit. Berlin, 1. Jan. 1828. (Behandelt, oft sehr satirisch, die Sänger und Schauspieler in alphabetischer Reihenfolge.)

Achtzehntes Kapitel.

Berliner Witz.

Saphir war für Berlin nicht bloß wichtig als Begründer des Berliner Journalismus. Vielmehr schuf er auch oder führte in Berlin ein den Wortwitz und jene Abart von Witz, die durch ihre ätzende Schärfe, ihre stark zugespitzte Pointe sich von anderen unterschied und die, da sie häufig von Juden angewendet wird, als jüdischer Witz bezeichnet wurde.

Seine Zeitschriften, in denen er Vieles selbst schrieb, unter verschiedenen Zeichen und Pseudonymen, aber auch von manchen Mitarbeitern unterstützt wurde, z. B. L. Liber (oben S. 450 fg.), W. John, E. Oettinger, C. J. E. Rehbein, beschränkten sich nicht auf das Berliner Theater. Sie polemisirten vielmehr gegen Zeitungen und Zeitschriften, Kritiker und Dichter, und erregten dadurch litterarische Streitigkeiten, wie sie bis dahin in Berlin noch nicht vorgekommen waren.

Saphir mußte von verschiedensten Seiten viel Spott erdulden. Das Bösartigste sagte wohl Kühne über ihn: „Er war ein Mann; nehmt nichts zu nichts, wir werden immer seines Gleichen sehn"; das Witzigste Fr. Förster: „Er war ein Edelstein, den nur die Polizei fassen konnte". Ein Ungenannter, der ihn als Affen-Redakteur abbildete, suchte ihn in Saphir'scher Weise so zu charakterisiren: „Er kam mit langen Armen zur Welt; er schien also schon von der Natur zu einem armseligen Leben bestimmt und wurde daher Schriftsteller. Da er fast nichts zu beißen hatte, so wurde er ein beißender Schriftsteller,

und biß so lange an sich herum, bis er ins Gras biß. Man sieht, daß er in seinem Leben nichts Anderes auf den Zähnen hatte, als Haare; das ging auch natürlich zu, denn er ließ an Anderen kein gutes Haar und hatte oft seine Satire bei den Haaren herbeigezogen."

Doch blieb es nicht bei diesen Einzelheiten. Die Berliner Schriftstellerwelt als Ganzes trat gegen Saphir auf. Dazu hatte sie völlig Recht, nur hätte sie ehrlicher sein müssen. Was sie bewog, war in erster Linie der ungeheuere Erfolg, den Saphir mit seinen Journalen davontrug, sodann der Umstand, daß er ein Fremder, vielleicht auch der, daß er ein Jude war; mitwirken mochte die Ueberzeugung, daß der gute Geschmack durch ihn bedroht war. Den Anfang*) machte eine Erklärung von 13 Bühnendichtern, die sich gegen Saphirs Unterstellung verwahrten, daß sie der königlichen Bühne schaden wollten. Sie wurden unterstützt durch eine Veröffentlichung dreier hervorragender Berliner Schriftsteller, die jedoch erklärten, ihre Schrift

*) Nr. 1. M. G. Saphir und Berlin. Besonderer Abdruck aus dem Berliner Conversations-Blatt 1828. Nr. 78 und 79 Berlin 1828 bei Cosmar u. Krause. (Unterz.: Fouqué, Gubitz, Häring.) Zum Besten des Fonds für sittlich verwahrloste Kinder in Berlin. — Nr. 2. Habitt von Moskau contra M. G. Saphir oder der für immer begrabene einzelne Redacteur. Berlin 1828. Von demselben, aber später und nur gelegentlich gegen Saphir gerichtet, ist: Habitt's aus Moskau Erklärung gegen sechs Journalisten oder die aufgeschossene Berliner Kokosnuß. Braunschweig 1829. — Nr. 3. Der getödtete und dennoch lebende M. G. Saphir, oder: Dreizehn Bühnendichter und ein Taschenspieler gegen einen einzelnen Redacteur. Ein Schwank voll Wahrheit, in pflegmatischer Laune erzählt von M. G. Saphir, Redacteur der „Berliner Schnellpost" und des „Berliner Couriers". Zum Besten einer milden Stiftung. 3. Aufl. Berlin 1828 bei L. W. Krause. (Auch eine 4. Aufl. erschien.) — Nr. 4. Ohrenbeichte und letzter Wille des Berliner Couriers oder Beweis, daß am 31. Dec. 1828 Nachts 12 Uhr entweder der Berliner Courier oder die Welt untergehen muß. Herausgegeben von Caspar Melchior. Motto: „Dir folgen meine Thränen". Berlin 1828 bei C. H. Nortmann. — Nr. 5. Der lebende und dennoch maustodte M. G. Saphir, oder: Eine Salve gegen dreizehn Bühnendichter, einen Taschenspieler und einen einzelnen Redacteur. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

sei „auf Wunsch und unter Mitwirkung vieler Litteraturfreunde“ geschrieben. Sie verurtheilten die Kampfweise Saphirs und nahmen die von ihm Angegriffenen in Schutz, schlugen keine bestimmte, wider ihn zu ergreifende Maßregel vor, hielten es nur für ihre Pflicht, ihre Ansicht offen darzulegen, um namentlich das Ausland vor den Schreibereien des Gegners zu warnen (Nr. 1). Ein den Verfassern selbst vielleicht recht unangenehmer Bundesgenosse erstand ihnen in einem Taschenspieler Habitt aus Moskau (Nr. 2), der seine Produktionen von Saphir nicht genug anerkannt wähnte und entweder selbst oder, wie man sagte, mit Hülfe eines „hohen Staatsbeamten“ heftig gegen des im Loben sparsamen Gegners „Makulaturblätter“ auftrat und von seiner „Schnellpostschmiere“ und „Courierwichse“ verächtlich sprach. Saphir stellte gegen Habitt eine Klage an, zog sie aber zurück, als sein jämmerlicher Gegner öffentlich Abbitte leistete. Jedenfalls hatte er die Lacher auf seiner Seite, wenn er in seiner Antwort (Nr. 3) Taschenspieler, Journalisten und Dramatiker

Julius Curtius, Redacteur der Berliner „Staffete“. 3. Ausg. Berlin 1828. In Commission bei Fr. Laue. Zum allgemeinen Besten. — Nr. 6. (W. Wackernagel) Otto Bellmann und Berlin. M. G. Saphir und die intellectuelle Bildung. Ein namenloses (Namenlos mit Anspielung auf die „namenlose“ Gesellschaft, deren Mitglied W. war) Pamphlet. Berlin 1828, Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung. Vgl. R. Wackernagel a. a. O. S. 76 ff., der ziemlich dürftig ist, sich aber einen Stich gegen den „Juden“ nicht versagen kann. — Nr. 7. Kommt her! oder: Liebes Publicum, schau, trau, wem. Ein humoristischer Holzschnitt, mit Melodieen versehen von M. G. Saphir, Redacteur der „Berliner Schnellpost“ und des „Berliner Couriers“. 2. Aufl. Berlin 1828 bei L. W. Krause. — Das folgende Schriftchen gehört zwar nicht in die hier zu behandelnden Streitigkeiten — es ist zwei Jahre früher —, soll aber doch mit angeführt werden: Donners Orgeltöne und Zephirsäuseln als Versuch einer Vertheidigung des witzigsten Kopfes und des ersten Humoristen Deutschlands. Eine Pille für seine Neider, Widersacher und einige etwa hie und da gegen ihn ankämpfenden Mäuschen von M. G. Amethist. Berlin 1826, Paulische Buchhandlung. — Eine mit sehr starker Ironie geschriebene Schrift, die besonders die Vertheidigung des Königstädtischen Theaters übernimmt. Es geht aus ihr hervor, daß schon damals in Petri's Museum des Witzes und im Freimüthigen Angriffe gegen Saphir erschienen.

zusammen vornahm. Den ersten machte er kurz ab, wie er es verdiente, den Uebrigen wies er nach, daß sie ihm Aeußerungen zuschrieben, die er nicht gethan, daß die Unterzeichner zum Theil wider besseres Wissen ihren Namen hergegeben hätten, zerriß unbarmherzig den ohnehin recht fadenscheinigen Ruhm der „Theaterdichter“, denen er vorhielt, daß die wirklich erfolgreichen Bühnenschriftsteller, wie Raupach, sich von ihnen fern hielten, und schloß mit der sehr boshaften Bemerkung: „Ich habe diesen Aufsatz 35mal besonders abdrucken lassen, um ihn jedem Pränumeranten des Conversationsblattes zuschicken zu können.“ Gegen Saphir meinten sich alle verbinden zu müssen. Außer zahllosen Artikeln in Blättern und Blättchen, denen gegenüber Saphir mehrmals wiederholte: „Winkelblättern und Winkelskriblern werde ich nie eine Silbe erwidern“, erschienen drei selbständige Schriften. Die eine (Nr. 4) erkannte zwar an, daß Saphir noch lebe, prophezeite aber seinen oder wenigstens seines Blattes baldigen Tod; die andere (Nr. 5) rührte von Saphirs beständigem Konkurrenten J. Curtius her, der durch die Fehde eigentlich gar nicht berührt wurde, und der nur durch einige Schimpfereien und durch das Aufdecken einiger Sprachfehler seines Gegners zeigen wollte, daß er auch noch existire, was man sonst gar leicht vergaß; die dritte (Nr. 6) ein heftiges Pamphlet junger Dichter, besonders der Brüder Philipp und Wilhelm Wackernagel und des Abel Burkhardt. In ihr ist Witz und Geist vereinigt, und die edle Entrüstung ernster Männer gegen einen windigen Gesellen wird in würdiger Sprache und formgewandten Versen ausgedrückt. Ganz witzig ist die zu Anfang stehende Tragödie „Der liebenswürdige Jüngling“, die zeigt, wie Saphir, zuerst von seinen Getreuen in den Himmel gehoben, bald verlassen und gekränkt wird. Wohlgelungen ist ferner eine „Kapuzinerpredigt an die Passagiere der Schnellpost“, eine Nachahmung des Schiller'schen Vorbildes, in der es heißt:

Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der den Saphir zog ins Land herein.

Auf das Unrecht folgte das Uebel,
Wie der Jude der Knoblauchzwiebel.
Hinter dem Pfau kommt gleich das Weh:
Das ist die Ordnung im ABC.
Das .. ph .. nennt sich auch griechisch Vieh:
Das ist die ungeheuere Ironie.

Nicht übel endlich war das ironische Lob, mit dem Schnellpost, Courier und Estafette bedacht wurden:

Jauchz' auch Du mit, mein theuer Berlin: Dir hat er ja gütig verliehen
Zwei Blätterchen. Dir, Dir schmücket er sie, Dir pflegend mit sorglichen Händen.
Viel liebliche Blüth' und erglänzende Frucht, die tief ihm im lieben Gemüthe
Still keimen und wachsen und reifen dem Licht, Goldäpfel in silberner Schale.
Nur eurem Vergnügen, Berliner, besteigt er als Schnellpostmeister den Kutschbock,
Den schwingenden, schwankenden, schwunkenden Bock, den erhebenden jeglichem Windhauch,
Durchfahrend getrost, auf euch nur bedacht, unkunde Gefilde der Dichtkunst.
Nur eurem Vergnügen, Berliner, besteigt als Courier er den flüchtigen Klepper,
Den kleppernden, klippernden, klappernden Gaul, den entschwebenden jeglichem Windhauch,
Laut rufend mit Hornesgetöne zur Jagd die Gesellen, zur wüthenden Witzjagd.

Merkwürdigerweise, vielleicht weil er vor diesen Gegnern Respekt hatte, antwortete Saphir auf diese Schrift nicht, sondern hielt sich in seiner Erwiderung (Nr. 7) fast ausschließlich an die alten Gegner. Außer diesen bedachte er noch L. Robert, in dessen Lustspielen „die Ueberbildeten" und „Lebende Wachsfiguren in Krähwinkel" er arg behandelt war, und bedrohte außerdem Fr. Förster, den er von früher als seinen Gegner ansah.

Dieser fleißige Dichter, Herausgeber und Historiker (oben S. 386 fg., 414), 1791—1868, der seit 1816 in Berlin lebte, hatte außer manchen anderen Gedichten auch eines herausgegeben,*) in dem er den großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht durch Berlin wandern und ihn alle neuerstandenen Merkwürdigkeiten betrachten ließ. Statt sich aber mit einem derartigen antiquarisch-patriotischen Fremdenführer zu begnügen, schweifte er auf das politische Gebiet über, indem er den Herrscher in eine Staatsrathssitzung brachte, und suchte philosophisch zu werden, indem er die vier Sklaven am Fuße des Denkmals als Obscuranten, Räsonneur (Demagoge), malcontenten Aristokraten und Papisten erklärte. Derartige Thorheiten verlangten eine Strafe. Sie wurde ihnen zu Theil durch Saphirs Antwort, in der Apollo aus dem Thiergarten seinen Marsch durch Berlin antrat. Dieser kümmerte sich nur um Litterarisches und rechnete mit Saphirs Feinden ab. Doch konnte er sich's nicht versagen, auf die Brücke zu treten und mit den umgetauften Sklaven eine ganz lustige Unterredung zu führen. Den einen der „in royalistischer Butter weichgekochten Demagogen" entließ er mit dem Berliner Zuruf: „O Demagoge, Sie jammern mir"; der andre wehrte seinen Namen „Obscurant", den er sich echt berlinisch als ein Ding erklärte, „von dem man nicht weiß, ob's Courant oder Münze ist", mit den Worten ab: „Nein, mein Herr Bonze, Ich bin von Bronce".

Gewiß waren solche Einfälle nicht übermäßig geistreich, aber sie genügten, um ein harmloses Publicum lachen zu machen, ja in Entzücken zu versetzen. Saphir als Humorist ergötzt uns heute nicht mehr. Sein Humor, namentlich in den Vorlesungen, hat etwas Gequältes, die an den Haaren herbeigezogenen Aehnlichkeiten, die Wortwitze ermüden, statt zu erfrischen und zu unter-

*) Fr. Förster: Goedeke III, 234. A. D. B. 7, 184—189. — Die Runde des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht 1822, 27, 29. Drei Legenden von Fr. Förster. Dagegen: M. G. Saphir, Die Runde des großen steinernen Apolls aus dem Thiergarten in der ersten Carnevals-Nacht durch die Straßen Berlins. Eine Horrende in drei Currenden. Sechste und erste Auflage. Berlin 1828. (Die letztere Bemerkung bezieht sich darauf, daß Förster's Schrift in wirklich oder angeblich 4 Auflagen ausgegeben war.)

halten.*) Geistreicheleien wie die 4 S oder die 4 Sch der Liebenden (= scheu, schweigsam, schwach, schlau) befremden, ebenso wie die Seltsamkeiten eines Gedichts, dessen Reime auf appen, eppen, ippen u. s. w. endigen, oder eines anderen, in dem die Reime en und iren abwechseln; vielfache Parodien namentlich auf Schiller'sche Gedichte sind schwach. Amüsant bleiben eigentlich nur die Witze, die noch heute bei Berlinern heimisch sind. Die Redensart: „So nimm sie Du sie Dir sie denn sie doch" kann man noch jetzt hören, so gut wie die ursprünglich einem Judenknaben, der mit einem Purpurläppchen in einen Papierladen trat, zugeschriebene Scherzfrage: „Kann ich die rothe Couleur nicht in grün haben?"**) Auch die Antwort einer freidenkenden Dame: „Ich glaub' nicht an Amerika", ebenso wie die eines Trinkers: „Es gibt gar keinen schlechten Branntwein", steht schon bei Saphir. Straßenzustände werden so verspottet: In der Königstraße, meint Jemand, müssen lauter Adelige wohnen, weil dort kein Bürgersteig ist. Eine — vielleicht durch Saphir aufgebrachte — Manier, komische Wirkungen zu erzielen, waren die sogenannten Querlesungen, willkürliche Aneinanderreihung von Zeilen aus verschiedenen Zeitungsspalten.

Sehr beliebt waren bei Saphir die jüdischen Anekdoten, bei denen nur gelegentlich Schlauheit und Gewinnsucht der Juden gestraft, meist scharfsinnige Ausdeutungen von Worten und Gedanken vorgenommen werden. Die Anwendung des jüdischen Jargons sollte hier nur zur Erhöhung des komischen Effekts, nicht aber zur Verspottung dienen.

Eine stehende Rubrik bei Saphir waren die Droschkenwitze. Der Wunsch: „ich möchte, daß du mit einer bösen Frau in einer

*) Seine nichttheatralischen Beiträge aus den Berliner Zeitschriften hat Saphir selbst zusammengestellt in dem Buche: Conditorei des Jocus oder scherzhafte Bonbons, Früchte und Confitüren für spaßliebende Näscher und lustige Leckermäuler. Eine Auswahl jocoser Aufsätze, Einfälle, Anekdoten und Witzspiele aus dem „Berliner Courier" und der „Berliner Schnellpost", hgg. von M. G. Saphir. Leipzig 1828, C. Focke.

**) Courier 14. April, 19. Mai 1821, Conditorei passim.

Berliner Droschke nach Sibirien fahren müßtest" kehrt in verschiedenen Fassungen wieder. „Wir bekommen Krieg" sagte eine Frau zur anderen, und auf deren Frage: „warum?" erwiderte sie: „Ach, es geschehen große Dinge in der Natur, gestern ist eine Droschke durchgegangen". Eine Berliner Droschke habe einen Ruf nach Japan bekommen, um Vorlesungen über die Schnellkraft der Natur zu halten. Die Auflösung des Schiller'schen Räthsels: „Es führt dich meilenweit von hinnen und bleibt doch stets an seinem Ort" sei die Droschke; sie könne auch die Bezeichnung führen „die Kunst das Berliner Leben zu verlängern". Saphir berichtet einmal von der Wettfahrt zweier Droschken, bei welcher „Cassandra", Kyritzer Vollblut, siegte, nachdem sie eine etwa $^1/_4$ stündige Entfernung in 3 Std. 58 Min. 36 Sek. zurückgelegt hatte; ein auf einer Schnecke nachgaloppirender Engländer wäre ihr zuvorgekommen, wenn er nicht von seinem scheugewordenen Thier gestürzt wäre.

Ein nicht minder beliebtes Thema waren die Frauen. Ihnen gegenüber verwandelte sich der Humor aber oft in bitterböse Satire. Saphir bespöttelte ihre Putzsucht, namentlich das Schminken, ihre Ueberbildung und Feigheit, ihre Lust am Widerspruch und ihre Unsittlichkeit. Es ist noch zahm, wenn er sagt: „Der Versuch, eine treue Geliebte zu finden, ist die Nordpolexpedition, aus der nie etwas wird", oder wenn er einen Zettelträger alle seine Zettel los werden läßt, mit Ausnahme der drei: „Vestalin", „Jungfrau", „Mädchentreue"; dagegen wird er grob, wenn er zu der Bemerkung: „es seien grade jetzt mehrere Frauen in den besten Jahren gestorben", den Zusatz macht: „Ei, es sind immer die besten Jahre, in denen Frauen sterben".

Die folgenden Jahre nach Saphirs Fortgang waren arm an humoristischen Erzeugnissen. Was etwa damals von derartigen Dingen gedruckt wurde, ist heute meist unauffindbar.*)

*) Ed. M. Oettinger's „Eulenspiegel", humoristisch-satirisches Tageblatt, Berlin 1829; dess. „Till Eulenspiegel" (vom Oct. 1830, 15 Monate lang). „Berliner Figaro" 1836 (mehrere Jahrgänge?) habe ich mir nicht

Gerade damals kam jener trockene Humor, der eigentliche Berliner Witz, auf, der zum Theil durch die in der Residenz übliche Verwechselung von mir und mich entstand, z. B. in der schon von Schaden bezeugten Redensart: „Ick wohne vor mir und koche mich selbst"; ferner wurde das harmlose Sichlustigmachen über sich selbst allgemeiner.

Zu den originellen, durch freiwillige und unfreiwillige Komik berühmten Personen gehörte Frau du Titre — trotz ihres französischen Namens eine gute Berlinerin.*) Sie war eine reiche Dame, lange Jahre Wittwe (gest. c. 1830), deren Töchter hochstehende Männer geheirathet hatten. Sie lebte in einer Villa zu Charlottenburg, war aber ein beständiger Gast des Berliner Theaters und der Thiergarten-Promenade. Den König, der ihr besonders wohl wollte, zu sehen und mit ihm zu sprechen, war ihr Hauptvergnügen. Als dieser sie einmal nach dem Ergehen ihrer Kinder, die gerade in Rom waren, fragte, entgegnete sie: „Alle Dienstag und Freitag bei Papstens in Rom zum Thee und die Papstin so freundlich zu meine Dochter, wie Majestätken zu mir".**) Als sie einmal den von ihr sehr gewünschten Besuch L. Devrient's empfing, unterbrach sie dessen wohlpräparirte Anrede mit der Frage: „Aber sagen Se mir, Devrientchen, warum sind Se denn, wie Se noch kleen waren, Ihren Vater fortjelofen und unter die Lumpen-Komödianten jegangen?" Sie war gutmüthig und naiv, konnte aber bitter werden, wenn sie gereizt wurde. Ihrer Gesellschaftsdame, einem älteren Fräulein, entgegnete sie auf deren Belehrung, man sage nicht „jelofen", sondern „gegangen": „Wat gegangen? Mamsellken, ick bin jelofen, jelofen und ick habe den reichen du Titre jekriegt und Sie sind gegangen und gegangen und haben noch keinen nich jekriegt. Also is jelofen besser wie gegangen."

verschaffen können. Eine Zeitschrift Glaßbrenners ist in anderem Zusammenhang zu erwähnen.

*) Tietz (oben S. 477 A.) S. 56 ff.

**) Ein ähnlicher Witz wird einem Juden zugeschrieben. Estafette 1827, Nr. 78.

Eine ähnliche Figur war der „vergnügte Weinhändler" Louis Drucker*), der zuerst durch seine komischen Anzeigen Berlin neugierig machte und in seine originellen Weinstuben (Spandauerstraße 49) das Publicum hineinzog und dort festhielt. Er ließ durch rothbehoste Kellner (Eaudecologner), die auf kleinen Holzpferden ritten, und durch einen „Druckerjungen", der bald als Winzer, bald als Mohr, bald als Kapuziner gekleidet war, seine Gäste bedienen, unterhielt diese durch eine Musikkapelle, die er seltsam ausstaffirte, und amüsirte sie mit allerlei Scherzen, „die so schmackhaft und kräftig, auch manchmal eben so alt waren, wie sein Rüdesheimer". Die meisten seiner Späße waren wirklich uralte, aber stets gangbare Witze oder kleine Scherze, die ein bißchen Mutterwitz oder Geistesgegenwart bekunden. So wettete er mit einem Gast, daß dieser nicht seinen Rock allein ausziehen könnte und zog ihn gleichzeitig mit diesem aus, oder goß einem Studenten, der für zwei Groschen Champagner verlangte, einen Schluck ein und foppte den, der ihn foppen wollte, mit den Worten: „das Uebrige werd' ich Ihnen reserviren, bis Sie wiederkommen". Die Hauptanziehung, die er bot, war offenbar seine unverwüstliche gute Laune und die Gutmüthigkeit, mit der er, der auch Andere necken konnte, sich von diesen zur Zielscheibe ihrer Witze nehmen ließ.

*) Druckeriana, Schnurrpfeiffereien aus dem Gebiete der Wahrheit und der Phantasie gesammelt in den Drucker'schen Soireen und hgg. von Eulalia Rindfleisch. 25. Aufl. (die ersten 24 sind nur in der Handschr. vorhanden). Berlin 1838. In Comm. bei F. Rubach. — Original-Flaschen. Lieder des Weins von deutschen Dichtern. Gesammelt und hgg. von Louis Drucker, vergnügten Weinhändler in Berlin. Der Druckeriana zweites Heft. Mit dem Portrait des Herausgebers und einer Beigabe über sein Leben, sein Wesen, sein Wirken und seine Verdienste um die Menschheit. Bordeaux, Epernay und Rüdesheim 1840. Bei Durst u. Co. 143 SS. Im Ganzen 100 Lieder deutscher Dichter von Fischart an, meist aus dem Ende des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Von Berlinern sind Gubitz, Müchler und Rellstab vertreten. Nur das letzte Gedicht „Frage und Antwort. An Louis Drucker" von Arthur Müller ist wohl besonders für die Sammlung angefertigt.

Auch mit den Berliner Denkmälern beschäftigte sich der Humor.*) Viele Denkmäler Berlins sind zwar in einer späteren Zeit, als der hier betrachteten, errichtet, aber die meisten Statuen der Helden des siebenjährigen und des Befreiungskriegs gehören unserer Epoche an. Manche Witze und Redensarten, die sich an diese Denkmäler knüpfen, mögen freilich einer späteren Zeit angehören, aber gewiß ist es ein alter Witz, wenn man Zieten, der sinnend die Hand an das Kinn legt, sagen läßt, „soll ich mich nun rasiren lassen, oder warte ich noch ein bißchen?“ oder Gneisenau, der seine rechte Hand weit vorstreckt, die Worte in den Mund legt „meine Handschuhnummer wollen Sie wissen, Fräulein, sehen Sie mal, ich glaube $10^1/_2$ werde ich brauchen“. Aus einem Ende der zwanziger Jahre erschienenen Gedichte sollen die Verse stammen, die Blücher auf einem Kanonenrohr stehend, das auf einem ziemlich schmalen Sockel Platz gefunden, zu sprechen hat:

„Er sagt zu die, die da herummer loofen,
Komm keener nich uf meinen Ofen,
Ich hab alleene wenig Platz.“

Unter den Gelehrten galten Meusebach und Lachmann, besonders Ph. Buttmann als besonders witzig. (Ueber sie Kap. 20.) Aber bei allen Dreien war der Witz mehr geistreiche Improvisation, die durch den Contrast zu ihrem sonstigen Ernst und bei der durch Poculiren gesteigerten Erregung besonders wirkte, so daß die fixirte Anekdote nicht den gewünschten Eindruck macht. Buttmann, der die Mitgliedschaft seiner „gesetzlosen“ Gesellschaft als die Vorbedingung für einen ruhigen Tod ansah, schrieb ins Protokoll bei Iffland's Absterben: „kam nicht und starb doch“. Den schreienden Rudolphi mahnte er zur Ruhe mit den Worten: Quiesce vesanum pecus (Ruh toll Vieh). Als der Buchhändler Vieweg seine Buchhandlung aufgeben und eine Viehlieferung

*) Vgl. V. Laverrenz, Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz. Berlin, 2. Aufl., 1893.

übernehmen wollte, wünschte er dessen Namen in den: Viehhändler Buchweg zu verwandeln. Von ihm rührt auch das schlagfertige Gegenräthsel auf Biester's Räthsel her: „Mein Erstes sind Sie nicht, mein Zweites ist Ihre Frau nicht, und das Ganze sind Sie doch“ (Butt, Mann, Biest, Er).

Besser als aus solchen Einzelheiten kann man den damaligen Berliner Humor aus einer Sammlung humoristischer Hefte erkennen.*) Sie zeigt den Berliner Weißbierphilister — die Zusammenstellung „Weißbier und Butterbrot“ rühmte sich J. Curtius erfunden zu haben — in seiner Harmlosigkeit, Vergnügungslust und Arbeitsscheu. Berliner Sitten und Gewohnheiten werden etwas breit und doch wenig anschaulich dargelegt. Den Witzen merkt man freilich gar oft ihren nichtberliner Ursprung an: Böhmen und Juden, Franzosen und Engländer sind die Helden vieler Anekdoten; einmal wird sogar französische Feinheit im Gegensatze zu deutscher Ungelenkigkeit gerühmt. Vieles ist aus bekannten Scherzbüchern wahllos zusammengerafft. So begegnen uralte Scherzfragen wie die: „ich habe drei Jungen und jeder hat eine Schwester, wieviel sind das?“ oder Examenfragen: „Wieviel Inseln liegen im Weltmeer und wie heißen sie?“ mit der Antwort: „Im Weltmeer liegen sehr viele Inseln und ich heiße Krause.“ Auch eine Namensspielerei wird von einem Schusterjungen berichtet, der von einem mit einer Laterne bewaffneten Neunaugenhändler gestoßen wird: „Na, det is een rechter Ochse! Der Kerl hat neun Oogen un 'ne Laterne un kann noch nich sehen.“

Auch den Frauen wird manches angehängt: ein Zechgenosse

*) Die Litteratur für das ganze Thema ist verzeichnet Göritz-Katalog II, 2, S. 60—64. Viele der dort angeführten Schriften habe ich benutzen können. Speciell von der Sammlung „Berliner Witze“ (Berlin 1838—40) sind mir folgende 8 Hefte bekannt: Wollmarkt und Pferderennen; Die Guckkästnerin; Tabajie und Billard; Weihnachtsfreuden und Neujahrsgratulanten; Nante auf der Kunstausstellung; Berliner Anekdoten und Geschichten; Nante's Tod, oder: Die Verschwörung der Federfuchser; Nante als Fremdenführer, oder: Ganz Berlin für $7^1/_2$ Sgr.

sagt dem andern: „Jeh' mit Deine Frau nach'n Windmillenberg, denn kannste verzehlen, des De hast 'n Drachen steijen lassen." Seltener wird das Berliner Schriftstellertreiben gestreift. Ein Dichter G. (etwa Gaudy?) geht in einem Rocke mit Stahlknöpfen spazieren und wird von einem gewissen J. J. (Joel Jacoby?) spöttisch angeredet: „Lieber G., Sie tragen heute viel Eisen auf dem Leibe." Darauf erhielt er die Antwort: „Sie hätten längst verdient, mehr zu tragen."

Manche Witzchen dieser Sammlung sind den Werken des Mannes entnommen, der als Klassiker des Berliner Humors bezeichnet werden darf, Adolf Glaßbrenner*); die neben ihm auftretenden A. Moll und L. Lenz sind kleine Leuchten, die den größten Theil ihres Glanzes der Hauptsonne entnahmen und bald erloschen. Glaßbrenner dagegen (A. Brennglas, wie er sich oft nannte), ein Berliner (1810—1876), der bis 1840 und wieder seit 1858 in Berlin lebte, genoß keinen Eintagsruhm. Er begleitete das neue Preußen auf seinem Werdegang und erlebte das Deutsche Reich, wurde ein wuchtiger Verfechter demokratischer Ideen, in den Zeiten, da die politische Satire eine Macht ward, und blieb, was er stets gewesen, ein Dichter. Er verstand Weinlieder voll bacchantischer Lust zu singen und konnte fromm sein wie ein starker Mann, der von der Allgewalt Gottes ergriffen war, wenn er auch das Kirchengehen abschwor,

*) Benutzt ist A. D. B. 9, 213—215 und R. Schmidt-Cabanis, A. Gl. Eine biographisch-litterarhistorische Skizze. Berlin 1881. Von Sammlungen Glaßbrenners (A. Brennglas): Berlin wie es ißt und trinkt. 12 Hefte. Das 1. Heft, Berlin 1835, liegt mir in 7. Aufl. vor. „Buntes Berlin". Von den mindestens 11 Heften dieser Sammlung, 1838 ff., habe ich nicht alle gesehen. Vielen ist eine Warnung des Verf. und Verlegers vorangestellt gegen Zeitschriften, welche Stücke der Hefte oder diese auch in ihrem ganzen Wortlaut unberechtigterweise nachdruckten. Vom 5. Hefte an erschien die Sammlung in einem Leipziger Verlag. — Berliner Erzählungen und Lebensbilder, 1. H. (191 SS.). Herr Buffey in der Berliner Kunstausstellung, vier Hefte. Herrn Buffey's schönster Tag, ein Heft. — Zur allgemeinen Charakteristik: Verbotene Lieder von einem norddeutschen Poeten. Bern 1841. Gedichte, 5. Aufl., Berlin 1870.

die Mucker verfolgte und die Jesuiten als Todfeinde betrachtete, er jubelte dem Frühling entgegen und pries die Liebe, bald in hafisischem Wonnerausch, bald mit der ganzen Keuschheit und Seligkeit des Stilliebenden, der in dem Lächeln des geliebten Weibes seine Welt sieht. Seine „Liebe war so treu und gut wie ungemessen sein Haß". Er verfolgte die Jasager und Katzenbuckler, Ordensjäger und Meinungsschnüffler, Zwitter und Zitterer mit grimmigem Hohn und wagte sich selbst an die Majestät des Königthums. Aber in dem Strom des Hasses flossen immer einige Tropfen Liebe. Denn er hörte nicht auf, an sein Volk zu glauben, und ließ die Hoffnung auf bessere Zeiten, auf einen Sieg der Freiheit niemals fahren. „Der Zügel nützt bei Pferden viel, der Geist der Zeit kommt doch zum Ziel" sang er am Schluß eines tieftraurigen ABC-Liedes, das lustig klingen sollte. Die ganze Natur, Blumen, Vögel, Sterne, die Entwickelung der Völkergeschichte schien ihm seine Lehre zu bestätigen, sein Evangelium, das er in die Worte zusammenfaßte:

Die eine Sonne, die mir glänzt,
Ist meines Volkes Geist,
Und meine Kirche jede Brust,
Die laut die Freiheit preist.

Glaßbrenner war ein Dichter und zugleich ein sorgfältiger Beobachter und Schilderer. Erst durch ihn wurde Berliner Volk und Berliner Sprache in die Litteratur eingeführt. Seine Darstellungen sind noch heute, nach fast 60 Jahren, lebensfrisch, und soweit die Vorbilder noch existiren — manche, wie Eckensteher und Nachtwächter, sind verschwunden — durchaus porträtähnlich. Er wollte nicht verschönern, aber auch nicht absichtlich das Grobe und Gemeine aufsuchen. Er stellte das niedrige Volk dar, wie er es sah und hörte. Den ersten Rang nahmen die Eckensteher ein, auch Sonnenbrater und Schildkröten genannt, die letztere Bezeichnung wegen des Schildes, auf dem ihre Nummer stand, witzige, trunkliebende, prügellustige Burschen, gutmüthig, so lange sie nicht gereizt wurden, arbeits-

unfroh, aber tüchtig, sobald sie eine Arbeit angriffen, ehrlich und von ihrer tiefen Einsicht in alle Verhältnisse, besonders die politischen, überzeugt. Sodann die Hökerinnen, die Virtuosinnen des Schimpfens, die die Vorübergehenden hudeln, sobald sie bei ihnen keine Waare anbringen können, mit einander zanken, sobald sie nichts zu thun haben, ihre Männer beherrschen, ihre Kinder tyrannisiren. Auf sie folgen die Holzhauer, unendlich phlegmatische, pedantische Leute, bei denen Alles nach der Minute geregelt ist, sorgsam auf ehrlichen Verdienst bedacht, wenn sie auch heimlich ein bißchen Holz mitgehen heißen, Freunde des Biergelds, aber stolz gegen Knauser, die solches verweigern, langsam im Wort, aber kräftig mit der Hand, die sich gern die Wange des Genossen als Ruhepunkt aussucht. Ferner die Köchinnen in ihrer Klatschsucht und ihrer Liebe zum Militär, ihrer Streitlust gegen die „Madame" und ihrer Zungenfertigkeit gegen Verkäufer und Störenfriede. Die Proben aus ihrem Stammbuch von Dragonern, Handwerkern und Kolleginnen sind alle in der Art, wie die des „ewigen Sperling, Tischlers", die lautet: „Bei Deiner Abreise muß ich einen Versch machen, wie ich Dir schon manchen gemacht habe.

Leb wohl, du theires Land, das mir geboren,
Die Ehre ruft Dir wieder fort von mir."

Ferner die Kinder, Kurrendejungen, die Unbeschäftigten bei Straßenaufläufen, z. B. bei einem gefallenen Pferde, die Pflastertreter überhaupt, die Vergnüglinge in Moabit, die Nachtwächter, die Stammgäste der Schnapsläden. Eine besondere Erwähnung verdienen die Zirngibler, d. h. die Jungen, die meist auf den Hintertreppen die in der Zirngibl'schen Officin hergestellten „neuen Lieder" *) verkauften. Ausführlich werden die Fuhrleute

*) Als Anfänge neuer damals beliebter Lieder werden citirt (außer den üblichen „Lenore", „Jungfernkranz", „Siegeskranz"): Freien is keen Pferdekauf, Willkommen, o seliger Abend, Ein Schlosser hat mal 'n Gesell'n g'habt, Det beste Leben hab ick doch, Ein schönes Kind von 15 Jahren, Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten.

behandelt, die Charlottenburger, die als die gemeinsten und rohesten dargestellt werden, die Sandfuhrleute, meist gewitzte Jungen, die sich auch für Botendienste, die nicht mit ihrem Gewerbe zusammenhängen, anstellig zeigen, die Droschkenkutscher in ihrer unerschütterlichen Ruhe, mit ihrem guten Mutterwitze. Allerlei Droschkenkutscherscherze werden hier zusammengestellt. Ein Droschkenkutscher, dem das „merkwürdige Schicksal" passirte, daß sein Pferd durchging, blieb ganz ruhig und rief der im Wagen sitzenden Dame, die ängstlich wurde, zu: „Bleiben Se ruhig sitzen, ick kenne mein Ferd besser; det is nischt als Verstellung." Mit größter Ausführlichkeit und ersichtlicher Vorliebe werden die „Guckkästner" behandelt. Das waren ältere Männer, die in Begleitung ihrer Frau ihren Bilderkasten, an dem mehrere Löcher (Vergrößerungsgläser) waren, an belebten Kreuzungspunkten aufstellten und mit lauter Stimme die Vorübergehenden zur Betrachtung einluden. Ihre Besonderheit bestand in unersättlicher Trunksucht, die zu oft wiederkehrenden ehelichen Zwistigkeiten führte, in beständigem Witzkampf mit Gassenjungen und Zuschauern, in lebhaftem Geplänkel mit den Gensdarmen. Die Guckkästner geboten über einen unhemmbaren Redefluß, in dem Berliner Redensarten und Witze lustig umherschwammen. Die von ihnen vorgezeigten Bilder waren Städteansichten, Landschaften, Schlachten, Porträts berühmter und berüchtigter Persönlichkeiten, z. B. Kotzebue's Ermordung durch Sand, des Letzteren Hinrichtung, Scenen aus der Revolution von 1830, Berliner Plätze, Statuen.

Am populärsten wurde die Figur des Eckenstehers, besonders seit sie Friedrich Beckmann (1803—1866, von 1824—44 in Berlin), der beliebte Komiker des Königstädtischen Theaters, auf die Bühne gebracht hatte. Sein „Nante" wurde nun von Vielen nachgemacht: es gab Frescobilder à la Nante; Nante wurde als Kläger und Reisender geschildert, seine Erlebnisse auf der Eisenbahn wurden dargestellt; er diente als Fremdenführer durch ganz Berlin für $7\frac{1}{2}$ Sgr. Sein Tod bildete den Gegen-

stand einer fünfaktigen, historisch-romantisch-komischen Tragödie, an deren Schluß eine fade Parodie von Goethe's „Faust" stand; endlich wurden seine „hinterlassenen Papiere" in sieben Bändchen veröffentlicht. Aber das meiste aus dieser Litteratur ist schlechte Verwässerung des Originals, oder es sind humoristische Lokalskizzen, denen die Person Nante's, eben weil sie beliebt war, angeflickt wurde, ohne daß sie eigentlich dazu gehörte. Beckmann's komische Scene „Der Eckensteher Nante im Verhör", das Original, das Beckmann zunächst für sich, nach einer Holtei'schen Anregung schuf, ist ein Scherz, der durch einen wahrhaften Komiker noch heute wirksam gemacht werden könnte. Der Eckensteher Nante sucht die Hülfe eines Actuars, um einen ihm abhanden gekommenen Rock wiederzuerlangen, und hat eine längere Unterredung mit dem Gerichtsdiener, der ihn aus dem Zimmer herausbringen will. Doch sind Actuar und Gerichtsdiener nur Nebenpersonen, die einzige wirkliche Person ist Nante, der durch seine urwüchsige Derbheit und Komik Jenen unterhält und Diesen entwaffnet. Selbst wer den Scherz nicht gelesen hat, kennt gewiß die Antwort auf die Frage: „Sein Alter?" „Doch Strumpf!" und auf die andere: „Hat er Eltern?" „Ja, zwei Stück!" Allbekannt sind auch die in dem Scherz vorkommenden Redensarten: „ick bin eejentlich een jeborener Zwilling", „oder bin ick vielleicht mein Bruder", „ick habe eenen Bruder, der bläst Flöte", „denn studirt' ick Nachtwächter", vor Allem aber die Worte, mit denen Nante auftritt: „Herr Criminell, ick melde mir", und die ferneren, die er unwillig vorbringt, da der Actuar nicht auf ihn achtet: „Ick habe mir gemolden."

Kein anderer der von Glaßbrenner geschilderten Typen brachte es zu solcher Popularität, wie der Eckensteher. Aber während die Minderbegabten sich damit begnügten, diesen einen Typus stets aufs Neue zu variiren, ging er, der offenen Auges immer Neues sah, auch zu Anderem über.

Ein bißchen höher stieg er in einzelnen Berliner Novellen, in denen der Berliner Kleinbürger, der Bierwirth und Schneidermeister, der Handwerker und Ladenjüngling die Hauptrollen spielen. Ein toller Humor herrscht oft in ihnen, auch ein wenig Rührseligkeit kommt vor, selbst das falsch demokratische Streben, einen Grafen zum Vertrauten und Duzbruder eines Schneiders zu machen. Sonst aber sind diese Geschichten ganz köstlich: „Der junge Schneidermeister", der seine Geliebte nicht entführen kann, weil ihm Jemand die Leiter wegzieht, und „Begräbniß in einer armen Familie", dem ein toller Leichenschmaus folgt, der nur dadurch ein trübliches Ende nimmt, daß der Humorist, der Allerweltsliebhaber, der selbst beim Verkauf einiger Lorbeerblätter etwas Liebe zugibt, schließlich als Geist der Verstorbenen erscheint.

In derselben Sphäre blieb Glaßbrenner, wenn er Herrn Buffey schilderte, einen Berliner Rentier, ehemaligen Wirth, einen Schwadroneur, der sich leicht übertölpeln läßt und seine Halbbildung gern öffentlich zeigt. Die Art, wie er seinem zehnjährigen Sohn die Perspective erklärt, oder den Gegenstand historischer Bilder darlegt, ist höchst amüsant. Nicht minder, wie er von seiner schönen Tochter Hulda völlig beherrscht wird, die mit hochtrabenden Redensarten um sich wirft und auch die Kunstausstellungssäle als Feld für ihre Koketterie nicht verschmäht. Um sie schwirren Referendare und Lieutenants, neben ihr erscheinen Recensenten, Bankiers, Mäcene mit ihrem Gefolge, Geheimräthe, feine Damen mit ihren Courmachern. Sie alle urtheilen über die ausgestellten Bilder und reden über die romantische und klassische, alte und neue, deutsche und französische Kunst, theils mit wirklichem Verständniß, theils mit den schönklingenden, durch technische Ausdrücke überladenen Phrasen einer halbgebildeten Menge. Nur selten erklingt auch ein patriotischer Ton im Rückblick auf die Zeit von 1813; ohne eine kleine Anspielung auf die so jäh gestürzten spanischen Papiere geht es auch hier nicht ab. Endlich wird „Herrn Buffey's schönster Tag" oder Hulda's Hochzeit mit einem ästhetisirenden Gelehrten geschildert, eine höchst ergötzliche Darstellung der

Straßenscenen vor dem Haus und des Hochzeitsmahles selbst mit seinen Reden, Gedichten und den üblichen Folgen einer weingetränkten Heiterkeit.

Von dem Witz, der in den Unterhaltungen aller der genannten Persönlichkeiten, besonders in den Vorführungen des Guckkastenmannes, herrscht, läßt sich schwer ein Begriff geben. Oft besteht er nur in dem komischen Klang des Berliner Dialekts, manchmal in dem überaus behaglichen allgemeinen Vergnügtsein, der allenthalben sich kundgebenden, aber wegen ihrer Urwüchsigkeit nicht störenden Selbstgefälligkeit, nicht selten in dem eulenspiegelhaften Mißverstehen oder der allzu wörtlichen Auffassung der gebrauchten Worte, häufig im „Verquatschen" von Fremdwörtern oder fremdsprachlichen Redensarten: „Jott seest det Kind" (God save the king), „viel saufiren" (philosophiren). Von der ganzen Art vermögen vielleicht folgende Proben eine Vorstellung zu geben. Auf die Frage nach dem angenehmsten Ort in Berlin wird die Antwort ertheilt: Der Lustgarten, und zwar als Grund angegeben: „Erstens hat man da Kies, zweetens 'ne volle Börse un drittens wird da jepumpt." Das Brandenburger Thor, „das in Berlin jebaut is", wird wegen seiner dicken Säulen bewundert und also beschrieben: „Betrachten Sie das Bild weiter: es is mit Liebe jemalt, natürlich auch mit einen Pinsel. Die Schossee, welche Sie durch das Dhor sehen, sieht hier so aus, als führte sie in die Höhe; dieses is aber eine anjenehme Perspectiv-Täuschung; sie führt runter nach Charlottenburch. Links is die Ackziehse, eine menschliche Erfindung; rechts die Wache, die dafor da is, damit for die hohen Herrschaften rausjerufen wird. Durch den zweeten Dhorweg sehen Se eenen janz kleenen Schandarmen wejen der Entfernung; rechts schimmert die Statü von Apollo durch, der nich mehr heirathen kann, weil et unnütz wäre." Oder man höre, wie von Athen, der Stadt, von der man nicht leugnen könne, daß sie Glück hat, geredet wird: „Hätte sie sich des woll unter die dämlichen Kerrels wie Demosterich, Sokratztes infallen lassen, det ihr noch einst die Ehre zu Theil werden wird, eenen echten bayerschen Könichssohn zu kriejen? Wenn damals der delfische Orakel eenen Aahtener jeprofetet hätte, der Aahtener hätte die Madam Pipia eenen Katzenkopp jejeben, det se sich mitsammt ihren Dreifuß um un dumm jedreht hätte und ihr dabei jesagt: Mach mir keene Wipkens vor, Delphine!" Endlich mag man folgende Schilderung der europäischen Länder vernehmen: „In Frankreich is es janz eenfach so: heldenmiethije Nation, Deputirtenkammer, Durscht nach Weißb—, nach Freiheit wollt' ick sagen, eenen Keenig wegjejacht, eenen noch bessern wiederjekriegt, schwüle Luft wie vor'n Jewitter. In England Freiheit durchwech, Widerstand der ersten Kröten (Aristokraten), Seemacht, Dampf; in Italjen Cholera, Pest und ville Flöhen; in der Schweiz ekliche Unruhen durch Schuld von außen her; in Nordamerika Republik, Ueberfluß an Jeld, man fragt nach keenen Deibel nich un dhut Allens, wat man will, Ansiedler aus Deutschland, Jlick un Zufriedenheit; in Spanien Mord un Dodtschlag, die Keenijin-Rejentin liebt die jroßen Männer, et sind aber keene da, die kleene Keenijin is noch zu jung, Soldatenherrschaft, Verfolgung der Mönche, uf die andere Seite Carlos ohne festen Sitz, sich uff den Thron setzen wollend. In Bayern Bier, Kunst un unjeheier ville Rel'jon." Ein Zuhörer unterbricht den Redner: „Na, aber nun fehlt ja noch —" Der aber weicht aus mit den Worten: „Laß det jut sind!"

Diese Hinweisungen auf die Politik waren Glaßbrenners starke, wenn nicht stärkste Seite.

Bevor Glaßbrenner seine humoristischen Hefte herausgab, durch die er in Berlin und außerhalb der Stadt seinen Ruhm begründete, hatte er die Zeitschrift „Berliner Don Quixote"*)

*) Berliner Don Quixote 1832 und 1833 bei Bechtold und Hartje. Ich kenne nur den zweiten Jahrgang. Die Zeitung wurde 4 Mal wöchentlich ausgegeben, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend, Sonntag. Die letzte Nummer, 204, erschien in schwarzer Einfassung, weil das Blatt aufhören mußte. Sie enthielt den Artikel: Journalkirchhof und am Schluß vier

herausgegeben. Sie enthielt Novellen und Gedichte, Kritisches und Satirisches; unter dem Titel „Leben und Treiben" viele Mittheilungen über hauptstädtische Vorgänge, statistische Notizen, Theaterkritiken, Scherze gegen die Homöopathie, gegen die Berliner Modejünglinge, Polemisches gegen andere Berliner Zeitschriften. Auf Politik nahm sie scheinbar wenig Rücksicht; dem, der schärfer zusah, offenbarten sich indessen vielfache Sticheleien gegen die bestehenden Zustände. Sie brachte Auszüge aus Laube's „vortrefflichem" Werke „Das junge Europa", Ausfälle gegen Polizei und Königthum, polemische Wendungen gegen das Hofleben mit Hervorhebung deutscher Kernsprüche aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Sie ironisirte die scheuen, allgemein gehaltenen Berichte der Berliner Zeitungen, z. B.: „In England ist Jemand ermordet worden" mit der Bemerkung, es werde (man bedenke 1833!) die Nachricht von dem Tode Napoleon's verbreitet; „wir können die Wahrheit noch nicht verbürgen". Sie stellte in den Querlesungen, der schon früher (S. 522) gekennzeichneten Art damaligen Humors, einmal die Sätze zusammen: „Er ist im Kampf für die Freiheit untergegangen — und das geschieht jetzt alle Tage". Sie veröffentlichte Bemerkungen eines „Verrückten aus Otempora", z. B. „Gesetze der Narrenstadt", in denen es hieß: „Wer seine fünf Sinne nicht hat, kann auf jede Anstellung Anspruch machen", oder „Gedanken" wie den folgenden: „Wenn ich ein Brett vor den Kopf nehme, so daß ich nichts sehen kann, und halte mir den Mund zu, daß ich nicht schreien kann, so prügelt mich mein Wärter mit einer Knute auf den Rücken und sagt: Du bist ein gutes Volk, lieber Verrückter. Ich möchte nur wissen, was er damit sagen will." Gewiß hatte folgende Bemerkung, der viele ähnliche angeschlossen werden könnten: „In Italien maßt sich bloß einer das Prädikat der Infallibilität an, in Deutschland hält sich jeder Papa für unfehlbar" eine stark auf preußische Verhältnisse zugespitzte politische Tendenz. In einer der letzten Nummern hieß es in einer Weihnachtswanderung über die Großen: „Nehmt diesen Spiegel, der das Innere wiedergibt; Ihr werdet mit den Kleinen Nachsicht haben." Doch alle diese Bemerkungen klingen uns, den an den freien Ton der Presse Gewöhnten, so wenig offensiv, daß wir schwer begreifen, daß die Zeitschrift viele Censurschwierigkeiten bestand und schließlich unterdrückt wurde.

Holzschnitte. Nach einer Notiz in Nr. 112 erschienen damals in Berlin einige 60 Zeitschriften, was kaum glaublich erscheint. Gegen die vielbefehdete Zeitung, die einen ähnlichen Sturm hervorrief wie Saphir's Blätter, war als Gegenblatt: Pandora von Loebel geplant, die aber wohl nicht erschienen ist.

Doch kommt das Politische, das in dieser Zeitschrift eine Rolle spielte, auch, wie schon angedeutet, in den kleinen humoristischen Heften zum Ausdruck. Schon in ihnen kam die Erklärung des Litteraten vor, „der lieber Alles" hat und des Servilen, „weil es davon sehr viele gibt". Auf die Frage des Einen: „Was ist denn das für eine Regierung, die spanische?" antwortete ein Anderer: „es gibt jetzt viele Regierungen, die mir spanisch vorkommen." Von Bayern hieß es einmal, bei Gelegenheit der Wiedereinrichtung der Klöster, „der geliebte König will sein Volk auf die frühere Klugheit zurückführen." Als ein Junge das Bild der Hinrichtung Sand's sieht, sagt er: „Wenn es nur keine üblen Folgen für Sand gehabt hat", worauf der Guckkastenmann entgegnet: „Ne, vor Sanden nich, aber —". In einer Unterhaltung über Constitution sagt der Eine: „Wenn wir, det Volk, selber sagen können, wat uns fehlt und wat wir brauchen und wo uns Unrecht jedhan wird, denn find' ick det viel verninftiger"; worauf der Andere bemerkt: „Det können wir doch sagen", der Erste aber schließt: „Ja, sagen können wir Allens, aber et nützt nischt." Und einmal ringt sich der Stoßseufzer los: „Es ist doch besser in Amerika, da ist Freiheit".

Unter den von Glaßbrenner gezeichneten Typen waren die Eckensteher die eifrigsten Politiker. Dieser ihrer Eigenschaft

waren zwei Schriften*) gewidmet. Ihr Gemeinsames besteht darin, naive Nichtwisser durch einen Klugschnabel, der seine Weisheit von einem Gesandtschaftsstallknecht weiß, über die Vorgänge des Tages belehren zu lassen. Die erste Schrift beginnt mit der Herzogin von Berry und läßt alle Länder Revue passiren, die Türkei, wo die Provinzen „Roßschweufe heißen, weil se Haare lassen müssen, die brauchen sie in den Haarem“: Aegypten, wo sich „de Leite so lange das Essen abjewehnen, bis se Muhmien werden“; „dadurch wird wol der Pascha Vetter“ sagt natürlich der Unterredner; England, dessen Maschinen ganz launig beschrieben werden. Endlich, da die Versammelten auf Frankreich kommen, spielen sie Deputirtenkammer, debattiren über die Frage, ob in den Tuilerien das Rauchen erlaubt sein soll, und das Ganze endet mit einer solennen Prügelei. Die antikatholische Tendenz, die in der ersten Schrift nur leise angedeutet war, kommt in der zweiten, die vom Streit mit dem Kölner Erzbischof ausgeht, Spaniens innere Kriege und den hannöverschen Verfassungszwist betrachtet, zum deutlichen Ausdruck. Aber hier läßt sich auch einmal ein deutsches und ein freiheitliches Wort hören. Ein Improvisator wird, nachdem er einige Proben seiner Kunst gegeben, aufgefordert, Deutschland und Nation zu reimen, lehnt das Ansinnen jedoch ab, das auch Goethe und Schiller nicht erfüllen könnten, „denn Deutschland ist keine Nation.“ Ein Anderer, wegen seiner freien Aeußerungen zur Vorsicht gemahnt, ruft aus: „Meine Meinung kann ick dreiste aussprechen, davor hab ick Preuße jelernt. . . . Wenn Jott jewollt hätte, daß man das aussprechen sollte, wat Manche jern hören, denn hätt er jeden Menschen uf de Zunge en Polzeicomzarius wachsen lassen. Wer sich fürchtt, wat zu sagen, wat er denkt, der doocht nischt, un wer Ursache hat, sich davor zu fürchten, det is en Schuft.“

*) Die politisirenden Eckensteher. Nach dem Leben gezeichnet. (Anonym.) Berlin 1833. Bechtold u. Hartje (Glaßbrenner's Verleger. Erst in der zweiten Auflage nannte sich Glaßbrenner). Politisirende Berliner Eckensteher von A. Brennglas. Leipzig 1839.

Auch sonst begann der Humor sich mit Politik zu beschäftigen, wenn auch im Allgemeinen die Zeit, die wir hier zu behandeln haben, nicht die der politischen Witze war. Unter den zahllosen Witzen Saphirs findet man nur wenige politische. Einmal wird erzählt, daß die chinesische Censur sich darum kümmere, ob genug Reis in den Vorrathskammern sei, und hinzugefügt: „unsere europäischen Censoren bekümmern sich nicht nur nicht um unsern Reis, sondern sie leiden kaum, daß wir Grütze haben.“ Von ähnlicher Harmlosigkeit waren andere Witze, die sich mit der Person des Königs und anderer hochgestellten Personen beschäftigten, z. B. der am 14. November 1826 nach der Wiederherstellung des Königs von seinem Fall kursirende Vers: „Heil Dir im Siegerkranz, Unserm König sind die Beene wieder janz,“ oder die Bezeichnung des Königs als Student, denn es heiße auf der Museumsinschrift: F. W. III, studio liberalium artium oder die auf die Frage: „Warum ist Schuckmann Minister des Innern?“ ertheilte Antwort: „Weil er ohne Aeußeres ist.“

Stärker war, was man über die Heirath des Königs mit der Gräfin Harrach (Fürstin Liegnitz) sagte. „Man würde die Heirath für eine Fabel halten, wenn nicht die Moral daran fehlte.“ Sie wurde „Königin der Nacht“ genannt, und einem Trommler an der Schloßwache schrieb man die Frage an den wachthabenden Offizier zu: „Soll ich ein bißchen mit der Linken trommeln?“

Prinz Karl von Mecklenburg, der sehr mißliebig war, wurde „Marschall Seitwärts“ genannt.*) Eine Dame, welche die Stelle des am Hofe mißliebig gewordenen Fräulein Altrock bekam, wurde Fräulein Neurock genannt. Die Museumsinschrift, in der es hieß liberalium artium museum constituit 1828, gab außer dem schon oben erwähnten noch zu dem Witz Anlaß „da kommt ja die liberale Constitution von 1828 vor“. Der geistreichste politische Witz, der damals gemacht wurde, rührt von dem Astronomen Encke her, dem Director der Berliner Sternwarte (1791

*) Dafür und für das Folgende: Bll. I, 27, 55; II, 50; IV, 321. — Varnh. Tageb. I, 96.

bis 1865, seit 1825 in Berlin, seit 1844 Universitäts-Professor). Als der König von Hannover, bald nach der Entlassung der Göttinger Sieben, die Berliner Sternwarte sehen wollte, sagte Encke: „Recht gut, ich werde ihm das Siebengestirn zeigen." *)

So waren die politischen Ereignisse, denen man noch in den zwanziger Jahren ein ziemlich geringes Interesse zugewendet hatte, mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Die Ereignisse gewannen immer mehr an Bedeutung; es bedurfte nur eines Anstoßes, damit eine wirkliche politische Litteratur entstand.

*) In den Zusammenhang dieses Kapitels gehört auch: (O. v. Deppen) Das moderne Berlin, ein Winterschatz für fröhliche Leser. Berlin 1828. Bei H. Burchhardt. — Berlin. Humoristisch-satirisches Panorama in Distichen-Spielen von *Κάλλος*. Exp. des Berl. Modenspiegels 1832. (K. B.) Beides recht unbedeutend.

Neunzehntes Kapitel.

Erwachen des politischen Sinns.

Die mannigfachen politischen Witze bekundeten, daß Etwas die Menschen neu zu beschäftigen begann: die Politik. Mit den Worten: „Eindringen des französischen Liberalismus" hat ein neuerer Historiker die Zeit von 1830—1840 bezeichnet; Theilnahme der Bürgerschaft am politischen Leben könnte man das Charakteristische jener Jahre nennen. Spezielles Preußenthum und allgemeines politisches Bewußtsein gingen Hand in Hand. Jenes, schon längst erweckt durch die unvergleichlichen Thaten der Befreiungskriege, wurde genährt durch manche Erfolge, die Preußen z. B. in der Zollvereinsangelegenheit davontrug. Dieses fand seine Hauptanregung in den Ereignissen des Auslandes und in der Wahrnehmung, in welcher Art sich andere Völker an den Vorgängen ihrer Heimath betheiligten.

Die trübe, schwüle Stimmung, die früher gekennzeichnet wurde, begann einer froheren Platz zu machen. Bei aller Liebe zum König glaubte man doch, daß nur seine im Alten wurzelnden Ideen das Emporkommen des Neuen hinderten. Man hoffte auf den Kronprinzen als auf den Erretter aus veralteten Zuständen, als auf den Spender längst ersehnter neuer Einrichtungen. Politische Vereine suchten sich damals zu gestalten, in denen solche Hoffnung und solches Ziel zwar nicht offen ausgesprochen waren, aber als stillschweigend ausgegebene Parole die Besten vereinte.

Auch sonst begann Berlin sich mit neuen Einrichtungen anderer Haupt- und Großstädte zu befreunden. Damals geschah das Erste für die moderne Gestaltung der Berliner Straßen.*) Im Jahre 1824 legten die Weinhändler Lutter und Wegener vor ihrem, an der Ecke der Französischen und Charlottenstraße belegenen Hause Granitbahnen, und begründeten damit die bisher nicht üblich gewesenen Granittrottoirs. Ihr Beispiel fand einige aber nicht allgemeine Nachahmung, obgleich die Namen derer, die diesem Beispiel folgten, zur „Belohnung ihres löblichen Bestrebens, den Mitbürgern die Wohlthat eines bequemen Bürgersteiges zu erweisen", öffentlich bekannt gemacht wurden. Da dieser Ansporn zur freiwilligen Bethätigung des Bürgersinnes nicht viel genützt hatte, so wurde die Anlage der Bürgersteige durch die Cabinetsordre vom 18. Mai 1828 geregelt. 1837 wurde zum ersten Mal eine Asphaltbahn angelegt vor dem Hause Unter den Linden 23; eine ähnliche gleichzeitig vor dem Berliner Rathhause und in der Klosterstraße vor dem „Königlichen Gewerbehause". Diese Versuche hatten jedoch keinen Erfolg und fanden daher keine Nachahmung.

Ganz am Anfang des Jahrzehnts hatte das erste Auftreten der Cholera einen furchtbaren Schrecken in Berlin verbreitet. Wer flüchten konnte verließ die Stadt. Mochte der Berliner Witz sich den ausländischen Ausdruck mit „kollriger Morps" verdeutschen, oder den Chef des Medicinalwesens Rust, der Absperrung anordnete, als Passer rusticus = gemeiner Landsperling verspotten, und durch solch komisch klingende Uebersetzung dem Grauenvollen etwas von seinem Entsetzen zu nehmen versuchen, mochten die Aerzte hingebend ihre Pflicht thun und die Stadt in Eile Einrichtungen schaffen, die den damaligen sanitären Anschauungen entsprachen, mochten ruhige Schriftsteller, wie Frz. Horn, zur Besonnenheit mahnen und als uraltes, stets neues Mittel gegen die Cholera Muth und Heiter-

*) Die folgenden Notizen nach dem Bär, 17. Jahrg., Nr. 42, S. 531.

keit und Bewährung des Rathes: „Macht euch und Anderen Freude" empfehlen, — Schrecken und Entsetzen blieben bestehen. „Sie war," wie Gutzkow schrieb,*) der sie miterlebte, „das Schreckbild der Menschheit. Auf einem dürren Kosackenklepper schien sie zu kommen, die sieben Plagen als siebensträhnige Knute in der Hand, diese asiatische Giftmischerin, die in alle Brunnen, alle Ströme, in jede Nahrung den Keim des Todes warf." Wirklich waren die Opfer an Menschenleben, welche die unheimliche Krankheit gefordert, groß, und kein Stand blieb ganz befreit.

Nachdem man sich allmählich von den Leiden erholt und aus der Entmuthigung erhoben hatte, ging man mit frischen Kräften zu neuem Leben. Der Vermehrung der Bevölkerung mußte ein stärkeres Erwerbsleben entsprechen. Die Begründung der Borsigschen Fabrik (1837) wurde für Berlin epochemachend. Im nächsten Jahre sah Berlin die erste Eisenbahn. Am 21. September 1838 wurde die Strecke Zehlendorf-Potsdam, am 30. October 1838 die Strecke Zehlendorf-Berlin zum ersten Mal befahren.**)

Längere Zeit vorher war durch des vielgeschmähten, aber in seinem eigentlichen Arbeitsgebiet sehr verdienstvollen Postmeisters v. Nagler Bemühungen eine täglich von Berlin nach Frankreich, Holland, Rheinland und Westphalen abgehende, und vom Westen her in Berlin eintreffende Briefpost eingerichtet worden. (1. April 1823.) In Folge dieser Einrichtung fiel der

*) Erlebnisse S. 120. — Vgl. J. G. Hoffmann, Die Wirkungen der Cholera in Preußen. Abhandl. d. Berl. Akad. 1832. G. C. Reich, Die Cholera in Berlin 1831.

**) Im Bär 1888 Nr. 51 wird ein Gedicht des damaligen „Volkssängers" Borchert mitgetheilt, das hauptsächlich die Vergnügungslocalitäten von Steglitz preist, die man nun billig und bequem erreichen könne. Am Schlusse des Gedichts heißt es: „Zwei und drei Groschen ist der Satz, Dafür gönn'n sie uns einen Platz, Und der liebe Herkules, An Schnellkraft sich nicht foppen läßt; Denn in wenigen Sekunden, Ist aus Steglitz man entschwunden, Angekommen in Berlin, Thut man vergnügt nach Hause ziehn."

bisherige Grund für das nur dreimalige Erscheinen der Berliner Zeitungen fort; seit dem 1. Januar 1824 erschienen die drei politischen Zeitungen wirklich täglich. Aber sie gewannen nicht sonderlich an Interesse, die officielle nicht, wegen der Unfähigkeit ihrer Leiter, die übrigen nicht, wegen der vielfachen Censurbeschränkungen, denen sie unterworfen waren (oben S. 402, 404). Sie bewährten alle drei Börne's Wort, daß die „deutschen Blätter von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche an sich hätten." Die Staatszeitung brachte nur die Nachrichten, deren Verbreitung die Regierung wünschte und in der von dieser empfohlenen Art, und die beiden älteren Zeitungen nährten sich von dem Abhub der Berliner Kollegin und auswärtiger Zeitungen, so daß Berliner Leser der letzteren durch diese schneller und unparteiischer unterrichtet wurden, als durch die in der eigenen Stadt erscheinenden Blätter.*)

War die von den heimischen Blättern gewährte Kost nicht schmackhaft genug, so suchte man sich wohlschmeckendere, namentlich stärker gewürzte, von auswärts zu verschaffen. Damals fingen die Berliner Conditoreien von Stehely und Josty an, Sammelpunkte der Zeitungsleser zu werden; dort und in vertrauten Kreisen wurden erregende Nachrichten ausgetauscht und verfängliche Reden gehalten.

Auswärtige Zeitungen**) wurden in Berlin sehr viel gelesen, im Jahre 1833: 433 Exemplare deutscher und ausländischer Zeitungen, von jenen am meisten die Augsburger Allgemeine Zeitung und der Hamburger Correspondent, von diesen der Constitutionel und das Journal des Débats. Dies Interesse hatte begonnen von der Zeit an, da die freiheitliche Bewegung in Frankreich stärker zu werden begann (1821)***), damals wurde

*) Ein bissiges Urtheil über sämmtliche Berliner Blätter, auch die unpolitischen, siehe „Briefe aus Berlin", Hanau 1832, S. 18 ff.; über Börne's Briefe daselbst, S. 42, 49.

**) Kapp a. a. O. 6, 239.

***) Varnh. Bll. I, 317, IV, 89, V, 312 fg.

La Rénommée eifrig gelesen; Hegel trank (1826) mit den Studenten auf die Einnahme der Bastille, erzählte, daß er dies kein Jahr versäume und versuchte den Jüngeren die Bedeutung des Ereignisses klar zu machen.

Freiheitsideeen wurden besonders wach im Hinblick auf die Völkerschaften, die um ihre Selbständigkeit rangen: Griechen und Polen.

Für die Griechen zeigte sich lebhafter Enthusiasmus,*) der zunächst vielleicht aus dem Antagonismus gegen Oesterreich und einer starken Sympathie für Rußland hervorging. Einige Studenten zogen den Griechen zur Hülfe. Sammlungen vorzunehmen erklärte Zeune zuerst den Landesgesetzen gemäß für unstatthaft. Eine österreichische Note forderte die Regierung geradezu auf, Sammlungen zu hindern, und die Frechheit der Schriftsteller zu zügeln. Trotzdem druckte „Der Gesellschafter" W. Müller's Lied zu Gunsten der Griechen gegen den österreichischen Beobachter ab. In einer Gesellschaft las Freiherr von Schilling ein starkes Gedicht für die Griechen vor, das er an Lord Byron geschickt hatte, und laute Aeußerungen zu Gunsten des für seine Freiheit kämpfenden Volkes wurden überall, namentlich seitens der Frauen vernommen.

Endlich erfolgte ein ganz unerwarteter Umschwung. Am 25. April 1826 erschien in Berliner Zeitungen eine Aufforderung zur Unterstützung der nothleidenden Griechen, unterzeichnet von Hufeland, Neander, Ritschl u. A. Militär und Schuljugend betheiligte sich an den Sammlungen. Adlige Damen gingen als Werberinnen in die einzelnen Häuser. Der Magistrat nahm Gelder an, in einem Concert bei Reimer, dem auch Gneisenau beiwohnte, sang Henriette Sonntag ein neugriechisches Lied, der König selbst betheiligte sich mit 1200 Friedrichsdors. Doch betonte man seitens der Regierung beständig, daß die Samm-

*) 1821 Bll. I, 325—68 passim; 1822 Bll. II, 43, 229 ff.; 1826 IV, 49—91. Eine merkwürdige Notiz Stägemann's an Cramer, 16. 5. 26, in den Briefen von Chamisso, Gneisenau II, 144.

lungen für die Nothleidenden, nicht für die Kämpfenden bestimmt seien, um dadurch den üblen Eindruck abzuschwächen, den der Berliner Eifer namentlich in Wien hervorrief.

Auch eine litterarische Bewegung für die Griechen, freilich nicht für die nothleidenden, sondern für die kämpfenden, that sich kund. Charakteristisch dafür war K. L. Blum's (1796—1869, von 1818—1826 in Berlin), des späteren Geographen und Statistikers „Klagen der Griechen", Berlin 1822, besonders aber eine von Saphir herausgegebene Schrift. Sie*) enthält zwar manches Bekannte, wie Proben aus den Gedichten Wilhelm Müller's, der zwischen 1821 und 1824 fünf Hefte „Lieder, Neue und neueste Lieder der Griechen" herausgab, aber vieles hier zum ersten Mal Gedruckte, prosaische und poetische Beiträge von Berlinern, z. B. Stieglitz, Hohnhorst, Anselmi, Ludwig Liber (Lesser), Otto von Deppen und manchen ungenannten. Keineswegs alle bezogen sich auf die Griechen, sondern manche behandelten höchst unschuldige und unbedeutende Themata. Der merkwürdigste Beitrag vielleicht war ein langes „Palast" unterzeichnetes Gedicht „Der Sclave", das die langunterdrückte Freiheitssehnsucht, die Verzweiflung an Gott und der Welt seitens des als Sclave Geborenen in energischer Weise zum Ausdruck brachte und als erwünschte Lösung, als einzig mögliche Befreiung den Tod betrachtete.

Unter den Dichtern von Griechenliedern verdient Amalie von Helvig, geborene von Imhoff, die Dichterin der „Schwestern von Lesbos", die Uebersetzerin der Fritjofssage umsomehr eine Erwähnung,**) als sie den höchsten Gesellschaftskreisen angehörte und ihre Lieder im bewußten Gegensatz z. B. gegen ihren Gatten herausgab, der als Aristokrat und Kriegsmann den Griechen abgeneigt war. Angeregt durch das Classicitätsideal, das sie

*) Griechisches Feuer auf dem Altare edler Frauen. Ein Sommerblatt zum Besten der Wittwen und Waisen der bedrängten Griechen herausgegeben von M. G. Saphir. 2 Hefte. Berlin 1826.

**) Griechenlieder im Morgenbl. 1821 und 22. Dann: Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Wittwen und Waisen in Griechenland. Berlin 1826.

durch die Weimarer Dichterheroen kennen gelernt hatte, schwärmte sie zwar zunächst für das alte Hellas, aber sie sah „den Zorn erhabener Ahnen durch der Enkel Muth versöhnt" und wollte nicht bloß als Frau die Verwundeten pflegen, sondern wünschte sich Krieger- und Herrschermacht, um den Unterdrückten beizustehen.

Auch L. Rellstab begrüßte*) das alte Hellas in seiner Tüchtigkeit, dem nicht die Kraft der Gegner, sondern nur Verrath der eignen Kinder Verderben bereitet habe, erhoffte ein Wiedererstehen der alten Bedeutung und sah im Geiste die Freiheit dem Lande wiedergeschenkt.

Geringere Begeisterung, aber immerhin Antheilnahme herrschte für die Polen, die seit 1815 nicht müde wurden, ihre durch die Wiener Bundesakte endgültig vernichtete Selbständigkeit wiederzugewinnen.

Vielleicht war es das Interesse für Polen, das einige Uebersetzungen des Niemcewicz (1825, 1828) hervorrief.**) Gewiß kam es in G. A. von Maltitz' Drama „Der alte Student", eines Dichters, der unter seinen zahlreichen Reden und politischen Aufrufen auch ein Gedicht „Polonia", Paris 1831, veröffentlichte, zum deutlichen Ausdruck. Dort waren bei der Darstellung der Geschichte eines Polen, der sich mit seiner Guitarre durch Deutschland bettelt, manche Ausfälle gegen Rußland, die von der Censur gestrichen waren, bei der Berliner Aufführung 1828 nicht ausgelassen worden. (Vgl. schon oben S. 505.)

Eine entschiedenere Begeisterung gab sich während und nach der polnischen Revolution (1831) kund. Eine den Polen gewidmete anonym in Hamburg erschienene Liedersammlung***) ist von einem jungen Berliner Dichter M. Veit.†) Daß sie bei dem

*) Griechenlands Morgenröthe in neun Gedichten. Heidelberg 1822. Rellstab's Werke XII, 182 ff.

**) Goedeke, Grundriß III, alte Ausgabe, 1366 fg., 919.

***) Polenlieder, Ein Todtenopfer. Hambg., Hoffmann u. Campe, 1832.

†) Ueber Veit oben S. 442. Auszüge aus den Polenliedern in Wehrenpfennig's Gedenkschrift auf Veit (Berlin 1870). Dort sind auch einzelne der oben S. 442 behandelten Gedichte abgedruckt.

Verleger der Freiheitssänger, Börne's und Heine's erschien, hat seinen Grund in den mannigfachen Anspielungen auf preußische Verhältnisse. Denn der Dichter blickte mit Neid auf die östlichen Brüder, die Kosziuskos Odem beseelte und klagte, daß es schon achtzehn lange Jahre her sei, daß wir auch einmal den Geist beschworen; er sprach es aus, daß er und seine Gesinnungsgenossen „Deine Schlachten in heiliger Sympathie theilen". So verkündete er den Ruhm einzelner Helden und klagte Europas Nationen an, Polens Fall thatenlos zuzusehen. Deutschlands Dichtern aber rief er mit flammenden Worten zu, die kleinen Leiden, die ihre Brust erschuf, zu vergessen und Herz und Sinn mit dem großen Schmerz zu füllen, der Europas Heldenherz zerrissen habe und er schloß:

Ihr duldet nicht, ihr Lieder, daß es der Macht gelingt,
Den Heldenruhm zu schmälern, der alle Welt bezwingt.
Wohl habt ihr keine Säule, die eure Siege nennt,
Weil ihre stumme Sprache auch eure Schuld bekennt.

Ihr aber baut, ihr Lieder, das Siegesdenkmal auf
Und schreibt die Heldennamen mit Flammenschrift darauf.
Der lässigen Geschichte, die streng der Nachwelt harrt,
Entreißt den trägen Griffel für unsre Gegenwart.

Den stärksten Eindruck indessen machte die große europäische Revolutionsbewegung von 1830, von der die polnische Insurrection nur ein Theil war. Aller Augen waren nach Frankreich gerichtet.

Die Julirevolution und die holländisch-belgischen Wirren erweckten das politische Interesse der Berliner. Kein Geringerer als Moltke*) bezeugt dies politische Interesse und die in Soldatenkreisen herrschende kriegerische Stimmung. Er schreibt (13. Februar 1831): „Hier ist ein neues Leben in die Menschen gefahren, die Cafés sind überfüllt mit Neugierigen, und kaum, daß man die Zeitungen erhaschen kann, besonders die französischen. Politik wird in allen

*) Briefe, 1. Samml, 4. Band der Ges. Schriften Moltke's, Berl. 1891, S. 52. Auch Ranke, Z. eign. Lebensgesch., S. 66, constatirt diesen Eindruck.

Salons, in den Theatern, wie in den Bierstuben verhandelt. Die Offiziere, welche das Geld dazu haben, schaffen sich ihre Packsättel und Feldequipirung an, um den Krieg zu erwarten, und wir anderen erwarten den Krieg, um uns equipiren zu können. Regierungsräthe und Gerichtsassessoren suchen ihre Landwehruniformen hervor — nur die Handelsherren machen bedenkliche Gesichter. — Ein ungeheurer Applaus brach vorgestern in der Vorstellung der Jungfrau von Orleans aus bei der Stelle: ‚Das Volk muß sich für seinen König opfern'." In den bürgerlichen Kreisen war der Eindruck der französischen Revolution ein nicht minder mächtiger. Aber dort empfand man keine Sehnsucht nach Krieg, sondern ein unbestimmtes Freiheitsahnen, eine Sehnsucht nach anderen, und, wie man hoffte, besseren Zuständen. Die französischen Zeitungen wurden in den Kaffeehäusern laut vorgelesen, die Zuhörer bezeugten oft allgemein ihren Beifall, Officiere, Kaufleute, Studenten. Die bitteren Scherze des Figaro wurden mit Wohlgefallen wiederholt. Selbst unter den Aristokraten zeigten sich Anhänger der großen Bewegung, obwohl sie im Ganzen natürlich zu deren Gegnern zählten. „Die Kaufleute und Bürger sind ganz stolz darauf, daß ihresgleichen in Paris mit den höchsten Functionen bekleidet auftreten." Ein Wort von Frau Lea Mendelssohn-Bartholdy wurde colportirt, die auf die Mittheilung, ihr Mann werde bei dieser Gelegenheit an Staatspapieren viel verlieren, sagte: „das müßte mir sehr leid sein, aber meine Gesinnungen kann ich deshalb doch nicht von dem Börsencours abhängig machen." *)

Freilich war auch Abraham Mendelssohn, der damals übrigens in Paris weilte, keiner von denen, die ihre politischen Ansichten nach dem Cours der Papiere bestimmten. Er schrieb (30. Aug. 1830)**): „Ich bin mit Leib und Seele, mit Herz und Magen dem Prinzip der Journées de Juillet zugethan und halte sie für die außerordentlichste Begebenheit der ganzen Welt-

*) Bll. V, 302—4.
**) S. Hensel a. a. O. I, 293.

geschichte." Wenn ein 53jähriger mit solcher Ueberschwänglichkeit urtheilte, einer, der als Knabe die große französische Revolution erlebt hatte, so waren viele der Jüngeren zuerst wie erstarrt, dann, nachdem die Erstarrung gewichen war, trunken vor Freude. Man braucht nur Gutzkow's autobiographische Schriften zu lesen, und man wird, wennschon zwischen ihrer Abfassung und dem Ereigniß fast ein halbes Jahrhundert liegt, des gewaltigen Umschwungs inne, den die Julirevolution hervorrief.

Ein solcher Umschwung wurde nicht bloß durch die Ereignisse selbst erzeugt, sondern durch die Schriften, die diese begleiteten. Unter ihnen wurden gewiß Börne's „Briefe aus Paris" am meisten gelesen, und machten den größten Eindruck. Seine Begeisterung für die Franzosen, der Hohn gegen die Deutschen, der Kampf wider das Königthum, auch gegen das Julikönigthum, das er trotz seines Eifers für die Revolution nicht billigte, der Grundsatz, daß die Völker edler sind als die Fürsten, die Lobpreisung der Freiheit, ja das wollüstige Schwelgen in ihr, die Betheuerung, daß nun ein ununterdrückbares Freiheitsbewußtsein die Welt erfülle, die Bewunderung jedes kleinen Zugs im Leben der Franzosen, die Verherrlichung ihrer Entsagung und Aufopferung wurden auch in Berlin angestaunt und mitempfunden. Derartiges war noch nicht gesagt worden, wie der Satz (Werke IX, 91): „Freunde politischer Alterthümer werden durch unsere Städte wandern, und unsere Gerichtsordnung, unsere Stockschläge, unsere Censur, unsere Mauthen, unseren Adelstolz, unsere Bürgerdemuth, unsere allerhöchsten und allerniedrigsten Personen, unsere Zünfte, unseren Judenzwang, unsere Bauernnoth begucken, betasten, ausmessen, beschwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand stecken, und dann fortgehen und von diesem Elende Beschreibungen mit Kupferstichen herausgeben. Unglückliches Volk! wird ein Beduine mit stolzem Mitleide ausrufen!" Ueber Preußen aber hieß es (a. a. O. 159 fg.), als von dort aus das Gerücht einer Constitution verbreitet war: „Eine Constitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein

Werk der Finsterniß werden. Die Freiheit, die man vom Herren geschenkt bekömmt, war nie etwas werth; man muß sie stehlen oder rauben."

Fr. v. Raumer's Briefe*) lassen sich mit den Börnischen nicht vergleichen, wenn sie auch denselben Titel führen und aus dem nämlichen Jahre stammen. Börne ging als Politiker, Raumer als Historiker und Weltmann nach Paris. Daher nehmen auch bei ihm Gesellschafts- und Theaterberichte einen breiten Raum ein, aber sie sind ohne Geist und Witz. Raumer lebte seit Mitte April in Paris bis zum 15. August, aber gerade in den entscheidendsten Julitagen war er abwesend. Doch gab er ein anziehendes Bild von dem, was er selbst sah und durch Andere hörte. Er referirte ohne rechte innere Theilnahme an den Dingen, schilderte mehr die Freude Anderer als seine eigene. Am 3. Aug. gedachte er des Geburtstags des Königs. Denn er war kein Revolutionär, wenn er auch den Aufständischen die Anerkennung nicht versagte, daß sie in Unruhe und Kampf das Eigenthum schonten und schützten. Er war constitutionell gesinnt, und forderte Theilnahme der Völker an Gesetzgebung und Verwaltung. Er hatte das Verfahren der Regierung vor der Revolution gemißbilligt, und einen Sturz des Ministeriums, freilich keine gewaltsame Erhebung, vorausgesagt. Unter dem Eindruck der letzteren brauchte er die gewiß nicht bloß auf Frankreich berechneten Worte: „daß keine bewaffnete Macht die Despotie gegen unbewaffnete Bürger durchsetzen kann, wenn diese mit Festigkeit ihre Rechte vertheidigen". Mit nicht allzu großem Antheil schilderte Raumer auch Polens Untergang. Er gab keine Verherrlichung eines für seine Freiheit kämpfenden Volkes, sondern eine historische Schilderung mit einer gewissen Abneigung gegen die herrschende Macht. Ein Wort der Vorrede „er könne dem Erfolge, der Nothwendig-

*) Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, 2 Bde., Leipzig 1831. Die Briefe sind an Berliner Verwandte und Freunde, u. A. auch an Madame Crelinger, gerichtet. — Polens Untergang. 2. Auflage, Leipzig 1832.

keit, dem Zufall nicht unbedingte Ehrfurcht erweisen" bezeichnet die Tendenz der ganzen Schrift, die trotz ihrer Zahmheit Anstoß erregte.

Einen noch größeren Eindruck, als Börne durch das geschriebene, machte E. Gans durch das gesprochene Wort. Von ihm wird ausdrücklich bezeugt*), daß er „von großem Einfluß auf die politische Bildung Berlins war", und daß er durch sein Colleg über die französische Revolution „die Machthaber in Harnisch brachte". (Vgl. unten S. 558 und 589.) Wie bei allen großen Rednern, läßt sich auch bei ihm die Macht des gesprochenen Wortes aus dem geschriebenen nicht voll entnehmen. Doch schon dieses bleibt wirksam genug. In gleicher Stärke, wie bei Börne, war hier der Gedanke ausgesprochen, daß die junge Generation in Frankreich ganz anders ihre Aufgabe verstand und ihre Rolle spielte, als in Deutschland. Die Billigung der Revolution ward zwar nicht mit Begeisterung, doch mit Entschiedenheit ausgesprochen, sie müßte, so hieß es, „Zustimmung selbst bei solchen Männern finden, die der rohen Gewalt als politischem Heilmittel sonst wohl nicht gewogen sein möchten". Vor Allem wurde der Gedanke festgehalten, daß trotz möglichen Rückfalles im Einzelnen die liberalen Gedanken gesichert seien: „Gewisse Fragen sind auf immer entschieden, und die Langsamkeit der Bekehrung und des Widerstandes ein sichereres Zeichen des Erfolges, als wenn derselbe in unaufhaltsamen Zügen eingetreten wäre".

Freilich den eben gekennzeichneten Geist ließen die in Berlin erschienenen politischen Broschüren nicht erkennen. Offene Anerkennungen der Revolution durften sich nicht hervorwagen, aber allzu zahm war eine Schrift**), die zwischen der revolutionären und der konservativen Partei zu vermitteln suchte, indem sie für die

*) H. Laube, Lebenserinnerungen, Leipzig 1872, S. 287. — Gans' Vorlesungen, Fragm., in Raumer's Taschenbuch Bd. 4, 5 enthalten nur die Schilderung der letzten Zeit Ludwig's XIV.; über die Zeit von 1830 ff. Aufsätze in den „Rückblicken", Berlin 1836.

) Ludwig v. d. H: Die rechte Mitte. Politische Herzensergießungen eines Preußen. Berlin 1832. (Ludwig Liber? oben S. 451.)

Entfernung aller Extravaganzen sowohl nach der rechten, als nach der linken Seite plaidirte, gegen Obscurantismus auf der einen, und Preßfreiheit auf der anderen Seite auftrat, statt des Enthusiasmus allein die Stetigkeit empfahl. Sie schloß ihre Darlegung mit dem unglaublichen Vers:

„Groß, unbezwungen steht es da,
Es ist mein Volk Borussia."

Dagegen wurde der antirevolutionäre Standpunkt vielfach vertreten. Charakteristisch dafür war eine Schrift Jarcke's, deren Verfasser, als einer der hauptsächlichen politischen Schriftsteller Berlins, ein näheres Eingehen verdient.

Eine Vermehrung ganz eigener Art erhielt nämlich die publicistische Litteratur Berlins durch das im Jahre 1831 (October) gegründete „Politische Wochenblatt". Sein Herausgeber K. E. Jarcke (1891—52)*), von 1825—32 in Berlin zuerst als Professor des Strafrechts an der Universität, daneben zuletzt nur wenige Monate als Hülfsarbeiter im Justizministerium für kriminalistische Gesetzarbeiten thätig, ein scharfsinniger, hochbegabter Schriftsteller, gehörte zu den eifervollen Verfechtern der Legitimität und war, bevor er fanatisch für den Katholicismus eintrat, ein überzeugter, und nicht minder energischer Gegner aller freiheitlichen Bewegungen. Diesen seinen Standpunkt legte er dar in seiner anonym erschienenen Abhandlung „Die französische

*) Ueber Jarcke vgl. A. D. B. XIII, 711 ff., wo auch seine wissenschaftlichen Arbeiten gewürdigt sind. Die Schrift über die französische Revolution erschien 1831, die erste Nummer des „Politischen Wochenblatts" 8. October 1831. Seine wesentlichsten Artikel daraus auch nach der Berliner Zeit veröffentlichte Jarcke in den „Vermischten Schriften". 3 Bände. München 1839. — Wie man in liberalen Kreisen über Jarcke dachte, geht aus folgenden Versen, Briefe aus Berlin, Hanau 1832, S. 123 fg., hervor:

Konvertit und Jurist, Professor, Politiker, Doctor —
Sahet, ihr Herren, wohl je so viel auf Einen gepackt?
Rastlos werf' ich mein Netz, daß Petri Fischzug mich lohne,
Orden ermangelnd aus Rom und aus Don Miguel's Stadt.
Weil ich dem Michel so viel des Honigs geschmiert um den Milchbart,
Macht er, wie seinen Barbier, denk' ich, auch mich zum Marquis.

Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen Folgen". In dieser Schrift schilderte er von seinem Standpunkte aus in consequenter Weise die Revolution als ein ungesetzliches, unrechtmäßiges und unvernünftiges Ereigniß. Die Ursachen der Revolution sah der Verfasser, unter beständigem Hinweis auf französische Blätter, in den geheimen Gesellschaften, die seit 1814 ihres Amtes gewaltet, schon früher manche Verschwörungen angezettelt und nun ihre ganze Kraft in der letzten Erhebung gezeigt hätten. Als wahrscheinliche Folgen — soweit man sich anmaßen könnte, den Schleier der Zukunft, die in Gottes Hand stehe, zu heben — erklärte er aber: Republik, Insurrektion, Fortdauer und Sieg der Revolution in Frankreich). Der Verfasser schloß mit der Mahnung, in einer solchen unruhigen Zeit auch gerechte Beschwerden nicht zu verfolgen, sondern bürgerliche Treue und strenge Beobachtung der eigenen Pflicht zu üben.

An dem in dieser Broschüre vertretenen Standpunkt hielt Jarcke auch in seiner Zeitschrift fest. Dieses „Politische Wochenblatt", das zuerst als „Allgemeine Staatsanzeigen" angekündigt war, und dessen jeden Sonnabend erscheinende Nummern bis zum 10. December 1831, vermuthlich der Cholera wegen, den Druckvermerk „desinficirt" trugen, war ein gut und geistvoll geschriebenes, consequent durchgeführtes Blatt. Es brachte weder Nachrichten noch Anzeigen, sondern in jeder Nummer einen kurzen politischen Wochenbericht, mehrere Correspondenzen und selbständige Artikel, seltener Bücherbesprechungen. In den Berichten, Correspondenzen und Artikeln spielte Preußen eine ungemein geringe Rolle. Am 10. März 1832 erschien die erste Notiz über Preußen; die wenigen diesem Staate gewidmeten Artikel behandeln die Polen in Preußen, das Verfahren der Regierung gegen die Flüchtigen billigend, die Revision des allgemeinen preußischen Landrechts, die Landräthe und Kreisstände der preußischen Monarchie. Auf Oesterreich wurde so gut wie keine, große Aufmerksamkeit dagegen den süddeutschen Staaten

zugewendet, deren constitutionelle Regungen den Mitarbeitern widrig und deren revolutionäre Bewegung ihnen ein Greuel waren. Der deutschen Revolution in Leipzig, Dresden, Hannover, Braunschweig waren größere Artikel gewidmet; von „schlimmen" süddeutschen Blättern wurde besonders „Die deutsche Tribüne" verfolgt; das Hambacher Fest, über das zwar keine eingehende Schilderung geboten, über das aber mehrfach resumirende Artikel gebracht wurden, erregte den Berichterstattern „Schmerz und Ekel", und die danach gefaßten Bundesbeschlüsse erschienen ihnen als „Vollendung im rühmlichen Wirken der Sicherheit Deutschlands". In demselben Sinne wurden Verhältnisse der auswärtigen Länder, unter denen Frankreich bei weitem die erste Stelle einnahm, betrachtet. Der Standpunkt des Blattes war ein durchaus antirevolutionärer, streng mittelalterlich-feudalistisch-christlicher. Der Kampf gegen die liberalen Forderungen aller Art: ständisches Wesen, Preßfreiheit, neue Gesetzgebung, Schwören der Offiziere auf die Verfassung bildete den Hauptzweck. Es sollte nachgewiesen werden, daß die Revolution, zu der jede freisinnige Bestrebung führe, das Eigenthum schädige, den Staat vernichte, ja daß sie nirgends wirklich die Freiheit hervorgerufen habe. Jarcke und seine Mitarbeiter entledigten sich ihrer Aufgabe mit unleugbarem Geschick; für Berlin war das „Politische Wochenblatt" die erste Zeitung, die wirklich den Namen einer politischen verdient, was freilich kein Wunder war, da jedes Freisinnige sofort unterdrückt worden wäre. Daher durfte Jarcke mit einigem Recht von sich sagen, als er am 15. November 1832 aus der Redaction schied: „Vielleicht ist noch niemals einem deutschen politischen Schriftsteller ein so auserwähltes und geistvolles Publicum zu Theil geworden, als die Umgebung, durch welche er sich getragen und durch deren Beifall und Zustimmung er sich beglückt fühlte."

Neben Jarcke's stand Ranke's Zeitschrift.*) Diese wurde,

*) Historisch-politische Zeitschrift, hgg. von Leopold Ranke. 1. Band, Hamburg 1832. 2. Band, Berlin 1833—36.

je länger sie bestand, desto mehr eine historische, anfangs aber war sie politisch. Sie enthielt bedeutsame Abhandlungen, Musterleistungen historischer Kritik und Darstellung vom Herausgeber selbst, Beiträge von Savigny, Clausewitz und manchem Ungenannten. Sie wollte nicht die stets wechselnden Tagesneuigkeiten beleuchten, sondern das schon historisch Gewordene untersuchen. Sie lenkte den Blick besonders auf deutsche und französische Verhältnisse. Doch mahnte sie stets zur Ruhe und Eintracht, rieth ab, „nach einem eingebildeten Glück auf Wegen, die vom Wahren abführen, zu jagen", wollte die Deutschen verhindern, ihre Blicke nach Frankreich zu wenden, indem sie „den Unterschied zwischen gesetzmäßigem Fortschritt und ungeduldig zerstörender Neuerung" feststellte und als wesentlichen Vorzug der Deutschen erklärte, daß dort „die Neuerung im Bunde mit den Fürsten vollbracht" worden sei. Sie wollte nicht jede Betheiligung des Volkes, dessen Begehren nach Preßfreiheit sie leugnete, an der Politik zurückweisen, beschränkte aber die Mitthätigkeit des Mittelstandes durch den Satz: „Macht soll er haben nach dem Maße seiner Einsicht, d. h. im Wesentlichen nach dem Kreise seiner Erfahrungen, aber nicht nach den oberflächlichen Theorieen, welchen die öffentliche Meinung zu folgen jetzt nur zu sehr geneigt ist." Indem sie aber auf die große Verbreitung des Interesses für Politik hinwies und auf die Neigung Vieler, sich damit zu befassen, tadelte sie beide mit den Worten: „Aber jene Verbreitung ist darum nicht erhöhte Einsicht, und diese Neigung ist von wahrem Bürgersinn, d. h. von hingebender, selbstverleugnender Liebe zum Gemeinwohl noch sehr verschieden."

Während so die Pariser Revolution und die Aufstände an anderen Orten Anlaß zu Gesprächen und vielfachen Darstellungen gaben, blieb Berlin ruhig. Denn wenn auch viele der Unterrichteten revolutionär gesinnt waren, das Volk dachte an keine Erhebung. Das zeigte sich am deutlichsten in den beiden sogenannten Aufständen, die diesem Jahrzehnt angehören. Der

erste vom 16. September 1830 war wirklich ein „Neugierigkeitsauflauf", wie ein damaliger politischer Correspondent ihn bezeichnete (Börne IX, 103), oder eine Schneiderrevolte, wie die Berliner sagten, denn er entstand durch Schneidergesellen, die sich zusammenrotteten, um einen ihrer „wegen Neuerungen" verhafteten Collegen zu befreien. Der zweite (3. August 1835) brach aus, weil die Berliner sich ihre Gewohnheit, am Geburtstag des Königs zu knallen und zu schießen, nicht entziehen lassen wollten. Eine wirklich politische Ursache lag daher bei beiden Straßenkrawallen nicht vor, obwohl der letztere ziemlich blutig war und, wie dies bei derartigen Zusammenrottungen oft geschieht, nicht ohne Nachspiel blieb. Seine vollständige Harmlosigkeit ergibt sich aus den Geschichtchen, die damals wirklich passirten oder in den Witzheften erzählt wurden. Am bedenklichsten war, wenn ein Eckensteher, der Hände und Taschen voll Feldsteinen hatte, sehr ärgerlich darüber wurde, daß man ihm verwehren wollte, „Feiersteenekens uff de Schossee" zu sammeln. Wenn ein anderer die Gaslaternen mit den Worten einschlug: „Mit Gott für König und Vaterland", so machte er nur einen auf den Tag bezüglichen Witz. Damals entstand auch der Witz, daß ein Schusterjunge auf der Straße ausrief: „Wir wollen keinen König mehr", und gefragt, wie er solchen Ruf wagen könnte, hinzusetzte: „Weil wir einen haben." Die Selbstironisirung aber, an der die Berliner so besondere Freude hatten, zeigt sich am besten in dem Plakate, das damals angeheftet gewesen sein soll: „Wegen Unpäßlichkeit eines Schusterjungen kann heute die Revolution nicht stattfinden."

Auch unter den erneuten Maßregeln der Bundesregierungen in Folge des Frankfurter Putsches hatte Berlin selbst verhältnißmäßig wenig zu leiden. Neue Demagogenverfolgungen, noch kleinlicher und grundloser, als die etwa ein Jahrzehnt früher unternommenen, begannen. Sie gingen freilich von Berlin aus, wo die Unternehmer, vor Allem der grimme Kamptz, die Ausführenden Tzschoppe und Dambach — „der preußische Reim

auf Hambach", wie man damals spöttelte — und einer der kläglichsten Denuncianten Joel Jacoby, ihren Sitz hatten. Aber sie trafen fast ausschließlich Nichtberliner. Die Stadt- und die Hausvoigtei, die damals recht eigentlich ihren traurigen Ruhm erwarben, beherbergten meist fremde Gäste.

Die Zeitereignisse übten ihre Wirkung auch auf die Universität. Friedrich von Raumer hatte wegen freier Worte viel zu leiden, selbst der von der russischen Polizei aufgegriffene Brief eines polnischen Zuhörers, der des Professors Aeußerungen über die Theilung Polens mit Befriedigung constatirte, machte ihm Ungelegenheiten. Ein Student wurde wegen eines gleichfalls auf der Post geöffneten Belobigungsbriefes an Thiers relegirt. Vielleicht die größte Aufregung rief an der Universität und in wissenschaftlichen Kreisen überhaupt die Entlassung der sieben Göttinger Professoren hervor, die nach der Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes erklärten, sie hielten sich an ihren früher auf dies Gesetz geleisteten Eid gebunden. Eine officielle Theilnahme für die Göttinger Sieben wurde verboten. Trotzdem gingen die Sammlungen ruhig ihren Gang. Die Studenten brachten Gans, der sich am eifrigsten für die Göttinger ausgesprochen, ein Ständchen und dem über ihm wohnenden Tzschoppe ein Pereat. Gans mahnte in maßvoller Rede zur Ruhe.*) Eine tiefgreifende politische Erregung ging von diesem Ereigniß aus. Grade durch dieses wurden die Insassen der Gelehrtenstuben, die bisher das politische Treiben als etwas Fremdes, beinahe der Gelehrten Unwürdiges angesehen hatten, zur Politik gedrängt. Sie nahmen nicht mehr in dumpfer Resignation die Ereignisse auf. Vielmehr fühlten sie sich durch das Schicksal ihrer Amts- und Fachgenossen selbst gekränkt, zu Geringachtung des Bestehenden angetrieben, zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft angeregt. Selbst ein so ruhiger und der Politik abgewandter Mann, wie K. Lachmann**), schrieb: „Ich

*) Varnh. Tageb. I, 21, 50, 53, 71, 82fg.

**) Lachmann an Haupt 1838, Briefe S. 45.

bin gar nicht erbaut von Grimms' Verstimmung, in der er gar nicht einsieht, wie Regenten erzogen werden und wie wenig man überhaupt von unserem alexandrinischen Zeitalter erwarten darf." „Viele sind es," so schrieb Marcus Niebuhr an Dahlmann, „die nicht nur fühlen, sondern auch Gedanken und Worte wagen, dazu gehören auch die mir am nächsten Stehenden, besonders Savigny und Bettina Arnim, die untröstlich ist."*) Sie war es denn auch, welche den Gedanken faßte, Jakob und Wilhelm Grimm nach Berlin zu ziehen, und die ihn mit großer Energie, mit unermüdlicher, „allzu sichtbarer" Thätigkeit festhielt. Durch ihre Verwendung beim Kronprinzen, dann bei demselben als König Friedrich Wilhelm IV., endlich durch A. v. Humboldt's Vermittelung gelang es, die Brüder für Berlin zu gewinnen (2. November 1840). Damals freilich (1837) mußte die Erfüllung solcher Hoffnungen den Meisten unmöglich erscheinen; wurde doch selbst ein poetischer Zuruf, den Franz Frhr. v. Gaudy (1800—1846, seit 1837 in Berlin), der humoristische Reisebeschreiber und liebenswürdige Erzähler venetianischer Geschichten, ein Genosse der jüngeren Romantiker, den Göttingern in dem Berliner Musenalmanach widmen wollte, von der Censur verboten.**)

Selbst wissenschaftlichen Unternehmungen wie den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" wurde die Censur derart hinderlich, daß die Theilnehmer der Societät das Aufhören des Unternehmens beschlossen (November 1839); nur, da der Minister größere Freiheiten versprach, willigten sie in eine Fortsetzung.

Die Censurmaßregeln waren wie ehedem von dem Bunde dictirt worden. Sie richteten sich besonders gegen eine Zahl junger norddeutscher Schriftsteller, für die Ludwig Wienbarg den Namen des „jungen Deutschland" erfunden hatte. Ihnen

*) Wendeler, Meusebach-Grimm, Briefw., 1880, S. 260ff.

**) Vgl. Deutsche Dichtung, Bd. XIV, S. 225. Das Gedicht „Die Landesflüchtigen" in Gaudy's Werken, 1844 Bd. 4.

hatte man seltsamer Weise Börne und Heine zugesellt, die höchstens als Väter der jugendlichen Verbündeten gelten konnten. Von diesen kommt Heinrich Laube hier nur deswegen in Betracht, weil er 1834 neun Monate in der Hausvoigtei zubringen mußte, weniger wegen seiner litterarischen als wegen seiner burschenschaftlichen Thätigkeit; dann lebte er eine Zeit lang unangefochten in Berlin, wurde 1837 zu fünfjähriger Festungshaft verurtheilt, die er in Muskau zubringen durfte.

Von den Männern des Jungen Deutschland war der einzige Karl Gutzkow ein Berliner, geboren am 17. März 1811 als Sohn des ersten Bereiters des Prinzen Wilhelm.*) Wenn er auch seine gesammte Jugendbildung in Berlin erlangte, dort die Schule und Universität besuchte, so kam er vom Beginn seiner Reife an doch nur ganz vorübergehend nach Berlin, verlegte seine schriftstellerische Thätigkeit nach anderen Orten und übte seine Wirkung mindestens ebenso auf Mittel- und Süddeutschland aus, wie auf Berlin.

Das Gemeinsame dieser jungen Schriftstellergemeinschaft, die durchaus keine geschlossene Gesellschaft war, in der vielmehr jeder seine eigenen Wege ging und seine entschieden ausgeprägte Individualität hatte, waren außer einer stark ausgesprochenen Kameraderie, die sich in ähnlicher Weise bei jeder Coterie jugendlicher, mit starkem Selbstbewußtsein ausgestatteter Autoren kundgibt, einzelne Grundsätze.

Diese waren freie politische Ansichten, in denen eine gewisse weltbürgerliche Tendenz hervortrat und Sympathieen für Frankreich zum Ausdruck kamen, als für das Land, das die revolutionären Forderungen am ehesten befriedigt hatte; religiöse Unabhängigkeit, die, unterstützt von damals veröffentlichten epochemachenden kritischen Untersuchungen über die Evangelien, eine sehr christenfeindliche, bisweilen atheistische Färbung annahm;

*) Vgl. Gutzkow: Aus meiner Knabenzeit. Leipzig 1852. ein Buch, das leider nur die Jahre von 1811—21 behandelt. — Die übrigen biogr. Schriften sind gelegentlich erwähnt.

sittliche, stark durch Heinse beeinflußte Anschauungen, in denen das Sittengesetz als eine veraltete Convention erschien, die freie Liebe und die Emancipation des Fleisches dagegen als Lehren des neuen Sittencodex gepredigt wurden. Denunzirt durch Wolfgang Menzel war die junge Schule der Verdammung des deutschen Bundestages anheimgefallen. (10. Dezember 1835.) In diesem Beschluß waren die deutschen Bundesregierungen verpflichtet worden, an den genannten Schriftstellern, denen man noch Theodor Mundt zugesellt hatte, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes nach ihrer vollen Strenge zur Anwendung zu bringen und die Verbreitung ihrer Schriften mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhindern.

Die Bundesmaßregeln gegen das junge Deutschland wurden zuerst in Berlin verschärft.*) Ursprünglich sollten die Namen der Schriftsteller auf den von ihnen geschriebenen und edirten Büchern nicht genannt werden, so daß der 3. Band von Knebel's Nachlaß zurückgehalten wurde, weil der Name Mundt's als der des Herausgebers figurirte, später wurde wenigstens diese Vorschrift zurückgenommen. Mundt lebte unangefochten in Berlin. Gutzkow's „Savage" erlebte in Berlin einen Triumph, wenn auch die maßgebenden Regierungsmänner die Aufführung entschieden mißbilligten.

Zu den Grundsätzen der neuen Schulen gehörte die Emancipation des Weibes. Daher traten die Frauen als Schriftstellerinnen mehr in den Vordergrund. Schreibende Frauen hatte es in Berlin immer gegeben, aber die des vorigen Zeitraums, wie Karoline Woltmann, waren mehr gewandte Gehülfinnen ihres Gatten gewesen, oder sie waren, wie Amalie von Helvig, sinnige Dichterinnen, die meist abseits von dem öffentlichen Leben sich ihre Kreise suchten. Das Eigenartige bei den Frauen der neuen Zeit besteht darin, daß sie nicht mehr abseits standen

*) Einzelnes in Varnh. Tageb. I, 7, 57, 151 ff., 173 fg. — Im Allg. vgl. Prölß, Das junge Deutschland. Stuttgart 1892.

sondern die Zeitbewegungen in ihrer Wichtigkeit erkannten und in sie einzugreifen wünschten. Bisher war Litteratur und Kunst das einzige Gebiet gewesen, auf dem sich Frauen versucht hatten, nun trat Politik und Religion hinzu.

Zwei Frauen ragten besonders hervor, beide schon mehrfach genannt vgl. S. 195 ff., 375 ff., 469: Rahel Levin, die Gattin von Varnhagen von Ense und Bettina Brentano, die Gattin Achims von Arnim. Die Gemahlin des märkischen Edelmannes und die Frau des bürgerlichen Geheimraths, der einen alten Adelstitel aus verstaubten Papieren hervorgesucht hatte, die Berliner Jüdin und die Frankfurter Patricierin waren ähnlich im Fühlen und Denken. Ungebundenheit, Entfernung von Convention, Freiheit von Zwang war ihr Ziel. Die Ausbildung ihrer eignen Individualität galt ihnen als das Höchste. Als Frauen fühlten sie sich zu den Schwachen und Unterdrückten hingezogen: zu Völkern, die um ihre Freiheit und Unabhängigkeit stritten, zu den Einzelnen, die wegen ihres Glaubens oder Standes duldeten. Sie hatten beide den Drang, rücksichtslos ihre Ueberzeugung auszusprechen, zunächst nur in der Absicht, unter den Nahestehenden für Verbreitung ihrer Anschauungen zu wirken. Daher schrieben beide keine Werke, sondern Briefe, in denen sie, wie der Schriftsteller in seinen Büchern, den Reichthum ihres Geistes niederlegten. Sie schrieben nur für die Vertrauten, nicht für die Fremden. An die Oeffentlichkeit drängten sie sich nicht. Rahel ließ, so lange sie lebte, nichts unter ihrem Namen erscheinen, und nicht auf ihr Betreiben geschah es, daß ihre Auszüge aus zwei ihrer Lieblingsschriftsteller, Angelus Silesius und Saint Martin, Tagebuchbruchstücke in Berliner Zeitschriften und ästhetische Betrachtungen im „Morgenblatt", aber anonym veröffentlicht wurden. Erst nach ihrem Tode gab Varnhagen „Rahel, Ein Buch des Andenkens" (3 Bände, Berlin 1833) heraus, das die Vielseitigkeit ihrer Beziehungen, die Fülle ihres Geistes, die Freiheit und Selbständigkeit ihrer sittlichen Anschauungen, ihre Eigenart ohne Originalitätssucht, die ihr gewährte Hochachtung,

ohne daß bekannte Leistungen sie zu erzwingen schienen, auch den Fernstehenden darlegte.

In demselben Jahre erschien der von Bettina edirte „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde". Sie war fast 50 Jahre alt, seit 22 Jahren in Berlin, als sie sich, bald nach dem Tode ihres Gatten, entschloß, vor das Publicum zu treten. Ein paar Jahre später folgte das ihrer früh verstorbenen Freundin Caroline von Günderode, dann das ihrem Bruder gewidmete Briefbuch. Ihre politischen und öconomischen Schriften gehören einer andern Zeit und Richtung an.

Rahel war Philosophin, Bettina Dichterin. Die poetische Anlage der Großmutter Bettinens vereint mit dem vom Vater stammenden südlichen Temperament hatte eine merkwürdige Mischung erzeugt. Bettina war durch und durch Künstlerin. Sie lebte mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Aber sie war keine vollkommene Dichterin. Zur Erzählung, zum Epos, d. h. zu der Gattung, zu welcher ihre Werke trotz der Briefform gehören sollten, fehlte ihr die nöthige Objectivität. Sie besaß nicht die Enthaltsamkeit des Epikers, hinter dem Stoff zurückzutreten, sondern drängte kraft ihrer Subjectivität ihre Persönlichkeit hervor. Wenn sie durch solches Vordrängen einen weiblichen Fehler bekannte, so bekundete sie durch das, was sie verschwieg, weibliche Vorzüge. Denn sie verschwieg in keuscher Weiblichkeit die tiefsten Gefühle ihres Herzens: die Empfindungen der Braut und der Frau; das waren Herzensgeheimnisse, von denen die Welt nichts zu wissen brauchte. Kennzeichnend für sie ist ferner ihr Mangel an Erfindungskraft. Daher mußte sie sich an etwas Gegebenes, an wirklich vorhandenes Material, an Erlebnisse, an Persönlichkeiten anlehnen, und dies nach ihren Bedürfnissen ummodeln. Darum mag sich der Historiker entrüsten, der in ihren Werken historische Urkunden, quellenmäßige Berichte sucht, oder das von ihr Gestaltete mit ihren Vorlagen vergleicht; der Aesthetiker wie der naiv Genießende darf sie rückhaltlos bewundern. Wie in ihrem Empfinden und Können, so ist Bettina auch in ihrer

Ausdrucksweise nicht mit Anderen zu vergleichen oder an Anderen zu messen. Sie schrieb einen Stil für sich. Sie kannte keine Interpunction und Orthographie, sie machte grammatische Schnitzer und sündigte gegen allgemein bewährte Regeln der Stilistik. Aber wendet man einmal die Mühe an, sich in diesem Irrgarten zurechtzufinden, so bewundert man ihre Eigenart und Kraft. Man wird ergriffen und bleibt gefesselt von diesem elementaren Ausbruch einer ungewöhnlichen Natur. In drei Gestalten erscheint sie vor dem Leser: Goethe gegenüber — nicht dem historischen, sondern ihrem Goethe — als das schwärmende Kind, das den Dichter bewunderte und begriff, ihn wie ihr Eigenthum, ihren Liebhaber, ihren Gott betrachtete, Carolinen als die Freundin, die aufgeht in Verehrung zu dem hohen Weib; Clemens gegenüber als die liebende, selbstbewußte und doch fügsame Schwester. Das Paradies der Kindheit schließt das letzte dem Bruder gewidmete Buch auf, den Tempel der Freundschaft weiht das Werk über die Günderode; auf dem Altar verehrungsvoller Liebe opfert das Goethe-Buch. Aber nicht bloß verehrende Liebe, schwärmerische Mädchenneigung und innige Geschwisterliebe kündeten diese Bücher. Sie predigten völliges Mitleben mit der Natur, Menschen erhebende und beglückende Toleranz, sie jubelten mit den politisch Freien und trösteten die Unterdrückten. Bettina belächelte das Wissen und schätzte den Geist, sie verachtete die mühselige Anstrengung, die zur Meisterschaft führt, aber sie pries das Können und die Kunst. Sie hatte die wärmste Mitempfindung für Dichter und Dichtung und genoß Musik in einem wahren Rausch. Bettina war keine Freundin des Dogmas und sah sich gern als Stifterin einer Religion, deren höchstes Ziel Vervollkommnung des Einzelnen und der Gesammtheit war. Weder Stellung noch Geburt, weder Adel noch Ruhm imponirte ihr, der Freigeborenen und durch eigene Kraft Freigewordenen, sondern die auf das Hohe und Wahre gerichtete Entwickelung ihrer Natur. Dieses Freiheitsevangelium sprach sie einmal aus in den Worten: „Das Schicksal

soll mich scheiden vom Schlechten; es soll keine Lüge in mir dulden. In meinen unaufhörlichen Träumen möchte ich nur eine Vollendung: der Liebe und der Schönheit".

Uebten Rahel und Bettina durch ihr Wort großen Einfluß, so wirkte Charlotte Stieglitz durch ihre That.*) Während man sich in den geistreichen, freien Worten der beiden Ersteren berauschte, staunte man über die kühne That der Letzteren, die sich durch einen Dolchstoß aus dem Leben entfernt hatte. Denn es war eine ungewöhnliche That: kein Selbstmord aus verschmähter Liebe, gekränktem Ehrgeiz, unheilbarer Krankheit, kein Beginnen, das in Geistesumnachtung des Thäters seine Entschuldigung trug, sondern eine mit klarem Sinn und fester Hand unternommene Handlung, in der Hoffnung, durch den gewaltigen Eindruck des Unerwarteten, Grausigen den Geliebten aufzurütteln, den Unmännlichen zum Manne zu schmieden, oder in der Ueberzeugung, daß die Frau den Hochstrebenden zu sehr zum Irdischen herabziehe, durch ihren Tod aber ihn befreie. Charlotte Willhöft, geb. 18. Juni 1806, ein schönes, künstlerisch beanlagtes, religiös erregtes Mädchen, von mäßiger Bildung, aus einfachem Stande, verliebte sich schon 1822 zu Leipzig in den Studenten Heinrich Stieglitz, der, aus Arolsen stammend (geb. 1801, gest. 1849) nach Göttingen, wo er unschuldig in demagogische Untersuchungen verwickelt wurde, in Leipzig Philologie studirte und zu dichten begann. Im Jahre 1828 heirathete das junge Paar und lebte seitdem in ziemlich beschränkten Verhältnissen in Berlin, wo der Mann als Lehrer und Unterbeamter an der Bibliothek eine sehr bescheidene Stellung einnahm. Amtsgeschäfte und Thätigkeit drückten ihn; Nervenleiden und anderes körperliches

*) Für das Folgende: Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. (Von Th. Mundt.) Berlin (1835). Stieglitz. Erinnerungen an Charl. 1863. Briefe. 1859. H. Stieglitz. Eine Selbstbiographie vollendet von L. Curtze. Gotha 1865. Treitschke 4, 435, dagegen Geißler, Allg. Ztg. 18. Nov. 1890. Vgl. Die Gegenwart 8. Sept. 1894. — Stieglitz' Schriften zusammengestellt Goedeke, alte Ausg., III, 1043.

Unbehagen verleideten ihm das Leben und machten ihn Andern unleidlich. Er klagte über des Lebens Schwere und die ihm feindlichen Mächte und hatte doch keinen schlimmeren Feind als sich selbst. Er war kein Dichter, nur ein geschickter Reimer, der den Orient besang, ohne ihn gesehen oder durch Studien gründlich erkannt zu haben. Er versuchte sich in Satiren, aber in jener saftlosen Art, die ein höhnisches Lächeln für Fehler hat, die man selbst noch nicht überwinden konnte. Selbst seine Liebesgedichte sind ohne Originalität und ohne wahres Gefühl. Er war der herrlichen Frau nicht werth, die seinen Namen trug, vielleicht ohne je ganz die Seine gewesen zu sein. Sie war keine Philosophin und keine Künstlerin, aber eine echte Frau. Ihre Briefe und Tagebuchblätter sind anmuthig und verständig, ohne neu und tief zu sein. Sie war eine freie Natur, die sich vor Autoritäten nicht beugte, Rahel eine Weile bekrittelte, ehe sie sie völlig anerkannte, selbst an Goethe, und gerade an den Schriften seines Alters, die sonst von den Berlinern besonders belobt wurden, Manches auszusetzen fand; sie seien, meinte sie, vom alten Goethe, nicht vom alten Goethe. Auch in der Politik wollte sie ihre eigenen Wege gehen, wie in der Litteratur: nicht umsonst hatte ihr Gatte Griechenlieder gesungen, sie glühte für die Freiheit und nannte sich eine Republikanerin oder Demagogin. Aber vor Allem war sie darin eine Frau, daß sie sich im Leben und Verkehr zu fügen und zu unterwerfen wußte, Anderen gefällig zu sein anstrebte, Mißklänge aufzulösen, Alles ins Gleiche zu bringen, Widerstrebendes zu vereinigen suchte. Wie geschickt und gefällig wußte sie die Verwandten ihres Gatten, die alte Mutter und den reichen Onkel, von dem der Neffe Wohlthaten erwartete und annahm, zu begütigen; wie echt weiblich ist ihre Schmeichelbitte und ihr Dank, beide aufrichtig ohne verletzend, herzlich, ohne sklavisch zu sein. Aber am schönsten zeigte sie sich ihrem Manne gegenüber. Sie war im wirklichen Sinne seine Gehülfin. Sie las viele Schriften durch, deren Inhalt sie nicht interessirte, nur um Stoffe für ihn

zu finden; sie war sein Kritiker, wenn er zu selbstbewußt seine schwachen Leistungen pries, sein Anreger, wenn er um das Was und das Wie verlegen umherirrte. Ihr Leben war Arbeit, sowohl im gewöhnlichen Sinne der Hausfrau, die bei beschränkten ökonomischen Verhältnissen manche Dienste der Magd zu übernehmen hat, als in geistigem Sinne. Neben die Arbeit trat die Aufopferung. Sie hatte das Bewußtsein, daß sie zuerst sterben würde: „Du mußt vor in die Reihe mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte." Aber sie hatte auch den Willen, zuerst zu sterben. Nicht aus Lebensüberdruß, sondern in der freilich trügerischen Anschauung, daß sie durch ihren Tod ihrem Gatten mehr nütze als durch ihr Leben. Sie hatte mehrfach den Gedanken geäußert, daß er, der Schwächling in gewöhnlichen Lebenslagen, sich in schweren Situationen als Held zeige; wer ihm wohlwolle, müsse ihm daher tiefen Schmerz bereiten. Darum bereitete sie ihm durch ihr freiwilliges Scheiden den größten Schmerz, um ihn zum Helden zu stempeln; bis zum letzten Augenblick bewährte sie den Heroismus des liebenden, leidenschaftlichen Weibes.

Daß eine solche Frau, deren That von Männern der verschiedensten Art gepriesen, freilich von Anderen, deren Zeugnisse neuerdings bekannt geworden, Ranke und Rietschel, kühl, ja streng verurtheilt ward, Heroine der Jünglinge wurde, die der neuen Richtung angehörten, war natürlich. Ihr eigentlicher Verherrlicher wurde der Mann, der als Einziger der Jungdeutschen dauernd in Berlin lebte, Theodor Mundt. Mundt (1808 bis 1861)*) in Potsdam geboren, brachte fast sein ganzes Leben in Berlin zu. Sein Haus, in dem seine Gattin Clara, bekannter

*) Vgl. A. D. B. 23, 10—12. Prölß a. a. O. S. 503—533, 737. Pierson: G. Kühne. 1889. (Briefe Mundt's, die im Text angeführte Stelle S. 47.) F. Wehl, Das junge Deutschland, S. 77—87. G. Brandes S. 311ff. — Hübsche Schilderung des Mundt'schen Ehepaares in Fanny Lewald's Lebensgesch. III, 338fg. Diese, wie der ganze Band bezieht sich jedoch zumeist auf die vierziger Jahre.

unter ihrem Schriftstellernamen Louise Mühlbach, als heitere, stets angeregte, bewegliche, Allen genügende Wirthin schaltete, während er ein stiller, aber scharfer Beobachter war, der nur in kleinstem Kreise die Resultate dieser Beobachtung mittheilte, wurde in den vierziger Jahren ein Mittelpunkt Berliner Geselligkeit. Gleichfalls der späteren Zeit gehören viele seiner politischen und ästhetischen Schriften, die meisten seiner Romane an. Seine kritischen, ästhetischen und romanhaften Schriften, die er in der Zeit des „jungen Deutschland" schrieb und die er, ebenso wie die Werke der Genossen als „Bewegungslitteratur" charakterisirte, sind erfüllt von Aeußerungen über die unruhevolle Zeit. Bestimmte Vorschläge machte er freilich in seinen politischen Schriften nicht — sein Ideal scheint eine Föderativrepublik gewesen zu sein — sprach lebhafter für Freiheit als für Einheit und prophezeite „seinem Vaterlande Preußen die führende Rolle bei einer politischen Wiedergeburt der Nation." Auf seinen Reisen durch Deutschland war es ihm weniger darum zu thun, Natur zu sehen und zu schildern, als die Menschen kennen zu lernen. Er gedachte bei ihnen, besonders bei Bauern und den Bewohnern kleiner Städte, für das Erwachen des politischen Bewußtseins zu sorgen. Er verweilte mit Vorliebe bei Schilderung der Standesunterschiede und verherrlichte die Niedriggeborenen gegenüber den Aristokraten. Auch nach seiner Vervehmung (s. oben S. 561) entwickelte er eine große schriftstellerische Thätigkeit. Da er aber in dieser von seinem Censor John entsetzlich geplagt wurde, und im Grunde keine kampffrohe Natur war, beschränkte er sich in „weiser Behutsamkeit", einer schon von den Genossen bei ihm erkannten Eigenschaft, auf litterarisches und ästhetisches Geplauder, statt politische, verfängliche und gefährliche Reden zu führen. Auch die von Mundt herausgegebenen „Dioskuren" — keine Zeitschrift, sondern eine Sammlung verschiedenartiger Schriften, trug kein revolutionäres, nicht einmal ein politisches Gepräge.*) Sie enthalten vielmehr

*) Dioskuren für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe.

geschichtliche, philosophische, juristische Studien des Herausgebers und anderer Berliner und Nichtberliner, die außer Laube, dem Kreise der Vervehmten nicht angehörten, theilweise diesem ganz fern standen. Aber die Widmung des ersten Bandes an Varnhagen von Ense, der trotz seiner Geheimrath-Würde und seiner Beziehungen zu den höchsten Kreisen Haupt der Frondeurs war, des zweiten an Fürst Pückler, der, ohne eine politische Rolle zu spielen, doch in den zu Berlin vielgelesenen „Briefen eines Verstorbenen" die Titelsucht gehöhnt und die Berliner Mystiker bekämpft hatte, zeigte doch die herrschende Tendenz an. Der Name des Herausgebers allein genügte, um ängstliche Gemüther in Schrecken zu setzen. So verlangte Stägemann, dessen als eines Beitragenden Name auf dem der Censur vorliegenden Titelblatt genannt war, daß dieser Name gestrichen oder daß die von ihm gelieferten Sonette entfernt würden.*) Schon früher fühlte sich Mundt trotz aller Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen doch am wohlsten in Berlins litterarischer Atmosphäre. Mit Vorliebe ging er auf das damalige Kunst- und Litteraturtreiben ein, besprach theatralische und musikalische Leistungen, feierte das freie Weib und äußerte religiöse Ideen, in denen er christliche Anschauungen mit Hegelscher Philosophie seltsam verquickte. (Grade diese waren es, die von den streit-

2 Bände. Berlin, Veit u. Cie., 1836. — Ob „Der Litterarische Zodiakus", der nach kurzem Bestehen unterdrückt wurde, politisch, und wenn politisch, gefährlich war, vermag ich nicht anzugeben, da ich ihn mir leider nicht verschaffen konnte.

*) Dies entnehme ich aus einem ungedr. Briefe Stägemann's 1. Juli 1836. Dort heißt es: „Durch den Höchsten Befehl, daß für die Schriften der zum sogen. jungen Deutschland gezählten Autoren ein besonderer Censor ernannt werden solle, ist ausgesprochen, daß an diesen Schriften ein Makel hafte, von dem ich mich in meinen amtlichen Verhältnissen frei zu halten unbedingt verpflichtet bin. Am liebsten wäre es mir freilich, in dieser Lage der Sache meine Paar Sonnette ganz weggelassen zu sehen; was kann auch an einem Paar solcher armseligen Dinger liegen? Mein Name kann jedoch unter keinen Umständen stehen bleiben." Mundt beklagt sich in ungedruckten Briefen sehr über die Censur der Zeitschrift; man hatte ihm einmal einen Gruß vom Fürsten Wittgenstein gestrichen.

baren Theologen jener Zeit übel vermerkt und energisch zurückgewiesen wurden.) Im Ganzen verurtheilte er zwar die Gegenwart, hoffte aber vertrauensvoll auf die Zukunft. In einem vertrauten Briefe (1836) schrieb er die Worte: „Berlin könnte etwas sein, aber es ist nichts. Die Zeit ist in diesem Augenblicke danach, daß wir jetzt alle nur so hinschlendern, ziemlich gleich, wo und wie. Man mache sich Plaisir, man beiße um sich, man juble, phantasire, dichte, denke, stelle sich und die Anderen auf den Kopf: das halte ich noch für das Gescheidteste, aber man bilde sich nur nicht ein, aus dem Sauerteig, in dem alles eingeknetet ist, genießbares Brot backen zu können. Das ist noch nicht für uns, und gewaltige, himmelschreiende, blutige, weltzermalmende Ereignisse — der Engel der Geschichte, wie er noch nie gedonnert und geblitzt hat — wird kommen müssen, um uns in unsere Rechte einzusetzen." Er war, wie man aus solchen und anderen Worten erkennt, kein Führer und kein Stürmer. Nicht er gedachte die Zeit aus ihren Fugen zu reißen, sondern nahm resignirt die Zustände an, so sehr er auch über sie trauerte. Ihm war Politik nicht die Hauptsache: aus den Irrpfaden der Politik mündete er gern ein in die breiten Wege stiller gelehrter Arbeit.

Zwanzigstes Kapitel.

Wissenschaftliches Leben.

Die Bedeutung Berlins in den Jahrzehnten von 1815 bis 1840 lag nicht zum Wenigsten darin, daß es eine Gelehrtenstadt war. Seine Stellung in Kunst, Litteratur und Theater wurde durch die Wichtigkeit seiner Universität, Akademie und der von dort ausgehenden gelehrten Thätigkeit überboten.

Eine ungemein reichhaltige, theilweise nach den Berichten der Autoren selbst gearbeitete Zusammenstellung der Berliner Schriftsteller gab J. E. Hitzig (1826).*) Als er sein Unternehmen begann, verzeichnete er 423 Schriftsteller, die ihm zuverlässig bekannt waren, 153, die ihm zweifelhaft dünkten. Sein Buch selbst, mochten unterdessen viele gestorben, manche in der Rücksendung der ihnen übersandten Fragebogen lässig gewesen sein, enthielt 429 Artikel, eine für die damalige Bewohnerzahl Berlins erschreckend große Zahl. Sie erscheint um so größer, als nur die Verfasser mindestens eines selbständigen Werkes

*) Verzeichniß im J. 1825 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke. Aus den von ihnen selbst entworfenen oder revidirten Artikeln zusammengestellt und zu einem milden Zweck hgg. Berlin bei F. Dümmler 1826. (Auch u. d. T.: Gelehrtes Berlin.) Das Werk von B. H. Schmidt und G. G. Mehring „Neuestes gelehrtes Berlin" war 1795 in 2 Bänden erschienen. — Zu Hitzig folgte 1834 ein kurzer Nachtrag (48 SS.) von K. Büchner. Ein neues selbständiges Werk über die in Berlin lebenden Schriftsteller erschien erst wieder 1845 von W. Koner. — Eine ganz eigenartige Zusammenstellung und Charakteristik der damaligen Berliner Gelehrten bei Stieglitz, Gruß an Berlin, Leipzig 1838, S. 106—145.

aufgenommen, also die bloßen Journalisten, die Gelehrten, die sich mit Dissertationen und Predigten begnügt hatten, ausgeschlossen waren. Charakteristisch ist, daß unter der großen Zahl nur zwei Frauen begegnen und daß von der gesammten, 30 Jahre früher von V. H. Schmidt und Mehring verzeichneten Schar nur vierzig übrig waren.

Unter den Insassen dieses „gelehrten Berlin" überwogen natürlich die schöngeistigen Schriftsteller, aber auch die Gelehrten waren zahlreich vertreten.

Viele damals in Berlin lebende Gelehrte wurden schon in anderem Zusammenhange genannt und brauchen nicht nochmals gewürdigt zu werden: Schleiermacher, Wolf, W. v. Humboldt, Zeune, v. d. Hagen, Zunz. Viele Männer der alten Generation ragten in die neue hinein, z. B. Bendavid. Im Wesentlichen müssen hier diejenigen in Betracht kommen, die nicht allzulange nach der Begründung der Universität nach Berlin berufen wurden und einen wesentlichen Theil ihrer Wirksamkeit vor 1840 entfalteten.

Voran mögen die Männer stehen, die, ohne Berufsgelehrte zu sein, ihre Muße gelehrter Thätigkeit widmeten, hohe Beamte, deren amtliche Thätigkeit außerhalb des Rahmens dieses Buches steht. Einer von ihnen, Staatsrath Schultz, ist schon früher genannt; in seinem Verhältniß zur Universität ist er nochmals zu erwähnen. Die drei folgenden sind wohl geeignet, die verschiedenen Typen dieser wissenschaftlich thätigen Männer darzustellen.

Der erste war K. H. G. von Meusebach*) (1781—1847,

*) Ueber Meusebach den mehrfach angeführten Briefwechsel M mit Grimm, hgg. von C. Wendeler, Heilbr. 1880; von dems., Halle 1879: M.'s Fischartstudien. A. D. B. 21, 589 fg. — Ueber Varnhagen gibt es keine besondere Arbeit; seine Bll., Briefw. mit Rahel, Tagebücher, Denkwürdigkeiten sind vielfach angeführt; die zahllosen Publicationen aus seinem Nachlaß können nicht im Einzelnen genannt werden, um so weniger, da sie nur für ihn als Sammler, nicht als Schriftsteller in Betracht kommen. — Ueber Clausewitz: K. Schwarz, 2 Bde., Berlin 1878; A. D. B. 4, 285—296; die Werke „Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung" 10 Bde., Berlin 1832—37.

seit 1819 als Geh. Revisionsrath in Berlin, 1842 zog er sich von seinem Amte zurück). Er veröffentlichte fast nichts: auf drei Recensionen beschränken sich die litterarischen Gaben, die er dem Publicum reichte. Aber er war ein großer Gelehrter, der eine für deutsche Litteratur namentlich des 16. und 17. Jahrhunderts unvergleichliche Sammlung zusammenbrachte, die nach seinem Tode der Berliner Königlichen Bibliothek einverleibt wurde und durch den vielfältigen Gewinn, den sie den Studien bereitete, als unvergängliches Denkmal des Sammlers gelten kann. Doch stellte er nicht bloß seine Bücher auf, sondern kannte sie auch aufs Genaueste. Seine gelehrte Kenntniß Fischart's, dem er eine besondere Vorliebe widmete, war ohne Gleichen. Er war ein Liebhaber von Curiositäten, besonders auf künstlich hergestellte Unica versessen, suchte seines Lieblings Fischart Sprache und Eigenart auch in seinen Briefen nachzuahmen, denen er komische Anzeigen einfügte und aufklebte. Zu Scherz aller Art hatte er eine große Neigung, er neckte seine Bekannten, selbst die Nächststehenden, mit Lust und Derbheit; war aber, wie die meisten Spötter, überaus empfindlich gegen scherzhafte Zurwehrsetzung der Angegriffenen. Diese krankhaft gesteigerte Verletzlichkeit bewies er auch guten Freunden, die nicht schnell genug seinen Liebhabereien nachkamen. Wo er aber redlichen Willen und ernstes Streben sah, spendete er gern und wurde im wahrsten Sinne des Wortes ein Mäcen.

Es gibt vielleicht keinen größeren Gegensatz als Meusebach, dem selbst der genaueste unterrichtete Philologe nicht sorgfältig genug war, und Varnhagen von Ense (1785—1858, seit 1819 in Berlin als Geh. Leg.-Rath), der sich um gelehrte Einzelheiten gar nicht kümmerte. Dennoch kann er nur hier unter den ernsten Schriftstellern genannt werden. Von jenen dichterischen Anfängen, die ihn mit Chamisso geeint hatten, war er längst entfernt; die „deutschen Erzählungen" 1814 hatte er bald ebenso gründlich vergessen, wie das Publicum. Der Richtung des Tages, der politischen sowohl als der litterarischen,

abgeneigt, in die Reihen der Fronde gedrängt weniger aus Freiheitsgefühl, mehr aus Erkenntniß der Zeiten, aus beleidigter Eitelkeit und gekränktem Ehrgeiz, betrachtete er die Zeitgeschichte und schilderte die Vergangenheit. Auch er war Sammler, aber nicht von gelehrten Raritäten, sondern von Handschriften, bei deren Erlangung und Verwerthung er nicht immer die redlichsten Mittel anwendete, und von Tagesneuigkeiten. Jene ordnete er und machte sie zur Herausgabe zurecht, diese sammelte er sorgfältig. An den Sammlungen letzterer Art mit vornehmem Achselzucken vorüberzugehen, ist nicht angebracht. Denn wenn auch sein Notizenkram oft von ihm selbst berichtigt wird und viele seiner Mittheilungen durch Actenstücke und Zeitungsberichte überflüssig geworden sind, so haben viele Notizen des eifrig umherspähenden und von guten Kundschaftern bedienten Mannes noch heute ihren Werth. Seine Mittheilungen über litterarische Dinge und Berliner Vorgänge verdienen als die eines Sachkundigen und Augenzeugen volle Beachtung. Als Schriftsteller begnügte er sich jedoch nicht mit Notizensammeln, gab vielmehr ausführliche Biographieen und kurze Charakteristiken von Frauen und Männern, Schriftstellern, Kriegshelden, Geistlichen, Aerzten und Philosophen. Er wußte in gewandten Recensionen Inhalt und Werth neuer Schriften darzulegen. Er schilderte mit behaglicher Breite sein eigenes vielgestaltiges Leben und die Vorgänge, an denen er handelnd oder leidend theilgenommen. Gern stellte er seine Feder in den Dienst Goethe's, so sehr, daß er das Goethisiren zur Stileigenheit ausbildete. Er war ein eleganter Schriftsteller. Wie Wenige schätzte und gebrauchte er eine wohlgepflegte Form, würdigte ästhetisches Wohlbehagen und suchte es, wie er es selbst empfand, bei Anderen zu erregen. Er war durchaus unzünftig und vermochte gerade, aus dieser selbständigen Stellung heraus, für Manches das Wort zu ergreifen, das von einseitigen Parteimännern nicht gewürdigt wurde. Besonders war er Meister in dem fein ausgearbeiteten Porträt, in dem liebevollen, trotz aller Schonung wahrhaftigen

Charakterbilde der ihm Nahestehenden. Seiner Gattin Rahel, der er, litterarisch wenigstens, unverbrüchlich treu blieb, widmete er einen förmlichen Cultus. Er war kein großer Mann, aber ein treuer Berather der Jüngeren und eifrig beflissen, ihnen die Schwierigkeiten des Anfängerthums zu erleichtern.

Wenn Varnhagen seine schriftstellerische Thätigkeit in zwei Theile spaltete, den einen unschuldigen, in dem er von längst vergangenen Zeiten erzählte, den anderen schuldigen, oder verfänglichen: die ihm zugetragenen bitterbösen Notizen über seine eigene Zeit, so hatte Carl von Clausewitz (1780—1831, nur von 1808—12, 1818—30 in Berlin) nur eine einzige, man möchte sagen heimliche litterarische Beschäftigung. Er bestimmte, daß Alles, was er schrieb, erst nach seinem Tode der Welt zugänglich werden sollte. Varnhagen lebte ein langes Leben vom Beginn seiner unfreiwilligen Muße an in Berlin und konnte sich für die ganze Art seines Daseins keinen passenderen Ort denken als diesen, wo hochgestellte Männer, elegante Damen und junge Streber ihn umschwärmten; Clausewitz fühlte sich gerade in Berlin, wo auch er Freunde genug hatte, unbehaglich und betrachtete die Entfernung von der Hauptstadt keineswegs als Exil. Varnhagen, der kein Amt hatte, sehnte sich nach amtlicher Beschäftigung, in der er sein reiches Talent verwenden, seinen Ehrgeiz befriedigen konnte; für Clausewitz' der wissenschaftlichen Ruhe bedürftiges Wesen boten die Stellen, die er zu bekleiden hatte, namentlich die Direction der Berliner Kriegsschule, nur Unangenehmes und Widerwärtiges. Er war mit den ersten militärischen Führern Preußens, Scharnhorst und Gneisenau, eng verbunden und widmete dem Ersteren eine ausgezeichnete Charakteristik. Er war der bedeutendste Theoretiker der Kriegswissenschaft; ein Fachmann urtheilte über seine in dies Gebiet gehörigen Arbeiten: „Was später von Historikern mühsam ausgeklügelt, von Militärschriftstellern als die Quintessenz militärischer Weisheit aufgetischt worden, erschloß sich ihm im Augenblick." Derselbe Fachmann, der die meisten kriegs-

wissenschaftlichen Arbeiten für vergänglich hielt, schrieb den seinigen unvergänglichen Werth zu. Unermüdlich, in Gesellschaft seiner hochbegabten Gattin, der einzigen, die von seinen schriftstellerischen Arbeiten genau unterrichtet war, mit bewundernswerther Selbstlosigkeit arbeitete er an seinen theoretischen Aufsätzen und Werken, mit Zugrundelegung seiner eigenen Erfahrungen, nach umfassenden Studien der früheren Litteratur mit wahrhaft prophetischem Blicke für die Entwickelung der Zukunft. Dabei war er, abgesehen von dem Sachinhalt seiner Arbeiten, ein Schriftsteller von seltener Klarheit und Darstellungskunst. Vielleicht das Merkwürdigste an ihm war, daß er, trotz aller Werthschätzung des Heeres und seiner Führer, den Volksgeist in seiner Wichtigkeit für einen Nationalkrieg wohl zu würdigen wußte.

Hohe Beamte, die von einer ursprünglich gelehrten Thätigkeit in den Staatsdienst gerufen wurden, waren auch Uhden (oben S. 296), Süvern und Joh. Schulze*). Der Name der beiden Letztgenannten ist eng verknüpft mit der preußischen Schulreform und der Schaffung des preußischen Unterrichtsministeriums.

J. W. Süvern (1776—1829), 1796—1801 Mitglied des Berliner pädagogischen Seminars, während seines kurzen Königsberger Aufenthaltes mit den leitenden Staatsmännern in Verbindung, seit 1809 Staatsrath in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums des Innern, dort bis 1818 in leitender Stellung, lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit. Er war hauptsächlich thätig für die Einführung Pestalozzi'scher Ideen (s. oben S. 108), an denen er festhielt, auch nachdem der Vorwurf laut geworden war, daß durch solche Lehren Patriotismus und Religiosität untergraben würden. Für ihn und die Seinen, sowohl die gleichgestellten Mitarbeiter als die großen Männer, denen die leitenden Gedanken angehörten, handelte es sich nicht

*) Für das Folgende Dilthey: Süvern, A. D. B. 37, 206—245; Varrentrapp: Joh. Schulze, Leipzig 1889. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885.

um einzelne Lehren, sondern um Bethätigung eines neuen Geistes. Es war die hohe Zeit der Pädagogik. Aus jedem Briefe und Actenstücke jener Zeit und jenes Kreises, dem Süvern angehörte, spricht idealer Sinn, lebendiges Interesse für jeden Einzelnen, wahrhaft rührende und herzerhebende Humanität der Gesinnung.

Die allgemeine Bedeutung der Leistungen der Section für den öffentlichen Unterricht bestand in der Zurückweisung des geistlichen Einflusses, dessen Geltendmachung noch in letzter Stunde wiewohl vergeblich versucht wurde. Mit dieser Section sollten wissenschaftliche Deputationen vereinigt werden und zwar drei: in Berlin, Königsberg, Breslau, die aber 1816 zu einfachen Prüfungscommissionen degradirt wurden. Beide, Section und Deputationen zusammen, sollten die inneren und äußeren Schulangelegenheiten bestimmen, die Section sollte den praktischen, die Deputationen den wissenschaftlichen Theil des Geschäfts übernehmen; die letzteren sollten z. B. die ihr eingesandten Pläne prüfen, ihre Gedanken über bestehende Einrichtungen äußern. Aus diesen großen Plänen W. v. Humboldt's, dessen eifrigster und verständnißvollster Mitarbeiter Süvern war, wurde nichts. Doch ward damals schon der Gedanke städtischer Schuldeputationen und Commissionen ausgesprochen, in denen den Geistlichen nur die Beaufsichtigung des Religionsunterrichts zugewiesen bleiben sollte.

Festgesetzt wurde nur (1812) eine Prüfungsordnung für Ober- und Unterlehrer; der Ausdruck scheint von Süvern herzustammen. Dagegen verlief die große Untersuchung über einen Schulplan resultatlos, dessen höchste Aufgabe war, „zwar das Ziel des in den einzelnen Schulen und Klassen zu Leistenden festzustellen, die Methode aber den einzelnen Schulen zu überlassen". Dieser Schulplan bezweckte keine ausschließlich sprachliche, sondern eine universale Bildung, in der das geschichtliche und naturwissenschaftliche Wissen seine gebührende Stelle haben

sollte, eine allgemein humane im Gegensatz zu der einseitig nationalen Erziehung.

Im Jahre 1817 wurde Altenstein zum Chef des neu errichteten Ministeriums für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten ernannt, ein reichgebildeter, wohlwollender, bedächtiger, gründlicher, nicht unbedingt selbstherrlicher, aber in Alles eingeweihter und in Betreff der Arbeiten seiner Räthe anspruchsvoller Mann. Seine Hauptstütze für das Unterrichtswesen wurde Johannes Schulze (1786—1869), der bis zu seiner Berufung nach Berlin 1818 als praktischer Schulmann in Weimar, Hanau und Coblenz in hervorragender Weise sich bewährt und seine Gönner und Freunde zu großen Erwartungen auch auf einem weiteren Felde berechtigt hatte.

Mit der Begründung des Unterrichtsministeriums und mit der Berufung Joh. Schulze's begann auch für die Gymnasien eine neue Zeit. Die zwei wesentlichen Reformen, die ihren Ursprung schon in der Fridericianischen Aera hatten: Einführung des Abiturientenexamens und Einfügung der Gymnasien aus der kirchlichen in die Staatsverwaltung waren weiter ausgebildet worden. Eine Instruction vom Jahre 1812 bestätigte die frühere Ordnung betreffend das Examen und wies die Prüfung der Externen den wissenschaftlichen Deputationen zu. Erst am 4. Juni 1834 wurde die Bestimmung erlassen, daß die Reifeprüfung die nothwendige Vorbedingung zum Studium und zu den durch Universitätsstudien zu erreichenden Berufszweigen sei, während bisher eine solche weder zu diesen Berufszweigen noch zum Studium erforderlich gewesen war. Die Verstaatlichung der Gymnasien wurde vollendet durch die Einrichtung der Provinzialschulcollegien (1825) und durch den Ersatz der an den Gymnasien wirkenden Theologen durch Philologen. Die Einführung einer allgemeinen Lehramtsprüfung, die, wie oben gezeigt worden, 1812 stattgefunden hatte, wurde neu bestätigt (1831).

Schulze war gewiß unschuldig an den unter dem Einflusse Kamptz' u. A. erlassenen Bestimmungen gegen Liberalismus und

Rationalismus der Lehrer, die zur Unterdrückung der „schädlichen und verderblichen" Gesinnungen, zur Herbeiführung guter, politischer und strengchristlicher Anschauungen auch unter den Schülern dienen sollten, welche letztere, gewiß meist recht grundlos, als „zügellose Jugend" bezeichnet wurden. Dagegen gehört zu den durch Schulze sanctionirten, ja zu den von ihm herbeigeführten Maßregeln die, wie man gesagt hat, „neuhumanistische" Gestaltung des Lehrplans. Das Lateinische wurde noch mehr als früher in den Vordergrund gestellt, ihm wurden acht wöchentliche Stunden in den unteren, zehn in den mittleren, elf in den oberen Klassen zugewiesen, in den letzteren wurde der lateinische Aufsatz „zur Uebung im gewählten und fertigen Lateinsprechen" eingeführt. Griechisch wurde nur in den vier oberen Klassen (Tertia incl.) gelehrt, aber die früher häufiger vorkommenden Dispensationen vom Erlernen dieser Sprache aufs Aeußerste beschränkt. Die Privatlectüre griechischer und lateinischer Classiker, weit entfernt eine freiwillige Arbeit zu sein, wurde streng regulirt. Auch das Halten freier deutscher Vorträge wurde gefordert. Die Einfügung des Unterrichts in philosophischer Propädeutik wurde auf Betrieb Hegels erreicht. Im Gegensatz zu dem früher üblichen Fachsystem, wo die Schüler nach den Unterrichtsgegenständen in Abtheilungen gesondert waren, wurde jetzt das Klassensystem allgemein, wonach im Wesentlichen gleichaltrige Schüler in allen Fächern eine übereinstimmende und gleichmäßige Kenntniß erwerben und erweisen mußten. Mancher Tadel über die neuen Gymnasialeinrichtungen wurde sowohl außerhalb Berlins, was hier unerörtert bleiben muß, als auch in Berlin laut. Friedrich von Raumer z. B. beklagte, daß diese „gelehrten Schulen" zu wenig Rücksicht nähmen auf die zahlreichen Schüler, die nicht Gelehrte werden sollten, daß diese Anstalten die allgemeine menschliche Bildung zu wenig pflegten. Da er für solche Bemerkungen eine scharfe Rüge erhielt, so wurden Andere von Offenbarung ihrer Meinung abgeschreckt. Doch ließ sich die Behörde bereit finden, übermäßige Anforde-

rungen, über die auch das Berliner Provinzialschulcollegium klagte, namentlich in Bezug auf griechische Lectüre und auf lateinische und griechische Stilübungen zu mildern (1828), indem sie freilich solche Uebertreibungen mehr dem allzu großen Eifer einzelner Directoren als den allgemeinen Bestimmungen Schuld gab.

Dem letzten Jahrzehnte gehören zwei besonders wichtige Bestimmungen an: das Abiturienten-Prüfungs-Reglement 1834 und ein allgemeines Rescript mit einem Stundenplan 1837. Das Reglement, das an Stelle der Zeugnißnummern die einfachen Prädikate: Reif und Unreif setzte, forderte sechs, von künftigen Philologen und Theologen sieben schriftliche Arbeiten, sowie eine mündliche, sich auf zehn Gegenstände erstreckende Prüfung. Für das Lateinische wurde ein schriftlicher Aufsatz ohne grobe Germanismen und ohne schwere Verstöße gegen die Grammatik, im Mündlichen ein leichtes Verständniß von Cicero, Sallust, Livius, Virgil, Horaz; für das Griechische Festigkeit in Syntax und Formenlehre, müheloses Eindringen in Homer, Xenophon, Herodot und in die leichteren Dialoge Plato's verlangt. Der deutsche Aufsatz sollte richtige Auffassung, logische Anordnung, fehlerfreie Schreibart, ungefähre Bekanntschaft mit den Hauptepochen der vaterländischen Litteratur bekunden. Für das Französische wurde die Uebersetzung eines nicht schwierigen Pensums aus dem Deutschen ins Französische; in Geschichte die Kenntniß der griechischen, römischen und preußischen verlangt. Das Rescript (1837) stand in Zusammenhang mit einem Angriffe des Arztes Lorinser, der die Ueberbürdung der Schüler beklagte, und sollte die Grundlosigkeit dieser Klagen erweisen. Zugleich theilte es einen Stundenplan mit, nach welchem im 9jährigen Cursus Latein 86, Griechisch 42, Französisch 12, Mathematik und Rechnen 33, Naturwissenschaft 10, Geschichte und Geographie 24, Religionslehre 18, philosophische Propädeutik 4 Stunden zugewiesen bekam.

Die in den neugestalteten Gymnasien gewonnenen Resultate

waren nicht in jedem Betracht vortrefflich. Die Durchschnittsbildung wurde sehr erhöht, die Entwickelung höher Begabter jedoch zurückgedrängt. Freilich wurde die neue Einrichtung nebst ihren Erfolgen außerhalb Preußens, selbst in Frankreich, vielfach gerühmt und das preußische Muster als beherzigens- und nachahmenswerth gepriesen. Berliner Directoren gaben dagegen selbst, bei Gelegenheit des Lorinser'schen Streites, Voten ab, in denen betont wurde, daß zwar Kenntnisse genug erworben würden, daß es indessen den Schülern, je länger sie in den Anstalten weilten, an geistiger Spannkraft und Begeisterung für die Wissenschaft fehlte. Als Gründe solcher Mißstände wurden ungenügende Vorbereitung, Vielheit der Lehrgegenstände, aber auch Unfähigkeit der Lehrer in der Kunst des Unterrichtens angegeben. Vielleicht stand mit den Klagen des Mediciners die Thatsache in einem gewissen Zusammenhang, daß nun das Turnen, das 1819 aus den Schulen hatte verschwinden müssen, weil man Turnen und Demagogenthum untrennbar verbunden wähnte, wieder eingeführt wurde.

Gerade weil im Ganzen in den höheren Lehranstalten das gelehrte Element vorwog, machte sich das Bedürfniß nach Bürger- und Realschulen geltend. 1824 wurde in Berlin das Kölnische Realgymnasium eingerichtet, in welchem das Griechische nicht zu den obligatorischen Unterrichtsgegenständen gerechnet wurde, die Realwissenschaften und die neueren Sprachen einen bevorzugten Platz erhielten; trotzdem bekam die Anstalt das Recht, ihre Schüler zur Universität zu entlassen. Demselben Jahre gehört auch die Errichtung der ersten Gewerbeschule durch K. F. v. Klöden*), dem Leiter des eben genannten Realgymnasiums an, dem verdienten Natur- und Geschichtskundigen, der auch eine Anzahl Beiträge zur Berliner Geschichte schrieb (manche derselben sind nicht veröffentlicht). Diese Schule, ohne Latein, mit besonderer

*) Diese Notizen „Bär", Jahrg. 17, Nr. 44; über Klöden und die Gewerbeschule A. D. B. 16, 208 fg. Klöden's Jugenderinnerungen, Lpz. 1874, reichen nur bis zu diesem Zeitpunkt. Hartung, Domschulen. 1836.

Berücksichtigung von Erd- und Naturkunde, Formenlehre und Geschichte, wirkte, nachdem sie bedeutende Schwierigkeiten überwunden hatte, mit außerordentlichem Nutzen. — Nur angedeutet soll in diesem Zusammenhang werden, daß seitens der Stadt die Armenschulen besonders gepflegt wurden. 1829 gab es deren fünf, 1831 sieben. 1837 geschah der entscheidende Schritt: sie wurden der Armencommission entzogen und der städtischen Schuldeputation überwiesen. 1824 wurde die erste Sonntagsschule, der Anfang der Fortbildungsschulen, errichtet. Maßregeln gegen das Ueberhandnehmen der Winkelschulen gehören dem Jahre 1828, solche zur Controlle des Schulbesuchs der Kinder von Fabrikarbeitern dem Jahre 1829, die ersten Anfänge zur Durchführung des Schulzwangs dem Jahre 1838 an. Aber die große Entwickelung des Berliner städtischen Schulwesens ist erst einer späteren Epoche zuzurechnen.

Die Einführung der im Vorstehenden erwähnten einschneidenden Bestimmungen gab den Leitern der Berliner Gymnasien genügend zu thun. Neue Anstalten entstanden damals nicht. Nur kam zu den vier alten humanistischen Bildungsanstalten, dem französischen, Friedrich-Werderschen, Joachimsthalschen Gymnasium und dem Grauen Kloster, ein fünftes, das Friedrich-Wilhelm Gymnasium, das sich aus den Hecker'schen Anstalten herausgewachsen hatte, und nun mit der gleichfalls aus dieser Anstalt sich abzweigenden Real- und Elisabethschule eine merkwürdige Trias bildete. Ihr Leiter war A. G. Spilleke*) (1778—1841, seit 1798 in Berlin, seit 1820 Director), ein tüchtiger Mann, als dessen Hauptkunst bezeichnet wurde, „anzuregen, die Geister zu wecken, den Willen der Schüler in Bewegung zu setzen". Er bewährte Thatkraft und Organisationstalent in der schwierigen und vielgestaltigen Stellung. Er war kein Schriftsteller, sondern wesentlich Lehrer und Prediger. In beiden Richtungen seiner Thätigkeit betonte er mit Erfolg das

*) L. Wiese: Spilleke. Berlin 1842. — Ueber Meineke: F. Ranke. Leipzig 1871.

patriotische Moment. Er war ein frommer, christlich gesinnter Mann, verleugnete aber niemals seine eifrige Beschäftigung mit Spinoza und die früher unternommene Vertheidigung dieses Philosophen gegen Verunglimpfungen seines Andenkens.

Ein neuer Mann war A. Meineke (1790—1870, von 1826 an in Berlin, bis 1857 Director des Joachimsthal'schen Gymnasiums), der Nachfolger Snethlage's, der seinerseits auf Meierotto gefolgt war. Sittliche Würde zeichnete ihn aus; sie war es, mit der er Schülern und Lehrern imponirte. In der Auswahl seiner Mitarbeiter bewährte er durchdringenden Scharfblick, so daß aus diesem Collegium mehr hochgestellte Staatsbeamte, bedeutende Universitätslehrer und tüchtige Gymnasialdirectoren hervorgingen, als aus irgend einem anderen preußischen Gymnasium. In seiner eigenen Anstalt hatte er viele Mißstände zu bekämpfen, besonders in dem innerlich und äußerlich gleich verwahrlosten Alumnat; erst nach 7jähriger strenger Arbeit hatte er den Alumnen angemessene Räume verschafft, zugleich aber schickliches Betragen von ihnen erzwungen. Als Lehrer bemühte er sich mit Glück, seinen Schülern Begeisterung für die Werke des Alterthums, besonders des griechischen, einzuflößen, denen auch seine eindringende, erfolgreiche wissenschaftliche Beschäftigung galt, — er wurde Mitglied der Akademie und Lehrer der Universität. Ohne durch historische oder gar ästhetische Erklärungen zu ermüden, strebte er danach, die Jünglinge sprachliche und poetische Schönheit der alten Classiker empfinden zu lassen; hingerissen von seiner eigenen Begeisterung, die ansteckend wirkte, soll er Vortrag oder Erklärung oft mit dem Ausruf unterbrochen haben: „Es ist wunderschön". Diese Hingabe an die griechischen Autoren führte ihn mit anderen Liebhabern derselben Schriftsteller zu einem wissenschaftlichen Lesekränzchen, der s. g. „Griechheit" zusammen. Diese freie Vereinigung, in wöchentlichen geselligen Zusammenkünften, abwechselnd bei den einzelnen Mitgliedern, bestehend, wobei nach gemeinsamer ernster Lectüre eines griechischen Autors ein frohes Mahl die Theilnehmer vereinigte,

hatte sich bald nach Begründung der Universität gebildet, und besteht noch heute. Doch war sie nicht einseitig aus Universitätsmitgliedern, noch weniger ausschließlich aus Philologen gebildet, sondern verband mit diesen Juristen und Theologen, Prediger, hohe Staatsbeamte, Gymnasiallehrer und Privatgelehrte. Es war und blieb ein wissenschaftliches Kränzchen, ohne bestimmte Regeln, ohne eine nach außen sichtbare Thätigkeit, dessen Zusammenkünfte den Theilnehmern, die es als eine Ehre betrachteten, der Gesellschaft anzugehören, stille, schöne Festfreude bereiteten. Sie und die „Gesetzlosen" (unten S. 585) waren, wenn man den Ausdruck wagen darf, weltliche Freimaurerbünde ohne Symbol und Geheimniß: Vereinigungen der Edelsten des Geistes, in denen manch kluges Wort gesprochen, manch guter Rath gepflogen und gar oft der Grund zu bedeutenden und folgenschweren Beschlüssen gelegt wurde.

Von geringerer Bedeutung waren die Leiter der übrigen höheren Lehranstalten. Aber ein tüchtiger Mann war auch G. G. S. Köpke (1773—1837, seit 1788 in Berlin, seit 1828 Director), Bellermann's Nachfolger am Grauen Kloster, als Historiker, nicht eben hervorragend thätig, und A. F. Ribbeck (1792—1847, seit 1805 in Berlin), Köpke's Nachfolger, nachdem er vorher seit 1828 das ziemlich verfahrene Friedrichs-Werdersche Gymnasium in richtige Bahnen geführt hatte. Auch er war zumeist Pädagoge, gab aber einige Proben seiner philologischen Gelehrsamkeit.*)

In engem Zusammenhang mit diesen Schulleitern standen zwei Männer, der eine lange Zeit selbst Lehrer, deren griechische und lateinische Grammatik Generationen Berliner Schüler belehrt und gepeinigt haben: Ph. Buttmann und K. Zumpt. Buttmann (1764—1839, seit 1789 in Berlin), blieb zeitlebens in bescheidener Sphäre als Bibliotheksbeamter, aber seine 1806 erfolgte Ernennung zum Mitglied der Akademie, und seine Be-

*) Ueber beide Heidemann l. c.; über R. die Mittheilungen von Friedr. Ribbeck und Zelle 1848.

rufung zum Lateinlehrer des Kronprinzen, bewiesen die Achtung, die er genoß. Als unumschränkter Tyrann herrschte er in der seit 1809 bestehenden Gesellschaft der „Gesetzlosen", einer der zahlreichen in Berlin bestehenden Vereinigungen, ohne bestimmt ausgeprägten litterarischen oder wissenschaftlichen Charakter. Zu ihren Mitgliedern gehörten Minister, Staatsräthe, Professoren, die hervorragendsten Geistlichen und Künstler, die alle 14 Tage zu einem zwanglosen Mittagessen zusammenkamen, und jährlich die Tage von Leipzig und Belle-Alliance besonders festlich begingen. Alle waren geeint in Verehrung ihres bescheidenen und doch strengen Zuchtmeisters, und bewahrten sein Andenken über den Tod hinaus.*) Buttmann war mit F. A. Wolf Herausgeber der (oben S. 260) genannten Zeitschrift, ein fleißiger und glücklicher Editor, doch hauptsächlich bedeutend als Grammatiker. Seine seit 1792 in immer neuen Formen und stets erneuten Auflagen erschienenen Arbeiten über griechische Grammatik waren ausgezeichnet durch klare Verständigkeit, die ersten, die Arbeiten Anderer zusammenfassenden, und doch selbständig zu einem wissenschaftlichen Ganzen vereinigenden grammatischen Darbietungen. Mit ihnen, mögen sie auch durch neuere Arbeiten überholt sein, begann „ein entschiedener Umschwung im griechischen Unterricht". Aehnliches läßt sich von K. G. Zumpt (1792—1849, seit 1812 Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster, seit 1821 Universitätsprofessor), sagen. Seine, zuerst 1818 erschienene, stets reichhaltiger werdende, lateinische Grammatik, die sich auf die „Darstellung des Sprachgebrauchs der classischen lateinischen Prosa" beschränkte, verbreitete sich bald ungemein weit und rasch, verdrängte alle ähnlichen Werke, bis sie nach einigen Jahrzehnten von demselben Schicksal ereilt wurde.

*) Klenze, Ph. Buttmann und die Gesetzlosen. Am 4. Nov., 15. Dec. 1834. Statt Handschrift für die Mitglieder der gesetzlosen Gesellschaft. Berlin 1834. Dem Ex. der K. B. ist die Zuwachsliste bis 31. Mai 1851 angehängt. — Ueber B.: Schleiermacher, Werke, Philos. Schr. Bd. 3.; über Z.: lat. Schr. seines Sohnes, Berlin 1851; für beide: Bursian 655fg., 783fg. im Text benutzt.

Der letztgenannte Gelehrte zeigt den nahen Zusammenhang der gelehrten Schulen mit der Universität. Dieser Zusammenhang war schon darin begründet, daß auch für die Universität derselbe Minister mit seinem getreuen Rathe eifrig bemüht war. Die Zeit der Demagogenumtriebe schien den Hochschulen, besonders auch der Berliner, Schwierigkeiten zu bereiten. Denn für jede Universität wurde ein außerordentlicher Bevollmächtigter eingesetzt, der über die Ausführung der bestehenden Gesetze wachen, und den Geist der Professoren, wie er sich in ihren Vorlesungen und in ihrer Einwirkung auf die Studirenden zeigte, sorgfältig beobachten sollte. Für Berlin wurde als Bevollmächtigter Staatsrath Schultz ernannt. Zwischen ihm, der alle Professoren für Demagogen hielt, und dem akademischen Senat entspann sich alsbald ein erbitterter Streit. Nicht minder heftig trat der neue Bevollmächtigte gegen den Minister und dessen Räthe auf, die ihm alle verdächtig vorkamen. Glücklicherweise erhielten seine allgemeinen auf eine Bevormundung der Universität gerichteten Vorschläge, zu denen auch eine Erhebung der theologischen und Herabdrückung der philosophischen Facultät gehörten, keine Billigung. Nachdem er einzelne kleinere Erfolge, namentlich in Bezug auf jene schmählichen Studentenverfolgungen, sowie auf Bestrafung geheimer Verbindungen und Verschärfung der akademischen Disciplin, davongetragen, auch den Minister und seinen Räthen, durch seine von Höheren geglaubten, weil gewünschten und gern geförderten Denunciationen, manche trüben Stunden bereitet hatte, wurde er 1825 aus seiner Stellung entfernt und damit die Hauptgefahr beseitigt, welche auch der Berliner Universität drohte.

Aus der äußeren Geschichte der Universität mögen nach einer officiellen Quelle*) einzelne Daten mitgetheilt werden.

*) Verwaltungsberichte 1830—40 von Böckh, Krause, einzelne von Twesten. G. St. A. R. 76. V. Univ. I, Berlin. — Eine Geschichte der Univ. gibt es nicht. Die folgenden Notizen machen nicht den Anspruch, eine solche zu geben. Für die Biographieen sind die Artikel der A. D. B. sorgsam benutzt. Einzelnes ist S. 571 A. 1 verzeichnet. Hübsche Schilderungen des persönlichen Eindrucks vieler Professoren gibt Gutzkow, Lebensbilder, Stuttg. 1874, S. 44—126. Vortrefflich über Einzelnes unterrichtet Varrentrapp: Schulze.

Danach wurden im Winter 1829 und 1830 folgende Vorlesungen gehalten: (die in Klammern hinzugefügten Ziffern bedeuten die Zahlen der angekündigten Vorlesungen) philosophische 23 (24), juristische 33 (42), theologische 67 (89), medicinische 102 (131), im Sommer 1830 in den entsprechenden Facultäten 20 (22), 36 (40), 54 (80), 89 (134). Neander hatte in seinen Wintervorlesungen 271, 301, 392, im Sommer 283 und 397 Zuhörer, Schleiermacher im „Leben Jesu“ 251, in der dogmatischen Theologie 179, Gans im „Naturrecht“ 201, Savigny „Pandecten“ 227, „Institutionen“ 135, Philipps im „Deutschen Privatrecht“ 127 Zuhörer. In der medicinischen Facultät lasen mehrere Professoren vor 100, in der philosophischen Hegel „Geschichte der Philosophie“ vor 166, Böckh „Griechische Alterthümer“ vor 137, Ritter „Erdkunde“ vor 128 Zuhörern. Im Allgemeinen wurden die Publica im Verhältniß zu den Privatvorlesungen wenig besucht, doch gab es einzelne Ausnahmen. Ritter hatte in der „Geographie von Palästina“ 420, Gans „Ueber das heutige Staatsrecht“ 391, Jarcke „Merkwürdige Kriminalfälle“ 285 Zuhörer. Auffallend schlecht besucht waren die Vorlesungen über Botanik, Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte, Kunstarchäologie. 1831 und 1838 hielten die berühmtesten Professoren der Chirurgie ihre Vorlesungen nicht, angeblich weil sie zu wenig Zuhörer hatten. Die gesetzlichen Anfangstermine konnten nicht innegehalten werden, „weil die gehörige Zuhörerzahl fehlte.“ Daher wurde im Allgemeinen am 26. October begonnen und im März geschlossen, im Sommer Anfang Mai (einmal sogar am 19. Mai) begonnen, dagegen sehr spät geschlossen, 54 Vorlesungen erst nach dem 20. August, 2 sogar erst Anfang September. Die Honorareinnahmen der Docenten waren ziemlich schwach. Neun Professoren hatten eine Einnahme unter fünfzig Thalern, 10 zwischen 50 und 100, 13 zwischen 100 und 200,

10 zwischen 200 und 400; die höchsten Honorare bezogen je ein Mediciner und Chemiker zwischen 1500 und 2000 Thalern, ein Theologe zwischen 2000 und 2500 und ein Jurist zwischen 2500 und 3000 Thalern. Die Anzahl der immatriculirten Studenten betrug 1822 im Sommer 1162, im Winter 1249 Studenten. Alljährlich steigerte sich die Zahl, bis sie 1830 Sommer 1787, Winter 1937 erreichte und im Winter 1834 bis 1835 zum ersten Male auf 2000 stieg! In den folgenden Jahren bis 1837 ging die Zahl zurück, so daß damals (Sommer) nur 1585 Studenten gezählt wurden. Diese Abnahme wurde 1838 einerseits mit dem Emporkommen der Industrie, andererseits mit den auf den Universitäten herrschenden Kriminaluntersuchungen begründet. Dann hob sich die Zahl langsam wieder, so daß im Winter 1838—1839 1772 Studenten in Berlin waren.*) Mit den Studenten nahmen auch die Bierhäuser, besonders die mit dem starken sogenannten bairischen Bier, zu, worüber seitens der Universitätsbehörden große Klage geführt wurde. Die Disciplin wurde durch den Geheimrath Krause mit solcher Strenge gehandhabt, daß, während auf den übrigen Universitäten nach dem Frankfurter Attentat hunderte von Studenten bestraft werden mußten, die hiesige Universität, wie es in einem Berichte heißt, „so glücklich war, daß derartige Verbrechen und deren störende Folgen bei ihr nicht vorkamen, und daß hiesige Studenten weder bei dem Frankfurter Attentat, wie den dabei concurrirenden revolutionären Verbindungen betheiligt waren." Am Verbande der allgemeinen Burschenschaften und an den Burschentagen nahm die Berliner Universität nicht theil, Studentenverbindungen wurden wohl gelegentlich gestiftet, zerfielen aber sehr bald wieder, so die Verbindung „Alemannia" und eine Landsmannschaft Marchia Borussia. Unter den von den Behörden gemachten Vorschlägen ist derjenige erwähnens-

*) Berlin war schon damals die bei weitem größte aller deutschen Universitäten, am nächsten kam (1830) Göttingen mit 1203. Halle mit 1161, Breslau mit 1121 Zuhörern.

werth, eine Universitätskirche zu errichten, „da ein gemeinsamer Gottesdienst der Universitätsmitglieder zur Erhebung des religiösen Sinnes unstreitig ausgezeichnet wirken würde."

Konflikte der Universität mit der Regierung waren im Ganzen nicht häufig. Die vom Ministerium geforderten Beichtzettel der Studirenden der Theologie fanden nicht bloß bei diesen selbst, sondern auch bei der theologischen Facultät und im akademischen Senat Widerspruch (1828). Die philosophische Facultät machte Anstrengungen, den Regierungsbevollmächtigten los zu werden (1829) und erlangte, daß dieses Amt mit dem des Rectors vereinigt wurde. Gans, der in seinen Vorlesungen die Könige von Spanien und Neapel meineidig genannt hatte, wurde genöthigt, ein Rechtfertigungsschreiben einzureichen. 1830 wurden die Universitätslehrer in einem vertraulichen Schreiben ermahnt, der von Münch berufenen Historiker-Versammlung fern zu bleiben.*) Die Schwierigkeiten, die sich Gans' Ernennung zu einem Ordinariat entgegenstellten, waren nicht bloß in seinem politischen Freisinn begründet, sondern lagen in persönlichen Verhältnissen und den Intriguen mächtiger Gegner. Dagegen hatte Fr. v. Raumer wegen politischer Aeußerungen manche Widerwärtigkeiten zu bestehen. Seine Schrift über Polen, deren früher schon gedacht ist (S. 551), hatte sogar die Folge, daß seine durch die Collegen vollzogene Wahl zum Rector nicht die königliche Bestätigung erhielt.

Im Großen und Ganzen jedoch hatte die Universität durch politische Störungen wenig zu leiden. Vielmehr war die hier zu behandelnde Zeit eine Epoche ruhiger unbestrittener Blüthe. Sie wird nicht bloß durch die schon aufgezeigte Vermehrung der Zuhörerzahl, sondern durch die große Bedeutung der Lehrer bezeugt.

Am kürzesten kann die theologische Facultät abgemacht werden. Ihre bedeutendste Kraft war gewiß Schleiermacher

*) Bll. V, 63, 215 fg., 230 fg., 269.

(vgl. S. 261—265, 409—413). Neben ihm wirkte de Wette zu kurze Zeit (oben S. 398), um für Berlin von bedeutendem Einfluß zu werden, und der oftерwähnte Marheineke (1780—1846, seit 1811 in Berlin), der, obgleich er ein solider gründlicher Lehrer, ein objectiver, quellenmäßiger Historiker war, mit seinem größten Genossen in keiner Weise verglichen werden kann. Nur zwei Männer kommen eigentlich in Betracht: Neander und Hengstenberg.

August Neander*) 1789—1850, lebte seit 1813 in Berlin. Er war als Jude geboren, wurde 1806 Christ und fand bald nachher den Weg von Plato zu Christus. Er lebte durchaus in seinen Arbeiten, war weltabgewandt und durch seine hochgradige Zerstreuung, über die komische Geschichten genug cursirten, von jeder praktischen Thätigkeit zurückgehalten. Sein Leben war Arbeiten und Lehren. Selten besaß ein akademischer Lehrer solchen sich gleichbleibenden, eher stärker werdenden Zulauf, seltener einer diese unbegrenzte Liebe seiner Zuhörer. Sein Geburtstag war ein Freudenfest, das alljährlich durch einen Fackelzug der Studenten gefeiert wurde. In den Reden der Lehrer und Schüler prägte sich das innige Zusammenleben beider aus. Er sah in ihnen seine Fortsetzer und sprach mit Begeisterung von der neuen Zeit, „welche die Jugend auf dem einzigen Grund, den der Herr gelegt, herbeizuführen berufen sei.“ Er selbst war, wie einer seiner Freunde ihn charakterisirte, „ein Mann, der von den Kräften der zukünftigen Welt durchdrungen, ihre geschichtliche Spur auf der Erde verfolgte.“ Dieser geschichtliche Standpunkt, die Erkenntniß der Entwicklung der Kirche schien ihm zwei Feinde als die gefährlichsten zu bezeichnen: die Hegelsche Philosophie und die kirchliche Orthodoxie. Gegen sie, die eine, weil sie von der Kirche abführte, die andere, weil sie unter den Gläubigen eine unselige Spaltung erzeugte oder die vorhandene

*) Ueber Neander vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, Bd. 1, 2. Sieveking, Bilder, Hamburg 1887, I, S. 37, 45, 121 fg., II, 176, 267 ff. Die übrige Litteratur ist verzeichnet A. D. B. 23, 330—340.

erweiterte, aufzutreten ward er nicht müde, soweit sein mildes und versöhnliches Wesen einen Kampf zuließ. Wichtiger indessen als Bekämpfung der Feinde war ihm Gewinnung von Freunden. Nicht sich suchte er sie zu gewinnen, sondern seiner Kirche und zwar Freunde, die nicht nur aus Gewohnheit treu sind, sondern lieben, weil sie erkennen. Diesem Zwecke war seine „Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche“ (1825—1842) und ein inhaltlich diesem vorangehendes Werk: „Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel“, gewidmet. Das Eigenartige dieses classischen Buches, das mannigfach durch Schleiermacher'sche Ideen angeregt war, bestand darin, „das von Christus ausgehende göttliche Leben in seiner Entwicklung in der Menschheit darzustellen,“ die Wirksamkeit göttlicher Ideen in der Welt der Erscheinungen zu zeigen. Er strebte, nach dem glücklichen Ausdrucke eines seiner Schüler, „dem suum cuique in der Geschichte nach“. Seine tiefe Frömmigkeit hinderte ihn an polemischen Ausschreitungen und seine gründliche Gelehrsamkeit ebenso wie sein kritischer Scharfblick an ungerechter Verherrlichung oder Herabzerrung.

War Neander ganz Lehrer, kümmerte er sich, so fromm er war, wenig um das Leben, so war E. W. Hengstenberg (1809 bis 1869, seit 1824 in Berlin) ganz Leben, ganz Kampf. Ursprünglich ein gelehrter Orientalist, war er „ohne jede menschliche Autorität, aus Schrift und Erfahrung“ zu seinem Glauben gekommen. Schon bei seiner theologischen Habilitation 1825 stellte er Thesen auf, in denen sich die strengste Orthodoxie kundgab, z. B. daß der menschliche Geist in göttlichen Dingen blind, daß zum Verständniß des alten Testaments christliche Gesinnung nothwendig sei. Als Träger solcher Anschauung wurde Hengstenberg naturgemäß Führer der gesammten „positiven“ kirchlichen Bewegung, die in Berlin vorbereitet und vielen Kreisen willkommen war. Vorbereitet war sie durch das stärker gewordene kirchliche Gefühl, das in engem Zusammenhang mit der politisch-reactionären Zeitströmung stand. Als ihr Mittelpunkt konnte

die seit 1819 errichtete preußische Bibelgesellschaft gelten. Die Thätigkeit Joh. Goßner's 1773—1859, seit 1829 in Berlin, der in den frommen Conventikeln der Prinzessin Wilhelm eine Rolle spielte, und in der Hofpartei einen großen Anhang hatte, für Mission, Kranken- und Kinderbewahranstalten, gehörte einer ähnlichen Richtung an. Willkommen war sie außer vielen Adligen, besonders den Frauen und einer nicht geringen Zahl bürgerlicher Kreise, die, unbefriedigt durch das Verstandesmäßige der Aufklärung, beeinflußt durch romantische Sehnsucht, nach Befriedigung ihrer religiösen Gefühle verlangten. Hengstenberg wurde gegen den Wunsch seiner Collegen schon 1826 außerordentlicher, 1828 ordentlicher Professor. Ohne gerade eine Schule zu gründen, übte er durch seine Vorlesungen und durch persönliche Einwirkung großen Einfluß auf die Studirenden. Die unbedingte Authentie sämmtlicher Bücher des alten Testaments zu erweisen, betrachtete er als seine Hauptaufgabe, und widmete sich mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit der Erklärung dieser Bücher. Seine Commentare zu den Schriften des neuen Testaments tragen mehr praktisch-erbaulichen Charakter. Am engsten aber ist sein Name mit der evangelischen Kirchenzeitung verknüpft, die er 1827 begründete und bis zu seinem Tode herausgab. Er leugnete zwar, eine Art Herkules zu sein, dessen Element Kampf und Streit war, aber er machte, nicht aus reiner Lust am Kampf, sondern aus unbezähmbarem Eifer für seine Ueberzeugung, Front gegen alle Feinde seiner Ansicht. Er richtete, was gerade in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden muß, bedenkliche und in gewissem Sinne erfolgreiche Angriffe wider die akademische Lehrfreiheit. Sein Blatt war ein Hort der Orthodoxie, ein Object des Hasses aber für alle Männer anderer Anschauungen, ja wegen seiner Kampfesweise und seines Tones auch für Viele, die unter denselben Fahnen gestritten hatten. Denn seine Polemik war maßlos und widrig; der übereifrige Kämpfer war gar zu gern bereit, den Gegner

niedriger Motive zu zeihen, seinen Charakter und sein Wesen zu verdächtigen.

Wie die beiden eben geschilderten Theologen, so vertraten die zwei Juristen Gans und Savigny starke Gegensätze. Auch zwischen Jenen kam es zu einer förmlichen Absage, wenn auch die Milde und Streitunlust des Einen den langewährenden Krieg unmöglich machte. Bei den Juristen war es ein Streit, der durch die ganze wissenschaftliche Anschauung bedingt, durch politische und persönliche Gegensätze verschärft, durch Zwischenträgereien und Eifersüchteleien genährt war.

Ed. Gans (1798—1839, ein Berliner) war eine hochbedeutsame Erscheinung. Seines Einflusses auf Berlins politische Entwickelung und seiner Betheiligung an jüdischen Dingen wurde schon gedacht (oben S. 431 u. 552). Aber er war auch ein großer Gelehrter und ein ungewöhnlicher Mensch. Ein Mann, bei dessen Tode der große Seydelmann*) ausrief: „Seine Nähe war Athem Gottes, war Bergesluft", muß etwas Besonderes gewesen sein. Gerade dieses Menschliche stand bei Gans im Vordergrunde: der glänzende Redner, der elegante Schriftsteller, der virtuose Lehemann war besser gekannt, als der wissenschaftliche Arbeiter. Von jenem erwarteten Viele gerade in bangen und gefahrdrohenden Zeiten das erlösende Wort. Die Stellung, die er in seiner Specialwissenschaft einnahm, wird dadurch bezeichnet, daß er Philosoph, nicht Historiker war. Von seinem Meister Hegel hatte er diese Richtung angenommen. Das Kennzeichnende seiner Arbeiten, besonders seines Hauptwerks: „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" (4 Bände 1824—35) war daher die Betonung des philosophischen Zusammenhangs. Philosophische Speculation galt ihm in der Rechtsbetrachtung höher als die Versenkung in geschichtliche Einzelheiten. Der

*) Rötscher, Seydelmann 158. — Marheineke's Grabrede 1839 enthält nichts Biographisches. Alex. Jung, Charaktere, Charakteristiken und verm. Schriften, Königsberg 1848, I, 105ff. ist als Stimme eines Zeitgenossen wichtig.

historischen Betrachtung blieb er nicht fremd, doch wollte er sie nicht für sich allein gelten lassen, sondern sah sie nur als Mittel zum Zweck an; in bewußtem Gegensatz zur Einzelforschung, gegen die er im erbitterten Kampf heftigere Worte brauchte, als seiner wirklichen Gesinnung entsprachen, legte er den Grund zu einer vergleichenden Rechtsgeschichte. Seine Ausführungen, die durch Geist und Gelehrsamkeit fesselten, wurden in dem kurzen philosophischen Zeitalter, dem er angehörte, zeitweilig herrschend, allmählich wurden sie von den Anschauungen der historischen Schule verdrängt.

Gans stand in der Blüthe seiner Jahre, als er starb; Savigny hatte das Glück, sich voll auszuleben. Fr. Karl v. Savigny (1779—1861)*) war bereits ein hochberühmter Mann, da er (1810) als einer der ersten Professoren an die neugegründete Universität kam (vgl. oben S. 295, 299). Durch die Mitgliedschaft im Staatsrath und in der Akademie erlangte er hohe Ehren, eine noch größere äußere Stellung nahm er als Gesetzgebungsminister ein (1842—48); neue Ehren: die Mitgliedschaft des Herrenhauses, das Kronsyndikat, den höchsten preußischen Orden empfing er an seinem Lebensabend, den er in geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit verleben durfte. Die gewaltige Thätigkeit dieser letzten Jahrzehnte, denen sein großes Werk „System des heutigen römischen Rechts“ angehört, kann hier nicht ausgeführt werden, ebensowenig seine gesetzgeberischen Versuche, durch die er sich, was auch seine begeisterten Anhänger dawider sagen mögen, mit seinem früher ausgesprochenen Satz, daß seiner Zeit der Beruf zur Gesetzgebung abgehe, in Widerspruch setzte. Dagegen muß auf das hingewiesen werden, was die unvergängliche Bedeutung Savigny's ausmacht. Er wurde das Haupt der sog. historischen Rechts-

*) E. Landsberg's ausgezeichnete Arbeit A. D. B. 30, 425—452. Benutzt ist ferner: Enneccerus, S., Marburg 1879. — Für die vorberliner (romantische) Zeit habe ich in dem Büchlein: Karoline v. Günderode und ihre Freunde, Stuttg. 1895, wichtiges neues Material beigebracht.

schule, deren allgemeiner Grundsatz war, „daß es kein vollkommenes einzelnes und abgesondertes menschliches Dasein gibt, vielmehr jedes Ding als ein Glied eines höheren Ganzen angesehen werden muß, aus welchem hervor es sich entwickelt und dessen Verständniß zum Verständniß der Einzelheit wesentlich ist.“ Daraus wurde für das Recht der specielle Satz formulirt, „der Stoff des Rechts sei durch die gesammte Vergangenheit der Nation gegeben, doch nicht durch Willkür, so daß es zufällig dieser oder ein anderer sein könnte, sondern aus dem innersten Wesen der Nation selbst und ihrer Geschichte hervorgegangen“. So wurde gezeigt, daß das Recht ein unabtrennbares Stück der gesammten Cultur und mit dem ganzen wirthschaftlichen und ethischen Leben aufs Innigste verwachsen war. Um die Entwickelung dieses Rechts zu erkennen, waren drei Gebiete zu durchforschen: das römische Recht; die nationale Ausbildung des deutschen Rechts; die beiden Rechten im Laufe der Jahrhunderte durch Volk und Juristen beigebrachten Modificationen. Die Anregung, die Savigny auf den beiden ersten Gebieten, dem romanistischen und germanistischen, gab, war eine ungeheure. Sie wurde unterstützt durch die von Niebuhr vermittelte Auffindung des Gajus, wodurch zum ersten Mal Privatrecht und Gerichtsverfahren der römischen Republik und der ersten Zeit des Kaiserreichs erkannt wurde. An Savigny's Anregung lehnte sich die wissenschaftliche Arbeit einer großen Gelehrtenschar während eines ganzen Jahrhunderts an. Das dritte Gebiet beleuchtete der Meister selbst durch seine „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter“ (1815—31, 6 Bände, die zweite Auflage erhielt noch einen Zusatzband). Ebenso wie seine dogmatischen Arbeiten wurde dieses Werk Grundlage und Ausgangspunkt aller späteren Forschungen, ein Werk, das zwar vielfache Ergänzungen und Berichtigungen erfuhr, aber niemals und nirgends übersehen werden konnte. Die Führerschaft in der Jurisprudenz auf Deutschland übertragen, deutsche Wissenschaft im Auslande zur Anerkennung gebracht zu haben, ist

Savigny's Werk. Er war nicht bloß ein Forscher von allumfassender, gelegentlich zu massig und äußerlich hervortretender Gelehrsamkeit, sondern ein Schriftsteller von seltener Klarheit und Reinheit des Ausdrucks. Er war ein allseitig gebildeter Geist, der, wenn er auch von den Romantikern ausging, mit denen er durch engste Familienbande geeint war, sich von den einschnürenden Fesseln romantischen Geistes früh befreite und nicht den Romantikern zugerechnet werden darf. Er war ein Klassiker, der Form und dem Geiste nach, der glaubensstarke Denkfreiheit bekundete und im Bewußtsein der eigenen inneren Kämpfe sich von Unduldsamkeit fern hielt.

Aus der philosophischen Facultät seien einige Historiker, Philologen, Philosophen genannt.

Unter den Historikern vertraten Wilken, Raumer, Ranke drei verschiedene Arten. Friedrich Wilken*) (1777—1840, seit 1817 in Berlin, eine erste Berufung 1810 hatte er ausgeschlagen), Professor und Leiter der Königlichen Bibliothek, deren Geschichte er ebenso wie die der Heidelberger Sammlung schrieb, die er vorher verwaltet und für die er aus Frankreich und Italien früher geraubte Schätze zurückgeholt hatte. Er war, nach einem Ausdruck A. v. Humboldt's, „Schöpfer der Bibliothek" und konnte bei einer Reise nach Paris und London 1829 die Wahrnehmung machen, daß die Berliner Büchersammlung schon damals zu den ersten Europas gehörte. Er war ein stiller Gelehrter, war aber Mitglied gelehrter und ungelehrter Cirkel und stand in Verkehr mit den ersten Männern der Wissenschaft. Er ward je einmal mit dem Dekanat und Rectorat beehrt, war ein eifriges Mitglied der Akademie, ein gerngehörter Rathgeber des Ministers. Seine Anhänglichkeit an seine neue Heimath Berlin bewies er durch kenntnißreiche und gutgeschriebene Artikel über die ältere Geschichte der Stadt (historisch-genealog.

*) Stoll's Programm, Cassel 1894, behandelt nur die vorberliner Periode. — Doch verdanke ich Hrn. Prof. Stoll aus Wilken's handschr. Nachlaß werthvolle Mittheilungen.

Kalender 1820—23). Seine ruhige Arbeit regte wohl Andere an, aber schuf keine neue Schule, wiewohl bedeutende spätere Historiker einzelne seiner Vorlesungen hörten. Ein Menschenalter hindurch, von 1797, dem Jahre, da er seine Göttinger Preisarbeit schrieb, bis 1832, als er seine Arbeit abschloß, war er an der siebenbändigen „Geschichte der Kreuzzüge" thätig. Das Werk galt seiner Zeit für klassisch und gilt auch heute wegen seiner Gelehrsamkeit und theilweise wegen seiner Darstellung als höchst achtungswerth, läßt aber Kritik der Quellen, Unterscheidung des Geschichtlichen und Sagenhaften zu sehr vermissen. Im Zusammenhang mit diesen seinen Hauptstudien trieb er Geschichte der östlichen Völker während des Mittelalters und beschäftigte sich mit den orientalischen Sprachen, besonders dem Persischen, für das er die erste deutsche Grammatik und Chrestomathie schrieb.

Ein Hauptwerk, die „Geschichte der Hohenstaufen", 6 Bände 1823—25, die schon (S. 481) genannte Quelle für Raupach's Dramen, begründete auch den Ruhm Friedrich von Raumer's (1791—1873, von 1810—11 als Staatsbeamter, von 1819 bis 1859 als Professor, dann im Ruhestand in Berlin, als Politiker, Schulkritiker und Rector schon vielfach erwähnt). Das Werk ist jetzt weit mehr veraltet als Wilken's Bände, weil ihm Kritik in erheblicherer Weise als jenem abgeht und die Gelehrsamkeit mangelt, und doch war sein Ruhm verdient durch das glückliche Wagniß, eine große Periode zu schildern, durch die Darstellungskunst, durch die Hinweise auf die allgemeine Entwickelung und durch die Betonung des staatlichen und kulturellen Elements. Keine von Raumer's späteren historischen Arbeiten trug ihm gleichen Ruhm ein und besaß ähnliche Bedeutung, auch nicht die „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", deren erste Bände noch in diesen Zeitraum gehören. Vielmehr konnten die meisten seiner überaus zahlreichen Arbeiten trotz allen Fleißes und der großen Liebe zur Sache theils wegen der Raschheit der Production, theils wegen der Flachheit der

Auffassung schon dem damaligen Bedürfniß nicht genügen, noch weniger den Arbeiten Größerer gegenüber bestehen. Stets erfreulich aber war Raumer's Lebendigkeit, Vielseitigkeit, Frische, sein politischer Freisinn, den er auch in seiner Rectoratsrede zum Ausdruck brachte. Diese liberale Anschauung bekundete er in seinen politischen, staatswissenschaftlichen Schriften, in seinem Wirken für die Stadt Berlin. Sie war es wenigstens theilweise, die ihn veranlaßte, das große Publicum für geschichtliche Lectüre zu interessiren. Ihm war das 1830 gegründete „historische Taschenbuch" gewidmet, ihm, wenigstens dem Berliner die zum Besten der Volksbibliotheken eingerichteten Vorlesungen in der Singakademie (1841). Raumer war kein großer Mann, aber staunenswerth durch seine Unermüdlichkeit, achtunggebietend und liebenswerth durch persönliche Würde und unvertilgbare Jugendlichkeit.

Doch diese seine Genossen und alle Fach- und Amtskollegen der späteren Jahrzehnte überstrahlte Leopold Ranke (1797 bis 1886, seit 1824 in Berlin).*) Er begründete die neue deutsche Geschichtswissenschaft. So wenig für Ranke ein Hinweis auf die historisch-politische Zeitschrift (oben S. 556) genügt, so wenig kann bei einem Manne, dem es vergönnt war, fast ein halbes Jahrhundert über den hier zu behandelnden Zeitraum hinaus zu leben und zu wirken, die gesammte schriftstellerische Thätigkeit besprochen werden. Nur daran sei erinnert, daß er in der Geschichtswissenschaft eine ähnlich leitende Stellung einnahm, wie Savigny, Boeckh, Neander, Hegel in der ihren. Die Ranke'sche Schule wurde die herrschende, nicht bloß in Berlin, sondern in ganz Deutschland, man könnte sagen, in der ganzen

*) Für Ranke mag es genügen, auf R.'s Zur eigenen Lebensgeschichte, hgg. von Alfr. Dove, Leipzig 1890, hinzuweisen. Das Werk bildet zugleich den 53. und 54. Band einer Gesammtausgabe, die seit 1867, da sie zu erscheinen begann, in 3 Auflagen erschienen ist, ein für deutsche Verhältnisse ganz unerhörter, einzig dastehender Erfolg. — Vgl. E. Guglia, L. v. Ranke's Leben und Werke, Leipzig 1893. A. Dove. A. D. B. 27, 242—269.

gebildeten Welt. In Berlin dauerte es freilich einige Zeit, bis der Erfolg kam. Dies lag theils daran, daß Ranke, der übrigens erst 1833 Ordinarius wurde, Jahre lang auf Reisen abwesend war (1827—31, 1837—39), theils daran, daß die geschichtlichen Studien sich neben philologischen, philosophischen und theologischen erst ihren Platz erkämpfen mußten. Ein Docent, der die Massen anzog und festzuhalten wußte, ist Ranke nie geworden. Aber er wurde in seinen „Uebungen" ein unvergleichlicher Lehrer, vor Allem aber wurde er ein epochemachender Schriftsteller. In jenen lehrte er seine Schüler, das deutsche Mittelalter wissenschaftlich auf Grund des in den Monumenta Germaniae gesammelten Materials kritisch zu behandeln, und wurde nicht müde, den Schülern seine drei historischen Gebote: Kritik, Präcision und Penetration einzuschärfen. In seinen Werken behandelte er die neuere Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts. Ehe er als Achtziger an das Riesenunternehmen einer Weltgeschichte ging, das er mit staunenswerther Belesenheit und fast noch nie dagewesener Arbeitsfrische in 9 Riesenbänden bis zum Beginn der neuen Zeit führte, hatte er die Geschichte des Papstthums, Englands und Frankreichs, Deutschlands (in der Reformation) und Preußens dargestellt, den Ursprung des siebenjährigen Krieges und die Revolutionskriege beleuchtet, ausgezeichnete Persönlichkeiten wie Wallenstein besonders behandelt und in einzelnen Aufsätzen kritische Fragen gelöst, Kunst und Litteratur vornehmlich Italiens betrachtet. Der Zeit bis 1840 gehörte außer den allerersten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkenden Arbeiten „Geschichten der romanischen und germanischen Völker 1494—1514" mit der Beigabe „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber", der Anfang der deutschen Reformationsgeschichte, der erste Band der „Fürsten und Völker Südeuropas" (Osmanen und Spanier), „die serbische Revolution", vor Allem sein Meisterwerk an, das seitdem in stets erneuten Auflagen erschien und auch von ihm nicht übertroffen wurde: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr

Staat im 16. und 17. Jahrhundert“ (3 Bände 1834—36). Für Ranke's Geschichtsschreibung wurde zunächst die universalhistorische Idee wichtig: das Aufzeigen des nothwendigen Zusammenhangs, in dem das Einzelne mit dem Allgemeinen steht. Sodann die völlige Objectivität, die Freiheit von jeder Vorliebe, so daß er, der Protestant, der berufene Historiker des Papstthums, und er, der Deutsche, der zuverlässige Darsteller ausländischer Geschichte sein konnte. In dieser Darstellung der Wahrheit erkannte er eine sittliche Erhebung. Ein schönes Wort von ihm lautet: „Die Wahrheit ist nie trostlos. An die Wahrheit der geistigen Welt glauben, das ist Religion.“ In der Kritik der Quellen war ihm Niebuhr vorangegangen. Diesem Meister, dessen Gebiet er freilich verließ, verdankte er das Bestreben, nur das zu erzählen, was er in seinem mit außerordentlichem Fleiß und durchdringendem Scharfsinn kritisch gesichteten Material vorfand. Zu den wesentlichen Merkmalen seiner Geschichtsschreibung gehörte sodann die starke Bevorzugung der politischen und diplomatischen Geschichte, unterstützt durch die von ihm zuerst in ihrem Werth erkannten und als wichtige Geschichtsquellen benutzten Gesandtschaftsberichte, sowie die Zurückdrängung der Litteratur- und Wirthschaftsgeschichte; ferner die einseitige Hervorhebung der leitenden Persönlichkeiten, Fürsten und Staatsmänner, wodurch die Entwickelung der Volksbewegung hintangesetzt und nicht gebührend gewürdigt wurde. Ranke war gläubig; er erkannte die Gottesidee in der Geschichte. Diese Gläubigkeit führte ihn aber nicht zur Unduldsamkeit. „Der humanitäre Geist,“ sagte er einmal, „der in dem letzten Jahrhundert sich durchgebildet hatte, kam zu einer maßgebenden Herrschaft, die weder zu zerstören noch zurückzudrängen ist.“ Er war ein glänzender Schriftsteller. Ohne schillernde Geistreichigkeit, ohne versteckte Anspielungen auf moderne Personen und Zustände wußte er die Vergangenheit wie eine lebendige Zeit aufleben, die wirkenden Ideen klar hervortreten zu lassen; die führenden Männer erschienen in sprechender Charakteristik.

Wenigen Schriftstellern und Gelehrten war es gleich ihm gegönnt, ihr Werk wahrhaft zu vollenden. „Er hatte,“ man mag das Wort auf ihn anwenden, das er selbst einmal einem Mitstrebenden weihte, „seinem Genius und seinem Trieb vollkommen Ausdruck gegeben.“

Neben den Historikern wirkte K. Ritter, der Geograph (1779—1859, seit 1830 in Berlin). Denn für ihn war die Geographie eine geschichtliche Wissenschaft. Ihr gewann er als klarer und beliebter Lehrer, als thätiger Vorsitzender der seit 1828 bestehenden Gesellschaft für Erdkunde, deren Veröffentlichungen er mit vielen und werthvollen Beiträgen bereicherte, zahlreiche Jünger. Seine „allgemeine Erdkunde“, deren beide ersten Bände nach jahrelangen Vorbereitungen 1822 und 32 (im Ganzen 20 Bände bis 1859) erschienen, ist das Denkmal seines Ruhmes. Ist es auch weder völlig nach dem Plane des Autors ausgeführt, und daher trotz seiner stattlichen Bändezahl nur Fragment geblieben, noch in Folge des massenhaften, mehr gesammelten als verarbeiteten Materials ein vollendetes Kunstwerk, so bleibt es, wie ein Gelehrter, der lebhaft an der völligen Umgestaltung der Geographie, an ihrer Umwandlung in einen Zweig der Naturwissenschaft betheiligt ist, gesagt hat, „das gelehrteste Werk der modernen Geographie, welches auf lange hinaus weder erreicht noch übertroffen werden dürfte“.

Nicht so großen Ruhm, wie einige der Letztgenannten, konnten die Philologen erhalten. Denn während Juristen und Historiker als Neuschöpfer auf einem fast unbetretenen Boden thätig waren, hatten diese auf einem Gebiete zu arbeiten, dem F. A. Wolf seine Spuren fest eingedrückt hatte. Aber auch Boeckh und Lachmann waren Koryphäen der Wissenschaft und glänzende Zierden der Berliner Universität.

August Boeckh (1785—1867, nach kürzerem Verweilen 1806, dauernd seit 1811 in Berlin)*) wurde der unmittelbare und be-

*) Für Boeckh, A. D. B. und Bursian s. v.; für B. und Lachmann einzelne Aeußerungen von Haupt vgl. Belger, Berlin 1879. B.'s kleine

deutende Fortbildner der durch Wolf begründeten Alterthumswissenschaft. Unter allen Berliner Professoren trat er, dessen Wirksamkeit auch an Zeitdauer die fast aller Anderen überragte, vielleicht am meisten vor weitere Kreise. Denn länger als dreißig Jahre schrieb er die wissenschaftlichen Vorreden zu den Lectionscatalogen, und fast fünfzig Jahre lang trat er als officieller Redner am Festtage der Universität, dem Geburtstage des königlichen Stifters und an den zwei großen Festen der Akademie auf, der er, als einer der Ersten, die Unterstützung bedeutender wissenschaftlicher Aufgaben zuwies. Gerade diese seine Reden bekundeten eine außerordentliche Vielseitigkeit.

Der Leser dieser deutschen Reden merkt sofort, daß er keinen weltfremden und zeitabgewandten Gelehrten vor sich hat, denn hier werden Zeitfragen angedeutet und Töne angeschlagen, die einen Widerhall bei den Gebildeten fanden. Schon 1812 kam es vor, daß eine Rede B.'s mit Unterstützung des „Departements" gedruckt wurde. In späteren, guten und schlimmen Tagen bewährte sich Boeckh als wackerer Patriot (oben S. 340). Die Vielseitigkeit seines Wissens und Interesses — selbst Musik und Astronomie gehörten in diesen Kreis — knüpfte gesellige Beziehungen weit hinaus über die engen Cirkel seiner Collegen. Sein Name hatte einen solchen Klang, daß er in dem Aufruf zur Errichtung eines Berliner Goethedenkmals (1860) nicht fehlen durfte. Er wurde, was wohl kein Berliner Professor vor ihm gewesen war, Ehrenbürger der Stadt Berlin, und empfand gerechten Stolz über die ihm zu Theil gewordene Ehre.

Seine eigentliche Wirksamkeit fand Boeckh als Lehrer der Universität, deren lebendiges Wahrzeichen er war. Sechsmal war er Decan seiner Facultät, fünfmal Rector. Beim 50jährigen Jubiläum fand man keinen besseren Vertreter, als ihn. Dies geschah, obwohl er weder eine besonders imponirende Persönlichkeit noch ein Redner von hervorragender, natürlicher Begabung war,

Schriften, 7 Bände, Leipzig 1859–1874. Einzelnes Euphorion I, 376. G. J. X, 340.

sondern wegen der Würde, die ihn erfüllte und sein Thun bestimmte. Er hielt 120 Semester hindurch Vorlesungen, zuerst jedes Semester vier Hauptcollegien, die er erst allmählich beschränkte. Jüngeren Hörern, die sich durch Aeußerlichkeiten leicht verstimmen und vertreiben ließen, mochte er nicht anregend genug erscheinen; reiferen Schülern wurde er durch die Fülle seines Wissens und die methodische Leitung ein unvergeßlicher Führer. Fast das gesammte spätere Philologengeschlecht — denn er liebte es nicht, daß man ihn einseitig als Schulhaupt bezeichnete — verehrte ihn als Meister. Seine schriftstellerische Thätigkeit, früher den griechischen Tragikern, sodann Pindar, Plato zugewendet, wurde in Berlin hauptsächlich eine historisch-antiquarische. Sie fand ihren Höhepunkt in zwei Werken, der „Staatshaushaltung der Athener" (1817) und der Begründung und länger als ein Jahrzehnt von ihm allein durchgeführten Bearbeitung des Corpus der griechischen Inschriften (seit 1828). Jenes war eigentlich nur ein Theil des ursprünglich geplanten, allumfassenden Werkes „Hellen", das eine Gesammtschilderung des griechischen Wesens und seiner Entwickelung zu geben berufen sein sollte. Es lehrte das athenische und griechische Leben überhaupt von der öconomischen Seite kennen, von der es bisher noch niemals betrachtet worden war, in einer ebenso geistvollen, wie gelehrten Darstellung, die wohlthuend gegen den früher beliebten Notizenkram abstach. Die Inschriften, deren beide ersten Bände (erschienen bis 1843) ausschließlich Arbeit Boeckh's waren, die sichersten, quellenmäßigen Belege aller geschichtlichen Darstellung, boten einen freilich nicht genügend gereinigten Text, da dieser oft nach älteren, unzuverlässigen Abschriften gefertigt werden mußte, überraschten aber durch die kühnen Conjecturen verderbter, durch die geistreiche Ergänzung fehlender Stellen und durch die kritische Aufspürung des Unechten. Außer gelehrter Einzelarbeit aber suchte er, in stets wiederholten und neu durchgearbeiteten Vorlesungen, die erst nach seinem Tode als Buch erschienen, Begriff und Umfang seiner Wissenschaft, der Philologie darzulegen. Er rief, nach

einem Ausdrucke M. Haupt's, „die Philologie aus abirrender Zerstreuung und untergeordneter Nutzbarkeit zu dem Recht und der Pflicht geschichtlicher Wissenschaft". Er faßte den Begriff der Philologie viel weiter, als man vor ihm zu thun gewohnt war. Wie Philologie überhaupt das Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, so sollte Philologie des classischen Alterthums Erkenntniß der gesammten, geistigen Entwickelung der classischen Völker sein.

Boeckh's würdiger Genosse war Lachmann, nur lagen seine Leistungen, sowie seine Begabung auf anderem Felde.

Karl Lachmann*) (1793—1851, 1816 Lehrer und Docent, seit 1825 dauernd in Berlin) war der Erste, der nach Müllenhoff's Ausdruck, „als wohlgeschulter Philolog mit philologischer Methode daran ging, im wüsten Haufen unserer Litteratur Licht und Ordnung zu schaffen". Aber das Merkwürdige an ihm, wie an so vielen Männern seiner Generation, war die Vielseitigkeit. Er, einer der Schöpfer der germanischen Philologie, war zugleich ein classischer Philologe ersten Ranges. Seine Editionen des Properz und Lucrez, die Ausgaben des griechischen Textes des neuen Testaments reihen sich ebenbürtig den Ausgaben der deutschen, mittelalterlichen Dichter und seinen Studien über die Nibelungen an. Nicht geringer sind die Verdienste, die er sich um Begründung der Wissenschaft der altdeutschen Metrik und um die Geschichte der altdeutschen Litteratur erwarb. Freilich war er weder ein so unermüdlicher und begehrter Lehrer wie Boeckh (las er doch einmal Parcival vor vier Zuhörern), noch ein zur Duldung und Anerkennung geneigter Gelehrter wie jener. Vielmehr war er schroff und absprechend gegen Vorgänger und Mitstrebende, unduldsam gegen Mittelmäßiges und unbarmherzig gegen Verfehltes. Gewährte er auch wahrhaft Bedeutenden, wie

*) Vgl. M. Hertz' Biographie 1861. Scherer in der A. D. B. und die dort angeführte Litteratur. Für unseren Zweck bes. Kleine Schriften, hgg. v. Müllenhoff und Vahlen, 2 Bde., Berlin 1879 ff., und Briefe an M. Haupt, hgg. von Vahlen. Berlin 1892. K. Raumer und Bursian s. v.

Beneke und Grimm, Anerkennung und Verehrung, so mischte sich doch in den Ton bescheidener Ehrerbietung manchmal ein hartes Wort, z. B. gegen des Letzteren „fahrige Genialität".

Lachmann's Hauptleistungen waren seine kritischen. Die methodisch geübte diplomatische Kritik der Handschriften ging von ihm aus. Er trat der Methode. aus einer Handschrift einen allenfalls lesbaren Text herzustellen, mit der Forderung entgegen, alle vorhandenen handschriftlichen Quellen streng historisch zu sichten und aus den also gesichteten den ursprünglichen oder einen, dem richtigen nahekommenden, Text zu liefern. Der Prüfung der Ueberlieferung fügte er das Recht und die Pflicht der Emendation hinzu. Diese kritischen Arbeiten, in denen er es zur Meisterschaft brachte, — Fleiß, Scharfsinn, Verachtung des Unnöthigen waren die Eigenschaften, die M. Haupt vornehmlich an ihm rühmte, — ertödteten in ihm keineswegs den Sinn für Poesie; seine begeisterte Verehrung für die mittelalterlichen Dichter wurde durch die langandauernde kritische Arbeit nur gesteigert. Von jener diplomatischen Kritik indessen ging er über zur höheren Kritik von Dichtungen, welche im volksmäßigen Gesang ihren Ursprung hatten. Dies waren besonders die homerischen Gesänge und das Nibelungenlied. Dem letzteren widmete er während eines 25jährigen Zeitraums revolutionäre Untersuchungen, die seitdem nicht aufgehört haben, die philologische Welt zu erregen und zu spalten. Er trat frühzeitig gegen die Ansicht von einem einzigen Dichter des Nibelungenliedes auf und erweiterte später seine Theorie dahin, daß das Lied aus 20 Romanzen bestehe, deren jede eine durch 7 theilbare Strophenzahl enthalte; etwa 1210 seien diese Romanzen von einem Anordner in die Form gebracht worden, in der man das Lied seitdem zu lesen gewohnt war.

Für Berlin ganz besonders wichtig wurde seine Ausgabe von Lessing's Werken (12 Bände, Berlin 1838—40). Sie wurde ihm zwar wenig gelohnt: den Verlegern mußte er, wegen ihm unberechtigt scheinender Veranstaltungen von Separatausgaben,

einen Proceß machen, den er verlor; das Publicum bespöttelte die Lesartenzusammenstellung. Später erst wurde seine Arbeit ihrem ganzen Werthe nach anerkannt, als der erste grundlegende, von Anderen vielfach nachgeahmte, aber nicht übertroffene Versuch einer kritischen Behandlung unserer Classiker, die den Text in unverfälschter Gestalt mittheilte, und dadurch die wichtigsten Beiträge zu ihrem Verständnisse lieferte.

Neben dieser philologischen Kleinarbeit, deren Bedeutung für die geistigen Schätze der Nation gewiß nicht gering anzuschlagen ist, herrschte gerade zu jener Zeit in Berlin die philosophische Speculation vor. So bedeutend der Einfluß der bisher geschilderten Männer auch war, zeitweilig wurde er in den Hintergrund gedrängt, scheinbar völlig erdrückt durch den allgewaltigen Einfluß Hegel's, seiner Schule und seiner Lehre. Wie man die ganze Zeit wohl die Hegelsche nannte, so bezeichnete man gern die Berliner Universität als diejenige Hegel's.

G. W. Fr. Hegel 1770—1831, kam 1818 nach Berlin.*) Er war, als er kam, ein reifer Mann, der seine bedeutendsten Werke bereits geschrieben hatte, seine Weltstellung indessen beginnt erst von seiner Berliner Thätigkeit. Ursprünglich Theologe, dann

*) Für Hegel ist im Wesentlichen benutzt Haym, Hegel und seine Zeit, Berlin 1857; A. D. B. (Erdmann); Zeller, Gesch. d. dtschn. Philosophie; Brandes, Lit. des 19. Jahrh. VI; Laube, Gesch. d. dtschn. Lit. Bd. IV; Jul. Schmidt, Gesch d. dtschn. Lit. im 19. Jahrh. II, 446 ff.; Notizen aus Varrentrapp, Schulze; Prölß, Das junge Deutschland 630 ff.; Joh. Jacoby, Ges. Schriften und Reden, Hamburg 1872, II, S. 87 ff.; Goethe-Jahrbuch 14, S. 73; Savigny an Bang 1822 bei Enneccerus (Marburg 1879) S. 68; Raupach und Hegel oben S. 480; nach Holtei's Erzählung war H. auch Gönner Saphir's. — Briefe von und an Hegel, 2 Bände, Leipzig 1889 (auch als Bd. 18, 19 der Werke bezeichnet). — Hegel's Werke sind von B. Bauer, Baumann, Fr. Förster, Gans, Henning, Hotho, Marheineke, Michelet, Schulze in 17 Bänden, Berlin 1832 ff., erschienen. Die einzelnen Berliner Hegelianer, auch solche, deren Wirksamkeit schon in die hier zu behandelnde Zeit fällt, können nicht eingehend betrachtet werden: Hotho, Vatke u. A. — Daß noch zwei Jahre nach Hegel's Tode auf seinem Grabe kein Denkmal war, steht im Berliner Don Quixote 1833, 14. December

Philosoph, Hauslehrer, Privatdocent, ein Jahr lang sogar Redacteur und acht Jahre lang Schulrector, hatte er eigentlich erst seit 1816, da er nach Heidelberg kam, das Katheder bestiegen. Dies wurde in Berlin, wo er die seit Fichte's Tod noch immer verwaiste Lehrkanzel einnahm, die Hauptstätte, von der er wirkte. Denn den drei großen Werken, die er vor seiner Berliner Zeit geschrieben: „Phänomenologie des Geistes" (1807), „Wissenschaft der Logik" (3 Bände 1813—16), „Encyclopädie der Wissenschaften im Grundriß" (1817), fügte er in Berlin, außer neuen Auflagen der früheren Schriften, nur ein einziges hinzu: „Grundlinien der Philosophie des Rechts" (1820). Je einseitiger jedoch diese litterarische, um so vielseitiger wurde seine Vorlesungsthätigkeit. Diese Vorlesungen eroberten Berlin, und als sie nach seinen eigenen sorgfältigen Handschriften alsbald nach seinem Tode von Schülern und Verehrern herausgegeben wurden, verbreiteten sie diese Eroberungsthätigkeit nach außen. Hegel wurde Schulhaupt; seine Philosophie eine Zeit lang die allgewaltige. Auch der Philosoph selbst ward ein gewaltiger Herrscher, der seine Günstlinge zu befördern und seine Feinde zu bestrafen wußte. „Herr Professor Hegel rüstet sich gleichfalls mit frischer Kraft und erheiterndem Sinn zu seinen nahen Vorträgen, die doch eigentlich das Licht dieser großen Lehranstalt sind." Mit diesen Worten charakterisirte Varnhagen am 25. October 1827, zu der Zeit also, da schon der Niedergang begann, die Bedeutung Hegel's für die Berliner Universität. Aber bei seinen Collegen herrschte Bitterkeit gegen ihn. Drei Dinge hatte z. B. Savigny an ihm zu tadeln: sein hochmüthiges und oberflächliches Absprechen über alle anderen Wissenschaften, sein verkehrtes und verworrenes Benehmen in allen nichtwissenschaftlichen Dingen, besonders auch im Verhältniß der Universität zur Regierung, sein und der Seinen Lossagen von äußerem religiösen Zusammenhang. So seltsam der letztere Vorwurf erscheint, eine Eigenschaft Hegel's ward vielen deutlich: seine Unduldsamkeit. Denn er belegte, nicht wählerisch in seinen Mitteln, die Wider-

sacher mit Acht und Bann und ließ, wie ein echter Tyrann, keine andere Meinung neben sich aufkommen.

Woher stammte nun diese Allgewalt seiner Person und seiner Lehre? Eine richtige Beantwortung der Frage ist, wie mir scheint, noch nicht gelungen. Die drei Gründe, die man für die Herrschaft angegeben hat: 1. daß er alle Theile seines Systems gleichmäßig entwickelte und dadurch den Studirenden Gelegenheit gab, die ganze Philosophie zu hören, 2. daß er in älteren einflußreichen Genossen, z. B. Marheineke, eifrige Anhänger fand, 3. daß er von den leitenden Staatsmännern freudig begrüßt wurde, genügen nicht, um diese Herrschaft begreiflich zu machen. Diese begreift der Jetztlebende umsoweniger, als er durch die Schwerfälligkeit der Sprache — „eine große Unbehülflichkeit des Ausdrucks", wie Goethe einmal klagte —, durch die Schwerverständlichkeit der Gedanken bei der Lectüre der Hegel'schen Schriften aufgehalten wird und wenn er hört, daß auch die Art des mündlichen Vortrags des Philosophen stockend, schwerfällig, bei dem Faßlichsten ermüdend, im Erzählen völlig ungeschickt war. Zudem wird der Nachgeborene an der Bedeutung jener Philosophie irre, da er sieht, daß kaum ein einziger begeisterter Prediger jenes Systems jetzt mehr wirkt. Nur zu leicht dürfte er daher geneigt sein, das ganze System in die Rumpelkammer zu werfen und die Begeisterung eines ganzen Geschlechts als Thorheit zu belächeln. Eine solche Tendenz wird noch dadurch unterstützt, daß man abgedroschene Schlagworte, wie „Absolutes" und „Anundfürsichsein" beständig mit Hegel verbindet und als einzigen Satz den folgenden: „Was wirklich ist, das ist vernünftig und was vernünftig, ist auch wirklich", immer und immer wieder anführt.

Grade dieser Satz, von dem man behauptete, daß er alles Bestehende, besonders auch die politischen Zustände Preußens verherrliche, bedeutete bei ihm nicht jede beliebige Erscheinung, sondern „wirklich" war ihm die Erscheinung der Idee. Diese Idee in der Natur zu begreifen, war der Gegenstand seiner Naturphilosophie (Mechanik, Physik, Organik); sie im Geiste darzustellen, die Aufgabe seiner Rechts- und Religionsphilosophie. Er ließ den Geist die drei Stufen des Bewußtseins, des Selbstbewußtseins und der Vernunft durchlaufen und ihn auf der höchsten Stufe die Gewißheit erlangen, daß die Bestimmung seines Denkens ebensosehr Bestimmung des Wesens der Dinge sei; die Bestimmung wurde so zum Geist. Er lehrte die Freiheit des Willens. Das Dasein des freien Willens nannte er das Recht. Als dessen drei Stufen bezeichnete er das abstracte und formale Recht, die Moralität, die Sittlichkeit. Unter Sittlichkeit verstand er „den zur vorhandenen Welt und zur Natur des Selbstbewußtseins gewordenen Begriff der Freiheit". Er that dar, wie die sittliche Welt in drei Arten der Gemeinschaft Dasein gewinne: in der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft, dem Staat. Vom Staat hatte er den höchsten Begriff. Er war freilich von revolutionären Gesinnungen ausgegangen, hatte sich aber deutschen Verhältnissen gegenüber durchaus das Gefühl frommer Loyalität errungen, das er namentlich in der inneren Politik Preußens in einer jedem Freidenkenden höchst widrigen Weise zum Ausdruck brachte. Trotz dieser seiner Auffassung vom Staate betrachtete er alle einzelnen Staaten als beschränkt. Der Satz: „Die Schicksale und Thaten der Staaten in ihrem Verhältniß zu einander sind die erscheinende Dialektik der Endlichkeit dieser Geister, aus welcher der allgemeine Geist, der Geist der Welt, als unbeschränkt ebenso sich hervorbringt, als er es ist, der sein Recht — und sein Recht ist das allerhöchste — an ihnen in der Weltgeschichte, als dem Weltgerichte, ausübt," war der Grundgedanke seiner Philosophie der Geschichte. Grade diese Gedanken wurden unendlich wichtig für die Historiker, die sich seitdem mehr bemühten, den Zusammenhang der Ereignisse und die sie beherrschenden geistigen Mächte zu begreifen. Noch wichtiger wurde Hegel's Religionsphilosophie. Sie beschäftigte sich mit dem allgemeinen Wesen der Religion, den endlichen unvollkommenen Religionsformen und ihrer vollkommenen Darstellung im Christenthum. Im Gegensatz zu Schleiermacher, den er zeit-

lebens in jeder Weise befehdete und schädigte, bezeichnete er Religion nicht als Gefühl, sondern als Denken. Einzelnen Religionen gab er merkwürdige Charakteristiken: die jüdische nannte er die Religion der Erhabenheit, die griechische die der Schönheit, die römische die der Zweckmäßigkeit oder des Verstandes. Das Christenthum war ihm die absolute oder offenbare Religion. Freilich bekämpfte er ebensowohl den Rationalismus wie die Orthodoxie. Er erhob die christlichen Ideen zu allgemeinen Ideen und gab die Grundsätze von der Verderbniß der Natur und der Erlösung durch ein Wunder auf. Ueber die Persönlichkeit Gottes sprach er sich niemals klar aus, während freilich Person und Geschichte Jesu ihm als die eines schönen göttlich-menschlichen Lebens erschien. Trotz oder vielleicht grade wegen dieses persönlichen Standpunktes diente seine Lehre weniger als man glauben sollte zur Stärkung des Christenthums. Auch die Christenfeinde, Pantheisten und Beförderer des Hellenenthums mochten sich auf Hegel berufen oder aus ihm ihre Waffen schmieden.

Als ein wichtiges Prinzip des Hegelschen Systems darf man wohl das Identitätsprincip, d. h. Einheit des Subjects und Objects, des Begriffs und seines Gegenstandes, der geistigen und sinnlichen Welt ansehen. Oder man kann mit einem Zeitgenossen, der an sich selbst die Wirkungen dieser Philosophie erfahren, als ihre Aufgabe hinstellen „die Aufhebung der Entzweiung des Diesseits und Jenseits." Joh. Jacoby, der unter den Vertheidigern der Hegel'schen Philosophie wohl am klarsten und den Laien am verständlichsten sprach, der sie als „Grundlage einer neuen Weltanschauung, als neugestaltendes, das Wollen und Thun der Menschen regelndes Gesinnungs- und Lebensprincip pries", versuchte den Grund der ungeheuren Wirkung dieser Lehre in folgenden Sätzen darzuthun: „Was der naiv-kindliche Mensch unbewußt genießt, was das hellenische Volk innerhalb eines kleinen Kreises besaß und in der Schönheit heiter-sinniger Lebenskunst offenbarte, was das Christenthum,

das der Apostel ebenso wie das der Päpste und Luthers, den Gläubigen verheißt, aber in seinem spiritualistischen Dualismus nur mittelst Betäubung des Selbstbewußtseins, unter Vertröstung auf ein Alles vergleichendes Jenseits zu leisten vermag, das gibt uns Hegel's Lehre von der untrennbaren Einheit des Endlichen und Unendlichen in voller, klarbewußter Wahrheit und Wirklichkeit. Sie befreit den Menschen von der Selbsttäuschung und zeigt, daß was ihn im Leben bekümmert, nichts als die Folge solcher Selbsttäuschung ist; sie lehrt jene Trennungsversuche des Verstandes nur unter dem gleichzeitigen Bewußtsein der Einheit vorzunehmen und dadurch der Wahrheit dienstbar zu machen; sie erlöst ihren Jünger aus der Qual des Unbefriedigtseins, versöhnt ihn mit sich selbst und mit den andern Menschen, mit dem eignen Geschick und mit der Geschichte, mit Natur und Menschheit; sie bietet ihm Trost, wahrheitsgewisse Zuversicht, Seelengesundheit und dauernden Seelenfrieden."

Das Hauptorgan Hegels und der Seinen waren die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik".*) Der Vater des Unternehmens war Gans, der Hegel und Varnhagen in seine Pläne zog. Jener hatte schon vor Jahren eine kritische Staatsanstalt, nach Art des journal des savants beantragt, dieser nahm den Vorschlag mit warmem Eifer an. Freiheit der Ansichten, Würde des Ausdrucks, Verbannung der Anonymität, waren die Grundsätze, über die man sich einigte. Am 18. Juli 1826 erließ Hegel die Einladungen an eine Anzahl Universitätsmitglieder, besonders Philologen und Theologen und an einige Außenstehende, außer Varnhagen z. B. Joh. Schulze und Streckfuß. Am 23. Juli ward die Societät für wissenschaftliche Kritik begründet.

*) Vgl. E. Gans, Dioskuren I, 310–340, wieder abgedruckt in den „Vermischten Schriften". Die „Jahrbücher" begannen 1827 zu erscheinen und schlossen 1840; jeder Jahrgang hatte zwei Bände. Vgl. auch Börne's geistvolle Bemerkungen, Schriften 1840, 3, 51–68. Notizen Varnh. Bll. IV, 93, 138, 150, 182. Passow an Böttiger 22. Dec. 1826 (ungedr.). Goethe-Zelter 5, 318–421; 6, 30, 328. Goethe's Gespräche 6, 161, 181; 7, 30. — Einzelnes bei Varrentrapp, Schulze.

Generalsecretär war Gans, später L. v. Henning, eine Zeit lang Th. Mundt; auch die einzelnen Klassen: die philosophische, naturwissenschaftliche, historisch-philologische erhielten ihre besonderen Secretäre. Compendien und Handwerksmäßiges war von der Beurtheilung ausgeschlossen, wurde aber später aufgenommen; Uebersichten über den Gang der Litteratur wurden nur während der ersten Jahre in einzelnen Fächern gegeben; auch Anderes, das ursprünglich geplant war, fiel bald fort: Voruntersuchungen über die zu kritisirenden Bücher, Vorlesungen der von Nichtmitgliedern eingelieferten Besprechungen. Die Zeitschrift, die sich mit Recht schon im Titel als eine Berliner gab, erschien merkwürdiger Weise nicht in Berlin, sondern bei Cotta, obgleich die ursprünglich beabsichtigte Vereinigung mit einer Münchener gelehrten Zeitung nicht zu Stande kam; erst 1829 erschien sie in einem Berliner Verlage. Hegel galt, so lange er lebte, ja noch Jahre darüber hinaus als geistiges Haupt, so daß das Blatt von Vielen „Hegelzeitung" genannt und gerade wegen dieser Einseitigkeit jubelnd begrüßt wurde. Andere fürchteten mit Recht das Ueberwiegen der „alleinseligmachenden Hegelschen Lehre" für Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und besorgten, daß namentlich in letzterer „der Bakel eines mönchischen Glaubenszwanges allen freien Aufblick niederschmettern" werde, hofften aber, daß wenigstens von philologischer Seite kein Schulzwang erstrebt werde, da außer Boeckh und den Seinen auch Creuzer, Welker, Thiersch, Meineke, Göttling, Zumpt, Passow in Anspruch genommen waren. Wirklich nahmen nicht nur die Ebengenannten, sondern viele Berliner und Nichtberliner an den „Jahrbüchern" Theil, die nicht unbedingt auf Hegel schworen; der Meister selbst hielt Wenige zurück, z. B. Schleiermacher, dessen Aufnahme er sich grimmig und entschieden widersetzte; nur bei einzelnen eingesandten Recensionen legte er sein Veto ein. Die „Jahrbücher" wirkten lange Zeit anregend und aufrüttelnd. Nur entbehrten sie gar zu sehr der jugendlichen Frische, des lebendigen Vortrags einer siegesbewußten Anschauung, überraschender Vielseitigkeit. Goethe,

der selbst Mitarbeiter war, besonders in naturwissenschaftlichen Dingen, und der von manchen Recensenten in einer Art gepriesen wurde, die selbst seinen Getreuesten übertrieben erschien, tadelte mit Recht ihre Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit und das oft hervortretende Unvermögen der Recensenten, sich auf den Standpunkt des Besprochenen zu stellen.

Wie das Organ allmählich an Bedeutung abnahm, so mußte die Philosophie auch an der Stätte ihres Triumphes der Naturwissenschaft weichen, an Stelle Hegel's trat Alexander von Humboldt.

Im Allgemeinen bedeuteten zwar nichtakademische Vorlesungen seit dem Bestehen der Universität wenig. A. W. Schlegel, der 1827 seinen früheren Erfolg zu wiederholen gedachte, scheiterte kläglich; auch Steffens (1825), obwohl er sich der Gunst des Kronprinzen erfreute und in Gneisenau's Hause las — „da werden die Lumen-Mundi's zusammenkommen" spottete der König — erntete doch nur bei einem kleinen Theile Beifall. Dagegen wurden die Vorlesungen Alexanders von Humboldt (1827—1828, 61 in der Universität, 16 in der Singakademie) ein Ereigniß allerersten Ranges. Saphir hatte gut spotten: „Der Saal faßte nicht die Zuhörer und die Zuhörerinnen faßten nicht den Vortrag"; auch der König mochte gegen Anordnung und Ausdruck Einzelnes einzuwenden haben; die Vorlesungen, die eigentliche Vorarbeit zum „Kosmos", daher für Humboldts schriftstellerische Arbeit von größtem Einfluß, erweckten das Interesse der Gebildeten, die sich bisher nur der Philosophie und Poesie zugeneigt hatten, für die Naturforschung, und versetzten der Hegel'schen Naturphilosophie den schwersten Schlag.*)

In derselben Richtung wirkte auch die Naturforscher-Versammlung (Herbst 1828). Sie, die von manchen Berlinern, selbst dem Professor Martin Lichtenstein, dem berühmten Zoologen (1780—1857, seit 1811 in Berlin), der auch als Musik-

*) A. Dove in A. D. B. XIII, 177. Varnh. Bll. passim. Vers. über Schlegel und Steffens IV, 244, III, 224 ff.

freund und als Haupt eines höchst geselligen Hauses eine Rolle spielte, nicht gern gesehen, geradezu gefürchtet wurde, war überaus glanzvoll und erhöhte das Interesse für die Naturforschung auch in weiteren Kreisen. Alexander von Humboldt's Eröffnungsrede war ein Meisterstück „an Freimüthigkeit, Angemessenheit, Gehalt, Kraft, Schönheit und Kürze".*)

Schon bei der Begründung der Universität**) hatte man die für Naturlehre nöthigen Anstalten und Sammlungen befördert. Grade ihnen wandte auch der König ein besonderes Interesse zu. Wirkliche Neubelebung fanden diese Studien aber erst in den zwanziger Jahren in Folge der erhöhten Theilnahme, welche Altenstein den naturwissenschaftlichen Fächern schenkte, so daß die Vertreter der historisch-philosophischen Disciplinen sich ungehalten über die großen Summen zeigten, welche man für Sammlungen, Institute, Forschungsreisen anzuwenden sich bewogen fühlte. Für die Chemie wurden Eilhard Mitscherlich (1825), Heinrich Rose (1835) Ordinarien; zwei andere bedeutende Männer lehrten Physik: Gust. Magnus seit 1834, H. W. Dove seit 1828. Für die Mathematik waren zwei Gelehrte ersten Ranges thätig, Dirichlet seit 1831, Steiner seit 1835 — freilich war er schon ein Jahrzehnt vorher als Lehrer an der Gewerbeschule wirksam gewesen — die ein Historiker dieses Faches als „die Reformatoren des mathematischen Unterrichts" auf den deutschen Universitäten bezeichnet hat. Astronomie lehrte seit 1825 J. Fr. Encke, der durch Humboldt's Vermittlung bald werthvolle In-

*) A. D. B. XVIII, 556. Bl. V, 113 ff.

**) Für das Folgende die Berliner Fest- und Rectoratsreden von A. W. Hofmann 1881, W. Förster 1892, R. Virchow 1893. Einzelnes (freilich 1817 und 1825) bei Carus, Lebenserinnerungen, Leipzig 1865, I, 240 ff., II, 227—243. — Sehr nützlich sind die von Varrentrapp, Schulze, S. 462 ff., beigebrachten Notizen. — Für A. v. Humboldt genüge es, auf Dove in der A. D. B. 13, 358—383 und auf die große Biographie von Bruhns u. A. (Leipzig 1872) hinzuweisen. — Das schöne Buch Gabriele v. Bülow 1893 ist auch hierfür benutzt. Briefe Alexander's an Wilhelm, Stuttg. 1880. — Eine Notiz auch Euphorion (1894) S. 369 fg.

strumente und eine neue Sternwarte erhielt, die der König alsbald besuchte. Die Physiologie vertrat der geniale Joh. Müller, seit 1833, für innere Medicin wurde Schönlein trotz seiner politischen Vergangenheit berufen.

Aber das naturwissenschaftliche Zeitalter in Berlin begründet, auch den König, „dessen täglicher Tischgenosse, steter Begleiter auf Reisen und vertrauter Freund" er war, für diese Interessen gewonnen zu haben, ist das Verdienst Alexanders von Humboldt. Wie Leibniz am Anfang der wissenschaftlichen Bewegung Berlins, so weit sie hier geschildert werden kann, steht, so Humboldt an deren Ende. „Man darf ihn wohl," wie Virchow gesagt hat, „den Schutzgeist der fortschreitenden Wissenschaft in der Zeit Friedrich Wilhelms III. und noch darüber hinaus nennen. Seine umfassende Bildung, sein immenses Gedächtniß, seine zahlreichen Verbindungen ermöglichten es ihm, ein eingehendes Verständniß und ein geläutertes Urtheil über Personen und Sachen zu gewinnen. Zugleich bürgte sein unbefangener rechtlicher Sinn dafür, daß er seinen Einfluß stets in unparteiischer Weise verwendete, gleichviel welchem Berufe, welcher Nation oder Confession sein jeweiliger Schützling angehörte. Humboldt war der Mann des Vertrauens für jeden Gelehrten, nicht bloß für den Naturforscher, wenngleich selbstverständlich für diesen am meisten." Denn eben dieses Menschliche war vielleicht an Humboldt das Größte. Niemand appellirte vergeblich an seine Güte. Ob es Erlangung einer königlichen Gnade, oder Erkämpfung eines streitigen Rechtes galt, ob es sich um die materielle Unterstützung einer gelehrten Arbeit, oder um ihre Verbreitung und Anerkennung in gelehrten Kreisen handelte, er war zu Allem der Mann. Kunst und Wissenschaft, Politik und Litteratur, ihm schien Alles vertraut zu sein. Er, von dem man wohl sagen könnte, daß er alle Künste verstand, außer der des Zuhörens, wußte auch zu hören, wenn ein Bittender sich nahte. Auf ihn paßt wirklich das Wort, daß nichts Menschliches ihm fremd war.

Ehe er sich dauernd in Berlin niederließ, war er bei Goethe, der gelegentlich bekannte, durch Humboldt in einem Tage mehr gefördert zu werden, als er auf seinen einsamen Wegen in Jahren erreiche. Im Genusse dieser herrlichen Stunden rief der Olympier aus: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt."

Seit 1827 lebte er, mit Ausnahme mancher diplomatischen und weniger gelehrten Reisen, dauernd in Berlin, seine Zeit getheilt zwischen Hofdienst, Bemühung für Andere und gelehrter Arbeit. Die bedeutenderen, dem Umfang nach größten Werke waren früher veröffentlicht. Grade jene Berliner Jahre waren die der stillen Sammlung, der Ausarbeitung des Reichsten und Höchsten, was wir Humboldt verdanken. Seit 1834 begann er den „Kosmos" zu drucken, aber die beiden ersten Bände erschienen erst 1845 und 1847, die beiden folgenden 1850 und 1858. „Seit Goethe's Tode", mit diesen Worten Alfred Doves darf man schließen, „rückt Humboldt allmählich in den Mittelpunkt des nationalen Ruhms, seit dem Erscheinen des „Kosmos" behauptet er unbestritten diesen Platz. Allein weit mehr als das: in einem Zeitalter, das der großen Fürsten, Feldherren, Staatsmänner entbehrte, das nicht mit Unrecht die technischen Wirkungen der Naturforschung als seine wichtigsten, weltumwälzenden Erlebnisse feierte, ward der Name Humboldt unvermeidlich der berühmteste auf Erden; er ward zum Symbol der vielgetheilten und doch nach ideeller Vereinigung verlangenden Kulturarbeit des Jahrhunderts."

Eine reiche geistige Entwicklung war mit dem Jahr oder ums Jahr 1840 zu Ende. Das Bewußtsein, daß eine neue Zeit im Anzuge sei, regte sich allgemein. Gelegentlich hatte man das Gefühl, daß die Zeit, die dahinging, die bessere, bedeutendere sei. Als Schleiermacher starb,*) schrieb Ranke: „Wir begraben nach und nach die Generation, die vor uns war. Es kommt mir doch beinahe vor, als würden wir nicht ganz fähig sein, sie zu ersetzen. Wie man auch sonst urtheilen mag, so beginnen die kräftigen, wahren, in ihrer innersten Tendenz der Wahrheit und nicht dem Scheine zugewendeten Geister, die auch fähig sind, sie zu fassen, zu mangeln."

Während gerade im Hinblick auf die großen Verluste, die man in den dreißiger Jahren erlitt (Hegel, Gans u. A.), bei Vielen das Gefühl von Vereinsamung und Trostlosigkeit Platz griff, herrschte bei Anderen die sichere Ueberzeugung vor, daß die neue Zeit, der man sich entgegensehnte, die größere sein müsse. Wie sich in Gestaltung der Stadt, in Kunst, Gewerbsthätigkeit und Erfindungen eine neue Epoche vorbereitete, wurde schon angedeutet. Ziemlich allgemein war die Sehnsucht nach einer Wendung in der Politik. Gerade das ist ja einer der charakteristischen Unterschiede der Zeit nach 1840 gegenüber der vergangenen: die Allgewalt des politischen Interesses, die Vernichtung des litterarischen Stillebens durch die politische Bewegung. Die meisten harrten auf den Kronprinzen als auf einen Retter. Es ist hier nicht der Ort, darzustellen, ob diese Hoffnung berechtigt war, noch weniger, ob und inwieweit sie erfüllt wurde. Aber darauf muß hingewiesen werden, daß gerade das persönliche Element, das in der Geistesgeschichte Berlins von 1688—1840 so merkwürdig hervortritt, daß die directe Beeinflussung des Geisteslebens und der Stadtentwickelung durch König und Hof mit dem Jahre 1840 zu Ende

*) Ueber Schleiermacher's Tod und Beerdigung, letztere eine großartige Trauerfeier, vgl. Ranke, Zur eigenen Lebensgesch. 266; Ratzmer, Unter den Hohenzollern II, 74.

geht. Noch einmal in den ersten Regierungsjahren des neuen Königs wurde ein solcher Einfluß geübt, aber seine Wirkung beschränkte sich auf einen immerhin engen Kreis, sie hatte kein Echo mehr im Volke. Die Stadt wurde zu groß, der geistigen Bestrebungen waren zu viele, als daß von einer Stelle aus eine für Alle gültige Einwirkung hätte geübt werden können. Dazu kam, daß auch jene familienhafte Verbindung, wie sie in den Zeiten Friedrich Wilhelms III. zwischen Volk und König geherrscht hatte, immer mehr schwand. Der Zuzug von außen, die politische Selbständigkeit zerstörte den bisher vorhandenen Pietätszug zwischen der Bevölkerung der Hauptstadt und ihrem Monarchen. Nur die Generation, die mit ihrem König gelitten und im Verein mit ihm gesiegt hatte, pries ihn als Erretter und betrachtete ihn als Vater. Das Geschlecht, das mit ihm aufgewachsen war, suchte sich ihn als einen Fürsten darzustellen, der bis zuletzt die höheren Bedürfnisse seines Volkes befriedigt und die große Periode des preußischen Staates symbolisch zum Abschluß gebracht habe. Seine letzte schriftliche Bemerkung, so suchte es eine Zeitgenossin darzustellen*), war die bei der Bewilligung eines Kirchenbaues: „Soll nicht gezögert und nicht geknickert werden"; seine letzte Unterschrift war die unter der Cabinetsordre zur Errichtung des Denkmals Friedrich's des Großen. Das Letzte war freilich nicht ganz richtig; aber die Grundsteinlegung jenes Denkmals, der in Vertretung des kranken Königs der Kronprinz beiwohnte, war einer der letzten Acte in der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III.

Sein Leichenbegängniß (8. Juni 1840) „war in jeder Beziehung groß und erhebend. Mit solcher übereinstimmenden Trauer ist wohl nie ein König beerdigt worden". Und derselbe Berichterstatter**) schreibt an anderer Stelle: „Die Einwohner von Berlin haben sich über alles Lob erhaben in ihrer Liebe

*) Gabriele v. Bülow, Berlin 1893, S. 463.
**) Ratzmer, Unter den Hohenzollern II, 210ff.

und Anhänglichkeit zum Könige gezeigt. Seit vier Tagen sind Tag und Nacht alle Straßen und Plätze um das Palais gedrängt voll Menschen gewesen, und nie hat man ein Geräusch oder einen unschicklichen Lärm gehört. Ebenso fand ich gestern vom Alexanderplatz an die ganze Stadt. Auf jedem Gesichte sah man Trauer und Schmerz. Den Kaiser (von Rußland) soll das Alles ungemein frappirt haben. Er hat gesagt, so wäre wahrscheinlich noch nie ein Monarch gestorben, das ganze Volk wäre ja eine trauernde Familie!"

Register.

Die Zahlen bedeuten die Seiten. II vor einer Zahl weist auf Band II. Di. in den Anmerkungen citirten Autoren sind in das Register nicht aufgenommen.

Aaron ben Samuel 88.
Aaron, Israel 85.
Abbadie, Prediger 77, 82.
Abba Gloß Leczeka 392.
Abbt 450, 458.
Abel, C. 131.
Abraham a Sta. Clara 64.
Abramsohn, Medailleur 626; II, 288.
Achard, Fr. Karl 516, 548, 564, 648; II, 4, 116.
Achmet Effendi 625.
Ackermann, Sophie (Schröder) 587; II, 492.
Adam, Lambert Siegisbert 665.
Adam, Fr. Gasp. 673.
Aegidi II, 396.
Agnes Gräfin von Orlamünde (die weiße Frau) 201 fg.
Agricola, Joh. Friedr. 604, 608.
Agricola, R. II, 42, 79, 81.
d'Aguesseau 360.
Ahlefeld, Elise von II, 505.
Ahlemann, Chr. Friedr. II, 115.
Albani 679.
Albrecht Achilles, Markgraf von Brandenburg 684.
Albrecht der Bär 131, 231.
Albrecht, Karl II, 184.
Albrecht, preußischer Prinz 181.
Albrecht Friedrich, preußischer Prinz und dessen Gemahlin 117.
Alexander I., Kaiser von Rußland II, 152, 333.
Alexis, Willibald s. Häring, W.
d'Alembert 497 ff., 512, 517, 520 fg., 523, 530 fg., 533.
Alfieri II, 404.
Algarotti 320.
Alopeus, Minister II, 151.
Altenstein, Minister II, 474, 578, 614.
Altrock, Fräulein II, 539.
Amalie, preußische Prinzessin 181, 322 ff., 471, 489, 493, 613, 623 fg.
Ambrosch, Jos. II, 239.
Ambrosi, Prediger, Inspector 637; II, 27.
Ancillon, Familie 82.
Ancillon, J. P. F., Prediger, 79, 145 fg.; II, 120 fg.
Ancillon, Sohn d. vor. II, 307.
Andersen II, 416.
Angelus, Silesius II, 562.
Angely II, 480, 501, 505 ff.
Anselmi II, 546.
Apell, v. II, 151.
Apraxin 310.
Archenholz II, 62, 152.
d'Argens, Jean Baptiste de Boyer, Marquis 343, 393, 412, 484 ff., 516 fg., 520, 666.
Argens, Frau d. vor., s. Cochois.
Arnaud 484 fg.

Arndt, E. M. II, 195, 289, 337, 349 fg., 389, 409.
Arndt, Joh. 58, 72, 273.
Arnim, Achim von II, 231 ff., 277, 286, 305, 317, 325, 348 fg., 377, 395, 405, 414 fg., 437, 442, 512, 562 ff.
Arnim, Baron, Vater d. vor. 608; II, 231.
Arnim, Bettina von II, 348, 376 fg., 559, 562, 563 fg.
Arnim, G. D. v., Minister 466.
Arnold 343.
Asch, F. II, 515.
Ascher, Saul 388; II, 94, 229.
d'Asnières 385 fg.
Aßmann, Prediger 190, 273.
Attilio, Mönch, Kapellmeister bei Sophie Charlotte 11.
Auber II, 502.
August II., König von Sachsen und Polen 175 ff., 248, 267; II, 108.
August, Ferdinand II, 330.
Augusta, Kaiserin von Deutschland II, 377, 389.
Ayrenhoff 507, 592.
Ayrer, Jak. 39.

Babo 596, 689.
Bach, Karl Philipp Emanuel 611, 614 fg.
Bach, Seb. 612.
Bach, Wilhelm Friedemann 611, 614.
Bach, de II, 499.
Bachmann 604.
Bader II, 400.
Bahrdt, K. F., 574; II, 9 ff.
Baireuth, Markgraf von 179 ff., 621 ff., 625.
Balzac II, 423.
Bandemer, Susanne v., geb. Franklin II, 80.
Barante II, 242.
Baratier, Joh. Friedr. 242 fg.
Barbarina, Tänzerin 609, 666.
Barrabaud, Jean 269 fg.
Barratta, Francesco 159.
Bärs, Kaufmann 672.
Basedow 568, 574 fg.; II, 108.
Batteux 564.
Battoni, Pompeo 664.
Baudouin II, 339
Bauer, Caroline II, 477, 480.
Bäuerle II, 501.
Bauernfeld II, 479.
Baumgarten, Nathanael, Prediger 298, 612.
Baumgarten, Aesthetiker 525.
Bayle 93, 143, 320, 422, 431.
Beaumarchais 596.
Beausobre, Prediger 9, 82 fg., 405, 519.
Beauvré, Mlle. 631.
Becherer II, 201.
Bechtolsheim, Therese II, 152.
Beck, Heinr. 151, 166, 408.
Beckendorf II, 398.
Becker, Jmm. II, 295.
Becker, Karl Anton Ernst 354.
Becker, K. F. II, 119 fg.
Becker, O. M. R. II, 299.
Becker, R. Z., Hofrath 531; II, 310.
Beckmann, Physiker II, 114.
Beckmann, Schauspieler II, 509, 531 fg.
Beer, Meyer s. Meyerbeer
Beer, Michael II, 427 ff., 479.
Beer, Mutter d. vor. II, 427.
Beer, Wilhelm II, 427.
Beer'sches Haus II, 469.
Beethoven, L. v. II, 493.
Begas, K. II, 473.
Beger, Lorenz 153 fg.
Begeyn, Corneliß 148, 150.
Béguelin 521, 530.
Behrends II, 234.
Belleisle, Marschall v. 442.
Bellermann, J. J., Director II, 101, 209, 296, 335, 402 fg., 410, 584.

Benda, Carl II, 234.
Benda, Vater d. vor. II, 234.
Benda, Ernst 604, 608.
Bendavid, Lazarus 704; II, 128 ff., 189, 201, 203, 572.
Benedict XIV. 374.
Benedictus 568.
Beneke II, 605.
Benjowsky II, 148 fg., 182.
Béranger II, 415.
Berga, Oberstallmeister 263.
Bergé, Andreas 588, 590 fg.
Berger II, 201.
Berger, D., 318, 681.
Berger, L. II, 424.
Béringuier 649.
Bernadotte, Kronprinz von Schweden II, 341 fg.
Bernard, J. C. II, 386.
Bernhardi, A. F. II, 69, 95, 103, 134, 136, 139, 143, 146, 166, 170, 183, 230, 254, 340.
Bernhardi, Sophie II, 134, 139.
Bernhardi, Theodor II, 134.
Bernouilli 626
Berry, Herzog von 143 fg. — Herzogin II, 538.
Bertram, Kupferdecker 29.
Bertram II, 184.
Bertuch 483, II, 12, 327, 396 fg.
Beschort, F. J. II, 167, 180, 323.
Beschort, Frau d vor. II, 167.
Beseke 439.
Besser, Johann v. 8, 13, 15, 22 fg., 25 ff., 30, 35 ff., 151, 179.
Bestuschew, Alexei 309.
Bethmann, H. II, 239, 323.
Bethmann, Frau II, 322.
Beuth II, 382.
Beyer, J. A., Oberfinanzrath II, 83, 156 fg., 202.
Beyme II, 292 ff.
Biedenfeld II, 438, 501, 514.
Bielefeld, von 645.
Biener II, 298.
Biester, J. E. 341, 426 ff., 462 fg., 544, 546, 562; II, 29, 32, 112 fg., 121, 130, 199, 203, 307, 527.
Bignon II, 222, 238, 273.
Bindemann, Ernst Christoph II, 73 ff., 78, 84 fg.
Birchpfeiffer, Charlotte II, 480.
Bischoffswerder II, 6, 19 fg.
Bitaubé 687.
Blanchard II, 204 fg.
Blankenburg 462.
Blesendorf, Samuel (Sohn) 151.
Bläsendorff, G. Laur. 17.
Bläsendorff, Joachim Ernst 9, 16 ff.
Bloch, M. E., 383, 548 fg.
Blomberg, A. v., II, 337 fg.
Blondel, François 159 fg.
Blücher, Fürst II, 346, 349, 378, 390, 473, 526.
Blücher, Graf II, 408.
Bluhm II, 177.
Blum, K. II, 480, 486, 488, 493.
Blum, K. L. II, 546.
Böckh II, 296, 340, 587 fg., 598, 601 ff., 612.
Bode 509, 564; II, 29.
Bode, Astronom II, 116, 203.
Bode, August II, 143, 201.
Bode, Joh. Ebert 548 ff.
Bodenberg 681.
Bödiker, Joh. 16 fg.
Bodmer 461, 509, 526 fg., 537, 547; II, 88.
Bodt, J. de 135, 160 fg., 181, 268.
Bolich, Joh. Mich. 68 ff.
Bolingbroke 492.
Boll 680.
Bollinger II, 87.
Bolt II, 87.
Boltz, E. 569.
Bonin, Georg von 126.
Borchert, Volkssänger II, 543.
Borck s. Maupertuis' Frau.

Borges, Engelbert 212 ff.
Börne, Ludwig II, 26, 129, 195, 451, 456, 499, 503, 544, 548, 550 ff., 557, 560, 611.
Borsig'sche Fabrik II, 543.
Bosco II, 499.
Bosen's Haus 630.
Bothe, F. G. II, 71.
Bothe, Kammerrath II, 152.
Bothe, F. H. II, 288.
Bothe, H. J. 362 ff.
Bottarelli 608.
Böttiger, K. A. 462, II, 25, 35 ff., 60, 101 fg., 133, 146, 148, 150 ff., 160, 163, 166, 187, 191 fg., 228, 239, 241, 251, 253, 300, 320, 322, 345, 436, 465.
Boucher 662.
Boulogne 662.
Boumann, Baumeister 379, 563, 671, 708.
Bourdeaux, Stephan de, Buchhändler 416, 560.
Bourget II, 205.
Bourgogne, Herzog von 143 fg.
Boysen 704.
Brachmann, Louise II, 441.
Brandes, J. Ch. 589, 596, 599.
Brandes, Simon Wolff 88.
Braun, Prediger 189.
Braunschweig, Erbprinz von 471.
Braunschweig, Herzog von II, 290.
Bredow, Reichshofrath 371.
Bredow, Frau d. vor. 371.
Breitinger 526, 547.
Bremer, Impfarzt II, 111.
Brenner II, 203.
Brentano, Bettina s. Arnim, Bettina v.
Brentano, Clemens II, 134 fg., 138, 144, 231, 246, 286, 298 fg., 305, 317, 325, 347 fg., 414, 439, 563 f.
Brentano, Peter II, 563.
Bretschneider, A. G. von 690 fg.
Brinckmann II, 78, 197.
Brockhaus'scher Verlag II, 405.
Brockmann, Schauspieler 595 fg., II, 163.
Brown, Arzt 555.
Brückner, Schauspieler 595.
Brückner, Frau d. vor. 595.
Brühl, Graf (sächsischer Min.) 309, 470.
Brühl, Graf, Generalintendant II, 322, 370 fg., 474, 477 fg., 496, 500.
Brühl, Moritz Graf II, 370.
Brühl, Tina Gräfin II, 370.
Bruhn, Prediger 685.
Brumbey, Pfarrer II, 115.
Brunsenius, Hofprediger 202.
Bruse II, 202.
Buchholz, F. II, 59, 152, 224 ff., 228 fg., 240, 404.
Buchholz, Samuel 541.
Buchhorn II, 414.
Büchler, A. II, 311.
Büchner, K. II, 571.
Buffon 360, 423, 632.
Bülow, Fritz von II, 238 fg., 257.
Bülow, Gabriele von II, 618.
Bülow, General von II, 333, 340 ff., 473.
Bünau 685.
Burgdorf, Oberforstmeister II, 29, 116.
Bürgel, Zimmermann 334.
Bürger 459; II, 25, 71, 85, 117, 132, 510.
Burgstorff, Oberstallmeister von 202.
Burke II, 38.
Burkhardt, A. II, 519.
Burmann, G. W. 423, 430, 481 ff.; II, 88.
Büsching, A. F. 436, 540 ff., 569, 573, 575, 577 fg., 638, 679, 707; II, 9, 202.
Büsching, Bürgermeister II, 243.
Büsching, J. G. II, 286.
Butler 526.

Buttmann, Ph. II, 295, 340, 526fg., 584fg.
Byron, Lord II, 445, 545.

Calderon 39; II, 479, 481fg., 492.
Calvin 138.
Calzabigi 635.
Camas, Sophie Caroline Gräfin 318, 321.
Campe II, 51, 149.
Campo, H. ſ. Laube, H.
Canaletto 680.
Canitz, F. R. L. v. 22ff., 179, 272.
Caracci 681.
Caraccioli 348.
Caravaggio 681.
Carmer, J. H. C. 556; II, 9fg., 399.
Carſtädt, Prediger 193.
Caſteels, J. Fr. 150.
Caſtelli II, 479.
Caſtiglione, Herzog von II, 332.
Caſtillon, Fr. v. 531; II, 307.
Catalani, Sängerin II, 471.
Catel, Kaufmann 649.
Catel, Maler II, 87.
Catt 328.
Catt de 487.
Cayart 160.
Cerf, Lehrer II, 104.
Cerf (Theater) II, 500ff.
Cervantes 697; II, 487.
Chamfort II, 169.
Chamiſſo, Adalbert von 392; II, 142fg., 208, 256, 275, 367, 387, 414—421, 424, 442, 444, 449, 573.
Chamiſſo, Antonie, geb. Piaſte II, 419.
Chardin 662.
Chaſot 667.
Chauvin, Etienne 81fg.
Chezy, Helmine von II, 441.
Chodowiecki 354, 459, 667, 675ff, 680fg., 687fg., 695ff., II, 30, 87, 378.
Chodowiecki, Frau d. vor. 700.
Chopin II, 456.
Chriſt, Profeſſor 687.
Chriſtian Ludwig, Markgraf 33, 117.
Chronegk 588.
Ciofani 374, 379.
Clair 644fg.
Clairault 516.
Clairault, Vater d. vor. 516.
Clairon, Mlle. 662.
Clanwilliam, Lord II, 502.
Claudius II, 393.
Clauren (Heun) II, 404, 407, 452ff., 480, 486ff.
Clauſewitz, Carl von II, 409, 470, 556, 572, 575fg.
Clauſewitz, Frau d. vor. II, 576.
Clemens XI., Papſt 74fg.
Clemens XIV., Papſt 378.
Clermont II, 202.
Cocceji, Großkanzler 193, 609.
Cocceji, Sohn d. vor. 609.
Cochius, Prediger 45, 52.
Cochius, Philoſoph 523, 604.
Cochois, Tänzerin, ſpäter Frau d. Marquis d'Argens 666.
Cölln, von 703; II, 22, 207, 222fg., 226, 229, 397.
Colleolini 374.
Condorcet 494, 520.
Conrad, C. L., 704.
Conrad, Kaiſer v. Deutſchland 231.
Conteſſa II, 322, 424, 479.
Cordes, Jordanus 213.
Corneille 512, 689.
Cornelius, P. II, 436.
Correggio 664fg., 681.
Corſica 642.
Cosmar, Alexander II, 440, 450, 464.
Cothenius 552.
Cotta, Verleger 612.
Cottel, Hofrath II, 407.
Coxcie, P. de 148.

Coypel 662.
Cramer 302, 452.
Cramer, II, 490, 545.
Cranz, A. F. 337, 341, 432, 566; II, 51, 67, 365.
Crébillon 508.
Crelinger, Auguſte ſ. Stich, Auguſte.
Crelinger, O. II, 494.
Creuzer II, 297, 612.
Croix, de la 659.
Crome, G. F. II, 288.
Cube, J. D. 704.
Cumberland, Herzog von 625.
Cuno, J. Chr. 445fg.
Curland, Herzog von 34.
Curland, Herzogin von 34.
Curland, Herzogin von II, 190, 195.
Curland, Prinzeſſin von 34.
Curtius, J. II, 440, 514, 518ff., 527.
Cuſtine 706.
Czernichew 304fg.

Däbeler, Bildhauer 159.
Dach, Simon II, 393.
Dahlmann II, 259, 559.
Dahuron 214.
Dalchow'ſche Tabagie II, 300.
Dambach II, 557.
Damm, Chr. Tob. 342fg., 353.
Damnitz, Johann 152.
Danckelmann, Eberhard von, Miniſter 9, 24, 35, 156.
Daniel 567.
Dankelmann, Baron 624.
Dankelmann II, 202.
Dannecker II, 434.
Dante II, 296.
Darbes II, 201.
Darget 484fg.
Darget, Frau d. vor. 484.
Daum, Kaufmann 680.
Daun 305.
Daut 196.
Davidſohn, Wolf 388.
Davila, Petro 521.
Decker, Drucker 412.
Deinhardſtein II, 370, 479, 482.
Deiters II, 440.
Delbrück, Friedr. II, 36, 38, 241, 302.
Delbrück, J. F. II, 100.
Denina 539.
Deppen, Otto von II, 546.
Derſchau, Graf 182.
Descartes 6, 362, 495.
Deſſau, Fürſtin von II, 55.
Deſtouches 497
Devrient, Ludwig II, 424, 492fg., 509, 524.
Diderot 437, 447, 511fg., 514, 520, 588, 642fg., 688; II, 169.
Dielitz, J. G. L. K. II, 440.
Diemar, E. M. 678.
Diesbach 139.
Dieterich, J. M. 641.
Dieterici, W., Verleger II, 72, 222, 350.
Dietrich, Theologe II, 202.
Dietrichs, Baumeiſter 182.
Dippel, Joh. Conr. 138ff., 196, 343, 422.
Dirichlet II, 470, 614.
Dirichlet, Rebekka ſ. Mendelsſohn-Bartholdy.
Diſtelmeyer, Kanzler 230.
Ditterich, J. S. 332, 704; II, 9, 11.
Döbbelin, Caroline 595fg.; II, 166.
Döbbelin, K. Th. 586, 590ff., 594fg., 597, 599ff. 629; II, 155ff., 166, 179.
Döbbelin, Frau d. vor. 594.
Döber, Martin 363.
Döderlein II, 114.
Dohm, Chriſtoph Wilhelm 386ff., 433, 462; II, 202.
Dohme, Robert 709.
Dohna, Miniſter II, 275.
Dönhoff, Gräfin II, 21.

Dörnberg II, 9.
Dosse, A. II, 464.
Dove, Alfred II, 616.
Dove, H. W. II, 614.
Drake II, 472, 475.
Dreiblatt, Carl v. d. II, 503.
Dressel, J. C. G. 704.
Droysen 126 fg.
Drucker, Louis II, 525.
Dubuisson 662, 677.
Duckert II, 319.
Duhan, de Jandun 516, 662.
Dumas, Al. II, 479.
Dürer, Albrecht II, 445.
Düring, Auguste s. Stich, Auguste.
Duroc II, 220.
Dusarrat, Arnaud 118.
Dutitre, Frau II, 524; ihre Töchter II, 524.
Dyk II 155.
Dyk, van 663.

Ebart 649.
Eberhard, Joh. Aug. 354 fg., 370; II, 123.
Eckenberg, Joh. Karl 253—257, 258 fg., 586.
Eckhardt, G. W. II, 288.
Eckhardt, Joh. 101.
Eckhof 586 fg.
Eckstein 681.
Edelmann, Joh. Christ. 339, 343 bis 353, 354, 422, 428, 434.
Edzardi 60 fg.
Eggers, Bartholomäus 148.
Eichel 399.
Eichendorff, J. von II, 317, 387, 421.
Eichhorn II, 299.
Eilers II, 345.
Einsiedel, Detlev Graf von II, 33 fg., 56.
Eiselen, Ernst II, 108, 314.
Eisenberg, Polizeipräsident II, 121.
Eisenhardt, von, Rittmeister II, 278.
Eisenmenger, J. A. 86.
Elberfeld, Heinrich, Pater 372, 376 ff.
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans 6.
Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich's II. 300, 312—321, 335, 465, 539, 599, 621, 626, 657, 676; II, 21, 106.
Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. II, 22.
Elisabeth Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, erste Gemahlin Friedrich's III. (I.) 6, 237.
Elisabeth, pfälzische Prinzessin 6.
Elisabeth, Kaiserin von Rußland 298, 309, 459, 473.
Eller, Joh. Th. 516, 551.
Elsholtz, J. S. 152.
Elsholtz, Schriftsteller II, 479.
Elsner 437, 516.
Eltester, O. Chr. 30 fg.
Encke, Wilhelmine s. Lichtenau, Gräfin.
Encke, J. Fr., Astronom II, 539, 614.
Engel, J. J. 388, 459, 462, 589, 596, 600, 683; II, 36, 88 ff., 155 ff., 173 ff., 292 fg.
Eosander v. Goethe s. Goethe.
Ephraim 382, 393 fg.
Ephraim, Veitel, Vater u. Sohn 680.
Eppenberg s. Eckenberg.
Erasmus 495, 697.
Erman, J. P. 359 fg.; II, 121, 307, 458.
Ernst August, König von Hannover II, 540.
Ersch 462.
Eschenburg 462, 596; II, 88.
Eschke, E. A., Taubstummenlehrer II, 67, 106 ff.
Eschke, Frau des vor. II, 107.
Eschrich, v., Hofsecretär II, 151.

Esenreth 249.
Essinger 264.
Eßlair, Schauspieler II, 492.
Etsch, Mme. II, 25.
Euchel, J. II, 201.
Euler, Leonhard 442, 500, 516, 519, 532 ff.; II, 31, 126.
Eunike, Friedr. II, 239.
Eunike, Therese II, 180, 239.
Ewald, J. L. 562; II, 14, 49.
Eybenberg, Marianne von s. Meyer, Marianne.
Eylert, R., Bischof II, 242 fg., 285, 304, 410.

Falbe 681.
Falk, J. D. II, 112 fg., 149, 218.
Fasch, Musiker II, 186.
Faßmann, D. 153, 174, 231—240, 241, 246, 253, 491, 560.
Faudel, Tobias 640 ff.
Favre, Titus 281.
Fein, Pastor 708.
Felisch, Ernst 405, 407 fg.
Fénélon 235.
Ferdinand, Pater 372.
Ferdinand, Prinz von Braunschweig 465.
Ferdinand, preuß. Prinz 411, 555, 603, 626, 692; II, 243, 279.
Ferdinand, Prinzessin II, 160.
Fesser, Elias 205.
Feßler, II, 69, 201, 282.
Fichte, J. G. 427, 457; II, 69, 95, 119, 143, 145, 153, 163, 191, 197, 215, 223, 229 fg., 240 fg., 246, 251—256, 261 fg., 266, 268, 283, 293, 295 fg., 298 ff., 316, 318, 349, 405, 432, 607.
Fichte, Frau d. vor. II, 252.
Fidicin II, 464.
Fiedler 631.
Finckenstein, Minister 399, 405.
Fischart II, 395, 525, 572 fg.
Fischer, Bildhauer II, 472.
Fischer, C. F. II, 116.
Fischer, E. G. II, 106.
Fischer, L. H. 709.
Fischer, Professor II, 402.
Fischer von Erlach 671.
Fixel, Leopold 285 ff.
Fléchier 231.
Fleck 595, 597; II, 134, 157, 159, 162 fg., 166, 180, 362.
Fleck, Frau d. vor., geb. Mühl II, 166, 180.
Flemming, General 174, 274.
Fontane II, 76.
Fontenelle 93, 361, 416, 495. 360
Formey, J. H. S. 395 ff., 408 ff., 434, 487, 492, 494, 516, 525, 626; II, 306.
Formey, Ludwig II, 122.
Fornerod, Prediger 77.
Forster, Georg 356, 427, 658, 705; II, 50 ff., 61, 199, 270.
Förster, E. II, 469.
Förster, Fr. II, 386, 406, 414, 438, 447, 450, 469, 479, 516, 520 fg.
Fouqué, Fr., Baron de la Motte II, 243, 246, 275, 316 ff., 350 fg., 387, 398 fg., 421 ff., 439, 442, 452, 490, 517 ff.
Fouqué, Caroline, Frau d. vor. II, 439, 442.
Fouquet 665.
Francheville, J. de 412, 516 fg., 522.
Francisci, Erasmus 261.
Francke, A. H. 58, 62, 67, 71, 198 fg., 581; II, 491.
Francke, G. A. 66.
Frank, H. II, 512.
Franke, Verleger II, 73.
Franklin 431.
Fratelli 187.
Frauenstadt, Rudolf von II, 396.
Freirück, Schauspieler II, 323.
Freylinghausen 66.

Fridrich, Aly, Kammertürke 117.
Fridrich, Hassan, Kammertürke 117.
Friederike Luise, Königin v. Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. II, 5 fg., 21 fg.
Friederike Sophie Wilhelmine, preußische Prinzessin 4.
Friederike Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth 175, 179 ff., 326, 621 fg., 625, 665 fg.
Friederike, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen II, 33.
Friedländer, David 337, 383 fg., 394; II, 106, 127 fg., 193.
Friedländer, Max 709.
Friedrich, preußischer Prinz II, 281.
Friedrich, König von Böhmen (Winter-König) 6.
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg 132, 231.
Friedrich II., Deutscher Kaiser II, 405.
Friedrich II., Kurfürst von Brandenburg 231.
Friedrich III., Kurfürst, als König von Preußen Friedrich I. 3—14, 22, 24 fg., 27 ff., 44 fg., 49, 50 fg., 53 ff., 59, 67, 71, 74, 80 fg., 85 fg., 88 fg., 104, 112, 115 fg., 123, 126 ff., 132 ff., 143, 147 ff., 156, 163, 174 fg., 181, 198, 202, 213 fg., 237 fg., 257, 266, 268 fg., 272, 325, 515, 559, 620 fg., 661, 666, 673, 707; II, 32, 473.
Friedrich II. der Große 3 fg., 9 fg., 76, 83, 167, 172, 194 fg., 199, 212, 217, 247, 270, 294, 297—324 passim, 325 ff., 333 fg., 339, 342, 349, 351, 353, 355, 361, 365, 369, 371 ff., 384, 393 fg., 396 ff., 405 ff., 414, 421, 427, 433, 445, 447, 454, 465 ff., 479, 481 fg., 484—514 passim, bes. 504 ff., 515, 517 ff., 529 ff., 535, 538, 541, 544, 547, 552, 556 fg., 560 ff., 569, 572 fg., 576 fg., 580, 585 fg., 592 ff., 599, 602 fg., 607 ff., 615 ff., 626 fg., 647, 651, 656 fg., 661—680 passim, 692, 695, 701 ff., 703—706, 708; II, 3 fg., 6 fg., 30 fg., 39, 41, 68, 82, 88, 119, 145, 155, 173 fg., 189, 203, 208 fg., 213 ff., 218 fg., 231, 233, 245, 307, 318 ff., 359, 364, 428, 457 ff., 473, 618.
Friedrich August, König von Sachsen 309.
Friedrich Eugen von Württemberg, Herzog 625.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst 5, 25, 35, 76 ff., 122 ff., 131, 133, 136, 147 ff., 152 fg., 160, 214, 237, 268, 278, 559, 684; II, 521.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 3, 12, 27, 32 fg., 37, 76, 85, 114, 116, 130 fg., 153, 167 bis 185, 186—244 passim, 313, 319, 325, 328, 348 fg., 371, 373, 507, 551, 559, 564, 612, 620, 644, 657, 661 fg., 666, 671 fg., 680, 707; II, 3, 32, 348, 457.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 315, 375, 474, 539, 599, 609, 685, 701, 704; II, 3—10, 16, 19 ff., 30 ff., 55 ff., 105 f., 109 fg., 155 fg., 158 fg., 362.
Friedrich Wilhelm III. 677, 703; II, 11, 19, 24, 32 ff., 48, 59, 99, 109, 152, 160, 162, 182, 189 fg., 199, 204, 207, 209, 211, 215, 220 ff., 237, 242 ff., 253, 264, 275, 277 ff., 287 ff., 291, 294 fg. 297 ff., 301 ff., 306 fg., 320, 327, 332 ff., 337 ff., 344 fg., 342, 351, 371, 377, 391 fg., 397, 399, 404, 406, 408 ff., 472, 476, 478, 490 fg., 496, 499 ff., 505, 508, 514, 539, 541, 545, 551, 557, 589, 613 ff., 618 fg.

Friedrich Wilhelm IV. II, 36, 377, 407, 409, 436, 541, 559, 585, 613, 617 fg.
Friedrichsen II, 152.
Friesen II, 108, 312 fg.
Frisch, Joh. Leonhard 42 ff., 110 fg., 140.
Frisch, Maler 676, 681; II, 201.
Fritsche, Joh. 65.
Fritze, J. Fr. II, 113, 115.
Froben, Stallmeister 623.
Frölich II, 152.
Fromantiou, Hendrick v. 6, 147.
Fromery, Kaufmann 635.
Frommann, F. J. II, 396.
Froriep II, 291, 293, 295.
Fuchs, Minister 24, 46, 53.
Fuhrmann, G. G. 334.
Fuhrmann, Martin Heinrich 47 ff.
Fülleborn II, 179.
Funck, Cornelius 149.
Fürst, Großkanzler 556.
Fürstenberg, Freiherr von 468.

Gädicke, Joh. Christ. II, 122.
Gall II, 96, 153, 189 fg, 230.
Galle, Jos. 632.
Gans, Ed. 197, 384, 431, 492, 552, 558, 587, 589, 593 fg., 611 fg., 617.
Garve, Philosoph 313; II, 42, 199, 203.
Gaß 400, 412.
Gatterer 462.
Gaudy, F. v. II, 464, 528, 559.
Gautier de, Prediger 79.
Gebhard, J. G. II, 200.
Gebler 592, 634.
Gedicke, Lampertus 187, 190, 206.
Gedike, Fr. 341, 370, 426 ff., 575 fg.; II, 14, 67, 99 ff., 131, 199 fg., 203.
Geibel, Emanuel II, 461 fg.
Gellert 314, 425, 614.
Gemmingen 600.
Genlis, Frau v. II, 195.
Gentz, Friedrich von II, 19, 36 ff., 42, 50, 52 fg, 62 ff.
Genz, Tabagiewirth II, 281.
Georg I., König von Hannover u. England 257, 262, 310.
Georg III., König von England 421.
George, Speisewirth 639.
Gerhard, Maler 680.
Gerhard, Paul 16, 73.
Gerlach, Baumeister 181, 209.
Gerlach, Oberbürgermeister II, 272.
Germar, L. von II, 351.
Gern, Albert II, 239, 407.
Gern, George II, 167, 239.
Gerstenberg 591.
Gervinus 463.
Gestrich 569.
Ghirardi 219.
Gichtel 203.
Giebeke, Pater 372.
Giesebrecht, Karl II, 317.
Gildemeister II, 152.
Gilles, Joh. Friedr. 532.
Girtanner, C. II, 44.
Giustinianische Gemäldesammlung II, 474.
Glasenapp, General von 559.
Glaßbrenner II, 466, 524, 528—538.
Gleditsch, J. G. 548, 550, 564.
Gleim 302, 349, 352, 369, 400, 415 fg., 419, 437, 449, 454, 467, 479, 485, 493, 614, 629, 645, 655, 705, 709; II, 34, 71, 88.
Gleim, Bruder d. vor. 470.
Gleißenberg, Matthias 17.
Glosser, Samuel 134.
Gluck 595; II, 159, 165, 178, 192, 476, 495.
Glume 681.
Gneisenau II, 338, 376, 408, 526, 545, 575, 613.
Göckingk, G. von II, 25, 32, 84, 115, 195, 199, 439.
Goedeke II, 76, 116.

Goedicke, F. W. II, 439.
Goldsmith, Oliver II, 230.
Golofkin, Graf 608.
Goltz, Graf von der, Minister II, 279, 283.
Gontard 671.
Görcke, Joh. II, 110.
Göritz, Otto 709.
Görne 217.
Görres II, 297.
Göschen II, 148.
Goßler II, 109, 116.
Goßner, Joh. II, 592.
Goethe, Cosander von, J. Fr., 162 fg., 268.
Goethe, Johann Wolfgang von 427, 432 fg., 457 fg., 465, 469, 680, 503, 507, 514, 524, 546, 567, 593, 595 fg., 609, 674, 681, 695, 697 fg., 704, 708; II, 22, 65, 69, 75 fg., 84 fg., 87 ff., 94, 117 fg., 129, 132, 135, 139 fg., 142 fg., 145 ff., 149, 153 fg., 159, 162 fg., 164, 167 ff., 172 fg., 177 fg., 182 ff., 197, 215, 223, 239, 246, 259 ff., 267, 269 fg., 277, 283, 286, 306 fg., 319, 322 fg., 345, 347, 359—388, 389, 391, 393 fg., 407, 415, 429, 433 fg., 437, 441 fg., 443, 448, 451, 471 fg., 476, 478, 484 fg., 491, 493, 504, 515, 532, 538, 547, 563 fg., 566, 574, 602, 608, 612, 616.
Goethe, Katharina Elisabeth II, 377.
Goethe, Ottilie von II, 504.
Gotter 596, 667; II, 155.
Göttling II, 612.
Gottsched 195, 435, 437, 443 fg., 448, 451, 461, 466, 586, 592, 606.
Gottsched, Frau d. vor. 195, 443 fg.; II, 489.
Götz, J. N. 507.
Götze 432.
Gotzkowsky 308, 311, 412, 618 fg, 665.
Goeze 459.
Gozzi II, 133.
Graben von Stein 241.
Grael, Joh. Friedr. 181, 209.
Gräff, Verleger II, 226.
Grappendorf, Frau, geb. Lehwald 631.
Grappendorf, Tochter d. vor. 631.
Grattenauer II, 166, 183.
Graumann II, 151.
Graun, K. H., 475, 483, 602, 604, 607 fg., 611 ff., 615, 622.
Gravel, Franz. Gesandter 75.
Grebin 650.
Gresset 410, 508.
Griesbach 462.
Grillo 450.
Grillparzer II, 87, 479.
Grimm, Jacob 141; II, 76, 118, 286, 391, 393, 394, 405, 559, 572, 605.
Grimm, Wilhelm II, 394, 405, 559.
Grimm, Melchior 498 fg., 511, 520, 523.
Grischow 442.
Gröben, Graf v. II, 351.
Gronau, Joh. Herm. 55.
Gropius II, 321.
Grossing, Edler von II, 44.
Grotius 82.
Grotthus, Sara von s. Meyer, Sara.
Grugnanelli, Francesson 608.
Grumbkow, Marschall von 78, 193.
Grün, Anastasius II, 441.
Grüneberg, Baumeister 55, 160.
Grüneisen, K. II, 440.
Gruner, Justus II, 275 fg., 278, 279 ff., 289, 292, 299 fg., 302, 311, 319.
Grunert 466.
Gryphius, Andreas II, 118.
Gryphius, Chr. 43.
Gubitz, F. W. II, 207, 223 fg., 288, 302, 316, 328, 386, 437 ff., 479, 517 ff.

Guericke, Prediger II, 411.
Gumpertz, Aaron 390.
Gundelsheim, A. von 243.
Günderode, Caroline von II, 144, 563 fg.
Gundling, J. P. von 226—231, 232 ff., 241, 415, 486, 491, 560.
Gurlitt II, 101.
Gustedt, Jenny v., geb. v. Pappenheim II, 197 fg.
Gutzkow II, 543, 550, 560 fg.

Habitt 517 fg.
Hackert, Philipp 679, 681; II, 23.
Hackmann, F. A. 560.
Haddik, Andreas von 299 fg.
Hagedorn 437.
Hagemann II, 151.
Hagen, v. d. 540, 575 ff.; II, 118 fg., 288, 296, 572.
Hagn, Charlotte von II, 492, 494.
Hähn, J. F. 570, 584.
Hakoy 288.
Halem II, 33.
Halling, K. II, 442.
Hancke 237.
Händel 49.
Hanf, Joh. Ad. 678.
Hanstein, G. A. L. II, 222, 240 fg., 281, 410.
Happe, Staatsminister von 182, 225.
Hardenberg, Minister II, 207, 305, 310, 325.
Häring, W. (Willibald Alexis) II, 406, 454, 456 ff., 502, 510, 517.
Harnisch II, 108, 312 fg.
Harrach, Graf II, 128.
Harrach, Gräfin s. Liegnitz, Fürstin.
Harries, Heinr. II. 45 fg.
Hartmann, Buchhändler II, 73.
Hartmann, F. Tr. 388.
Hase, Max 70.
Hasse, Componist 602, 608.
Haude, Ambrosius 194, 396, 409, 416, 466 fg.
Hauff II, 454.
Haug II, 152, 513.
Haugwitz II, 207.
Haupt, M. II, 427, 558, 601, 604 fg.
Haydn II, 501.
Hecker, A. J., 582; II, 582.
Hecker, Joh. Jul. 211, 401 ff., 581 ff.; II, 410.
Heems, österr. Resident 75, 212.
Hegel, G. W. Fr. 536; II, 126, 197, 383 fg., 409, 441, 443, 484, 545, 569, 579, 587, 590, 593, 598, 606—613, 617.
Hehn, Gustav II, 115, 160.
Heim, C. L. II, 308, 321.
Heindorf II, 160, 296.
Heine, Gustav II, 513.
Heine, Heinrich II, 129, 437, 441 fg., 456, 548, 560.
Heinefetter, Schauspielerin II, 492.
Heinemann, J. II, 440.
Heinitz, Minister 675 fg.; II, 157.
Heinius 525.
Heinrich, Prinz von Braunschweig 478.
Heinrich, deutscher Kaiser 231.
Heinrich, preußischer Prinz 493, 589, 603, 613, 670, 679; II, 7.
Heinrich, preußischer Prinz II, 53, 152, 287, 295, 333.
Heinrich, Prinzessin, Gemahlin des vor. II, 295.
Heinrich, Verleger 63.
Heinse II, 561.
Heinsius, J. G. 445.
Heinsius, Th. II, 83, 100, 104, 221, 223 fg., 229, 281, 283, 285 fg., 316, 345, 390, 402.
Helck, J. Ch. 436.
Held, H. von 224 fg., 228.
Hell II, 479.
Helling, J. G. A. Ludwig II, 464.

Helvig, Amalie von, geb. von Imhoff II, 376, 469, 546fg., 561.
Helvig, von, Gatte d. vor. II, 546.
Henckel, J. F. 555.
Hendschel 690.
Hengstenberg, E. W. II, 491, 590fg.
Henke 462; II, 11.
Henne, Joach. 118.
Henning, L. von II, 383, 400, 612.
Hennings, 383; II, 151, 359.
Henoch II, 501.
Henschel II, 322.
Hensel, Fanny, geb. Mendelssohn II, 381, 470.
Hensel, Wilhelm II, 414, 470.
Herder, J. G. 468fg., 523; II, 125, 142, 146fg., 152.
Herklots II, 83, 156, 162, 175ff., 322, 479.
Hermbstädt 462.
Hermes, H. D. II, 11, 13, 16ff., 32.
Hermes, J. A. 704.
Hermsdorf, Medicinalrath II, 502.
Herold 704.
Herrosee, C. F. W. 704.
Herthegen II, 25.
Hertzberg, Minister 379, 405, 684ff.; II, 31fg., 47, 88, 121.
Herz, Henriette II, 25fg., 193fg., 197, 261, 267, 270, 373ff. — Ihre Nichte II, 25.
Herz Markus 383, 395, 553, 564, 648; II, 32, 36, 116, 127, 137, 193, 201.
Hettner, H. 344.
Heun, K. G. S. s. Clauren.
Heun, Sohn d. vor. II, 454.
Heydebreck, Oberpräsident II, 402.
Heyl 649.
Heyn, Rector 415.
Heynatz II, 14.
Heyne, Ch. G. 427, 462.
Heyne, C. L. (A. Wall) II, 157.
Heyne, Friedr. II, 316.
Hieronymi, Franciscus 119.
Hiller 592.
Hillmer, G. K. II, 11, 13, 16ff., 31fg.
Hilverding, Peter 586.
Himburg, Buchhändler II, 25, 361, 378.
Himmel II, 165, 229.
Hinrichs, Gen. von II, 220.
Hippel II, 79, 334.
Hirsch, Meyer II, 104.
Hirsche 423.
Hirt, Aloys II, 22fg., 25, 153, 186, 201, 203, 296, 306fg.
Hirzel, L. 526, 537.
Hitzig, J. E. II, 143, 387, 469, 571.
Hoffmann, Abraham 285ff.
Hoffmann, E. T. A. II, 409, 423 bis 427.
Hoffmann, Heinr. Barthol. 118.
Hoffmann, J. G. II, 296, 463.
Hoffmann, Joh. Heinr. 118.
Hoffmann, von, Kanzler II, 55.
Hofmann, Prediger II, 84.
Hogarth 698.
Hohnhorst II, 546.
Holbein, Dramatiker II, 479.
Holbein, Maler 697.
Holberg II, 209, 481.
Holtei, K. von II, 385fg., 434, 477, 479, 493, 501, 504fg., 509—512, 532.
Holtei, Luise, geb. Rogée II, 492ff.
Hölty II, 117.
Hoppe, J. C. 403.
Horn, Franz II, 117fg., 512, 542.
Horn, Frau d. vor. II, 117.
Hoßbach II, 411.
Hotho II, 384, 606.
Houdon 679.
Houwald II, 407, 437, 479.
Howard, John II, 43.
Hoym, Staatsminister II, 225.
Huber II, 60, 151fg.

Hubla, von II, 500.
Hudemann 445.
Hufeland, Chr. W. II, 114, 119, 230, 293, 296, 298, 308fg, 321, 545.
Hülsen II, 123, 139.
Humbert, Kaufmann II, 339.
Humboldt, A. von 91, 101, 427; II, 190, 195, 293, 559, 572, 596, 613—616.
Humboldt, W. von 427; II, 28, 70, 99, 108, 120, 190, 195, 251, 253, 261, 265—271, 294ff., 307, 385, 474, 577.
Humboldt, Caroline, Frau d. vor. II, 265, Kinder 270.
Hundt, Hartwig von (Hundt-Radowsky) II, 351, 398.
Hutten, Ulrich von II, 404.
H., Ludwig v. d. II, 552fg.

Jablonsky, Ernst 53, 60fg., 87fg., 113fg., 187, 193, 199, 223, 261, 707.
Jablonsky, F. W. 211.
Jacobi, Brüder II, 361.
Jacobi, F. H. II, 270.
Jacobi, J. G. 419, 430, 459.
Jacobi, Joh., Gießer 160, 269.
Jacobsohn 544.
Jacoby, Joel II, 528, 558.
Jacoby, Johann II, 610fg.
Jagemann, Schauspielerin, später Frau v. Heygendorf II, 180.
Jahn, F. L. II, 108, 312ff., 318, 338, 389fg., 396, 401, 405.
Jakobs 462; II, 75.
Janisch II, 316.
Janitsch, Joh. Gottl. 604, 608.
Jarcke, K. E. II, 553ff., 587.
des Jariges 516.
Jaucourt, Ritter von 520.
Jcilius, Quintus 454, 470fg., 479, 560, 674
Jean Paul (Richter) II, 36, 147, 188fg., 195, 201, 216, 230, 246, 424, 455, 469.
Jeitteles, L. II, 405fg.
Jenisch, Daniel II, 48, 69, 78, 123, 140, 145fg., 363ff.
Jennes, Amandus 372.
Jerome, König v. Westfalen II, 223.
Iffland, A. W. 596; II, 25, 91, 133fg., 148, 151, 155, 159—167, 170—173, 175, 179fg., 183fg., 201, 229, 238ff., 279ff., 321ff., 326, 345, 370, 392, 476fg., 487, 492, 494, 526.
Ilgen, v., Staatsminister 114, 204.
Immermann II, 441, 448fg., 479.
Ingenheim, Gräfin s. Voß, Julie v.
Joachim I, Kurfürst von Brandenburg 231.
Joachim II., Kurfürst von Brandenburg 231, 684.
Job, G. J. 205.
John, Censor II, 407, 568.
John, W. II, 516.
Jordaens 681.
Jordan, Friedrich's d. Gr. Freund 408, 516, 667.
Jordan (Bürgergarde) II, 311.
Jördens, K. H. II, 73fg., 76.
Joseph, Abassi, angeblicher Prinz 625.
Joseph I., Kaiser von Oesterreich 11.
Joseph II. 369.
Josty, Daniel II, 447.
Josty'sche Conditorei II, 544.
Iselin 462.
Isenbart, Fürst 237.
Itzig, Familie II, 193.
Itzig, J. D., Banquier 383; II, 201.
Itzig, Kinder d. vor. 383fg.
Jung-Stilling II, 71.
Jung, Alex II, 593.
Jung (Demagoge) II, 400.

Jünger II, 155, 179.
Jungius, W. II, 204 fg.
Jury II, 87.
Just, Souffleur II, 501.
Justi, J. H. G. von 308, 449.

Kahlert, August II, 450.
Kahmann, Heinrich 191 fg.
Kalbe II, 414.
Kalkreuth, Graf, Dichter II, 346.
Kalkreuth, Graf, Officier 624.
Kambly, Joh. Melch. 678.
Kamecke, Gräfin 321.
Kamecke'sches Gartenhaus 159.
Kamptz, von II, 391, 397, 400 fg., 404, 557, 578.
Kannenberg, Frau von 321.
Kant, Imm., 325, 427, 457, 523 fg., 534, 553; II, 12 fg., 52, 68, 128 bis 130, 131, 153, 262.
Karl, preußischer Prinz 181.
Karl, preußischer Prinz 603.
Karl Emil, Kurprinz von Brandenburg 21.
Karl, Erzherzog II, 275 fg., 278.
Karl von Lothringen 299.
Karl, Prinz von Mecklenburg II, 539.
Karsch (Karschin) Anna Louise 302, 467, 476 ff., 591, 626 fg., 646, 655, 687; II, 16, 73, 82 fg., 157.
Karsch, Tochter d. vor. s. Klencke.
Karsten, von II, 29, 116.
Käsebier 646.
Kästner 521, 523; II, 128.
Katharina, Kaiserin von Rußland 521, 619, 626, 697.
Kaunitz, Reichsgraf 309.
Keith, Feldmarschall 326, 511, 673, 685.
Kerner, Justinus II, 308, 317, 441.
Keyserling 667.
Kiepe, Joh. 22.
Kiesewetter (Bürgergarde) II, 311.
Kiesewetter, J. G. C. II, 110, 116, 123, 125, 127, 470.
Kind, Fr. II, 152, 479, 498.
Kinderling II, 367.
King, Bildhauer 666.
Kirch, Christine 111.
Kirch, Gottf. 111.
Kirch, Gottfr., Sohn des vor. 111.
Kirch, Margarethe 111.
Kircheisen 304.
Kirnberger, J. Ph. 322, 603, 611.
Kising, Conrector 445.
Kitz II, 472.
Klaproth II, 29, 203, 292, 295, 367.
Kleement 225.
Klein, B. II, 424, 462.
Klein, C. F. 556; II, 103, 116, 199, 294.
Kleist, Ew. von 459, 469, 477, 614, 677, 687; II, 88.
Kleist, Oberst 304.
Kleist, General von 685.
Kleist, Franz Alexander von II, 86 fg.
Kleist, von (Frauenhold) 631.
Kleist, Heinrich von II, 86, 117, 223, 274 fg., 290, 304, 316, 323—328, 336 fg., 408, 414, 470, 494.
Kleist, Marie von II, 327.
Klencke, Frau von II, 16.
Klerck, Adam de 147.
Klinger 593; II, 386.
Klinggräff, Accisendirector 281.
Klinsing, Künstlerin II, 321.
Klöden, Karl Friedrich von II, 108, 207, 212, 328, 464, 581.
Klopstock 443, 452, 524 fg.; II, 118, 139.
Kluge, J. II, 309.
Klüver, Kirchenvorsteher 119.
Knape, D. Chr. II, 115.
Knebel II, 561.
Knigge, 462; II, 53.
Knobelsdorff, G. W. von 666 ff.
Knuzen, M. 428.

Knyphausen, Geh. Staatsrath 214.
Knyphausen, Graf 666.
Koblank 341.
Koch, C. J. II, 116 fg., 132.
Koch, H. G. 586, 591 ff.
Koch, Frau d. vor. 594.
Koch, Joh. Christoph 18; II, 278.
Koch (Dichter) II, 336.
Koch'sche Bühne 483.
Köhler, C. F. II, 81.
Kolbe, G. 618, 620.
Kolbe, Maler II, 473.
Kolbe von Wartenberg 156.
Köls, Bürgermeister II, 243.
Koner, W. II, 571.
König, Historiker 643.
König, J. U. 28, 179.
König, Sam. 489 ff., 634.
Köpke, G. G. S. II, 83, 100, 402, 584.
Koreff II, 424.
Körner, Ch. G. II, 34, 158, 170.
Körner, Theodor II, 322 fg., 337, 350, 395, 479.
Kosciusko II, 56, 505, 548.
Kosegarten, Th. II, 13, 78.
Kosmann II, 122.
Kottwitz, Baron von II, 235.
Kotzebue II, 36, 69, 102, 133, 145 ff., 157, 159, 162, 164, 167—172, 173, 175, 179, 181 ff., 189, 191, 207, 219, 223, 220, 280 ff., 322, 337, 352, 369, 397 ff., 454, 479, 488, 499, 531.
Kotzebue, Frau des vor. II, 151, 183.
Kotzebue, Familie II, 399.
Köppen, Joh. Ulr. Christ. 72.
Kranichfelden, Christoph 285 ff.
Krasicky, Fürst 375.
Krause, Advokat 302, 485, 493, 630.
Krause, Ch. W. 704.
Krause, Geh. R. II, 586, 588.
Krause, Joh. Vict. 308, 312, 466 ff.
Krause, L. W. (Freimund Ohnesorge) II, 514.
Krause, Materialwaarenhändler 493.
Kraut, von, Etatminister 280.
Kretschmer 308 ff.
Kreuzer, Geh. Rath 182.
Kriege II, 113.
Krosigk, Ernestine von, geb. von Krüger II, 103 fg.
Krüger, J. Chr. 480 fg.
Krüger, Kaufmann 638 fg; — seine Frau 639.
Krüger, Maler 675, 680 fg.
Krünitz, J. G. 307; II, 70.
Krummow, Oberst 300.
Kugler, Franz II, 415, 439, 444 ff., 474.
Kuhn, August II, 151, 207, 229, 239, 438.
Kühnau II, 337.
Kunigunde, Gemahlin Heinrich's II., 143.
Kunowsky, Justizrath II, 501.
Kunst, L. 374.
Kunth, Geh. Kriegsrath II, 105 fg., 190, 267, 270.
Künz, Brüder 673.
Künzli, Martin 524 ff.
Kurland s. Curland.
Küster, Schulinspector 567 fg.
Küster, G. G. 130, 420, 466, 542 ff. 578.
Küster, Prediger 316.
Küster, S. G. II, 83, 202.
Kutsche, Fr. II, 67.
Kypcke, J. D. 66.

Lachmann, Karl II, 526, 558 fg., 601, 604 ff.
La Croze, Jacques Gouillier de 110, 560 fg.
La Croze, Maturin Veyssière de, 559 fg.
Lafontaine, Hofrath (Warschau) II, 151.

Lafontaine, August H. A. J. II, 36, 60, 93 fg., 139, 151, 179, 192, 454.
Lagrange, J. L. II, 31.
Lambert, Joh. Heinr. 519, 532, 534 ff.
La Mettrie, Julien Offrey de 336, 434 fg., 484 fg., 493 ff., 534, 666.
Lamprecht, J. Fr. 414 fg.
Lamprecht, von II, 116, 203.
Lancret 662 fg.
Landi 608.
Landolt 594, 628, 630, 634.
Langbein, A. F. G. II, 96, 229 fg., 452 fg.
Lange, C. F. II, 203.
Lange, Joachim 66, 72, 119 ff., 192 fg., 197 fg., 707.
Lange, K. J. (Davefon) II, 59, 207, 212 fg., 215 ff., 229, 245 fg., 278, 283.
Lange, S. G. 66, 419, 687.
Langemack 436, 564.
Langer 462.
Langerfeld, Rütger von 147 fg., 150.
Langhans II, 202.
La Roche II, 482, 485.
La Roche, Sophie II, 563.
Lasci, General 304.
Laspeyres 74.
Laube, H. (Campo, H.) II, 472, 536, 552, 560, 569.
Lauchery II, 39.
Laudon 473.
Laun (Schulz), Friedrich II, 151.
Lauterbach, Christ. Heinr. 19.
Lavater 393, 534; II, 14.
Lavoisier 551.
Lebrecht, Peter f. Tieck, Ludwig.
Lee, Pieter Frans 149.
Lehmann, Luftschiffer II, 205.
Lehmann, Weim. Resident 225.
Leibniz, G. W., 7 ff., 33 fg., 51, 58, 60 fg., 90–114, 122, 128, 138, 140, 155, 158, 161, 163, 195, 225, 237, 241, 268, 347, 360 ff., 391, 409, 490, 515, 518, 520, 523 ff., 529, 533, 549, 648; II, 31, 121, 123, 262, 307 fg., 615.
Leisewitz 596.
Lemm, Schauspieler II, 323, 449.
Lenfant, Jacques 82 fg.
Lenz, Christ II, 26 fg.
Lenz (Dichter) 596.
Lenz, L. 528.
Leonhardi, Baron II, 152.
Leopold von Anhalt-Dessau 170 fg., 193.
Leopold, Herzog von Braunschweig 685.
Leopold, Kaiser von Oesterreich 24.
Lesser, Ludwig (Liber) II, 450 ff., 516, 546, 552.
Lesser, Pastor 445.
Lessing, Gotthold Ephraim 48, 301, 334, 383, 390 ff., 394, 397, 413, 418, 430, 432, 437 ff., 440–455, 456 fg., 461, 464, 468 fg., 480, 496, 507, 509 fg., 514, 528, 530, 586, 588 ff., 596 ff., 600 fg., 605 fg., 614, 650, 697, 699, 708; II, 88 fg., 116, 118, 127, 139, 142, 145, 167, 176, 178 fg., 199, 201, 359 fg., 362, 364, 374, 380, 442, 492, 605.
Lessing, Vater des vor. 446.
Lessing, K. G., 530, 589, 592, 634.
Lessing, Frau des vor. 589.
Leßmann, Daniel II, 442, 454 ff.
L'Estocq II, 341 fg.
Le Sueur, Blaise Nicolas 674 fg., 677, 696.
Le Sueur, Eustache 674, 679.
Levetzow, Ulrike von II, 377.
Levezow, K. II, 347, 512.
Levin, Rahel f. Rahel.
Levy, Sara II, 193, 201.
Lewald, Fanny II, 567.
Lewentz, Wiener Pantomimenmeister II, 500.

Liber, Ludwig f. Lesser, Ludwig.
Liberda, Prediger 188.
Lichtenau, Gräfin II, 6, 21 ff., 32, 55, 156, 181, 186.
Lichtenau, Prediger 190 fg.
Lichtenberg 701.
Lichtenstein, Fürst 665.
Lichtenstein, Martin II, 613 fg.
Lieberkühn, 516.
Liebmann, Jost 85.
Liebmann, Frau des vor. 85.
Liegnitz, Fürstin II, 408, 539.
Linger, Generalmajor von 180.
Linguet II, 43.
Linnäus 442.
Löbel II, 536.
Löben, von, General 192.
Löben, Graf (Isidorus Orientalis) II, 317 fg., 415.
Loder II, 293.
Löffler, J. F. Ch. 704.
Lohenstein, D. C. von 23 fg.
Lombard II, 225, 228, 306 fg.
Longhi 695.
Loo, Carle van 662.
Loos, D. 626; II, 288.
Loos, G. L. II, 382.
Lope de Vega II, 479.
Lorenz, Buchdrucker 260.
Lorinser, Arzt II, 580 fg.
Löscher, Val. 120.
Louis Ferdinand, preußischer Prinz II, 191, 195, 211, 218, 220, 228, 232.
Louise Dorothea Sophie, preußische Prinzessin 51 fg., 186.
Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, Gemahlin d. großen Kurfürsten 202.
Löwe, Ludwig, Schauspieler II, 492.
Lucchesini 520; II, 220.
Lüdecke 704.
Luden II, 344.
Ludewig, Prof. 74 fg.
Lüdke 341.
Ludolff 516.
Ludwig XIV. von Frankreich 6, 43, 96, 121, 144, 172, 361; II, 218, 532.
Ludwig XV. von Frankreich 43, 484 fg.
Ludwig XVI. von Frankreich 40 fg., 43, 46.
Ludwig, preuß. Prinz 148; II, 33.
Ludwig, J. P. 131.
Ludwig, Lehrer 574.
Ludwig, Litterat 287.
Luise, Königin von Preußen II, 32 ff., 162, 165, 187 ff., 219, 227, 232, 235 fg., 242 fg., 264, 287 ff., 302 ff., 316 fg., 338.
Luther, Martin 58, 73, 138, 337, 425; II, 117, 216, 391, 396, 410 fg., 611.
Lütke 68.
Lütkens 60.
Lutter und Wegener II, 542.
Lützow'sches Freicorps II, 332.
Lysius 200, 205.
L . . . n, H. v. 227 fg.

Maaß, Joh. II, 273.
Maaß, Schauspielerin II, 167, 323.
Machiavelli II, 405.
Madderstegh, Michael 148.
Madeweis, Friedr. 35.
Magnus, Gustav II, 614.
Magnus, Marcus 85.
Maier, Pred. 568.
Maimon, Sal. II, 123, 127.
Mallet du Pan II, 38.
Maltitz, Franz von II, 202, 446.
Maltitz, Friedrich Apollonius von II, 442, 447.
Maltitz, G. A. von 447; II, 505, 547.
Manger, Heinr. Ludw. 669.
Manitius, Finanzrath 183, 384 fg.

Manso II, 183, 404.
Manteuffel, E. Chr. Graf von 194 fg.
Manzoni II, 455.
Mapes, Walter de II, 395.
Mara, Sänger 609 fg.
Mara, Sängerin s. Schmeling.
Marconnay, von 405.
Marggraf, A. S. 548, 550 fg.
Marggraff, A. G. 516, 555.
Marheineke II, 296, 299, 410, 590, 593, 608.
Maria Josepha von Polen 473.
Maria Theresia, Kaiserin von Oesterreich 309, 470, 489.
Marie, Prinzessin Karl von Preußen, geb. weimarische Prinzessin II, 370, 377.
Marlborough 269.
Marmontel 355; II, 169.
Marne, L. Théobul de II, 209.
Marot II, 281.
Marperger, P. J. 131 ff.
Marpurg, Friedrich Wilhelm 603, 605 fg., 613.
Marschall, von, Minister 181.
Martini, F. H. W. 423 fg., 547.
Martini, Wittwe II, 114 fg.
Marwitz, von, Oberst 291, 293.
Marx, A. B. II, 470 ff., 477, 562.
Massenbach II, 228 fg.
Maßmann II, 395 fg.
Massow, von, Landedelmann 369.
Massow, J. E. von, Minister II, 100.
Mattausch, Franz II, 167, 180, 239.
Matthes, J. G. 368.
Matthisson 391; II, 140, 207 fg., 477.
Matzdorff II, 73, 152.
Maugard 143.
Maupertuis, P. L. Moreau de 352, 416, 434, 485, 487 ff., 497, 501, 516 fg., 519 fg., 524 fg., 533.
Maupertuis, Frau des vor., geb. v. Borck 322, 493.
Maurer II, 166, 511.
Mauschwitz, Minister II, 83, 202.
Mayer, Caroline, später Frau von Jean Paul II, 188.
Mayer, Joh. Christ. II, 115.
Mayer, Ober-Trib.-Rath II, 188, 201.
Mecenati, Carmelitermönch 374.
Meckel, J. P. 552 fg.
Mécour, Susanne 595.
Mehring, D. G. G. 539; II, 571 fg.
Mehring, M. A. II, 81
Mehring, Prediger II, 105.
Meier, Aesthetiker 443.
Meier, Wilhelm Elogius II, 144 fg.
Meierfeld, von 637.
Meierotto 575 ff.; II, 14, 29, 99, 106, 134, 583.
Meil, C. P. Henri 667, 676, 680 fg., 686 ff.; II, 199.
Meil, Joh. Wilh. 667, 675 fg., 680 fg. 686 ff.; II, 199.
Meineke, A. II, 582 ff., 612.
Meisebuch, von 4.
Meißner, A. G. II, 78, 88.
Mendelssohn, Jos. II, 500.
Mendelssohn, Moses 298, 301, 352 fg., 356, 380 ff, 388, 389—395, 427, 431, 446, 448 ff., 453, 456 fg., 464, 509, 521, 523, 528 fg., 535, 548, 589, 690; II, 32, 126 fg., 136, 178, 359, 373, 470.
Mendelssohn, Frau des vor. 390, 393 fg., 509, 589 fg.
Mendelssohn, Kinder der vor. 393.
Mendelssohn-Bartholdy, Abraham II, 381, 470, 549 fg.
Mendelssohn, Familie II, 465.
Mendelssohn'sches Haus II, 470.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix II, 381, 470 fg., 495, 497.
Mendelssohn-Bartholdy, Lea II, 381, 470, 549.
Mendelssohn-Bartholdy, Paul II, 470.

Mendelssohn-Bartholdy, Rebecca II, 470.
Menken, Kabinetsrath II, 37.
Menzel, K. A. II, 405.
Menzel, Wolfgang II, 561.
Mercier, Pierre, d j. 140 fg.
Merck 462.
Merian 519, 525; II, 306.
Merkel, Garlieb II, 59, 102, 113, 143 fg., 146 fg., 149, 151 ff., 166, 192, 218, 221, 369.
Mesmer, J. A. II, 308 ff.
Metastasio 608.
Mettra 665.
Meusebach, K. H. G. von II, 526, 572 fg.
Meyer (Akad. Rector) 676.
Meyer, F. L. W. II. 69, 175, 365.
Meyer, Heinrich II, 372, 379, 472.
Meyer, J. W, Buchhändler 118.
Meyer, Marianne II, 193, 230, 376.
Meyer, Sara II, 193, 376.
Meyer, Schauspielerin II, 163.
Meyer, zwei II, 414.
Meyerbeer II, 322, 427.
Michael, Joh. 118.
Michaelis, C. B. 66.
Michaelis, J. B. 415.
Michaelis, J. D. 66, 523.
Michel, Sigisb. 673.
Michelmann 622
Michelsen, A. C. II, 126.
Miethmann 704.
Milder-Hauptmann, Anna II, 493.
Minor, J. II, 169.
Mirabeau II, 6, 19, 21, 86, 195.
Mirow 554.
Mitscherlich, Eilhard II, 614.
Mitschke, Oberbackmeister 646.
Mnioch II, 367.
Modersteg, Wilh. 118.
Möhsen, K. J. W. 541 fg., 680.
Molière 38, 258, 270, 480, 489, 512, 622; II, 169, 183, 479, 502.
Moll, A. II, 528.
Möllendorf II, 209.
Möller, von, Theaterdichter 39.
Moltke, H. von II, 548.
Moncrif 261.
Montaigne 498.
Montausier, Herzog von 82.
Montesquieu 437, 486, 493; II, 41.
Montfaucon 82.
Montgolfier 548.
Monti, L. II, 188.
Montolieu, Baron 624.
Moore, Thomas II, 71.
Moreau 497.
Morgenstern, Sal. Jak. 194, 240.
Morgenweg, Prediger 273.
Mörike, Eduard II, 75.
Moritz, J. C. C. II, 288.
Moritz, K. Ph. 395, 400 fg., 433, 546, 598; II, 31 fg., 79, 90 ff., 116, 132, 368 fg., 373, 378.
Morrien, Frau von 321.
Morus (Mores) II, 15.
Moscheles II, 471, 495, 557.
Moser, M. II, 431.
Möser, Justus 427, 459.
Motherby, Johanna II, 267, 270, 505.
Mouhy, Chevalier de 411.
Mozart, W. A. II, 158 fg., 167, 495, 497.
Müchler, J. G. 430, 568, 633.
Müchler, Karl 430; II, 70, 78, 81, 85 fg., 229, 321, 336, 342 fg., 353, 367, 405, 415, 440, 525.
Mühlbach, Louise II, 568.
Mühler, Heinrich von II, 451.
Müllenhoff II, 604.
Müller, Adam 427; II, 317 ff., 324 fg., 470.
Müller, Arthur II, 525.
Müller, Christina Sibylla 145.
Müller, Johann Christoph 542 fg.
Müller, Johannes II, 615.

Müller, Joh. von II, 51, 59, 119fg., 129, 214fg., 218, 293, 298, 318.
Müller, Bruder des vor. II, 214.
Müller, J. S. 48.
Müller, von, Kammerherr 318.
Müller, Sophie II, 492.
Müller, W. II, 414, 437, 545fg.
Müllner II, 322, 445, 479.
Münch II, 589.
Mundt, Clara s. Mühlbach, Louise.
Mundt, Th. II, 513, 561, 567ff., 612.
Mursinna, Chr. L. II, 110fg., 115.
Musäus 462.
Musefeld 569.
Muzelius, Geh. Rath 555.
Mylius, Buchhändler II, 360.
Mylius, Christlob 438, 440—448.
Myller, Chr. H. 509, 546fg.

Nagler, Postmeister II, 543.
Napoleon I. II, 56fg., 64, 120, 212ff., 218fg., 221, 223, 225, 237, 242, 275, 278fg., 282, 284fg., 311, 325, 329, 331fg., 342ff., 346fg., 350ff., 354, 405, 460, 505. — Seine Gemahlin II, 237.
Nassor, Victorius, syrischer Prinz 625.
Natzmer, General von 192, 198, 200.
Natzmer, Gneomar von II, 618.
Naudé, Akademiker 516.
Naudé, Polizeirath II, 349.
Naumann, Arzt II, 110.
Naumann, Ch. G. 418.
Naumann, Maurermeister 211.
Neander, August II, 296, 587, 590fg., 598.
Neander, L. von II, 235, 545.
Neapel, König von II, 589.
Necker, Gottschalk, s. Jenisch, Daniel.
Nehring, Baumeister 55, 160.
Nenges, Christian 608.
Nenke, K. Chr. II, 175.
Nettelbeck II, 404.
Netto, F. A. W. II, 464.
Neuberin, die 586.
Neuendorf, von, Geh. Kriegsrath 708.
Neuhof, Schauspieler 590.
Neukirch, Benj. 22ff., 37.
Neumann, Wilhelm II, 142fg., 246, 316fg., 387fg., 512.
Neumann II, 414.
Newton 261, 488; II, 383.
Nickelmann 608.
Nicolai, Fr. 266, 341, 353, 388, 394, 440, 448ff., 453fg., 456—464, 544ff., 563, 568, 573, 591, 593, 633, 636, 646, 655, 680, 687fg., 692, 697fg., 699; II, 13, 28fg., 32fg., 102, 115, 122ff., 132, 134, 138, 141, 178, 190, 199fg., 202, 239, 251, 253, 267, 359fg., 363ff., 439, 464.
Nicolai, Sohn d. vor. II, 177fg.
Nicolovius II, 108, 270, 296.
Niebuhr, B. G. II, 259, 296fg., 340, 349fg., 396, 595, 600.
Niebuhr, Marcus II, 559.
Niemcewicz II, 547.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland II, 619.
Noack, Ch. 424.
Nolte II, 104, 294.
Noltenius, Johann Arnold 187, 193, 206fg.
Noltenius d. J. II, 202.
Nose, Joh. G. 32fg.
Novalis II, 35fg., 144, 166, 197.
Nuenaar, Heinrich von 522.
Nuglisch, Director 578.

Offelmayer II, 410.
Oehlenschläger II, 479.
Oehmigke, W. II, 25, 73.
Oelrichs, Prediger 318, 568; II, 203.
Oelsner II, 60, 407.
Oelven, R. 142.

Opitz 16; II, 71.
Opitz, sächsischer Theaterleiter II, 183.
Oranien, Prinzessin Wilhelmine von II, 3fg.
Oranien, Fürstin von II, 190.
Orion, Neger 489.
Oesfeld 544, 690, 708; II, 122, 199.
Oesterreich 665.
Oswald, Küster 377.
Oettinger, E. M. II, 516, 523.
Otway II, 179.
Overbeck II, 436.

Paganini II, 444, 471fg.
Palm II, 222.
Pape, Buchhändler 116, 118.
Paracelsus, Th. II, 422.
Parthey, G. II, 328.
Pascal 82.
Passow II, 135, 611fg.
Pater 662.
Patkul 204.
Paul, Erdmann, Planetenleser 367fg., 700.
Paul, russischer Großfürst 552.
Paul Petrowitsch, russischer Großfürst 625ff.
Pauli, Dominikaner 373.
Peguilhen II, 327.
Pein, H. Chr. II, 115.
Peine, A. de 17.
Pelloutier 516.
Pérard 195.
Percy II, 70.
Pereira, Frau, geb. Arnstein II, 151.
Pergen, Polizeiminister 651.
Perl, Sergeant 281.
Pernetty, J. A. 562.
Pernetty, Philosoph 562.
Pesne, Antoine 663, 666, 680, 682, 695fg.
Pestalozzi II, 108fg., 230, 254, 313, 576.
Peter der Große 12, 175, 298.
Peter III. 365.
Peter, Pater 75.
Petersheiden, Neander von II, 122.
Petit und Schöne II, 44.
Petrarca II, 142.
Petri II, 518.
Petrini, Harfenistin 603.
Peucker, Nicolaus 19ff.
Pfannenstiel 365fg.
Pfeffer, O. Ch. 19, 118.
Pfuel II, 336.
Philadelphia, Jakob 632.
Philipp V., König von Spanien 11.
Philipp Wilhelm, Markgraf 32fg.
Philipp Wilhelm, preußischer Prinz 117, 148. — Seine Gemahlin 117.
Philippi, Stadtpräsident 646fg.
Philipps II, 587.
Piaste, Antonie, s. Chamisso.
Picander 261.
Picard II, 169.
Pick, Inspector 645.
Pietsch 466.
Pigalle 665.
Pilat II, 189.
Piron 493.
Pischon II, 350.
Pistor'sches Haus II, 231.
Pitra, Buchhändler 560.
Pitt II, 217.
Plamann, J. E. II, 108.
Plamann'sche Erziehungsanstalt II, 313.
Plauren, Ernst Martin 135.
Plesmann, F. L. II, 100.
Plümicke 596ff.; II, 163.
Podewils, Frl. von 322.
Pohl, L. II, 513.
Polignac, Cardinal 665.
Pölitz, Prof. II, 151.
Pöllnitz, Baron von 66, 169, 268, 321, 608.
Pöllnitz, Frl. von 8, 321.

Pope 524, 526 fg., 529.
Pöppelmann (Sohn), Baumeister 179.
Porst, Joh. 46, 62, 65 ff., 120 fg., 195 fg., 202, 330, 707.
Potier, Balletmeister 399, 609.
Pott, J. H. 352, 516, 550 fg.
Pottin, Frau 68.
Prahmer, W. II, 112 fg.
Praetorius, J. Ph. 48.
Pregitzer, J. U. 129.
Prémontval 525.
Printz, M. L. von 112 ff., 249.
Pückler, Fürst II, 197, 569.
Pufendorf, Samuel von 122—129, 231; II, 441.
Puttkammer, D. G. von II, 400.

Quandt 507, 708.
Quantz, J. P. 601 fg., 608, 611.
Quanz II, 199.
Querini, Cardinal 379.
Quien II, 150.
Quinault 622.

Rabener 432, 685; II, 117.
Raebiger, F. W. II, 175.
Racine 622; II, 159, 481.
Radziwill, Fürst von II, 385 fg., 470.
Rahel (Levin) II, 191, 193—198, 230, 267, 373, 375 fg., 384, 432 fg., 469, 503, 562 fg., 565 fg., 572, 575.
Rambach 66; II, 69, 95 fg., 111, 134, 175, 177, 201.
Ramler 302, 322, 349, 352, 400, 436 ff., 448, 453, 467 fg., 471 ff., 564, 590, 595, 612, 645, 681 fg., 684 fg., 687, 704; II, 73 fg., 83, 115, 155 ff., 199, 202 fg., 364, 458.
Ranke, L. von 343, 475; II, 197, 405, 548, 555 fg., 567, 596, 598 ff., 617.
Ransleben, C. 17.
Raphael 664, 679.
Raticke, A. R. 704.
Rau, Joh. 72.
Rauch, Ch. D. II, 303, 379 fg., 433, 472 ff.
Rauer, Karl II, 515.
Raumer, F. von II, 404, 483, 551, 558, 579, 589, 596 ff.
Raupach, Ernst II, 337, 434, 441, 445, 452, 480—486, 490, 492 ff., 496, 502, 519, 597.
Raupach, Bruder d. vor. II, 482.
Raynal II, 44.
Reck, v. d. Freiherr II, 156.
Recke, Elise von der II, 195.
Reclam, F. 681.
Redern, Wilhelm, Graf von II, 377, 475, 478.
Rehbein, C. J. E. II, 516.
Reichard (in Gotha) 361, 430.
Reichardt, J. F. 595, 602, 610 fg.; II, 38, 55, 60 fg., 91, 131, 139, 186, 212, 231, 298, 363 ff., 380 fg., 470, 472.
Reichel, J. N. 443.
Reil, J. Ch. II, 233, 291, 295, 299, 309.
Reimann II, 281.
Reimarus 344, 383.
Reimer, Buchhändler II, 192, 287, 289, 340, 405, 545.
Reimer'sches Haus II, 469.
Reinbeck, Joh. Gust. 66, 193 fg., 195 ff., 199, 208, 211, 215, 217, 246 fg., 411, 707 fg.
Reinhard, Ad. Fr. 524 ff.
Reinhold 462; II, 123.
Reiser, Anton 45.
Rellstab, L. II, 327 fg., 345, 424, 439, 454, 456, 459 fg., 472, 495, 502, 511, 525, 547.
Rembrandt 681, 695.
Renfner, Rath 408.
Reni, Guido 681.
Resewitz 450, 462.

Resnel 442.
Reuß, Fürst II, 193.
Reußischer Garten 628 fg.
Reuter, Christ. 37 fg.
Rhetel, Joh. Christ. 18.
Rhode, J. G. II, 38 fg., 69, 182.
Ribbeck, A. F. II, 281, 392 fg., 410, 584.
Richard, Deutscher Kaiser 231.
Richter, Baumeister 181.
Richter (in Moskau) II, 151.
Riedel 459.
Riedt 604.
Riem II, 55, 67.
Rietschel II, 379, 472.
Rietz, Kämmerer II, 23, 156.
Rietz, Frau d. vor., s. Lichtenau, Gräfin.
Rietz, Musiker II, 471.
Ritschl II, 545, 567.
Ritter, K. II, 587, 601.
Ritthausen, G. D. 17.
Rittner, Sam. 130 fg.
Ritzius, Joh. Casp. 118.
Robert 675.
Robert, Ludwig II, 143, 194, 367, 408, 431 ff., 439, 442, 462, 467 fg., 479, 520.
Robert, Frau d. vor. II, 432 fg.
Robespierre II, 64.
Rocher, G. 39.
Rochow, von, General 300, 304.
Rochow, F. E. von 573 fg.
Rocoulle, Frau von 662.
Rode, Christian Bernhard 667, 675, 681 ff., 689, 696.
Rode, Eltern d. vor. 686.
Rodigast, Samuel 119 ff.
Rödiger II, 400.
Rogée, Luise, s. Holtei, Luise.
Roloff, Michael 199, 261, 271, 707.
Romann 151.
Römeling 196.
Roose II, 152.
Rose, Heinrich II, 614.
Rosenberg, Inspector 648.
Rosenfeld, J. P. 366 fg., 427.
Rosenheyn, J. F. II, 390.
Rosenstiel II, 199, 201.
Rösner, Magister 44.
Rossi, Mich. 442.
Rossini II, 502.
Rott, Mor. II, 442 fg.
Rousseau, J. B., Franzose 410, 508.
Rousseau, J. B., Rheinländer II, 441.
Rousseau, J. J. 447, 495, 508 fg., 512 ff, 565, 567, 585, 697; II, 87, 169, 175.
Rousset, Jean 411.
Le Roy 369.
Royen, W. F. von 147.
Rubens, P. P. 663, 680 fg., 691; II 144.
Rücker, Stanislaus 211 ff., 707.
Rückert, Fr. II, 350, 395.
Rückert, Prediger 411.
Rüdiger, Joh. Andreas 118, 260, 352, 396, 446.
Rüdiger, Joh. Michael 129.
Rudolfi II, 526.
Rühs, Fr. II, 296, 395 ff.
Runck, Valentin 283 ff.
Rust, Chef des Medicinalwesens II, 542.

Sabbadier Abbé 708.
Sachs, Mich. II, 442.
Sack, Domorganist 604.
Sack, A. F. W., Prediger, 314, 335, 434, 516; II, 9, 202.
Sack, F. G. 704; II, 4, 102, 111, 288, 290, 410.
Sack, Staatsrath II, 99, 240, 274, 341 fg.
Sadewesser 582.
Saint Marsan II, 283.
Saint Martin II, 562.

Saint Simon II, 197.
Saler 681.
Sand 397fg., 531.
Sand, Mutter d. vor. II, 398.
Sander, J. D. II, 25, 35ff., 59fg., 102, 147, 150, 152, 160, 163, 166, 192, 201, 228fg., 253, 320, 537.
Sander, Frau d. vor. II, 192.
Saphir II, 321, 445, 447, 449, 451, 466, 502, 513—524, 536, 539, 546, 606, 613.
Sauerwald O., II, 499.
Savigny, Fr. Karl von II, 295, 297, 299, 556, 559, 587, 593ff., 598, 607.
Schaale, Kammermusikus 604.
Schäckin, Frau 306.
Schade, J. C. 62ff., 195fg., 200, 202fg., 272, 707.
Schaden, A. von II, 438, 466, 524.
Schadow, Gottfried 674; II, 35, 69, 102, 151, 186fg., 194, 201, 203, 228fg., 233, 241fg., 328, 345, 378, 436fg., 465, 472fg.
Schadow, Wilhelm II, 436, 473, 476.
Schaffgotsch, Graf 603, 623.
Schall II, 480.
Scharnhorst II, 289, 312, 338, 406, 473, 575.
Schechner, Schauspielerin II, 492.
Scheller, Jak. 44.
Schelling 337, 457; II, 436.
Schenk, C. von II, 492.
Schenk, Peter 268.
Schenkendorf, Max von II, 316fg., 335, 349fg., 393.
Scherzer, Baron 651.
Schick, Luise, II, 239.
Schickler 412.
Schiffert, Dr. 555.
Schill II, 75, 244, 277fg.
Schiller, Charlotte von II, 97.
Schiller, Fr. von 391, 432fg., 457, 465, 468fg., 503, 514, 546, 596ff., 697; II, 35, 65, 69, 75, 85ff., 94, 97, 118, 120, 129, 139fg., 142fg., 145ff., 152, 158fg., 162ff., 167, 169, 172, 176, 178, 182fg., 187fg., 195, 227, 238, 266, 270, 323, 344, 362ff., 369, 388, 407fg., 415, 429, 441fg., 478, 481, 486, 490, 519, 523, 538, 547, 549.
Schiller, Henriette II, 202.
Schilling, Freiherr von II, 545.
Schilling, Sal., Kirchenvorsteher 119.
Schindler'sches Waisenhaus II, 74.
Schink, J. F. 596, 599fg.; II, 386, 415, 439.
Schinkel, K. Fr. 181; II, 371, 379, 445, 473ff.
Schirach 459.
Schlabrendorf, von 487.
Schlechtiger 115.
Schlegel, A. W. II, 69, 84, 136ff. 145ff., 153, 164, 166, 184, 188, 191fg., 230, 293, 298, 367, 441, 452, 613.
Schlegel, Caroline II, 136, 139.
Schlegel, Dorothea, Mendelssohn, Veit II, 136fg., 139, 145, 373ff.
Schlegel, Elias 442, 586.
Schlegel, Fr. 427; II, 69, 136ff., 144ff., 149fg., 153, 166, 178, 192, 197, 261, 286, 316, 363, 367fg., 369, 373, 433, 441.
Schleiermacher, F. D. E. 91; II, 137, 139, 192, 195, 240, 251, 261—265, 266, 268, 273, 292fg., 295fg., 298, 320, 340, 396, 400, 409ff., 491, 572, 587, 589, 591. 609, 612, 617.
Schlesinger, Verleger II, 472.
Schlippenbach II, 444.
Schlotmann, D. II, 396.
Schlözer 462; II, 114, 285.

Schlük 650.
Schlüter, Andreas 5, 156, 158 bis 163, 237, 268fg., 466, 682, 685fg.; II, 13.
Schlüter, Censor II, 47.
Schmalz II, 240, 293, 295, 298ff., 396fg., 400.
Schmeling, Sängerin (Mara) 609fg.
Schmeling, Vater d. vor. 609.
Schmettau, General v. 516; II, 218.
Schmettau, Hofprediger 50.
Schmid, Buchhändler 411.
Schmid, C. H. 431.
Schmid, Samuel 19.
Schmid-Phiseldek, 462.
Schmidt, Andreas, Prediger 191fg., 283ff, 287fg.
Schmidt, F. L. II, 323, 512.
Schmidt, F. W. A. (Werneuchen) II, 73, 76ff., 140.
Schmidt, Frau und Kinder d. vor. II, 77, 85.
Schmidt, G. F., 433, 666fg., 675, 681, 694fg.
Schmidt, Frau d. vor. 666.
Schmidt, H. II, 350.
Schmidt, J. P. II, 288.
Schmidt, Leop. Fried. II, 401.
Schmidt, Marius II, 108.
Schmidt, M. J. 685.
Schmidt, Philipp Jacob, Prediger 61, 207.
Schmidt, W. H. 539; II, 100, 321, 571fg.
Schmidt von Lübeck II, 393.
Schmidt (Freund Schleiermachers) II, 320.
Schmidt (mit 12 Töchtern) II, 447.
Schmolck, A. W. II, 440.
Schmucker 552, 554.
Schneider, Louis II, 45, 451.
Schobelt 439.
Scholl II, 400.
Schöne, K. J. II, 386, 441.
Schöne, Mme. II. 25.
Schönemann, Daniel 66, 188, 190, 208fg., 218fg., 240, 246—253, 288.
Schönemann, J. F., Schauspiel-director 259, 586.
Schönlein II, 615.
Schorenstein, Pater 377.
Schott, J. K. 110.
Schottel, J. G. 99fg.
Schröter 423.
Schramm, Joh. Conr. 61.
Schramm, Hofschuster 283.
Schregel II, 440.
Schreiber II, 152, 451.
Schreyvogel II, 482.
Schricker, Joh. Friedr. 182.
Schröckh, K. H. 685.
Schröder, Fr. L. 595, 600; II, 155, 179.
Schröder, Frau, s. Ackermann, Sophie.
Schröder, Prinzen-Gouverneur II, 152.
Schubart 431, 705.
Schubarth, K. E. II, 384.
Schubert II, 456.
Schuch, Franz 587fg.
Schuch, Franz, Sohn d. vor. 588ff.
Schuckmann, Minister II, 309fg., 391, 539.
Schulenburg, General von 181.
Schulenburg, Graf, Gouverneur von Berlin II, 211fg.
Schulenburg, Minister II, 19, 63.
Schüler, F. A. 570.
Schultheß II, 199.
Schultz, Staatsrath II, 380, 382fg., 572, 586.
Schulz, Friedrich 630; II, 44, 177ff., 325.
Schulz, J. H. (Zopfschulze) 454ff.; II 9ff., 17.
Schulz, Mechaniker II, 287.
Schulz, Oberförster II, 28.

Schulz, O. L. II, 392.
Schulze, Ernst II, 238 fg. 257.
Schulze, J. M. F. II, 105.
Schulze, Joh. II, 576, 578 ff., 611.
Schumacher, B. G. II, 45 fg.
Schumann II, 456.
Schummel II, 228.
Schütte, Dietrich 213.
Schütz (Halle) II, 293, 490.
Schütz (Hauspoet) II, 490.
Schütz-Hendel Mme. II, 321.
Schumitz, Elise 640 fg.; II, 24 fg., 157.
Schwab, Gustav II, 441.
Schwab, J. Ch. II, 123.
Schwan, Inspector 642.
Schwarz, J. C. E. II, 439.
Schweden, König von 625.
Schwedt, Markgraf von 589.
Schweiger, Banquier 374.
Schweighäuser II, 270.
Schweitzer 595,
Schwerin, Graf, General 420, 470, 623, 672 fg., 677, 685.
Schwerin, von, Stallmeister 306.
Schwerin von Wiesend, Graf 182.
Scott, Robert 196.
Scott, Walter II, 427, 445, 456 fg.
Scribe II, 479.
Sedaine 697.
Ségur 459,
Seibel, C. II, 439.
Seibel, Chr. Matth. 46 fg.
Seibel, Friedr. Ludw. II, 239, 288.
Seibel, P. 667, 673.
Seibel, Souffleur II, 501.
Seidenburg 649.
Seiblitz, General 303, 673.
Selle, Chr. G. 552 fg.
Sessa II, 394.
Sévigné, Frau von 82.
Seydel, privilegirter Laborant, 369.
Seydelmann, Karl II, 491 ff., 593.
Seyfried, H. W. II, 65 ff., 156, 175 fg.
Seyler, Frau II, 180.
Shakespeare, W. 39, 450, 479, 502, 507, 590, 592 fg., 596, 697; II, 92, 132, 138 fg., 154 fg., 159, 164, 167, 177, 179, 184, 323, 408, 428, 442, 486, 492 fg., 509.
Shenstone II, 71.
Siede, Joh. Chr. II, 95, 105, 116, 230.
Siek II, 110.
Silberschlag, Joh. E. 338 fg.; II, 11.
Simon, Hofrat 265.
Simonetti 436.
Simrock, K. II, 387, 415, 440, 515,
Sinner, Major von 278.
Sinzendorf, Cardinal 373 fg.
Slodtz, M. A. 665.
Smidt, H. II, 451.
Snethlage II, 583.
Solly'sche Gemäldesammlung II, 474.
Sömmering 357.
Sonnenfels 455; II, 199.
Sonntag, Henriette II, 502 ff., 545
Sophie Charlotte, Königin von Preußen, zweite Gemahlin Friedrich I. 3—14, 15, 26 fg., 34, 45, 51 fg., 65, 83, 90 fg., 93, 102 fg., 104, 110, 114, 135 fg., 150, 159, 162 fg., 174, 215, 237, 269, 327; ihre Mutter 104.
Sophie Dorothea, Königin von Preußen, Gemahlin, Friedrich Wilhelm I. 174, 176, 180, 242, 247, 312, 317, 621 fg.
Sophie Dorothea, Prinzessin 113.
Sophie Dorothea Augusta Louisa, Würtembergische Prinzessin 625.
Sophie Luise, Königin von Preußen, dritte Gemahlin Friedrich I. 6, 36 ff., 54, 67 fg., 71, 88, 135, 143.
Soult Marschall II, 211.
Spalding, Joh. Joach., Prediger

314, 332, 335 ff., 578, 704; II, 9, 100, 202.
Spalding, G. L., Sohn d. vor. II, 100, 203, 288, 307.
Spanheimische Bibliothek 559.
Spanien, König von II, 589.
Spazier, K. 151.
Spee II, 144.
Spener, Christ. Gottlieb 274.
Spener, Joh. Carl 274, 396.
Spener, Phil. Jac. 45, 56 ff., 62 ff., 72, 86, 195, 200, 272; II, 491.
Spieß II, 155.
Spiker, S. H. II, 199, 464, 512.
Spilleke, A. G. II, 582 fg.
Spinoza 347, 422; II, 140, 262, 583.
Spitta 602.
Splittegarb 568.
Splittgerber 680.
Spohr II, 386, 471, 489.
Spontini, G. L. P. II, 481, 495 ff.
Sprengel 462.
Sprögel, Joh. Henr. 19.
Sprögel, J. Th. II, 115.
Stael, Frau von II, 190, 195.
Stägemann, Elisabeth II, 78, 470.
Stägemann, F. A. von II, 78, 199, 354, 399, 408 fg., 470, 490, 545, 569.
Stahl, Georg Ernst 554; II, 202.
Stawinski, Schauspieler II, 490.
Steffens II, 265, 292, 295 fg., 401, 613.
Steffin, Dorothea 205.
Stehely'sche Conditorei II, 544.
Stein, Freiherr von II, 226, 229, 270, 297, 335, 393 fg.
Stein, Karl II, 288.
Stein, Lehrer II, 402.
Steiner II, 614.
Steinert II, 20.
Stephanie, von 592.
Stern, Siegmund II, 451.
Stich, Auguste, Düring Crelinger II, 408, 492, 494, 551.
Stich, Bertha und Clara II, 494.
Stich, W., Schauspieler II, 408, 494.
Sticotti 510 ff., 659.
Stief, Daniel 283 ff.
Stieglitz, Charlotte II, 455, 565.
Stieglitz, Heinrich II, 441 fg., 447, 546, 565 ff., 571.
Stieglitz, Mutter und Onkel d. vor. II, 566.
Stoff, Scharfrichter 287.
Stolberg, Christian von 658.
Stolberg, F. L. von 658; II, 41 fg. 316.
Stoll, Prof. II, 596.
Stölzell II, 200.
Stolze, Baumeister 182.
Stosch, F., Hofprediger II, 99 fg.
Stosch, F. v., Hofrath 454, 561 fg. 679.
Stosch, von, Geh.-Rat 301.
Stosch, Philipp 678.
Strachwitz, Graf II, 450.
Strauß (Wiener) II, 495.
Strauß, D. Fr. 344.
Streckfuß, K. II, 446, 611.
Streit, Sigismund 579 ff., 679 fg.
Strimesius 60.
Struensee, Min. II, 202, 225.
Stubritz, Val. 214.
Sturm 314.
Stützer II, 294.
Suarez 556 ff.; II, 200.
Sucro, Joh. Chr. 416 fg., 436 fg. 638.
Sulkowsky, Graf 624.
Sulzer, J. G. 302 ff., 322, 327, 352, 416, 433, 436, 450, 468, 478 fg., 519, 521, 525 fg., 532, 535, 537 ff. 585; II, 117.
Sulzer, Tochter d. vor. 478 fg.
Suppius, C. E. 436.

Süßmilch, J. P. 339, 350 ff., 587, 708.
Süvern, J. W. II, 296, 576 fg.
Suwarow II, 151.
Sweert, Kammerherr 374.
Swerts, Baron 608.
Swift 526.
Symanski, J. v. II, 405, 438.

Tagliazucchi 608.
Tarone'sches Etablissement 628.
Tassaert, J. P. A. 673, 676.
Teichmann, G. E. 638 fg.
Teichmann, J. V. II, 399, 478.
Teissier 129.
Telemann 48, 302.
Teller, A. W. 332, 335, 337 fg., 388, 459, 578, 704; II, 9, 102, 199 fg.
Tencin, Frau von 497.
Teniers 681.
Terbourg 681.
Terwesten, Augustin 148, 155 fg., 677.
Tesmar, Major von 300.
Tettenborn, Graf II, 351.
Thaer II, 382.
Theden, J. Ch. A. 552 fg.; II, 199.
Therbusch, Anna Dorothea geb. von Lisiewska 457, 681, 685, 691 ff.
Theremin, Franz II, 143, 352.
Thiébault 459.
Thiers II, 558.
Thiersch II, 612.
Tholuck II, 491.
Thomas A. Ch. 360, 499.
Thomasius 196.
Thuanus 122.
Tieck, Fr. II, 379, 476.
Tieck, Ludwig II, 25, 84, 95, 112, 131 ff., 142, 166, 231, 387, 404 fg., 414, 424 ff., 434, 436.
Tiedge 463.
Tiefenbach, J. K. von 680.
Tiefstrunk, J. H. II, 44.
Tintoretto 681.
Titus II, 480.
Toland 4 fg., 9, 13, 136 fg., 168 fg.
Tölken, E. H. II, 473.
Töpfer II, 480.
Tork, Pius 213.
Tork, Dominikus 213 fg., 372.
Törring 596.
Tottleben, General 303 ff.
Tralles II, 253, 307.
Trenck II, 48.
Treskow, von II, 502.
Trisselius, Prediger 53.
Trithemius, Joh. 522.
Trivulzio 431
Troilo, v., Domkapitular 379.
Trojan, J. II, 76.
Tromlitz II, 480.
Turpin II, 144.
Twesten II, 319, 340, 586.
Tychsen 462.
Tzschoppe II, 557 fg.

Uechtritz, Friedrich von II, 431 ff., 479.
Uhden, Staatsrath II, 102 fg., 273 fg., 294, 296, 300 fg., 576.
Uhland, L. II, 117, 316, 393.
Ujhazy, Oberst 299.
Ulrich, J. H. F. 328 fg., 341, 352, 424 fg., 567, 704; II, 360.
Ulrici, Commerzienrath 637.
Ulsperger, J. A. 338.
Unger, Helene Friederike 566 fg.; II, 207.
Unger, J. F. 406 ff.; II, 12, 35, 43, 64.
Unzelmann, C. W. 595.
Unzelmann II, 209.
Unzelmann, K. V. II, 166 fg., 178.
Unzelmann, Minna II, 239.

Unzelmann-Bethmann, Friederike II, 66, 158, 163 fg., 166 fg., 178, 180, 239, 323, 362.
Ursinus, Benj. 55, 58 ff., 186.
Uz 369, 416 fg., 437, 479, 629.

Varnhagen von Ense, K. A. II, 106, 110, 125, 142 fg., 189, 195, 208, 212 fg., 246, 256, 261, 287, 316 fg., 350 fg., 367, 384, 387, 408, 415, 439, 469 fg., 562, 569, 572, 573 ff., 607, 611.
Varnhagen, Rahel, s. Rahel.
Vasari II, 135.
Vatke II, 606.
Veit, Dorothea, s. Schlegel, Dorothea.
Veit, Moritz II, 441 ff., 547.
Velten 44.
Veltheim 39.
Velzen, Joh. 203 fg., 261.
Venturini II, 404.
Vernesobres, Palais 181.
Verona, Decorationsmaler II, 157.
Veronese, P. 681.
Vieweg, Buchhändler II, 43, 148, 526 fg.
Vigne, Chr. 270.
Vignolles, des 516.
Villati 608.
Vinci, Leonardo da 681.
Virchow, R. II, 615.
Vogel, Henriette, geb. Keber II, 326.
Vogel, Pred. 190 fg.
Vogel, Rendant II, 327.
Voigt, Berl. Bürger 685.
Voitus 552.
Vollmer, Wilhelm II, 468.
Voltaire 83, 91, 323, 327, 351, 360, 410, 416, 447, 486, 491 fg., 496 fg., 500—504, 506, 513 fg., 541, 560 fg., 596, 624, 662 ff., 668, 699; II, 183, 399.
Vorberg II, 116.
Voß, Chr. F. 396, 453; II, 192.
Voß, J. H. 697; II, 75, 140, 247, 366, 393.
Voß, Julie von II, 21.
Voß, Julius von II, 83, 211 ff., 229, 237, 322, 386, 441, 480, 500 fg., 505 fg., 507 ff., 512.
Voß, L. von II, 235.
Voß, Minister von II, 54.
Voß, Sophie, Gräfin von II, 21.
Vota, Jesuitenpater 9, 74 fg.
Vulpius II, 365.

Wach II, 473, 476.
Wackenroder, Synd. 569; II, 135.
Wackenroder, W. H. II, 132, 135 fg.
Wackernagel, Ph. II, 402, 519.
Wackernagel, Wilhelm II, 402, 415, 444 ff., 518 fg.
Wadzeck, Professor II, 440.
Wagner, Gelehrter 516, 675.
Wagner, Philosoph 7.
Wagner, Schriftsteller II, 36.
Wahl, Sophie Helmine, s. Weger.
Walch, Lehrer II, 402.
Walter, Dichter II, 72.
Walter, Joh. G. 552 ff.; II, 115, 189.
Walther von Cronegk, Fritz, Freiherr II, 79.
Wanckin, Anna Sophie (Fixelin) 285 ff.
Wangenheim, von II, 400.
Warsing, Geh. Rath von II, 157, 159 fg.
Wartensleben, Hofmarschall von 318.
Waser, Joh. H. 526 fg.
Watteau 270, 662, 679.
Weber, Bernh. Ans. II, 159, 239, 391 fg.
Weber, C. M. von II, 39, 322, 487, 495 ff.
Weckherlin II, 114.
Wegeli, Wilh. C. 466, 619.
Wegell 95.

Wegener, C. F. 318, 419 ff., 431 fg., 631.
Weger, Sophie Helmine II, 94.
Weidemann, F. Wilh., Maler 118, 674.
Weidner, A. 259.
Weise, Mich. 219.
Weisleder 368.
Weiß, Joh. II, 27, 299.
Weiße, C. F. 461, 591 fg.
Weißenthurm, Amalie von II, 480, 513.
Welker II, 612.
Wenzel, J. Fr. 150 fg.
Werder K. II, 442 ff.
Werner, Maler 156.
Werner, Zacharias II, 165, 238, 305, 317, 353, 410, 427, 479.
Wernicke 22.
Wessel, Joh. 115.
Wesseling, Stadtmakler 132.
Wessely, H. 383, 704.
Wessely, Musiker II, 159.
de Wette II, 296, 339, 398, 409, 590.
Wewer II, 43.
Weyhenmeyer, Bildhauer 159.
Weyl, L. II, 464.
Wezel, J. K. 431, 596.
Wichmann, L. II, 472, 475.
Wiecker, Erdmann 28.
Wiedemann, Prediger 273.
Wieland 452, 525 ff., 595; II, 87 fg., 117, 140, 142, 146 fg., 150 fg., 180.
Wienbarg, Ludwig II, 559.
Wilcke, Kammergerichtsrath II, 502.
Wilhelm, preußischer Prinz II, 287, 560.
Wilhelm, Prinzessin, Marianne, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg 287 fg., 335, 344, 592. — Ihr Sohn 335.
Wilhelm I., Kaiser von Deutschland II, 476.
Wilken, Friedrich II, 404, 596 fg.
Willamov, J. G. 479 fg., 687.
Willemer II, 151.
Willisen II, 470.
Wilmsen, F. E. 704; II, 281.
Winckelmann 487 fg., 561 fg., 678; II, 259, 380.
Winkel, Therese aus dem II, 152.
Winkler, Prediger 60.
Winkler, Secretär II, 151.
Winterfeld, General 673, 685.
Withöft, Schauspieler 595.
Withöft, Tochter d. vor. 595.
Witte, K., d. Aeltere II, 152, 440.
Wittenberg II, 152.
Wittgenstein, Fürst II, 569.
Wittgenstein, von, Hofmarschall 142.
Wittgenstein, von, General II, 333
Witzleben II, 502.
Witzleben-Trommlitz II, 407.
Wloemer II, 200, 202.
Wolf, F. A. 427; II, 116, 120, 240, 251, 256—261, 262, 266, 268, 270, 293 ff., 298 fg., 382, 403, 572, 585, 601 fg.
Wolfart, C. II, 288.
Wolfart, K. Ch. II, 309 fg.
Wolff, Albert II, 472, 475.
Wolff, Amalie II, 385, 493.
Wolff, Christian 120, 192 ff., 197 fg. 339, 347, 361, 391, 515, 524 fg., 534, 564, 577; II, 123 fg.
Wolff, Emil II, 475.
Wolff, Pius Alexander II, 322, 385, 477, 480, 486 fg., 490, 493, 512.
Wolff (musik.), Secretär 604.
Wolfgang, Joh. Georg 151.
Wolke II, 392.
Wollheim II, 451.
Wöllner, J. Chr., Minister 431, 539; II, 6—19, 99 fg., 158, 409.
Woltersdorff, Th. C. G. 340 fg., 582; II, 11.
Woltersdorff, Vater des vor. 340.
Woltmann, A. 181; II, 39, 475.

Woltmann, Caroline II, 561.
Woltmann, C. F. II, 62, 120, 163, 211, 229, 234, 349, 561.
Wouwermann 681.
Wülckenitz, von, Oberjägermeister 24.
Wulff, M., Frau II, 201.
Württemberg, Eugen Friedrich Prinz von 603.
Württemberg, Prinz von 303 fg.
Würzer, Heinrich II, 9 ff., 49, 68.

York, Herzog von 625.

Zachariae, F. W. 433.
Zastrow II, 220.
Zaumsegel II, 70.
Zedlitz, Minister 375, 572, 575 ff.; II, 7, 14, 126.
Zedlitz, L. Freiherr von II, 464.
Zeitz, J. G. 17.
Zelter, K. Fr. II, 163, 186, 201, 369, 372 fg., 381, 471 fg., 477, 497.
Zerbst, Frl. von 322.
Zeucker, Joh. G. II, 115.
Zeune II, 107, 298, 316, 337, 340, 439, 545, 572.
Ziegler 128.
Ziehen 427.
Zierotin-Lilgenau, Graf von 608.
Zieten 701; II, 526.
Zimmer II, 339.
Zinzendorf, Graf 198 ff., 362 ff.
Zirngibl II, 530.
Zöllner, Johann Friedrich 313, 315, 424 ff., 704; II, 13, 29, 38, 101 fg. 113, 202.
Zumpt II, 392, 584 ff., 612.
Zunz, L. II, 431, 437, 572.
Zwantzigk, Zacharias 129 fg.
Zygmontrowsky, Nicolaus 632.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032250355